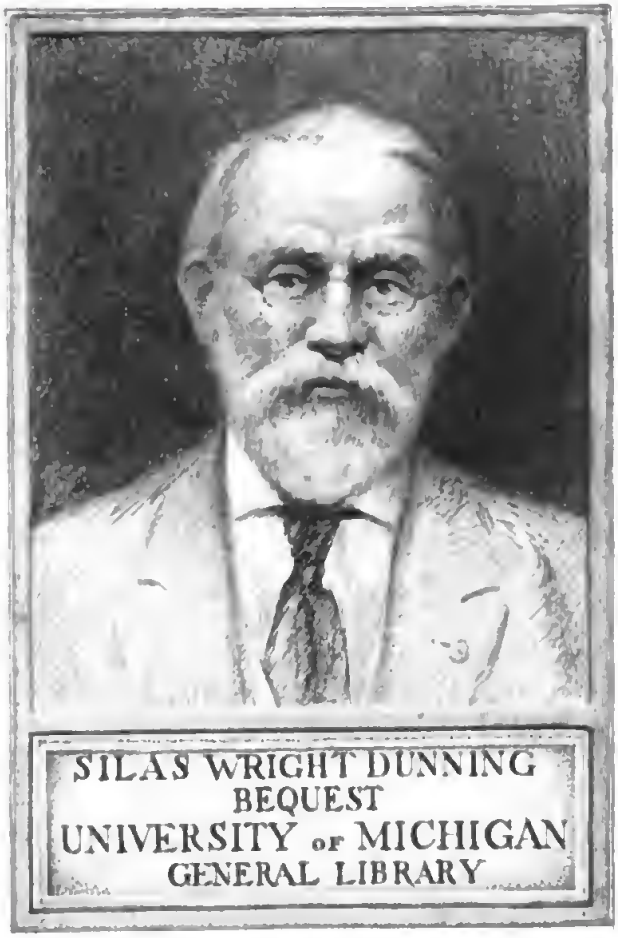
Die Gesellschaft



SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY

AT
30
.G-3

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet und herausgegeben

von

M. G. Conrad.

Schriftleitung: **Hans Merian.**

Jahrgang 1894. Drittes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich.

Dunning
Nestler
12-9-35
31146

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Adler, Moritz, Das Erprobungsbedürfnis der Institutionen und der Krieg	1001
Bierbaum, Otto Julius, Hans Thoma	1017
Conrad, M. G., Mit Purzelbäumen rückwärts	841
Volkslitteratur und der Weimarer Schriften-Verbreitungs-Verein	987
Deutsche Vergnügungsreisen	1115
Aus dem Münchener Kunstleben	921, 1092, 1210
Dehmel, Richard, An meine Gönner	1090
Dichteralbum, Unser (mit Beiträgen von O. J. Bierbaum, Karl Bleibtreu, Karl Busse, Richard Dehmel, Gustav Adolf Erdmann, Gustav Falke, Walter Harlan, Eduard Heß, A. von Krane, Willy Lentrodt, Emil Rechert, Heinrich von Reder, A. von Sommerfeld, Ottokar Stauf von der March, Gottlieb Steger, Wilhelm Weigand)	859, 1030, 1128
Eisner, J., Julius Kulka. Ein Erinnerungsblatt	916
Ertl, Emil, Familie Martin. Erzählung	1137
Falke, Gustav, Aber die Liebe. Ein Ehemanns- und Menschenbuch von Richard Dehmel	903
Fischer, Otto, Gräfin Flora. Capriccio	1053
Friedrich, Bernhard, Vorspiele	1037
H., F. A., Schlagende Wetter	1068
Herzog, Leopold, Die Passionsspiele im deutschen Böhmerwalde (Höritz)	944
Hofmiller, Josef, Sixtus Beckmesser von der Münchener Akademie der Tonkunst	934
Humperdinck, E., Mein Lebenslauf	1126
Jentsch, Karl, Die Lehre vom Tyrannenmord	1117
Kniepf, Albert, Doktor Faust und die modernen Sozialpolitiker	1204
Kritik: Agrarpolitik: S. 961. — Bibliographie: S. 985, 1113, 1241. — Czechische Litteratur: S. 981. — Dänische Litteratur: S. 1107. — Dramen: S. 957, 1102, 1233. — Französische Litteratur: S. 972, 1237. — Frauenfrage: S. 965. — Italienische Litteratur: S. 977. — Kriegshandwerk: S. 1108. — Litteraturgeschichte: S. 962, 1234. — Lyrik: S. 955, 1099, 1232. — Pädagogik: S. 961. — Romane und Novellen: S. 951, 1095, 1230. Sozialpolitische Schriften: S. 959. — Spanische Litteratur: S. 979. — Vermischtes: S. 983, 1109, 1240. — Vermischte Schriften: S. 966, 1103, 1235.	
Langmann, Philipp, Ein Streber	1042
Lowke, Gustav, Aus dem Reiche der Zwerge. Ein Märchen	891

Digitized by Google

Seite

Mauke, Wilhelm, Akkorde und Dissonanzen vom deutschen Olympia 1215
Mayer, Wilhelm, Aus dem Frankfurter Kunstleben 1093
Merian, Hans, E. Humperdincks Märchenspiel „Hänsel und Gretel" 1184
Panizza, Oskar Die „unsittlichen" Gebrüder Grimm und die neue „Sittlichkeit" jüdisch-deutscher Verlagsbuchhändler 919
Scheerbart, Paul, Phantastische Geschichten (en miniature) 1133
Schwann, M., Das Christentum und die Gewalt. Zu einem neuen Buche Leo Tolstojs 844
Starkenburg, Heinz, Herr Mauke und seine „Frau" 1086
Steger, Gottlieb, Unentrinnbar 875
Stein, Maximilian, Militarismus und Friedensgesellschaft 1201
Steinmeyer, J., Zum Fall Billroth 895
Tolstoj, Graf Leo, Gedanken über Henry Georges Reformbestrebungen . . . 856
Wundtke, Max, Zur Psychologie der erzählenden Kunst der Zukunft 1192

Porträts:

Leo Tolstoj.
Hans Thoma.
E. Humperdinck.

Левъ Толстой

Digitized by Google

Mit Purzelbäumen rückwärts.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Mit Purzelbäumen rückwärts, nicht aufrechtstehend, nicht das Auge dem Himmel zugewandt, nicht die Brust gegen den Wind. Auch nicht mit ehrlichen Fanfaren, die immer etwas Heldenhaftes haben, ob sie dahin oder dorthin blasen.

Nein, mit Purzelbäumen, in kugeliger Bewegung, wobei man sich auf Allerlei hinausreden kann, zum Beispiel, daß es nur des Scherzes wegen, aus naiver Kinderei, oder weil man sich dabei von der üblichen Marschpose mit dem aufrechten Rückgrat ein wenig erholt, oder weil in allem Abwechslung ergötzlich sei.

Und über die Ausrede hinaus, wenn's wider Erwarten doch zu schief geht und auf den Purzelbaum ein Halsbruch steht: Ableugnen! Wer erfrecht sich zu behaupten, daß im kleindeutschen-preußischen Reich rückwärts marschiert wird, in die Dummheit, Feigheit und Knechtschaft hinein? Wer erhebt den Vorwurf, daß wir der Freiheit, dem Geist, der Schönheit, allem, was das höhere Menschentum lockend schmückt und das staatliche Leben herrlich und adelig macht für den Geringsten aus dem Volke — wer erhebt den Vorwurf, daß wir dem allen keine Heimstätte bereiten, daß im Reiche von Preußens Witz und Gnade nicht mehr Raum sei für den Flügelschlag einer stolzen, hochgemuten Seele?

Mit Purzelbäumen rückwärts, in tausend kleinen Sätzen, aber stetig, ein Stück der Freiheit und Schönheit ums andere unter den Buckel und den Hintern genommen und darüber hinweg, aber mit den Heuchelgeberden der „höheren Erwägungen", der „höheren Staatsinteressen", mit der Tartüfferie der „höheren Sittlichkeit", der „religiösen Ideale" — —

Und so fort, Menschenalter hindurch, durch alle Schulen und Amtsstuben und Gerichtskammern hindurch, mit dem Kommandoruf und klingendem Spiel und den bunten Farben des Militarismus, mit tausend Alltagsbyzantinismen, mit hunderttausend kleinen Mittelchen — —

Gewöhnung ist alles. Ist erst einmal das Gehirn betäubt, das Auge stumpf und für gewisse Farben blind, das Ohr eingeschläfert, der Unabhängigkeits- und Selbstbestimmungssinn hypnotisiert, dann bietet die absolutistische Dressur der Herde keine Schwierigkeiten mehr.

Das kleindeutsche-preußische Reich ist trotz aller sozialistischen Spektakeleien in der paralysierenden Dunst- und Stickluft der Großstädte der bestdressierte Staat der Welt. Daran würden selbst etliche anarchistische Experimente und Versuchsbomben nichts ändern.

Also methodisch mit Purzelbäumen rückwärts — und wo sich unliebsame Stockungen ergeben und Massenstauungen, bringt der geschickt gehandhabte Berliner Gummischlauch sofort wieder die wünschenswerte Ordnung und Regelmäßigkeit.

Es giebt keine sogenannte Öffentlichkeit — es giebt keine berechtigte Wahrnehmung sogenannter öffentlicher Interessen durch nicht offiziell beamtete, nicht von staatswegen uniformierte Leute, hört ihr's, ihr sogenannten Vertreter der Presse und der sogenannten öffentlichen Meinung im kleindeutschen-preußischen Reich? Es giebt nur den allmächtigen Staat, nur das absolute Beamtentum, nur die unfehlbare Censur von oben und unterthänigste, treugehorsamste Unterwerfung von unten.

Mit Purzelbäumen rückwärts und Vaterunser dazu gebetet und Choräle und Litaneien dazu gesungen und zur Lungen- und Herzstärkung Hurrah dazu gerufen, denn nur so verdient sich ein Volk den Ruhm, das civilisierteste, schönste, geistreichste, wohlhabendste, stärkste und fröhlichste Volk zu sein von allen Völkern auf Erden.

Und die Denker und Dichter, die in allen Dingen das sublimste Verständnis erweisen, richten sich ein, die einen auf ihre Begriffe, die andern auf ihre Träume, die einen auf ihre wissenschaftliche, die andern auf ihre künstlerische Spezialität; Forschung und Mystizismus sinken sich in die Arme: Ach, wir Auserlesenen, wir Aristokraten des Geistes, wir Übermenschen — was kümmert uns das gemeine Volk mit seiner gemeinen Politik? Was schert uns hehre Idealisten und Symbolisten das unterdrückte Pack mit seiner naturalistischen Sorge und Beschränktheit, uns, die wir im unendlichen Glanze strahlen? Weckrufe der Freiheit? Heldentum in Sprüchen und Liedern? Überlaßt das doch dem lahmen Kerl, dem ungelehrten und unkünstlerischen Tyrtäus und seinen plebejischen Genossen! Ach, wir Auserlesenen, wir Sublimen, wir Aristokraten des Geistes, wir Übermenschen — Hallelujah!

Mit Purzelbäumen rückwärts, unter den Wolluſtſchauern der Harmoniſchen, der Dekadenten, der Nirgendswiderſtrebenden, der Überallzukreuz-Gekrochenen — —

„Es war ein harmoniſches Leben, das hier zum Abſchluß gekommen,“ thränte jüngſt die große ſchwäbiſche Göttertante vom Neſenbach am Sarge Ludwig Pfaus, der Beides geweſen, leider, ein Künſtler und ein Volksmann, der Beides nicht zu trennen vermochte, leider, das Leben des Volkes und das Leben der Kunſt! Wie müſſe man's „im Intereſſe ſeiner harmoniſchen Entwicklung“ bedauern, daß der hochbegabte Künſtler und Kritiker nicht von der Politik laſſen konnte! Was ging ihn denn die garſtige Politik an?

Ach, und wie iſt es nur faßlich, daß ein ſo umſichtiger Gelehrter und ſeiner Stilkünſtler wie Ludwig Quidde ſo etwas wie dieſen „Caligula“ ſchreiben konnte! Kann ſo etwas Disharmoniſches und die peinlichſten Vergleiche Anregendes wie dieſe Lebensſtudie römiſchen Cäſarenwahnſinns im Arbeitsbereiche eines jungen deutſchen Hiſtorikers von der feinen Herkunft eines bremenſer Patriziers liegen? Oder wenn ein ſo vornehmer, ſcharfſinniger Geiſt doch nicht davon laſſen kann, ſich in antikes Seelenleben zu vertiefen und klaſſiſche Herrſcherbilder künſtleriſch zu geſtalten, warum hat er nicht ſtatt des häßlichen Caligula den liebreizenden Titus, die Wonne des Menſchengeſchlechts, gewählt? Wie kam er denn dazu, eine ſo ungeſchickte und unſchickliche Wahl zu treffen? Dergleichen wäre bei Engländern, Amerikanern, Franzoſen u. ſ. w. verſtändlich und entſchuldbar, ja, vielleicht mit Auszeichnung zu begrüßen und in deutſcher Überſetzung mit großem Behagen zu genießen — aber bei einem Deutſchen unter deutſchen Reichsbürgern, oh, oh, oh! Für vornehme, harmoniſche Naturen iſt doch die römiſche Kaiſergeſchichte nicht etwa dazu da, als Spiegel für andere, nichtrömiſche Kaiſertümer zu dienen? Wie dürfte ein wirklich bedeutender und anſtändiger deutſcher Gelehrter von ſeiner erhabenen Wiſſenſchaft einen ſo geſchmackloſen Gebrauch machen! Oh, oh, oh —

Mit Purzelbäumen rückwärts überall im herrlichen kleindeutſch-preußiſchen Reich, in der Rechtſprechung, in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Verwaltung und Preſſe, in Geſelligkeit und Kurzweil, zum erheiternden Beiſpiel und Frohlocken aller Völker ringsum, die ihre Augen auf uns gerichtet halten, auf uns Muſterdeutſche, die wir nichts fürchten auf der Welt als Gott und den Staatsanwalt und den Polizeiſpieß und die Schwiegermutter und den Erbonkel und die Philiſtermeinung und die Kritik der höheren Tochter und den Moralkodex der Gartenlaube und die höhere Intelligenz des Unteroffiziers und die Juden und die Jeſuiten und die Freimaurer und den Bauernbund. Denn uns gehört das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen.

Das Christentum und die Gewalt.

Zu einem neuen Buche Leo Tolstojs.

Von Dr. M. Schwann.

(Zürich.)

In keinem Zeitalter — sagt Buckle — sind die Schriftsteller so verschwenderisch belohnt worden, als unter der Regierung Ludwigs XIV., und in keinem sind sie so gemein gesinnt, so knechtisch, so durchaus unfähig zur Erfüllung ihres großen Berufes, als Apostel des Wissens und Missionäre der Wahrheit gewesen. Die Geschichte der berühmtesten Autoren jener Zeit beweist, daß sie trotz ihrer Fähigkeiten und Geisteskräfte nicht imstande waren, der sie umringenden Verderbnis zu widerstehen. Um des Königs Gunst zu gewinnen, opferten sie den unabhängigen Geist, der ihnen teurer als das Leben hätte sein müssen. Sie gaben die Erbschaft des Genius weg und verkauften ihre Erstgeburt für ein Linsengericht. Was damals geschah, würde bei gleichen Umständen auch jetzt geschehen. Ein kleines Häuflein ausgezeichneter Denker wird wohl eine Zeitlang imstande sein, dem Druck der Zeitstimmung zu widerstehen. Sehen wir jedoch auf die Zeitstimmung im allgemeinen, so kann die Gesellschaft sich keiner Klasse anders als vermittelst der eigenen Interessen derselben mit Sicherheit bemächtigen. Daher ist jedes Volk verbunden, Sorge dafür zu tragen, daß die Interessen der Schriftsteller auf seiner Seite und nicht auf der seiner Herrscher stehen."

Keine Zeit und kein Volk, selbst nicht unsere heutige Zeit und unser heutiges deutsches Volk, hat dieser seiner Pflicht wohl weniger gedacht, als die Franzosen in jenen Tagen der äußerlich so prunk-, innerlich so jammervollen Regierung des „Roi soleil". Unproduktivität des Volksgeistes auf allen Gebieten ohne Ausnahme war die Folge davon, daß das Volk seine Schriftsteller im Stiche ließ und sie rückhaltlos der „Gnade" der Mächtigen preisgab. Eine natürliche Folge war es, daß die Geister der Menschen „aus den höheren Gebieten" vertrieben, sich in die niederen flüchteten und diesen ihre Kräfte widmeten, „wo nicht die Entdeckung der Wahrheit, sondern die Schönheit der Form und des Ausdruckes Hauptziele des Strebens ausmachen". Und dieses hatte dann wieder zur Folge, daß das Unterscheidungsvermögen sich erst recht verwirrte und das Gefühl für Wahrheit um so mehr verloren ging. Schon im Jahre 1695 hatte ein gewisser Bois-Guillebert ein Buch verfaßt, worin der Beweis angestrebt wurde

dafür, daß seit 1660 alles in Verfall geraten. Man sah in demselben das Werk eines Narren, und erst einer späteren Zeit blieb es vorbehalten, die Richtigkeit der Erkenntnisse Bois-Guilleberts anzustaunen. Er von seinen Zeitgenossen hatte allein begriffen, daß Ludwig XIV. nichts anderes gethan hatte, als den Verfall zu organisieren.

Es ist ja gewiß, daß die Litteratur eine Kunst ist; aber ebenso sicher ist es, daß sie nicht nur eine Kunst sein darf. Die Zeit mußte auch für Frankreich kommen, wo sie, geführt von den geistigen Vätern der Revolution, aufhörte, ein bloßes Ziel zu sein, sondern zum Mittel wurde. „Sie mußte eine Macht werden", wie ein geistreicher Franzose sich ausdrückt, der zu Anfang der fünfziger Jahre, als eben das Kaisertum Napoleons III. in Sicht trat, sein Buch über Voltaire mit dem festen Satze eröffnete: „Jetzt oder nie ist der Augenblick, zu sagen, was man denkt, und zu bedenken, was man sagt!"

Und jetzt oder nie ist wieder eine Zeit gekommen, wo es notthut, zu sagen, was man denkt, zu bedenken, was man sagt, und wieder ward die Litteratur sich bewußt, daß ihr Beruf ist, eine lebendige und belebende Macht zu sein. Ist doch die Pflege der schönen Form noch lange nicht immer ein Zeichen für die Gesundheit und Kraft der Litteratur, ja, ohne Übertreibung kann man sagen, daß von dem Augenblicke an der Geist eines Schrifttums zum Niedergange wankt, wo eine einseitige Pflege der Form sich bemerkbar macht, wo die ästhetischen Forderungen zu alleinherrschenden werden.

Nicht viele unserer zeitgenössischen Schriftsteller haben diese Prinzipien mit tieferem Ernste in sich aufgenommen und zur Darstellung gebracht, als der Russe Tolstoj. Von seinen ersten Schöpfungen an bemerkt man bei ihm ein rastloses Vorwärtsstreben, eine sich nie genügende, nie stillstehende geistige und moralische Vertiefung, die das charakteristische Merkmal seiner Schriften wie seines Lebens ausmacht. Gesinnung ist ihm von Bildung unzertrennlich, er ist der geschworene Feind jeder sogenannten „Bildung". Legt nun ein solcher Mann mit der Kühnheit und dem siegessicheren Idealismus der Jugend in einem Alter, da andere mit ihrem Leben und ihren Gedanken bereits in Ruhestand treten, ein umfassendes Bekenntnis seiner Welt- und Lebensanschauung dar, so bedeutet dies in einer so rast- und ruhelosen Zeit, wie der unsrigen, gewiß mehr, als ein litterarisches Ereignis, es ist eine historische That. Es klingt nicht nur so, sondern es ist der Zwang, den eine tiefernste Moralität auf diesen schöpferischen Geist ausübt, es ist der Zwang des wirklichen Berufes, der Drang nach rücksichtsloser Darstellung der Wahrheit, aus welchem Tolstojs Buch „Das Reich Gottes ist in Euch" geflossen ist.

„Mystik" — so möchte man wohl bei dem Lesen dieses Titels ablehnend rufen. Doch gemach! Das Buch führt einen doppelten Untertitel, welcher dieses Vorurteil schnell zurückdrängt: „Das Christentum als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre", und „Christi Lehre und die allgemeine Wehrpflicht". Damit ist Ausgang, Ziel und Zweck des Buches so klar wie möglich umschrieben, und was es sonst noch mit der „Mystik" auf sich hat, wollen wir sofort sehen. „Das Christentum wird jetzt von Bekennern der kirchlichen Lehre als eine übernatürliche, wunderbare Offenbarung alles dessen aufgefaßt, was im Symbol des Glaubens gesagt ist, von den Ungläubigen dagegen als eine von der Menschheit überwundene Erscheinungsform ihres Glaubensbedürfnisses an das Übersinnliche, wie eine historische Erscheinung, die ihren vollkommenen Ausdruck gefunden hat im Katholizismus, in der rechtgläubigen Kirche, im Protestantismus, und die für uns keinerlei vitale Bedeutung mehr hat. Für die Gläubigen liegt die Bedeutung der Lehre in der Kirche, für die Ungläubigen in der Wissenschaft.

„Ich will zunächst von den ersteren sprechen. Vor achtzehnhundert Jahren trat inmitten der heidnisch-römischen Welt eine merkwürdige neue Lehre auf, die mit keiner früheren zu vergleichen war, und die einem Menschen, Christus, zugeschrieben wurde.

„Diese neue Lehre war nach Form und Inhalt völlig neu, sowohl für die jüdische Welt, in deren Mitte sie entstand, als auch besonders für jene römische Welt, in deren Mitte sie gepredigt und verbreitet wurde.

„Inmitten der hohen Entwicklung religiöser Vorschriften im Judentum, wo nach den Worten des Jesaias Vorschrift auf Vorschrift folgte, und inmitten der äußersten Vervollkommnung der Gesetzgebung im Römertum trat eine Lehre auf, die nicht nur jede Gottheit — jede Scheu vor ihr, jede Prophezeiung und den Glauben an sie verwarf, sondern auch alle menschlichen Einrichtungen und ihre Unentbehrlichkeit. Anstatt aller Vorschriften früherer Bekenntnisse stellte diese Lehre nur das Muster innerer Vollkommenheit, der Wahrheit und der Liebe in der Person Christi auf."

Der Ursprung der Lehre war also nach Tolstoj kein mystischer. Doch „siehe — seit den Uranfängen traten Männer auf, welche von sich behaupteten, daß der Sinn, den sie der Lehre gaben, der einzig wahre sei, und zum Beweise dessen dienten die übernatürlichen Erscheinungen, die die Richtigkeit ihrer Auffassung bestätigten. — Dies war der Hauptgrund der ursprünglich falschen Auffassung der Lehre und späterhin ihrer vollständigen Verstümmelung. — Man setzte voraus, die Lehre Christi werde den Menschen nicht wie jede andere Wahrheit überliefert, sondern auf eine besondere übernatürliche Art, so daß die wahrhaftige Auffassung der Lehre nicht durch

die Übereinstimmung des Überlieferten mit den Forderungen der Vernunft und der ganzen menschlichen Natur bewiesen wird, sondern durch die Wunderbarkeit der Überlieferung, die als ein unanfechtbarer Beweis der wahrhaftigen Auffassung gilt. Diese Voraussetzung entsprang der falschen Auffassung, und ihre Folge war die Unmöglichkeit einer richtigen Auffassung.

„Dies begann in den allerersten Zeiten, als die Lehre noch so unvollständig und oft verkehrt aufgefaßt wurde, wie wir das an den Evangelien und Apostelgeschichten sehen. Je weniger die Lehre begriffen wurde, desto unverständlicher erschien sie und desto notwendiger waren die äußerlichen Beweise für ihre Wahrhaftigkeit. Den Satz, thue andern nicht, was du nicht wünschest, daß man dir thue, brauchte man nicht durch Wunder zu beweisen, für diesen Satz brauchte man nicht Glauben zu fordern, weil dieser Satz an und für sich überzeugend ist, da er der Vernunft und der Natur des Menschen entspricht. Den Satz aber, daß Christus Gott sei, mußte man durch Wunder beweisen, die vollständig unbegreiflich sind.

„Je unklarer das Verständnis der Lehre Christi war, desto mehr Wunderbares nahm sie an; und je mehr Wunderbares sie annahm, desto mehr entfernte sich die Lehre von ihrem Sinne und desto unklarer wurde sie, und je mehr sie sich von ihrem Sinne entfernte und je unklarer sie wurde, desto stärker mußte sie auf ihre Unfehlbarkeit pochen und desto weniger verständlich wurde die Lehre." So kam es „logisch in unsern Zeiten bis zu den Glaubenssätzen der Transsubstantiation und der Unfehlbarkeit des Papstes oder der Bischöfe oder der Schrift, das heißt bis zu dem völlig Unverständlichen, bis zum Unsinn und bis zur Forderung des blinden Glaubens nicht an Gott, nicht an Christus, ja nicht einmal an die Lehre, sondern an eine Person, wie im Katholizismus, oder an Personen, wie in der rechtgläubigen Kirche, oder an ein Buch, wie im Protestantismus."

Für diese logische Entwicklung, welche wir nur bruchstückweise zu geben vermögen, hat Tolstoj die historischen Nachweise keineswegs versäumt. Was er will, ist uns aber dennoch klar: er will vom Christentum, auch von dem sogenannten Kodex desselben, der Bibel, nichts gelten lassen, als was sich mit der gesunden Vernunft verträgt. Und damit schwingen wir uns über das Christentum zum Menschentume hinaus. Gleich Voltaire geht er von Christus aus, um das sogenannte Christentum zu bekämpfen, gleich ihm ist er ein Mensch, der es wieder einmal unternimmt, „an den Grundsäulen des Thrones und Altares zu rütteln". Und wenn sie nicht sofort zusammenbrechen, so mögen wir uns mit Schiller vertrösten:

„Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur."

Dies ist stets das Resultat eines nicht durch Erkenntnis vermittelten, sondern durch nicht mehr zu ertragende Not erzwungenen Fortschrittes, bei welchem der wilde Instinkt, nicht aber das Bewußtsein die Führung übernahm. Und dieses Resultat haben wir stets, auch von dem früheren oder späteren Fortschreiten des russischen Volkes, zu erwarten, wenn regierende Thorheit oder gekröntes Verbrechen fortfährt, die Bildung einer mit den Erkenntnissen unsrer Zeit im Einklange stehenden öffentlichen Meinung gewaltsam zu hintertreiben. In Deutschland ist dies trotz der unverhohlenen Neigung dazu einfach infolge der bisher erkämpften freiheitlichen Positionen auf die Dauer nicht mehr möglich, aber in Rußland fehlen diese materiellen und geistigen Grundlagen bis heute, und weil sie fehlen, ist an ein ungestörtes Fortwachsen der Erkenntnis ins Volk hinein kaum zu denken.

Soll es nun trotzdem zu jenem Ergebnisse kommen, welches uns Schiller so furchtbar zeichnet? Tolstoj liegt dieser Gedanke so fern, wie nur möglich. Aber Tolstojs Buch ist, wie verschiedene seiner früheren Arbeiten, in Rußland verboten, und wenn es nicht den Gegnern der Tolstojschen Wahrheitsliebe gestattet würde, in Zeitungen und Zeitschriften gegen Tolstoj zu polemisieren, würde sein Volk nicht einmal in engerem Kreise etwas von seinen Arbeiten erfahren. Das aber ist ein absolut unnatürlicher Zustand und, weil er es ist, muß er die unnatürlichsten Früchte zeitigen. Die halben und verdrehten Wahrheiten, welche aus solcher Polemik zum Volksgeiste durchsickern und dort halbe und verdrehte Erkenntnisse auslösen, sind naturgemäß gefährlich und verderblich, während dies die ganze ehrliche und freie Kenntnisnahme der Tolstojschen Schriften nicht ist. Solche halbe Wahrheiten beunruhigen nur die Volksseele, ohne ihr die Kraft eines festen Bewußtseins, eines zum Ziele dringenden Urteils zu geben, und daraus kann niemals Gutes erwachsen. Es muß sich des russischen Volkes allmählich jenes Gefühl bemächtigen, wie es einen in höchster Not befindlichen Menschen befallen würde, dem man in künstlicher Dämmerung ein Buch überreichte mit der Aufforderung: „Da lies! Die Mittel sind hier angegeben, mit denen du deine Not zu heben vermagst!" Der Arme sieht das Buch, er erspäht noch auf weißem Grunde die grau verschwimmenden Züge der Schrift, er enträtselt einige Worte, aber lesen, sich die Rettung holen vermag er

Digitized by Google

nicht, weil es zu dunkel ist. Da muß die dumpfe Verzweiflung zur Tobsucht werden, zur Tobsucht gegen die, welche ihm den Schirm vor der Wahrheit Sonne gezogen, damit er niemals lesen könne, zur zerstörenden Tobsucht gegen alles, woran er im dämmernden Dunkel stößt, das ihm als Hindernis, als Ursache jener Lichtberaubung erscheint.

Sind diese Thatsachen für die Entwicklung und Befreiung des russischen Volkes nun auch von allergrößter Bedeutung, so ist damit die Bedeutung des Tolstojschen Buches noch keineswegs erschöpft. Denn es ist, wenn auch aus jenen russischen Zuständen direkt entsprungen, doch ein Erzeugnis des Geistes, der uns alle bewegt und weit über Rußlands Grenzen hinausträgt. Es ist ein Buch von europäischer, von menschheitlicher Bedeutung. Inhaltlich über dasselbe berichten, hieße es hier wieder zum Abdrucke bringen, denn Satz ist an Satz, Glied an Glied mit so einfach natürlicher Logik geknüpft, daß es nur als Ganzes ganz genossen und gewürdigt werden kann.

Bewegender Faktor in aller Entwicklung ist auch für Tolstoj die zum Bewußtsein gesteigerte Sehnsucht alles natürlichen Werdens und Wachsens zu seiner Vollendung. Dieser positiv wirkende Lebenstrieb, der sich auf seiner höchsten Stufe als Erkenntnistrieb äußert, ist der primäre Faktor auf allen Gebieten. Ihm entsteigen unsere erweiterten Bedürfnisse, und ihnen wieder unser ökonomisches Denken, Forschen und Handeln. Handelte es sich heute oder jemals bloß um einen Erhaltungstrieb, so könnte man wohl mit Marx sagen: „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.“ Aber es handelt sich nicht nur um Erhaltung und Sein, sondern um Leben und Werden, um Fortentwicklung, und in diesem Flusse ist das Bewußtsein nicht immer nur ein ausschließlich getragenes und von andern Faktoren erzeugtes Element, sondern auch ein tragendes und in die Zukunft zeugendes. Im gesellschaftlichen Sein wird das Bewußtsein vielleicht von diesem bestimmt, im gesellschaftlichen Werden wirkt es ebenso bestimmend auf die ökonomischen und wirtschaftlichen Bildungen der Zukunft.

Diese Erkenntnis liegt dem Buche Tolstojs zugrunde. „Wie ein einzelner Mensch höchst selten seine Lebensweise nur nach den Weisungen der Vernunft ändert und meist ungeachtet des neuen Sinnes und der neuen Ziele, die die Vernunft ihm weist, seine alte Lebensweise fortführt und sie nur dann verändert, wenn sein Leben in vollem Widerspruch steht mit seinem Bewußtsein und infolgedessen quälend wird; so fährt auch die Menschheit, nachdem sie durch ihre religiösen Führer den neuen Sinn des Lebens, die neuen Ziele, denen sie zuzustreben hat, erkannt hat, auch nach dieser Er-

kenntnis noch lange fort, in ihrer Mehrheit die alte Lebensweise zu führen, und wird zur Annahme der neuen Lebensauffassung erst dadurch gebracht, daß ihr die Unmöglichkeit der Fortsetzung der alten Lebensweise bewußt wird."

Das Bewußtwerden dieser Unmöglichkeit bis zu jenem quälenden Grade zu steigern, hat Tolstoj als seine Aufgabe erkannt, und er hat diese Aufgabe in so mächtig eindringlicher Weise zu lösen versucht, daß wir ihm unbedingt zugestehen müssen: es ist trotz seiner friedlichen und gewaltlosen Tendenz oder gerade wegen derselben das radikalste Buch, welches unsere Zeit hervorgebracht hat, radikal bis in seine letzten Konsequenzen hinein. Und wer sich etwa daran stoßen möchte, daß die Entsagungstendenz des Christentums in diesem Buche zuweilen durchzubrechen scheint, den verweisen wir darauf, daß das geforderte Maß der Entsagung nicht unter den Grad einer nach modernen Begriffen menschenwürdigen Lebenshaltung hinabsinkt, sondern der Grundgedanke der ist, den schon Shakespeare im Kaufmann von Venedig ausdrückt mit den Worten: „Es sind die ebenso krank, die sich mit allzuviel überladen, als die bei nichts darben." Es ist der gleiche Grundgedanke, den wir in Goethes Wilhelm Meister finden: „Auf bequemen Müßiggang so gut als überstrengte Arbeit, auf Willkür und Überfluß wie auf Not und Mangel sieht Natur mit traurigen Augen nieder; zur Mäßigkeit ruft sie; wahr sind alle ihre Verhältnisse und ruhig alle ihre Wirkungen."

Mit allen unsern Lebensbegriffen, wie Staat, Kirche, Ordnung, Wahrheit u. s. w. geht Tolstoj so furchtbar und unerschrocken ins Gericht, wie es nur möglich ist. „Wir wissen, daß zwischen jeglicher Art von Priesterschaft und den Interessen des Christentums gar keine Verbindung besteht," meinte schon Buckle, und Tolstoj finden wir auf seiner Spur. „So sonderbar es klingen mag, die Kirchen als solche waren stets Einrichtungen, die nicht bloß der Lehre Christi fremd, sondern geradezu feindselig waren; und sie müssen es sein. Nicht umsonst hat sie Voltaire l'infame genannt; nicht umsonst haben alle oder fast alle christlichen sogenannten Sekten die Kirche als die Buhlerin anerkannt, die die Apokalypse prophezeit; nicht umsonst ist die Geschichte der Kirche eine Geschichte der größten Grausamkeiten und Scheußlichkeiten.

„Die Kirchen als solche sind nicht gewisse Einrichtungen, die auf einem christlichen Ursprunge beruhen, wenn auch ein wenig vom geraden Wege abgeirrt, wie viele denken, die Kirchen als solche, als Vereinigungen, die ihre Unfehlbarkeit behaupten, sind antichristliche Einrichtungen. Die Kirchen als solche und das Christentum haben nicht nur außer dem Namen keinerlei Gemeinschaft, sie sind zwei völlig entgegengesetzte und einander feindliche

Elemente. Eines iſt die Überhebung, die Gewalt, die Selbſteinſetzung, die Starrheit, der Tod; das andere iſt die Demut, die Buße, die Unterwürfigkeit, der Fortſchritt, das Leben.....

„Die Diener der Kirche aller Bekenntniſſe bemühen ſich, beſonders in letzter Zeit, ſich als Anhänger des Fortſchritts im Chriſtentum aufzuſpielen: ſie machen Zugeſtändniſſe, haben den Wunſch, die Mißbräuche, die ſich in der Kirche eingeniſtet haben, abzuſtellen, und ſagen, um der Mißbräuche willen dürfe man nicht das Prinzip der chriſtlichen Kirche verwerfen, die einzig und allein die Menſchheit einigen und die Vermittlerin zwiſchen den Menſchen und Gott ſein könne. Aber das iſt alles falſch. Die Kirchen haben nicht nur nie vereinigt, ſie waren ſtets eine der Haupturſachen der Entzweiung der Menſchen, des Haſſes, der Kriege, der Metzeleien, der Inquiſitionen, der Bartholomäusnächte und dergleichen, und die Kirchen dienen nie als Vermittler zwiſchen den Menſchen und Gott, was auch gar nicht nötig iſt, und was Chriſtus geradezu verboten hat, da er ſeine Lehre ganz unmittelbar jedem Menſchen offenbart hat, ſie ſetzen vielmehr tote Formen an die Stelle Gottes und enthüllen nicht nur nicht Gott den Menſchen, ſondern verhüllen ihn vor ihnen....“

Was Tolſtoj hier und an andren Stellen unter Gott verſteht, iſt nichts andres als die unendliche Wahrheit und Geſetzmäßigkeit des Univerſums, zu deren Erkenntnis uns „der eine unzweifelhafte Führer zur Seite gegeben wurde: die vernünftige Erkenntnis“. Alſo nicht dieſe oder jene Kirche!

Und wenn dieſe oder jene Kirche ſich gegenüber der furchtbaren Vorwürfe auf das Gute berufen will, das ſie gewirkt habe, ſo erwidert Tolſtoj: „Die Güte und die Vorzüge aller der Menſchen, die den Kirchen gedient haben, waren die Güte und die Vorzüge der Menſchen, aber nicht der Sache, der ſie dienten.“

Die Menſchen zum Menſchenbewußtſein zu erwecken, hat Tolſtoj ſich zur Aufgabe geſetzt. Sein Kampf iſt der Kampf gegen Vorurteile bis zur Vernichtung. Es iſt nicht möglich, an dieſer Stelle den tapfern Kämpen auf ſeiner, wie man ſich denken kann, langen Bahn zu begleiten; darum, wie es uns gerade auffällt, greifen wir noch einige Stellen heraus, um die durchſichtige Klarheit der Sprache und Gedanken noch ſichtbarer zu machen und dadurch vielleicht einem recht großen Leſerkreiſe die Luſt zur intimeren Kenntnisnahme dieſes merkwürdigen Buches zu erwecken. Zwar meint Goethe, das ſei Pflicht, „andern nur dasjenige zu ſagen, was ſie aufnehmen können, und der Menſch verſtehe nichts, als was ihm gemäß iſt“, allein nur falſche Auslegung iſt es, zu ſagen, dem Menſchen ſei das Unklare, Unwahre und Übernatürliche“ gemäßer, als das Klare, Wahre und Natür-

liche. Und wäre selbst ersteres bei einer großen Anzahl von Menschen heute der Fall, so mögen sie sich bei ihren sogenannten Erziehern bedanken, welche aus falscher Auffassung heraus das Unheilswerk vollbrachten, der Menschen natürliche Anlage in eine unnatürliche Verschrobenheit zu verkehren.

„Oft wundert man sich — meint Tolstoj —, warum freie Menschen, die nichts dazu zwingt, die sogenannte Blüte der Gesellschaft, in den Kriegsdienst treten, in Rußland, in England, Deutschland, Österreich, sogar in Frankreich, und die Gelegenheit suchen, Mörder zu werden? Warum die Eltern, sittliche Menschen, die Kinder in Anstalten geben, sie auf das Kriegshandwerk vorzubereiten? Warum Mütter als Lieblingsspielzeug ihren Kindern Helme, Gewehre, Säbel kaufen? (Die Kinder der Landleute spielen nie Soldaten.) Warum gute Männer und sogar Frauen, die durch nichts zum Kriegshandwerk befähigt sind, entzückt sind von den Heldenthaten der Skowelews und anderer und sie mit Eifer rühmen? Warum Menschen, die nichts dazu zwingt, die kein Gehalt dafür bekommen, wie in Rußland die Adelsmarschälle, ganze Monate emsiger Arbeit auf ein physisch schweres und sittlich qualvolles Werk verwenden — auf die Aushebung der Rekruten? Warum alle Kaiser und Könige in militärischen Uniformen gehen, warum sie Manöver, Paraden abhalten, den Soldaten Auszeichnungen geben, Generalen und Eroberern Denkmäler setzen? Warum freie, reiche Menschen es für eine Ehre halten, in Lakaiendienste zu treten zu gekrönten Häuptern, sich erniedrigen, ihnen schmeicheln und so thun, als ob sie an die besondere Größe dieser Personen glaubten? Warum Menschen, die längst nicht mehr den mittelalterlichen, kirchlichen Aberglauben teilen und nicht an ihn glauben können, ernsthaft und immer wieder sich gläubig stellen und lästerliche religiöse Einrichtungen aufrecht erhalten? Warum mit solchem Eifer die Unwissenheit des Volkes nicht nur von den Regierungen, sondern auch von freien Menschen der höheren Gesellschaft bestärkt wird? Warum sie mit solcher Wut über jeden Versuch der Zerstörung religiösen Aberglaubens und auf die wahre Erleuchtung des Volkes herfallen? Warum Menschen, Historiker, Schriftsteller, Dichter, die nichts mehr für ihre Schmeichelei bekommen können, längst verstorbene Kaiser, Könige, Heerführer zu Helden stempeln? Warum Menschen, die sich Gelehrte nennen, ganze Leben darauf verwenden, eine Theorie aufzustellen, nach der die Gewalt, die von den Machtinhabern über die Völker ausgeübt wird, nicht Gewalt, sondern ein besonderes Recht ist?

„Oft wundert man sich, warum, aus welchen Gründen eine Weltdame oder ein Künstler, der, wie man meinen sollte, sich weder mit sozialen noch militärischen Fragen abgiebt, dazu kommt, die Ausstände der Arbeiter zu

verdammen und den Krieg zu predigen und immer ſo beſtimmt auf die eine Seite herzufallen und die andere zu verteidigen?

„Aber über all dies wundern wir uns nur ſo lange, bis wir begriffen haben, daß dies nur geſchieht, weil alle Menſchen der herrſchenden Klaſſen ſtets empfinden, was die Organiſation, bei welcher ſie die Privilegien genießen können, die ſie genießen, aufrecht erhält und was ſie zerſtört.

„Die Weltdame ſtellt gar keine Erwägungen darüber an, daß, wenn es keine Kapitaliſten und keine Heere mehr geben würde, die ſie verteidigen, der Mann kein Geld und ſie nicht ihren Salon und ihre Koſtüme haben würde; und der Künſtler ſtellt gar keine Erwägungen darüber an, daß er die Kapitaliſten brauche, damit es Leute gebe, die Bilder kaufen; aber der Inſtinkt, der in dieſem Falle die Erwägung erſetzt, leitet ſie unfehlbar. Und ſo leitet ihr Inſtinkt mit geringen Ausnahmen alle Menſchen, welche all die politiſchen, religiöſen und wirtſchaftlichen Einrichtungen, die ihnen vorteilhaft ſind, aufrecht erhalten.

„Aber iſt es möglich, daß die Menſchen der höheren Schichten dieſe Ordnung der Dinge aufrecht erhalten, nur weil ſie ihnen vorteilhaft iſt? Können dieſe Menſchen nicht ſehen, daß dieſe Ordnung der Dinge an ſich unvernünftig iſt, daß ſie nicht mehr dem Grade der Erkenntnis der Menſchen entſpricht und ebenſowenig der allgemeinen Anſchauung, und daß ſie voller Gefahren iſt? Müſſen die Menſchen der herrſchenden Klaſſen, die ehrenhaften, vernünftigen, guten unter ihnen, unter dieſen inneren Widerſprüchen nicht leiden, müſſen ſie nicht die Gefahren ſehen, mit denen dieſe Ordnung ſie bedroht? Und wie iſt es möglich, daß die Menſchen der unteren Schichten, all die Millionen von ihnen, mit ruhiger Seele, all dieſe offenbar böſen Handlungen der Züchtigung und des Todſchlags vollbringen, zu denen ſie gezwungen werden, nur weil ſie die Strafe fürchten? Und in der That, es wäre unmöglich. Weder die einen noch die anderen könnten blind ſein zu der Unvernunft ihrer Thätigkeit, wenn nicht die Staatseinrichtung dieſen und jenen die ganze Unnatürlichkeit und Unvernunft der von ihnen vollführten Dinge verhüllte.

„Dieſe Unvernunft wird dadurch verhüllt, daß bei dem Vollzuge einer jeden von dieſen Thaten ſo viel Aufreizer, Helfershelfer, Dulder teilnehmen, daß auch nicht einer von denen, die an der That beteiligt ſind, ſich ſittlich verantwortlich fühlt.“

Und weiter:

„Die konventionellen Stellungen, die vor Hunderten von Jahren eingeſetzt ſind, die Jahrhunderte anerkannt haben, und die noch jetzt von der geſamten Umgebung anerkannt und durch beſondere Titel und beſondere

Gewänder bezeichnet werden, die überdies durch aller Art Feierlichkeit und Einwirkung auf die äußeren Gefühle bestärkt werden, werden den Menschen so tief eingeprägt, daß sie, der gewöhnlichen und allen gemeinsamen Lebensbedingungen uneingedenk, sich selbst und alle Menschen nur von diesem konventionellen Gesichtspunkt zu betrachten beginnen, und nur von diesem konventionellen Gesichtspunkt bei der Beurteilung eigener und fremder Handlungen geleitet werden. So wird ein völlig geistig gesunder und edler Mensch, bloß weil man ihm irgend ein Schellenzeug oder Narrenkleid anlegt oder irgend ein Gehänge oder blaues Band über den Rücken hängt, wie es nur einem Mädchen ansteht, daß sich schmücken will, und ihm dabei einbläst, er sei ein General, ein Kammerherr, ein Ritter des Andreasordens oder ähnliche Thorheiten, plötzlich dadurch selbstbewußt, stolz, ja sogar glücklich; oder umgekehrt, weil er das erwartete Schellenzeug oder den Titel verliert oder nicht erhält, wird er traurig und unglücklich, ja sogar krank. Oder was noch auffälliger ist, ein im übrigen völlig geistig gesunder, junger, freier, ja sogar unabhängiger Mann reißt nur, weil er den Titel eines Untersuchungsrichters oder Landrats bekommen und angenommen hat, eine unglückselige Witwe von ihren unmündigen Kindern los und wirft sie oder befiehlt ihre Einsperrung ins Gefängnis, läßt ihre Kinder ohne Mutter, und all dies nur, weil dies unglückliche Geschöpf im geheimen mit Branntwein gehandelt und dadurch die Staatskasse um fünfundzwanzig Rubel beraubt hat, und empfindet dabei nicht die geringste Reue. Oder was noch merkwürdiger ist, ein im übrigen vernünftiger und zartfühlender Mensch beginnt bloß, weil man ihm ein Blechstück oder eine Uniform umgehängt und ihm gesagt hat, daß er ein Wächter oder ein Zollsoldat ist, mit Kugeln auf die Menschen zu schießen, und weder er noch seine Umgebung messen ihm deswegen Schuld bei, ja, sie erklären ihn für schuldig, wenn er nicht schießt. Ich will gar nicht mehr von den Richtern und Geschworenen sprechen, die die Todesurteile fällen, und von den Militärpersonen, die Tausende töten ohne die geringste Reue, nur weil man ihnen eingeprägt hat, daß sie nicht schlechtweg Menschen sind, sondern Geschworene, Richter, Generale, Soldaten.

„Dieser beständige, unnatürliche und schreckliche Zustand der Menschen im Staatsleben wird in Worten gewöhnlich so ausgedrückt: „Als Mensch bedaure ich ihn, aber als Wächter, als Richter, als General, als Gouverneur, als Fürst, als Soldat muß ich ihn töten oder züchtigen," als ob es überhaupt irgend eine mögliche oder von Menschen anerkannte Stellung geben könnte, die die Pflichten beseitigen könnte, die jedem von uns durch die Stellung des Menschen auferlegt sind." — —

Und nun genug! In Tolſtojs Logik der natürlichen Vernunft und des geſunden Menſchenverſtandes giebt es kein Loch. Er dringt durch bis zur letzten Konſequenz. Unnatürlichkeit und Unvernunft ſind ſeine Feinde. Auf ihnen ſieht er den ganzen geſellſchaftlichen und ſtaatlichen Bau der Gegenwart beruhen. Ein ſolcher Bau auf ſolchen Grundlagen läßt ſich — das iſt wohl allen erkennbar — nur mit Gewalt aufrecht erhalten. Wir ſind aus dem Rechtsſtaate, den wir einſtens angeſtrebt und heute immer noch anſtreben, in den Gewaltſtaat geraten, und den Trägern desſelben gegenüber darf man wohl die Frage aufwerfen, ob ſie ein Recht, ein ſittliches und natürliches Recht zu jener hochtrabenden Entrüſtung haben, die ſie denen gegenüber zu zeigen belieben, die, von geiſtiger und materieller Not gezwungen, mit Gewalt die Gewalt niederzukämpfen ſtreben? Der Vorwurf der Gewaltthat, die Rüge und Strafe derſelben ſteht derartigen Leuten doch gewiß nur ſehr ſchlecht zu Geſicht, und Dummheit nur oder Heuchelei kann ſich darüber täuſchen. Immer wieder und immer von neuem ſei es darum betont: nicht Gewalt, ſondern natürliche Gerechtigkeit, nicht Brutalität, ſondern Vernunft allein iſt in einem derart unleidlich gewordenen Zuſtande das einzige Mittel, welches zu einem guten Ziele führt. Nicht mit Henkersbeilen und Flintenkugeln laſſen ſich Ideen bekämpfen, ſondern nur wieder mit Ideen.

In dieſem Sinne hat Tolſtoj unbedingt den bewegenden Gedanken des ablaufenden Jahrhunderts erfaßt. Daß dieſer Gedanke in Rußland aus dem Grunde einer tiefreligiöſen Weltanſchauung entſprang, darf uns nicht wundern, denn eine andere Grundlage giebt es dort einſtweilen noch nicht, aus welcher er hätte hervorgehen können. Aber die Art religiöſer Erkenntnis, wie ſie Tolſtoj lehrt, mag wohl für einen, der an andere Denkformen gewohnt iſt, etwas augenblicklich Befremdendes haben, für viele ſeiner Leſer wird ſie darum gerade um ſo wirkſamer und verſtändlicher. Freilich von myſtiſcher Religioſität ſieht auch Tolſtoj — dies ſei nochmals betont — vollkommen ab; es iſt die „vernünftige Erkenntnis", an welche er appelliert, ſie ſoll der Führer zu ſeinem „Gottesreiche" ſein, und dieſem Führer kann man ſich wohl ohne Argwohn überlaſſen. Darum wollen wir ihm ſeine Freiheit, zu ſagen, was er zu ſagen hat, und es in ſeiner Form zu ſagen, nicht beſchneiden, ſondern zum Schluſſe einen Blick auf die Situation werfen. — Die europäiſche, die menſchheitliche Erkenntnis dringt von allen Seiten an die Mauern, welche die Zwingburg des ruſſiſchen Selbſtherrſchers umgeben. Aus dieſen Mauern heraus erklingen uns freudige, vom höchſten Idealismus getragene Echos. Sollen wir zweifeln, daß dieſem doppelten Drucke, dem von innen und außen, die überlebte Macht des Gewalthabers noch lange widerſtehen könne? Nein! Das Gegenteil wollen wir glauben

und mit dieſem Glauben unſer Bewußtſein dafür ſtärken, daß auch jenſeits der ruſſiſchen Grenzpfähle ein neuer Morgen zu tagen beginnt, daß auch dort noch ſehnende Menſchen wohnen, die mit uns eine Sache verbindet: die Sache der Freiheit, Menſchenwürde und Gerechtigkeit!

„Fragt nicht den Wiederhall eurer Kreuzgänge, nicht euer vermodertes Pergament, nicht eure verſchränkten Grillen und Verordnungen! Fragt die Natur und euer Herz, ſie wird euch lehren, vor was ihr zu ſchaudern habt, ſie wird euch mit dem ſtrengſten Finger zeigen, worüber ſie ewig und unwiderruflich ihren Fluch ausſpricht!“ (Goethe.)

Gedanken über Henry Georges Reformbestrebungen.*)

Von Graf Leo Tolſtoj.

(Moskau.)

Ich kenne Henry George ſeit dem Erſcheinen ſeiner „Sozial-Problems“. Ich habe das Buch geleſen und war frappiert von der Richtigkeit ſeines Grundgedankens, von der ausnahmsweiſen, ihresgleichen in der wiſſenſchaftlichen Litteratur entbehrenden Deutlichkeit, Gemeinverſtändlichkeit, der Kraft in der Auseinanderſetzung, und insbeſondere von dem, in der wiſſenſchaftlichen Litteratur ebenfalls ausnahmsweiſen, chriſtlichen Geiſte, von welchem das ganze Buch durchdrungen iſt. Als ich dieſes Buch durchgeleſen hatte, kehrte ich der Zeit nach zurück und las „Progress and Proverty“ und lernte die Leiſtungen Henry Georges noch mehr ſchätzen.

---

*) Der obige Aufſatz über die Bodenreform entſtammt einem vom 27. April d. J. datierten Briefe, den der große ruſſiſche Reformator, deſſen Bild wir in dieſem Hefte den Leſern der Geſellſchaft vorführen, an unſern Mitarbeiter Bernh. Eulenſtein gerichtet hat. Er zeigt, wie klar Tolſtoj auch über die wirtſchaftlichen Fragen denkt, und beweiſt, daß Tolſtojs „Chriſtentum“ — wie M. Schwann in ſeinem Eſſay ſo richtig ausführt — nicht „myſtiſch“, ſondern eminent praktiſch und verſtandesmäßig aufzufaſſen iſt.

(Die Schriftleitung.)

Sie fragen mich nach meiner Meinung über Henry Georges Leistungen hinsichtlich der Frage vom Grundbesitze und über dessen System von der einzigen Steuer. Meine diesbezügliche Meinung ist folgende:

Die Menschheit schreitet beständig vorwärts im Sinne der Klärung ihrer Erkenntnis und der Herstellung von Lebensformen, welche dieser fortgeschrittenen Erkenntnis entsprechen. Und daher erfolgt in jeder Periode des Lebens der Menschheit von der einen Seite der Prozeß der Klärung der Erkenntnis, und von der andern Seite die lebendige Verwirklichung dessen, was uns durch die Erkenntnis klar geworden ist.

Gegen Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts erfolgte in der christlichen Menschheit der Prozeß der Klärung der Erkenntnis hinsichtlich des Arbeiterstandes, welcher in verschiedenen Formen der Sklaverei sich befand, und der Prozeß der Herstellung neuer, der geklärten Erkenntnis entsprechender Lebensformen, der Aufhebung der Sklaverei und der Ersetzung derselben durch Lohnarbeit; in der Gegenwart geht der Prozeß der Klärung der Erkenntnis der Menschen in Bezug auf die Benutzung des Bodens vor sich, und bald muß — wie mir scheint — der Prozeß der Verwirklichung dieser Erkenntnis im Leben beginnen.

In diesen Prozessen, welche in sozialer Hinsicht die Hauptaufgaben unserer Zeit bilden, war und ist Henry George Pionier und Leiter der Bewegung. Hierin beruht seine hervorragende Bedeutung. Er hat durch seine vortrefflichen Werke wesentlich sowohl zur Klärung der Erkenntnis der Menschen bezüglich dieser Frage als auch zu deren Hinleitung auf einen praktischen Boden beigetragen. Es ist merkwürdig, daß bei der Frage von der Aufhebung des offenbar empörenden Landeigentumsrechts sich ganz dasselbe wiederholt, was noch unseres Gedenkens bei der Aufhebung der Sklaverei in Rußland wie in Amerika sich zugetragen hat. Die Regierungen und die leitenden Klassen, in der Tiefe ihrer Seele einsehend, daß in der Bodenfrage die Lösung aller sozialen Fragen enthalten ist, mit welcher zugleich alle ihre Privilegien zusammenstürzen, und daß diese Frage jetzt auf der Tagesordnung steht, machen Miene, als ob sie um das Heil des Volkes besorgt wären; und während sie Kassen, Arbeiterinspektionen, Einkünftesteuer und sogar achtstündigen Arbeitstag errichten, ignorieren sie sorgfältig die Bodenfrage, und mit Hilfe ihrer gefügigen, Alles, was ihnen nur beliebt, beweisenden politisch-ökonomischen Wissenschaft behaupten sie, daß die Expropriation des Bodens nutzlos, schädlich und sogar unmöglich sei. Es geschieht ganz das Nämliche, was mit der Sklaverei geschehen ist. Die Leute hatten schon längst empfunden, daß dieser Zustand nicht mehr fortdauern könne, daß die Sklaverei ein ganz schrecklicher, die Seele empörender Anachronismus sei; aber die Quasireligion

hat dennoch bewieſen, daß die Sklaverei entweder nötig, oder, daß es noch zu früh ſei, dieſelbe aufzuheben. Jetzt geſchieht dasſelbe hinſichtlich der Bodenfrage, nur mit dem Unterſchied, daß die politiſch-ökonomiſche Wiſſenſchaft die Stelle der Religion vertritt.

Man hätte glauben ſollen, es müſſe jedem gebildeten Menſchen unſerer Zeit klar wie der Tag ſein, daß der Grundbeſitz von ſeiten ſolcher Leute, die ihn — den Boden — nicht bearbeiten, die nur Hunderte, ja Tauſende darbender Familien des Zutritts zu demſelben berauben, eine ebenſo unſittliche als niederträchtige Sache, ganz ſo wie der Sklavenbeſitz, ſei; nichts deſtoweniger ſehen wir, wie feingebildete engliſche, öſterreichiſche, preußiſche und ruſſiſche Ariſtokraten dieſes grauſame niederträchtige Recht genießen, und, geſtützt auf die fertigen Sophismen, welche ihnen zu ihrer Bemäntelung die politiſch-ökonomiſche Wiſſenſchaft liefert, ſich deſſen nicht nur nicht ſchämen, ſondern ſogar noch ſtolz darauf ſind. Das Verdienſt Henry Georges beſteht nun darin, daß er all diejenigen Sophismen, welche zur Verteidigung des Grundeigentums angeführt werden, in ihre Nichtigkeit aufgelöſt hat, ſodaß die Verteidiger desſelben ſchon nicht mehr zu ſtreiten wagen, ſondern nur dieſer Frage vorſichtigſt ausweichen und ſie gefliſſentlich mit Stillſchweigen übergehen. Allein Henry George hat auch dieſe ihre ausweichende Haltung erſchüttert. Und hierin eben liegt ſein großes Verdienſt. Henry George hat ſich nicht damit begnügt, die Frage bis zur höchſten Stufe der Deutlichkeit zu bringen, bei welcher man nur mit geſchloſſenen Augen die Unvernünftigkeit und Unſittlichkeit des Grundbeſitzes nicht einſehen kann; Henry George war auch der erſte, welcher die Möglichkeit der Löſung dieſer Frage gezeigt hat. Er war der erſte, der eine klare und gerade Antwort auf die gewöhnlichen Einwendungen gegeben hat, welche von den Feinden alles Fortſchrittes gebraucht werden, und welche darin gipfeln, daß die Forderungen des Fortſchrittes als eitle, unpraktiſche und unanwendbare Schwärmereien erklärt werden, die man mit Stillſchweigen übergehen kann und darf.

Das Projekt von Henry George widerlegt dieſe Einwendungen, indem er die Frage ſo hinſtellt, daß ſchon morgen Komitate zur Prüfung und Beurteilung des Projekts und zur Verwandlung desſelben in ein Geſetz einberufen werden können. In Rußland zum Beiſpiel kann die Beurteilung der Frage vom Aufkauf des Bodens oder von deſſen unentgeltlicher Expropriation zum Zwecke der Nationaliſierung desſelben ſchon morgen beginnen und zugleich auch, nach verſchiedenen Wandlungen, ebenſo entſchieden werden, wie vor dreiunddreißig Jahren die Frage von der Befreiung der Leibeigenen entſchieden worden iſt. Die Notwendigkeit einer Veränderung der Sachlage iſt den Leuten klar gemacht und zugleich

auch die Möglichkeit dieſer Änderung gezeigt worden (das Single-tax-Syſtem mag noch Änderungen und Verbeſſerungen bedürfen, aber der Grundgedanke iſt jedenfalls durchführbar), und daher können ſie das nicht ungeſchehen laſſen, was ihre Vernunft erheiſcht. Es iſt nur nötig, daß der Gedanke von der Nationaliſierung des Bodens zur öffentlichen Meinung gemacht wird.

Unſer Dichteralbum.

Juljanka.

I.

Auf dem Fenſter von der Čſarda
Flammt der Schein der Abendſonne,
Glühend bricht er durch die Dämm'rung,
Durch den Dunſt der öden Pußta.

Iſt's die Glut der Abendſonne,
Oder blickt mein herzig Liebchen
Durch die Scheiben nach dem Ziehbrunn,
Wo ich tränk' mein müdes Roß?

Wenn die Sonne raſch verſunken
Und des Fenſters Glut erloſchen,
Seh ich dennoch Jankas Augen
Fernher durch das Dunkel leuchten.

II.

Füttern muß ich erſt die Stute
Und des Karrens Räder ſchmieren,
Dann will ich mit weißen Roſen
Dir die ſchwarzen Haare zieren.

Röten werden ſich die Blätter
Von dem Glanz der Abendſonne
Und, wenn die hinabgeſunken,
Von der Glut der Liebeswonne.

III.

Stumm ſitzt die braun' Zigeunerin
Des Nachts auf öder Heide.
Ihr Haar iſt wirr und wirr ihr Sinn,
Juljanka ſtarrt ins Weite.

Am ſchwarzen Himmel blinkt kein Stern,
Von Wolken überzogen,
Ein Ziehbrunn ragt nur aus der Fern
Als rieſiger Fiedelbogen.

Ihr iſt, als hört ſie Geigenklang
Und auch das Hackbrett klingen.
Wie lang ſchon iſt's, wie lang, wie lang?
Das Herz möcht' ihr zerſpringen.

München. Heinrich von Reder.

Erſte Hoffnung.

Eine Mädchenſtimme:

Mein Freund hat mir ein Bild gemalt:
Maria weint vor Wonne
und iſt von lauter Sonne
überſtrahlt.
Wer weiß die Melodie dazu?

Mein Freund hat mir ein Wort geſagt;
das klang ſo fern beglückend,
mir ſchlug das Herz ſo drückend,
ſo verzagt.
Wer weiß die Melodie dazu?

Mein Freund hat mir ein Lied gemacht;
es iſt ein Lied vom Leben,
ich fühl' es in mir beben
Tag und Nacht.
Wer weiß die Melodie dazu?

Sie lieſt ſein Lied:

O Leben, o Liebe! wie geht ſie verändert,
die ſeligen Augen von Schatten umrändert,
und lacht kaum,
und iſt doch mein Mädel, mein ſonniges, flottes,
nun will ich ſie malen als „Mutter Gottes
am Ufer".

Die Hände über den Schooß gebreitet,
die ſeligen Augen ins Land geweitet,
und Frühling:
ſo ſoll ſie zwiſchen den Binſenſpitzen
am Ufer im Kahn unterm Weidenbuſch ſitzen
und warten.

Nackt flimmernde Zweige, die Knoſpen platzen,
links oben zum Überfluß ſchnäbeln zwei Spatzen,
wie damals;
und hinter ihr wölbt ſich der blankblaue See,
da ſtecken vier fünf Enten die Stiefe in die Höh',
wie immer.

Zehn rudernde Beine in emſiger Runde,
die Hälſe, die ſuchen was unten im Grunde
der Wellen:
der Wellen, die wimmelnd wie lauter Pfeilſpitzen
aus eitel Silber zum Himmel aufblitzen,
rechts oben.

Denn links ſtand ein Ahorn, mit knallgelben Blüten;
nun, Mädel, mein braunes, mag Gott dich behüten,
verdammt ja —
wie werd' ich mich bloß ſo als Vater betragen,
Herrjee ja, und was wird das Publikum ſagen,
oh Mutter Gottes!

Pankow b. Berlin. Richard Dehmel.

Sizilien 1894.

Der Eidechs ſchlüpft dahin, ein Bild des Glücks,
Zufrieden, wenn das Leben ihm gewährt
Nur einen Sonnenſtrahl und einen Stein
Als Ruhekiſſen. Stattlich träumt der Mohn,
Rundköpfig, mit gepuderter Perücke.
Die Fliegen blitzen wie Juwelen. Plötzlich
Aus weißem Nebel heben ſich die Berge,
Schwarzſchattig, wo die Wälder drüber wallen,
Buntfarbig, wo der nackte Marmor vorlugt.
Und ſchlummern endlich die Cikalen ein,
Erſetzt ihr unabläſſiges Geſumme
Der Fledermäuſe Flattern und das Rauſchen
Von namenloſen Melodieen rings,
Von Baum zu Baum ein magiſch Echo findend.
Die Feuerfliegen tanzen, langſam bleichend,
Überm gefällten Korn. Denn ihre Zeit
Iſt um zur Erntezeit, wenn golden klimmt
Der Mond über die Hügel, und die Zweige
Der Feigenbäume und der Apfelbäume
Durch ſeinen Gegenſatz ſich dunkler färben,
Die ihre Arme nahgepflanzt verſchlingen,
Spielenden Kindern ähnlich. Nicht mehr gaukeln
Die blauen Schmetterlinge überm Korn,
Lebendigen Kornblumen ſchier vergleichbar.
Unter Weinranken und Olivenblättern,
Wie unter träumeriſchen Wolken, ſchläft
Verſteckt das Kruzifix. Und hoch am Himmel
Ein Sternbild flammt, das alte wohlbekannte
Des Flügelroſſes, deſſen Nüſtern Sterne,
Beſchwingt mit unermeßlichem Verlangen
Ins Reich der Sonne und durchs Reich der Schatten
Dahin zu brauſen. —
Aber unſichtbar
Steigt aus der Erde auf ein grauſes Weib
Mit langem, greiſem Haar, im Winde flatternd,
Und übern Ätna ſchreitet ſie dahin
In dunklem Schweigen und aus Höllentiefen
Des Kraters zündet ſie rotleuchtend an
Und hebt ſie hoch gen Himmel eine Fackel.
Und ſieh, ihr Haar verwandelt ſich zu Schlangen
Und ihr Meduſenhaupt wächſt in die Wolken
Und ihre Fackel färbt die Lüfte rot.
Wie nennſt Du dieſes Weib? Die Nemeſis.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Abendgang durch den Stadtpark.

— Detlev Freiherrn von Liliencron freundſchaftlichſt gewidmet. —

„Leben, Lieben — hurrah!“

Die müde Sonne ſtieg ins Wolkenbett,
Und hinter ihr, die Schlafende zu bergen
Vorm Späherblick des alten Sünders Mond,
Der eben — übernächtig-fahl wie immer —
Die Ätherſtraße kommt dahergetaumelt,
Fiel der Gardinen Purpur lautlos nieder.

O Stadtpark, Stadtpark — ach wie lieb' ich dich!
Du Lunge unſrer Lungen, Hellaſyl
Der ſiechen, fluchbeladenen Großſtadtmenſchheit,
Wie lieb' ich dich trotz deiner wohlfriſierten,
Faſt nach Pomade duftenden Ringelbeetchen
Und deinen hochmoraliſchen Sandkiesbahnen!

Tagsüber zwar, da weich' ich ſchon von weitem
Dir ängſtlich aus, beſonders gegen vier,
Wo ſich die „Welt“ in dir rendezvouſiert,
Und auf den Gartenſeſſeln Pfauen thronen,
Daneben Pintſcher, Pudel und Bulldoggen,
Vierfüßig und zweibeinig, wie man will —,
In frühen Morgenſtunden, wenn die Sonne,
Die liebe Sonne halbverſchlafen blinzt
Durch feinen Wolkentüll, und wenn die Blätter
In Millionen Edelſteinen flittern,
Der Teich unmerkbar leiſe flutet — ebbt,
Wie eines ſüßen Kindes Pſychebrüſtchen,
Darein zum erſten Mal ſich eingemietet
Die böſe — gute Weltenherrin Liebe —
Dann geh' ich an dem Ufer auf und nieder
Und ſchau' dem Spiel der Schwäne, Störche zu,
Und hämmere Gedanken mir zurecht.
Und gegen Abend, wenn das Schwatzen, Lachen,
Geſchurre und Gegurre der Beſucher
Verſchallt iſt, regungslos die Bäume ſtehn,
Und durch die Kronen mählich niederſickert
Des Mondes Licht in ſeltſamen Reflexen —
Dann ſchreit' ich wieder an dem Ufer hin,
Aus melancholiſchen Gedanken flechtend
Der Dichtung Lorbeerkranz und Dornenkrone . . .

Ein munter Lüftchen kichert durch das Laubwerk
Des jungen blütenüberhauchten Ahorns,
Und fliegt dann, leicht des Teiches Waſſer kräuſelnd,
Quer über die erſchrocknen Fliederbüſche
Zum „Kinderpark“, wo die Kaſtanien ſtehn.

Dort tänzelt es galant vor einem Bäumchen
In duftig-roſarotem Sammetkleid,
Das ſehnſuchtsträumend blickt ins Abenddunkel,
Und wiſpert leiſ' ihm eine Botſchaft zu,
Die ſüß erſchauern macht das ſchöne Kind . . .

Des Flieders Lilatrauben atmen ſchwer,
Berauſchend mir ins Angeſicht, und fern
Herüber ziehn Kaſtaniendüfte, krankhaft,
Neurotiſch wie ein Dörmann'ſches Gedicht,
Das Mondlicht gaukelt wie ein Harlequin
Mir vor den Augen und, der Alte ſelber
Auf einem Wolkenpolſter hingepflanzt,
Schielt mich mit breitem, hämiſchen Lachen an,
Indes die Sterne voll Verſtändnis zwinkern,
Und von den Silberbirken her gedämpft
Es ſchallt wie ein mit Müh' verhalt'nes Rülpſen,
Daß mit dem Kopfe ſchüttelnd ganz verdutzt
Ich weiterſchreite in das nächtige Düſter.

Und grade wie ich an der Ruhebank
Vorüber will, wirft eine Handvoll Strahlen
Der Schalk von Mond mir in den Weg, daß hell
Der Kies wie echtes Perlmutter glitzert,
Und auf der Bank wird's plötzlich ſehr lebendig:
Ein Pärchen fährt erſchrocken auseinander,
Wer juſt beſchäftigt ſeinen Liebesbund
Wie Amtsgebrauch und Rechtens zu beſiegeln,
Und halbverlegen ſchau'n die Leutchen drein —
Ich aber thu', als hätt' ich nichts gemerkt
Und gehe heimlich-lächelnd raſch vorüber . . .

Sechs, ſieben Schritte — wieder eine Bank,
„Haſt wirkli gern mi?" — ah! und wie ein Dieb
Schleich' ich von dann . . . mein Lieblingsplätzchen naht,
Beſetzt! und wiederum ein Liebespärchen,
Eng aneinand' geſchmiegt, die Hände feſt
Verſchlungen, nah zuſamm'gelehnt die Köpfe —
Träumt zu! träumt zu! . . vorbei . . . vom nächſten Ruhplatz
Hör' ich ein fröhlich Hi — hi — hi-Falſett,
Dazwiſchen Ha — ha — ha in prächtigem Baß;
Ein ſtämmiger Kanonier ſitzt dort und kitzelt
Wie auf Befehl den Schatz, das dralle Mädel
(Daß dich das Mäuschen!), kitzelt emſig wieder,
Und „Hihihi" und „Hahaha", und Kuß
Um Kuß dazwiſchen, ſchmatzend, klatſchend, patſchend,
Platzregenartig, appetiterregend.
Vorbei . . im Schutze der Kaſtanienbäume
Vier Bänke und auf jeder je ein Pärchen,
Die einen ſchwatzend und die andern küſſend.

O Sommernacht, wie viel Gewiſſensmotten
Dir wohl in deinem Mullkleid ſitzen mögen!
Vor allem: Die den „Kinderpark" betreffen.
Dort ſtehn im weiten Halbkreis angeordnet
Ein gutes Dutzend Gartenbänke und
Allabendlich mit Pärchen überſäet:
Zweifarbig Tuch, auf ſeinen Schenkeln ſitzen
Dienſtmädchen aller Grade — — — „Hihihi"
Und „Hahaha" und Küſſe: ländlich, ſittlich;
Geſchäcker, Lachen, Schwatzen, Kreiſchen, Schmatzen —
Geſunde Seelen in geſunden Leibern,
Und jeder Pulsſchlag ſchäumt von Leben, Lieben,
Umhaucht von Blütenduft und Mondenlicht.

Und ſinnend lenk' ich wieder meinen Fuß
Zurück zum „Nobelpark" — ach Pärchen rechts
Und Pärchen links, und Liebe vorn und rückwärts,
Und überall, juſt ſo, als wäre hier
Die Wiener Liebe ausgeſtellt, wie in
Chicago jüngſt die ganze Weltkultur.
Und wie die Ausſtellungsobjekte lieben!
Es iſt als kriegten ſie dafür gezahlt — —
O liebt nur zu, und küßt nach Wunſch und Willen,
Denn zieht Ihr das vom Menſchenleben ab,
So bleibt Euch eine Null im beſten Fall;
Die Liebe hoch, der Kuß et cetera,
Trotz aller Maſtodone: hoch-hurrah!
Das iſt der Kitt, der die vermorſchte Welt,
Die wankende, noch ſtramm zuſammenhält,
Und hört der Liebe Herrſchaft heute auf,
So fällt das All in einen Trümmerhauf'.

Die Fliederelſchen atmen immer ſchwerer,
Die Blütenfeen der Kaſtanien matter,
Die Sterne ſtrahlen voller und der Mond
Wirft, wie dereinſt der Großalmoſenier,
Wenn er vor ſeiner Fürſtin würdig ſchritt,
Goldmünzen ſtreute unters jubelnde Volk,
Freigebig Händevoll um Händevoll
Von Funkelſteinen auf die Erde nieder . . .

Der Teich erſchimmert wie geſchmolzen Gold
Und ſpiegelt kaum die ſchlanken Birken wieder,
Die ſehnſuchtsvoll zu ihm ſich neigen, beugen,
Und Frieden endlos wie das Firmament
Und Schweigen überall — allüberall:
Die Zeit des Flieders und die Zeit der Liebe . . .
Am andern Ufer nur, da ſchlurft in Pauſen
Ein altes Storchenpärchen auf und ab,

Von Zeit zu Zeit ſcharf in die Runde äugend
Und alsdann baß-behaglich ſchnarrend, blaſend
Und mit den Cherubflügeln freudig fächernd —
Sonſt Stille, von Kaſtanien und Flieder
Durchſchwängert und von Mond- und Sternenſchein
Beglänzt, der magiſch eine Glorioie
Um Liebespärchen und die Störche ſchlingt . . .

O Sommernacht, o Sommernacht, wie viel
Gewiſſensmotten ſitzen Dir im Mullkleidl

Wien. Ottokar Stauf von der March.

3 × 1 = 1.

Ein mönchiſches Rechenexempel.

Man kommt im Leben am ſicherſten weit
Mit Gottesfurcht und mit Dreiſtigkeit,
Zwei Tugenden, mit denen man
Abſurdes begreiflich machen kann.
Wie man ſich beide macht zu eigen,
Das möge euch ein Beiſpiel zeigen.

Einſt — viele Jahre iſt es her;
Denn jetzt paſſiert dergleichen nicht mehr,
Weil heute ſelbſt der gläubigſte Chriſt
Schon etwas „fin de siècle“ iſt —
Einſt alſo kamen drei Mönchlein feiſt
Fernher durch deutſches Gebiet gereiſt
Und führten mit ſich ſtatt Weggeld und Zehrung
Gar heilige Sachen zur frommen Verehrung.

Der eine, ein ſpeckiger Carmeliter,
Hatt' ägyptiſche Finſternis, volle drei Liter,
Vom erſten Pfingſthauch in zahlloſen Büchſen
Und etliche Brände von Simſons Füchſen.
Ein Dominikaner führte in Fläſchen
Das Waſſer, in dem ſich Pilatus gewaſchen,
Ein Bund von des heiligen Stalles Streu
Und aus der Krippe ein Bündelchen Heu.

Der dritte, ein Franziskaner, trug
Mit ſich Petri Thränen in einem Krug
Und hierbei zur richtigen Kompiettierung
Von den Federn des Hahnes in reichſter Sortierung;
Dann einige Sproſſen aus Jakobs Leiter
Und Zähne der apokalyptiſchen Reiter.

Mit ſolchen Schätzen in ſicherer Hut,
Da reiſte ſich's bene und lebte ſich's gut.
Denn wo ſie auch weilten in Dorf und Stadt
Fand gleich eine rieſige Wallfahrt ſtatt.
Die Leute ließen die Arbeit in Stich
Und beſchauten die Sachen andächtiglich;
Und wer genügend bei Kaſſe war,
Der kaufte beglückt ſich ein Strohhaimpaar.
So trug man gewaltige Bündel nach Haus,
Doch Wunder: der Vorrat ging niemals aus! —

Dies waren zwar alles gar herrliche Sachen,
Mit denen brillante Geſchäfte zu machen;
Der Reliquien Krone waren ſie nicht,
Die war noch von einem ganz andern Gewicht!

Ein jeder der Mönche ſchleppte gar ſchwer
Eine ſorgſam verhüllte Kiſte umher,
Darinnen, vor aller Verweſung gerettet,
Das Haupt Johannis des Täufers gebettet,
Von des heiligen Vaters eigener Hand
Durch heilige bulla ais echt anerkannt.

Das Haupt Johannis des Täufers zu ſehn
Kam freilich garnicht ſo billig zu ſtehn;
Die Leute mußten die ſilbernen Batzen
Aus allen Ecken zuſammenkratzen.
Doch ließen geduldig Schaf und Lamm
Sich ſcheren in Dei gloriam!

So zogen die Fratres von Ort zu Ort,
Der eine ſchor hier und der andere dort;
Sie verſtanden den Rummei, die Herde war groß,
Und darum ging das Geſchäft ganz famos.

Da wollte das Ungiück, das nie pflegt zu ſchlafen,
Daß alle in einem Dorfe ſich trafen,
Und jeder von ſeinem Reliquienkram
So voll ais nur mögiich die Backen nahm.
Doch bald erkannten ſie da mit Bedauern,
Daß ſtutzig wurden die dummen Bauern,
Wer von den Dreien der Rechte ſei,
Ob der mit der Finſternis, der mit dem Heu,
Oder ob nicht reeller 'ne Hahnenfeder.
So ſtand denn und überlegte ein jeder.

Da packte mit wichtiger Miene beim Schopf
Der Franziskaner Johannis Kopf
Und präſentierte ihn gratis der Menge,
Die zu ihm ſtrömte in dichtem Gedränge.

Schon überſchlug er mit frohem Sinn
Des heutigen Tages fetten Gewinn,
Weil ihm ja ſicher ein reicher Zug;
Da ſchrieen a tempo die andern: „Betrug!
Ihr Leute, bei mir iſt das richtige Haupt!“ —
„Gottloſe Lüge! Seht her und glaubt!
Die beiden da ſuchen euch nur zu betrügen,
Lieſt dieſe bulla, die ſtraft ſie Lügen!“ —
„Die Peſt!“ ſchrie der Dominikanerpater,
„Ich habe die bulla vom heiligen Vater!“ —
„Lump!“ brüllte der Carmeliterfrater,
„Hier iſt ſie, die bulla vom heiligen Vater!“ —
Der Franziskaner nur zeigte ſtumm
Im Kreiſe drauf ſeine bulla herum. —

Da ſchüttein die Bauern verwundert die Köpfe
Und wollen nicht kaufen, die albernen Tröpfe,
Ja, einer von ihnen ſich gar unterſteht
Zu ſagen, das wäre die Mönchstrinität,
Da niemals er noch in der Bibel geleſen,
Daß dreifach das Haupt des Johannes geweſen.
Die anderen nickten ihm Beifall zu
Und ließen ihr Portemonnaie hübſch in Ruh.

Da ſtand nun das ſchlaue Kirchengelichter
Und machte erſt lange, dann läng're Geſichter.
Das ganze ſchöne Geſchäft ging verloren:
Die Schafe flohen, bevor ſie geſchoren.

Das ging nicht! — Die wild ſich erſt kratzten wie Katzen,
Die ſteckten nun eiligſt zuſammen die Glatzen;
Die Disputation kam in ſchleunigſten Fluß,
Und ſchnell ward geboren ein großer Entſchluß.

Jetzt nahmen die Mönche die Backen recht voll
Und ſchwenkten die Arme und brüllten wie toll:
„Ein Wunder geſchah, wie bisher wohl noch keins:
Drei Häupter Johannis und dennoch nur eins.
Es ſind, wie ganz deutlich man ſehen kann,
Die Häupter vom Knaben, vom Jüngling und Mann,
Verſchieden von Ausſehn und Alter, doch glaubt:
Stets iſt es dasſelbe Johanneshaupt!“ —

Dies Wunder erſchien unſern Bauern nicht übel:
Drei Häupter und doch nur eins, das war plauſibel.
Bald drängten ſie alle in dichteſten Haufen,
Um Federn und Stroh oder Heu ſich zu kaufen.
Die Mönche ſtrahlten in freudigem Glanz
Und ſchoren ihr Schäflein mit Eleganz.

Digitized by Google

Bald konnte man kaum noch den Goldregen faſſen,
Drum wurde die Herde mit Segen entlaſſen.

Dann ſanken die Mönchlein fromm in die Knie
Und ſprachen in traulichſter Harmonie:
„Wir bitten dich, Heil'ger, bei deinem Namen:
Erhalte die Dummheit in Ewigkeit! Amen!"

Weilburg. Guſtav Adolf Erdmann.

Bußpredigt.

Schau' nicht ſo ſpöttiſch daher
Du feine Dame
In Deiner ſchönen Karoſſe!
Trägſt Du auch am Finger
Den goldenen Reif,
Den prieſtergeſegneten —
Unrein biſt Du doch!
Unheilig wie ich.

Dreh' Dich nur um
Vor meinem Anblick,
Nimm Dein ſeidnes Gewand
Nur ſorglich zuſammen,
Daß ſeine Schleppe
Nicht ſtreife mein buntes Kleid,
Mich täuſcheſt Du nicht!
Du haſt Dich verkauft wie ich
Und ich grüße Dich, Schweſter!

Entflieh'n willſt Du mir?
Dem Anblick entrinnen?
Du kannſt nicht, denn ſiehe,
Feſt in der Maſſe
Stehen die Wagen,
Die zu dem Feſte Euch bringen,
Eingekeilt im Gedränge
Der müßigen Gaffer
Steh' ich und ſchaue
Dir feſt ins Geſicht.
Auge in Auge
Bohrt ſich in qualvoller Frage,
Und dahinter
Dämmert die Seele.
Und ich ſchau' Deine Armut,
Die in diamantendurchblitzter,
Parfümdurchdufteter Wüſte
Elend verſchmachtet.

Sag', ſchöne Frau,
Weißt Du, was Liebe heißt?
Kennſt Du den Hunger,
Du roſige, blonde Fee?
Weißt Du, was es heißt,
Wenn ſeine Raubtierkrallen
Im Innern wühlen,
Alles ertötend
Im Jammerſchrei:
Brot!

Haſt Du ſchon Brot geſehen?
Nicht Dein zierliches Brötchen,
Zu Lachs und Hummer
Die leckere Beikoſt,
Nein, das heilige, harte,
Schickſalentriſſene
Bittere Brot der Armut?

Du kennſt auch das nicht?!

Du weißt nichts von Hunger und Liebe,
Und doch verkauft!
Verkauft wie ich, und um was?
Um ein paar glitzernde Steine,
Hart wie Dein Herz,
Um Theaterlogen, Badereiſen,
Equipagen, neueſte Moden,
Um Tand, der leeren Köpfen gefällt:
Und darum gabſt Du
Deine achtzehnjährige Jugend
Dem lüſternen Greiſe hin,
Der ſechzig Winter geſehen?
Lügnerin!
Dirne!
Ich, das Weib der Gaſſe,
Verachte Dich!

Was bohrt ſich Dein Auge
So qualvoll in meins?
Faſt regt ſich ein Mitleid
Im Herzen für Dich mir,
Die Du ein Sakrament entweiht.

Hör' mich an!
Es redet die Dirne zur Dirne,
Und ſie ſpricht vom heiligen
Sakrament der Ehe!
Soll ich Dir's lehren?
Haſt Du's vergeſſen
Das alte Lied,
In der Schule gelernt
Unter dem Kichern und Gähnen
Der höheren Töchter,
Die über den Blödſinn
Erhaben lächelten.
„Es iſt nicht gut,
Daß der Menſch allein ſei,
Ihm werde die traute Gefährtin,"
Haſt Du nie gehört
Von Liebe und Treue?

Was weißt Du davon?
Fragt mich Dein Blick.
Ich?
O mehr als Du!
Laß Dir ſagen
Die alte Weiſe, ſchon lange geſungen:

„Sie trägt nicht Schmuck noch Seide,
Ein Ringlein nur von Gold
Schmückt meine Augenweide
Und ziert ſie lieb und hold.

In gut und böſen Tagen
Iſt ſie mein Sonnenſchein,
Ihr kann ich alles klagen,
Zu ihr komm' ich allein.

Wenn draußen Stürme wettern,
Flücht' ich zu ihr ins Haus,
Dann kann mich nichts zerſchmettern,
Bei ihr ruh' ich mich aus.

Die Leiden und die Sorgen,
Die machen mir kein' Schmerz,
Ich bin ja wohlgeborgen
Bei meinem treuen Herz."

Verſtehſt Du das,
Du ſchöne Frau mit dem goldenen Ringe,
Der Dein weißes Fingerchen
So zierlich umſchließt?

Wenn Du mit mir gingeſt!
Draußen, weit fort in der Vorſtadt,
Wo in billigen Häuſern
Die Menſchen wohnen, die Du verachteſt,
Die Menſchen ohne Geld,
Dort könnt' ich Dir etwas zeigen,
Denn treibt es mich oft hinaus
Eh' ich ſuchen gehe
Das ſchreckliche Brot der Schande!
Wie „unmoraliſch" ſagſt Du?
Du verkörperte Lüge,
Du Verkaufte, gleich mir!

Laß mich ſie doch ſehen,
Die gleißenden Steine,
Die Dich umfunkeln,
Was an ihnen iſt ſolchen Preiſes wert?
Pah!
Stein iſt Stein,
Wär's noch Brot
Und hungerte daheim Dein Kind —
Dann wär's begreiflich.
Wie ich dazu kam, fragſt Du,
O, wir waren ſieben,
Der Vater ſchlug im Trunke
Die Mutter zu Tod',
Er ſtarb im Zuchthaus,
Uns verſorgte die Armenverwaltung,
Dem Wenigſtbietenden
Wurden wir zugeſchachert,
Und dann ging's in die Fabrik,
Zu der ewig ſauſenden,
Tag und Nacht ſchaffenden,
Schreckbar lebendigen,
Großen Maſchine!

Kennſt Du die Maſchine?

Vielleicht kamſt Du einmal
Durch eine Fabrik
Aus müßiger Neugier,
Dann zogſt Du wohl Dein Näschen kraus
Und fandeſt, die Luft ſei ſchlecht.

Du weißt nicht, was es iſt
Um die Maſchine!
Das iſt ein Untier,
Ein freſſender Moloch,
Das ſchlingt und ſchlingt
Nimmerſatt menſchliches Leben!
In tönenden Hallen
Kauert's
Wie ein unheiliger Götze,
Regt tauſend Arme,
Hebt ſchwere, erzblinkende Kniee,
Spinnt mit zehntauſend Rädern,
Schwirrt und dreht ſich
In ſtickheißer, ſchwüler Luft,
Bis Kopf und Atem erlahmen,
Bis Schwindel uns faßt
Und uns hinzieht
Nach den drehenden, kreiſenden Rädern.
Ha, weh,
Hat's einen gepackt,
Der achtlos ſich nahte:
Zermalmt reißt man ihn fort,
Schleppt man ihn weg
Von den blanken Zinken und Haken,
Die furchtbaren Griffes ihn faßten!

So brachten ſie mir
Einſt meinen Wilhelm,
Mit dem ich ein paar kurze,
Selige Monde gegangen,
Mit dem ich geſpart
Die ärmlichen Groſchen am Munde,
Um gemeinſam zu hauſen
In Liebe und Treue!

Nun war er tot,
Und dann?
Das Kind ſchrie um Brot —
Ich war ſchön —
Und —
Doch fertig damit:
Du weißt ja, wie man ſich verkauft.
Das brauche ich Dir
Nicht erſt zu erzählen.
Nein, etwas andres
Wollt' ich Dir ſagen,
Vielleicht pocht dann leiſe
Die mahnende Stimme
Dir leiſe im Herzen,
Und ruft Dich zur Buße!

Vernimm von dem Häuschen der Vorſtadt,
Wo Kohl und Gemüſe
Im Gärtchen gedeihen
Und ein paar einfache Blumen,
Vor dem Hauſe eine Laube.
Da ſtehe ich oft
Wie eine verlorene Seele
Und ſtarre ins Paradies.
Da ſeh' ich den Mann
Von der Arbeit kommen,
Fröhlich empfangen vom Weibchen,
Vom krähenden Buben
Und der alten, freundlichen Mutter.
Das einfache Mahl
Steht ſchon in der Laube bereitet.
Sehr „uncommeilfaut"!

Hering und Pellkartoffeln
Und dünnes Bier.
Die Kleider der Leutchen
Sind auch nicht neu,
Und ſie laufen
Auf vielfach geflickten Schuhen,
Aber ſchöne Dame,
Wie arm, wie erbärmlich arm
Biſt Du in Deinen Brillanten,
Verglichen mit jenen!

Und ich, die Ärmſte der Armen,
Ich ſtehe und ſtarre
An manchem rotglühenden Abend
In fremdes Glück,
Bis der Mond aufſteigt
Mit weiß-grünem Licht.
Sie ſehen mich oft,
Wenn mein dunkler Schatten
Einſam im Eckchen ſich duckt,
Doch ſie laſſen mich.
Sie gönnen es mir,
Ihr Glück zu ſchauen.

Einmal, da wollte der Gatte
Mich ſcheuchen, wie man den Hund ſcheucht,
Den unreinen,
Von des Hauſes reinlicher Schwelle,
Doch Mutter und Gattin

Wehrten ihm ab.
„Laß ſie, es bringt ſie auf gute Gedanken!“
Da ließ er mich ſtehen.

Abend für Abend bin ich nun dort;
Und vielleicht einmal
Wächſt mir der Mut,
Daß ich bitte
Um ein kleines, freundliches Wort,
Daß ich, mein Kind im Arm,
Zu der Frau trete und ſpreche:
„O Du Reine, Du Gute,
Hör' auf mich!
Mutter biſt Du, wie ich,
So hör' auf die Mutter!
Um meines Kindes willen
Reich' mir die Hand!“

Vielleicht!
Vielleicht find' ich den Mut,
Bis jetzt war ich zu feige!
Träf' mich ein böſes Wort von ihr —
Ich ertrüg' es nicht.

Horch, ein Dröhnen und Schnauben!
Die Pferde am Wagen
Ziehen an.
Frei iſt der Weg,
Der Dich zum Feſte führt —
Fahr' hin, Du Verkaufte!

Doch vernimm noch den Wunſch der Verkauften.

Thu' Buße!

Schlag' Dir die Bruſt,
Weine und klage!
Thu' von Dir die blinkenden Steine
Und den ſeidenen Tand
Und wirf Dich nieder in Staub!
Fleh' um Erbarmen
Bei dem, der von Magdalenen
Sprach: „Sie hat viel geliebt.“
Vielleicht, daß er ſich erbarmt
Mit Deinem ſtarren,
Steinſtarrem, kalten Herzen!
Vielleicht, daß Du lernſt,
Was lieben iſt!
Denn Du Ärmſte
Biſt tauſendmal ärmer
Als die niedrigſte Dirne der Gaſſen!
Du Sakramentsſchänderin,
Die ſich verkauft
Um eine gute Partie!

Fahr' wohl!
Gott ſei Dir gnädig!
So betet die Schweſter für Dich,
Die Dirne der Gaſſe!

Düſſeldorf. A. von Krane.

Ein Lied der Freude.

Plötzlich überfällt es mich,
Daß ich laut muß ſingen,
Plötzlich überhellt es mich:
Welt, du haſt ein ſchön Geſicht,
Haſt ein lieblich Angeſicht,
Und ich muß vor Freuden ſpringen.

Blumen, die am Wege ſtehn,
Muß ich alle pflücken.
Kann es Blumen beſſer gehn,
Als der Freude roten Glanz
Noch mit ihrem roten Kranz
Hell zu überſchmücken?

Und was mir entgegen tritt
Muß der Luſt erliegen.
Hüpf' ich, Mädel, hüpfſt du mit!
Schöner glüht dein Angeſicht,
Lieblicher dein Angeſicht,
Wenn wir uns im Reigen wiegen.

Muſikanten, nicht geruht,
Geigen und Trompeten.
Tiriii, tiwit und tut.
Küß mich Kind. Noch einmal ſo.
Roſen blühen, wo wir froh
Und im Tanz die Erde treten.

Hamburg. Guſtav Falke.

Dialog aus Wolkenkuckuksheim.

Perſonen: Theaterdirektor, Kritiker, Dichter.

Theaterdirektor.

Seit Wochen mehr kein volles Haus!
Das halte euch der Teufel aus!
Dies gottverdammte Lumpenpack
Hat ſeinen herriſchen Geſchmack,
Dem man ſich eben fügen muß.
Doch ich, ein alter Praktikus,
Weiß nicht, beim Teufel, was ſie wollen.
Wer trägt die Schuld?

Kritiker.

Allein die Zeit!
Was hilft das Schimpfen und das Grollen!
Uns fehlt die große Heiterkeit,
Die dieſe Welt bequem verdaut,
Der's nicht vor einem Krötlein graut.
Doch wird ein Schwänkchen aus Paris
Die Kaſſe wieder ſtrotzend füllen.
Das iſt ein Spaß, wenn Paradies,
Parterre und Logen vor Lachen brüllen!
Das alte ſüße Hexentränkchen
Aus Rührſeligkeit und Lüſternheit,
Kredenzt in einem ſaftigen Schwänkchen,
Behagt uns baß zu jeder Zeit.
Und die Kritik auf hohem Roß
Folgt fromm zuletzt dem bunten Troß,
Den ſolch ein derbes Lachen eint
Und der's, im Ernſt, ſo ehrlich meint.

Theaterdirektor.

So oft hab' nie ich fehlgegriffen!
Sie haben jüngſt mir ausgepfiffen
Ein Stück — — ein meiſterhaftes Stück!
Vor zwanzig Jahren macht' es Glück ...

Kritiker.

Hm! Zwanzig Jahre! Schöne Zeit!
Wir brachten's unterdeſſen weit. —
Und wenn die Zeit im Ernſte krank,
Dann heilt ſie allerdings kein Schwank.
Doch Mut! Schon reifen die Poeten,
Und regnen wird es bald Moneten.
Was ſagſt Du, Freund?

Dichter.

Ich ſage nichts!

Kritiker.

O ihr verliebte Nektarſchlucker,
So zart und minnig wie die Mucker!
Die Zeit iſt da des Weltgerichts!
Da iſt das Dichten bittres Glück.
Wie ſteht's mit Deinem neuſten Stück?

Dichter.

Es leidet an der Not der Zeit.

Kritiker.

Du liebe Narrenherrlichkeit!
Die Not der Zeit war immer da
Und ſtets des Schickſals Hilfe nah.

Theaterdirektor.

Ein Drama? Soziale Frage?
Schickt man mir dutzendmal im Tage.
Doch muß ich beſtens mich bedanken!
Ihr dichtet ewig nur von Kranken.
Von oben weht kein günſtiger Wind.
Seht doch die Menſchen wie ſie ſind.

Dichter.

Das thu ich eben.

Theaterdirektor.

Schnickeſchnack!
Ihr ſchildert lauter Lumpenpack.
Die Welt iſt voller Ehrenmänner.

Kritiker.

Das mein' ich auch als guter Kenner! —
Willſt Du ein großer Dichter werden?
Nichts Leichteres giebt's hier auf Erden.
Ich hab' ein ſicheres Rezept,
Mit dem ſich's herrlich dichtet und lebt:
Dein Held ſei keck, ein Betteljunker,
Gewandt im Praſſen und Geſunker,
Des Wappentier gewiehert im Zug,
Der einſt die Sarazenen ſchlug;

Die Heldin: eines Krämers Kind,
Ein Goldfiſch, adelig geſinnt;
Der Vater noch ein bißchen Protz,
Ein bürgerlicher Ehrenklotz;
Dazu die Frau von dreißig Jahren,
In jenen Künſten wohl erfahren,
Die man zum ſeichten Liebeln braucht,
Ein Feuerchen, das — leiſe raucht.
Herrſt Du an dieſen Marionetten,
Daß die Geſchicke ſich verketten
Zu einem fetten Hochzeitsſchmaus,
So ernteſt Du Ruhm bei vollſtem Haus.

Theaterdirektor.

Das Stück, das ſollten Sie mir ſchreiben!

Kritiker.

Das laſſe ich beim Teufel bleiben.
Ich bin mein eigner Narr im Stück
Mit Laune, wenn auch ohne Glück.

Theaterdirektor.

Hm, — Freunde, — ſeht, in dieſer Welt
Iſt es ſo ſchlimm noch nicht beſtellt.
Ihr macht die lieben Menſchen ſchlecht
Mit Vorbedacht. — Das iſt nicht recht! —

Dichter.

Bin ich allein denn blind vorm Leben?
Was ich erfühlt, hab' ich gegeben,
Das Glück, die Glut, die Diſſonanz,
Die Nacht, die Dämmerung, den Glanz,
Und nach der Harmonie das Trachten.
Im Glück, im Kampf, in Not der Schlachten
Enthüllt ſich mir das Menſchenbild.
Darum der Zeiten Woge quillt.
Was alle feigen Seelen ſchreckt,
Was frommer Seelen Wahn verdeckt,
Will ich nicht katzenleis umgehen.
Das iſt mein Schickſal: ich muß ſehen!
Der Schönheit Abenddämmrung ruht
Zuweilen auch auf meinen Sinnen.
Dann iſt ſo feierlich der Mut
Und ſelig alle Stunden rinnen —

Kritiker.

Die ſtets geſtörte Feierſtille
Der heimlich glücklichen Idylle!

Dichter.

Heut leben, — weich ein Dichterlos!
Die Zeit des wilden Übergangs,
Die Zeit des wilden Werdedrangs —!
Die Sklaven und des Glücks Schlaraffen,
Sie können ſpotten, — doch nicht ſchaffen, —
Das Leben — —

Kritiker.

Iſt ein Schauſpiel nur,
Und ewig ſchweigt uns die — Natur! —

Dichter.

Doch in der ärmlichſten Geſtalt
Wirkt heilig ſchaffende Gewalt.
Sie iſt Geheimnis, wie der Grund,
Darauf ſich regt das Leben bunt,
Des Anblick Freude nur dem Starken,
Der heimiſch in der Erde Marken. —
Mein Werk iſt nicht von mir zu trennen.
Wie ſoll ich echten Jubel kennen,
Wenn ich, der bängſten Zelten Sproß,
In ſchlecht gezähmter Tiere Troß,
Am Leben doppelt, dreifach leide!

Kritiker.

So lache doch! Das Grollgegrübel
Ward längſt ein allgemeines Übel.
Ihr braucht des Lebens beſte Kraft,
Mit blinder Überleidenſchaft
Dies Leben maulend anzuſchwärzen,
Ihr eiteln Narren Eurer Schmerzen!
Seid mild! Seid ſtark! Und lacht zuweilen!
Dies wird Euch grüne Herrlein heilen.

Theaterdirektor.

Jawohl, das Lachen iſt geſund!

Dichter.

Wenn echt es kommt aus klarem Mund!
Doch Euer Lachen mag ich nicht.
Es iſt kein ſeliges Gericht
Des Lebens aus der höchſten Kraft,
Nur Kitzel, keine Leidenſchaft.

Kritiker.

Mein Freund, Gelächter iſt Gelächter!
Ich bin kein ſaurer Koſtverächter.
Meinſt Du vielleicht, ich wüßte nicht,
Daß dieſes Leben kein Gedicht —?
Auf alten Trümmern feiert nur
Die ſtets gebärende Natur,
Doch nicht in kleinen Enkel-Erben,
Die — ſchwerer als die Väter ſterben.
Was hilft's, des Übels Grund zu wiſſen,
Man wird vom Leben mitgeriſſen. —

Theaterdirektor.

Das alles hat mir keinen Sinn.
Mir bringt ein Stück allein Gewinn.
Die braven Leute im Theater
Sind gänzlich frei von Eurem Kater.
Was wollen ſie? Sich ſelber ſehen!
Verſchönt ein wenig, doch nicht viel.
Wenn ſie's von Herzen recht verſtehen,
Dann loben ſie das gröbſte Spiel.
Das Laſter muß die Strafe finden,
Gerechtigkeit muß alle binden.
Gerechtigkeit will unſre Bühne
Und für die Schuld unfehlbar Sühne.

Dichter.

Ja, Schuld und Sühne, alte Lügen,
Den Faſelhänſen zu genügen!

Kritiker.

Freund, läſtre nicht den dunkeln Trieb,
Der tauſend reinen Herzen blieb,
Die Welt im Geiſte zu vollenden,
Und allen Schmerz in Glück zu enden.
Die Nemeſis! Die Nemeſis!
Sie ſchleicht umher, das iſt gewiß.
Doch rätſelhaft iſt oft ihr Schalten
In ewig dunkelen Gewalten.

Bogenhauſen-München.

Dichter.

Ich krittle nicht, ich ſchaffe nur!
Des Lebens rätſelhaftes Walten
Spricht klar aus lebenden Geſtalten.
Geiſt und Natur ſind nicht zu trennen,
Und ewig wird ihr Kampf entbrennen
In Herzen, die zur Fülle reifen
Und nach des Lebens Kronen greifen. —

Theaterdirektor.

Das alles macht kein gutes Stück.
Hier hilft Verſtand, Gefühl und — Glück
Und keine allzufeinen Flauſen.
Wir ſpielen doch nur vor Banauſen.

Kritiker.

Und noch ein Rat: es herrſcht das Weib
In jeder Kunſt, die Zeitvertreib.
Dir blüht ein herrlich Erdenwallen,
Wenn Du den Weibern erſt gefallen.
Dem Weib iſt nie die Welt Fragment,
Wenn nur ſein Herz gehörig brennt.
Was ſagſt Du?

Dichter.

Nichts!

Theaterdirektor.

Auf hohem Roſſe
Gelingt uns keine feine Poſſe

Kritiker.

Und dann, merk ein für alle Mal:
Die Zeit gehört dem Kapital.
Drum werde flugs ein Fabrikant!
Es preiſt Dich dann das Vaterland,
Das Volk, der Dichter und der Denker.
Und willſt Du nicht, — ſcher' Dich zum Henker!

Wilhelm Weigand.

Unentrinnbar.

Eine Weltſtadterzählung von Gottlieb Steger.

(New-York.)

Seit Wochen Tag für Tag, Nacht für Nacht die gleiche, brütende Hitze. Die Reichen, die Freien waren längſt entflohen nach Europa, nach Kanada zu den tauſend Inſeln des St. Lorenz, in die Catskills und die Adirondacks, zum Lake George oder an die Küſte des Oceans. Nur die Sklaven der Arbeit mußten in der Hölle ausharren, ſtumpfſinnig, abgemattet, mehr und mehr empfindungslos werdend gegen die eigenen Qualen und die ihrer Mitmenſchen.

Wohl las man tagtäglich in den Zeitungen, wie ſo und ſo viele vom Hitzſchlag getroffen wurden, wie die Kinder gleich Fliegen hinſtarben, — doch was ging's einen an. Vielleicht berichtete man morgen ſchon über den Leſer ſelber. In der unteren Stadt ſchliefen die Leute auf den Dächern und Feuerleitern. Mancher fiel hinunter und brach das Genick. Unbekümmert um die Gefahr kletterte der Nachbar die folgende Nacht wieder hinauf. Dort war die Luft wenigſtens etwas kühler.

Es war Spätnachmittag, die Geſchäfte hatten geſchloſſen. Aus den Fabriken, den Retail- und Wholeſaleſtores, den Offices der Banken und Agenturen ſtrömten tauſende von Männern und Weibern und Kindern, ſchwitzend, tief atmend, mit roten Geſichtern und trockenem Gaumen, voll Staub und Schmutz, mit zerknitterter und zermatſchter Wäſche. Glücklich die wenigen unter ihnen, die jetzt wenigſtens für die Nacht hinauseilen konnten nach den Vororten der brütenden Rieſenſtadt, weit oben am Hudſon und Harlem oder nach den im Sunde gelegenen Inſeln!

Die Kleider klebten am Leibe, und die Haut brannte von der Prickelhitze. — Die Leute krochen die ſteilen Treppen zu den Hochbahnſtationen hinauf und drängten ſich auf den engen Holzperrons. Die Waggons waren überfüllt, in den Mittelgängen ſtand man Leib an Leib, ebenſo auf den Plattforms. Eigentlich war es verboten, ſich dort aufzuhalten, doch was war zu machen? Jeder wollte ſo bald wie möglich nach Hauſe. Und auf jeder neuen Station immer neue und neue Menſchen, die Kondukteure konnten die Thüren kaum öffnen. Trotzdem aber kein unwilliger Laut, kein Schimpfwort. Gleichmütig ließ man ſich zuſammenquetſchen. Die New-Yorker ſind geduldig. Wer den Arm emporzwängen konnte, las ſeine Abendzeitung. Die, welche einen Sitz gefunden, ſchliefen halb, die übrigen ſtumpfſinnten

ſtehend vor ſich hin. Wenn ſich Bekannte bemerkten, nickten ſie ſich ſtumm zu. Wozu ſprechen?

Ethel Dolge war ſo glücklich geweſen, in der zweiten Avenue Elevated noch einen Platz zu erhalten, obgleich ſie erſt in der Grantſtreet eingeſtiegen. In ſich zuſammengeſunken, lag ſie mehr als daß ſie ſaß auf dem ſtrohüberzogenen Sitze, das Geſicht dem offenen Fenſter zugewandt, um die eindringende Luft einzuſaugen. Die dunklen Haare hingen ihr unordentlich ins ſchweißige, aber hübſche Geſicht, die braunen Augen blickten matt, und die Mundwinkel hingen verdroſſen hinab. Wenn der Zug hielt, glaubte ſie erſticken zu müſſen. Widriger, betäubender Dunſt ſtieg auf von den Füßen und Leibern der vor ihr ſtehenden Menſchen. Dann ging es von neuem weiter, und ſie atmete wieder freier. Station auf Station flog vorüber, endlich war die fünfzigſte Straße erreicht. Das Mädchen erhob ſich und drängte ſich durch die Menge aus dem Waggon.

Auf der Straße angelangt, ſchritt ſie dieſelbe in der Richtung nach Oſten entlang. Trotz des müden Ganges konnte man jetzt erkennen, daß das Mädchen von hoher und ſchlanker Geſtalt war. Die Kleidung war ärmlich, aber mit kokettem Geſchick gefertigt. Die weiße, etwas unſaubere Bluſe ließ, trotzdem ſie die Büſte nur loſe umſchlotterte, die runden Formen der Schultern und Brüſte ahnen. Um die zierliche Taille lag ein ſchwarzer Ledergürtel, von dem ſich ein blauer Rock über die ſich hervorwölbenden Hüften in zahlreichen Falten hinabbauſchte. Die ſchmalen Füße ſtaken in gelbledernen Halbſchuhen, deren Hacken abgetreten waren.

Obgleich das Gehen den Leib des Mädchens noch mehr erhitzte, ſchien ihr Geiſt dadurch erfriſcht zu werden. Ihre Augen verloren den matten Ausdruck. Keck blickten ſie jetzt unter den ſtarken Brauen hervor, und um die Lippen ſpielte ein übermütiges Lächeln. Ethel rückte den Strohhut tiefer in den Nacken und ordnete in ſchnellem Griffe die verwirrten Stirnlocken. Sie hatte nun den Block erreicht, in dem ihres Vaters Wohnung lag. Vor dem Saloon an der Südoſtecke ſtand der Saloonkeeper, Jim O'Reilly, ein Rotkopf. Beim Anblick des Mädchens verzog ſich ſein breites, iriſches Maul zu einer Grimaſſe. Er kniff das linke Auge zu und blinkte mit dem rechten.

„How do you do, Miss Ethel?“ fragte er.

„Thanks, very well, Sir!“

Ethel wollte vorbeigehen, jedoch der Mann trat ihr in den Weg mit den Worten:

„Da, nimm!“

Er zog die Roſe aus dem Knopfloch ſeiner weißen Jacke und reichte ſie dem Mädchen. Der an ſeiner roten, dicken Hand ſteckende Diamant

funkelte. In Ethels Augen leuchtete es auf. Der Stein ſchien ſie zu feſſeln.

„He, gefällt er Dir?“ lachte der Irländer, der des Mädchens lüſternen Blick bemerkt. „Kannſt ihn haben, wenn — he, Du weißt,“ — ſetzte er mit verſchmitztem Grinſen hinzu.

„Go to hell!“ murmelte Ethel und lief an ihm vorüber. Jim wäre ihr am liebſten nachgeeilt, doch traten in demſelben Augenblicke Gäſte in den Saloon. — —

„News, news, Evening sun, World!“ rief ein kleiner Junge in zerlumpter Kleidung ſeine Zeitungen aus.

Ethel hielt an und kaufte ein Blatt für ihren letzten Cent. Dann ſchweiften ihre Blicke über den Fruchtſtand des Italieners. Wie verlockend lagen ſie da, die ſaftigen Pflaumen, die rotbäckigen Pfirſiche, die gelben Bananen! Aber ſie hatte keinen Cent mehr in der Taſche. Seufzend wandte ſie ſich ab und ſchritt weiter, rechts und links Bekannten einen Gruß zurufend. Bei der Waſchbude Wang-Lees kreuzte ſie die Straße. Gegenüber im Tennement wohnte ſie. Im Baſement desſelben befand ſich eine Schuſterwerkſtatt. Ethel hob den rechten und dann den linken Fuß und ſah hinab zu den niedergetretenen Hacken. Sie hatten das Ausbeſſern auch bitter nötig. Zum Glück verlangte der Schuſter kein Bargeld. Sie ſtieg die Treppe hinunter.

„Eich, das Pläſcher, Miß Ethel!“

„Good evening, Mr. Max!“

„Was zu repaire?“

„Sie könnten mir die Hacken e biſſel aufſetzen, ich geh nachher auf Strümpfen upſtairs!“

„G'wis, g'wis, ſeaten Sie ſich doch e Wailchen!“

„Thanks, muß nauf zu Ma!“

„Na, wie geht's denn?“

Ethel zuckte die Achſel.

„Ja, ja, bei die Hitze!“ bemerkte der Schuſter und ſah auf zu dem Mädchen mit gutmütigem Lächeln. „Wenn man auch mal ſo rauskönnt in die Country wie die raiche Lait!“

„Sure to morrow, Mr. Max?“

„G'wis, g'wis, Miß Ethel!“ — — —

Das Mädchen ſchlüpfte auf Socken durch die Werkſtatt und dann hinauf zu ihrer Wohnung im fünften Stock. Atemlos langte ſie oben an. Wie ſie die Thüre öffnete, ſchlug ihr dumpfer, abſtoßender Geruch entgegen, von halb getrockneter Wäſche, Menſchendunſt und irgend einer ſchmorenden Speiſe.

„Is it you?“ rief eine Kinderſtimme aus der Küche.

„Yes, Kate!“

„Komm, Eſſen iſt fertig!“

Schöner Dreck wird's ſein, dachte Ethel und ſchritt an der Küche vorüber durch einen dunklen Mittelraum in die Frontſtube. Auf der Schwelle blieb ſie einen Augenblick ſtehen. Die Mutter ſchien zu ſchlafen. Das Mädchen ſchlich ſich leiſe näher und beugte ſich über die Kranke. Röchelnd lag dieſe auf den ſchmutzigen Kiſſen mit geſchloſſenen Augen.

„Komm, Ethel!“ klang es von neuem aus der Küche.

„No!“

Ethel ließ ſich am Fenſter nieder und blickte hinaus. Ach, wenn ſie nur etwas Eiswaſſer gehabt hätte! Wie ſollte man eſſen bei dem Durſt! Doch der Eismann wollte nichts mehr auf Borg geben. Es war ein rechtes Lumpenleben, die ganze Woche von Morgen bis Abend im Baſement des Drygoodſtores dort unten in der Grantſtreet umherzuſtehen! Im Winter war's da ſchon kaum auszuhalten vor Hitze und Dunſt, aber jetzt erſt im Auguſt! Doch immerhin konnte man dort ſoviel Eiswaſſer trinken wie man wollte. Dabei ſchlechtes Eſſen und das Vergnügen — — pah — —. Was für einen Sinn hatte es eigentlich, ſo zu leben. Beſſer war es, tot zu ſein!

So war es geweſen bis jetzt, und ſo würde es weiter gehen in alle Ewigkeit! Kein Entrinnen möglich! Freilich, wenn ſie gewollt hätte! Der Schuſter unten hätte ſie gleich geheiratet. Dann brauchte ſie nicht mehr in den Store zu gehen. Oder Jim — —!

Draußen wurden die Gaslaternen angezündet. Die Treppen der Häuſer waren vollgedrängt von Menſchen. Kinder ſchleppten Holz und Papier herbei, um auf der Straße ein Feuer anzuzünden. Der an der Ecke ſtehende Poliziſt ſah dem Treiben gleichgültig zu. Der qualmende Rauch trieb empor zu dem Mädchen. Sie huſtete, aber verließ ihren Platz nicht. Die Hitze wurde immer drückender. Seit die Sonne fort war, ſtiegen die Nebel vom Eaſtriver noch dichter auf und legten ſich als ſchmieriger Belag über Häuſer und Menſchen. Der aus den Poren dringende Schweiß konnte nicht verdunſten. In Strömen rieſelte er an Ethels Leibe hinab, die wunde Haut noch mehr reizend. Das Mädchen ſtöhnte und leckte die ſalzigen Lippen.

Sie ließ die Blicke dicht am Hauſe hinabgleiten. Unten auf der Treppe ſaß der Schuſter. Ein guter Kerl war er ja und nüchtern und fleißig. Er verdiente zwölf Thaler die Woche. Davon ließ ſich ſchon leben, doch für immer in dem Baſement hocken — —.

Aus den blitzblanken Scheiben des Saloons ſtrahlte elektriſches Licht

mit aufdringlichem Schimmer. Überhaupt war das Lokal das einzig anständig aussehende Gebäude des Blocks. Hinter der massiven, von glänzenden Messingstrangen umgebenen Bar hantierte Jim. Ethel konnte jede seiner Bewegungen deutlich durch das Fensterglas erkennen. Gast auf Gast kam, und das Geld floß dem Saloonkeeper zu. Was Wunder, daß Jim lebte wie ein Prinz! Wie sauber und prächtig war alles in dem Saloon! Die getäfelte, von goldenen Sternen übersäte Decke, die hohen, jetzt von zartem, bläulichem Flor überzogenen Spiegel, die Vasen und Statuetten, die blinkenden Gläser und Silbergeräte auf den Barfixtures. Ja, Jim war ein großer Mann, der mächtigste in der Ward! Er gehörte zu Tammany-Hall. Wen er nominierte, der wurde in der Ward gewählt, sei es wozu auch immer, zum Alderman, zum Mayor, zum Governor oder Präsidenten. Die Eirischen hatten überhaupt ja über alles in der Stadt zu sagen. Und was für ein Gesicht der Kerl dabei hatte! Eine Oberlippe gerade wie der Chiko, der Chimpanse im Centralpark. Aber Jim kleidete sich stets wie ein Stutzer, und an den Fingern und in der Kravatte glitzerten Brillanten im Werte von Tausenden. — —

Ethel wußte, daß sie Jim gefiel. Sie hätte ihn schließlich auch wohl geheiratet, aber heiraten wollte der sie ja gar nicht, hätt's auch nicht gekonnt, er hatte ja noch eine Frau. Zwar lebte er nicht mit ihr. Sie hatte ihn wegen Untreue verlassen, und er mußte ihr Alimente bezahlen. Scheiden lassen hatte sich das Weib nicht wollen, sie war eine bigotte Katholikin. Und zu dem anderen, wozu Jim sie begehrte, — nein — niemals —!

Da würde es ihr sicher gerade so gehen wie der Anny Bär, der hübschen Jüdin aus dem nächsten Block. Die war jetzt eine Straßenläuferin in der Bowery. — Allerdings schien es der Bär ganz gut zu gehen, — doch! — Wie albern, setzte Ethel ihr Selbstgespräch fort, daß sie immer hundert Jahre im voraus dachte! Vielleicht würde sie ja längst tot sein, bevor Jim sie verließ. Jedenfalls gab es ein paar Jahre ein vergnügtes Leben. Theater, Zirkus, Rennen, Ausflüge nach Long-Island, gutes Essen und Trinken, elegante Kleider — —. Ah! Eine lockende Fata Morgana erhob sich vor des Mädchens Augen. — —.

Die Etagenschelle erklang. Ethel hörte, wie die Schwester hinausging, um den Thüröffner zu ziehen. Bald auch trat der Doktor ins Zimmer.

„Nanu, alles dunkel?" fragte er.

Ethel stand auf und zündete das Gas an.

„Wie geht's denn?" begann der Arzt von neuem.

Es war ein gutmütig dreinschauender Deutscher mit einem Bierbauch und dickem, rotem, von einem blonden Bart umgebenem Gesicht, goldener Brille, einer Glatze und schlecht sitzenden Kleidern.

„Dont know!“ erwiderte das Mädchen.

„So — hm! Sie ſchläft!“

Der Mann griff vorſichtig nach der Hand der Kranken und zählte die ſchnellen, ſchwachen Pulsſchläge. Plötzlich regte ſich das Weib und erwachte. Mit glanzloſen, gleichgültigen Augen ſtarrte ſie empor und ſchloß dann die Lider von neuem. —

„Hm — hm!“

Wird wohl nicht lange mehr machen, dachte der Doktor, um laut hinzuzuſetzen:

„Geben Sie ihr nur recht häufig Eiswaſſer!“

„Haben keins!“

„So laſſen Sie holen!“

Ethel zog eine Grimaſſe, der Arzt verſtand. Einen Augenblick ſchien er mit ſich zu kämpfen, dann ſuchte er in ſeiner rechten Hoſentaſche umher nach einer kleineren Münze, konnte aber keine geringere finden als einen Viertel-Thaler. Verdammt, er war doch ein Narr, ſprach er zu ſich ſelber. Bezahlung würde er ſo wie ſo keine bekommen. Ja früher, da waren das gute Kunden geweſen, ſo lange der Vater noch verdient. Seitdem er ſich aber mit ſeinem Boß entzweit wegen der Politik, — — was wollte ſo ein armer Teufel auch Politik treiben. — Die ganze Praxis war überhaupt ſchon ſchlecht genug! Wär' er nur daheim in Deutſchland geblieben! Was die Leute dort für Unſinn ſchwatzten! Mindeſtens ſofort Profeſſor zu werden, hatte er erwartet. In Amerika taugten ja bekanntlich die Ärzte nichts. Ha — ha! Da hätte er ebenſo gut darauf rechnen können, in Berlin zum Dalai-Lama gewählt zu werden oder in Poſemuckel zum Papſt! Hol's der Teufel!

Er zog den Quarter hervor und reichte ihn dem Mädchen.

„Da, holen Sie Eis!“

„No — no!“ wehrte Ethel ab.

„Werd's auf die Bill ſetzen!“ drängte der Arzt voll Zartgefühl, um ſich im nächſten Moment wieder über dasſelbe zu ärgern. Dann ſchob er ſchnaubend und ſich den Schweiß vom feiſten Geſichte wiſchend ab. — —

Gedankenlos war das Mädchen am Fußende des Bettes ſtehen geblieben, den Viertel-Thaler in der offenen Hand haltend. Im Flur unter ihr begann der franzöſiſche Mandolinenſpieler ſich mit ſeiner Frau zu prügeln. Er war wohl wieder betrunken, dachte Ethel. Sie hörte, wie Stühle umfielen und Geſchirre an die Wand geworfen wurden. Durch den wüſten Lärm hindurch ertönte von der anderen Seite des Stockes die ſchrille Diskantſtimme eines Weibes, die einen Choral ſang. Es war ein Lieutenant der Heilsarmee.

Kate kam herein und ſagte:

„Gieb das Geld!“

„Hier!“

Die Kleine ging, um Eis zu holen, während Ethel ſich wieder ans Fenſter ſtellte. Wang-Lee und ſein Gefährte waren noch immer beim Plätten beſchäftigt. Die langen, dünnen Zöpfe am Hinterkopf emporgewunden und die weiten Ärmel ihrer bauſchigen Röcke in die Höhe geſtülpt, fuhren ſie unabläſſig mit dem Eiſen auf und ab, von Zeit zu Zeit die Wäſche anfeuchtend mit einem Waſſerſtrahl, den ſie zwiſchen den Zähnen aus dem Munde ſpritzten. Seit Jahren hatte das Mädchen die Chineſen ſo arbeiten ſehen, unermüdlich bis tief in die Nacht vom frühen Morgen an. Die Rattenfreſſer ſchienen für nichts anderes Sinn zu haben, — oder doch! Die verdammten Schweinigel, dachte Ethel, — ja — kleine Mädchen, — das waren ihre Leckerbiſſen, — pfui! —. Auch ſie hatte Wang-Lee einmal verlocken wollen! — Das Mädchen lachte. — Nun, gefährlich war's übrigens nicht, was die Kerle trieben, und Folgen hatte es auch weiter keine. — —

Kate war mit einem Eimer Eis zurückgekehrt. Sie bereitete Eiswaſſer und brachte es in die Vorderſtube. Ethel ſtrich über das Geſicht der Mutter, um ſie aufzuwecken, und reichte ihr den Labetrunk theelöffelweiſe. Stumpfſinnig ließ es die Kranke geſchehen. Darauf trank das Mädchen ſelber in langen, gierigen Zügen. Sie drehte das Gas niedrig und ließ ſich auf den Schaukelſtuhl am Fenſter ſinken, nachdem ſie neben ihn den Krug mit Waſſer geſtellt.

Von Zeit zu Zeit einen Schluck nehmend, ſtarrte ſie vor ſich hin, bis ihr die Lider zufielen. Sie begann zu träumen. — — — — — — —

— —

O, welch ein köſtliches Gefühl war es doch, ſich ſo von der weichen, lauen Flut überſpülen zu laſſen! Ethel lag am Strande Long-Islands im Sande. Sie hatte den Körper tief hineingewühlt, ſo daß der auf den gekreuzten Armen ruhende Kopf ſich höher befand, als die Glieder. Weit, weit hinaus über den blinkenden Ocean ſchweiften ihre Blicke. Segelſchiffe zogen langſam vorüber mit geblähtem Leinen, faſt ſenkrecht hob ſich der weiße Rauch aus den Schlöten der vorüberſchaufelnden Steamer und Ferryböte. Möwen ſchoſſen kreiſchend auf und ab. Und über allem breitete ſich blau, regungslos der Sommerhimmel.

Das Mädchen hatte ſich abſeits von den andern Badenden hingeworfen. In das leiſe Rauſchen der Wellen tönte nur verworren das Gedudel der Karrouſſels, das Gerolle der Wagen und das Gejohle und Gelächter der Menge. — —

O, wie entzückend war es, hier so zu liegen, dachte Ethel. Doch das alles hätte sie schon vor einem Jahre haben können. Wie dumm sie gewesen! Jim war doch ein verteufelt netter Kerl. Unbegreiflich, daß sie das nicht früher eingesehen. Ein Jahr, ein ganzes Jahr ihrer frischen Jugend hatte sie weggeworfen. Dies scheußliche Dasein da unten im Basement des Drygoodstores und dann im Hause der Eltern! — —

Sie schauerte leicht zusammen. Darauf lachte sie wieder schelmisch vor sich hin. — Ah, wickelte sie den Jim um ihren kleinen Finger! Keinen Wunsch durfte er ihr versagen. Er war dead stock! Aber da sollte sich eine auch nur mit ihr messen wollen!

Sie streckte behaglich den schlanken, geschmeidigen Leib und fuhr sich liebkosend über die schwellenden Brüste und die straffen Hüften. Sie hob das rechte und dann das linke Bein und betrachtete es aufmerksam. Wie rund und fest ihr Fleisch geworden, seitdem sie im Überfluß lebte. Das nasse Badekleid klebte am Körper und zeigte dessen Formen in ihrer ganzen Fülle und Schönheit. — —

Was wohl Kate jetzt machen mochte und die Eltern, schoß es ihr durch den Sinn, — ah — pah! — —

Sie begann mit den Zehen den Sand aufzuwühlen und in die Höhe zu werfen.

Ein Steinchen fiel plötzlich auf ihre Brust. Sie richtete sich empor und sah zwei Männer in hellen Sommeranzügen vor sich stehen. Der eine lüftete leichthin den Hut und sagte:

„Beg your pardon!“

Dann wandte er sich zu seinem Begleiter auf deutsch mit den Worten:

„Verdammt schneidiger Käfer!“

Ethel lachte:

„Ich verstehe deutsch!“

„Das ist ja allerliebst! Sie gestatten!“

Die Herren setzten sich neben sie in den Sand.

„Ei, Sie gehören ja zu uns,“ begann darauf der, welcher vorhin um Entschuldigung gebeten.

„Wie meinen Sie?“

„Da!“

Er wies auf ein länglich-verschlungenes Muttermal auf Ethels rechtem Oberarm. Das Mädchen sah ihn erstaunt an.

„Das sieht gerade so aus, wie die Schlange des Äskulap. — Wir sind nämlich Studenten der Medizin!“ setzte er erklärend hinzu.

Ah so! kreuzte es Ethels Hirn. Studenten? Was war von denen viel zu erwarten? Nebenbei, nicht einmal hübsch waren sie! —

Sie ſprang auf, grüßte kaum merklich und ſchritt am Strande entlang dem eiſernen Pier zu, der ſich weit ins Meer hinaus erſtreckte, und an dem eben ein Dampfer anlegte. Intereſſiert auf das bunte Gewoge von Menſchen blickend, die von dem Steamer auf die Brücke ſtrömten, ſchlenderte ſie langſam vorwärts, bis ſie faſt über die Geſtalt eines im Sande liegenden Mannes geſtolpert wäre. Sie ſtieß einen ſchwachen Schrei aus und trat einige Schritte zurück, der Herr jedoch fuhr lachend in die Höhe und reichte ihr beide Hände zum Gruße mit dem Rufe:

„Halloh, Miß Ethel!“

„Oh you, Mr. Mc. Carty!“

Sie ſah, wie des Mannes Augen bewundernd und begehrend auf ihrem Leibe ruhten, auf den nackten Armen und dem entblößten Halſe. Sie ſenkte die Lider, während eine Blutwelle ſich über ihre Haut ergoß. Dann ärgerte ſie ſich wieder über ihre Verwirrtheit. Trotzig, mit geſchürzten Lippen, blickte ſie Mc. Carty ins Geſicht. Er wies mit der Hand auf den Boden. Sie zögerte einen Augenblick und ließ ſich dann in den Sand ſinken, worauf der Mann ihrem Beiſpiel folgte.

Eine Weile ſaßen ſie ſchweigend nebeneinander, bis er das Schweigen brach:

„Geht Ihr noch immer mit Jim?“

„Was geht's Euch an!“

„Hm!“ — Er ſchwieg.

„Ethel, ſeid keine Närrin!“ begann er wieder nach einer Pauſe. „Seht mich an! Bin ein anderer Kerl!“

Er ſprang auf und reckte ſeine athletiſche Geſtalt. Von neuem ward Ethel von einer ſeltſamen Empfindung überrieſelt. — Ja, er war ſchön, dieſer „big Tom“, wie ihn ſeine Freunde und Anhänger nannten. Alle Mädchen waren toll über ihn. — Und dabei war er ein Mann von Berühmtheit, ein großer Sport, bekannt in der ganzen Union. Neulich erſt, in New-Orleans, hatte er den Stier, den Cavanaugh, niedergeſchlagen. Eines Tages würde er der Champion aller Preisfechter ſein. Und Geld hatte er in Hülle und Fülle. — Die Klubs riſſen ſich förmlich um ihn. — Aber Jim, ſie hatte Angſt vor Jim, — und Angſt vor Tom. Jim war ihr Sklave, aber er, — der andere. Doch! — — Ihre Augen ſchweiften hinab an dem Leibe des vor ihr Stehenden, von dem ſcharfgeſchnittenen Lockenkopf mit ſeinen bartloſen, brutal ſchönen Zügen und großen, blauen, ſtahlharten Augen über die hochgewölbte Bruſt, die ſchmalen, ſehnigen Hüften zu den ſtraffen Beinen, an denen jeder Muskel durch das dünne, enge, naſſe Gewand erkennbar war.

Oh! — — Sie ſchloß die Augen. Eine heiße Welle ſinnlicher Begehr

wallte auf in ihr. Welch ein Kalb war Jim gegen ihn! Liebe! — Pah! — Jim und Liebe! — Nein, da war ſie die Herrin! — Liebe! — — Oh! — — Wenn der Mann da vor ihr ſie nur niedergeworfen hätte, vergewaltigt! — Ja — das war Liebe! — — — — —

Feuchtwarmer Odem ſtrich über ihr Geſicht. Sie öffnete die Augen. Tom beugte ſich über ihren Mund. Ein vielſagendes, faſt wehes Lächeln zuckte um ihre Lippen. — —

Er küßte ſie. —

Oh die Glut, — die brennende Glut! — — Vor Ethels Sinnen wirbelte es, es ward dunkel um ſie, nur vor den Ohren brauſte und ſauſte es noch. Die Laute wurden beſtimmter, — erkennbar. Sie hörte Lachen, Singen, Gläſer klirrten dazwiſchen, und dann ſah ſie wieder, zunächſt ſich ſelber, — gegenüber in einem breiten Wandſpiegel. Ihre Wangen und Lippen waren geſchminkt, und von dem Hute nickten lange Federn. — —

Ein Matroſe ſaß neben ihr am Tiſch.

„He!“ ſagte er. „Schlaf doch nicht ein. Weiter, zwei Brandys!“

Der Kellner brachte das Getränk, und Ethel ſtürzte ihr Glas in einem Zuge hinab. — —

Hm, ja, dachte ſie, das war ja merkwürdig. Sie mußte wirklich geſchlafen haben. — —

Links von einem Nebentiſch grüßte Anny Bär. Ethel ſprach zu ſich ſelber:

„Gott, wie die herunter kommt! Das reine Totengerippe! Schade um den hübſchen Kerl, den ſie bei ſich hat. Sollt' ihn der Närrin abſpenſtig machen!“ — — —

Von der Bühne der Muſichall klang der blecherne Sopran einer dicken Sängerin in kurzen Röcken. Die Geigen und Flöten jammerten verſtimmt in das Gekrächze. Im Hintergrunde begannen zwei Trunkene ſich zu ſchimpfen. Der Herauswerfer eilte herbei und beförderte die Störenfriede an die Luft.

Dichter und dichter ward der Tabaksqualm. Anny Bär hatte ihren Kumpan empört verlaſſen, weil er zu intim mit Ethel zu ſchäkern angefangen. Jetzt ſaß dieſe auf des Mannes Schoß und kitzelte ihn mit der linken im Nacken, während ſie ihm mit der rechten Hand einige Dollarſcheine aus der Bruſttaſche zog. — —

Immer betäubender ward der Rauſch und Whiskydunſt ringsum, die Gegenſtände und Menſchen begannen zu ſchwimmen vor des Mädchens Augen, Bilder und Geſtalten huſchten in wirrer Folge vorüber. — — Es war zu toll. — — Nun taumelte ſie auf der Bowery einher. Ein Poliziſt hielt ſie an. — —

Sie hörte eine Stimme ſagen:

„Sechs Wochen aufs Island!“

Ah, das war das Gefängnis! — — — —

Dann lag ſie wieder neben einem Chineſen auf der Bank und rauchte. Oh, das that gut, das Opium! — Verdammt, hätte der Kerl nur nicht ſo eine Affenfratze gehabt! Am liebſten hätte ſie ihm dieſelbe zerkratzt! — Ja — das wollte ſie. — —

Jemand ſchüttelte ſie auf.

„Still, nicht ſo lärmen, die anderen Kranken wollen auch ruhen!“

Ethel öffnete die Augen.

Oh — ja — ſie hatte Fieber. Das waren alles nur Fieberphantaſien. Ja — richtig! Sie war ja geſtern operiert worden. Den ganzen Leib hatten ſie ihr aufſchneiden wollen. Ob ſie es gethan hatten? Hm! — — Ihre Blicke ſchweiften müde über den langen Raum. Da ſtand Bett an Bett. Hinter einem Vorhang ſprachen zwei miteinander. — —

„Du, weißt Du!“ hörte ſie den einen ſagen. „Das iſt der ſchneidige Käfer, den wir vor zwei Jahren in Long-Island trafen, das Mädel mit dem Äskulapſtab auf dem Arm. Die iſt ſchnell zu allen Teufeln gegangen. So ein Hurenpack, — und einen anſtändigen Kerl laſſen ſie abfahren!“ —

„Na, tröſte Dich nur! Kannſt von Glück reden! Hätteſt Dir eine Bombeninfektion geholt! — Sister, how much?“ — —

Ein Weib mit weißer Haube beugte ſich über Ethel und hob die Decke auf. Dann zog ſie einen Gegenſtand hervor. Dem Mädchen ſchien es ein gläſerner Stift zu ſein.

„106, Doktor!“

„So — hm!“

Der Arzt kam hinter dem Vorhang hervor. Er faßte nach Ethels Puls. Nun trat auch der andere heran.

„Morgen iſt's aus!“

„Scheint ſchon ſomnolent! Hört nichts mehr!“

— — Ob ſie hörte! Sie hätte lachen mögen, wäre ſie nur nicht ſo ſchwach geweſen. Die Dummköpfe! — —

„Iſt auch gut! Brauchen den Platz! Müſſen den Undertaker Beſcheid wiſſen laſſen. Bin neugierig auf die Autopſie!“ — — —

Die Herren gingen. — — —

Autopſie! — Entſetzen packte Ethel. Ja — dann war ſie ja tot! Autopſie, — das war, wo man die Leute zerſchnitt, Stück für Stück. — Unausſprechliches Grauen kroch über das Mädchen. Sie bot all ihre Willenskraft auf, um zu ſchreien, um — — —

Und ſie erwachte. — —

Gott ſei Dank, Gott ſei Dank! So hatte ſie nur geträumt! O du mein Gott, o du mein Gott! — — — —

Sie griff nach dem Kruge Eiswaſſer neben dem Stuhle und trank. Das beruhigte vollends ihre Nerven. — —

Sie blickte von neuem aus dem Fenſter. Das Feuer auf der Straße war ausgeſchwählt, und weniger Menſchen ſaßen auf den Treppen. Nur im Saloon ging es noch immer ein und aus, und gegenüber in der Waſchbude plätteten die Chineſen.

Plötzlich tönten die Laute einer Handharmonika an ihr auf von der Treppe des Tenementhauſes. Sie wußte, das war der Schuſter. Er ſpielte eine alte deutſche Volksmelodie, eine ſchwermütige Weiſe, faſt choralartig. Dem Mädchen ward es weich ums Herz. Er war doch ein lieber Kerl, der Meiſter Max, und ſo fleißig und nüchtern. —

Die Erinnerung an ihren wüſten Traum vibrierte von neuem über Ethels Nerven. Sie gedachte des Schuſters mit freundlicherer Geſinnung als ſie es je gethan. Er hatte ſie gern. Warum ſollte ſie ihn nicht nehmen? Er würde ſie auf Händen tragen. Und ſchließlich, das Baſement war gar nicht ſo übel. Wenn eine Frauenhand es ein wenig ſchmücken würde. Ein paar weiße Gardinen und Blumen — — —. Ihre Gedanken begannen von neuem zu verſchwimmen. Sie ſchlief wieder ein und ſpann im Traume weiter, was ihr durch den Sinn gefahren. — —

Wirklich, das war ganz allerliebſt, dachte ſie, während ſie ſich in dem kleinen Raume umſah, der zu gleicher Zeit als Küche, Eßzimmer und Wohnſtube diente. Weiße Vorhänge zierten die blankgeputzten Fenſter, das wenige Geſchirr im Schranke rechts vom Herde blinkte. Über den wackeligen Tiſch war eine bunte Decke gebreitet, das Lederſofa war neugeflickt, ein halb Dutzend farbiger Kartons, Reklameſchilder verſchiedener Brauereien und Patentmedizinen, gaben den Wänden Schmuck. Durch die Scheiben blickte man auf die grüne Raſenfläche des Hofes, und über dem Dache des gegenüberliegenden Hauſes konnte man noch einen Streifen blauen Himmels erhaſchen.

Vom Herde ſtieg der duftende Dunſt friſchen Kaffees. Der Schuſter kam aus der Werkſtatt, die nach der Straße hin lag, durch das Schlafzimmer in die Stube geſchritten. Auch er ſah gepflegter aus. Die Kleidung war ſauber, und die Wangen raſiert. Er ſchlang den Arm um ſeines Weibes Taille und gab ihr einen Kuß. Dann ſetzten ſich die Gatten zum Eſſen nieder. Es war einfach, aber reichlich und gut zubereitet.

Das Mahl war beendet, der Schuſter ging wieder hinaus an ſeine Arbeit, während das Weib ſich am Fenſter niederließ, um an einem Strümpfchen zu ſtricken. Von Zeit zu Zeit hielt ſie inne und ließ die Hände auf dem Leibe ruhen, der ſeit Wochen ſich mehr und mehr zu runden

begonnen. Was es wohl werden würde, ein Knabe oder Mädchen, dachte sie. Es war ihr, als könnte sie hindurchsehen durch die Kleider, die Haut, die Muskeln, tief in sich selbst bis dahin, wo es keimte und wuchs, dies neue, sonderbare Wesen. Noch wußte es nichts von sich, doch eines Tages würde es da sein, zappelnd mit rosigen Gliedern, schreiend und verwundert herausblickend aus großen Augen in diese wunderliche Welt. Oh Gott, wie süß das sein würde! — —

Die Frau drückte unwillkürlich den Strumpf ans Herz, dann seufzte sie und setzte ihr Werk emsig fort. — —

Nun war es geboren, das lang ersehnte Kindchen. Erschöpft lag die Mutter im Bett mit geschlossenen Augen, das Gesicht bleich und schmal und die mageren Hände über der Brust gefaltet. Eigentlich wußte sie es gar nicht, wie es ihr denn zu Mute war, aber so, wie sie es sich gedacht, war es sicherlich nicht. Freute sie sich? — Ach, wäre sie nur nicht so furchtbar zerschlagen gewesen! Die Frau, die ihr beigestanden in ihrer Not, sagte freilich, das wäre mit jeder so, — aber, nein —, da mußte sonst noch etwas nicht richtig sein in ihr, das fühlte sie nur zu bestimmt. Es fror sie, und doch zugleich brannte etwas in ihr wie glühendes Eisen. — —

Ach, hätten sie nur einen Arzt nehmen können zur Geburt, aber sie waren ja so arm! — —

Lange, lange hatte sie im Bett liegen müssen, dann hatte sie sich erholt, doch so wie früher war es nicht wieder geworden. Ihre Jugend war gestorben, die Jugend des Fleisches und der Seele.

Doch was sollte sie klagen, allen ihren Bekannten ging es ja ebenso. Jedenfalls hatte sie und die Kinder, — — jedes Jahr ward eins geboren, — genug zu essen und zu trinken und sich zu kleiden, waren Essen und Kleidung auch noch so ärmlich. Der Schuster war derselbe nüchterne und fleißige Mann geblieben. Trotz allem Fleiß aber konnte er jetzt kaum noch zwölf Thaler verdienen. Vor Jahren, wo sie allein gewesen, war das ein Reichtum, aber jetzt? — Doch — es ging.

— — Nun lag sie von neuem im Bett. Sie war nicht krank, sie hatte kein Fieber, — — so dachte wenigstens sie, — — sie war einfach zusammengebrochen, wie ein übertriebener Gaul auf der Straße niederfällt. Kein Schimpfwort, kein Fluch, kein Peitschenhieb wird ihn wieder in die Höhe bringen. Er ist verbraucht und zu nichts mehr nütze. —

Lange Jahre hatte es gedauert, bis in dem Weibe alles so zerrädert und zermalmt worden, lange Jahre der Trübsal. Hunger und Sklavenarbeit Tag ein Tag aus, und dabei nie eine Stunde des Aufatmens, nie ein Augenblick des Bewußtseins, daß auch sie ein Mensch war.

Unbemerkt hatte sich das Elend eingeschlichen. Ein Kind war ge-

ſtorben, ein neues ward ſtatt deſſen geboren. Darauf ſtarb wieder eins, und jeder Wechſel hatte nur neue Koſten verurſacht, hatte die Familie nur näher dem Untergange zugeführt. Der Arzt, der Apotheker, der Leichenbeſtatter, — — immer Geld und Geld und Geld, — ſie mußten's ſich vom Munde abſparen. Der Schuſter arbeitete, und ſie arbeitete und wuſch, aber alles vergebens, es trieb ſie dem Abgrunde zu. — Sie erkannten es beide, und das Entſetzen, das ſie packte, lähmte ſie. Stumpfſinnig ließen ſie ſich treiben. — —

Jetzt hatte er ſchon ſeit Wochen keine Arbeit mehr. Wer konnte ſich darüber wundern, niemand im ganzen Blocke hatte Arbeit. Die Zeitungen ſagten, es wären mehr als 200,000 Arbeitsloſe in New-York. Wie ſollte er da Arbeit verlangen! Um wenigſtens das Allernotwendigſte zu beſchaffen, arbeitete ſie nun auch die halbe Nacht. So hatten ſie doch, ſich halbwegs ſatt zu eſſen. Freilich, widerlich genug ſah es aus in dem Raum, in dem die Familie hauſte. Das Baſement hatten ſie längſt verlaſſen. Wie konnten ſie ſich noch drei Zimmer geſtatten! Jetzt wohnten ſie, der Vater, die Mutter, die vier Töchter und zwei Söhne oben in einer kleinen Hinterſtube im ſechſten Stock in der unteren Stadt. Die Wände ſtarrten von Schmutz. Die wenigen Möbel waren ein Bett mit ſchmierigen, halb zerriſſenen Decken, ein Tiſch, ein Stuhl und dann der Herd. Aber kein Feuer brannte in dem Herd. Die Luft war ſtinkend und doch ſo kalt, trotzdem der Vater jede Fuge der Fenſter mit Papier verklebt. — —

Das kranke Weib ſah, wie Anny, ihre älteſte Tochter, ſich plötzlich erhob und ihren Hut nahm.

„Was willſt Du, Anny?“

„Ich hab' genug jetzt, ich geh!“

Alles Elend hatte nicht vermocht, in dem Antlitz des Mädchens die Erinnerung angeborener Schönheit vollends zu verwiſchen. Trotz der Magerkeit war ihre Geſtalt von pikanter Grazie, und die ſchwarzen Augen mochten manchen Mannes Blut aufſieden machen.

Die Mutter wußte, was es hieß: „Ich geh!“ — — —

„Bleib, um Himmelswillen, bleib!“

Die Tochter ging, ohne ein Wort zu erwidern. Stöhnend ſank das Weib zurück aufs Lager. — — — — — —

Ihr Kind verloren, — verloren! — — Ha, ha, lachte ſie dann geſpenſtiſch auf. Ha — ha! Warum auch nicht! Welchen Weg ſie gehen mochte, alle, alle führten zum ſelben Ziele, dem Elend, dem grauen Elend! —

Und doch — nein! — Alles bäumte ſich auf in ihr in Empörung, — — und dann ſchwand ihr die Beſinnung. — — — — — — —

Es begann zu dämmern um ſie. Sie ſchlug die Augen auf. Eine kahle,

weiße Decke dehnte ſich aus. Sie ſenkte die Blicke und ſah eine Reihe von Betten, und über jedem Bette ein Brett mit Zahlen und Buchſtaben. — —

Oh — ja — ſie war ja im Hoſpital. — —

Ein heftiger Schmerz durchzuckte ſie. Sie ſtöhnte. Oh ihr Leib, ihr armer Leib! Ihr war es, als hätte man alles zerriſſen in ihrem Leibe. Jemand ſtand plötzlich neben ihr, eine Hand ſchlüpfte unter die Decke, ein ſcharfer Stich wie von einer Nadel, ein kurzes Brennen, und die Schmerzen wurden gelinder. Ihre Gedanken begannen zu verſchwimmen. Wie von ferne hörte ſie Stimmen. Die eine ſagte:

„Es wird vorbei ſein bis zur Nacht!“

Dann ſprach eine zweite:

„Wunderbar, wie viel Widerſtandskraft dieſe Weiber aus dem Volke beſitzen. Muß die Ovarien ſeit Jahren voll Eiter gehabt haben!“

„Aber wovon nur?“ fragte eine dritte. „Macht durchaus den Eindruck einer anſtändigen Frau!“

„Ah — pah! Blutvergiftung nach der Entbindung! Der Teufel weiß, wie viele dieſe dummen Hebeammen und ihre ſchmutzigen Finger auf dem Gewiſſen haben!“ — — — — — —

Immer ſchwindliger ward es der Kranken, als ſänke ſie in einen bodenloſen Abgrund. Dann ſchien ein Halt zu kommen. Sie ſtraffte all ihre Kraft an, um zu widerſtehen. Sie hörte.

„Nicht wahr, Sie laſſen mich Beſcheid wiſſen, wenn die Autopſie gemacht wird!“ — — — —

Wieder dies furchtbare Wort! — — Nein, nein! — —

Mit geballten Händen fuhr Ethel empor und war wach.

Doch diesmal quoll kein dankbares Gebet zu Gott von ihren Lippen. Finſter preßte das Mädchen den Mund zuſammen, während ihre Blicke mechaniſch zum Fenſter hinausirrten zur Straße hinab. Dort war es ſtill geworden, die Treppen waren leer. Nur in Jims Saloon lärmten noch Nachtſchwärmer, und in der Waſchbude plätteten die Chineſen. — —

Um die Ecke links im Hintergrunde der Straße bog eine Geſtalt. Es war ein junges Weib. Kokett wiegenden Ganges ſchritt ſie ihres Weges zum Saloon hin. Ethel erkannte Anny Bär. Ein Herr trat aus der Schenke, und wenige Minuten ſpäter wanderten die beiden Arm in Arm weiter.

Ethel ſtarrte und ſtarrte, ohne einen klaren Gedanken faſſen zu können.

Anny Bär und ihr Galan waren verſchwunden im Dunkel. Durch das Schweigen der Nacht tönten holpernde Schritte. Aus dem Schatten der Häuſer löſte ſich eine Figur. Gebeugten Nackens kam ſie über die Straße gekrochen. Ein pfeifender Laut entrang ſich der Bruſt, ſo ſchrill, daß er jetzt bei der tiefen Ruhe, die ringsum herrſchte, bis zum fünften

Stocke vernehmbar wurde. Ethel wußte ſofort, wer es war. Einſt hatte ſie beſſere Tage gekannt, die blonde Frau Reuſon, bevor ihr Mann in die Maſchine geraten. — Man hatte ihn ihr tot ins Haus getragen, und der Schreck hatte ſie halb blödſinnig gemacht. Die Jury, die über die Schadenerſatzklage zu entſcheiden gehabt, hatte erklärt, das Unglück wäre durch die eigene Nachläſſigkeit des Maſchiniſten herbeigeführt worden. Nun bettelte das Weib, und die Polizei ließ ſie gnädig gewähren. — — —

Die Schritte verhallten. —

„Waſſer!“

Ethel erhob ſich und reichte der Mutter, nachdem ſie das Gas ein wenig höher geſchraubt, den verlangten Trank. Geſpenſtiſches Zwielicht herrſchte in dem Raum mit hin und her huſchenden Schatten.

Wie ſeltſam die Mutter ausſah, ſchoß es dem Mädchen durch den Sinn. Wie ſie ſtarrte ins Unendliche, als erwartete ſie etwas, das kommen ſollte von dort. Immer größer wurden die Augen, namenloſes Entſetzen ſprach aus ihnen.

Die Kranke richtete ſich jählings auf. — —

Ein, zwei ſchnelle Atemzüge, dann ſtürzte ſie zurück. —

Aus dem rechten Mundwinkel ſickerte ein ſchmaler, roter Streifen.

Das Weib war tot. — — —

Ethel wich vom Bett. — —

Totenſtill war es ringsum. — —

Das Mädchen trat wieder zum Fenſter. Die Luft begann jetzt etwas heller zu werden, trotzdem aber ſah Ethel ſchlechter. Alles füllte ſich mehr und mehr mit ſchmutzfarbenem Nebel, aus dem von der gegenüberliegenden Straßenſeite nur die Lichter des Saloons und der Waſchbude und der Gaslaternen ſpukhaft ſchimmerten.

Das Gefühl troſtloſeſten Elends ſenkte ſich auf das Mädchen. Sie kauerte ſich zuſammen auf den Stuhl. — — —

Die Nebelmaſſen wallten durch das offene Fenſter.

Immer ſchwerer und ſchmutzfarbener ſchienen ſie zu werden.

Erſtickend legten ſie ſich über den Raum und das Mädchen. Sie wollte aufſpringen, aber ſie vermochte es nicht, ihre Glieder waren wie gelähmt. — — —

Und dichter und dichter wälzte es ſich über ſie. — — —

Unentrinnbar, unentrinnbar! — — —

Aus dem Reiche der Zwerge.

Ein Märchen von Guſtav Lowke.

(Biſchofswerda.)

Ein merkwürdiges Volk war es, dieſes Volk der Zwerge. Auf einem kleinen Körperchen ſchaukelte ſich ein ungeheurer Kopf, alſo daß es ausſah, als ſei das Menſchchen ein einziger wandelnder Verſtandesbehälter.

Das Geſicht zierte eine große, hagere, gebogene Naſe, auf der eine gewaltige, goldene Brille balancierte.

Und weil ſie einen ſo großen Kopf hatten, hielten ſie ſich für ſehr kluge Leute.

In dem Lande, das ſie bewohnten, gab es Berge und Schluchten. In die Berge hinein hatten die Zwerge Stollen getrieben und förderten das Erz ans Tageslicht. Die Schächte waren ihr Lieblingsaufenthalt. Die ſchwarzen Wände mit ihren Blendlaternen zu beleuchten, daß ſie im Flackerſcheine glühten, das war ihre Luſt. Hier hielten ſie ſich in der Woche auf, und des Sonntags führten ſie auch ihre Familien herein.

Im Walde, der ihre Berge deckte, gefiel es ihnen weniger. Und auf die Gipfel der Berge ſtiegen ſie gar nicht. Da oben blies ihnen der Wind zu ſtark. Er hatte ſchon manchen der Ihren hinuntergeweht in die Tiefe. In den Wäldern aber waren Sümpfe und Höhlen. Darin hauſten Drachen. Sie hatten ſchon manchen gefreſſen, der ſich dahin verirrt.

Vor langen Zeiten hatte einmal ein Drache den Weg in die Stadt der Zwerge und in ihre Erzgänge gefunden. Täglich hatte er ſich zum Frühſtück und zum Abendbrote einen der Ihren geholt. Da waren ſie in großer Angſt geweſen, hatten gejammert und gebetet. Und es war ein mächtiger Held gekommen aus dem Lande der Rieſen. Der hatte nach langem, heißem Kampfe den Drachen beſiegt und getötet. Und ſie waren dankbar geweſen und hatten ihn hochgeehrt.

Als er wieder Abſchied genommen, um ins Rieſenland zurückzukehren, da hatten ſie ihn gebeten, einen Abguß von ſeinem Körper nehmen zu dürfen, um immer zu wiſſen, wie ein Rieſe ausſehe. Er hatte es erlaubt und hatte ihnen ſeine Doggen, mit denen er den Drachen bekämpfte, obendrein zum Geſchenk gemacht. Dann war er fortgegangen.

Lange hatten ſie ihm nachgeſchaut. Staunend hatten ſie geſtanden, als ſich ſeine gewaltige Geſtalt in der Ferne gegen den Horizont abhob. Jetzt hatten ſie ihn erſt überſchauen können, während ſie ſeinen Scheitel nicht erblickt hatten, da er unter ihnen weilte.

Als er ihren Blicken entſchwunden war, da waren ſie wehmütig zurückgekehrt in ihre Stadt. Und einer der Ihren, der ein geſchickter Künſtler war, hatte nach dem Gyps-Abguß eine Bildſäule aus Erz gefertigt. Die hatten ſie in ihren National-Tempel geſtellt, und an den Tagen, da ſie ruhten von der Arbeit, verſammelten ſie ſich dort, erzählten einander des Rieſen That und betrachteten ſein Bild. Die Doggen aber fütterten ſie auf Staatskoſten.

Ein Jahrhundert war vergangen.

Da gelang es wiederum einem Drachen, in die Arbeitshöhlen der Zwerge einen Weg zu finden. Und er holte ſich wiederum von ihnen einen zum Frühſtück und einen zum Abendbrot.

Sie jammerten und beteten.

Da erſchien wieder ein Rieſe. Er nahm die beiden Doggen mit und ging hinaus in den Wald, den Drachen zu ſuchen. Und im Sumpfe fand er ihn und kämpfte mit ihm. Und nach langem, heftigem Kampfe tötete er ihn.

Als er zurückkam, wurde er ſehr geehrt von den Zwergen und blieb drei Wochen bei ihnen.

Als die drei Wochen um waren, da fiel es einem der Zwerge ein — er hatte eine beſonders große Brille und war deswegen hochangeſehen bei ihnen — alſo, es fiel einem ein, zu bezweifeln, daß dieſer Rieſe ein wirklicher Rieſe ſei. Und ſie ſteckten ihre großen Naſen zuſammen und fanden bald, daß der Zweifel begründet ſei.

Auf einer großen Volksverſammlung ſollte die Frage entſchieden werden.

Auch der Rieſe war hierzu eingeladen.

Der mit der großen Brille präſidierte.

Und er begann zu reden: „Es ſind in unſerem Volke Zweifel laut geworden, ob Du ein echter Rieſe ſeiſt.“

„Seht doch meine Geſtalt,“ entgegnete lächelnd der Verklagte.

„Die können wir nicht beurteilen,“ ſprach der Präſident. „Wir können Deinen Scheitel nicht erkennen, ſo lange Du unter uns weilſt. Erſt wenn Du am Horizonte ſtehen wirſt, wird darnach entſchieden werden können. Einſtweilen iſt's nicht ausgeſchloſſen, daß Du Dich nur ausgereckt haſt, uns zu täuſchen.“

„Ich habe doch den Drachen getötet,“ ſprach der Rieſe.

„Du haſt's gethan, nun ja — aber wie Du's gethan haſt, das iſt's gerade, was uns ſo bedenklich geſtimmt hat. Du biſt nicht auf die Berge geſtiegen und haſt dort das Untier erwartet, um es zu töten im Angeſichte der verſammelten Zwerge, wie Dein Vorgänger, ſondern biſt hinunter gegangen in den Sumpf, bei deſſen bloßem Anblicke einem ehrlichen Zwerge

graut, und ſieh, Du ſelbſt biſt nicht reingeblieben dabei. An Deinen Beinen klebt der widerliche Schlamm.“ Dabei wies er nach den Füßen des Rieſen; und wirklich, dürr und vertrocknet umſchloß der braune Lehm die gewaltigen Muskeln. Der Rieſe aber ließ ſie lächelnd ſpielen, und die Brocken löſten ſich und fielen zur Erde.

„Das iſt nur äußerlich, ſeht Ihr,“ meinte er, „das Fleiſch darunter iſt geſund und ſtark wie zuvor und ſtärker jedenfalls als bei —“ höflich hielt er inne.

„Ferner haben wir bedacht,“ fuhr der Präſident fort, „daß Du die beiden Doggen, dieſe auf Staatskoſten gefütterten Doggen mitgehabt haſt. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß ſie die eigentlichen Drachentöter ſind. Es iſt nicht ausgeſchloſſen ferner, daß der Drache ſelbſt ſchon altersſchwach und müde geweſen iſt und vielleicht von ſelbſt geſtorben, vielleicht auch von einem der Unſeren erlegt worden wäre, beſonders,“ hier hob er die Stimme, „beſonders mit Hilfe der Doggen jenes Erſten, der allerdings zweifellos ein Rieſe geweſen iſt.“

„Und was wollt Ihr nun?“ fragte der Rieſe.

„Wir ſchlagen Dir eine Rieſenprobe vor, eine Prüfung, ein Examen,“ antwortete der Oberzwerg.

„Eine Probe? Und mein Drachenkampf iſt nicht Probe genug?“ meinte der Rieſe erſtaunt.

„Fürchteſt Du die Prüfung?“ höhnte der Präſident.

Weniger, weil er fürchtete, bei Zwergen für furchtſam zu gelten, als vielmehr, weil er gutmütig war wie alle Rieſen, willigte er ein.

Und nun begann eine Geſchäftigkeit im Zwergenreiche, wie ſich einer ähnlichen die älteſten Zwerge nicht zu erinnern wußten.

Auf dem Markte trat eine Schar an mit gewaltigen Beſen und Gießkannen. Und ſie manſchten und fegten, bis der viereckige Granit des Pflaſters glänzte wie Marmor aus Carrara. Dann bauten ſie ein Rednerpult auf und ein Gerüſt daneben aus ſtarken Stämmen wie ein gewaltiges Bett: das Rieſenlager.

So blieb es die Nacht über.

Am anderen Morgen aber wurden die Glocken geläutet und Muſikanten zogen durch die Stadt, um mit Trompetentönen die Zwerge zu wecken. Nach und nach wurde es lebendig auf den Gaſſen. Die Hausſchlüſſel knarrten, die Thüren öffneten ſich und die Zwerglein kamen heraus, mit ihren beſten Kleidern angethan; und was einen Orden beſaß, das hatte ihn angelegt. Sie ordneten ſich und zogen in einem feierlichen Zuge auf den Markt.

In einer „hochpathetiſchen“ Rede legte der mit dem größten Kopfe

und der schmalsten Brust noch einmal alle Nöte dar, die die Zwergenherzen beengten. Er schloß damit, daß er sich an den Drachenkämpfer wandte und diesem sagte, er solle genau gemessen und mit seinem Vorgänger Zoll für Zoll verglichen werden. Dann würde es zweifellos klar werden, ob er ein echter Riese sei. Zu dem Zwecke lade er ihn ein, auf dem Riesenlager Platz zu nehmen.

Der Riese that es und alle Zwerge riefen Bravo.

Und die beiden besten Messer und Rechner, bewährt als solche im Dienste des Zwergenreiches und ausgezeichnet durch Rang und Würden, also diese zwei sprangen hinauf zum Riesen auf das Lager und begannen den Umfang der gewaltigen Muskeln zu messen, genau bis auf den zehnten Teil eines Millimeters. Und jede Zahl, die sie gefunden hatten, riefen sie aus, daß es über den Marktplatz hallte und die atemlos still harrende Menge es genau verstehen konnte. Der Präsident aber notierte jede Zahl auf einen großen Zettel. Von Zeit zu Zeit schüttelte er dabei das Haupt. Und wenn er das that, ging eine große Bewegung durch das Volk.

Als der Riese gemessen war Zoll für Zoll, durfte er sich's wieder bequem machen. Er that's. Das Lager unter ihm krachte in allen Fugen.

Die beiden Messer und Rechner aber machten sich daran, das Erzbild des Urriesen zu messen, ebenfalls jeden Muskel bis auf den zehnten Teil eines Millimeters.

Nun hatte aber der Urriese die Gewohnheit gehabt, sein gewaltiges Schlachtenschwert mit der Linken zu führen, und es stellte sich heraus, daß die Maße von seiner linken Seite übereinstimmten mit denen, die des Prüflings Rechte trug, und die Maße seiner rechten mit des Prüflings linker Seite.

Der Oberzwerg schüttelte darob bedenklich das Haupt, und mit gespannter Miene sah das Volk auf ihn.

Endlich erhob er sich und sagte, mit bedauernder leiser Stimme im Anfange und mit sittlicher Entrüstung gegen den Schluß hin, daß die Probe für den Prüfling leider ungünstig ausgefallen, daß er kein Riese sei, sondern genau das Gegenteil, wie es nun mathematisch erwiesen sei. Daß er sich aber für einen echten Riesen ausgegeben, das sei unerhört und es sollte ein Gericht gehalten werden über den Volksverführer.

Und alles Volk jauchzte der Weisheit des bewährten Führers zu.

Unser Riese aber war aufgesprungen und hatte im Zorn den Fuß gegen das Balkengerüst gestoßen. Da war es mit lautem Krachen zusammengestürzt, und des Urriesen Bild lag am Boden. Da hatte er seinen Zorn bezwungen und war hindurch geschritten durch die Zwerge mit langsamem, langen Schritte; hinaus aus dem Lande, da man seinen Scheitel nicht sah. Die erschreckten Kleinen aber mühten sich, den Urriesen wieder aufzurichten.

Plötzlich hörten sie eine helle Kinderstimme: „Seht mal, seht mal, da oben, draußen vor der Stadt, ein Riese!“

Sie strömten hinaus vor die Thore. Und wirklich, da hob sich vom Horizonte ab, scharf und bestimmt, des Verstoßenen gewaltige Gestalt. Jetzt erblickten sie seinen Scheitel. Er war wirklich ein Riese gewesen.

Der Oberzwerg aber versprach, mit Hilfe des gewonnenen Zahlenmaterials einen neuen Riesen, die Idealgestalt eines Riesen zu konstruieren. Und das wäre dann das richtige Maß, an dem man, ohne Gefahr sich zu irren, einen künftigen Riesen messen könne, wie er das mathematisch nachzuweisen bereit sei.

Zum Fall Billroth.

Von J. Steinmayer.

(München.)

I.

Als vor einigen Monaten in Wien der berühmte Chirurge Theodor Billroth starb, wußte man in weiteren Kreisen von ihm wohl nicht viel mehr, als daß er in seinem Fache ein sehr genialer Handwerker und im Leben ein sehr harmloser Mensch gewesen sei. Erst jetzt berichteten die Zeitungen, daß er zugleich als ein eminent geistreicher, fein und liebenswürdig gebildeter Gelehrter, kurz als eine Art „delicium generis humani“ durchs Leben gewandelt; und jeder Freund des deutschen Geisteslebens mochte an dieser Nachricht seine Freude haben. Aber die Zeitungen hatten wieder einmal gelogen, höflicher gesagt: einen „Nekrolog“ gedichtet: — es liegen uns heute Dokumente vor, daß Billroth in einer Beziehung durchaus nicht der feinsinnige Mann gewesen ist, als den man ihn ausgiebt. Diese Dokumente sind eine Anzahl von Briefen Billroths, die durch eine Taktlosigkeit des Herrn Hofrats und Professors Dr. Eduard Hanslick in der „Neuen freien Presse“ veröffentlicht wurden; und wenn jemand, der Billroth im Leben nahe gestanden, sich durch unsere Ausführungen verletzt fühlen und uns das „de mortuis nil nisi bene“ entgegenhalten sollte, so mag er sich darüber mit Herrn Hanslick auseinander setzen, der diese Briefe ganz unnötigerweise zur öffentlichen Sache gemacht und dadurch zu einer öffentlichen Kritik geradezu herausgefordert hat. Für den Abdruck dieser Briefe gab es nun wohl Ursachen, aber keine Gründe: denn erstens redet

hier Billroth von Dingen, in denen er bestenfalls bloß Dilettant war, von Musik und Philosophie; — Dilettanten-Meinungen aber machen sich ohnehin schon im heutigen öffentlichen Leben ungebührlich breit —; zweitens zeigt sich hier Billroth in Hemdärmeln, zwanglos-natürlich, das heißt bei diesem Typus Mensch: ohne natürliche Feinheit, ohne angeborenen Geschmack, ohne natürliche Ehrfurcht vor den ernstesten Dingen: — ein Schicksal wie das Ludwigs II. wird mit ein paar jämmerlichen Kalauern abgethan, eine künstlerische Erscheinung wie die Richard Wagners mit der einfältigen Arroganz eines Gymnasiasten „gewürdigt"! Das mag vielleicht nach dem Geschmacke des Herrn Hanslick sein, unserm Geschmack ist das gründlich zuwider; und wenn in eben diesen an die Öffentlichkeit gezerrten Briefen Billroth über den bestverleumdeten Denker unserer Tage, über Friedrich Nietzsche, sich Bemerkungen erlaubt, die an Gemeinheit des Ausdruckes und der Gesinnung dem Häßlichsten gleichkommen, was bisher gegen Nietzsche geschmiert worden ist, so halten wir es geradezu für unsere Pflicht, im Interesse der Philosophie dagegen öffentlich zu protestieren.

II.

Hier zunächst die Dokumente, mit denen wir uns zu befassen haben:

„20. Oktober 1888.

„Ich nahm den „Fall Wagner" zur Hand. Nach wenigen Seiten fiel mir ein Ausspruch Wundts ein über die Sprache der Tiere: „Sie unterscheidet sich dadurch von der menschlichen Sprache, daß sie sich nie in „Interjektionen" äußert." Als ich dies zuerst las, fiel mir Wagnersche Musik ein, als ich jetzt Nietzsche las, fiel mir mein Puffy und mein guter Nero ein, beide augenblicklich höchst verständige, gesunde Menschen im Vergleich mit diesem nervösen Kläffer Nietzsche Was sich der Kerl nur einbildet, daß er es wagt, solchen Blödsinn*) drucken zu lassen! „Zweite Auflage", das ist allerdings ein Beweis unserer Dekadence im litterarischen und künstlerischen Geschmack.

*) Anmerkung: Die Stelle, die Billroth, den intimsten Freund von Johannes Brahms, zu diesem häßlichen Wutausbruch veranlaßte, war vermutlich die folgende Charakteristik von Brahms: („Fall Wagner" 50, 51.) „Was liegt noch an Johannes Brahms! . . . Sein Glück war ein deutsches Mißverständnis: man nahm ihn als Antagonisten Wagners, — man brauchte einen Antagonisten! — Das macht keine notwendige Musik, das macht vor allem zu viel Musik! — Wenn man nicht reich ist, soll man stolz genug sein zur Armut! — Rechnet man ab, was er nachmacht, was er großen alten oder exotisch-modernen Stilformen entlehnt, — er ist Meister in der Kopie — so bleibt als sein Eigenstes die Sehnsucht . . . er wird kalt, er geht uns nichts mehr an, sobald er die Klassiker beerbt. Man nennt Brahms gerne den Erben Beethovens: Ich kenne keinen vorsichtigeren Euphemismus! . . ."

„Nietzsche ist heute mehr Wagnerianer als je, und wird es morgen wieder reuig bekennen; er ist philosophischer — verzeih' das harte Wort — Schauspieler, wie er Wagner einen musikalischen Schauspieler nennt."

„1. Juni 1889.

„Ich hätte die „Götzendämmerung" von Nietzsche wohl nicht zu Ende gelesen, wenn sie mich nicht im Zusammenhang einer gewissen Richtung unserer modernen Litteratur und Kunst interessiert hätte. Mir erscheint dies Buch als das Produkt eines Geisteskranken, und es war mir interessant, daß Nietzsche schon einmal im Irrenhause war, daß man ihn von seiner Professur in Basel delogiert hat und daß er jetzt, wie ich höre, wieder in einer Anstalt für Nervenkranke ist. Die Stimmung, aus welcher das Buch geschrieben ist, ist mir wohl bekannt. Ich habe sie auch durchgemacht, und aus ihr stammen einige meiner Lieblings-Paradoxen, z. B. „Die Lüge ist die festeste Basis der Moral" oder „Der Absolutismus ist die einzige vernünftige Staatsform, vorausgesetzt, daß ich das Absolute bin" u. s. w. Diese Freude am moralischen, psychologischen, sozialen Nihilismus liegt hinter mir; es ist ein gar billiges Vergnügen, alles zu verschimpfieren. Nietzsche charakterisiert sich selbst sehr treffend, wenn er sagt: „Es ist ein Vergnügen für alle armen Teufel, zu schimpfen; — es giebt einen kleinen Rausch von Macht!" Er ist selbst so ein armer Teufel; impotent, etwas Positives zu schaffen, verschimpfiert er alles. Sein positives Kraftideal hat eine frappante Ähnlichkeit mit Hebbels und Nestroys Holofernes. Vae victis! Er sagt, er sei ein Feind des Kritisierens und kritisiert alles. Was er kritisiert und wie er kritisiert, ist hundertmal besser und feiner gesagt. Seine „Götzendämmerung" hat eine unleugbare Verwandtschaft mit dem berüchtigten Buch „Konventionelle Lügen". Beide sind schlechte Bücher. — Dostojewsky ist sein Ideal; mich wundert, daß er sich entgehen ließ, für Ibsen zu schwärmen. Wie kann so ein ekler, gemeiner Kerl von „vornehm" sprechen. Er möchte „Dionysos" sein, doch kein Bildhauer wird ihn als jungen Dionysos wegen seiner Schönheit verewigen. Weil er „krank" ist an Leib und Seele, hält er alles Gesunde im Menschen für Krankheit, Fortschritt für Dekadence, Freiheit für Imbecilität, alles Edle für Greisentum. — Das geistreich Paradoxe kann manchen jungen Menschen verblüffen, halb Gebildete irremachen. Darum ist er ein verderblicher, schlechter Mensch, gegen welchen, wie gegen die ganze Richtung alle, die es mit den Menschen gut meinen, in geschlossener Phalanx Front machen müssen. — Er kokettiert bald da, bald dort mit der Natur und den Naturwissenschaften, und versteht doch nichts davon. Es ist lächerlich, daß diese Art von Leuten ganz übersehen, daß ebensoviel Gutes wie Schlechtes

für das Kunstwerk der menschlichen Gesellschaft aus dem Wesen der organischen Natur des Menschen hervorgehen kann, und daß es darauf ankommt, das Gute zu fördern und als Ideal zu erstreben, im Sumpf des Schlechten möglichst wenig zu rühren, damit die infizierenden Miasmen nicht aufsteigen. Seit ich Ibsens „Stützen der Gesellschaft" sah, hat mich nichts so angeekelt, wie diese „Götzendämmerung". Das Schlechte im Menschen sieht und erfährt jeder im Leben genügend. Das Gute im Menschen zu zeigen und als Beispiel und Maßstab hinzustellen, ist doch die edlere Aufgabe der Litteratur und Kunst. Die Aufdeckung des Guten im Menschen enthält ebensoviel „Wahrheit", wie die Aufdeckung des Schlechten. Schon lange drängt es mich, für das Gute und Schöne der Menschen eine Reihe von Essays in die Welt zu schleudern, doch ich bin nicht stark genug, um zu sagen: „Was schert mich Weib, was schert mich Kind!" Ich muß vorläufig arbeiten, arbeiten. Und würde ich alt genug, darüber hinauszukommen — dann wird es mir an Kraft fehlen, zu sagen und zu gestalten, was so nötig zu sagen wäre. Ich schrieb dir schon früher einmal, daß dieser Nietzsche immer Wagnerianer bleibt, so oft er auch Wagner verleugnen mag. Er betet nur sich an und seine Manneskraft. Es muß aber schwach damit bestellt sein, sonst würde er nicht so viel davon reden.

„Doch genug — vielleicht schon zu viel von diesem Kerl, der überhaupt nur als ein gewisser, ausgeprägter Typus unserer Zeit Beachtung verdient."

„16. Juli 1889.

. . . . „Wenn ich behaupte, Nietzsche ist und bleibt Wagnerianer, so meine ich das so: seine innerste Natur ist so mit der Wagners verwandt, daß er sich gar nicht von ihm loslösen kann. Dieses fortwährende Schreiben von Aphorismen, dieser Salat von Gutem und Schlechtem, von Ekelhaftem und Edlem, Geistvollem und Gemeinem, dieser Gedankenschotter — ist das nicht ganz wagnerisch? Nietzsche bildet sich etwas darauf ein, eine ganze Philosophie in Aphorismen geschrieben zu haben; er nennt es eine neue philosophische That seines Geistes. Ist das nicht ganz wagnerisch? Er ist unfähig, litterarisch, logisch, künstlerisch zu gestalten, und erkennt nur das an, was er kann, hält alles, was er nicht kann, für dumm, schlecht, servil, überwunden u. s. w. Ist das nicht wagnerisch, ganz wagnerisch? Er betet seine Impotenz an und hält die gesunde Aktion für gemein; er phantasiert sich in eine Vorstellung von Kraftideal hinein, bildet sich einen brutalen Naturgötzen aus und ist selbst doch ohne alle eigene Kraft, scheint auch gar nicht überlegt zu haben, daß die menschliche Kultur diese Phase schon wiederholt durchgemacht und überwunden hat. Die Sprachform eines Kulturvolkes zerstören und auf die ersten Anfänge der Sprache, auf

ſtarke Interjektionen mit gehäuften Wiederholungen, auf die erſten zuſammenhängend iſolierten Aphorismen zurückgehen wollen, wie wir ſie in den älteſten Schriften der Inder und Semiten finden, als das Volk noch nicht reif war, geſchloſſene Gedankenreihen zu erfaſſen — kurz, die langſam und mühſam im Laufe von Jahrtauſenden erworbene ſchöne und breite und große Formgeſtaltung für greiſenhaftes Rückgangs-Phänomen anzuſehen — iſt das nicht litterariſcher Wagnerianismus in blödeſter Formloſigkeit: Weil ich nicht mit kann, oder nicht gleich weiß, wohin der Weg nun führen wird, „d'rum iſt Fortſchritt Rückſchritt". Doch genug, eigentlich ſchon zu viel über dieſen falſchen Propheten!"

III.

Soweit Billroth; man geſtatte uns nun einige Bemerkungen dazu:

1. An dem Briefe über den „Fall Wagner" erſcheint uns beſonders zweierlei für den Typus Billroths charakteriſtiſch: Das eine iſt der faſt komiſche Umſtand, daß Billroth, wenn er von Nietzſche und Wagner hört, gerade an — Wundt denken kann, und noch dazu an eine gelehrtenhaft ungenaue und unklare linguiſtiſche Behauptung desſelben! Das andere iſt ein weit betrüblicheres Symptom: die nahezu ſprichwörtliche Kurzſichtigkeit des Gelehrtentums; Billroth hat gar kein Auge für das einzigartige, ergreifende Schauſpiel, das der Fall „Nietzſche contra Wagner" enthält, und das bisher kaum ein Dutzend Zuſchauer in ſeiner ganzen Tiefe begriffen haben: — wie nämlich der erſte Philoſoph unſerer Zeit zum Verkündiger einer neuen Art Kultur werden mußte, und wie er nun als ſolcher mit dem erſten Muſiker unſerer Zeit, als mit dem letzten und zugleich größten und umfänglichſten Vertreter der letzten Kulturphaſe, ein für allemal abrechnen mußte, mit demſelben Muſiker, der einſtmals das verehrte Vorbild, die frohe ſtolze Hoffnung ſeiner Jugend geweſen .... Und wie begreift das alles Billroth? „Was ſich der Kerl nur einbildet, daß er es wagt, ſolchen Blödſinn drucken zu laſſen!" Alſo keine Ahnung von der kulturgeſchichtlichen Notwendigkeit in Wagners und in Nietzſches Geſchick; nichts als leeres Geſchimpf und der blöde Refrain im dritten Brief: „Iſt das nicht ganz wagneriſch? iſt das nicht ganz wagneriſch? iſt das nicht wagneriſch, ganz wagneriſch?" ...

2. Der Brief über die „Götzendämmerung" enthält vor allem drei grobe Irrtümer:

Der erſte Irrtum betrifft biographiſche Daten und eine daraus gezogene abſonderliche Schlußfolgerung: Nietzſche war vorher nie im Irrenhauſe geweſen und iſt von ſeiner Profeſſur auch nicht „delogiert" worden. Die „Götzendämmerung" als das Produkt eines Geiſteskranken bezeichnen,

das heißt von den Bedingungen und der Beſchaffenheit des philoſophiſchen Denkens keinen Begriff haben: ein Buch, in dem die letzten Konſequenzen einer zwanzigjährigen Denkarbeit mit der größtmöglichen Klarheit und Präziſion gezogen werden; ein Buch, das auf den feinſten und ſchärfſten pſychologiſchen Beobachtungen beruht, die ſeit Feuerbach von einem deutſchen Denker gemacht worden ſind; ein Buch, das mit einer geiſtigen Konzentration und einem furchtbaren Ernſte geſchrieben iſt, wie nur wenige deutſche Schriften; ein Buch endlich, das eine prinzipielle Stellungnahme zu den vitalſten Fragen und Intereſſen bedeutet, die der europäiſche Geiſt im allgemeinen und deutſche insbeſondere heute hat: — ein ſolches Buch ſoll von einem „Geiſteskranken" geſchrieben ſein!!

Aber Billroth muß es beſſer wiſſen: er hat ja die Stimmung, aus der heraus die „Götzendämmerung" geſchrieben iſt, „auch durchgemacht"! Das heißt doch, wenn wir recht verſtehen, Herr Billroth iſt „auch geiſteskrank" geweſen?! Herr Hanslick wird dagegen eifrigſt proteſtieren, und wir ſelber wollen ſeinen Proteſt unterſtützen, indem wir hiermit den zweiten Irrtum Billroths berichtigen: Billroth hat die Stimmung der „Götzendämmerung" niemals durchgemacht. Denn dieſe Stimmung ſetzt eine ganz andere Art Menſch voraus: Menſchen mit ſcharfen, unerbittlichen Augen, hellem Kopf und glühendem Herzen; vulkaniſche Naturen, freie, innerliche Geiſter und umfängliche Seelen, mit eigener Sache und eigenem, feſtem Ziel; Menſchen, die auch der ſchmerzlichſten Erkenntnis noch ſtolz und furchtlos ins Auge ſchaun, in allen Leiden und Überwindungen noch das Leben bejahend: — ſolche Menſchen allein ſind es, welche die Stimmung der „Götzendämmerung" wirklich erlebt haben und erleben können, dieſen „Frieden der Seele", von dem Nietzſche ſelber auf Seite 32 des Buches redet. Mit dieſer Stimmung hat Billroth in ſeiner Kurzſichtigkeit eine ganz andere, weit minderwertige und vulgärere Stimmung verwechſelt, wie ſeine „Lieblingsparadoxen", zwei jämmerliche logiſche Vexierſtückchen, ſehr deutlich beweiſen, — eine Stimmung, deren Anfänge bereits jeder gewecktere Gymnaſiaſt als Kinderkrankheit des Intellektes durchmacht, ein Schaukelſpiel auf den Wäſſerchen einer ſeichten, vulgären Art Skepſis und Freigeiſterei, bevor man den feſten, ſicheren Boden des Philiſteriums betritt. Denn das iſt der Boden, auf dem Billroth als Denker ſtand, von wo aus er „für das Gute und Schöne der Menſchen eine Reihe von Eſſays in die Welt ſchleudern" und die „geſchloſſene Phalanx" der Philiſter gegen ſo „verderbliche ſchlechte Menſchen" wie Ibſen und Nietzſche zu den Waffen rufen wollte; der flache Boden, von dem aus er die „Stützen der Geſellſchaft" und die „Götzendämmerung" gleichermaßen verſchimpfierte, impotent, ſelber etwas derart Poſitives wie dieſe zwei Werke zu ſchaffen: — aus den

Essays für das „Gute und Schöne der Menschen" ist nichts geworden, weil daraus nichts werden konnte, weil Billroth, wie er selbst gestehen muß, die Kraft zur Komposition und zur Plastik nicht besaß; ganz abgesehen von den „Untiefen, d. h. seichten Stellen", von denen er unterm 20. September 1890 ebenso ehrlich als ergötzlich redet; ganz abgesehen von seiner Verständnislosigkeit in stilistischen Dingen, die der Brief über die Aphorismenform nur allzu deutlich offenbart. In diesem Briefe redet Billroth auch von Indern und Semiten: — als ob er auf diesem Gebiete nicht derselbe oberflächliche Dilettant wäre wie in Musik und Philosophie!

Billroth erlaubt es sich, Nietzsche einen „eklen, gemeinen Kerl" zu nennen. Das häßliche Schimpfwort ist nur der rohe, sprachliche Ausdruck für einen logischen Schnitzer, den Billroth begangen hat, und hiermit kommen wir auf seinen dritten Irrtum: Wenn Billroth, von all dem Widerlichen seines medizinischen und speziell chirurgischen Handwerkes angeekelt, in seinen Mußestunden das Bedürfnis fühlte, den Blick davon weg auf das „Gute und Schöne der Menschen" zu richten, so ist das psychologisch sehr leicht begreiflich und sehr achtenswert; wenn er nun aber ohne weiteres auch dem Philosophen zumutet, nur von diesem „Guten und Schönen" zu reden, so ist das, wie gesagt, ein grober logischer Schnitzer, doppelt auffällig an einem „klassisch gebildeten" Mediziner, dem es nicht unbekannt sein konnte, daß erstlich nach einer den Alten ganz geläufigen Ansicht die Philosophie für die Seele dasselbe ist wie die Medizin für den Körper, daß aber zweitens der Heilung wie des Körpers so auch der Seele unbedingt die Diagnose vorangehen muß, und daß die richtige Diagnose nicht selten schon die Hälfte der Heilung ist. Nun ist aber gerade die „Götzendämmerung", in noch höherem Grade als der „Fall Wagner", vor allem eine Diagnose der heutigen europäischen Seele; und wenn eine Diagnose gerade nicht auf das „Gute und Schöne" lautet: — ist denn das überhaupt verwunderlich? ist das die Schuld des Arztes, des Philosophen? Aber andrerseits hat gerade Nietzsche durch seine Lehre vom Übermenschen für die „Aufdeckung des Guten im Menschen" weit mehr und dauernderes geleistet, als Billroth und seinesgleichen heute begreifen können, — „gut" freilich nicht im Sinne der Philistermoral genommen. Man soll „im Sumpf des Schlechten möglichst wenig rühren". Aber hatte das nicht früher schon gerade Zarathustra weit besser gesagt: „Man soll den Morast nicht aufrühren. Man soll auf Bergen leben." (III, 269.) Und hat nicht Zarathustra seine letzten Bücher vom Berge aus geschrieben? Aber Billroth war kurzsichtig, und auch zu faul, Zarathustra zu lesen; denn wenn anders er Nietzsches Bücher wirklich ordentlich gelesen und nicht bloß hastig hineingefressen hätte, — man verzeihe mir das grobe Wort für eine der widerlichsten Manieren unserer

ſogenannten „Gebildeten", nämlich ihre Manier, Bücher zu „leſen" — ſo hätte er gewiß keinen Grund gehabt, an Nietzſche Ekel zu empfinden, und hätte uns die traurige Pflicht erſpart, mit einem Toten rechten zu müſſen.

Aber rechten wir hier wirklich mit einem Toten? oder nicht vielmehr mit einem Typus, der ſein Unweſen ſchon längſt vor Billroth trieb, und auch mit Billroth keineswegs ausgeſtorben iſt, mit dem Typus des unberufenen Kulturkritikers. Und hiermit kommen wir auf den Hintergrund unſeres Falles, — und es iſt uns zuletzt nur um dieſen Hintergrund zu thun, auf den jede Nietzſche-Kritik heute hinauslaufen muß —: Alle Einſichtigen wiſſen, daß unſerer Zeit in kulturellen Dingen die Einheit fehlt, daß für ſie der Zwieſpalt, der Widerſpruch, die Auflöſung und das Experimentieren charakteriſtiſch ſind, alles Symptome, die auf einen Übergang hindeuten, den Übergang von einer geweſenen, erſtarrten, verſteinerten Kultur zu einer kommenden, ſeit vier Jahrhunderten erſt geahnten und vorbereiteten; daß Kulturphaſen wie die Romantik (die eigentlichſte, ja zuletzt einzige Kulturphaſe unſeres Jahrhunderts) immer nur Vorläufiges, nur Vorſtufen bedeuten, unhaltbaren Miſchmaſch aus alten und neuen Elementen, nach deſſen Auflöſung wir immer wieder an der Grenzſcheide zweier Welten ſtehen. Es liegt auf der Hand, daß in ſolchen Momenten, in Fragen von ſo furchtbarem Ernſt, nur diejenigen etwas zu ſagen haben, die der Thatſache Menſch, und damit dem Grunde aller Kultur, am längſten und gründlichſten nachgegangen ſind, die hier am tiefſten gegraben und am ſchärfſten geſehen haben; daß umgekehrt kein Dilettant hier gehört zu werden verdient: alſo kein „Verſöhnlicher", — in dieſen Dingen giebt es nur ein Entweder — Oder, Ja oder Nein; es iſt z. B. ebenſowenig möglich als wünſchenswert, „Glauben und Wiſſen" zu verſöhnen —; auch kein gelehrter Handwerker, wie die Herren Billroth, Hanslick und Nordau, — denn dieſe Herren verwechſeln beſtändig den Menſchen mit jener beſchränkten und vulgären Art Philiſter, der ſie ſelber angehören; — auch kein juriſtiſcher oder politiſcher Staats-Dienſtbote, — denn dieſe Art Menſch, mit der unzureichendſten und fragwürdigſten Bildung ausgeſtattet, die es heute giebt, nämlich der juriſtiſch-politiſchen, erlaubt es ſich, mit einer geradezu naiven Dreiſtigkeit, in alle Angelegenheiten des öffentlichen Lebens hineinzupfuſchen, gleich als ob der Gendarm, der Nachtwächter und der Parlamentsſchwätzer die neue Dreieinigkeit des öffentlichen Lebens wären, — man hat heute in ganz Europa keinen Begriff vom öffentlichen Leben, ſo wenig, als man einen Begriff vom Menſchen, einen Begriff von Kultur hat ... Unſer letzter Einwand richtet ſich gegen den Staat ſelber: Der Staat kompromittiert die Kultur; in dem Kampfe der beiden Kulturen hat er ſich in allen Funda-

mentalfragen auf die Seite der alten, erstarrten, überlebten gegen die kommende, neue gestellt ... Aber man täusche sich doch nicht: diese kommende neue Kultur hat den gesamten europäischen Intellekt der letzten vier Jahrhunderte in all seinen Höhepunkten für sich, der Staat hat ihn wider sich; und man überlege sich Napoleons Wort zu Fontanes (1809): „Il n'y a que deux puissances dans le monde, le sabre et l'esprit. A la longue, le sabre est toujours battu par l'esprit."

Der letzte Denker, der von der kommenden Kultur klares Bewußtsein hatte, ist Friedrich Nietzsche gewesen; kein Wunder, daß sich gerade gegen ihn all der Unverstand der Vertreter der alten Kultur gewendet hat. Man suchte ihn zum „Geisteskranken" zu machen; aber wer kein Interesse hat, sich und andere anzulügen, der weiß, daß Nietzsche als Denker ebenso geisteskrank war als der Mann, der das „Wesen des Christentums" geschrieben hat; eine andere Rache suchte eine Freundin Nietzsches zu nehmen, indem sie ihn zum „Religiösen" stempelte: — doch darüber werden wir ein andermal sprechen.

Aber die Liebe.

Ein Ehemanns- und Menschenbuch von Richard Dehmel.

Von Gustav Falke.

(Hamburg.)

Ein seltsames Buch, ein Buch für einen heute noch kleinen Kreis. Unser großes Publikum und unsere große Kritik wird es kopfschüttelnd bei Seite legen oder sich darüber lustig machen. Dann hat man sich damit abgefunden. Aber auch die wenigen, die schon heute diese Gabe Richard Dehmels ihrem Goldgehalte nach zu schätzen wissen, die wissen, daß sie hier echtwertiges Erz aus einem sehr tiefen Dichterschacht vor sich haben, werden vor manchem Rätsel stehen. Manches wird ihnen als noch im mystischen Dunkel der Tiefe liegend erscheinen, als noch nicht völlig ans helle Licht des Tages befördert. Sie werden noch mehr „Hieroglyphen" in dem Buche finden, als die Erklärung der phantastischen Vignette Hans Thomas.

In dieser Erklärung giebt Dehmel einen Fingerzeig für das Verständnis seines Buches:

Aber die Liebe ist das Trübe.

In allen Tiefen mußt du dich prüfen, zu deinen Zielen dich klarzufühlen. Und in alle Tiefen kannſt du Klarheit tragen, aber die Liebe iſt das trübe, nicht aufzuhellende, ewig rätſelhafte.

Myſtiſch im Ausdruck ſind die Verſe:

Jedweder Rachen,
Drin Sehnſucht ſingt,
Iſt auch der Rachen,
Der ſie verſchlingt.

Das heißt: jedes ideale Ziel geht durch die Mittel ſeiner Verwirklichung des idealen Charakters verluſtig: jeder Rachen, in dem es erſteuert wird, iſt zugleich der Rachen, in den es dabei fällt.

Aber ob rings von Zähnen umgiert
Das Leben ſitzt und jubiliert.

Und das iſt das zweite „Aber" und das tonangebende Aber des ganzen Buches, das „ſelige" Aber, das die unerſchöpfliche Kraft des Lebens bejaht, die immer neue Sehnſuchtslieder anſtimmt, von immer neuen Zielen jubiliert. „Aber die Liebe iſt die größeſte unter ihnen," ſagt Paulus. Dehmels Problem iſt die Liebe, in allen ihren Tiefen, egoiſtiſchen wie altruiſtiſchen, und beſonders in dem Cyklus „die Verwandlungen der Venus", iſt er dieſer Frage, dieſer Lebensfrage mit einer Kühnheit auf den Leib gerückt, die die Kritiker, Moraliſten, Schönheitsgigerl und ähnliche Leute erzittern macht.

Giebt Dehmel in der Hieroglyphe Aufſchluß, was er mit dieſem Buche will, ſo ſagt er in dem erſten Gedicht der Sammlung, in dem „Wendekreislauf", wie er es will: als ein Eigenherrlicher. Der Abſchied von dem alten Geheimrat iſt ihm Symbol des Sichlosſageus von aller Tradition, Autorität und Schule. Er will ganz Dehmel ſein, und dieſer flammende Wille zu ſeinem Ich führt ihn bis in die dunkelſten, geheimſten Tiefen ſeiner Seele, auf Horcherfahrten nach den leiſeſten Tönen, die in den verborgenſten Winkeln eine wunderliche, verſchleierte Kammermuſik exekutieren. Und da gelingt es ihm, Urlaute aufzufangen wie „Über den Sümpfen", Melodien wie „Ausblick", Seelenſymphonien wie „das Geſicht". Aber nicht nur in ſich blickt der Dichter, er blickt auch um ſich. Er geht nicht auf in egoiſtiſcher Selbſtbeſpiegelung, ſein Herz empfindet auch altruiſtiſch. Eine ſoziale Ader pulſt durch ſeine Dichtung, mit fühlbarem Schlag in dem Venus-Cyklus.

Bei einem Buche wie dieſem iſt nichts damit gethan, ins Blaue hinein ſich zu entzücken und zu ſchwärmen. Hier heißt es Gedicht für Gedicht in ſeinen verſteckteſten Schönheiten klarzulegen, um Widerſtrebende zu dieſem Poeten zu bekehren. Das aber hieße, ein Buch über ein Buch

ſchreiben. Ganz aber kann ſich der Rezenſent, der dieſes Buch anzuzeigen unternimmt, dieſer Pflicht nicht entziehen. Und ſo will ich gleich bei jenem Gedicht verweilen, das ich einen aufgefangenen Urlaut nannte, und das in ſeiner wunderbar geheimnisvollen Stimmung zu den ſchönſten Offenbarungen Dehmelſcher Poeſie zählt.

Über den Sümpfen.

Wo wohnſt du nur, du dunkler Laut,
du Laut der Gruft?
Was rinnt und raunt durch Schilf und Duft
und glüht wie Augen durch die Luft,
durch Rohr und Kraut . . . . .

Es lehnt die Nacht am offnen Thor
und weint und winkt.
Zwei graue Hunde ſtehn davor
und lauſchen mit geneigtem Ohr,
wie's klingt
lockt blinkt . . . .

Ich habe „klare" Köpfe vor dieſem Gedicht in einer ſchüttelnden Bewegung geſehen; ſie konnten ſich der Stimmungsgewalt dieſer Verſe nicht entziehen, aber — die Hunde? fragten ſie.

Kann man glücklicher verſinnlichen, frage ich. Sind dieſe grauen Hunde nicht ein vortreffliches Geleit der Nacht, ein koſtbarer Dichtereinfall? Dieſe lauſchenden grauen Hunde. Aber der Dichter wollte noch mehr mit dieſen Verſen; ſie haben auch eine ethiſche, ſinnlich ethiſche Bedeutung: es iſt die lockende Macht der Sünde gemeint, neben der zwei gräuliche Hunde lauern: Scham und Schuld. Freilich: Dehmel ſpricht hier als Lyriker, der ſein Gefühl zuſammenfaßt, nicht als Prediger, der es erbaulich erläutert. Ich mache noch auf die Malerei in den letzten Verſen dieſes wunderbaren Gedichtes aufmerkſam:

wie's klingt
lockt blinkt

wo durch Weglaſſen des Kommas die Wörter nahe an einander gerückt werden. Man leſe ſchnell, in eins, klingtlocktblinkt, um das In- oder Durcheinander der Nachtgeräuſche und -lichter, dieſes myſtiſche Chaos von Laut und Licht zu veranſchaulichen.

Derartige techniſche Feinheiten findet man überall bei Dehmel. Der Dichtkünſtler kann ſich nicht genug thun, der Wortmuſiker und Lautmaler. Läßt er ein Pferd wiehern, ſo müſſen ſeine Verſe wiehern, ſpricht er vom Geſang der Nachtigall, ſo muß man aus ſeinen Strophen die Kehle der kleinen Sängerin zu vernehmen meinen. Kein Vokal, kein Konſonant iſt dabei gleichgültig. Dehmel ſucht, überlegt, grübelt bei jedem Wort, bei jeder

Wendung, ängſtlich bemüht, auch in Äußerlichkeiten, ſeine Intentionen genau zu verdolmetſchen. Daß er da manchmal des Guten zu viel thut, werden ihm die am meiſten verargen, die gewöhnlich des Guten zu wenig thun.

Ich möchte dem Dichter ſelbſt hierzu das Wort geben. Eine Briefſtelle:

„In dem Nachtigallengeſang gefallen mir die vielen breiten a-Laute nicht. Die Nachtigall hat eine ü-Sprache, mit i- und ei-Lauten gemiſcht. Das a darf nur dazu dienen, die umgebende Nacht auszudrücken. Die merkwürdigen konſonantiſchen Ziſchlaute, die ſie in ihre Vokaltöne miſcht, müſſen natülich auch irgendwie angedeutet werden."

Dann in einem ſpäteren Brief: „Auch die Nachtigallenzeilen (gefallen mir jetzt) — denn Sie haben ganz recht, ein Mehr wäre hier zu viel. . . . . Denn ſelbſtverſtändlich führt jede Form, auch die eigentümlichſte, ſobald ſie zum Selbſtzweck wird, alſo den Charakter des Einzelfalles außer Rückſicht läßt, zur manieriſtiſchen Formloſigkeit, zum gemachten Stil, d. h. Unſtil. Daß ähnliche Gefahren auch in meiner Technik liegen, die den Sinnwert und ſinnlichen Wert des einzelnen Wortes durch phonetiſche und rhythmiſche Beziehungen zu ſteigern ſucht, gebe ich Ihnen ohne weiteres zu. Ich fühle ſehr wohl, wie leicht mein Streben nach muſikaliſcher Prägnanz unter Umſtänden gerade das Gegenteil der beabſichtigten Wirkung zur Folge haben und dem einzelnen Wort ſeinen vollen inhaltlichen Wert rauben, oder zu erklügelten Übertreibungen verführen kann. Und da iſt es mir ſehr wertvoll, bei . . . zu beobachten, wie weit man mit den einfachen Kontraſten des begrifflichen Wortinhalts kommen und auskommen kann. Denn alle Verſchwendung iſt poetiſch vom Übel; das Geſetz, „mit möglichſt wenig Mitteln möglichſt große Wirkung" iſt auch mir der oberſte Grundſatz."

Das Unterſtreichen ſinnſchwerer Wörter, das er in ſeinem erſten Buche („Erlöſungen") in faſt beleidigender Weiſe übte, hat Dehmel diesmal auf das rechte Maß beſchränkt. Die wenigen, die zu den Werken einer vornehmen Litteratur greifen, verſtehen ja ſinngemäß zu leſen.

Nur einmal wird mein Auge beleidigt mit dem rieſenhaften Strindberg. Jedesmal, wenn ich dieſes STRINDBERG ſehe, muß ich an den berühmten KIESELACK denken.

Auch in „Wiedergeburt", dieſem wunderbaren Poem, kann ſich der Dichter das allzu aufdringliche In-die-Augen-rücken einzelner Wörter nicht verſagen.

Mit den orthographiſchen Kühnheiten, die aus dem Beſtreben hervorgehen, jeden Ausruf auch in der Länge und Dehnung zu Papier zu bringen, wie er den Lippen entſtrömt, kann ich mich nicht befreunden. Dehmel ſchreibt in einem Gedicht ach, aach und einmal ſogar (oder irre ich?) aaach! In dem Strindberg-Gedicht ſchreibt er: der kalte blaue Himmel ſtraalte, um die

Leuchtkraft dieſes Strahlens auch orthographiſch als eine ungewöhnliche zu bezeichnen. Das iſt manieriert und ladet nicht zur Nachahmung ein. Da kommt am Ende noch einer und giebt ſeiner Liiihbſten einen Kuhß auf ihre rooooten Lippen.

Da ich einmal dabei bin, über dieſe Äußerlichkeiten zu ſprechen, in die aber eine Menge Leute, die mit den Innerlichkeiten nicht gleich etwas anzufangen wiſſen, ihre kritiſchen Haken ſchlagen werden, ſo will ich hier noch bemerken, daß ich den Grund nicht einſehe, weshalb Dehmel die Novelle „Das Geſicht“ in Verſe abteilte. Es bleibt doch nur Proſa, wenn auch eine Proſa von feinſter rhythmiſcher Gliederung. Ich glaube, Dehmel hat auch hier wieder zu viel Rückſicht auf einfacher begabte Leſer genommen und hat ihnen den Rhythmus durch dieſe in die Augen ſpringende Betonung zu Gehör bringen wollen. Oder fürchtete er auch von feineren Leſern verleſen zu werden?

Da iſt eine Stelle:

Und ihre Scham! ihr Stolz!
dann
würde ſie
gehen!

Lieſt man, mit Vertiefung in die Seelenſtimmung, den Gedankengang, ſtockend, wie überlegend: dann — würde ſie — — gehen! ſo kommt man vielleicht der Abſicht des Dichters nach, und das Mittel, wodurch er uns dahinzwang, rechtfertigt ſich durch den Erfolg und erſcheint als Beweis einer klaren künſtleriſchen Überlegung.

Ein charakteriſtiſches Beiſpiel hinſichtlich Strophenbau und Rhythmus ſteht unter den neuen im Aprilheft der „Geſellſchaft“ mitgeteilten Gedichten Dehmels:

Abſchied ohn' End'.

Und ſo muß ich dich nun doch beſchwören,
dich: ja, flieh mich,
mich!
Ich — hier ſieh mich:
ich
weiß, ich will und würde dich bethören,
und du darfſt, du darfſt mir nicht gehören:
flieh auch dich!

Kind, mit deinen ſeltſam grauen Haaren,
ſehr lieb klingt es:
„wir“ —
ſehr trüb klingt es
mir.
Deine Sehnſucht zählt noch nicht nach Jahren,
aber ich bin tief in mir erfahren,
und in dir.

Alles will ſich dir nach mir empören,
dir! Du freilich,
ſieh,
du glaubſt heilig:
nie —
Und ich weiß, es würde dich zerſtören,
wenn wir dieſe Sehnſucht dann verlören.
Flieh mich! Flieh!

Da geht der Rhythmus mit dem Pulsschlag der Leidenschaft, der Empfindung. In diesem Strophenbau ist gleichsam der seelische Wogengang erstarrt und auch für das Auge sichtbar geworden. Es fragt sich noch, ob es eine größere Kunst ist, Empfindungen und Gedanken in eine einmal gewählte feststehende Strophenform zu zwingen, zu vorgeschriebener Gangart zu drillen, oder wie hier Strophe und Rhythmus sich aus dem Mutterschoß der seelischen Erregung frei gestalten zu lassen, hier gehorsam in Freiheit, dort gehorsam in Sklaverei.

Noch eins, um gleich alles vorzubringen, was ich an Bedenken auf dem Herzen habe: Der Hamburger Lästerbrief. Der hätte das Buch nicht — verunzieren sollen, ist zu viel gesagt, aber man wünschte ihn weg. Wenn der Dichter nur die stimmungsvolle Veilchenpoesie! den Besuch bei Detlev von Liliencron ohne die kleinen litterarischen Ausfälle, die einmal sogar kalauern, gegeben hätte, so wär's ein reizendes Capriccio geworden.

Aber nun genug von diesen Sachen, die ich nur berührte, um in den Augen der Nüchterlinge und Unbestechlichen auch als gewissenhafter Kritiker zu bestehen.

Die erwähnten technischen Feinheiten, die manchmal zu Wunderlichkeiten, zu Tüfteleien ausarteten, beweisen schon Dehmels Hang zum Grübeln. Dehmel ist Denker und Dichter. Aber er steht hoch über den landläufigen Gedankendichtern. Der Denker und der Dichter halten sich in ihm die Wage. Wo der Dichter den Denker überwindet, giebt Dehmel herrliche, tiefe Poesie. Nie überwindet der Denker den Dichter. Nie wird Dehmel platt, rethorisch, dem Gedanken zu Liebe. Aber man merkt in manchen Gedichten, daß beide, Denker und Dichter, nicht ganz mit einander fertig geworden sind. Der Gedanke kommt nicht klar zum Durchbruch. Das dichterische Bild, statt ihm lebendige Gestalt zu geben, verdunkelt, verschleiert ihn.

Manchmal scheint es absichtliche Geheimnisthuerei zu sein, wie in dem wunderlichen Strindberggedicht: „Ein Ewiger". Mit der schönen geistesirren, in einen grünen Sack gewickelten Frau weiß der Leser nichts anzufangen.

Auch Gedichte wie „Liebe", „Aufblick", „Gieb mir", das schon erwähnte „Über den Sümpfen" u. a. erschließen sich nicht sofort dem Verständnis eines jeden.

Liebe.

Tief und tiefer: seliges Geben,
bang Empfangen — welch' Verschulden!
Schwellend wühlt sich Leben in Leben:
wildes Wachsen, stilles Dulden.

Ich habe über dieſe Verſe ſtreiten hören. Man wollte ſie als Allgemein-Definition der Liebe nicht gelten laſſen. Man ſtieß ſich an Verſchulden. Vielleicht wäre nur die „außereheliche“ „unerlaubte“ Liebe gemeint? Dann wollte man die Überſchrift nicht gelten laſſen. Wenn nun aber der Dichter tiefer geſtiegen wäre? Iſt nicht ein Verſchulden in aller Liebe, die aus den Höhen des Seeliſchen durch die Leidenſchaft in die niedere Region des Tieriſchen ſich hat hineinpeitſchen laſſen?

Man muß Dehmel immer in den Tiefen ſuchen, dieſen poetiſchen Maulwurf. Und wer mit ihm ſich einwühlt, findet allerdings auf dem nächtigen Grund der ſexuellen Liebe (ſchwellend wühlt ſich Leben in Leben) die zwei Purpurblüten: Scham und Schuld.

Aber man braucht vielleicht gar nicht ſo in die Tiefe zu gehen. Jeder wirklich Liebende, Mann oder Weib, mit der Seele und den Sinnen Liebende, hat doch das Gefühl, das er mehr empfängt als giebt, daß er dem andern Teil „verſchuldet“ bleibt.

Rätſelhafter noch erſchien den Streitenden

Aufblick!

Über unſre Liebe hängt
eine tiefe Trauerweide.
Nacht und Schatten um uns beide;
unſre Stirnen ſind geſenkt.

Wortlos ſitzen wir im Dunkeln;
einſtmals rauſchte hier ein Strom,
einſtmals ſahn wir Sterne funkeln . . .

Iſt denn alles tot und trübe? —
Horch: ein ferner Mund! vom Dom!
Glockenchöre . . . Nacht . . . und Liebe . . .

Der letzte Vers in ſeiner nur andeutenden Myſtik befriedigte nicht. Wo iſt der Aufblick? Wird durch die Glockenchöre die Liebe wieder erweckt?

Es wäre zu diskutieren, ob die recht haben, die vom Künſtler verlangen, er ſolle uns keine Rätſel aufgeben. Er ſolle ſoweit Herr ſeines Stoffes, ſeiner Empfindungen geworden ſein, um klar geſtalten zu können. Aber hat nicht auch Goethe ſich oft mit Andeutungen begnügt und ſeinen Auslegern gegenüber geſchwiegen, „um die Poeſie nicht zur Proſa herabzuziehen“.

Der Lyriker, der auf Stimmungen ausgeht, wird ſehr oft, ein um ſo größerer Künſtler er iſt, ſich vor allzu großer Deutlichkeit hüten. Das leiſe, traumhafte Erwachen erſtorbener Liebe im Augenblick des Glockengeſanges, das kurze, in Rückerinnerung wieder aufflackernde Gefühl, eigentlich nur ein Schatten des alten, ein ſüß ſchmerzliches Leben nach dem Tode, ungreifbar,

unſagbar — wer das klar, in proſaiſcher Deutlichkeit auszuſprechen unternimmt, iſt kein Künſtler. Die heilige Scheu, die ihm verwehrt, die Keuſchheit ſeiner Stimmungen zu brutaliſieren, das iſt es, was ich an Dehmel ſo bewundere. Dieſe unerſchrockene Bloßlegung ſeiner Seele, in der er mit der Wiſſenſchaftlerfreude eines Viviſektors herumwühlt, und dabei die große Kunſt des echten Lyrikers, uns mit dem Schleier der Dichtung die brutale Deutlichkeit der Dinge zu mildern und andrerſeits den Seelenzuſtänden ihr Urweſenhaftes nicht zu nehmen und davon abzuſtehen, Nebel in Marmor aushauen zu wollen.

Dieſer myſtiſche Grübler und pſychologiſche Wühler hat auch Humor, und nicht den Humor eines Maulwurfs, ſondern den eines erdenfröhlichen, im Tag ſich freuenden Menſchenkindes. Er iſt zu gemütstief, um *nicht* Humor zu haben. Ich nenne hier das entzückende „Wiegenlied für meinen Jungen", „Nicht doch!" und das neulich im Februarheft der „Freien Bühne" veröffentlichte „Fitzebutze". Mit Ironie und Sarkasmus durchſetzter Humor kommt in der ethiſchen Burleske „Die beiden Schweſtern" zu Wort. Peitſchenhiebe für die Prüderie. Und nicht nur dieſer Humor ſetzt jene ins Unrecht, die in Dehmel nur den Myſtiker, Miſanthropen? und Peſſimiſten ſehen. Es ſteckt ſo viel Lebensbejahung, ſo viel „inſtinktive Lebensluſt des Realiſten" in dem Buche, daß man nicht begreift, wie bei einem mehr als flüchtigen Leſen ein ſo einſeitiges Bild des Dichters herausſpringen kann. Nein, Dehmel iſt nicht nur eine „Maulwurfsnatur", wie ich ihn vorhin einmal nannte, er hat auch als „Tagraubvogel" gedichtet.

Nicht trübſinniges Verzagen und Verzichten, nicht Dekadenz, iſt der Grundton ſeiner Dichtung und ſeines Lebens, ſondern Lebenswille, Werdeluſt, Aufſtieg. Im „Gebet der Sättigung" heißt es:

Aber Ich war weich wie glühend Eiſen:
darum ſollſt du mich in Waſſer tauchen,
bis mein Wille läßt ſein ſiedendes Kreiſen
und der Stahl wird, den wir brauchen.

Nicht mehr will ich meine Bruſt kaſteien,
die dann mit berauſchter Durſtgeberde
wünſcht, daß unſre Lüſte fruchtbar ſeien
und ein Wurm zur Göttin werde.

Nach der Nacht der blinden Süchte
ſeh ich nun mit klaren bloßen
Augen meine Willensfrüchte;
denn ich bin wie jene großen

Tagraubvögel, die zum fliegen
ſich nur ſchwer vom Boden heben,
aber, wenn ſie aufgeſtiegen,
frei und leicht und ſicher ſchweben.

Gemütstiefe, Gedankentiefe, sinnliche Glut, seelische Leidenschaft, Humor. Fürwahr, dieser Dichter schöpft aus einer reichen Quelle. Und sein Buch ist ein Beichtbuch. Eine zuckende Seele liegt offen vor Augen, die sehen wollen, ein großes, reiches Dichterherz schreit in Ohren, die hören wollen. Eines der herrlichsten Gedichte dieses Seelenbuches ist die Sonnenaufgangsphantasie „Bastard".

Drum sollst du dulden dies dein Herz,
das so von Wünschen bangt und glüht,
wie nach dem ersten Sonnenschimmer
die graue Nacht verlangt und glüht,
und sollst in deinen Lüsten
nach Seele dürsten wie nach Blut,
und sollst dich mühn von Herz zu Herz
aus dumpfer Sucht zu lichter Glut!

Aus diesem Herzen sind Gedichte gekommen, Gedichte geblutet, wie „Es war einmal", das ich nie ohne tiefe Rührung lesen kann, Gedichte, wie alles in dem Abschnitt „Und führe uns in Versuchung". Aus diesem Herzen auch rang sich der Cyklus der Venusgedichte. Wer in diesen Dichtungen nicht den Herzschlag des Dichters hört, wer nicht empfindet, daß hier eine ernstgestimmte Dichterseele in reinster Absicht, wenn auch mit größter Kühnheit, versucht, das Mysterium der Liebe bis ins Tiefste zu durchdringen und sich — nicht irgend einem Professor — klar zu machen, um ein notwendiges Blatt seines Lebens zu schreiben, das er uns, und Gott weiß wem zu Liebe nicht unbeschrieben lassen konnte, der weiß nicht um einen Dichter Bescheid, der lasse Hände und Augen von echten Dichterwerken. Wer aber in diesem Cyklus Lust an Sinnenkitzel verspürt, der ist ein Schwein. Wer es unternimmt die Verwandlungen der Venus zu schreiben, wird nicht umhin können auch eine Venus Perversa zu schreiben; er wird die Venus Nutrix nicht über die Urania vergessen dürfen, oder er rührt überhaupt nicht an diesen Stoff: die Tante hat's verboten.

Manches in diesem Cyklus ist brutal, cynisch, aber nur unter dem Zwang des Stoffes. Aber dem stehen Gedichte gegenüber wie das reine, innige „Venus Mater", das intime Seelenstück „Venus Religio". Wen reißt nicht die leidenschaftliche Glut der „Venus Primitiva" hin? wen ergreift nicht nach der „Venus Socia" ein dumpfes „Spielt mir noch Einmal"? wer hat nicht für die gegenständliche Kunst in der „Venus Pandemos" Anerkennung und wer, der in die mystische „Venus Sapiens" verstehend eingedrungen, wagt noch die tiefsittlichen Absichten des Dichters zu bezweifeln? Ein Gedicht wie die „Venus Perversa" hat freilich nur als Glied einer Kette künstlerische Berechtigung. Und so führe ich für diese Perversa das Urteil eines „Idealisten" an: „Wohl hat auch das Widerwärtigste und Häßlichste seinen

Wert in der Dichtkunſt, aber nicht um ſeiner ſelbſt willen, ſondern nur als Beſtandteil eines harmoniſchen Ganzen, wie die Diſſonanzen im Muſikſtück," ſchrieb — Herr Profeſſor Emil Wolff, als er Detlev von Liliencron „den Markt verderben" wollte. Richard Dehmel hat dieſem Detlev von Liliencron ſein Buch gewidmet, und zu Nutz und Frommen aller marktverderberiſchen Profeſſoren und „Idealiſten" ſei das Widmungsgedicht hierher geſetzt:

Ecce poeta!

Doch hör' ich noch der Tauſende Entzücken
und Ihn von ſeinen goldnen Sternen ſprechen
und ſehe noch ihn ſeine Roſen brechen
und noch den Kranz das Haupt ihm blutig drücken.

Sie lagen jubelnd an den Silberbächen
und ließen ſich mit ſeinen Blumen ſchmücken
und ſahn ihn Blüte nur um Blüte pflücken
und nicht die Dornen ihm die Stirn zerſtechen.

Sie waren alle jammernd hergekrochen
und jeder ſprach von Plagen ohne Zahl,
er hatte allen alle weggeſprochen,

verſchmachtet ſank er hin am Bachesrande;
da ſtarrten ſie, da ſahn ſie ſeine Qual. — —
So träumte mir von unſerm Vaterlande.

Nun noch ein Wort über den Nachdichter Richard Dehmel. Unter dieſen Nachdichtungen ſind entzückende Sachen. Hier zeigt ſich der Künſtler Dehmel als ein großer. Ich muß ſie alle nennen: „Auf der Reiſe", „Der Pirat", „Helle Nacht", „Wiedergeburt", „Der tote Ton", „Zu Gott", „Lied des vogelfreien Dichters", „Lied der Gehenkten", „Chineſiſches Trinklied", „Fromme Wünſche", „Loke der Läſterer", „Die Illuſion". Wie herrlich iſt „Wiedergeburt" (nach Paul Verlaine), das „chineſiſche Trinklied". Das erſchütternde „Der tote Ton" nach Kornel Ujeskis Phantaſie zu Chopins Trauermarſch. Könnte man nicht über jedes einzelne Gedicht Seiten ſchreiben? Grade bei Dehmels Gedichten fiel mir wieder ein, was ich vor einiger Zeit in einem Briefe an Detlev von Liliencron las. Der Briefſchreiber, Rektor Karl Gutmann in Eſſen, meint: „eine neue Beſtätigung —, daß die Lyrik immer noch — auch in unſern beſſern Litteraturblättern — meiſtens am Katzentiſch ſitzt. Ein neues Werk von Max Klinger etwa, eine einzige Schöpfung von ihm, ſie iſt liebevollſten Eingehens bei unſern Kunſtſchriftſtellern gewiß; Maler, Bildhauer, Romanſchriftſteller, erfolgreiche Dramatiker werden mit eindringlichem Ernſt behandelt: wann aber hätte ſich bei denen, die in unſerer Kritik Sitz und Stimme haben, — mit rühmlicher, vielleicht einziger Ausnahme von O. J. Bierbaum — die Erkenntnis lauten und deutlichen Aus-

druck verschafft, daß auch ein einziges lyrisches Gedicht schon, ebenso wie ein Gemälde, eine Skulptur, eine künstlerische Großthat bedeuten kann, deren Herold zu sein ein schöner, ehrenvoller, hoher Beruf sein müßte".

Das ist mir aus dem Herzen gesprochen. Aber die Lyrik wird wohl noch lange am Katzentisch sitzen müssen. Das Publikum will es so. Die Großmacht der Presse wird diesem Willen gegenüber zur Ohnmacht. Alles kann sie, Stimmung für die haarsträubendsten Gesetze machen, die abenteuerlichsten Erfindungen, Stiefelwichse, eine neue Kaffeemühle, Kneipkuren, einen neuen fröhlichen Krieg, alles kann sie dem lieben Publikum mundgerecht machen, als notwendig, unentbehrlich, als kulturfördernd aufschwätzen, aber — wie gesagt: das Publikum will keine Gedichte, also reden wir ihm nicht davon, es wird sonst böse und wir haben den Schaden. Und so ließe sich schließlich noch die Schädlichkeit der Lyrik ziffernmäßig beweisen.

Aber mit einem Tausendmeilensprung von der Presse zu Richard Dehmel zurück.

Der Novellist Dehmel reicht in „die drei Schwestern" nicht an den Lyriker. Allerdings stammt diese Novelle auch aus der Anfängerzeit, ist schon vor Jahren geschrieben worden. Gegen ihre Aufnahme in dies Buch läßt sich nichts sagen, denn sie hat entschieden dichterische Qualitäten, die das rechtfertigen.

Der Erzähler, der alte Amtmann, ist vielleicht etwas zu weich, zu sentimental geraten. Aber der ganze Vortrag der Erzählung ist vortrefflich: langstielig und spannend. Mit wenigen Strichen sind die Zuhörer charakterisiert, genügend, um keine Schemen zu sein, und nicht zu scharf, um auch nur vorübergehend das Interesse von dem Erzähler abzulenken. Psychologisch ist die kleine Novelle sehr reich und verrät den tiefgreifenden Poeten. Was mich doch im Ganzen nicht zu völliger Befriedigung kommen läßt, ist vielleicht, trotz aller Berechtigung, weil charakteristisch für den Erzähler, der etwas langstielige Vortrag und die etwas zu weiche Zeichnung des in seinen Erinnerungen kramenden Amtmannes. In dem zweiten novellistischen Stück „das Gesicht" steht Dehmel auf gleicher Höhe mit seiner Lyrik. Ich rühmte schon oben diese Dichtung.

Das wären nun so in etwas krauser Ordnung meine allgemeinen Betrachtungen über dieses reiche und neue Buch, über das mich völlig auszusprechen ich noch dreimal so viel Zeit und Raum dran wenden müßte.

Richard Dehmel hat außer seinen zwei Gedichtbüchern „Erlösungen" und „Aber die Liebe" nichts veröffentlicht. Wie ich höre, hat er aber auch dramatische Dichtungen liegen. Ein späteres Heft der Gesellschaft wird davon eine Probe bringen. Da ist es angezeigt, auf einen Aufsatz Dehmels hinzuweisen, der früher einmal in dieser Monatsschrift mitgeteilt wurde, und worin er

interessante Bemerkungen über „die tragische Wirkung“ macht. Dieser Aufsatz erweckt den Wunsch nach weiteren Äußerungen Dehmels zur „künstlerischen Erfahrungswissenschaft, der Wissenschaft von den Wirkungsmitteln“. Und wir werden da wohl noch manches zu hoffen haben.

Hinsichtlich der tragischen Wirkung kam Dehmel in jenem Essay zu folgendem Ergebnis:

„Das Tragische ist demnach der sittlich als notwendig erkannte, sinnlich wünschenswerte Untergang von idealisch ringenden Gestalten, durch mittelbare oder unmittelbare Selbstvernichtung, die von unerträglichem Seelenleid befreit. Also nicht die Gerechtigkeit macht den Untergang des Ringenden erforderlich, weil er eine Schuld auf sich geladen hat, die Sühne erheischt; wer könnte auch darüber entscheiden? Nur der dogmatische Idealist! Sondern das natürliche Zweckbewußtsein macht ihn notwendig, einerseits als sittliches Zweckbewußtsein, weil da ein Mensch einen Kampf heraufbeschworen hat, dem seine ideale Unzulänglichkeit (seine Unvernunft) nicht gewachsen ist, durch den er daher Selbstzerstörung übt — andrerseits als sinnliches Zweckbewußtsein, als Glückseligkeitstrieb, weil die Rückwirkung jener Unzulänglichkeit solches Leid in ihm erzeugt, daß sein Leben widersinnig, seine schließliche Selbstvernichtung zur Selbsterlösung wird. Und nicht durch Mitleid (mit dem Unterliegenden) und Furcht (vor der eigenen Schwäche) bewirkt diese Selbstvernichtung einen Genuß in uns vermittelst einer „Reinigung“; denn das wären keine Genüsse, und die „Reinigung“ liegt eben schon in jener Erkenntnis der sittlichen Idee, die durch das tragische Ende enthüllt wird. Sondern der Genuß besteht in der Aussöhnung unserer Lebensfreude mit dem tragischen Ende — also gerade in der Befreiung von dem durch das tragische Ringen in uns erzeugten Mitringen, Mitfürchten, Mitleiden — und in der Befriedigung unserer Rachewollust durch das tragische Ende; Rache für unsern beleidigten Glückseligkeitstrieb. Also die tragische Unvernunft des Menschen! Das ist es, was das tragische Schicksal begreiflich und ergreifend macht, das vor allem muß zur vollen Darstellung gebracht werden. Eben der Glaube des Menschen an seine Ausnahmestellung im Ganzen und die Folgerungen, die der Einzelne daraus zieht!“

„Ich glaube,“ schreibt Dehmel an anderer Stelle, „den viel umstrittenen Begriff der tragischen Wirkung endgültig definiert zu haben; endgültig, weil ich der Überzeugung bin, daß die werdende Kunst sich allmählich überhaupt des tragischen Wirkungsmittels entschlagen wird. Wir können darin Shakespeare nicht mehr übertreffen, weil wir nicht mehr an den völlig freien Willen glauben; und dieser Glaube ist die Axe der tragischen Unvernunft.“

Auch über den Roman hat Richard Dehmel seine eigenen Ansichten: „Ich

bin nämlich der Meinung, daß der Roman als eigentliches Kunſtwerk vorläufig noch nicht exiſtiert. Selbſt in ſeinen beſten Gattungsexemplaren iſt er immer noch der Löffelbrei aus bloßer Berichterſtattung, verkleideter Wiſſenſchaft und wirklicher unmittelbarer Darſtellung des Lebens und der Zeit, als der er aus dem alten Epos und den Dialogen der Philoſophen hervorgegangen iſt. Die epiſche Kunſt war dieſe: einen Hauptbewegzuſtand (Motiv) durch die Kette der bewirkten Ereigniſſe darzuſtellen, das Wie ausſchließlich durch das Was zu geben, die Menſchen dadurch zu geſtalten, daß und was ſie erlebten. Darum kam das Epos ohne weiteres zu ſeinem äußerlich gebundenen Stil und deſſen mannigfachen Formen, während es ſich erſt durch Dante zu einer Art von innerer Architektur hinfand. Der Roman iſt auf der Suche nach dem innerlich gebundenen Stil, der — wenn gefunden — auch die äußerliche Ungebundenheit als von innen aus notwendige Form (Rhythmus) erſcheinen laſſen wird. Das muß erfolgen, ſobald der dichtende Künſtler ſich daranf beſchränken wird, ſeine Menſchen nur noch dadurch darzuſtellen, daß und wie ſie erleben, alſo jedes Was nur durch ſein Wie zu geben, ein Hauptereignis durch die Kette der bewirkenden Bewegzuſtände auszudrücken. Wobei ich jedes Wort auf ſeinen vollen Begriffswert hin betone."

Einen Verſuch nach dieſer Richtung hin hat Dehmel in der Studie „Das Geſicht" („Aber die Liebe") unternommen; nicht als Gedicht oder Novelle, ſondern als Romanfragment will er dieſe Seelenſtudie betrachtet wiſſen.

Da ich dem Dichter ſchon oft das Wort gegeben habe, mag er es zuletzt auch noch nehmen, um uns eine kleine Selbſtbiographie zu geben. Er erzählt in den „Neuen litterariſchen Blättern":

„Ich bin am 18. Nov. 1863 in Wendiſch-Hermsdorf (Mark Brandenburg) als älteſter Sohn eines Förſters geboren. Ich bin ein Miſchling aus ſlavogermaniſchem und keltogermaniſchem Blut. Aus ſothanem internationalem Inſtinkte, hauptſächlich aber wohl aus Liebe, habe ich mich mit einer Jüdin verheiratet und bis jetzt zwei Kinder mit ihr gezeugt, die ſich der beſten Geſundheit und mich durch einen ganz unglaublichen Eigenſinn erfreuen; Junge und Mädel. Vorher hatte ich (Nov. 1882—1886) auf Deutſchlands hohen Schulen, ziemlich ſämtlichen, nach fauſtiſchem Rezept und mit demſelben Erfolge Naturwiſſenſchaften, Nationalökonomie, Philoſophie und „leider auch Theologie" ſtudiert; was ich am beſten dabei gelernt habe, wiſſen meine Gläubiger. Im übrigen bin ich konfeſſionslos; desgleichen meine Frau und Kinder. Unſer größter Schmerz iſt der, daß man vom Dichten in Deutſchland nicht leben kann, wodurch ich mich verurteilt ſehe, Lohnſklavendienſte zu leiſten, die eigentlich eine Sünde gegen den heiligen Geiſt der Zukunft ſind. Ich habe kein Vaterland, ich liebe meine

Heimat. Auch die Menschen liebe ich, soweit sie nicht verächtlich sind. Und liebe uns Deutsche, obgleich nicht blind, noch prahlerisch. Über alles aber meine Muttersprache; die bleibt mein, auch bis in fremdes Land. Meine Erlebnisse, die wesentlichen, stehen in meinen Büchern."

Seine wesentlichen Erlebnisse stehen in seinen Büchern, diesen Offenbarungen einer lebensreichen, einer reichlebigen Dichternatur, diesen unerschrockenen, ehrlichen Beichtbüchern, diesen Vivisektionen seiner eigenen Seele. Daß ein Buch wie „Aber die Liebe" ein volles Jahr nach seinem Erscheinen erst eine einzige eingehende Würdigung (von Franz Servaes i. d. Gegenwart) seitens der Kritik erfahren hat, giebt zu denken. Unsere schnellfertigen Bücherbesprecher mögen sich die Finger nicht daran verbrennen. Und wer wird dies Buch heut lesen? Ein kleines, aber gewähltes Publikum: die Künstler und die Staatsanwälte.

Julius Kulka.

Ein Erinnerungsblatt von J. Eisner.

(Wien.)

Eine Welle hat sich verlaufen. Nicht wild von stürmischen Wogen umbrandet, sondern glatt und ruhig.

Ja, glatt und ruhig! So durchlief Julius Kulka seine Lebensbahn, so waren die hervorstechendsten Merkmale seines Eigenwesens geartet, und so schlummerte er auch hinüber.

Fast könnte man diese Charakteristik als versteckten Tadel auffassen.

Denn unwillkürlich drängt sich dem Auge bei solcher Beurteilung eine gewissermaßen blank polierte, abgehobelte Persönlichkeit auf, ohne Ecken und Kanten, eine abgeschliffene Mittelmäßigkeit. — Das war er mit nichten. —

Ihm fehlten wohl die Attribute einer sogenannten „glänzenden Persönlichkeit", jene sinnfällig ins Auge stechenden Eigenschaften, die man gemeinhin imponierend nennt, welche sich aber in Wirklichkeit zumeist aus physiologischen und schauspielerischen Elementen zusammensetzen, die aller Welt in die Augen stechen und ihrem Inhaber als wirkungsvolle Reklame dienen. —

In diesem Sinne bedeutend war er nicht. Ihm ging — so sehr er auch an der Kunst und namentlich an der darstellenden hing — jedes Talent, sich künstlerisch in Scene zu setzen, ab. —

Hierzu war er zu schlicht und vornehm. — Fremd war ihm jede Pose, fremd alles Geklügelte und Berechnete. Dieses war auch die Quelle, aus der jene Enttäuschung und Bitternis entsprang, die ihm eine Zeitlang alle Lebensfreude und Genußfähigkeit verdarb. —

Es war jener Zeitpunkt, als er den ersten Schritt ins praktische Leben that. Eine keusche, nach innen gekehrte Natur, die nur die idealen Güter des Lebens abzuschätzen weiß, war er genötigt, einen Beruf zu ergreifen, der zu seiner vollständigen Ausfüllung bei dem gegenwärtigen Zeitgeiste alles andere eher erfordert, als idealen Schwung und ethische Reflexion. —

Nein, aus solchem Holze werden keine neuzeitlichen Advokaten geschnitzt. — Ihm war Themis noch jene hehre Lichtgestalt, die, losgelöst vom materiellen Getriebe, nur der Erforschung des einzigen und wahren Rechts dient.

Deshalb stand er auch weltfremd jenem akademischen Mob gegenüber, der sich zumeist in den Großstädten an jenen Beruf heranzudrängen liebt, ihm jeden sittlichen Gehalt aussaugt und die industrielle Ausbeutung, die brutale Plusmacherei als führende Standarte voranträgt.

Aus diesem Wettbewerbe konnte er nur als Besiegter hervorgehen. — Verbittert und enttäuscht zog er sich auch eine Zeitlang auf sich selbst zurück.

In dieser Periode kam die geistige und praktische Seite seines Ich zur volleren Reife. —

Der Schriftsteller erwachte in ihm. — Schüchtern und fast jungfräulich scheu, wie sein ganzes Auftreten, waren seine litterarischen Erstlingsversuche. Gar seltsam stach die sichere Auffassung, der richtige Gedankenkern von der tastenden Form ab, in die seine Aufsätze gekleidet waren. Das konnte auch nicht verwundern. —

Fehlte ihm doch die Hauptbedingung zu erfolgreichem litterarischem Schaffen, der Glaube an sein Talent und die ermunternde Anerkennung. Wer sollte auch in dem bescheidenen jungen Manne, der sich nie in Pose zu setzen wußte, jedem Talente Achtung und Vertrauen entgegenbrachte, eine ernst zu nehmende litterarische Figur vermuten?

Er, der trotz seines modernen Empfindens und seines vollständigen Aufgehens in der neuesten zeitgenössischen Litteratur es nicht über sich bringen konnte, wenigstens dreimal im Tage den alten Parnaß zu erstürmen und die erbgesessenen Götter und Halbgötter der Litteratur von ihren Thronen zu stürzen.

Erst allmählich erwachte die Erkenntnis seines Wertes.

Die „Moderne Rundschau", das Centralorgan der Wiener Modernen, übergab ihm das ständige Theaterreferat, welches er auch bis zum Aufgehen des Blattes in die Berliner „Freie Bühne" beibehielt. —

Jeder neue Aufsatz gab Zeugnis von einer Vertiefung seines Wesens, von seiner wachsenden Beherrschung der Form.

Knappe Diktion in epigrammatischer Kürze waren die Hauptvorzüge seines Stils, dem ein ausgeprägtes Kunstgefühl und Kunstverständnis gleichsam als Folie diente. —

Und so kam es, daß er im Laufe der Zeit förmlich über sich selbst emporwuchs.

Aus seinen Berichten, denen man ursprünglich einen leisen Anklang reporterhafter Schablone anmerkte, wurden feinciselierte Essays, die ein nicht alltägliches litteratur- und theatergeschichtliches Wissen verrieten.

Auf diese Weise erzwang er sich auch allmählich die achtungsvolle Aufmerksamkeit jener, die in zünftlerischem Hochmute alles beiseite schieben zu müssen glauben, was nicht die offizielle Marke der herrschenden Clique trägt.

Seine mehr feuilletonistische Begabung erkennend, wagte er es nie, Ausflüge in fremde Gebiete zu machen.

Die lyrische Epidemie, welche bei unseren „Jüngsten" der Litteratur so sehr um sich gegriffen, ihn hat sie nie erfaßt.

Es fand eben das antike „Erkenne Dich selbst" an ihm einen verständnisvollen Erfasser. — Er war sich nur zu sehr seiner mehr reproduktiven Begabung bewußt, als daß er den Ehrgeiz besessen hätte, selbstschöpferisch zu wirken.

Ob nicht die Zukunft auch in dieser Hinsicht angenehme Enttäuschungen bereitet hätte?

Wer kann es wissen, da der Vorhang gefallen, ehe noch der Prolog zu Ende gesprochen. —

Mit 28 Jahren hat er seinen Lebenstraum ausgeträumt.

Wenn er auch keine Werke von bleibendem Werte hinterlassen, so wird er doch in der Erinnerung aller jener, die ihm nahestanden, fortleben als Mensch, und zwar als Mensch in dem Goethe'schen Sinne, edel, hilfreich und gut. —

Die „unsittlichen" Gebrüder Grimm

und die neue „Sittlichkeit" jüdisch-deutscher Verlagsbuchhändler.

Von Oskar Panizza.

(München.)

„In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad;
Mein — Onkel ist verschwunden,
Der mich geliebet hat."

An diese Verse, die Umänderung eines alten, deutschen Volkslieds, wie sie vor einigen Jahren in einem Liederbuch für höhere Töchter vorgenommen wurde, mußten wir uns erinnern, als wir das Zirkular der Ferdinand Dümmlerschen Buchhandlung, Inhaber Herr H. Bernstein, welche sich eine ähnliche Ver-Onkelung oder Ver-Dümmlerung der Grimmschen Märchen zum Ziel setzt, lasen. Herr Bernstein schreibt: „Nichts in der Welt übt auf das kindliche Gemüt einen tieferen Zauber aus als unser alter, deutscher Märchenschatz. (Ihr Märchenschatz, Herr Bernstein?) Aber gewiß wird es schon Jedermann empfunden haben, daß dieser unversiegbare Quell der Freude für die Kinderwelt auch sehr viel Roheiten enthält, die äußerst schädlich auf das kindliche Gemüt wirken müssen. Schon längst hat sich daher das Bedürfnis geltend gemacht, die erste geistige Nahrung unserer Jugend auf ihren sittlichen Grund zu prüfen. Diese Erwägungen haben uns veranlaßt, eine neue (jüdische) Ausgabe der Grimmschen Märchen zu veranstalten, welche nach ethischen Gesichtspunkten revidiert worden ist (von Ihnen, Herr Bernstein?). Sie enthält eine Zusammenstellung derjenigen Märchen, welche als sittlich förderlich erscheinen, und in denen alles ausgemerzt ist (von Ihnen, Herr Bernstein?), was nachteilig auf das Kindesgemüt wirken muß." —

Endlich also haben wir das saubere Brüderpaar, Jakob und Wilhelm Grimm erwischt! Diese Leute veröffentlichen allerlei Werke unter den poetischsten Titeln „Altdeutsche Wälder", „Deutsche Sagen", „Kinder- und Hausmärchen", und wir brauchen siebzig Jahre und länger, um endlich zu finden, daß ein entsetzliches Gift in diesen Schriften schlummert. Andere Nationen haben wir auch schon angesteckt. In England haben die „Popular and Household-Stories of Grimm", schon 1823 aufgelegt und von Cruikshank sogar illustriert, unzählige Auflagen erlebt. Offenbar stammen die traditionelle Roheit der Englischen Kinder und ihre wüsten Spiele von der Lektüre dieser Märchen. Was ist da zu thun? — Nun, vielleicht ist noch nicht alles verloren. Zunächst müssen sofort die Grimmschen Märchen

konfisziert werden; und die Platten vernichtet; oder wenigstens sogleich, nachdem Herr Bernstein seine Märchen fertig hat. Wir verlangen dies im Interesse einer sittlichen Gesundung der Nation. —

Herr von Gizycki soll, so entnehmen wir einer späteren Notiz, Herrn Bernstein bei der Ausmerzung der unsittlichen Stellen aus den Grimmschen Märchen helfen. Gehört von Gizycki einem östlicheren Almanach, als dem Gothaschen an? — Gizycki ist einer der Anführer der sog. „ethischen Bewegung" in Deuschland. Die Bewegung kommt von Amerika herüber. Immer war uns die große Zahl semitischer Namen in den Flugschriften dieses neuen ethischen Bundes, welcher ohne eine religiöse Basis, resp. ohne eine geoffenbarte Religion zu einem Moralkodex zu kommen hofft, auffallend. Es ist etwas entsetzliches um das Mißtrauen! Woher kommt es, daß, sobald wir in einem neuen Unternehmen, sei es materieller, sei es ästhetischer, ja sei es sittlicher Natur, einen bestimmten Prozentsatz jüdischer Namen begegnen, wir zu stutzen anfangen, den Titel des Unternehmens ganz vergessen, und zu grübeln beginnen: was die Leute hier, in einem ihrer Rasse, ihrer Vergangenheit, ihren Neigungen gänzlich abgelegenen Gebiet zu erstreben versuchen? „Bewegung für ethische Kultur": Cohn, Adler, Stern. — „Ausmerzung unsittlicher Stellen aus den Grimmschen Märchen": Bernstein. Woher kommt es, daß unser Gemüt, noch bevor wir zu denken anfangen, daß aus unserer tiefsten Seele, noch bevor wir reflektiert haben, eine Ahnung aufsteigt, welche jeden idealen Impuls in solchen Fällen leugnet? — Ist es nur Mißtrauen? Oder ist es ein vererbter Zustand? Oder eine a priori vor aller Erfahrung vorhandene transcendentale Eigenschaft unserer Seele, die uns ein Gott eingegeben hat. Oder ist es eine Krankheit? — „Ja, ja, ja! — hör' ich hundertstimmig hinter mir rufen — Sie sind krank, mein Herr! Sie müssen nach Berlin!" —

Doch ist es uns diesmal gelungen, unser Mißtrauen zu unterdrücken. Die in Aussicht gestellte „sittliche Gesundung der gesamten Nation" hat uns doch mächtig gepackt. Und der feine Zug, die Kinderseelen vor dem Anstößigen, vor dem Rohen, vor dem — ah! — Sitt-lich-Be-denk-li-chen zu bewahren, hat auch uns innig gerührt. Und einmal mit uns eins geworden und überzeugt, daß es sich hier wirklich um eine Frage von tiefer, ethischer Bedeutung handelt, haben wir nicht gezögert, uns selbst in die Reihen der sittlichen Mitkämpfer zu stellen. Und haben selbst Hand angelegt — soweit es unsere schwachen Kräfte gestatten. Und haben selbst die Grimmschen Märchen vorgenommen. Und gleich das erste, welches voller Bedenklichkeiten steckt, haben wir durchaus sittlich rekonstruiert. Und hier legen wir es dem geneigten Leser als Probe dafür vor, ob wir uns zu unserem ferneren Unternehmen ermutigt dürfen glauben:

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich

„unsittliches“ Grimmsches Märchen, „sittlich“ rekonstruiert nach — Bernstein.

„In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat (o mein Gott, wo würden wir dann gewisse Leute hinwünschen!), lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön, aber die jüngste war so schön, daß die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich verwunderte, so oft sie ihr ins Gesicht schien. Nahe bei dem Schlosse des Königs lag ein großer dunkler Wald, und in dem Walde unter einer alten Linde war ein Brunnen. Wenn nun der Tag sehr heiß war, so ging das Königskind hinaus in den Wald und setzte sich an den Rand des kühlen Brunnens: und wenn sie Langeweile hatte, so nahm sie eine goldne Kugel, warf sie in die Höhe und fing sie wieder; und das war ihr liebstes Spielwerk. — Nun trug es sich einmal zu, daß die goldene Kugel der Königstochter nicht in ihr Händchen fiel, das sie in die Höhe gehalten hatte, sondern vorbei auf die Erde schlug und geradezu ins Wasser hineinrollte. Die Königstochter folgte ihr mit den Augen nach, aber die Kugel verschwand, und der Brunnen war tief, so tief, daß man keinen Grund sah. Da fing sie an zu weinen und weinte immer lauter und konnte sich gar nicht trösten. Und wie sie so klagte, rief ihr jemand zu: „Nu, was is los, Königstochter, du kraischst ja so ferchterlich, daß sich a Stein küunt' erbarmen.“ Sie sah sich um, woher die Stimme käme, da erblickte sie einen Frosch, der seinen dicken häßlichen Kopf aus dem Wasser streckte. ‚Ach du bist's, alter Wasserpatscher,‘ sagte sie, ‚ich weine über meine goldene Kugel, die mir in den Brunnen hinabgefallen ist.‘ — „Sainse ruhig, sagense gar nix,“ antwortete der Frosch, „werd ich helfen, werd ich wieder heraufholen de goldene Kugel; aber was bekomm' ich, Königstochter?“[1]) — ‚Was du haben willst, lieber Frosch,‘ sagte sie, ‚meine Kleider, meine Perlen und Edelsteine, auch noch die goldene Krone, die ich trage.‘ — „Wie haißt — antwortete der Frosch — Klaider, Perlen, Staine, ist alles schön und gut; ist aber nicht genug; aber wenn du mich lieb haben willst, und ich soll dein Geselle und Spiel-

[1]) Es liegt hier die Vermutung nahe, daß der ursprüngliche Vorgang, der historische Kern der Erzählung märchenhaft verschleiert ist. Die goldne Kugel, mit der die Königstochter spielt, ist vielleicht symbolisch für das Darlehen, das ihr Vater, der König, als er in Geldverlegenheit war, von dem schmutzigen Frosch erhalten hat. Die Kugel läuft aber immer wieder zum Frosch im Brunnen zurück, d. h. die Wucherzinsen fressen das Darlehen zum größten Teil auf. Und der Frosch holt die Kugel immer wieder, leiht immer wieder, bis nichts mehr da ist. Rolle und Charakter des Frosches scheinen wohl mit einigen Zügen hier angedeutet, sind aber noch nicht ganz klar, und werden sich wohl aus dem Folgenden ergeben. Wir bitten um des Lesers gespannteste Aufmerksamkeit.

kamerad ſein, an deinem Tiſchlein neben dir ſitzen, von deinem goldenen Tellerlein eſſen, aus deinem Becherlein trinken, in deinem Bettlein ſchlafen: wenn du mir das verſprichſt, ſo will ich hinunter ſteigen und dir die goldene Kugel wieder heraufholen.“[2]) Die Königstochter wußte ganz genau, was der Froſch wollte. Sie war alt genug, um zu wiſſen, was es heiße: in ihrem Bettlein ſchlafen wollen. Sie war aber auch genügend vertraut mit den Prinzipien der ‚neuen deutſchen Sittlichkeit‘, um zu wiſſen, daß ſich eine ſolche Sprache einem jungen Mädchen gegenüber nicht zieme; gar in einem Grimmſchen Märchen. Andrerſeits wollte ſie aber die goldene Kugel um jeden Preis haben. Sie richtete alſo die Antwort ſo ein, um auf der einen Seite als ‚ſittliche höhere Tochter‘ dazuſtehen, auf der andern Seite aber ihren Zweck zu erreichen. ‚Froſch — ſagte ſie daher — was du da ſagſt, iſt unſittlich; das darfſt du nicht ſagen; ich weiß ja ganz genau, was du willſt; und ich will dir auch alles geben, was du verlangt haſt; verſtehſt du: alles; hole mir nur zuerſt die goldne Kugel herauf.‘ (Man ſieht, die Familie war in ſchwerer Geldbedrängnis; und der Alte, der König, brauchte notwendig ein neues Darlehen.) Heimlich aber dachte ſie: was der ſchmutzige Froſch ſchwätzt, der ſitzt da unten im Waſſer bei ſeinesgleichen, und quakt, dem kann es doch nicht einfallen, in meinem Bett ſchlafen zu wollen. — Der Froſch, als er die Zuſage erhalten hatte, tauchte ſeinen Kopf unter, ſank hinab und über ein Weilchen kam er wieder herauf gerudert, hatte die Kugel im Maul und warf ſie ins Gras. Die Königstochter war voll Freude, als ſie die goldene Kugel wieder erblickte, hob ſie auf und ſprang damit fort. „He, wart' mal,“ rief der Froſch, „nimm mich auch mit, ich kann nicht ſo laufen wie du, ich hab etwas krumme Beine.“ — Aber was half ihm, daß er ihr ſein quack, quack ſo laut nachſchrie, als er konnte! Sie hörte nicht darauf, eilte nach Haus und hatte bald den garſtigen Froſch vergeſſen, der wieder in ſeinen Brunnen hinabſteigen mußte. —

Am andern Tage, als ſie mit dem König und allen Hofleuten ſich zur Tafel geſetzt hatte, und von ihrem goldenen Tellerlein aß, da kam, glitſch glatſch, glitſch glatſch, etwas die Marmortreppe heraufgekrochen, und als es oben angelangt war, klopfte es an der Thür und rief: „Macheſe auf, Königstochter, macheſe auf!“ Sie lief und wollte ſehen, wer draußen

[2]) Die Intentionen des Froſches werden hier ſchon deutlicher. Schmuck und Steine, denkt er ſich, fallen bei Ausſtellung des nächſten Wechſels mir wahrſcheinlich ſowieſo zu. Er will aber weiter. Er will in vornehme Familien eindringen und Fürſtentöchter heiraten. Er will auf goldenen Tellerlein ſpeiſen, Ahnengallerien haben, mit einem Wort ‚a ſainer‘ Froſch ſein. Der Leſer gebe genau acht, was noch kommen wird.

wäre; als sie aber aufmachte, so saß der Frosch davor. Da warf sie die Thür hastig zu, setzte sich wieder an den Tisch und ward ihr ganz Angst. Der König sah wohl, daß ihr das Herz gewaltig klopfte und sprach: mein Kind, was fürchtest du dich, steht etwa ein Riese vor der Thür und will dich holen? — ‚Ach nein,‘ antwortete sie, ‚es ist kein Riese, es ist ein garstiger Frosch, du weißt, eben jener, der uns wieder — die goldene Kugel gebracht hat; und ich hab ihm versprechen müssen, daß er von meinem goldenen Tellerlein essen, und in meinem Bettlein schlafen darf.‘ Da wurde der König ernst und ließ Gabel und Messer fallen. Und die ganze Tischgesellschaft wurde schweigsam und traurig. Denn alle kannten die geheime Not des Königs. Inzwischen klopfte es zum zweitenmal. Da sagte der König: was du versprochen hast, das mußt du auch halten; geh nur und mach ihm auf! — Sie ging und öffnete die Thüre; da hüpfte der Frosch auf seinen krummen Beinen herein, streckte den Kopf in die Höh, um das Königs-Gemach besser beschauen zu können, und rief schmunzelnd: „Gott, was ä Pracht! was ä Pracht!“ Als er aber bis zum Stuhl der jüngsten Königstochter gekommen war, rief er: „Heb mich herauf zu dir!“ Sie zauderte, bis es der König befahl. Als der Frosch erst auf dem Stuhle war, wollte er auf den Tisch, und als er da saß, kroch er hin zum Tellerlein der Königstochter, und begann zu essen, und machte sich breit, und ließ sich's schmecken, und schaute herum, und beguckte die Hofleute und sagte: „Gott, was ä saine Gesellschaft!“ — Aber niemand konnte mehr essen, der König, die Hofleute und die Königstochter, so ekelte ihnen vor dem garstigen Frosch. Als er sich aber satt gegessen hatte, gähnte er, und sagte: „Ich bin müd; es hat mer geschmeckt; nu wollemer schlaafe gehe; mach dei seiden Bettche zurecht, Königstochter, und trag mich hinüwwer!“ — Da sprang die Königstochter mit einem Schrei auf, flüchtete davon, ging in ihre Schlafkammer und sperrte sich ein. Und der König und alle Hofleute kamen außer sich über die Schmach, die ihnen widerfahren sollte. Und einer nach dem andern verließ den Saal und ließen den Frosch allein zurück. — Als es aber Abend wurde und die Königstocher in ihrem Bettchen schlief, da rührte sich etwas an der Thüre; und der Frosch kam unten durch die Ritze hindurchgekrochen; und als er in ihrem Zimmer war, begann er zu seufzen: „Ach liebste, scheenste Königstochter, höresse e bißche, was ich ihne saag: Mer sind jetz am End vom Märche; und es beginnt ewwe die Entzauberung. Ich bin ka Frosch; ich bin a Prinz, vonnem alte Herkomme. Ich bittse, erlösese mich! Sprechese das Wort aus, was mer am End vom Märche sage muß. Erlösese mich und mei Geschlecht von dem Fluch, der jetz seit zweitausend Jahr' auf uns lastet!“ — Da wurde die Königstochter zornig, nicht sittlich, sondern zornig, sprang auf und warf den schweren eisernen Leuchter nach

dem garſtigen Froſch, und rief: ‚Nein, das erlöſende Wort ſprech ich nicht! Denn du biſt kein Prinz. Du biſt von keiner edlen Raſſe. Du und die deinen, mögt Ihr Froſch, Hirſch oder Löb heißen, ſeid nicht zu erlöſen. Erlöſt wird man nur in einem Grimmſchen Märchen. Nicht durch kühle Berechnung und Verſtandes-Operation. Im Märchen, wie im Leben, in der Kunſt, wie in der Wirklichkeit erlöſt uns nur die Herzens-Einfalt. Nicht die Schlauheit. Der dumme Hans gewinnt den Preis. Nicht die ſchlauen, älteren Söhne. Ihr ſeid und bleibt Froſch, Hirſch und Löb, und werdet nie ins Prinzen-Geſchlecht aufſteigen. Denn euch fehlt der naive Glaube.‘ — Damit wandte ſich das Mädchen, ſchlug die blonden Zöpfe in die weißen Kiſſen und ſchlief ein.“ —

Aus dem Münchener Kunſtleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die Schack-Galerie iſt alſo den Münchenern erhalten, zur Freude aller echten Kunſtfreunde, auch der Nichtmünchener.

Nach Berlin oder ſonſtwohin verbracht, wäre ſie ein fremdes Schauſtück in einem fremden Rahmen geblieben. Am Orte ihres Entſtehens und Wachstums iſt ſie allein im richtigen Milieu, hält ſie ſich zwanglos als wertvolles Glied in der hiſtoriſchen Kunſtentwicklung ihrer Umgebung und erfreut durch die ſtilvolle Einheit ihrer Geſamterſcheinung in dem für ſie geſchaffenen, wenn auch im äußerlichen wenig geſchmackvollen Hauſe.

Aber die Fragwürdigkeit dieſes Geſchmackes — Meiſter Gedon wurde ſelbſt ſeiner Lebtag die künſtleriſchen Gewiſſensbiſſe über dieſen architektoniſchen Wechſelbalg nicht los — iſt eine Pikanterie mehr und macht ſich ganz gut als Illuſtration eben jener Zeit, in welcher Schack ſeine Gemäldeſammlung ſchuf.

Welch' eine Zeit der Gegenſätze, der chaotiſchen Gährung und des gewaltigſten Saftaufſtiegs und Knoſpendruches, der erſten Vorpoſtengefechte der neuen freien Kunſt gegen erbeingeſeſſene Monopoliſtenkunſt der Akademiker, Epigonen, Zunftmeiſter und anderer halbwirren, halb impotenten Kunſtmacher, ich ſage, welch' eine toll bewegte, äußerlich ſtagnierende, polizeilich gedeckte Zeit jenes zweite Drittel dieſes Jahrhunderts war, iſt dem heutigen Nachwuchſe nur in wenigen zerſtreuten Einzelzügen, aber kaum im Geſamtbilde vorſtellbar. Und es war vielleicht die reichſte, heldenhafteſte Strömung auf dem politiſch verſchütteten Quellengebiet unſerer nationalen Kunſt, die den fünfziger und ſechziger Jahren, bis gegen die ſiebziger Jahre das Bismarckiſche Preußentum in Deutſchland obenaufkam und das Volk in andere Intereſſenbahnen riß, den fortwirkenden weltgeſchichtlichen Geiſtesinhalt verleihen durfte. Wagner, Liszt, Bülow, Semper, Böcklin, Feuerbach und andere erſte Größen kreuzten damals München und brachten die ſanften Symposionsbrüder am Hofe des raſch abdienden Königs Max II.

in Verwirrung und ſchrieben die erſten Flammenzeichen einer neuen freien Kunſtoffenbarung an den helleniſch-klaſſiziſtiſch beblauten bayeriſchen Himmel idealiſtiſchen Epigonentums. Eines der ſchönſten und belehrendſten Denkmäler aus jener Adventszeit der modernen deutſchen Kunſt iſt die Schackgalerie.

Schack war der berufene Mäcenas, der auserwählte Schirmherr im Gebiete der Farbendichtung, und unendlich viel bedeutender in dieſer Rolle, denn als ſelbſtſchöpferiſcher Wortdichter. Um als Selbſtſchöpfer das Höchſte und Lebendigſte zu leiſten, ſtand ihm gerade das im Wege, was ihn in ſo außerordentlichem Maße zum Mäcenas befähigte: ſeine genießende Schönheitsfreudigkeit, ſein vornehmes Sichabſeitshalten vom Alltagskampfe des Volkslebens, ſeine ariſtokratiſchen Neigungen und Liebhabereien, ſeine materiellen Beſitztümer, die ihn jeder perſönlichen Not und harten Prüfung entrückten, ſein gelehrtes Sichverſenken in die überlieferten Geiſtesſchätze aller Zeiten und Zonen.

Man hat den edlen Mann ja in gewiſſen litterariſchen und künſtleriſchen Kreiſen zuweilen ein wenig verſpottet und ihm gerne nachgeredet, daß er gerade für die modernen Meiſter, die er in ſeiner Galerie geſammelt, am wenigſten eigene Schätzungskraft beſeſſen habe (ſiehe Wilbrandts Roman „Hermann Ifinger“!) — aber wird dadurch ſein Verdienſt geſchmälert, wenn er zuweilen nur in guter Treu gehandelt und im Glauben an befreundete Empfehlungen die hilfsmächtige Hand geöffnet hat? Iſt nicht gerade dieſer Weſenszug kennzeichnend für ſeine unverfälſcht edelmänniſche Natur?

Was er geſammelt hat, ſind Unika, deren ſich keine mitzeitige Galerie rühmen kann. Die tiefſinnigen, urdeutſchen Märchen Schwinds, die herrlichen Erſtlingswerke Böcklins, die poeſiegeſättigten Gemälde Feuerbachs, die geiſtvollen Schöpfungen Genellis, die Lenbachſchen Originale und Kopien — wo in aller Welt hat damals ein deutſcher Fürſt oder Privatmann ſolche Schätze von höchſtem kunſtgeſchichtlichem Werte zuſammengebracht?

Und man muß in Schacks Schrift „Meine Gemäldeſammlung“ ſelbſt nachleſen, mit welcher Begeiſterung und Eindringlichkeit er von ſeinen hervorragendſten Meiſtern ſpricht. Hier nur einige Proben, die zugleich für das Kunſtleben jener Epoche überaus charakteriſtiſch ſind.

Zu Bonaventura Genelli kam Schack 1857 mit dem Landſchaftsmaler Karl Roß. Er berichtet darüber:

„Ein ſchon bejahrter Mann von ſtattlicher Figur und impoſanten Geſichtszügen, welche um jene Zeit von Karl Rahl in einem trefflichen Porträt verewigt worden ſind, empfing uns und öffnete uns bereitwillig ſeine übervollen Mappen. Schon die erſte der Zeichnungen, welche ſie enthielten, erregte mein Erſtaunen, und dieſes wuchs mit jedem neuen Blatte, das ich betrachtete. Jedem der Blätter war das Gepräge eines mächtigen Geiſtes unverkennbar aufgedrückt, und ich konnte nicht zweifeln, der Künſtler, welcher ſo beſcheiden und anſpruchslos in ärmlicher Umgebung vor mir ſtand, ſei einer jener großen Genien, wie ſie ſelten im Laufe der Jahrhunderte erſcheinen, und denen man ſich nur mit Ehrfurcht nahen darf. Aus ſeinen mythologiſchen Zeichnungen lachte mir ein ganzer Olymp von göttlichen Geſtalten in himmliſcher Lebensfülle entgegen, während ſeine bibliſchen Kompoſitionen mich bald mit den Schauern göttlicher Erhabenheit erfüllten, bald mit unwiderſtehlichem Reize in die altteſtamentliche Patriarchenwelt und unter die heiligen Geſtalten des Hirtenlandes Kanaan führten. Alles erſchien mir als aus einem gewaltig ſchaffenden Naturgeiſt hervorgegangen, der ſich durch keine berechnende Kunſt erſetzen läßt, und die Pygmäenwerke der Gegenwart, vor denen die Menge gaffend ſteht, ſo weit überragt, wie der Rieſentempel von Karnak einen modernen Backſteinbau. . . . .

Zunächſt drängte ſich mir nun die Erwägung auf, wie es doch möglich geweſen, daß von einem Manne, der ſo Außerordentliches hervorzubringen vermocht, bisher keine Kunde zu mir gedrungen ſei. Ich meinte, ſeine Produktionen, ja ſchon die jugendlichſten, unvollkommenſten derſelben, hätten Aufſehen in ganz Deutſchland erregen, die Zuſchauer auf den Ausſtellungen hätten ſich begierig um dieſelben drängen, die Kunſtfreunde um deren Beſitz wetteifern müſſen. Statt deſſen erfuhr ich — aber nicht von dem Künſtler ſelbſt, denn er war zu ſtolz, um zu klagen — daß Genellis ganzes bisheriges Leben von Verkennung, Entbehrung und traurigen Erfahrungen aller Art getrübt geweſen ſei. Kein Sonnenſtrahl des Ruhmes war auf dieſes Haupt gefallen; das deutſche Volk hatte einen ſeiner edelſten und größten Söhne, auf den es hätte ſtolz ſein müſſen, nicht nur darben laſſen, ſondern ihm in Spott und Verhöhnung den Schwamm mit bitterer Galle gereicht. In einem kleinen, ſehr engen Kreiſe allein war ſeinen Kompoſitionen Anerkennung zu teil geworden; jedoch der Ertrag hatte für ihn kaum ausgereicht, um die elementarſten Bedürfniſſe des Lebens damit zu beſtreiten. Roß teilte mir mit, Genelli ſei oft in ſolcher Armut geweſen, daß es ihm an Mitteln gefehlt habe, ſich Papier und Bleiſtift zu kaufen. An größeren Aufträgen hatte es ihm, außer einem einzigen in Leipzig, der aber bald aus mir unbekannten Gründen wieder zurückgezogen wurde, ſtets gänzlich gemangelt. Faſt unbegreiflich muß es nun ſcheinen, daß Genelli mehr als zwanzig Jahre in München zu weilen vermochte, wo damals Kirchen, Paläſte und Muſeen mit zahlreichen Fresken geſchmückt wurden, und daß ihm auch nicht der kleinſte derartige Auftrag erteilt ward. Gerade zu ſolchen monumentalen Gemälden im hohen Stile hatte dieſer Künſtler eine Begabung, wie kein anderer, Cornelius ausgenommen, und hätte er deren zur Zeit ſeiner vollen Mannesreife in der bayeriſchen Reſidenz ausführen können, ſo würde dieſe in weit höherem Sinne den Namen einer Kunſtſtadt verdienen, als ihr derſelbe jetzt zukommt. Aber die Zeit, wo Genelli die Hallen unſerer Paläſte mit hohen Gebilden von unvergänglichem Werte hätte ſchmücken können, iſt für immer dahin, und Deutſchland hat — ſo ſchwer es mir auch wird, muß ich es doch ausſprechen — durch die Mißachtung, die es einem ſeiner größten Männer gezeigt, ein Brandmal auf ſich gedrückt, das nicht wieder erlöſchen wird."

Moriz Schwind war allerdings über die bitterſten Notſtände hinaus, als ihn Schack kennen lernte, er hatte aber doch noch unausgeſetzt zu ringen, um ſich voll zur Geltung zu bringen. Schack ſchreibt u. a. über ihn:

„Auf Moriz v. Schwind war ich ſchon weit früher aufmerkſam geworden, als auf Genelli. Ich ſäumte daher nicht, bald nach meiner Ankunft in München (1857), das Atelier des Meiſters aufzuſuchen, und gewann durch die zahlreichen Skizzen und halb vollendeten Bilder, die ich hier fand, einen noch viel höheren Begriff von dem Reichtum ſeines Talentes. Auch Schwind war bis in das vorgerückte Lebensalter, in dem er damals ſchon ſtand, durchaus nicht in ſeiner Bedeutung gewürdigt worden, und er ſprach ſich, während Genelli ſich in ſtolzes Schweigen hüllte, hierüber mit unverhohlenem Unmute aus. Seine beißenden, oft überaus witzigen Ausfälle gegen Künſtler, die von dem urteilsloſen Haufen vor ihm bevorzugt wurden, liefen von Mund zu Mund. Da ſich ſeine Sarkasmen noch höher verſtiegen, ſo verſcherzte er hierdurch auch die ‚Wohlgeneigtheit' desjenigen, von deſſen Aufträgen Ruhm und äußerer Vorteil der Künſtler im damaligen München abhing. Er vertraute mir ſogleich, daß er ſich ſeit zwanzig Jahren vergeblich nach einer Beſtellung ſehne, welche es ihm ermögliche, eine ſeiner Lieblingskompoſitionen — „Die Rückkehr des Grafen von Gleichen" — als Ölgemälde auszuführen. Die Bleiſtiftzeichnung derſelben, die er mir zeigte, erregte mein lebhaftes Intereſſe, und ich zögerte nicht, ihm den gewünſchten Auftrag zu erteilen. Auch hier wurden von

vielen Seiten Versuche gemacht, mich von diesem Schritte zurückzuhalten. Mir ward gesagt, die Vorsicht gebiete, nur fertige Bilder zu kaufen, da es ja zweifelhaft sei, ob die bestellten nach Wunsch ausfallen würden. Es ist etwas Wahres an diesem Satze, ohne daß er völlig und für alle Fälle Geltung hätte. Ich habe, indem ich solche mir gegebenen Ratschläge in Erwägung zog, wohl zuweilen geschwankt, mich aber schließlich, wo ich ein echtes Talent vor mir hatte, nicht durch sie irre machen lassen, und daß ich dies nicht gethan, hat, wie ich glaube, der Kunst zum Segen gereicht. Da es für große figurenreiche Gemälde nur wenige Liebhaber giebt, so ist nicht leicht ein Künstler in der Lage, Jahre an die Ausführung derartiger Entwürfe zu setzen, wenn er noch nicht weiß, ob er einen Käufer finden werde. Kaum ein einziges der Bilder, welche gerade die wertvollsten Zierden meiner Sammlung ausmachen, würde ins Leben getreten sein, wenn ich jenen Rathgebern gefolgt wäre. Fast sämtliche Werke Schwinds, Genellis, Feuerbachs und vieler anderer, die sich in meinem Besitze befinden, sind von mir bestellt worden, allerdings, nachdem ich die Skizzen gesehen und gebilligt, und bei keinem einzigen habe ich den gefaßten Entschluß zu bereuen gehabt.

„Schwind arbeitete mit großer Liebe und Hingebung am ‚Grafen von Gleichen'. Wie konnte es auch anders sein, da er diesen Stoff ein halbes Menschenalter in sich getragen und sich darnach gesehnt hatte, ihn in Umriß und Farbe verkörpern zu dürfen? Nach etwas mehr als einem Jahre liebevollsten Fleißes, das er ausschließlich dem Gemälde gewidmet hatte, war dasselbe vollendet. Das ganze Mittelalter wird uns darin in seinen schönsten Zügen vor Augen gezaubert. Schwind war selbst bis an sein Ende mit Recht stolz auf diese Leistung und nannte sie das beste unter seinen größeren Gemälden. Der „Graf von Gleichen" war nach seiner Vollendung eine so unerschöpfliche Quelle von Freude und Genuß für mich, daß ich die Begierde nach weiteren Werken des Meisters nicht unterdrücken konnte. Ich erwarb zunächst die nach meinem Geschmack schönsten unter den Bildern, welche sich fertig in seiner Werkstatt fanden und die unbegreiflicherweise, wiewohl sie zu dem Kostbarsten der Kunst gehören, bisher keinen Käufer gefunden hatten. Obgleich deren eine beträchtliche Anzahl war, wuchs doch mit ihrem Besitze meine Begier nach neuen ähnlichen Erwerbungen, und Schwind ließ sich bereit finden, bis zu seinem im Jahre 1871 erfolgten Tode noch verschiedene andere Gemälde eigens für mich zu vollenden. Auf solche Art gelangten im Ganzen 31 Werke von ihm in meinen Besitz, so daß meine Sammlung mehr derselben zählt, als alle übrigen öffentlichen und Privat-Galerien zusammengenommen. Sie gehören zu deren schönsten Zierden, und ich glaube, ihnen einen unvergänglichen Wert zuschreiben zu können."

Über Anselm Feuerbach schreibt Schack:

„Auch schon zu den Toten eingegangen ist ein Maler, von dem meine Galerie eine beträchtliche Anzahl Gemälde aufzuweisen hat, die zu ihren besonderen Zierden gehören. Meine Aufmerksamkeit auf Anselm Feuerbach ward zuerst erweckt, als ich die Kunstausstellung zu Köln (irre ich nicht im Jahre 1862) besuchte. Dort erregte ein mit seinem Namen bezeichnetes Ölbild: ‚Dante mit edlen Frauen bei Ravenna lustwandelnd' meine Bewunderung in solchem Grade, daß ich für die übrige Ausstellung kaum noch Sinn hatte. Es erschien mir wie ein Phönix unter allen anderen Bildern; ich kehrte immer wieder zu demselben zurück und wünschte lebhaft, es für mich zu erwerben. Leider war dies nicht möglich, da es schon einen Eigentümer hatte; aber ich beschloß sogleich, mich mit dem Urheber eines so vorzüglichen Werkes in Verbindung zu setzen. Daß mir der Name Feuerbach ganz unbekannt war, schrieb ich beschämt meiner Unwissenheit zu. Ich sagte mir, ein solches Werk könne kein Erstling sein, und derjenige, der es geschaffen, müsse längst in der Kunstwelt Aufsehen erregt haben. Bald aber ward

ich dahin aufgeklärt, Anſelm Feuerbach lebe zu Rom in der gedrückteſten Lage; ſeine Arbeiten würden vom Publikum kalt aufgenommen und kaum ein anderes derſelben, als der Dante, habe einen Käufer gefunden. Daß der Großherzog von Baden dieſen erworben, war faſt die einzige, dem jungen Künſtler gewordene Auszeichnung geweſen. So wurde mein Wunſch, Bilder des jungen Malers zu erwerben, zunächſt in denjenigen verwandelt, ihn mit neuer Schaffensfreudigkeit zu erfüllen und ihm zur verdienten Anerkennung zu verhelfen. Meine Verbindung mit ihm ward durch Vermittlung ſeiner damals in Heidelberg lebenden Stiefmutter Henriette Feuerbach angeknüpft. Als dringendſte Pflicht für mich, nachdem ich von ſeiner Lage gehört, erkannte ich es, die materielle Not zu heben, von der er gerade bedrängt war. Ich kaufte zunächſt die beiden Gemälde, die er zuletzt vollendet und eben nach Deutſchland geſandt hatte. Dies waren der Garten des Arioſt und das Porträt einer Römerin. — Das Porträt ſtellt die berühmte Nanna vor, ein von den Künſtlern in Rom früher ſehr begehrtes Modell. Dasſelbe Geſicht kehrt auf vielen Bildern Feuerbachs wieder; er ſcheint ſich die Schönheit lange nicht anders als mit dieſen Zügen gedacht haben zu können. Feuerbachs Porträt iſt von edler und keuſcher Auffaſſung und erinnert, nicht zu ſeinen Ungunſten, an Bildniſſe der guten Italiener. Gleich hier will ich es als eine beſondere, kaum hoch genug zu preiſende Eigenſchaft dieſes Künſtlers rühmen, daß er ſtets frei von jeder Affektation und Koketterie iſt und nie durch niedere Sinnlichkeit zu beſtechen ſucht. Ganz fremd iſt ihm jene Geziertheit, jenes ſüßliche Lächeln, das ſo viele moderne Bilder entſtellt. Einfachheit und Natürlichkeit gehört eben zur Signatur der wahren Kunſt. Aber gerade daß ſeine Werke dieſe tragen, iſt vermutlich der Grund geweſen, weshalb ſie nie populär geworden ſind."

Über ſeine Beziehungen zu Arnold Böcklin:

„Ein Künſtler, deſſen Thätigkeit ich von jeher mit größtem Intereſſe verfolgt habe, iſt Arnold Böcklin. Ich lernte ihn ſchon 1859 in München kennen und behielt ihn und ſein Wirken ſeitdem beſtändig im Auge, um die beſten ſeiner Arbeiten mir nicht entgehen zu laſſen. Als er ſpäter in Rom, dann in ſeiner Vaterſtadt Baſel und ſchließlich in Florenz ſeinen Aufenthalt nahm, ſuchte ich ihn an dieſen verſchiedenen Orten zu wiederholten Malen auf und wurde durch die immer neuen Entfaltungen ſeines Talents, man darf wohl ſagen, ſeines Genies, überraſcht. Wiewohl ich vorhin geſagt habe, daß dasjenige, was man gewöhnlich Originalität nennt, keineswegs zu den notwendigen Eigenſchaften eines bedeutenden Künſtlers gehöre, daß ſogar auf die größten unter ihnen dieſes Epithet nicht paſſe, ſo muß ich doch Böcklin dasſelbe beilegen.

„Als ich 1864 Rom beſuchte, fand ich Böcklin in einem geräumigen Atelier, das er gemeinſam mit dem bald noch zu nennenden L. v. Hagn und Franz Lenbach gemietet hatte, mit der Ausführung einer großen Landſchaft für mich beſchäftigt. Dieſe hatte mich ſchon in der Skizze entzückt. Es iſt eine Villa am Meeresufer, auf welcher eben noch die Strahlen der untergegangenen Sonne ruhen. Vor dem Gebäude wiegen ſich die Wipfel rieſiger Cypreſſen im Winde, Luft und Himmel ſind, wie es beim Wehen des Sirocco zu ſein pflegt, mit dichten, grauen Dünſten erfüllt. Als Verkörperung der ſchwermütigen Stimmung, welche über dem Ganzen ruht, ſchreitet nach dem Meeresufer zu eine mit ſchwarzem Schleier verhüllte Geſtalt. Das übrigens ganz frei behandelte Motiv iſt wohl von dem an der Küſte, unfern von Oſtia, ſo melancholiſch gelegenen Caſtel Fuſano entlehnt. Dieſes Bild übt eine zauberhafte Wirkung und wurde nach ſeiner Vollendung von Allen, die es ſahen, bewundert. Leider hatte der Künſtler, der das Experimentieren liebt, es mit unſolider Technik gemalt. Als es in München anlangte, zeigte es ſich, daß die Farben ſich nicht gehörig mit der Leinwand verbunden hatten; es waren, glücklicher Weiſe an Stellen, die ſich leicht ausbeſſern ließen, ganze Stücke

derselben herausgefallen. So bestellte ich, da ich die Vergänglichkeit des einen Exemplars erkannte, das Gemälde noch einmal, und beide hängen nun als Gegenstücke in meiner Galerie. Das zweite hat manche Schönheiten vor dem ersten voraus und zeigt eine sorgfältigere Behandlung des Details, entbehrt aber der wunderbaren Wirkung, welche auf jenem der letzte Sonnenblick hervorbringt. Wie es jedes Mal bei Gegenstücken geht, ziehen die Einen dieses, die Andern jenes vor; ich selbst schwanke in meinem Urteil darüber und neige mich bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Aber kann nicht jedes der beiden Exemplare seine eigenen Vorzüge haben?"

„Das letzte Bild, das Böcklin für mich malte, möchte auch sein großartigstes sein: Ein Triton, in der Mitte des sturmgepeitschten Oceans auf einer Felsklippe sitzend, stößt in sein Muschelhorn, um die anderen Meerbewohner heranzurufen. Neben ihm ruht eine Nereide rückwärts auf dem Felsgestein und liebkost eine mächtige Schlange, die wahrscheinlich ihre Gespielin auf dem Meeresgrunde ist. Es herrscht ein wilder Jubel in dieser Scene; man glaubt, das Sausen und Wehen des Naturgeistes, das Jauchzen der Elementargötter im Kampfe der entfesselten Mächte des Meeres und der Lüfte zu vernehmen. Leute, welche blind für echte Schönheit, unempfänglich für alles sind, worauf die wahre Bedeutung eines Kunstwerkes ruht, suchen sich oft eine Kennermiene zu geben, wenn sie den Arm der Nereide für verzeichnet erklären. Es ist fast unglaublich, wie Unwissenheit und Unbildung sich beim Besuche von Gemälde-Galerien, sowie überhaupt im Gebiete des Schönen, breit machen. Ich habe darin das Ärgste erlebt und will, dessen zum Beleg, zunächst einen Fall erzählen, der mir unlängst in Rom vorkam. Ich hatte dort am Vormittage zwei deutsche Damen im Vatikan getroffen, welche laut die abgeschmacktesten Äußerungen über die Statuen mit so weiser Miene machten, als ob sie die tiefsten Kunstkenntnisse besäßen; sie waren von zwei Herren begleitet, die ihre thörichten Auslassungen wie Orakelsprüche zu verehren schienen. Am Abend führte mich der Zufall in die Nähe derselben beiden Damen, und ich hörte die Eine sagen: ‚Welch ein Unsinn, eine Marmorbüste als das Bild des Homer zu bezeichnen; ein jeder weiß ja, daß Homer nie gelebt hat.' Hierauf antwortete die andere laut: ‚Aber, liebe Louise, wie kannst Du nur das sagen? — Homer hat ja so hübsche Sachen geschrieben! wie magst Du da behaupten, daß er nie gelebt hat?' Diese beiden Damen können als Typen von neun Zehntellen derjenigen gelten, deren Geschmack und Urteilskraft heute für das Schicksal neuer Erscheinungen in Kunst und Litteratur maßgebend ist; nur so läßt sich erklären, wie die mittelmäßigsten und schlechtesten Produkte auf beiden Gebieten meistens mit großem Beifall aufgenommen werden, gute dagegen keine Beachtung finden. — Von Vorgängen, wie dem obigen, bin ich fast jedesmal Zeuge, wenn ich in meine Galerie während der Stunden, wo sie dem Besuche geöffnet ist, trete. In der Mitte des einen Ganges steht ein Tisch, für welchen der im Hause des Michel Angelo zu Florenz befindliche als Muster gedient hat. Auf der Platte dieses Tisches ist die Decke der sixtinischen Kapelle sehr deutlich abgebildet. Man sollte nun denken, jeder, der nicht völlig fremd auf dem Gebiete der Kunst ist, müsse doch einmal wenigstens einen Kupferstich oder eine Photographie dieser vielleicht größten malerischen Schöpfung aller Zeiten gesehen haben. Nun finde ich aber sehr oft anscheinend gebildete Leute, die sich vor diesem Tische den Kopf darüber zerbrechen, was wohl die Figuren darauf bedeuten möchten. Die meisten glauben, die Bilder stellten ein Märchen, etwa wie Schwinds ‚sieben Raben' vor, und eben die nämlichen Kenner wissen dann an jedem Gemälde dies und das zu tadeln. Mit der Beurteilung eines Bildes, das den Künstler Jahre des angestrengtesten Fleißes gekostet hat, sind sie in wenigen Sekunden fertig. Der eine findet ein Bein zu lang, der andere findet es zu kurz; dem ersten erscheint ein Gesicht zu klein, der zweite meint,

es sei zu groß. Mehrenteils sind solche Bemerkungen völlig aus der Luft gegriffen und zeugen nur von der Unwissenheit derer, die sie aussprechen. Aber wäre auch einmal ein solcher Tadel berechtigt und eine Verzeichnung wirklich vorhanden, so kann doch nur eine gänzliche Unerfahrenheit wähnen, ein Bild sei wertlos, weil irgendwo auf demselben die Zeichnung mangelhaft ist. Bilder der größten Meister sind oft von einzelnen Gebrechen nicht frei."

„Böcklin, der schon so viel Herrliches hervorgebracht, steht in der Blüte seiner Kraft, und sicher läßt sich von ihm noch viel vortreffliches erwarten. Wären meine Räumlichkeiten nicht völlig angefüllt, so würde ich, da Genelli, Schwind und Feuerbach heimgegangen sind, meine Sammlung noch vor allem mit seinen Bildern vermehren, denn diejenigen, die ich bereits von ihm besitze, sind mir eine unerschöpfliche Quelle immer neuen Genusses."

Wie Schack Franz Lenbach kennen lernte? Schack erzählt von seinem Plan, eine Sammlung hervorragender Kopien von älteren Musterwerken anzulegen und fährt dann fort:

„Ein glücklicher Zufall ermöglichte es mir, bald die ersten Schritte zur Ausführung meines Vorhabens zu thun. Ich sah in der Pinakothek zu München eine eben vollendete Kopie jenes reizenden Bildes von Rubens, auf dem die zweite Frau dieses Meisters ihr nacktes, mit einem Federhut geschmücktes Söhnchen auf dem Schoße hält. Man konnte hier kaum noch von einer Kopie reden: das Original war in allen seinen Feinheiten so wundervoll reproduziert, daß man es ein Facsimile nennen durfte. Beim ersten Anblick gewann ich die Überzeugung, derjenige, welchem diese Arbeit so unübertrefflich gelungen, sei für den von mir in Aussicht genommenen Zweck geeignet, wie schwerlich ein anderer. Der damals, im Jahre 1863, noch sehr junge Franz Lenbach — denn ihm verdankte jene Neuschöpfung eines der schönsten Rubensschen Bilder ihre Entstehung — ging mit Freuden auf meinen Vorschlag, sich zunächst in der angedeuteten Absicht nach Italien zu begeben, ein. Ist doch dieses Land das Ziel der Sehnsucht für jeden Künstler! und unseren Lenbach, dessen Seele von früher Jugend an mit hoher Begeisterung für die alten Meister glühte, zog es vor allem mit Gewalt dorthin. Vor seiner Abreise hielt ich vielfach Rücksprache über die zu unternehmenden Arbeiten mit ihm. Er hatte schon einmal, wenn auch nur flüchtig, die italienischen Städte bereist, und es traf sich günstig, daß mehrenteils seine höchste Bewunderung denselben Werken zugewendet war, die auch ich vor allen liebte. Am meisten war unser Augenmerk auf die großen Venezianer gerichtet, denen nach langer Vernachlässigung in unserer Zeit mit Recht wieder die allgemeine Beachtung zu teil wird. Mein nächster und lebhaftester Wunsch war, das Wunderbild des Tizian, das mit dem Namen „Die irdische und himmlische Liebe" bezeichnet wird, womöglich in so treuer Wiedergabe, wie der Künstler sie von der „Frau des Rubens" geliefert, zu besitzen, und Lenbach begann denn, alsbald nach seiner Ankunft in Rom, die Arbeit in der Galerie Borghese, deren schönste Zierde trotz aller anderen Herrlichkeiten, die sie enthält, dieses Werk genannt werden muß. Wenige Monate später, als ich selbst nach Rom kam, fand ich die Kopie vollendet, und zwar in so überraschender Trefflichkeit, daß ich oft, während ich sie vor dem Originale stehen sah und mit dem letzteren verglich, meinte, man könnte sie mit diesem vertauschen, ohne daß es irgend jemand merken würde. Ich halte das Gemälde selbst für einen Triumph der Kunst, wie sie nur wenige so glänzende gefeiert hat."

Doch genug der Proben, die — für jeden wahren Kunstfreund natürlich vollkommen überflüssigen — Beweis erbringen, ein wie groß angelegter, unermüdlich thätiger Förderer der Kunst uns Deutschen in dem Grafen Schack beschieden war. In seiner

Gemäldesammlung, die aber auch gar nichts gemein hat mit den Renommier-Galerien modernster Millionär-Protzerei ohne Geist und Herz, hat sich der Edle ein unvergängliches Denkmal in der Geschichte der schönen Künste gesetzt.

Bei dieser Gelegenheit sei nicht versäumt, auf O. J. Bierbaums vortrefflichen Aufsatz über die Schacksche Gemäldesammlung zurückzuweisen, den unsere Zeitschrift im Jahre 1887, II. Sem. S. 948—961, veröffentlicht hat.

* * *

Am Pfingstsonntage haben in dem von München kaum drei Bahnstunden (Simbacher Linie) entfernten, malerisch am Inn gelegenen alten Markte Kraiburg die vor zwei Jahren eingeführten Volksschauspiele wieder begonnen. Die Schaubühne ist an das Riedlsche Gasthaus angebaut und nach dem Perfallschen Muster für Shakespeare-Aufführungen am Münchener Hoftheater (inzwischen von Perfalls Nachfolger leider beseitigt) sehr zweckmäßig eingerichtet. Der Zuschauerraum, an das Bayreuther Wagnertheater erinnernd, ist wie die Bühne, elektrisch beleuchtet. Das Martin Greiffsche Schauspiel „Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf" — rein litterarisch genommen ein minderwertiges Werk — kommt in diesem Rahmen merkwürdig gut zur Geltung und macht auch auf verwöhntere Zuschauer in vielen Teilen einen lebendigen Eindruck. So sehr es auch dem Dichter Greif in seinen vaterländischen Dramen an urwüchsiger, robuster Eigenart gebricht, so kommt in den mehr lyrischen Scenen das schlicht Volkstümliche doch recht anheimelnd und ergreifend heraus. Die Darsteller sind mit Leib und Seele bei der Sache. Die Hauptrollen werden in ihrer Art geradezu vortrefflich gegeben. Mit Auszeichnung sind zu nennen: Der Steinmetz Andreas Wagner als Ludwig der Bayer, der Lebzelter Ludwig Forster als Herzog Friedrich der Schöne, der Bader Jakob Walther als Nürnberger Burggraf Friedrich v. Zollern, der Lederer Johann Gillitzer als Seyfried Schweppermann, Fräulein Maria Baumgartner als Ludwigs Gemahlin, Fräulein Pia Rabuschin als Friedrichs Gemahlin, der Schuhmacher Andreas Wiesenbacher als Karthäuserprior. Daneben erscheinen noch Prinzen, Ritter, Knappen, Herolde, Bürger und Bürgerinnen, Bannerträger, Ratsherren, Bäckergesellen und Schuhwerker, Klosterbrüder, Landleute, fahrende Schüler, Musikanten — und diese ganze Masse Volks wird von den Kraiburger Bürgern in sehr verständiger, die Wirkung des Stückes fördernder Weise dargestellt. Es ist kein Zweifel, daß vaterländische Schauspiele solcher Art von günstigem Einflusse auf den Volksgeist sind und namentlich in Zeiten sozialer Kämpfe sittigend und friedigend wirken. Die Kraiburger verdienen für ihr Spiel unsere lebhafte Anerkennung. Auch die Wahl des Stückes hat große Vorzüge, denn die ewigen Leidensgeschichten, die anderwärts mit Vorliebe dargestellt werden, können sich hinsichtlich der Gesundheit und Kraft reinmenschlichen Empfindens nicht mit den Vorgängen messen, die sich auf dem Boden unseres eigenen Volkstums zugetragen haben. Altbayerische Bauern und Kleinstädter in den Kostümen und in der Mimik der Hebräer zur Zeit Christi und mit Sprüchen orientalischer Pathetik, das reimt sich doch nur für den zusammen, der alle natürliche Empfindung für das Stammesmäßige und Echte verloren hat.

* * *

Das königliche Hoftheater geht als Schaubühne zur Zeit sichtlich zurück, während es als Musikbühne einen ungeahnten Aufschwung nimmt. Der Generaldirektor Possart wendet all seine reiche Erfahrung, seinen Scharfsinn und seine Energie der Oper zu und überläßt das Schauspiel seinen Regisseuren. So bekommen wir in dem

nämlichen Haus heute Stücke von Sardou, Moser u. a. als Neuigkeiten zu sehen, die gerade noch ausreichen würden, auf dem Spielplan des Theaters am Gärtnerplatz ein kurzes Dasein zu fristen, und morgen bietet man uns eine Wagner-Oper, die in der Inscenierung, Besetzung und künstlerischen Durcharbeitung wohl das Höchste leistet, Höheres selbst als Bayreuth in seinem besten Festspiel.

Der neu ausgestattete Lohengrin, wie er unter Possarts Leitung an des Meisters Geburtstag (22. Mai) gegeben wurde, war in jedem Betracht eine entzückende, unvergleichliche Leistung.

Das Geheimnis dieser wunderbaren Wirkung, der scenischen und zum Teil auch musikalischen Neugestaltung liegt ganz einfach darin, daß endlich grundsätzlich und konsequent auf des Meisters Vorschriften zurückgegangen wurde. Und zwar dem Buchstaben wie dem Geiste nach. Dadurch kam nicht nur einheitlicher künstlerischer Stil in das Bühnenbild, sondern auch frisch pulsierendes, kraftvolles Leben in die dramatische Darstellung. Eins hebt und trägt das andere und hilft ihm zu größter Vollkommenheit des Eindrucks auf den Hörer und Zuschauer. Es wird den Festspielern in Bayreuth, die den „Lohengrin" jetzt auch in der neuen Münchener Ausstattung geben wollen, nicht leicht fallen, das Münchener Muster zu erreichen. Denn von allem äußerlichen abgesehen, wird es den Bayreuthern kaum möglich sein, Orchester und Chöre und Solisten zu jener wundervollen Verschmelzung imposanter Gesamtleistung zu führen, an der wir uns heute in München erfreuen. Der neue Münchener „Lohengrin" wird auf lange hinaus nirgends seinesgleichen finden.

Schon die Besetzung der Hauptrollen — Lohengrin, Elsa, Tetramund, Ortrud — sichert der Münchener Hofoper eine glänzende Überlegenheit. Gesanglich und schauspielerisch ist Herr Vogl ein unvergleichlicher Lohengrin. Nicht auf dieser Höhe steht der jugendlichere Herr Watter in dieser Rolle, er ist noch zu sehr absoluter Tenorist, zu wenig dramatischer Künstler. Als Elsa sind die Damen Dreßler und Bettaque, als Ortrud die Damen Frank und Ternina, als Telramund die Herren Gura und Brucks in ihrer Art vollendete Repräsentanten. Der junge Baßbariton Bauberger als Kaiser Heinrich und Bertram als Heerrufer dürfen gleichfalls als eine hervorragende Verbesserung in der Besetzung bezeichnet werden.

Um so schmerzlicher berührt es, daß das Münchener Schauspiel den Zug ins Große, wahrhaft Künstlerische, den die Oper so herrlich aufweist, immer deutlicher vermissen läßt, trotz lobenswerter Anläufe im einzelnen.

Ob z. B. ein Hoftheater vom Range des Münchener sich dramatische Nichtigkeiten wie den Schwank „Fräulein Frau" von Moser und Misch oder das Genrebild „Militärfromm" erlauben darf, ist unter ernsten Kunstfreunden keine Frage mehr. Für solche Sachen, welche ohne jeden künstlerischen Anspruch einfach die Heiterkeit harmloser Zuschauer erregen wollen, sind in München doch andere Theater da. Dazu braucht man wahrlich auch keine Hofschauspieler, um solche wertlose Scherze mit ausreichendem Erfolge herunterzuspielen. Das können die Kollegen am Gärtnerplatz und im Volkstheater ja wohl auch und stellenweise sogar noch besser und effektvoller, weil sie sich ungebundener geben dürfen und keine „Weihe des Hauses" und keine „große Tradition" zu wahren haben.

Gewiß, der berühmte Falstaff-Spieler Häussler macht aus dem Pantoffelhelden in „Fräulein Frau" eine prächtige Figur, und „Militärfromm" gab der vorzüglichen Naiven Fräulein Schwarz Gelegenheit, sich als geborene Amerikanerin und verheiratete deutsche Offiziersfrau den größten Beifall zu erringen, und Fräulein Dandier sah in den Hosen des schmucken Fähnrichs sehr flott aus. Aber so etwas kann man auch im

Volkstheater und auf Spezialitätenbühnen ſehen, dazu braucht man kein königliches Hof- und Nationaltheater zu ſtrapazieren.

Und während man an dieſer erſten Kunſtſtätte Zeit und Kraft an ſolche kunſtloſe Dinge vergeudet und die Führung auf dem Gebiete der modernen Theaterdichtung und Menſchendarſtellungskunſt ſich aus der Hand gleiten läßt, erſcheinen fremde Gaſtſpieltruppen, wie die des Herrn Fiala im Gärtnertheater oder des Herrn Meßthaler im Volkstheater, um der Kunſtſtadt München Halbes „Jugend“, Ibſens „Geſpenſter“, Zolas „Thereſe Raquin“ vorzuſpielen, wahrhaft moderne Kunſtwerke, an denen ſeither die Leiter der königlichen Bühne ängſtlich vorbeigegangen. Liegt nicht eine bittere Ironie in dieſer Thatſache?

Selbſt die Kritik in der Münchener Tagespreſſe beginnt jetzt ihre warnende Stimme zu erheben, und Max Bernſtein, der kluge, vorſichtig abwägende Theaterreferent der „Neueſten Nachrichten“, hält mit der bitteren Wahrheit nicht mehr zurück, daß das Münchener Hofſchauſpiel unmerklich, aber ſtetig von ſeiner Höhe herabſinkt, wenn nicht ein erleuchteter, energiſcher Geiſt dem jetzigen Syſtem der ſchaukelnden Syſtemloſigkeit rückſichtslos Halt gebietet. Der zum Ober-Regiſſeur des Schauſpiels beförderte Herr Keppler ſteht auf einem verantwortungsvolleren Poſten, als er ſich vielleicht in der Fülle der Triumphe träumen läßt, die ihm das Fach der dankbaren Rollen und der dekorativen Nachahmungskunſt ſeit einem Jahrzehnt angehäuft. Er iſt gewiß ein geiſtvoller, gewandter Schauſpieler und verfügt auch als Regiſſeur über Geſchmack und Empfindung für das ſceniſch Wirkſame, allein ſeine litterariſchen Neigungen ſcheinen ſich in keinem viel weiteren Rahmen zu bewegen, als ſeine Liebhaberei für den kleinen Rollenkreis, worin er ſich ſelbſt immer wieder ſpielen kann mit zuverläſſigem, jahrzehntelang erprobtem Effekt. Aber die Jahre geben nicht nur Reife, ſie nehmen auch Friſche, Beweglichkeit, Fortſchrittsfreude. Und wer nicht vorwärts ſchreitet, der geht zurück. Das mag der einzelne für ſich verantworten können mit einem Tel est notre plaisir — als Ausrede für eigenes Mißbehagen vielleicht — jedoch für ein großes Kunſtinſtitut gilt dieſe durſchikoſe Auffaſſung nicht, hier heißt's, mit Gewiſſenhaftigkeit und Uneigennützigkeit ſeine volle künſtleriſche und verwaltungstechniſche Schuldigkeit thun. Die Moral von „jenſeits von gut und dös“ hat hier keinen Kurs, die Kunſtgeſchichte läßt nicht mit ſich ſpaßen.

Neben dem Oberregiſſeur Keppler treten die Regiſſeure Schneider und Savits weniger hervor. Sie ſind vorwiegend im Klaſſiſchen beſchäftigt, haben alſo auf die Pflege des Modernen weniger Einfluß. Savits hat den Vorzug, nur Regiſſeur zu ſein; perſönliche ſchauſpieleriſche Liebhabereien ſpielen auf dem Motivenkonto ſeiner Berufsarbeit nicht mit. Zudem iſt er eine feinſinnige, faſt ſenſitive Natur. Der Trieb zum Intriguieren und Dominieren ſcheint bei ihm am wenigſten entwickelt. Schneider iſt einer der unterrichtetſten und tüchtigſten Bühnenkünſtler und von einer ſeltenen Gewiſſenhaftigkeit. Savits war die rechte Hand Perfalls bei der vielbeſprochenen und von der geſamten Münchener Kunſtpolitik vielgerühmten Einrichtung der reformierten Shakeſpearebühne. Um ſo verwunderlicher iſt es, daß die Beſeitigung dieſer Bühne unter Poſſart ſo widerſpruchslos erfolgen konnte. Der Schluß liegt nahe, daß das Regie-Kollegium nicht auf künſtleriſchen Grundſätzen von großer Kraft fußen kann, wenn ſo wichtige Wendungen im Handumdrehen vollzogen werden können.

Ohne einen großen Fond von Initiativ- und Beharrungskraft, ohne weiten und kühnen Blick, der die Schaubühne im Rahmen der geſamten modernen Kunſtentwicklung umſpannt und beurteilt, wird kein Regiekollegium ſeiner verantwortungsreichen Aufgabe gewachſen ſein. Immer werden perſönliche Intereſſen auf das Zünglein an der Wage

wirken, immer werden außerkünſtleriſche Rückſichten den Gang der Dinge beherrſchen — und der Aufſchwung in die höheren Sphären des künſtleriſchen Ideals bleibt ein ſchöner Wahn oder eine bewußt erlogene Paradephraſe.

Wie wäre das Münchener Schauſpiel auf geſunden Boden zu ſtellen, der kraftvolle Entwicklung und moderne Führerſchaft verbürgt? Ich glaube nicht, daß ſich das Regiekollegium dieſe Frage vorlegen wird. Ich glaube, daß es, trotz aller einzelnen Weckrufe in der Preſſe, ſich immer noch als ein Muſterinſtitut in der beſten aller Theaterwelten träumt. Wir erfüllen einfach eine kritiſche Pflicht, wenn wir in dieſen gefährlichen Traum einige Unruhe zu bringen verſuchen.

* * *

Am erfreulichſten giebt ſich das Kunſtleben Münchens auf dem Gebiete der Malerei und Bildnerei. Die ſiegreiche Sezeſſion iſt zu einem Element der Verjüngung für die alternde Künſtlergenoſſenſchaft geworden. Die beiden Kunſtausſtellungen des Sommers 1894 bedeuten zweifellos einen neuen Fortſchritt ihren Vorgängerinnen gegenüber. Mit den ſchlimmen Traditionen ihrer unfruchtbaren, herrſchſüchtigen Wirtſchaft beginnt die Künſtlergenoſſenſchaft gründlich aufzuräumen, während die Sezeſſion durch ſtrenge juroriſche Maßnahmen den Elitecharakter ihrer Ausſtellungen immer ſchärfer herausarbeitet. Wir werden im nächſten Hefte in ausführlichen Berichten die Ergebniſſe der diesjährigen internationalen Münchener Ausſtellungen vorführen.

* * *

Die Orlando di Laſſo-Feier anläßlich der dreihundertſten Wiederkehr des Todestages des großen Meiſters wurde auf Anordnung des Prinzregenten von der königl. Hofmuſikintendanz und der Direktion der königl. Akademie der Tonkunſt offiziell begangen. Der Hauptteil der Feier beſtand in einem großen Odeons-Concert am 15. Juni, mit Aufführung von Kompoſitionen von Orlando di Laſſo und der neunten Symphonie von Beethoven. Am Abend vorher veranſtalteten die ſechs größten Geſangvereine Münchens eine Serenade vor dem Standbilde des Meiſters auf dem Promenadenplatz.

Sixtus Beckmesser von der Münchener Akademie der Tonkunst.

Von Joſef Hofmiller.

(München.)

Motto: „Fiat experimentum in corpore vili.“

I.

Sub specie artis aeternae. — Ein ephemeres und untaugliches Werk auf eine bleibende und förderliche Art abzuthun, — das iſt fürwahr eine Luſt für jeden, der es ernſt und treu mit der Pflege unſerer „heiligen deutſchen Kunſt“ im Sinne hat. Das iſt nun freilich keine Arbeit für Zeitungen, die als ſolche mit dem Tage, der ſie mit ſeinem Datum geſtäupt hat, vergehen, die eben, weil ſie nur für den Tag gemacht

ſind, als Tagelöhnerarbeit auch da nicht mitgerechnet werden, wo es ſich um Intereſſen handelt, die nichts mit Tageslärm und -lügen gemein haben; vollends aber ein überaus kräftiger Sporn und eine eindringliche Mahnung, ſtreng und ſchonungslos zu richten, iſt die Veröffentlichung in einer Monatsſchrift, wie dieſe, — wo die Unzeitgemäßheit zum Prinzip, die kühle und kühne Verachtung jeder Sorte von öffentlicher Meinung zur Methode geworden iſt.

Der Muſikant, mit dem uns hier zu beſchäftigen wir die unerfreuliche, aber gebieteriſche Pflicht haben, iſt Max Zenger, laut dem Muſiklexikon von Riemann Autodidakt, Komponiſt, Muſikprofeſſor und Kritiker. Seine Thätigkeit als Komponiſt iſt durch die Namen „Kain", „Foskari", „Ruy Blas", „Eros und Pſyche", „Fauſtmuſik" und endlich „Wieland der Schmied" in ihren dem Titel nach bedeutendſten Werken konſtatiert; ſeine Thätigkeit als Muſikprofeſſor beſteht im Abhalten von Vorleſungen über Muſikgeſchichte und Geſangstheorie; ſeine Thätigkeit als Kritiker endlich im ſyſtematiſchen und dilettantiſchen Verketzern aller wirklich bedeutenden und lebenskräftigen Muſik, von Beethoven angefangen bis herauf zu Cornelius, Liszt und Grieg. Wir werden in dieſem Aufſatze eingehender behandeln 1. dasjenige ſeiner Werke, das er ſelbſt für ſein chef d'oeuvre hält, „Wieland", 2. ſeine muſikaliſchen Kritiken in der „Münchener Allgemeinen Zeitung", kenntlich durch einen Paragraphen und zwei Sterne (§*), endlich 3. den Typus, den er vertritt, und den wir als den Typus Beckmeſſer charakteriſieren. Denn er iſt ein Typus! Sonſt würden wir uns überhaupt nicht mit dieſem Muſikanten befaſſen — was liegt uns an einem Zenger! Aber am Gedeihen unſerer hoidſeligen und geliebten deutſchen Muſik liegt uns viel, ja alles, darum wollen wir dieſem Zenger und denen, die ſeiner Art ſind, mit Skorpionenhieben einmal die Wahrheit auf den Rücken geißeln, nach der ſchönen Inſchrift des Leipziger Gewandthauſes: „Res severa verum gaudium", was in unſerem Fall ungefähr überſetzt lautete: „Einen Beckmeſſer auszupeitſchen iſt auch ein Vergnügen."

So beginnen wir denn, sub specie artis aeternae, — und wer zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, wird finden, daß wir nicht nur von Max Zenger reden, ſondern auch noch von ganz anderen Leuten. . . .

II.

Münchener muſikaliſche Petrefakten. — Man kann die alten Herren, die zu den Quartettabenden im Münchener „Muſeum" gehen, in zwei Kategorien einteilen: Kategorie Eins geht hinein aus Biedermaierbehagen an angenehm klingender Muſik: die verſtehen nichts, ſchauen ſich bei „ſchönen Stellen" mit verliebten Blicken und bewunderndem Kopfverdrehen zärtlich an, wie wenn ſie etwas dafür könnten, ſind im übrigen liebenswürdig und harmlos. Kategorie Zwei geht hinein aus Oppoſition gegen die Odeonskonzerte, weil die Quartettabende noch nicht ſo mit moderner Muſik vergiftet ſind; verſtehen auch nichts, ſchauen ſich bei jeder Harmonie, die über den reinen Dreiklang hinausgeht, mit wütenden und erſtaunten Augen an, „ſpotten, ſperren das Maul auf und ſchütteln den Kopf", wie es in Pſalm 22, Vers 8, gar anmutig und deutlich beſchrieben iſt, ſind im übrigen ſehr unliebenswürdig und geradezu gemeingefährlich: Denn dieſe Clique iſt es, von deren Treiben in Zeitungen nie etwas zu leſen iſt, die aber das ganze muſikaliſche Leben Münchens durch ihr Hetzen ſeit den ſechziger Jahren in einem fort geſchädigt haben und auch heute noch ſchädigen. Dieſe Clique hat die Frechheit, ſich den Ehrentitel „konſervativ" zu uſurpieren. Wir aber ſagen mit einem verehrten Meiſter: „Das ſoll Konſervativismus ſein? Jene Kunſtanſchauung, auf der alle unſere großen deutſchen Meiſter fußten,

verleugnen? Das iſt Kunſtdemagogentum! Die Konſervativen aber ſind wir, die wir die Kunſtanſchauung der alten großen deutſchen Muſiker konſervieren!" Dieſe Clique hat die zweite Frechheit, einen noblen und verehrten Namen immer und immer zu ihrer Rechtfertigung „eitel zu nennen", den Namen des alten Lachner. Nein, ihr Herren! Der Mann hat nichts, aber auch gar nichts mit euch und euresgleichen zu thun gehabt noch je zu ſchaffen haben wollen. Oder wünſcht ihr, daß ich euch mit Details aufwarte? Mit Details darüber, wer eigentlich an den Ereigniſſen von 1865—1868 die Schuld gehabt hat? Soll ich ein paar artige kleine Geſchichten erzählen von gewiſſen Herren Klerikaidemokraten, die ſo lange zwiſchen Lachner und Wagner Zwiſchenträgereien gemacht haben, bis das Mißverſtändnis da war und die Verſtimmung? Gewiß, du ſelbſt warſt damals noch nicht bei der Arbeit, edles Kleeblatt! Aber eure Clique war es, und die verſteht es meiſterhaft, das klarſte Waſſer zu trüben, dieſe Herren Gevatter Geberdenſpäher und Geſchichtenträger! Oder wollt ihr gar wiſſen, wie der alte Lachner über euch gedacht hat? Ich fürchte, eurer Neugierde dürfte ſehr unlieber Aufſchluß werden! — Wie wir nach einer ziemlich verbürgten Sage wiſſen, beabſichtigt ein gewiſſer langer Regierungsrat, der dem „Zengerbund" nicht allzu ferne ſteht, eine Biographie Lachners zu ſchreiben, wenn er es überhaupt noch beabſichtigt. Daß Sie mir nicht fälſchen, Herr Regierungsrat! Daß Sie mir Lachner nicht mit Zenger verwechſeln! Daß Sie mir ſein ja die Wahrheit ſagen, — das Andenken des alten Lachner nicht durch die Fortſetzung einer Hetze ſchänden, die er mehr als einmal deutlich genug abgelehnt hat! Oder wird man mehr von Ihnen verlangen können als trockene Thatſachen, tant bien que mal ſie eben ein Staatsbeamter zu protokollieren imſtande iſt? Haben Sie ſich jemals ernſtlich die Frage vorgelegt, ob Sie eine Ahnung vom Weſen des alten Lachner haben? Von ſeiner prachtvollen Renaiſſancenatur, von ſeiner kerzengeraden Ehrlichkeit, von ſeinem furchtbar ſtrengen Ernſte in künſtleriſchen Dingen, ſeinem ingrimmigen Haſſe gegen alles Halbe und Untüchtige, vom reichgegliederten und kerngeſunden Organismus ſeiner ganzen Muſik, von der ſtolzen Einſamkeit ſeines Schickſals, in einer kleinlichen Zeit ſich die beſten Jahre ſeines Lebens für ein kleinliches Publikum zu mühen, und — last not least — von der blutigen Ironie, eines Max Zenger Lob erdulden zu müſſen!

III.

Beckmeſſers Preislied. — Im dritten Bande der geſammelten Schriften und Dichtungen Richard Wagners iſt das wundervolle Fragment „Wieland der Schmied" enthalten, jene herrliche dramatiſche Paraphraſe über das Wort Hölderlins von der „ſtarken Helferin, der Not". Ein tiefſinniges Symbol und, ſelbſt als Torſo, ein ſolcher Koloß, daß man allen Grund hätte, die Hände von dieſem Stoffe zu laſſen, nachdem die Klaue des Löwen ihn für alle Zeiten gezeichnet. Was thut aber Zenger? Mit jenem beneidenswerten Selbſtvertrauen (ſeien wir parlamentariſch! ſagen wir „Selbſtvertrauen"!), das von jeher ein typiſches Symptom des Epigonentums iſt, wagt er ſich an dieſen Stoff! Aber hat ſich nicht auch Geibel an „Brunhild", Heyſe an „Don Juan", Wolff an den „Fliegenden Holländer" gewagt, ganz andere Künſtler doch noch, dieſe drei, als Zenger und ſein Textdichter! Beſann ſich Zengers Ahne, der verſtorbene Herr Sixtus Beckmeſſer, weiland Stadtſchreiber und Merker in Nürnberg, nur einen Augenblick, ſeine Muſik zu Walthers Preislied zu machen? Vestigia non terrent. Zenger fand einen Textſchneider in der Perſon eines gewiſſen Philipp Allfeld, der als 19jähriger Juriſte die Sage von Wieland dem Schmied in ſeiner Weiſe „bearbeitete".

Dieser gewisse Herr Philipp Allfeld hat mittlerweile Fortschritte gemacht, zwar nicht als Poet, aber doch als „Jurist", er ist nämlich Landgerichtsrat geworden, was manche Leute für einen Berechtigungsschein zum Überall-Dreinreden halten. Dieser Herr Philipp Allfeld obliegt in seinen Mußestunden einer ganz eklatant unerwiderten und unglücklichen Liebe zu Poesie und Musik; er soll sich insbesondere im Münchener Akademischen Gesangverein als großer Wagnergegner vor dem Herrn und sehr zum Lachen reizender Wagnerparodist außerordentlich wohlfeile Biertischlorbeeren verdienen*). Aber hören Sie einmal, Herr Landgerichtsrat, kennen Sie vielleicht die Geschichte von dem verstorbenen Herrn Marsyas, der auch ein großer unbewußter Parodist war, wie er mit dem Herrn Apollon einstmals um die Wette musizierte? Ist Ihnen der Ausgang dieses Wettstreites vielleicht noch in der Erinnerung? Weil wir einmal gerade bei der Mythologie sind: Haben Sie vielleicht von einem gewissen Bogen etwas gehört, den nur Odysseus spannen konnte? Stellen Sie sich nun einmal vor, der Ihnen vielleicht von der Iliasstunde her nicht ganz unbekannte Herr Thersites hätte versucht, diesen Bogen zu spannen: was glauben Sie wohl, das geschehen wäre? Sie vermuten, er hätte sich blamiert? Ich vermute es fast auch, Herr Landgerichtsrat! — Aber ich verstehe, Herr Landgerichtsrat, ich verstehe: Sie wollten ja kein Musikdrama schreiben, Sie wollten ein Textbuch nach der Regel der guten, alten Operntradition dichten. Wie hieß sie doch gleich, diese gute, ehrwürdige, alte Operntradition? „Man setzt diejenigen Verse in Musik, die zu dumm sind, um gesprochen zu werden." Sie vermuten, daß Sie hierin etwas zu „konservativ" gewesen sind. Ich vermute es fast auch, Herr Landgerichtsrat! — Aber Sie haben recht. Sie sind konsequent! Diese verteufelte Theorie Wagners, daß das Textbuch dichterischen Wert haben solle! Weg damit! Es ist ganz egal, ob die Sänger eine wirkliche Dichtung singen oder bloß „la la!" Wenn nur der Musiker wirkliche Musik macht und nicht ebenfalls bloß „la la!" Nun, wir werden ja sehen! Man erlasse uns, auf alle Einzelheiten dieses läppischen und einfältigen Textes einzugehen: Hätte sich Allfeld nur die Mühe genommen, die Inhaltsangabe der Wielandsage, wie sie Wagner im „Kunstwerk der Zukunft" versucht hat, mit dem dramatischen Entwurf selbst zu vergleichen: Da hätte er sehen können, wie der Dramatiker arbeitet, wie gleichsam in einem ungeheuren Schmelzofen alle Schlacken und überflüssigen Bestandteile ausgeschieden werden, so daß nichts als der harte dramatische Stahl übrig bleibt. Aber freilich, Wagner parodieren ist wohlfeiler und leichter, als von ihm zu lernen, nicht wahr, Sie witziger Herr Allfeld! Ein solcher Stoff so verhunzt! Man stelle bloß die beiden Personenverzeichnisse einander gegenüber: z. B. bei Allfeld sind alle drei Walkürenmädchen, von denen zwei dramatisch überflüssig sind, beibehalten gegenüber der einen Schwanhild Wagners — warum? Damit Max Zenger Terzette schreiben kann! Ja, könnte er's wenigstens! Wie ist bei Allfeld alles ins Wohlanständige, Spießbürgerliche, Harmlose, Gute-Stubenmäßige übersetzt! Da werden dem Wieland die Fußsehnen nicht durchschnitten, oh nein, das wäre ja „peinlich", „gräßlich", „ungesund" ꝛc. ꝛc. gewesen, wie die beliebten schönen Phrasen alle heißen. Von dramatischem Aufbau nicht die blasseste Ahnung, was schon dadurch zur Genüge bewiesen ist,

*) So hat er neulich das allerliebste und mit Recht so beliebte Volkslied „Was braucht denn der Bauer, der Bauer on' Huet" in der Weise des „Holländers", des „Siegfried" und der „Walküre" komponiert, wobei ihm die unangenehme Vergeßlichkeit passierte, sich der komischen „tragischen Ouverture" seines Herrn und Meisters Zenger momentan nicht ganz genau zu entsinnen, allwo dieses selbe allerliebste und mit Recht so beliebte Volkslied als tragisches Motiv sehr ergreifend und erschütternd verwendet ist. Man ist manchmal vergeßlich, nicht wahr, Herr Landgerichtsrat?

daß der gewandte Herr Textſchneider aus dem dritten und vierten Akt „einfach“ durch Zuſammenziehen und Streichen einen „neuen“ gemacht hat, mit derſelben Gemütlichkeit, mit der ein Schneider aus einer alten Hoſe und einer noch älteren Hoſe eine „neue“ Hoſe zuſammenſchneidert! Probiere das der gewandte Herr Allfeld doch einmal bei einem Wagner'ſchen Text! Von pſychologiſcher Motivierung keine Spur; aller Tragik iſt ſorgfältig ausgewichen, damit nur der Schluß recht glücklich ausgeht, wie ein Gartenlaubenroman, und in dem platten Blödſinne kulminieren kann:

„Befreit vom ird'ſchen Bande
Entſchwebt der Erdenſohn,
Allvater, ſchau hernieder
Von deinem Götterthron“

In einem Wunſchbüchel für dreijährige Kinder laſſen wir uns dieſen Krempel allenfalls bieten, aber verſchonen Sie uns damit gefälligſt in einem muſikaliſchen Drama! Doch wir müſſen unſer dramaturgiſch-äſthetiſches Praktikum beenden, Herr Landgerichtsrat; Ihr Freund Zenger iſt doch ein ungleich intereſſanteres anatomiſches Präparat als Sie! Ein Wort zum Abſchied: Wenn ich, der ich von Juriſterei gar nichts verſtehe, Ihnen in Ihre Akten dreinredete, dann würden ſie mich einen anmaßenden Dilettanten heißen, und Sie hätten Recht! wenn Sie, der Sie von Kunſt gar nichts verſtehen, mit ihrer Landgerichtsratspoeſie eine Dichtung proſtituieren, die einſt ein Richard Wagner heiß geliebt hat, ſo werde ich Sie — mit aller Ihnen gebührenden Hochachtung verlaſſen und zu Herrn Max Zenger übergehen.

IV.

Beckmeſſers Ständchen. — Zunächſt in ſeiner Eigenſchaft als Muſiker.

Ich liebe kurze Anekdoten, wenn ſie zur Charakteriſtik irgend jemandes beitragen. So will ich denn eine kurze Anekdote erzählen, die den nicht zu unterſchätzenden Vorzug hat, buchſtäblich wahr zu ſein: Herr Max Zenger wurde von ſeinem Vater (laut Riemanns Muſiklexikon dem juriſtiſchen Profeſſor F. X. Zenger) dem alten Lachner mit den verheißungsvollen Worten vorgeſtellt: „Hier bringe ich Ihnen den jungen Mozart.“ Der alte Lachner aber fertigte den Papa Zenger in luſtigem Ärger ab: „Gengens weiter, Herr Profeſſor, gengens weiter, — wenn der ein junger Mozart iſt, kann er bei mir armen Muſikanten eh nix mehr lernen!“ . . .

Wir haben oben das geiſtreiche Textbuch des Herrn Allfeld etwas näher zu charakteriſieren verſucht und dadurch, wider unſern Willen, eigentlich für Zenger Stimmung gemacht; denn jeder Leſer wird ſich denken, zu einem ſolchen Textbuche könne niemand eine großartige Muſik machen; und er wird recht haben, ſo zu denken. So gut aber Allfeld um keinen Preis der Welt zu überzeugen iſt, daß er mit ſeinem „Wieland“ eigentlich nur unfreiwilligen „Buſch“ geliefert habe, ebenſowenig wird Zenger jemals zu der Einſicht gelangen, daß er mit dieſer Sorte von Muſik auch noch den letzten Schein eines Rechtes zum Mitreden in muſikaliſchen Dingen für alle Zeiten und definitiv verloren habe. Zenger denkt ſehr enthuſiaſtiſch über ſein Opus, — wer wollte ihm das verargen? Schlimmer wird die Sache ſchon, wenn er auch laut denkt und dieſe Gedanken der zwar nicht großen, aber deſto inbrünſtigeren Zengergemeinde mit der Hartnäckigkeit eines Cirkusdirektors in die Ohren zu ſchreien nicht müde wird: „Mit dieſem Werke will ich Wagner auf ſeinem eigenen Felde ſchlagen;“ oder: „Nun iſt Wagner tot, nun beginnt meine Zeit.“ Mit dem letzteren Ausſpruche iſt Zenger in einem Irrtum, der demjenigen des Kritikers der „Münchener Neueſten Nachrichten“ gerade diametral entgegenſteht. Oskar Merz machte nämlich aus Gutherzigkeit, und weil ihn der alte Mann dauerte, der Muſik des Wieland das grauſame

Kompliment: „Vor dreißig Jahren hätte dieſes Werk etwas bedeutet.“ Wir hingegen, die wir für Zenger nicht um zwei Groſchen Nachſicht und Mitleid übrig haben, ſagen ihm ganz deutlich und verſtändlich, daß eine Muſik wie die ſeine, weder dreißig Jahre vor noch dreißig Jahre nach Wagner nur das geringſte zu bedeuten hätte; daß er, der als Kritiker nicht müde wird, von „*abſoluter*“ Muſik zu faſeln, als Komponiſt nicht einmal „*relative*“ Muſik zu ſchreiben imſtande iſt. Es iſt charakteriſtiſch genug, daß dem Muſiker Zenger lauter *negative* Komplimente gemacht werden: „Er ſei nie trivial“: Oh, wäre er's doch! Aber er hat nicht einmal jene beſcheidenſte Doſis ſchöpferiſchen Talentes, die einen befähigt, triviale Operetten und Drehorgelſtücke zu fabrizieren. „Seine Orcheſtrierung ſei nicht aufdringlich!“ Sehr einfach: Weil er überhaupt keine Ahnung hat, wie man orcheſtriert, weil er, wie in allen anderen Dingen, ſo auch in dieſem ein impotenter Stümper iſt; geht doch ſein Eunucheninſtinkt in dieſem Punkt ſoweit, daß für ihn eine gute Orcheſtrierung bereits ein Einwand gegen ein Stück iſt, daß er einer Muſik, die ſchädig inſtrumentiert iſt, ſchon im Vorhinein günſtig gegenüberſteht. — „Er ſei ein geſchmackvoller Muſiker.“ Ich will da ein Geheimnis verraten: wenn eine Muſik ſo ſchal, ſo nichtsſagend, ſo armſelig iſt, daß kein ehrlicher Menſch ſie überhaupt noch anhören mag, dann ſagt man, ſie ſei „geſchmackvoll“; ungefähr dasſelbe, wie die Pennälercenſur: „Das Betragen des Schülers gab zu keinem beſonderen Tadel Anlaß.“

Die Muſik Zengers iſt inſofern eigentümlich, weil ſie aus lauter Anläufen beſteht; ſie iſt ein immerwährendes und verzweifeltes Suchen nach einer Melodie, nach dramatiſcher Charakteriſierung, nach Originalität des Ausdrucks; alle Augenblicke fängt er an zu rumoren: „Obacht, jetzt haue ich über die Schnur, jetzt werde ich kühn, genial, tiefſinnig.“ Aber ach, er bleibt immer hübſch artig, zahm, platt und ſeicht. Alle Augenblicke fängt er an, in ſeinem Orcheſter zu verſprechen: „Paßt doch auf! jetzt kommt aber ganz gewiß eine Melodie!“ Und wir warten und warten, wie bei einem Witz auf die Pointe: haben wir ſie überhört? iſt ſie ſo tiefſinnig, daß man ſie nicht verſtehen kann? oder iſt es das Eigentümliche dieſer Art von Witz, keine Pointe zu haben? oder iſt es überhaupt kein Witz? Und ſo möge ſich Zenger nicht wundern, wenn wir auf ihn mit kleinen Änderungen anwenden, was er als Kritiker über Kahn geſchrieben hat: „Bei anerkennenswerter Klangſchönheit Phraſen, nichts als Phraſen, und im letzten Satze wird eitel Stroh gedroſchen.“ Gewiß ſind wir geneigt, das Urteil „Phraſen, nichts als Phraſen“ zu unterſchreiben, wenn wir auch ſehr bedenklich zögern, „Klangſchönheit“ anzuerkennen, wenn wir auch den letzten Teil obiger Kritik nicht nur auf den Schluß-Satz, ſondern auf alle Takte des „Wieland“ anzuwenden Luſt haben. Sollten wir aber je in die Lage kommen, dieſer Sorte von Muſik in einem zukünftigen „Weiſenkodex“ zukünftiger „Meiſterſinger“ Erwähnung zu thun, wir fänden dafür höchſtens die kulinariſchen Namen „Die verfahrene Griesknödelteigweis'“ oder „Die kledrigzäh' Semmelſchmarrenweis'“! . . . . .

Doch wir müſſen dankbar ſein, daß endlich auch den Kurzſichtigſten die Gelegenheit gegeben war, ſich über Zenger ein Urteil zu bilden. Denn er und ſeine Clique werden nicht müde, urbi et orbi vorzulügen, man wolle dieſen großen Geiſt unterdrücken, man intriguiere gegen ihn. Als der alte Lachner noch das muſikaliſche Leben Münchens beherrſchte, hatte Zenger die Stirne, mit der eintönigen Hartnäckigkeit einer Spieldoſe zu repetieren, Lachner „laſſe ihn nicht aufkommen“, während doch gerade der alte Lachner es eigentlich iſt, dem Zenger ſeine Anſtellung zu danken hat, der für Zenger nach einem ganz beſtimmten Vorkommniſſe bei Baron Perfall erfolgreiche Fürbitte einlegte . . . . . .

Durchschnittlich alle drei Jahre versucht Zenger, seine Kompositionen dem Publikum in einem eigenen Konzerte vorzuführen, wobei dann der Fall einzutreten pflegt, daß trotz einer geradezu fürstlichen Freigebigkeit mit Freibilletten der Saal entweder halb leer ist oder das Konzert ganz abgesagt werden muß. Dafür rächt sich dann Zenger in der „Allgem. Ztg.“: „Die Konkurrenz im Musikmachen ist nun einmal für München zu groß geworden und zeigt ihre Wirkung, gerade für die Münchener Verhältnisse charakteristisch, zuerst in den Konzerten der einheimischen Künstler.“ Der Satz erinnert uns übrigens fatal an eine verflucht ähnliche Stelle in Sigls „Vaterland“. Dieses Blatt hatte nämlich den „Wieland“ in einer ersten Kritik als „verworrenes und verrücktes Blech“ bezeichnet, worauf zwei Tage später, offenbar „inspiriert“, ein weinerliches Artikelchen zu lesen war, in dem „Wieland“ über die Maßen herausgestrichen wurde. Es belustigte uns hierbei nur, daß Herr Abert, der in weitesten Kreisen absolut unbekannte „Komponist“ des „Ekkehard“, in diesem Artikelchen als Autorität für Max Zenger einspringen mußte: „Wieland ist das beste Werk seit Wagner.“ Zenger bescheinigt dafür Herrn Abert wieder, daß die „Frühlingssymphonie“ das bedeutendste Werk seit Beethoven ist, nach dem beliebten Manöver der Münchener Kleinschriftstellerbewahranstalt „Orion“, wo jahraus jahrein das Jubiläum George Morins gefeiert und dabei mit rührender Andacht durchkonjugiert wird: „Ich bin ein großer Künstler — Du bist ein großer Künstler — Er ist ein großer Künstler — Wir sind große Künstler ꝛc.“

Ein wundervoller Stoff wird von einem Landgerichtsrat für das geistige Niveau des Herrn Zenger zugerichtet; dieser Herr Zenger macht eine klägliche und schäbige Musik dazu; derselbe Herr Zenger will mit dieser Musik mit einem Richard Wagner konkurrieren: — aber ist das nicht der Gipfel aller unfreiwilligen Komik? Ist das nicht — Beckmessers Preislied?

V.

Intermezzo. — Wir verkennen nicht, daß eine gewisse Tragik diesem Schicksale nicht abzusprechen ist: — wohl zu fühlen, daß man kein Schaffender ist, und doch schaffen zu wollen; ewig zu dürsten nach den Wonnen der Fruchtbarkeit und zur dürrsten Sterilität verdammt zu sein. Da wird die Stimme überlaut und unwahr, wenn man andere dessen überzeugen will, was man selbst in den qualvollsten Stunden ehrlicher Erkenntnis nie und nimmer zu glauben imstande ist; — es ist ein Schicksal, nicht zu leugnen! Alle Meister haben sich ihre Harfen geholt aus der großen königlichen Halle, darinnen sie an hohen Wänden hingen und warteten, bis der Rechte käme; ein Meister nach dem anderen trat ein, der mit der holden Anmut des Jünglings auf der leuchtenden Stirne, jener mit dem gewaltigen Blick des ungeheuersten Schicksals, ein anderer schwermütig, andere schwärmend und zart, — Alle aber sicher, wie von einem tyrannischen Dämon getrieben und mit dem ruhigen Schritte des Siegers scheidend. Da schleicht sich mit schlotternden Knieen und scheuen Auges ein Eindringling heran; er wirft ängstliche Blicke um sich, wie ein Dieb, strauchelt, erhebt sich keuchend, wischt sich den kalten Angstschweiß von der runzeligen Stirne, strauchelt wieder, sieht schreckhafte Gestalten mit erhobenen Armen ihm den Zutritt wehren, hört entsetzliche Stimmen aus schauriger Nähe ihm warnend zurufen: „Zurück, Verwegener, zurück! Und hinweg! Hinaus!“ Da faßt ihn tödliches Grausen an und mit zitternder Hand packt er eine Harfe, die am Boden liegt, flieht hinaus und verbirgt sich drei Tage lang, bis er es wagt, ihr die ersten Töne zu entlocken. Doch wie? Was ist das? sie spielt von selbst? bekannte Weisen? Er lauscht, starr vor Schreck, und versucht es wieder. Und aller

Digitized by Google

Meiſter Töne klingen wieder, aber aufs Abſcheulichſte verzerrt und nachgeäfft, ſo daß plump und täppiſch tönt, was beim Meiſter ſelbſt erhaben, — ſüßlich und fade, was dort hold und ſchwärmend, — wüſt und verworren, was mächtig und übervoll geklungen. Da verſucht er zu ſingen, — aber er bringt es nur zu einem heiſeren Gekrächze; und was er ſingt, iſt freches Läſtern und erbärmlicher Hohn auf alle hohen Meiſter. . .

VI.

Beckmeſſers Kreideſtriche. — Max Zenger wurde alſo Muſikkritiker, mit derſelben innerlichen Berechtigung ungefähr, wie er Muſiker wurde, aber nicht mit demſelben Mißerfolg. Da nämlich unſere Muſikkritik noch ſehr im Argen liegt und die ſubalternſten Lohnarbeiter und Kunſtreporter der Tagespreſſe ſich mit ihrer unverſchämten Zeilenweisheit breit und mauſig machen dürfen, — handelt es ſich ja doch nur um Spaltenfutter — da kam Herr Zenger auf die Idee: „Was dieſe können, das ſollte ich, Max der Große, der Überwinder Wagners, der Erbe Haydns, Mozarts und Beethovens (von letzterem jedoch nur bis op. 67, alles andere iſt ſchon gefährlich und modern), das ſollte ich nicht zuwege bringen?“ Alſo dachte Herr Maximilian Zenger, ſehr uneingedenk jenes klugen Wortes des weiſen Sirach: „Störe die Muſiker nicht, und wenn man Lieder ſingt, ſo ſchwätze nicht darein, ſondern ſpare deine Weisheit für andere Zeit!“ Und ſo wurde er einer jener „Witzlinge, die ungefähr der deutſchen Sprache gewachſen ſind, hie und da etwas geleſen haben und, was das Betrübteſte iſt, ihre Blätter zu einer Art von Rente machen müſſen“. (Leſſing in der Vorrede zu Mytius' Schriften, Lachmann, Bd. IV, Seite 450.) Die Lorbeeren des Herrn Hanslick ließen ihn nicht ſchlafen, er ſtellte ſich neben ihn, ſo daß wir an das bekannte Krippenbild denken müſſen, auf dem zwei an ſich ſehr nützliche Haustiere die Heilandskrippe beſchnuppern. Da die „Allgemeine Zeitung“ in manchen Kreiſen auch unter dem Strich ernſt genommen wird, ſo wollen wir die Hauptkniffe und -feinheiten von M. Zengers muſikkritiſcher „Methode“ ein wenig verraten.

Kniff Nr. 1. Weiß Zenger über ein Werk nichts Geſcheites zu ſagen, was meiſtens der Fall iſt, ſo begnügt er ſich damit, die einzelnen Tonarten zu konſtatieren, was ſehr gelehrt ausſieht und in ſeiner Sprache „ſachlich“ genannt wird, während es in Wirklichkeit ſehr wohlfeil iſt und von jeder klaviermarternden höheren Tochter ebenſogut beſorgt werden könnte, z. B.: „Beiläufig möchten wir erwähnen, daß die Bezeichnung A-dur nicht richtig iſt. (Es handelt ſich um die Kreutzerſonate.) Die Sonate geht entſchieden aus A-moll, da der erſte Satz, „Presto“, wenn auch die ganz kurze Adagio-Einleitung zufällig mit dem A-dur-Akkord beginnt, in A-moll anfängt und endet!“

Kniff Nr. 2. Iſt das Stück von einem modernen Komponiſten, ſo ſetzt Zenger die Perrücke auf und ſpielt die Rolle des Muſikpädagogen, Albrechtsbergers z. B., und ſtreicht gewiſſe techniſche Freiheiten, die in ſeinen Augen Mängel ſind, an. Läßt ſich auch mit Kniff Nr. 1 verbinden; z. B.: „Im Stücke von Liszt poſſierte der Spaß, daß das Publikum bei einem Schluſſe auf Ges- (oder Fis-) dur aufſtand, als wäre das Konzert zu Ende; man hatte alſo Liszt zugetraut, daß er ein Stück, das er in D-moll angefangen, in Ges-dur ſchließen könne!“

Kniff Nr. 3. Wird die 9. Symphonie aufgeführt, ſo zwingt er ſeinen Rücken zu einer tölpelhaften Verbeugung („Rieſenwerk“), pfaucht ſtill in ſich hinein („wieder einmal die 9. Symphonie“) und — ſpricht volle 25 Zeilen hindurch von der bei ſo ſtarkem Andrange zu befürchtenden Panik; Moral: Man ſoll nicht ſo viele Stehbilletten verteilen. Natürlich! Der Biedere weiß recht gut, daß auf den Stehplätzen gerade

Digitized by Google

der Teil der kunſtbedürftigen und kunſtverehrenden Jugend zu ſuchen iſt, vor dem er ſich am meiſten zu fürchten hat, dieſe widerwärtige Karrikatur des Baumeiſters Solneß!

Knilf Nr. 4. Bei Gelegenheit macht man eine ordinäre Denunziation: „Die in jeder Hinſicht bedauerliche Parodie des „dies irae“ (Symphonie phantastique von Berlioz): Will ſagen: verſchämte Anzeige bei der Polizei wegen „Verſpottung religiöſer Gebräuche!“ — Zenger bringt es fertig, in einer Kritik über Beethovens F-dur-Quartett (opus 135) über das Werk zu ſchwätzen, wie ein Gymnaſialaſſiſtent über einen Schüleraufſatz: „Obwohl zu den letzten Schöpfungen des großen Tonheros gehörend, iſt dieſes Quartett im Ganzen weit klarer, als deſſen ſämtliche letzten Quartette.“ — Grieg, „ein aus unerfindlichen Gründen in die Mode gekommener Komponiſt“, „kitzelt den Fachmann mit harmoniſchen Fineſſen“. Der „impotente“ Brahms, „ohne deſſen Lieder kein Konzert mehr vorübergehen kann“, deſſen „Wiegenlied ja recht hübſch iſt“, deſſen „vergebliches Ständchen dagegen als Exemplar unglaublicher Trivialität, nur als Ergebnis einer Popularitätsſucht um jeden Preis anzuſehen iſt“, — Brahms ſteht, mag man ſonſt über ihn denken, wie man will, auf jeden Fall himmelhoch über einem Zenger, über dem impotenten Zenger, ohne deſſen Lieder ebenfalls kein Konzert mehr vorübergehen kann, weil die Münchener Konzertarrangeure allen fremden Sängern zu raten ſcheinen: „Singen Sie um Gotteswillen ein Lied von Max Zenger! Der reißt Sie ſonſt in der „Allg. Ztg.“ ganz ſchauderhaft herunter!“ Wir laſſen es auf die Probe ankommen, wir wollen an der Hand der Liederkonzertprogramme nachweiſen, wie die Sänger genötigt ſind, die öden Neßleriaden Max Zengers herunterzuſingen, nur damit er einigermaßen anſtändige Kritiken ſchreibt! — Referat über einen Quartettabend: „Dittersdorf reizte zum Appetit, Beethoven bot ſchweres Gericht, und wem es allenfalls nicht mundete, der konnte ſich an Haydns noch erglebigen, köſtlichen Nachtiſch halten. . . . Das nun ſolgende Haydnquartett vollzog die von Beethoven erſehnte Erlöſung auf ſo einfache Weiſe, wie es dem Dogma gegenüber der Philoſophie zu gelingen pflegt. Hier iſt mit der muſikaliſchen Vollkommenheit jedes Rätſel gelöſt, wir lauſchen entzückt und ſind degütigt und befriedigt in Harmonie und Schönheit.“ Glaubt ihm nicht, dem Alten, er verſteht Haydn ſo wenig wie Beethoven, er lauſcht nicht entzückt, er iſt nicht „degütigt“ (!!), nicht „befriedigt“, der „harmoniſche und ſchöne“ Zenger: er will nur um jeden Preis verzögern, daß man den letzten Beethoven verſtehe, denn dann iſt Max Zenger, der Muſiker wie Kritiker, fertig, weggeblaſen, Makulatur!

Während einer Mozartſchen Symphonie findet er Zeit, die Beſetzung des Orcheſters zu zählen, und entdeckt dabei ein Thema, „das ſich ſelbſt ins Edle ſteigert“. Herr Zenger! So wenig ein Mieter ſich ſelbſt ſteigert, ebenſowenig ein Thema; ein Mieter wird vom Hausherrn geſteigert und ein Thema vom Komponiſten. — „Laſſen, welcher vier noch im Manuſkript befindliche Lieder für Tenor aus ſeiner produktiven Feder perſönlich akkompagnierte ꝛc.“: Mehr Blödſinn in einem Satze zu bieten iſt unmöglich: Laſſen akkompagniert alſo vier Lieder; gut; er akkompagniert dieſe vier Lieder perſönlich: — ja zum Teufel, wie denn ſonſt? etwa unperſönlich? er akkompagniert dieſe vier Lieder nicht auf etwas, z. B. auf dem Klavier, ſondern aus etwas, — nämlich aus ſeiner produktiven Feder; dieſe 1) perſönlich, 2) aus ſeiner produktiven Feder akkompagnierten Lieder ſind 3) noch im Manuſkript befindlich!! Und dieſer armſelige Stümper darf nicht nur unſere liebe deutſche Sprache auf ſolche Manier vergewaltigen, er darf einem großen Publikum einer großen Zeitung ſeinen krüppelhaften Philiſter-Geſchmack in muſikaliſchen Dingen Tag für Tag auftiſchen!

Genug, genug! Man weiß, daß Zola einen Band ſeiner litterariſchen Kritiken unter dem Titel „Mes haines“ geſammelt veröffentlichte. Käme Zenger jemals auf dieſelbe Idee, ich wüßte ihm keinen bezeichnenderen Titel: er haßt alles Große, was vor ihm geſchaffen worden iſt, er haßt alles Bedeutende, das er entſtehen ſieht. Aus ſeinem zitternden Reſpekt vor den großen Namen hören wir nur das ohnmächtige Knirſchen des unproduktiven Epigonen, der zum Heroſtraten ſogar noch verdorben iſt; ab und zu wagt er es, mit frechem Wohlwollen Beethoven einen Fehler anzumerken: Oh, er gäbe das Heil ſeiner Seele darum, hätte er jemals ſolche Fehler gemacht, könnte er jemals ſolche Fehler machen! Er haßt Brahms, denn Brahms iſt, in ſeinen beſten Werken wenigſtens, der glückliche und wohlgeratene Epigone, während er der unſelige und mißratene iſt; er haßt Grieg, denn Grieg iſt originell, Max Zenger dagegen wird ſich niemals ein neues Land der Muſik erobern, wie ſich Grieg jene zauberhaften Küſten erobert hat, wo die ſüßeſten und herbſten Kräuter dicht nebeneinander wachſen, wo man die Wonnen der Qual am tiefſten kennt und das Wehthuende aller Luſt. Am glühendſten aber haßt er Berlioz, denn Berlioz iſt der Wieland, der fliegen kann, der Wieland, der ſich ſelbſt Flügel geſchaffen, — ſein Haß hatte ſie ihm geſchmiedet, ſein ingrimmiger Haß gegen die Zenger des damaligen Frankreich. Ewig unzufrieden mit ſich ſelbſt, mit aller Welt, ſo ließ Berlioz aus dem vulkaniſchen Boden ſeiner ſtolzen Seele märchenhaftſchimmernde Gärten entſtehen, mit Düften, wie ſie vor ihm keiner gebraut, mit Farben und Tönen, wie ſie noch niemand gemengt und angeſchlagen hatte. — Da iſt ein heimlicher Tragiker, der in mitternächtigen Schauern namenloſe Seelenqual ausſtrömen läßt, — der unbekannte, allzu unbekannte César Franck. Max Zenger, der die Ehrfurcht vor dem Unglück ſo wenig jemals gekannt, wie die vor dem Genie, geht mit tölpelhaften, widrigen Vergleichen an dieſe ſcheue, einſame Organiſtenſeele hin und ſchreibt: „Wir ſehen zu unſerem Erſtaunen Byron'ſchen Weltſchmerz und Schopenhauer'ſchen Peſſimismus mit wagneriſch-triſtan'ſchem Senſualismus gepaart in die Kammermuſik übertragen.“ Und noch einmal ſpricht er von „triſtaniſch troſtloſem Trübſinn“. Er ſcheint witzig werden zu wollen, der ehrenwerte Gevatter Sixtus, wir aber hätten etwas mehr kräftige Stabreime lieber im Textbuch, etwas mehr Geiſt lieber in der Muſik des „Wieland“ geſehen! . .

VII.

Epilog. — Man wird, hoffe ich, begriffen haben, was ich will:

Nicht Skandal machen, — oh nein! Wäre es mir darauf angekommen, ſo hätte ich mit Material aufwarten können, daß der Firma Zenger u. Co. Hören und Sehen verginge.

Ich habe zu dieſem Aufſatze alle kritiſchen Elaborate Zengers durchſtudiert, deren ich habhaft werden konnte, ich hätte die kritiſche Analyſe dieſer „Kritiken“ in infinitum fortſetzen können . . .

Aber ich wollte einer gefährlichen Muſikdemagogenclique die Wahrheit ſagen. Und ich hoffe, Früchte zu ſehen. Sonſt werde ich noch deutlicher werden müſſen. . . .

Ich wollte das Andenken des alten Lachner in ſeiner ehrlichen Reinheit wieder herſtellen, als eines noblen Charakters, der nichts mehr haßte, als den ſchamloſen Mißbrauch, der mit ſeinem Namen getrieben wurde und getrieben wird, als ſei er ein Feind der neueren Muſik geweſen. Wage es dieſe Clique nie mehr, Franz Lachner für ihre Hetzereien vorzuſchieben!

Insbesondere wollte ich an die „Allg. Ztg." die sehr energische Frage stellen, wie lange sie noch gesonnen ist, diesen Zenger als Musikreferenten zu dulden!!

Ein Wort zum Schlusse: Jede Art von Kritik ist ein ernstes Ehrenamt und eine strenge Verantwortung! Sei man doch nobel! Man fälsche nicht! Man lasse den niedrigen und rohen Parteistandpunkt aus dem Spiel! Man trete rein und ruhig an das Kunstwerk! —

Im übrigen, Herr Zenger, habe ich die Ehre, mich zu empfehlen.

Zum Schlusse noch ein kleines Moral- und Memorialoerslein à la Christoph Schmid:

„Treibet das Handwerk nur fort: wir können's euch freilich nicht legen;
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr fortan es nicht mehr!!"
(Schiller, Xenien.)

Die Passionsspiele im deutschen Böhmerwalde (Höritz).

Von Leopold Herzog.
(Wien.)

Im Sommer vorigen Jahres hatte die Chronik des deutschen Böhmerwaldbunds eine Thatsache zu verzeichnen, die weithin über die Grenzen seines Wirkungskreises reicht, und die wohl am geeignetsten ist, die vornehmen Interessen dieses humanen Vereins im Innern zu stärken, nach Außen hin an Ansehen zu heben und zu fördern; denn ein Stück nationalen Geistes und eng heimatlicher Arbeit ist es, die hier geschaffen wurde, den Freunden zum Ergötzen, den Hilfsbedürftigen zu Nutz und Frommen, den Feinden zur Warnung, aber nicht zum Trotze.

Mit wohlberechneter Absicht, die materiellen und geistigen Kräfte der deutschen Bewohner des Böhmerwalds, welche im nationalen Kampfe mit ihren ungleich stärkeren Gegnern in große Not und Bedrängnis geraten sind und deren edelstes Gut, ihre Sprache, mit gänzlicher Vernichtung bedroht ist, zu unterstützen, wurde eine im Volke seit langem kräftig und frisch fließende Quelle des schöpferischen Geistes entdeckt, diese mit gehöriger Sorgfalt und Umsicht weiter geleitet und in einem Reservoir gebettet, das in unmittelbarer Umgebung einer romantischen Gebirgsnatur noch an Zauber gewinnt und seine stärkste Anziehung auf den Besucher zu üben nicht verfehlen konnte. Es sind dies die Passionsspiele des deutschen Böhmerwalddunds im Markte Höritz.

In lokaler und geschichtlicher Hinsicht haben die Bewohner dieses stillen, bisher in der Öffentlichkeit wenig bekannten Fleckens nur geringe Bedeutung erlangt. Es ist bloß so viel aus der heimatlichen Geschichte bekannt, daß sich die Höritzer mühsam vom Ertrage des Bodens ernähren, daß sie in den benachbarten Graphitwerken um Tagelohn ihr Leben fristen und in den reichen Holzschlägen und den Domänen des „Königs" des Böhmerwaldes, des Fürsten Schwarzenberg, sauer ihr Brot verdienen. Aber emsig und betriebsam, ernst, genügsam und bescheiden, weiß dieses rührige Völklein auch am Tage des Herrn und an den langen Winterabenden in edler Form seine Muße

auszunützen. Der große Zug nach Bildung herrscht hier besonders, und neben dem Erbauungsbüchlein sieht man mit großer Befriedigung die aufklärende Litteratur, in der Fensternische der heimlichen Bauernstube lehnt neben der Lutherbibel so manche Perle erzählenden und poetischen Inhalts, fast selten fehlen die „Studien" ihres vielgeliebten Landsmannes Adalbert Stifter. So ist es auch erklärlich, daß die Höritzer, dank ihrer guten Schulbildung und ihrem heißen Wissensdrange, endlich einmal über die ganze Breite ihrer Zone treten konnten, sie weithin beschattend und den Ruhm ihrer Thaten der Welt verkündend.

Wohl haben sie mit einem starken Rivalen zu kämpfen, einem Rivalen, der zufolge seiner Priorität im Vorteile ist, allein, wer das Spiel der Höritzer beobachtet und nach seinem inneren Gehalt und nicht mit zu scharfem Auge geprüft hat, wird ihnen seinen Dank, seine Anerkennung nicht versagen. Während nämlich im benachbarten Westen des bayerischen Hochlandes das vielgepriesene Oberammergau bereits seit vielen Decennien Triumphe feiert und im Verein mit seiner majestätischen Gebirgswelt weithin seinen Zauber wirken läßt, seinen volltönenden Namen in die große Welt hinausposaunend, hat sein ungleich jüngerer, wohl aber ebenbürtiger Genosse erst vor kurzem das Licht der Welt erblickt. Höritz ist ein Kind jüngster Vergangenheit, wenn auch seine Tradition in den Annalen der engen Heimat ein Blatt rühmlichen Wirkens und Schaffens aufzuweisen hat. Auch die äußere Scenerie des Bretterbodens weist nicht vielköpfige, schneebedeckte Häupter auf, es liegen ihm nicht spiegelglatte Seen zu Füßen, aber es fesseln den Wanderer auch hier nicht unbeträchtliche Höhen, mit Tannen und Fichten reichlich bedeckt, und ihr harziger Duft weckt auch hier Wohlgefallen und stärkt die Nerven; die ausgedehnten Forsten laden auch hier zu den weitesten Wanderungen ein, wobei sich dem Naturfreunde an vielen Stellen noch jungfräuliches Gebiet erschließt und dichter Urwald seine Schritte hemmt, und als Ergänzung der fehlenden lachenden Spiegel großer Seebecken erblickt er hier zahlreiche glitzernde Wassermulden, die nordischen „Meeraugen", die oft schaurig, zauber- und phantasievoll wirken und der Gegend ein eigenes, typisches Aussehen verleihen. Es dürfte wohl niemand die Gegend des Stifterdenkmals am Plöckensteine und am gleichnamigen See besucht haben, ohne die tiefsten Gemütseindrücke von ihr empfangen zu haben. Hart am Absturze einer über 200 Meter hohen Steinwand steht ein aus Granitquadern aufgeführter Obelisk von 13 Meter Höhe; das Denkmal für den „Dichter des Böhmerwalds" mit der bezeichnenden Inschrift: „Auf diesem Anger, an diesem Wasser ist der Herzschlag des Waldes." Ein herrlicher Ausblick in das reizende Moldauthal und auf die romantische Gebirgslandschaft der benachbarten zahlreichen Koppen lohnt den nicht mühsamen Weg. So wie die Gegend von einfach schlichter Natur, so sind auch ihre Bewohner. Ein kerniger, kräftiger Menschenschlag, gutmütig bis zum Übermaß, offen und ehrlich, reicht der Sohn der Berge treuherzig dem Wanderer seine derbe, den Zug des Herzens verratende Hand. Gastfreundliche Aufnahme und Bewirtung findet der Besucher der Passionsspiele im deutschen Böhmerwaldgebiet in der ausgiebigsten, geschmackvollen und einfachen Form. Die sirenenhaften Anpreisungen moderner Touristenheime fehlen hier gänzlich, und das Treiben der Reklame waltet hier weniger als in den verwandten Passionsorten. Der Gast findet hier also keine „übertünchte Höflichkeit", sondern reizlose Natürlichkeit.

In wirtschaftlicher Beziehung stehen die Bewohner des Böhmerwaldes und namentlich die von Höritz ihren bayerischen Grenznachbarn nicht nach. Die heimische Industrie von Holzarbeiten und stellenweise auch Webereien macht ihnen die väterliche Scholle lieb und wert; sie verwalten das ererbte Gut mit taktvollem Sinn und zeichnen sich

durch rühmliche Häuslichkeit aus. Zur Zeit der Erholung sorgen sie für ihr geistiges Wohl, und der Zug nach Bildung ist ein überaus reger. Die Kultur hat hier reichlich gewaltet. So kam es auch, daß die Höritzer den Verlockungen der Muse nicht Widerstand leisten konnten, sondern, ihrem aufgeweckten Naturell Folge leistend, das althergebrachte, in Bayern und Österreich gepflegte kirchliche Spiel zu verschiedenen Zeiten mit nicht unerheblichem Erfolge übten. Die Chronik erzählt uns, daß bereits zu Anfang unseres Jahrhunderts in Höritz Passionsspiele aufgeführt wurden. Der Natur der Sache gemäß waren diese Spiele in Anbetracht ihres kunstlosen Betriebes seitens der Bewohner nur von mäßigem Umfange und von naivster Form; im großen Bauernwirtshause wurden sie hauptsächlich zu Weihnachten und Ostern in unterbrochenen Zwischenräumen zu Nutz und Frommen der Dorfkinder aufgeführt, und zwar in gewöhnlicher Volkstracht ohne musikalische Begleitung, ohne jegliche Behelfe theatralischer Kunst und ohne Anspruch auf kunstmäßigen Stil und Ton. Aber den Boden dieser natürlichen und urproduktiven Haltung volkstümlicher Poesie und rein idealer Begeisterung der Höritzer Landleute für die scenische Muse fruchtbar zu machen und für eine künstlerische Entwicklung vorbereitet zu haben, das ist das Werk berufener Faktoren und besonnener Führung. Großes Lob verdient die außerordentliche Leistung des „deutschen Böhmerwaldbundes", eines Vereins, dessen Tendenzen überall, wo die deutsche Zunge klingt, wohlbekannt sind. Sein zielbewußtes Vorgehen, die deutschen Stammesgenossen im südlichen Böhmen, wo in neuester Zeit der Streit der Nationalitäten an Heftigkeit eher zu- als abgenommen hat, parallel mit dem „deutschen Schulvereine", in ihren Gesamtinteressen zu fördern, hat dieser Verein hier im Centrum des Böhmerwaldes ein bedeutendes Werk nationaler Kultur und Begeisterung geschaffen, das ihm und den beteiligten Personen zu großem Ruhme gereicht. Unter seinem verdienstvollen Obmanne, dem Landtagsabgeordneten und Bürger von Budweis, Josef Taschek, wurde der Kunst ein würdiges Heim erbaut und allen mitwirkenden Kräften die Hand zu rascher und entschlossener That geboten. Durch die Munifizenz dieses Vereins wurde ein stehendes Theater errichtet, auf lustiger Bergeshöhe, umgeben von den Kronen vielfach grüßender Höhen, in deren Hintergrunde eine stille Waldkapelle durch ihr ehrwürdiges Alter als weihevoller Zeuge fungiert. Der ganze Bau samt innerer und äußerer Ausstattung wurde um den Kostenpreis von rund 50,000 Gulden hergestellt, und konnte, dank der aufopferungsvollen Unterstützung der begüterten Bewohner des Ortes, die das Baumaterial unentgeltlich lieferten, und dank der mühevollen Mitwirkung auch der ärmeren Bevölkerung, die an dem Baue persönlich teilnahm, in wenigen Monaten zustande kommen. Auf steinernem Grunde errichtet, bietet der bretterne riegelfeste Oberbau, der mit Rücksicht auf seine Dekorationen, auf Sicherheit der Person und auf die technische Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt, einen recht wohlthuenden Anblick. Gleich beim ersten Schritt, den wir ins Höritzer Gebiet machen, winkt uns das stattliche Haus entgegen, und nachdem wir die lange steilansteigende Dorfzeile, die mit mittelalterlichen Emblemen, der Prangersäule und einem steingrauen Brunnen geschmückt ist, durchmessen haben, winkt uns schon die weithin lesbare Aufschrift des Hauses: „Passionsspielhaus". Sein langgestreckter Rücken zeigt beim ersten Blicke, wie sehr der Baumeister darauf bedacht war, den Prinzipien der Theatersicherheit zu entsprechen; denn nicht weniger als 30 Eingänge zu beiden Seiten erhöhen das Sicherheitsgefühl der Besucher. Die bequemen Sitzreihen, geschmackvoll drapiert, sind amphitheatralisch angeordnet, der Orchesterraum ist analog der Wagnerbühne in Bayreuth in entsprechender Vertiefung angebracht.

Das Bühnenhaus zeigt einen geräumigen, für große und scenenreiche Ent-

wickelungen berechneten Trakt, dessen Ausstattung und Dekorierung das Werk eines gediegenen Theatermalers, J. Schallend aus Wien, ist. In ihren Teilen entspricht die Bühne vollständig den modernen Einrichtungen, sie ist demnach keine eigentliche Mysterienbühne, wie sie verwandte Anstalten aufweisen, sondern Volksbühne im eigentlichen Sinne des Wortes. Nur in dem großen Mittelbau, der für die Darstellung der Hauptscenen der eigentlichen Passionsgeschichte berechnet ist, gleicht sie der Oberammergauer Bühne. Hier wechseln im ganzen zwei Dekorationen mit einander ab: die Scene vor dem Palaste des Pilatus und gegenüber die des Annas, mit der landschaftlichen Scene des Ölberges und der Umgebung von Jerusalem. Alle übrigen Dekorationsstücke sind wandelbar und stellen sich dem jeweiligen Bedürfnisse der einzelnen Scenen zur Verfügung. Neben dem Mittelbau ist eine Vorderbühne für die Aufstellung des Chores und für die Darstellung der lebenden Bilder, z. B. für das feenhaft dargestellte Paradies mit der symbolisierten Schlange, das Reich Satans, die mannigfachen Örtlichkeiten aus der biblischen Geschichte ꝛc. Ferner ein Raum im Hintergrunde für die Darstellung der Nebenhandlung, so z. B. für die Kreuzigung Christi, die Grablegung und Auferstehung. Die hierzu geeigneten Maschinen sind auf das Minimum reduziert und den praktischen Bedürfnissen ganz angepaßt. So vermißt man hier z. B. das Flugwerk des Oberammergauer Spiels, auf dem der Heiland seine Himmelfahrt vollzieht und ähnliches.

Ein sehr geschmackvolles und gelungenes Dekorationsstück, gewissermaßen der stehende Prolog zum ganzen ist der Vorhang; denn sein knapper, aber bedeutungsvoller Inhalt bereitet schon auf das große Werk vor, welches sich da vor unseren Augen entrollen soll. Er enthält nämlich drei Medaillonbilder, deren mittleres den in lichte Höhen aufblickenden Christus, die Himmelfahrt symbolisiert, während zwei andere, rechts und links, die Geburt und die Kreuzigung des Herrn darstellen. Eine Orgel an der rechten Seite des Orchesters trägt mit ihren vollen Tönen dazu bei, die Begleitung der stattlichen Chormusik, die von einer geschulten Militärkapelle exekuliert wird, wirksam zu unterstützen.

Die artistische Leitung steht unter dem bühnenkundigen Direktor Deutsch, dem die schwierige Aufgabe zufiel, von den Bewohnern des Dorfes die Fähigsten, 300 an der Zahl, als Darsteller und Statisten zu instruieren und bühnengerecht zu schulen. Keine kleine Arbeit, wenn man bedenkt, daß gleichsam aus dem harten Steine der stummende Funke mit dem Stahle geschlagen werden mußte; es sind ja Leute, die von des Tages Arbeit leben und zumeist nur am Sonntag den schwierigen „Proben" beiwohnen konnten, während sie bis spät nach Mitternacht an den Werktagen zur Exerzierung von Chören herbeigezogen wurden; eine, die kurz vorher noch als Taglöhnerin beim Theaterbau beschäftigt war, glänzte in der weiblichen Hauptrolle, der Maria; ihr Name Maria Perwolfinger wird neben dem eleganten Darsteller des Christus in der Person des Oberlehrers Josef Bartl ein ehrenvolles Blatt in der Geschichte der Passionsspiele überhaupt und von Höritz insbesondere einnehmen. Sie beide und die übrigen Darsteller, unter denen der des Oberpriesters Kaiphas, des typischen Judas und die Mehrzahl der Personen des Vorspiels ragen weit über das Niveau gewöhnlicher Dilettantenleistungen hervor. Man merkt es den Höritzern sogleich an, daß sie nicht aus gewöhnlichem Theatermaterial bestehen, sie üben ihre Kunst mit viel Geschick und Takt, und sie können sich mit stolzem Selbstbewußtsein mit den besten Vertretern ihrer Kunstrichtung messen; sie haben allerdings, wie alles Neue und Sekundäre, mit den Schatten ihrer rivalisierenden Gegner in Oberammergau zu kämpfen, allein die Höritzer dürften jene in mannigfacher Beziehung überholen; ihre natürliche,

jede Sucht nach Originalität und Manierierthelt verſchmähende Sprache, ihr Spiel und ihre Geberden ſind dem erhabenen Stoff ganz entſprechend und genügen den Anforderungen des von ſo hohem und idealen Gehalte erfüllten Gegenſtandes. Es mutet einen gar wohl an, dieſe behäbigen und ſelbſtbewußten Geſtalten als Vertreter der Dorfmuſe in ſardiger Pracht vor Augen zu ſehen; ihre kunſtloſe, urwüchſige Sprache mit den breiten Lauten und volltönenden Formen klingt ganz nachdrücklich in unſer Ohr, und jede einzelne Bewegung, die verſchiedenen Gruppen und Figuren, beſonders die Maſſenſcenen mit ihren farbenreichen Bildern wirken nach dem getreuen Muſter der „Meininger" vorzüglich auf Herz und Auge und reizen zu ſtaunender Bewunderung; die vielen prächtigen lebenden Bilder des Vorſpiels und des letzten Teiles der Paſſion ſind geradezu thränenrührend, Scenen, wie ſie ſelten auf einem Theater, eher in einem Andachtshauſe erzielt werden können. Dieſe meiſterhafte Inſcenierung wird noch ergänzt und zu einem wirkungsvollen Abſchluſſe gebracht durch die würdevolle, den Eindruck des Ganzen wiederſpiegelnde klaſſiſche Muſik, als deren hervorragender Schöpfer der Budweiſer Domkapellmeiſter Jugmann zu nennen iſt. An berühmte Meiſter, Haydn, Händl, Beethoven, Mozart u. a. ſich anlehnend, hat der Komponiſt einen Kranz von Chören geſchaffen, die im Tone und Charakter der bibliſchen Überlieferung ſtimmungsvoll wirken; zudem hat er auch Originalmelodien hebräiſcher Texte und Choräle benutzt, welche der Darſtellung den Stempel des Antiken verleihen. So bietet der impoſante Chor von 45 Mitgliedern männlichen und weiblichen Geſchlechts, unter denen einige ſtimmbegabte Jungfrauen beſonders hervorragen, eine recht ſtattliche Gruppe und bildet gewiſſermaßen die „Krone der Schöpfung".

Schwierigkeiten bot die Neubearbeitung und Neugeſtaltung des textlichen Teils der Paſſionsſpiele. Da hieß es vor allem mit einigen althergebrachten Überlieferungen, die dem fortgeſchrittenen Zeitgeiſte weichen mußten, brechen. Der an die Geſchichte des Jeſuiten P. Cochem vom „Leben Chriſti" ſich anlehnende, von dem Leineweber Gröllhesl verfaßte Text wurde von dem Kaufmann W. Tahedl, auf deſſen Anregung die erſten dilettantenmäßigen Aufführungen der Paſſion in Höritz ſtattfanden, entdeckt. Dieſer nicht unintereſſante Litteraturfund verdankt nun Herrn Profeſſor Ammann aus Krummau ſeine Regenerierung und Bearbeitung. Vom deutſchen Böhmerwaldbunde aufgefordert, ging der bekannte Forſcher auf dem Gebiete der Böhmerwald-Litteratur, dem auch der Verein für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen in ſeinen „Mitteilungen" einen trefflichen Aufſatz über die Paſſionsſpiele verdankt, daran, dieſen Text der Paſſion entſprechend einzurichten. Er überarbeitete demnach und ergänzte, was eben zu ergänzen war. Unter anderem bereicherte er das Spiel mit einem der antiken Tragödie nachgebildeten Prolog, der ſogenannten Expoſition des Stückes. Ein Herold entwirft nämlich in kurzer Darſtellung die ganze Leidensgeſchichte Chriſti. Dieſe Einleitung und die Begrüßung des Publikums, ebenſo die folgenden vom Chorführer vorgetragenen, den Inhalt der einzelnen Scenen betreffenden Erklärungen in gebundener Rede, und zwar in fünffüßigen Jamben abgefaßt, ſind höchſt ſtimmungsvoll. Endlich hat er den Text zu den Chören verfaßt oder nach vorhandenen Muſtern neu bearbeitet, insbeſondere aber hat er dem Ganzen das Gepräge der kunſtvollen Bühnentechnik gegeben. Er ordnete und ſichtete das vorhandene Quellenmaterial, merzte anſtößige Stellen mit kritiſchem Auge aus und füllte die ſo entſtandenen Lücken durch eigene, ingeniöſe Wendungen und Formen aus. Das Facit des Ganzen iſt: der von idealem, antikem Geiſte durchwehte edle Kern, den die ſchöne Form wie eine goldene Schale in ſich ſchließt und als

goldene Frucht darbietet. Dieser Gröllhesl-Ammannsche Text bekundet schon dadurch seine Vorzüglichkeit, daß er von der gewöhnlichen Schablone abweicht. Er beginnt nicht direkt mit dem Leiden Christi, sondern er hebt seine Darstellung da an, wo die historische Überlieferung zu einem ursächlichen Zusammenhange die Handhabe bietet, wodurch die genetische Entwicklung der Handlung ersichtlich und der Ursprung des Erbübels und die Sühnung desselben durch den Sohn Gottes erklärt wird. Er begann nämlich seine Passiondichtung mit der Schöpfung der Welt und dem Sündenfall des ersten Menschenpaares, für die der Heiland zu büßen und zu sterben auf sich nimmt, so daß nach den Regeln der dramatischen Kunst die Schürzung und Lösung des Knotens in der Handlung gegeben ist. Der erste Teil als Vorspiel und das Zwischenspiel der Passion sind mit einer Fülle lebender Bilder aus dem alten und neuen Testament ausgestattet: Scenen großartiger Wirkung kommen zum Vorschein, so: die Erschaffung der Welt mit dem Paradiese und den guten Engeln, die Erschaffung Adams und Evas, die Opferung Isaaks auf dem Berge Moria, Jakobs Söhne, die ihren Bruder Josef an die ismaelitische Karawane verkaufen, das Fallen des Manna in der Wüste, Tobias' Abschied von seinen Eltern, eine Scene höchst patriarchalischer Natur, Esthers Bitte für ihr Volk beim Könige, die heiligen drei Könige, das Jesuskind im Hause Josefs, Jesu Taufe im Jordan, seine Versuchung durch Satan, Christi Verklärung, höchst effektvoll wirkt hier das elektrische Licht, ebenso bei der Darstellung des Regenbogens nach der großen Sintflut zum Zeichen des göttlichen Bundes mit Noah. Es folgen noch einige packende Bilder, so die Erweckung des Lazarus, das herrliche, zu Thränen rührende Bild: Lasset die Kleinen zu mir kommen, und endlich der große, imposante Einzug Jesu in Jerusalem; ein Massenbild von eminenter, großartiger Darstellung: Eine stattliche Kinderschar läuft in jubelnder Freude, Blumen streuend, über die Bühne, Frauen und Mädchen breiten Teppiche und Kleider über den Weg, auf dem der Heiland in die Stadt einziehen wird, eine große Volksmenge unterschiedlichen Geschlechtes und Standes, die Schar der Pharisäer füllt den großen Bühnenraum, und bald zieht auch Jesus ein, auf einem Esel reitend, inmitten seiner Jünger und unter brausenden Hosiannarufen der begeisterten Bürger, die Palmenzweige schüttelnd ihren Freund und Gönner begrüßen, während im Hintergrunde der Bühne Kaiphas mit seinem Anhang in drohender Haltung dasteht und Jesus Warnungsrufe zuwirft. Ein Aufgebot des gesamten verfügbaren Bühnenpersonals defiliert vor den Augen des Zuschauers, der von Staunen und Bewunderung über die Großartigkeit und Pracht des Aufzuges hingerissen, keinen Ausdruck findet, um das Gesehene genügend würdigen zu können.

Das Vor- und Zwischenspiel, in welch letzterem noch die wirkungsvolle Parabel vom guten Hirten, der das verlorene Schäfchen seines Vaters sucht und nicht eher ruht, bis er es wiederfindet, erwähnenswert ist, die Zeit von $2^1/_2$ Stunden vormittags ausfüllend, sind mit ihrem rauschenden Scenenwechsel vorüber, und es beginnt die ersehnte Mittagspause, wo man nach den geistigen Genüssen in dem angrenzenden Parkrestaurant oder in den wohleingerichteten Gasthäusern des etwa eine Viertelstunde entfernten Marktes sich nach leiblicher Stärkung umsehen kann. Um 2 Uhr nachmittags beginnt das Passionsspiel selbst. Jesus offenbart in herzergreifenden Tönen und Vorstellungen seiner Mutter Maria seine Leiden; sie teilt in mütterlicher Treue all seinen Kummer, den sie nur erratend erspäht; ihre Thränen sind wahre Thränen, ihr Seufzen, ihre Klagen, ihre zärtlichen Liedkosungen, ihre Versuche, den geliebten Sohn zu trösten und ihm Mittel zur Abwehr zu empfehlen, um ihr den bittern Schmerz seines Verlustes zu ersparen, sind wahre Herzenszüge, ohne jede Künstelei. Jesus nimmt dann Abschied

von ſeiner Mutter und ſeinen Freunden, um ſich zum letzten Abendmahle in das Haus eines Reichen auf Sion zu begeben; es folgt ſodann die Fußwaſchung und hierauf die Einſetzung des heiligen Abendmahls; Jeſus lehrt ſeine Jünger zum letzten Male Liebe und Duldung üben. Damit iſt der Übergang zur zweiten Haupthandlung gegeben. Der jüdiſche Rat verſammelt ſich in Kaiphas' Palaſt und beſchließt mit Judas Unterſtützung, der die Fährten ſeines Meiſters auszuſpähen verſpricht, Jeſus heimlich zu fangen. Judas zieht mit der Rotte in den Ölberggarten und führt von den böſen Geiſtern Luzifer, Beelzebub und Belial verſtrickt, ſeinen Plan um den Lohn von 30 Silberlingen aus. Die dritte Haupthandlung beginnt mit der Scene am Ölberg. Während Jeſus zu ſeinem Vater um Befreiung ſeines harten Loſes fleht, erſcheint ein Engel mit ſtrahlendem Antlitz, um ihm Stärkung in ſeiner Not und Qual zu bringen. Auf Geheiß des Vaters muß er den Leidenskelch bis zur Neige leeren und den Tod am Kreuze büßen. Es folgt die Gefangennahme Jeſu auf offener Scene. Judas drückt ſeinem Meiſter den Verräterkuß auf die Stirn, dann wird dieſer von der Rotte fortgeſchleppt. In der vierten Haupthandlung beſteht Chriſtus ſein erſtes Verhör vor Annas, dann vor Kaiphas in Gegenwart des Synhedrions. Jeſus beharrt auf ſeinen Lehren und er geſteht unumwunden, daß er der Sohn Gottes ſei, er bekennt ſich zu einem Könige, aber ſein Reich ſei nicht von dieſer Welt. Deshalb wird er von dem zürnenden Rate und der tobenden Phariſäerſchar zum Kreuzestode verdammt und in den Kerker geworfen. In der Nacht ſucht Maria ihren Sohn, ſie bittet die Wache um Einlaß in die Kerkerzelle, in welcher er ſeine Klagelieder in melodramatiſcher Form althebräiſcher Texte ſingt, ſie wird aber barſch abgewieſen. Ein betäubender Lärm erſchallt vor dem Hauſe des Pilatus, dem Blutrichter über Judäa unter Kaiſer Tiberius, vor deſſen Richterſtuhl jetzt Jeſus gebracht wurde. Der auffällig humane Römer findet kein Zeichen von Schuld an dem Verklagten und ſchickt ihn zu Herodes, dem eigentlichen Richter über Jeſus, den Galiläer. Von dieſem verhört, wird er abermals vor Pilatus geführt und endlich auf energiſches Verlangen ſeiner Ankläger zum Tode am Kreuze verurteilt; doch ſollen den Phariſäern zum Trotze als Kreuzesinſchrift die Worte: J. N. R. J. (Jesus Nazarenus, rex Judaeorum) angebracht werden. Die fünfte und letzte Haupthandlung enthält den Antritt Jeſu zum Kreuzwege; Maria, Magdalena und Johannes ſuchen ihn auf demſelben. Da begegnet er ſeiner Mutter und fällt ſchmerzlich unter der Kreuzeslaſt nieder; Simon von Cyrene hilft ihm das Kreuz tragen, während ihm Veronika das Schweißtuch reicht. Jetzt ſieht ſich auch Judas von Gewiſſensbiſſen gequält und ſpringt aus Verzweiflung in einen Abgrund. Auch Petrus, der ſeinen Meiſter verraten, wird von den Qualen der Reue ergriffen. Im Hintergrunde der Bühne vernimmt man dumpfe Schläge, die Kreuzigung Chriſti wird eben vollzogen. Am Kreuze ſpricht Jeſus die letzten ſieben Worte der Erlöſung, und Finſternis des Todes legt ſich auf ſeine Stirne. Donner und Blitz begleiten die folgende Scene, ein gewaltiges Erdbeben wird vernehmbar, die Toten werden aus den Grüften geworfen, und alles, was lebt, fällt zitternd in die Knie. Es wird wieder hell, in lichtvoller Ferne erſteht Jeſus wieder vom Grabe; ſeine Abnahme vom Kreuze und die Grablegung haben unmittelbar vorher ſichtbare Spuren der allgemeinen Beſtürzung hinterlaſſen, welche das folgende „Halleluja" aus dem Oratorium „Meſſias" von Händel zu verſcheuchen ſucht.

Alles in allem iſt die Geſamtleiſtung recht befriedigend, ſie bewegt ſich ſtets in würdevollem Rahmen der Tradition und entſpricht vollkommen dem erhabenen Vorwurfe der Paſſion. Sorgfältiges Studium und muſterhafte Schulung aller Mitwirkenden brachten auch nie geahnte günſtige Erfolge. Beweis ſind die zahlreichen Zeugniſſe,

Digitized by Google

die durch den Besuch selbst geliefert wurden. In großen Scharen eilte die Bevölkerung von Nah und Fern herbei, um die Leistungen ihrer Stammesbrüder kennen zu lernen und Herz und Auge an diesem kirchlichen Spiel zu erfreuen; hohe Würdenträger, weltlichen und geistlichen Standes, Gelehrte, Litteraten und jugendliche Enthusiasten sah man in großer Zahl dem Hause der Passion zuströmen; sie alle lauschten andächtig dem erhabenen Gegenstande und harrten in ernster Stimmung bis zum Schlusse der Vorstellung aus. Durch diese glänzenden Leistungen ermutigt, so wie durch manchen Fingerzeig freundlicher und verständiger Teilnahme zu sachgemäßen Verbesserungen im allgemeinen und besonderen ermuntert, beschloß der deutsche Böhmerwaldbund, die Passionsspiele jedes Jahr zu Beginn des Jahrs fortzusetzen, um das begonnene Werk, ein Stück heimatlicher Kultur und nationaler Begeisterung, seinem gedeihlichen Ziele zuzuführen: die materiellen und geistigen Interessen seiner Stammesgenossen zu heben und zu fördern.

Die heurige Spielzeit hat am Pfingstsonntage begonnen.

Kritik.

Romane und Novellen.

Wieder einmal hat sich das junge Volk unter einer Fahne gesammelt, um zu zeigen, wie weit es die neue Kunst gebracht hat. Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung hat Dr. Cäsar Flaischlen unter dem Titel „Neuland“ herausgegeben (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. Preis: 5 Mark).

Dreiundzwanzig Autoren marschieren auf mit vierzig Beiträgen, die zum größten Teile noch nicht gedruckt waren. Es ist ein zahmes Buch geworden, wie nicht anders zu erwarten, jetzt wo die erste Hitze verraucht ist und das stille Arbeiten angefangen hat. Der Herausgeber einer Anthologie kann es nicht allen recht machen, und ich hab eine spezielle Antipathie gegen alle Sammelbücher. Aber Flaischlen hat seine Aufgabe mit gutem Takte gelöst. Ich vermisse einige Namen ungern. Ein paar Beiträge wünschte ich weg, z. B. die beiden herzlich unbedeutenden Sächelchen von Heinz Tovote. Von direkt Wertlosem ist der Band Gottlob frei, und mehr soll man nicht erwarten. Daß der Band einen imponierenden Eindruck hervorbringe, kann ich nicht behaupten. Es sind ja in der Hauptsache kleinere Sachen; große wuchtige Stücke aufzunehmen verbot schon der Raum. Die Gegensätze sind stark; es ist ein buntes Bild. Paul Scheerbart schreibt seine kleinen Stücke mit echter unbekümmerter Freude am Fabulieren, bunt wie Seifenblasen; warum? wozu? — weil er eben Freude hat an bunten, farbigen Bildchen. Daneben stammelt Johannes Schlaf naturbegeisterte Worte, setzt Strichelchen an Strichelchen, wie man es von seinem Sammelbuche „In Dings da“ her kennt. Eine phantastische Traumwelt beschwört Julius Hart herauf. John Henry Mackay schreibt in seiner nüchternen festen Art eine einfache Geschichte über die tiefstes Mitgefühl seinen Glanz ausgießt. Frau Anna Croissant-Rust bringt ein Idyll voll zitternder Lebensluft und Lebensfreude, treffsichre Kunst, aus dem Herzen herausgeschrieben, echt modern im scharfen Erfassen der Situation und Stimmung, in dem fröhlichen unbekümmerten Drauf-

losgehn, das eben den richtigen Ausdruck finden muß, nicht eher ruht, als bis er da ist. Sie hat mit ihrer „Prinzessin auf der Erbse" den Vogel abgeschossen. Heinrich Hart bringt zwei Skizzenblätter, zwei Porträtstudien. Der eine, Vinzenz, ist der Bethätiger reinster christlicher Liebe, geht ganz auf in seiner Liebe zur Menschheit, eine Idealgestalt opferfreudiger Hingabe. Der andre, Richard, repräsentiert modernstes Sichselbstfühlen, Sichselbstsetzen. Es sind Gestalten mit den Augen der Wahrheit und der Sehnsucht gesehn, „Vorboten künftiger Geschlechter". Die Beiträge der Frau Croissant und Heinrich Harts sind die Perlen des Buches.

Wird das Buch seinen Zweck erfüllen, weitre Kreise zum Verständnis der neuen Kunst bringen und von der Furcht vor dem Popanz Moderne erlösen? Zu wünschen wär's, und weite Verbreitung findet es ja, da es in die Schriften des Vereins für Bücherfreunde aufgenommen ist. Jedenfalls soll man dem Herausgeber für seine Arbeit Dank wissen.

Dem Erzeugnis seiner Muse, der Sylvester-Paraphrase in sieben Bildern: Im Schloß der Zeit, die Flaischlen im Verlag von F. Fontane & Co. (Berlin) hat erscheinen lassen, worin es entsetzlich allegorisch kalt ist, wie eben um Neujahr vielleicht nicht anders zu erwarten — kann ich leider keinen Geschmack abgewinnen. Schnell vorüber.

Hermann Bahr hat in dem Sammelbuche keinen Platz gefunden. Seine neueste Novellensammlung Caph (S. Fischer, Berlin) läßt das kaum bedauern. Schlimmer hat sich kaum einer in kurzer Zeit ausgeschrieben als er. Seine Mätzchen vermögen nicht mehr über die Hohlheit hinwegzutäuschen. Vielleicht giebt es aber noch Menschen, die die Widmung des Buches („Meinem verehrten Freunde, dem sehr edlen Hunde Wächterl, in herzlicher Liebe") lieb und reizend finden und den affektierten, zugehackten, schlodderigen Stil bewundern, vielleicht auch solche, die Kommisvoyageur-Geschichten wie „Die schamhafte Gräfin" mit Vergnügen lesen. Sie mögen ihr Vergnügen haben; vor das Forum litterarischer Kritik gehören die neuesten Bahrschen Sudeleien nicht mehr.

Übersetzungen sind wieder reichlich vertreten. Bei S. Fischer in Berlin erschien „Eine glückliche Ehe" von Peter Nansen, dem feinen dänischen Journalisten. Nansens Prosa ist ein Genuß, sie hat etwas stilfertiges über sich, ist glatt und geschmeidig, kann eigentlich alles sagen, ohne zu verletzen. Dem entspricht eine gewisse oberflächliche Behandlung des Stoffs. Keine Spur von Versuch, in die Tiefe zu dringen. Die Erzählungsweise wird fast schematisch; es läuft alles zu genau am Schnürchen. Es ist die Geschichte von der jungen Frau, die zugleich eine gute Hausfrau für ihren Mann und Geliebte für den Hausfreund ist. Der Verfasser schildert, wie hübsch doch eigentlich ein solches Dreiecksleben ist. Geht uns doch mit der Moral; ist die Geschichte gut arrangiert, dann lebt's sich auf diese Weise ausgezeichnet. Es ist gut, daß Nansen über einen trocknen diskreten Stil verfügt, der keine Schwierigkeiten kennt und alle grellen Farben ausschließt.

Sven Lange, Engelke und andere Erzählungen. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von M. von Borch. (Köln und Paris. Verlag von Albert Langen.) — Der Verleger hat dem Buche einen Panegyrikus vorangesetzt. Es kann schön werden, wenn die Herren Verleger ihre Waschzettel in Gestalt von Vorreden veröffentlichen, und es zeugt nicht gerade von gutem Geschmack, wenn sich ein Autor eine Anpreisung seiner „Ware" in der Form gefallen läßt. Hätte der Herr Verleger lieber dafür gesorgt, daß der Titel der ersten Novelle vorgedruckt wäre. — Sven Lange ist etwa fünfundzwanzig Jahre alt; da er ein Däne ist, wurde sein erstes Buch schleunigst übersetzt. In diesem Falle mit Recht. Es ist das erste wirklich bedeutende Buch, das der Langensche Verlag gebracht hat. Es

ist merkwürdig reif. Das psychologische Bohrvermögen Langes scheint frühzeitige Verbitterung und Verachtung des heimischen Gesellschaftslebens rasch entwickelt zu haben. Sein Vortrag ist kalt und still und stolz, aristokratisch abweisend. Der männlichen Hauptfigur der ersten Novelle sind ein paar Auseinandersetzungen über Kunst in den Mund gelegt, die nicht recht zu der Figur passen, also wohl mit einem gewissen Recht auf das Konto des Verfassers gesetzt werden können. „Meine Poesie eine tief zitternde Leidenschaft für das Böse nähren — Shakespeare hatte einen Hauch davon, der jedoch weit entfernt von genügend war; — meine Poesie soll das Böse als die Grundveste ihres Wesens bekennen, wie ihren Atemzug, wie das Blut in ihren Adern; sie ist viel ursprünglicher als Mephistopheles, sie spottet nicht, denn sie verweilt zu viel bei sich selbst — und von dem Begriff Sünde ahnt sie nicht einmal, was er ist.“ Und diese Poesie, heißt es an andrer Stelle, wäre dann nicht ein Luxusartikel, den man ruhig beiseite werfen kann, wenn man keine Notiz von ihm nehmen mag, sie wäre eine brennende, unauslöschbare Flamme, die im alten Dänemark lustig gen Himmel lodern könnte. Das ist eine Stelle, die recht sehr von dem sanften ruhigen blasierten Tone absticht, der sonst in dänischer Litteratur herrscht. Nun mag Lange sein Wort einlösen.

Endlich ist dann auch einer der prächtigsten Romane Jonas Lies übersetzt: Hof Gilje (Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek X, 20). 1883 ist das Buch erschienen; es ist das erste Buch Lies, das völlig durchschlug. Arne Garborg hat in seiner Biographie geschildert, wie „die Kritik förmlich ein Fest feierte“, wie die Frauenemanzipation das Buch für sich ausnutzte. Kürzlich stand der Roman in der Zeitschrift „Die Frau“. Sind wir wirklich zehn Jahre zurück? „Was die Periode künstlerisch erstrebte, hier war es erreicht.“ Lie führte mit seinem Buche über die Problemdichtung hinaus „zu der eigentlichen Aufgabe der Kunst zurück, der reinen Menschenschilderung“. So wurde der 50jährige Mann der Meister der naturalistischen Richtung, die in der Mitte der 80er Jahre auftrat. Das Buch hat eine Gestalt, die man nimmer vergessen kann, die Gestalt der „Ma“, der Ehefrau, die nur Hingebung, Resignation ist, „der ewigen Märtyrerin der konventionellen Ehe“. Damit hat Lie eine typische Gestalt geschaffen. Aber sie ist nicht bloß die „unterjochte Frau“, nicht eine zurechtgedrechselte Figur, der Theorie zu Liebe geschaffen. Sie ist bis in die kleinste Seelenregung hinein verstanden, wie später der Kommandeur in „Die Töchter des Kommandeurs“, der unterjochte Ehemann. Und es ist schlimm für die Verfechter einseitiger Frauenemanzipation, daß Lie auch den Mann der „Ma“ verstanden hat, den Kapitän Jäger, den Haustyrannen, den brutalen Herrn und Rekrutenschinder, daß er die Bedingungen aufzeigt, die ihn zu dem Manne machen mußten, der er ist. In Engelhorns Romanbibliothek sind früher die „Töchter des Kommandeurs“ erschienen; das deutsche Publikum kann nun die beiden Hauptromane Lies hinter einander lesen und einen Einblick bekommen in seine dichterische Arbeit, wie man es nicht besser verlangen kann. —

Im Verlage von F. Fontane & Co. (Berlin) ist erschienen:

Gertrud Franke-Schievelbein: Rotdorn. Novellen. — Eine gute Unterhaltungslektüre teilweise mit Anläufen zu psychologischer Erfassung. Die letzte Novelle ist technisch am besten gelungen. Sie sticht in ihrer knappen klaren Art vorteilhaft ab von den mit allerhand empfindsamem Flitterstaat aufgeputzten beiden ersten Erzählungen. Auf jeden Fall gehört die Verfasserin unter die Erscheinungen, von denen Gutes zu erwarten ist.

Viktor Neumann: Himmlische und irdische Liebe. Roman. (Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden. 1894.) Preis 3 Mark. — Ein Professor der

Philoſophie erfährt, daß ſeine Frau ihn mit ſeinem beſten Freunde hintergangen hat. Erſt ohnmächtige Wut, Mordgedanken, ſchließlich ſiegt das Mitleid. Er verzeiht ſeiner Frau. Eine neue Liebe ſcheint zwiſchen den beiden zu entſtehen. Da kommt der Freund. Auch ihm wird verziehen; der Profeſſor geht ſogar ſoweit, ihn zum Abend bei ſich zu behalten. Die Frau, die ſich in dieſe Verhältniſſe nicht hineinfinden kann, vergiftet ſich, und der Profeſſor wird an dem Totenbette ſeiner Frau wahnſinnig. Das Buch iſt ein Konſtruktionsroman. Als moderner Menſch verzeiht der Profeſſor ſeiner Frau; die Frau empfindet das als Waſchlapperei, beſchimpft den Mann zunächſt, wird ruhig, die Liebe bricht wieder friſch hervor. Das alles geſchieht an einem Tage: Früh um 8 Uhr holt er ſeine Frau vom Bahnhof ab, nachts feiern die beiden ihr Liebesfeſt. Nun kommt die böſe Welt. Am andern Tage erſcheint der Freund. Der Frau muß ſofort ſo unbehaglich werden, daß ſie Gift nimmt. Es iſt das alles ganz ſchön gedacht, nur leider fehlt die innere Wahrſcheinlichkeit. Der Roman iſt teilweiſe ſehr gut geſchrieben, mit einer gewiſſen Vehemenz und großer Gewandtheit. Als Ganzes wirkt das Buch ſeines Stoffes wegen wenig. Es fragt ſich, ob der Verfaſſer lebensvolle Geſtalten ſchaffen kann, vorderhand hat er nur konſtruierte Figuren mit ſcheinbarem Leben erfüllt.

G. Morgenſtern.

Abſeits vom Wege. Zwei Erzählungen von Leo Hildeck. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

Ein neues Buch von Leo Hildeck iſt ſtets eine willkommene Gabe für die immer mehr wachſende Schar der Freunde ihrer Muſe — jeder, der ihre Novellen und namentlich ihren „goldenen Käfig“ geleſen hat, weiß, daß er keine alltäglichen Erzählungen zu erwarten hat, die für den Tag geſchrieben mit dem Tag verſchwinden — ſondern vielmehr ausgereifte Leiſtungen einer ernſt ſchaffenden Künſtlerin. Die beiden Erzählungen, welche uns ihr neueſtes Buch bringt, ruhen auf gemeinſamem Grunde: Beide predigen uns die Tragik des Frauenloſes. Und doch, wie verſchieden iſt dieſes Thema in den beiden Novellen behandelt! In der erſten — „Erfolg“ — ſehen wir, wie ein glück- und freudlos dahinlebendes Mädchen elend zugrunde geht, weil es auch einmal die Hand nach dem Glücke auszuſtrecken wagt; in der zweiten Novelle — „Seine Witwe“ — behandelt die Verfaſſerin hingegen das Schickſal einer Frau, die in den Augen der Welt als Gattin eines hochberühmten Mannes beneidenswert glücklich ſcheint, während ſie an der Seite dieſes Mannes namenlos unglücklich dahinlebt, bis ihr ſein Tod eine „Freiheit“ giebt, welche ſie nur ſo lange vor geſellſchaftlicher Achtung ſchützt, als ſie von ihr keinen Gebrauch zu machen wagt. — Aber nicht nur das Grundthema iſt beiden Erzählungen gemeinſam: in dem Hintergrunde einer jeden lauert der ſtille unausgeſprochene Vorwurf gegen die Geſellſchaft, welche die Wahrheit nicht vertragen kann und dadurch das Lebensglück der Individuen ganz oder zum Teil vernichten muß, ſobald ein Konflikt entſteht. Und der Zwang der Geſellſchaft erſcheint ſo groß, daß auch jene durch ihn herbeigeführten Löſungen, welche vor dem Tribunale der Ethik nimmermehr zu beſtehen vermögen — zu Selbſtverſtändlichkeiten werden, die kaum einer Diskuſſion wert erſcheinen.

Der junge Rechtsanwalt der erſten Novelle würde es nicht zu faſſen vermögen, wenn man es unternähme, ihm zu beweiſen, daß er die Lehrerin zu ſeiner Frau zu machen hätte, denn würde ihn nicht ſein ganzer Kreis verurteilen? Würde er ſich nicht geradezu lächerlich machen? Und die Frau der zweiten Novelle kann es als Witwe des ungeliebten großen Mannes in Wirklichkeit nicht wagen, den heißgeliebten Redakteur zum Manne zu nehmen, denn die Geſellſchaft hat ihre unumſtößlichen, wenn auch ungeſchriebenen Geſetze und

lieber soll das Lebensglück der Individuen Schiffbruch leiden, ehe an diesen Gesetzen gerüttelt werde.

Leo Hilbeck hat uns in der ersten Novelle einen unterliegenden, in der zweiten einen siegenden Frauencharakter vorgeführt, aber in beiden Erzählungen sitzen wir über die gesellschaftliche Lüge zu Gericht, und wir können der Verfasserin das Lob nicht versagen, daß sie es verschmäht, die Landstraße zu beschreiten und mit Vorliebe unbegangene Pfade einschlägt, um tiefen Problemen des Lebens nachzugehen.

Nicht einverstanden sind wir mit dem Schlusse der ersten Novelle. Daß es solche niedrige Charakter giebt, welche ihr Abenteuer aus Eitelkeit am Biertische in der Weise zum besten geben könnten, wie es der junge Rechtsanwalt thut, unterliegt selbstverständlich keinem Zweifel. Wir möchten nur bestreiten, daß dieser Hans Sturz aus solchem Stoffe geformt ist. Er ist uns im Laufe der Handlung mehr gewissenlos, als eigentlich gemein erschienen, und mancher Leser dürfte sagen: „Das hätte ich ihm denn doch nicht zugetraut." Dem Referenten ist es so ergangen, und er kann daher nicht umhin, zu sagen, daß es dem Autor vielleicht nicht erlaubt war, dem Bilde diesen dunklen Schatten hinzuzufügen.

Gewiß, es geschieht im Leben häufig, daß wir Handlungen begehen sehen, welche wir dem betreffenden Individuum nicht zugetraut hätten. Wenn das in der Wirklichkeit geschieht, beweist es nur, daß unsere Menschenkenntnis in diesem Falle lückenhaft gewesen ist. In einem Kunstwerke ist aber der Autor dafür verantwortlich, daß wir den Charakter des Helden genau genug kennen, um von keiner seiner Handlungen überrascht zu werden. Gewiß ist dies kein Fehler, der schwer ins Gewicht fällt. — Daß wir ihn überhaupt zur Sprache gebracht haben, mag der Verfasserin ein Beweis für die Hochachtung sein, welche wir ihren Arbeiten entgegenbringen. Dr. Arthur Pfungst.

Lyrik und Epos.

Herr Oskar Oertel hat viele lange Stunden „auf dem fernen Helikon" gesessen, und wie das so zu gehn pflegt, als er wieder runter kam, hatte er die Phyllis fertig, eine Novelle in Liedern, (Leipzig, Siegbert Schnurpfeil). In Anmerkung 4) teilt er mit: „Die in der zweiten Abteilung des Buches, welche die Überschrift: ‚Phyllis' führt und die drei Abschnitte: ‚Liebes-Sehnen', ‚Liebes-Lust' und ‚Liebes-Leid' enthält, mitgeteilte Geschichte, der Hauptgegenstand dieses Werkchens, beruht auf den mündlichen Mitteilungen eines Freundes des Verfassers an den letzteren." Das ist Oertelsche Prosa, nun eine Probe Oertelscher Poesie:

Entzückt mich nun auch dieser Liebe Tiefe,
So muß es doch ernstlich mich betrüben,
Daß Phyllis so sehr durch dieselbe leidet
Und sie ihr nie endenden Kummer bereitet.
Doch ahnt sie denn nicht, wie schwer auch mir
Die lange Zeit der Trennung wird?
Wie selbst bei der Arbeit mein Geist oft zu ihr,
Ins Heiligtum ihres Herms, sich verirrt
Und da in den Bildern sich verliert,
Die süße Erinnerung vor ihm führt?

Ja, Sachsen hat noch reimfrohe Dichter.

Ungefähr gleiche künstlerische Vollendung weisen die Gedichte von Albert Oberlein auf: Haideblümchen (Altenburg, Schnuphasesche Hofbuchhandlung). Er reimt mit der größten Seelenruhe: selig — fröhlich, gestört — zehrt, ergründen — finden u. s. w. Auch hier eine Probe:

Kaiser Wilhelm ist nicht mehr,
Friedrich ward uns auch entrissen,
Und wer zählt die Helden her,
Die wir schmerzlich schon vermissen;
Auf die wir mit Stolz geblickt,
Als der Feind das Schwert gezückt;
Klage, Deutschland, klage!

Ein frischerer Zug geht durch die Gedichte von E. Meyer, Mosaik (Basel, Druck der Vereinsbuchdruckerei, 1893). Die Form ist alt und die Gedanken nicht gerade neu; und wenn die Verfasserin einen Volksfreund anfingt: „Verzage nicht, mein stolzer Pelikan", so kann ich nicht für meine tiefernste kritische Miene ein-

ſtehn. Aber man hat es doch hier mit einer Dichterin zu thun, die derb zupackt und den Dingen auf den Leib rückt. Warten wir ab, was draus wird.

Da iſt Karl Buſſe eine andre Nummer. Er iſt „geborener Lyriker“. Ihm formen ſich die Erlebniſſe wie von ſelber zum Gedicht und ſeine Sammlung Gedichte hat die zweite Auflage verdient (Großenhain und Leipzig, 1894, Baumert & Ronge). Er verſteht in Stimmung zu verſetzen, wie nur einer, verſteht Verſe zu ſchreiben von entzückendem Wohllaut. Freilich kann er auch zu viel des ſüßen Geklingels geben, und es wäre ein erfreuliches Zeichen von Weiterentwicklung geweſen, wenn er die neue Ausgabe von einigem Klingklangballaſt befreit hätte.

Ein ſtolzes Buch ſind die Offenbarungen von Alberta von Puttkamer (Stuttgart, J. G. Cottaſche Buchhandlung). Hier herrſcht ein Geiſt, dem Flügel zum hohen Flug gegeben ſind. In dem ganzen Buche kein kleiner, ſchwächlicher Ton. Die Dichterin „geht abſeits von der großen Herde, die in der ſchlichten Form den Gott mißkennt und das Gemeine preiſt mit Narr'ngebärde“. Sie will den Gott und den Menſchen in ſich ausleben. Die Leidenſchaft, die ſie erfaßt, ſtammt aus der Bruſt eines ſtarken, zum Herrſchen und Trotzen geborenen Weſens, das ſich ganz ausleben und „nichts und nichts dem Schickſal ſchenken will“. Nur große Leidenſchaft kann Verſe hervorbringen wie die folgenden:

Hier iſt die Heide! uns umhegt die Stille.
Ich weiß nur noch, daß du auf Erden biſt —
Es wächſt die Sehnſucht, und es ſchläft der Wille —
Die Zeit lebt nur, die nur dein Atem mißt ...
Dein Kuß hebt mich in wundervolle Schwülen;
Wir lieben uns ſo ſehr, ſo wonnejung —
Nicht denken will ich mehr — nichts, nichts als fühlen —
Sink auf uns nieder, — Heidedämmerung. —

Zu wahrhaft monumentaler Größe wächſt die Geſtalt in den letzten Abſchnitten des Buches, den Freien Rhythmen und den Offenbarungsnächten, in denen ſie die ehrwürdigen Geſtalten Goethes, Platos und Chriſti heraufbeſchwört, um Stärkung zu finden in ihrer gegenwartfremden Einſamkeit. Dieſe fünfzig Seiten konnte nur eine Vollnatur dichten, die die Welt mit „der Vielkraft der Seele“ ſchaut, „mit Herz und Phantaſie und Verſtand, in einen Ring des Könnens gebannt“.

Und die Sprache, in der ſie ihre Gedanken vorträgt? Ich will eine Stelle aus den freien Rhythmen herſetzen:

Die Wolken jagen und wandern.
Zu allmächt'gen Geſtalten ballen ſie ſich;
Und der blaſſe Nebel
Schleppt wie Faltengewänder,
Durchſtickt mit erſten Funken
Fallenden Mondlichts ...

Unſre Zeit ſteht der Lyrik fremd gegenüber, und es ſieht aus wie eine Ironie, daß gerade ſie Dichter von der Größe eines Dehmel, Falke, Liliencron, einer Alberta von Puttkamer hervorbringen mußte, daß gerade auf dem Gebiete der Lyrik die Produktion immer mehr wächſt. Herrgott, wie ſoll das enden!

Morgenſtern.

Ludwig Scharf: Seiner Heiligkeit Papſt Alexanders VI. Bulle: „In rebus amoris“, herausgegeben vom hochwürdigen Chorherrn Giambattiſta Caſti. (Zürich, Verlagsmagazin [J. Schabelitz], 1894. — 60 Pf.) — Als die wahnſinnigen Anſprüche der Päpſte auf Leib und Leben der Menſchen, auf ihre Seele, ihren Kopf, ihren Haushalt, ihre Bücher, ihre Schlöſſer, ihre Throne, ihre Eheſrauen, ihre Ehebetten, ihre ehelichen Funktionen, ihre Gedanken, ihre Zukunft im Jenſeits, wie ihre Gegenwart am höchſten geſtiegen waren, wie z. B. Bonifaz VIII., oder in der Bulle „in coena domini“, oder z. B. Leos X., der den Deutſchen das Buchdrucken verbot, — bis Luther mit einem kräftigen deutſchen Fauſtſchlag den vergoldeten Italiener von ſeinem Throne ſtürzte — um jene Zeit ſuchte ſich die gequälte Menſchheit hie und da durch eine ſatiriſch gemeinte, ſogenannte „Pſeudo-Bulle“, von dem entſetzlichen Druck, den dieſer vergoldete Kaſtrat im

Reich der Geiſter ausübte, zu erholen. Leider gelang es ihnen nicht immer. Denn, was ſie auch an Tollheiten in dieſen erfundenen Bullen zuſammentrugen, man hielt ſie für echt, ſobald nur der Name eines Papſtes an ihrer Spitze prangte. — Eine dieſer Pſeudobullen, deren echte Unechtheit ſich inzwiſchen herausgeſtellt hat, iſt auch die vorliegende. Ihr Verfaſſer iſt der geiſtreiche Giambattiſta Caſti im 16. Jahrhundert, und ſie iſt Alexander VI. zugeſchrieben. Aus der Proſa des Caſti hat ſie ein Franzoſe Anfang dieſes Jahrhunderts in reizende franzöſiſche Verſe gebracht, deren Ausgaben, ebenſo wie die des Caſti, große litterariſche Seltenheiten bilden. Und nach den Verſen des Franzoſen hat ſie Ludwig Scharf im Auftrag eines freiſinnigen Mäcen im Norden unſeres Vaterlandes, der den deutſchen Horazen hie und da einige ſeiner Gedanken zum Feilen giebt, in prächtige, humoriſtiſche, deutſche Knittelreime gebracht: Dem Papſt kommt zu Ohren — um den nicht ungefährlichen Gegenſtand ganz kurz zu referieren —, daß die germaniſchen Frauen in ihren matrimoniellen Beziehungen nicht das nötige Temperament entwickeln. Da dies gegen die Statuten der Kirche auch gegen die von Gott gewollte Ordnung der Dinge iſt, ſo erläßt der Papſt eine Bulle, welche den deutſchen Frauen größere Wachſamkeit empfiehlt. Eine ſchleſiſche Gräfin fühlt ſich dadurch gekränkt, ſie eilt nach Rom, wirft ſich dem Papſt zu Füßen und beſchwört ihn, daß der Inhalt der Bulle Verleumdung ſei. Der Papſt zuckt die Achſeln: ſeine Nachrichten ſtammten aus dem Kardinals-Kollegium, wo man nur auf Grund ſorgfältigſter Erkundigungen in ſolchen Dingen vorzugehen pflege; ſie möge ſich dorthin wenden. Die Gräfin geht nun ins Kardinals-Kollegium und liefert dort die unzweideutigſten und geforderten Beweiſe ihrer — Tüchtigkeit; Beweiſe, die ſie dann ſpäter dem Papſte gegenüber wiederholt. Sie erhält darauf ein Breve, welches ſie und ihr Geſchlecht, und wohl auch mehr oder weniger ihre Nation, die deutſchen Frauen, von dem ſchweren Bann der auf ihr laſtenden Verleumdungen befreit. — Es ſteckt noch ein anderer, kleiner, kulturhiſtoriſcher Kern in dem kleinen erotiſchen Werkchen: Man war in Italien bis ins 16. Jahrhundert, und noch ſpäter, beſonders am päpſtlichen Hof, gewohnt, die Deutſchen als „Beſtien“ anzuſehen, und ſie ſo zu behandeln. Und der zwiſchen den Zeilen zu leſen Verſtehende wird im obigen Referat ein Stück dieſer „Beſtien“-Auffaſſung und dieſer „Beſtien“-Traktierung erkannt haben. — Nun der Hochmut und der Götterdünkel der damals renaiſſanceſtolzen Italiener und verſchlemmten Päpſte hat ſich inzwiſchen gelegt. Die deutſche Beſtie kuſcht jetzt nicht mehr wie damals und läßt ſich nicht mehr von goldenen Tiaren imponieren. Sie ſchickt auch ihre Sünden nicht mehr unter großer Goldzuwage nach Rom. Was ſie heute nach Rom ſchickt, ſind deutſche Bücher. Und was ſie heute dafür empfängt, iſt italieniſches Geld. Das deutſche Beſtienhirn iſt heute eines der ſchärfſten und ſicherſten geworden. Auf 5000 ins Italieniſche überſetzte deutſche Bücher kommt vielleicht ein italieniſches ins Deutſche. Und wollte der Vatikan alle deutſchen Bücher auf ſeinen Index ſetzen — und jedes ehrliche deutſche Buch gehört auf den päpſtlichen Index — er müßte eine eigene Druckerei einrichten. Das deutſche Beſtienhirn führt heute das ſchärfſte geiſtige Schwert. Und die ſtärkſte materielle Waffe hat es auch in der Hand. Möge es ſo bleiben! Panizza.

Dramen.

Rudolf Lothar: Rauſch. Ein Drama in drei Aufzügen. (Dresden und Leipzig, E. Pierſons Verlag. Preis: 2 Mark.)

Auf einem abgelegnen Gute verſucht ſich der Beſitzer einer Spiritusbrennerei als ſozialer Reformator. Er will den vom Branntwein zugrunde gerichteten Arbeitern den Frieden bringen mit einem Male, will ihnen das Glück aufzwingen. Der

Branntweingenuß wird verboten, beſſere Lebensbedingungen (kürzere Arbeitszeit, höherer Lohn) werden geſchaffen. Die Arbeiter ſind nicht reif dafür, murren unter dem Zwang. Als einer von ihnen eine aus dem Zuchthaus entlaſſene Arbeiterin ermordet hat, tritt der Fabrikherr unter ſie, fordert den Schuldigen zur Rechenſchaft. Sie weigern ſich, ſeinen Namen zu nennen, die zurückgehaltene Erbitterung erfaßt ſie, angeſichts des vergoſſenen Blutes mit der Macht des Rauſches. Zum Trotz wollen ſie trinken, ſie rollen Spiritusfäſſer heran, ſchlagen ſie auf; da ergreift ihr Herr die brennende Lampe und wirft ſie ins offene Faß. Exploſion folgt. Die Fabrik brennt nieder. Menſchenleben gehen zugrunde. Der Fabrikbeſitzer erſticht ſich, bevor er in die Hände der Polizei fallen kann. — Daneben her läuft eine andere Handlung. Der Fabrikbeſitzer hat einſt im Rauſche der Leidenſchaft gegen ſeinen Vater die Hand erhoben; er büßt durch aufopferndes asketiſches Leben, das ſich ganz der Sorge für die Menſchheit widmet. Aber auch ihn ſoll der Rauſch der Leidenſchaft wieder erfaſſen. Er liebt die Frau ſeines Pflegeſohns, findet Gegenliebe: der Dolchſtoß, der ihn vor dem Gefängnis bewahrt, erlöſt ihn auch von dem Rauſche ſeiner Leidenſchaft. Der Titel iſt alſo doppelſinnig gemeint, und die Handlung iſt zwieſpältig. Nicht gerade zum Vorteile des Ganzen. Ohne die Weibergeſchichte wäre die Handlung in ſich geſchloſſener und von größerer Wucht. Lothar ſteht abſeits vom Naturalismus. Er bemüht ſich nicht, die Arbeiter ihre eigene Sprache ſprechen zu laſſen, wenn er ſie auch anders ſprechen läßt als der Vertreter der Bourgeoiſie. Ich will mich nicht auf den Boden des ſogenannten konſequenten Naturalismus ſtellen; aber völlig rechtfertigen läßt ſich auf keinen Fall, daß Lothar die Arbeiter über ihr geiſtiges Niveau an verſchiedenen Stellen hinausgehoben hat, ſo Regine in ihrem Geſpräch mit Prätorius und Kraſſow im letzten Akt. Da kommt die innere Wahrheit zu Fall. Es fragt ſich auch, ob der Gutsbeſitzer richtig geſehen iſt, der auf dieſe Weiſe reformiert, trotzdem er kein jugendlicher Tollkopf mehr iſt. Das Ganze ſchmeckt verdammt nach Konſtruktion; und über dieſes Gefühl täuſcht die geſchickte Führung der Handlung und die ſchöne Sprache nicht ganz weg. Aber trotz alledem iſt „Rauſch“ auf jeden Fall die wirkungsvolle Schöpfung eines hochſtrebenden Dichters.

Wilhelm Wolters und Karl Gjellerup: Eine Million. Schauſpiel in drei Aufzügen. (Dresden und Leipzig, E. Pierſon. Preis: 2 Mark). — Ein ältlicher Millionär liebt die Tochter einer vor dem Ruin ſtehenden ruſſiſchen Fürſtin. Die Fürſtin befördert die Heirat. Aber der Millionär will nicht ſeines Reichtums wegen geheiratet ſein. Als er bemerkt hat, wie ſeine Angebetete mit einem jungen Offizier leidenſchaftlich erregt tanzt, und hört, daß die jungen Leute früher ſich nahe geſtanden, da bietet er zunächſt dem jungen armen Nebenbuhler eine Million an, damit die Donna ganz dem Zuge ihres Herzens bei der Wahl folgen kann, und als das abgewieſen iſt, präſentiert er die Million der Dame ſelber: „Eine Million, Fürſtin . . . lieben Sie mich, ſo iſt ſie mein, lieben Sie mich nicht, ſo gehört ſie — Ihnen.“ Die Dame erklärt ihm, ſie könne vielleicht doch noch einmal einen Menſchen finden, den ſie mehr liebe als den Krösus. Als Belohnung für ihre Aufrichtigkeit erhält ſie die Million, und der edelmütige Krösus reiſt ins Ausland. — Die Handlung, ſo erzählt, roh und ohne Beiwerk, wirkt wahrhaftig nicht erbaulich. Aber auch die vielen geiſtreichen Züge, mit denen die Verfaſſer das Stück ausſtaffiert haben, können nicht über die Unnatur des Ganzen hinwegtäuſchen. Es iſt viel Kunſt an einen völlig unbrauchbaren Stoff verſchwendet. Ob die geſchickte Mache über das innere Manko hinwegtäuſchen kann, muß eine Aufführung entſcheiden.

G. Morgenſtern.

Phantaſt! Ironiſches Trauerſpiel in drei Aufzügen. Von Raimund Eckardt. Leipzig, W. Friedrich.

Zeit: Gegenwart, ein Tag im Juli. Ort: die bewußte größere deutſche Univerſitätsſtadt. Perſonen: der Student, das Studentenliebchen, die Choriſtin, der Artiſt, die Zimmervermieterin — und aus der alten Welt hereinragend der Herr Papa, ſeines Zeichens Geh. Regierungs- und Schulrat. Vorgang? Riecht nach bitteren Mandeln. Vorher nach verſchiedenen Eaux. Das Übrige läßt der Titel ahnen. Alſo man bringt ſich ſchließlich um, prompt, ironiſch, aber gründlich. Der pſychologiſche Untergrund iſt merkwürdig ſolid gearbeitet. Sonſt wird techniſch mancherlei probiert, was bei einer Bühnenaufführung nicht mit Beſtimmtheit als durchſchlagender Erfolg bezeichnet werden dürfte. Es iſt ein ehrliches Verſuchsſtück. Wir wünſchen dem Verfaſſer Glück. Er hat viel von der Art Max Halbes, viel jugendliche Naivetät und Friſche. XYZ.

Sozialpolitiſche Schriften.

Philoſophie der Befreiung durch das reine Mittel. Beiträge zur Pädagogik des Menſchengeſchlechts von Dr. Bruno Wille. Berlin, S. Fiſcher. 399 S.

Beim Leſen des W.'ſchen Buches war ich oft von gemiſchten Gefühlen bewegt. Neben großen Gedanken, deren Klarheit erfreut, fand ich Behauptungen, die phantaſtiſch erſcheinen. Der Kampf gegen die Bedrückung der Geiſter durch Prieſter und Leviten iſt vortrefflich begründet. Aber der Haß gegen die ſtaatliche Ordnung, die ſo notwendig iſt, muß die ſchwerſten Bedenken erregen. Ich meine, daß W. ein Schwärmer iſt, der „die Bosheit der Objekte“, die grauſame Maſchinerie der Welt aufs tiefſte empfindet. Er will den freien Vernunftmenſchen durch „das reine Mittel“, d. h. durch Maßnahmen, die nicht gegen Freiheit und Vernunft verſtoßen. Wer aber die Entwickelung der Menſchheit kennt, der weiß auch, daß ein Zuſtand, wie ihn W. erſtrebt, in unberechenbarer Ferne liegt. Was hilft es z. B., mit W. gegen den Militarismus zu donnern, wenn wir von unverſöhnlichen Feinden umlagert ſind? Die Bemühungen Willes, einen gewiſſen Anarchismus zu verteidigen, werden durch die Bombenwerfer, dieſe Raubtiere in Menſchengeſtalt, ſo grell beleuchtet, daß man keine Luſt hat, darauf zu erwidern. Eine Geſellſchaft, wo man ganz nach ſeinem Belieben zu leben vermöchte, iſt in den Kulturländern nicht zu finden, und ſelbſt im „Freiland“ am Kenia würde W. eine Staatsordnung antreffen, die ſeinem Freiheitsbeſtreben nicht entſpräche. Er beruft ſich oft auf Buddha und Jeſus und vergißt nur, daß dieſe ſagenhaften Perſonen in einem Klima lebten, wo die Lebensmittel gar leicht zu bekommen ſind. In unſeren kalten Erdſtrichen herrſcht eine harte Natur, die eine ſtrenge Ordnung erzeugt. Wenn ich ſomit die Ausführungen Willes zum Teil bekämpfen muß, ſo ſcheide ich doch von ihm mit dem Eindruck, einen tiefgelehrten, hochſtrebenden und edelmütigen Mann kennen gelernt zu haben, und bin überzeugt, daß ſich ſeine freiſinnigen Gedanken ſehr anregend erweiſen werden. H. S.

Wir fügen dieſer kurzen Beſprechung noch den Hinweis auf die intereſſanteſten von den 14 Kapiteln des bedeutenden Buches bei: Das Schwert oder die phyſiſche Autorität, die Rute oder die pädagogiſche Autorität, der Gewaltſtaat, die Moral-Knechtſchaft. Das Werk iſt darum ſo intereſſant, weil es in großer Reinheit und Schärfe den Hirn- und Herzenszuſtand eines „am Staate leidenden“ ſeinen modernen Geiſtmenſchen wiederſpiegelt. Bruno Wille iſt hervorragend lyriſcher Philoſoph und theoretiſierender Geſellſchaftskritiker, ſehr wenig oder gar nicht praktiſcher Staatsmann. Daher auch ſeine Kämpfe mit der preußiſchen Staatsverwaltung u. ſ. w. der rechten perſönlichen Wucht entbehren. C.

Digitized by Google

Henry Georges „Single Tax". Nur eine einzige Steuer! Eine Steuerstudie von Bernhard Eulenstein. Berlin, Erwin Staude. 80 S. Preis 50 Pf.

Der preußische Finanzminister Dr. Miquel hat, wie man sich erinnert, auf die sozialistische Ausgrabung seiner kommunistischen Vergangenheit erwidert, er werde, wenn ihm seine Amtsthätigkeit Muße lasse, ein Buch über den Sozialismus schreiben. Herr Miquel steht gegenwärtig eingestandenermaßen auf dem Boden des privatkapitalistischen Eigentumsbegriffs. Daß er aber nicht bloß in seiner kommunistischen Jugendzeit, sondern auch beträchtlich später noch eine merkwürdige Unbefangenheit der Anschauungsweise in Bezug auf die Grundfragen der heutigen Wirtschaftsordnung besessen hat, dafür finden wir ein pikantes Zeugnis in der vorliegenden Steuerstudie von Eulenstein „Nur eine einzige Steuer!" Der Verfasser ist bekanntlich ein Anhänger der Theorie von Henry George, wonach die Verstaatlichung der Grundrente, wenn auch nicht alle, so doch die wirtschaftlichen Hauptleiden der Welt beseitigen würde. Im Bestreben, sich möglichst viele Eideshelfer zu verschaffen, citiert Eulenstein in dieser Schrift auch eine Rede, die Herr Miquel 1887 als Frankfurter Oberbürgermeister über „Das ländliche Grundeigentum und seine Entwicklung" gehalten hat. Hier finden wir die folgenden Sätze: „Das Gefühl habe ich: wenn wir auch die alten Beschränkungen abgestreift haben, in der Zukunft heißt es: nicht Individualismus gewinnt, sondern Gemeinschaft gewinnt. Welche Form diese Gemeinschaften annehmen, und welche Beschränkungen sie wohlthätiger Weise mit sich bringen, weiß niemand von uns .... Wir fragen uns heute oft, was aus dem Eigentum werden soll. Die Frage ist verkehrt. Man thue jedesmal das, was die Gegenwart als Bedürfnis zeigt, und warte ruhig ab, was aus der Entwickelung wird. Würde das Privateigentum in Zukunft ähnliche gebundene Formen annehmen, wie sie bereits dagewesen, so würde das nur beweisen, daß es dem Interesse der Menschheit, der Gesamtheit wie des Einzelnen entspricht. Entspricht es diesem Interesse nicht, so wird diese Entwickelung auch nicht kommen. Fürchten soll man sich aber auch nicht vor ihr. Es wäre verkehrt, sich ihrem allmählichen Durchgreifen entgegenstellen zu wollen auf Grund eines idealistisch konstruierten Begriffs der absoluten Freiheit des Eigentums ... Die Form des heutigen Eigentums hat am wenigsten eine absolute Natur. Woher sollte sie auch kommen? Was sich im Laufe der Jahrhunderte stetig veränderte, wird auch für die Zukunft nicht unabänderlich sein." So Herr Miquel vor kurzen sieben Jahren. Die kommunistische Sozialdemokratie mag finden, daß sie mit diesem späteren Miquel gar nicht so unzufrieden zu sein braucht. Auf das versprochene Buch des preußischen Finanzministers darf man aber wirklich gespannt sein. Inzwischen wollen wir uns an das Gegebene halten und die oben angezeigte Schrift unseres Mitarbeiters Eulenstein bestens empfehlen. Die auf S. 19—88 zusammengestellten Aussprüche über die Eigentumsfrage an Grund und Boden von den ältesten Zeiten bis an die jüngste Gegenwart predigen in tausend Zungen: „Fort mit dem privaten Eigentum an Grund Boden!" Der naive Leser wird staunen über diese Einmütigkeit nicht minder wie über die glänzenden Namen der Menschheitsgeschichte, die seit Jahrtausenden für diese Forderung: Gemeindebesitz von Grund und Boden! eingetreten sind. XYZ.

Das Erbrecht als Erbübel im Hinblick auf die zukünftige Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Dargestellt von Dr. J. Rülf. Leipzig, W. Friedrich. 216 S.

Eine neue Erlösungstheorie, die in der Forderung gipfelt: Schaffet das Erbrecht ab! Der Verfasser, dessen Verstand zweifellos von seinem genialen Herzen

überflutet wird, sucht uns in vier lebhaft und eindringlich geschriebenen Kapiteln (Erbrecht und Gerechtigkeit — Erbrecht und Menschengemeinschaft — Erbrecht und Sittlichkeit — die Zukunft ohne Erbrecht) seine Heilslehre deutlich zu machen. Wir folgen seinen Ausführungen wie einem, der in einen kritischen Vortrag die herrlichsten Visionen verflicht. Das ist alles wunderschön, hat aber nur den einen Haken: Wer soll in der heutigen Welt das Erbrecht abschaffen? Wer hat den Willen und die Macht dazu? Ich glaube, daß wir noch einen langen, schlimmen Entwicklungsgang mit blutigen Katastrophen durchmachen müssen, bevor die Staatsmenschheit zu jenem Zustand gelangt, in welchem sich die Rülf'schen Ideale verwirklichen ließen. XYZ.

Agrarpolitik.

Georg Ruhland, aus bäuerlichen Kreisen stammend, beschäftigt sich mit der Agrarfrage bereits seit über zehn Jahren, und zwar nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch. Er war sieben Jahre in Deutschland und Österreich als Landwirt thätig und hat zum Zwecke der Vertiefung seiner wissenschaftlichen und praktischen Durchbildung England, Indien, Nordamerika, Australien, Rußland und die Donauländer bereist.

Dozent für Nationalökonomie an der Universität Zürich, ist er in der letzten Zeit namentlich in Süddeutschland mehrfach öffentlich hervorgetreten und hat sich als Redner und Debatter lebhaft an der Bauernbundsbewegung in Bayern beteiligt.

Bis jetzt sind folgende Schriften von ihm erschienen: Bei H. Laupp in Tübingen: Agrarpolit. Versuche vom Standpunkt der Sozialpolitik 1883. — Das natürliche Wertverhältnis des landw. Grunddesitzes 1885. — Die Lösung der landw. Kreditfrage im System der agrar. Reform 1886. — Die Zukunft des Goldes und die Sueßsche Theorie 1893. — Über die Grundprinzipien aktuell. Agrarpolitik. —

Bei Paul Parey in Berlin: Aus der Praxis eines neugegründeten landwirtsch. Großbetriebs 1893. — „Leitfaden zur Einführung in das Studium der Agrarpolitik."

Bei J. Schweitzer, Verlag in München: Agrarpolitische Leistungen des Professor Dr. Lujo Brentano 1894.

Mit letztgenannter Schrift haben wir die Leser der „Gesellschaft" bereits bekannt gemacht. Heute möchten wir deren Aufmerksamkeit besonders auf den Ruhlandschen „Leitfaden zur Einführung in das Studium der Agrarpolitik" lenken. Das nur einundsechzig Seiten umfassende Werk bietet in glänzender Darstellung so ziemlich alles, was ein moderner Mann auf diesem Gebiete wissen muß, wenn er sich mit Nutzen an der vaterländischen Politik beteiligen will. Ruhland besitzt wie wenige die Gabe des anregenden und fesselnden Vortrags. Keine Spur von öder Begriffsklauberei, überall frisches, modernes Leben. Das Thatsachenmaterial ist mit genialem Scharfblick so gewählt, daß auch der weniger Bewanderte sofort mitten in der Sache steht. C.

Pädagogik.

Der Mensch und seine natürliche Ausbildung. Von Arthur Schulz (Berlin, Richard Heinrich.)

Von wirklich „natürlicher Ausbildung" der jungen Menschheit ist bekanntlich bei unserem offiziellen pädagogischen Drillsystem keine Rede. Alles ist Zwang. Die Schule mehr Zuchthaus, als ein Haus der Zucht. Die beste Methode ist heute jene, welche den armen Kindern in der kürzesten Zeit den meisten Wissensstoff eintrichtert. Man prahlt zwar immer mit dem „Prinzip" der Entwicklung und thut groß mit dem „Prinzip" des individualisierenden Unterrichts, der Anschauung u. s. w. Aber das sind Phrasen. In der Schulstube geht's in Wahrheit ganz anders zu. Da herrscht die Massenwirtschaft mit der schönsten Fach-

Digitized by Google

simpelei im Bunde. Je wissenschaftlicher, desto gekünstelter und widernatürlicher gestaltet sich der Schulbetrieb. Es kann auch gar nicht anders sein, so lange Dogmatiker, Bureaukraten, Polizisten und ähnliche Maschinenmenschen das Schulkommando führen. Arthur Schulz thut den Deckel vom Hafen der pädagogischen olla potrida, aber der praktische Erfolg seiner Streitschrift wird beim heutigen Stand der Kultur gleich Null sein. Eine Umkehr in unserem Erziehungs- und Unterrichtswesen ist ohne radikale Umwälzung aller staatlichen Zustände einfach unmöglich. Schulz fordert z. B. einen Unterricht im Freien, der alle Belehrung an die lebendig sich aufdrängenden Erscheinungen der Natur und des alltäglichen Weltlaufes anknüpft; nach vier Jahren solchen Frei-Unterrichts werde das Kind, dem man heute Lesen, Schreiben und Rechnen und alles übrige in das ganz unvordereitete Gehirn mechanisch hineinquält, mit Lust zum Selbstlerner werden. Das probiere einmal einer in unseren Großstädten! Gar nicht daran zu denken. Nicht einmal auf dem platten Lande würde die hohe Obrigkeit und der Herr Lokalschulinspektor so etwas erlauben. Überhaupt, wie will man in unseren modernen Sklavenstaaten, Militärreichen u. s. w. noch von Natur, natürlicher Ausbildung, Menschentum und dergleichen reden, von Dingen also, die als erstes und letztes natürliche Freiheit und Vernunft zur Voraussetzung haben! Heute, wo Unfreiheit, Unvernunft und Affenkomödie in allen Stücken obenauf sind! Wo die Kunst um der Kunst, die Wissenschaft um der Wissenschaft, die Lumperei um der Lumperei willen geübt und gepflegt wird! „Der Mensch und seine natürliche Ausbildung" — Träume, Schäume. Pessimus.

Litteraturgeschichte.

Dr. Karl Müller-Rastatt: Friedrich Hölderlin. Sein Leben und sein Dichten. Nebst einem Anhange ungedruckter Gedichte. (Bremen, Verlag von Eduard Hampe. 1894.)

Ein ganz ausgezeichnetes Buch. Der Verfasser steht auf der Höhe. Er beherrscht seinen Stoff nach allen Richtungen und verfügt über eine hervorragende Darstellungsgabe, die gesucht geistreichen Ausdruck ebenso wie platt-populären Ton vermeidet. Er hat es wirklich fertig gebracht, den Menschen Hölderlin zu zeichnen. Im wesentlichen ist Müller nicht über Litzmann hinausgekommen, im einzelnen weicht er wohl mit Recht ab. Die Schilderung des Lebens überwuchert die Würdigung der Dichtungen. Hier bietet Müller zu wenig. Dem läßt sich vielleicht bei einer zweiten Auflage, die dem Werke zu wünschen ist, abhelfen.

Da es sich „eine litterarhistorische Studie" nennt, will ich hier noch das neueste Opus des Vielschreibers Dr. Adolph Kohut anreihen: Die namhaftesten deutschen Humoristen in der Gegenwart. (Zürich, Verlags-Magazin [J. Schabelitz]. 1894.) Ich begnüge mich damit, den Inhalt zu charakterisieren. „Die geistreichste und witzigste Vertretung hat der norddeutsche Humor sicherlich in Julius Stettenheim in Berlin gefunden." „Die Figur der Wilhelmine Buchholz ist in der That derjenigen des Inspektors Bräsig von Fritz Reuter, was die Komik und Wahrheit der Charakterzeichnung betrifft, fast an die Seite zu stellen." „In den zahlreichen Buchholziaden" soll nach Herrn Kohut „im allgemeinen der Jean Paul'sche Geist vorherrschen" . . Auf S. 42 spricht Kohut von dem „geniaten Paul Lindau, dessen „Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters" schon allein hingereicht hätten, ihm in der Litteraturgeschichte [der jüdischen?] einen rühmlichen Namen zu verschaffen". Auf derselben Seite, der vorletzten des Buchs, steht zu lesen, daß eigentlich auch Wilhelm Raabe hätte behandelt werden müssen — es fehlte natürlich der

Raum. In den Augen des Herrn Kohut sind selbstverständlich die Herren Stettenheim, Stinde, Siegmund Haber, Bormann, Schumann viel bedeutender als der größte deutsche Humorist der Gegenwart. Auf S. 26 bemerkt Herr Kohut geistreich: „Besonders trefflich eignet sich die sächsische Sprache, welche — einem dunklen Gerüchte zufolge — mit der deutschen Sprache verwandt sein soll, zur Parodie." Ich kann Herrn Dr. Kohut versichern, daß der gemeinste sächsische Gassenjunge ein besseres Deutsch spricht, als Herr Dr. Kohut es schreibt: dabei setz' ich natürlich voraus, daß er nicht von dem auserwählten Volke abstammt.

Friedrich Nicolai genießt eines zweifelhaften Rufes. Er lebt fort als Karrikatur eines dornierten Kritikers. Daß er doch einmal eine Bedeutung gehabt hat, zeigen seine Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland, die Georg Ellinger in den Berliner Neudrucken (3. Serie, 2. Band) neu herausgegeben hat. (Berlin, Gebrüder Paetel. 1894. Preis 5 Mark). Sie erschienen 1755 und haben einen nicht geringen Einfluß ausgeübt. Indem sie sowohl Gottsched als die Schweizer (Bodmer) angriffen, trugen sie manches zur Klärung bei, und es ist nur anerkennenswert, daß Ellinger sie neu herausgegeben und vortrefflich erläutert hat.

Ernst Moritz Arndts Werke. Erste einheitliche Ausgabe seiner Hauptschriften. Bearbeitet von Hugo Rösch. Band 1 und 2. (Leipzig. Verlag von Karl Fr. Pfau. 1893. Preis je 3 Mark.)

Ernst Moritz Arndt verdient es, daß seine Werke gesammelt herausgegeben werden; und es ist zu verwundern, daß so spät erst daran gedacht wird. Die vorliegenden beiden Bände sind von Hugo Rösch herausgegeben, die Herausgabe der folgenden übernimmt Herr Dr. Heinrich Meisner, Bibliothekar an der Königl. Bibliothek zu Berlin. Hoffentlich schreitet das Werk rasch vorwärts.

E. Hoffmann-Krayer: Walther von der Vogelweide. Ein Vortrag. (Basel. Georg & Co., Verlagsbuchhandlung. 1894.)

Die kleine Schrift bringt nichts neues und greift nicht tief. Es ist dem Verfasser nicht gelungen, auf den paar Seiten die Persönlichkeit Walthers scharf herauszuarbeiten. Immerhin regt er vielleicht den einen und den andern dazu an, sich mit dem großen Lyriker zu beschäftigen.

Prof. Dr. Otto Wünsche: Goethe als Naturfreund und Naturforscher. Vortrag, gehalten im Verein für Naturkunde zu Zwickau. (Zwickau. Verlag von Gebr. Thost [R. Bräuninger]. 1894. Mk. 0,50.)

Der Verfasser will mit seinem Vortrage nichts neues bringen, „nur der weitverbreiteten Ansicht entgegentreten, daß sich Goethe bloß gelegentlich und nebenbei mit den Naturwissenschaften beschäftigt habe, und daß er seine naturwissenschaftlichen Entdeckungen nur glücklichen Zufällen verdanke." Das ist Wünsche gut gelungen, und das kleine Heft verdient die wärmste Empfehlung. Es bietet auf ein paar Seiten eine vortreffliche Übersicht über Goethes naturwissenschaftliche Studien, wobei immer glücklich das Wesentliche hervorgehoben wird.

Hans R. Fischer: Heinrich Heine im Lichte unserer Zeit. (München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co. Separat-Konto.)

Der Verfasser hat eine Reihe mehr oder weniger bedeutender Dichter und Denker des großen deutschen Kulturvolkes um ihre Meinung in Sachen des Mainzer Heinedenkmals ausgefragt, und siehe da, die Herren haben ihre Orakel in wohlgesetzter Rede abgegeben. Wenn man nun das Buch liest, vergißt man bald Heine und sein Denkmal und freut sich über das schöne Bild deutscher Kultur, das einem aus diesen Blättern entgegen grinst.

Julius Hart. Geschichte der Weltlitteratur und des Theaters

aller Zeiten und Völker. 1. Band. (Hausschatz des Wissens X. 15 Berlin, W. Paulis Nachf. [H. Jerosch].)

Wieder einmal wird der Versuch gemacht, ein Gesamtbild der Weltlitteratur zu entwerfen, diesmal von einem Dichter und einem der feinsinnigsten Kritiker der Gegenwart. Auch hier geht es wie in andern Werken derselben Art. Einzelnen Abschnitten merkt man es nur allzusehr an, daß der Verfasser aus trüben Quellen schöpft — so ist z. B. die altisländische Litteratur, eine der eigenartigsten, die je ein germanisches Volk hervorgebracht, völlig ungenügend behandelt. Glanzpartien des Buches sind die Darstellungen der griechischen und römischen Litteratur. Hier wird der Stoff souverän behandelt. Und dasselbe gilt von der Art, wie Hart die sogenannte erste Blüteperiode der deutschen Dichtung behandelt und den Weizen von der Spreu sondert. Jedenfalls wird man von nun an allen, die eine Geschichte der Weltlitteratur besitzen wollen, Harts Werk zu empfehlen haben. Die Verlagshandlung hat das Buch mit vielen (meinem Geschmack nach zu vielen) Bildern geschmückt. Eine eingehende Würdigung wird erst möglich sein, wenn der zweite und interessanteste Band vorliegt.

Georg Brandes: Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. Vierte, vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von H. Barsdorf. 1893/1894. 5 Bände (= 14 Lieferungen).

Wenn ich die neue Ausgabe dieses Buches anzeige, geschieht es nicht um zu kritisieren. Es weiß jeder, der der Litteraturentwicklung der letzten zwanzig Jahre aufmerksam gefolgt, welche Bedeutung das Werk gehabt hat. Zunächst für den ganzen Norden. Brandes hatte das Verdienst, in die litterarische Bewegung des Nordens frisches Leben hineinzubringen, die Abgeschlossenheit der drei Länder auf künstlerischem Gebiete zu durchbrechen, den neuen Ideen, die draußen fröhlich aufgegangen waren, in der Heimat Eingang zu verschaffen. Aber auch für Deutschland hat das Buch seine Bedeutung gehabt. Brandes in der Hauptsache verdanken wir die Bekanntschaft mit der Methode Taines. Jetzt liegt das große Werk in sechs Bänden abgeschlossen vor (der sechste, das junge Deutschland, fehlt in dieser Ausgabe). Es ist eines der Werke, die, man mag nun mit dem Verfasser im einzelnen, in der Gruppierung des Stoffes, in der Grundidee rechten, das Siegel dauernder Bedeutung tragen. Mag die neue billige Ausgabe dazu beitragen, daß das Buch in immer weitre Kreise dringt.

G. Morgenstern.

Das Kernerhaus und seine Gäste. Von Theobald Kerner. Mit dem Bildnis und Facsimile Kerners nebst zahlreichen anderen Porträts und Illustrationen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 376 S.

Wenn der moderne Großstädter dieses Buch vornimmt, muß es ihn anmuten wie ein Märchen aus uralten Zeiten. Aber für den modernen Großstädter sind solche märchenhafte Bücher eigentlich nicht geschrieben — sie wären für ihn viel zu gut und viel zu unverständlich. Er würde es auch gar nicht fassen können, dieser gemütsverödete geile Schößling auf dem Mistbeete des Mammonismus und Babylonismus, daß sooiel Güte, Feinheit, Freiheit, Adel des Geistes, Genie des Herzens, Wunder der Seele in einem einzigen Menschen dieses satanischen neunzehnten Jahrhunderts vereinigt sein konnten. Für den großindustrieritterlichen Kulturhanswurst unseres fin de siècle ist eine Menschennatur, eine Persönlichkeit wie dieser Justinus Kerner gar nicht vorstellbar, ein solches Stück abgeklärter, ursprünglicher, genialer Mannheit ist ihm Fabel, Legende, Biographenhumbug, was weiß ich! Nein, Gott sei Dank, für diese — Leute ist ein Justinus Kerner und sein ewig schönes, unzerstör- und unbesudelbares Lebensbild nicht vorhanden. Aber wie es allezeit noch ein ansehnlich

Häuflein natürlicher, schlichter, gesunder Menschen in dem großstädtischen Narren- und Leichenhaus giebt, so wohnen in den kleineren Städten und auf dem platten Lande — da namentlich in den Doktors-, Pfarrers- und Lehrershäusern — noch Tausende und aber Tausende echter Menschenseelen, kerniger Männer und Frauen. Und für sie sind Schriften wie dieses Kernerbuch eine froh begrüßte, dankbar gewürdigte Gabe. Auch in den Schriftsteller- und Künstlerkreisen, die innig und trutzig im Boden ihres Volkstums wurzeln, wird das Kernerbuch verständige und herzliche Aufnahme finden. Einmal um Kerners selbst willen, dieses ganz unvergleichlichen, originellen Menschen — sodann um der großen Schar von zeitgenössischen Gästen willen, deren äußeres und inneres Konterfei uns der würdige Sohn des großen Justinus mit Geist und Anmut, Humor und treffendem Witz und vor allem mit ebenso ehrlicher wie feiner Künstlerhand vor Augen zaubert. Denn Alles lebt in diesem Buche, Alles ist anschaulich und greifbar, es steht kein einziges totes Wort darin. Es ist ein ermutigendes Zeichen, daß heute noch solche Bücher in Deutschland geschrieben werden können und auf Leser rechnen dürfen — und etwas so himmlisch Unmodernes unserer Modernität ins Gesicht fliegt. Also für uns echtmoderne, weitausgreifende, vielumspannende und kräftig wurzelhafte Kameraden ist dieses Buch ein Labsal, wie es für die Pseudomodernen dergleichen niemals sein kann. Ich werde in einem der nächsten Hefte unserer „Gesellschaft" einige charakterologische Auszüge aus diesem Kernerbuche bringen. M. G. C.

Lenz in Briefen von Dr. Franz Waidmann. Zürich, Verlag von Sterns Litter.-Bulletin der Schweiz. 114 S.

Der junge Verlag ist ersichtlich bemüht, dem Litteraturfreunde gediegene Werke in gediegener Ausstattung anzubieten. Waldmanns Schrift ist ein wertvoller Beitrag zur Lenzforschung. Dustig in biographischer, litterarhistorischer und psychologischer Beziehung sind hier vor allen die Briefe des unglücklichen Dichters an den Straßburger Aktuar Salzmann, an Lavater in Zürich und Sarasin in Basel. In dankenswerter Weise hat sich der Herausgeber darauf beschränkt, die bezeichnendsten Stellen aus dem Briefwechsel mitzuteilen. Der Leser hat also nicht zu fürchten, daß ihn hier philologische Pedanterie und Schnitzelkrämerei mit einem Haufen Spreu überschütten, aus denen er mühsam einige Körnchen herauslesen kann. Fast unverkürzt sind nur Briefe mitgeteilt, die thatsächlich großes litterarhistorisches Interesse haben. Wir wünschen, daß diese vernünftige Behandlung des Quellenmaterials zur Litteraturgeschichte mehr und mehr Eingang finde und uns von jener läppisch gelehrten Akribie und Stoffsammelei und Strohdrescherei endlich erlöse, die das Entsetzen jedes gesunden Kopfes sind.

M. G. C.

Frauenfrage.

Es glauben sich viele berufen, in der Frauenfrage (nicht Frauensache, trotz Käthe Schirmacher) das Wort zu ergreifen; aber es ist wahrhaftig in der Regel keine Freude, die Schriften zu lesen, die gerade Frauen darüber schreiben. Von den vier Schriftchen, die mir heute vorliegen, ist noch das erfreulichste die Übersicht über die Rechte, die die Frauen in den einzelnen Staaten genießen, sich erworben und erkämpft haben: Eliza Ichenhäuser (E. Rosevalie): Der gegenwärtige Stand der Frauenfrage in allen Kulturstaaten (Leipzig, Roßbergsche Hofbuchhandlung, Preis: 1,20 Mark). — Die Verfasserin bestrebt sich, übersichtlich und kurz und bündig zu berichten und bietet ein brauchbares Übersichtsbuch. Für einen Deutschen ist es recht interessant zu sehn, wie herrlich weit unser gutes Deutschland — zurücksteht.

Von anderm Kaliber ist das Buch von Th. Bortmann, Die Reform der Ehe (Zürich, Schabelitz, Verlags-Maga-

zin 1894). — Die Verfasserin ist femina militans und legt sich tüchtig ins Zeug, mit anerkennenswerter Offenheit. Sie geht um nichts herum und greift die geschlechtlichen Dinge mit derber Faust an. Sie ist stellenweise freilich erstaunlich naiv, und wir armen Männer kommen recht schlecht weg. Vortmann empfiehlt als Durchgangsstadium zum Paradies der freien Liebe die Einführung der Ehe auf Kündigung oder, nobler ausgedrückt, auf beschränkte Zeit. Sie bedenkt nur nicht genug, daß damit viel mehr den Wünschen der Männer als denen der Frauen entgegengekommen wird.

Eine andre femina militans ist H. Burzelio-Stürmer: Der Frauen Pflicht in eigener Sache (Zürich, Cäsar Schmidt). — Sie kann schlechthin lächerlich werden; so, wenn sie sich über Goethes Faust erbost, oder empört ist, daß es im Deutschen heißt „das" Mädchen, „das" Fräulein. Die Inhaltsangabe des Faust beginnt: „Faust findet es allmählich in seiner Bücherei langweilig, er will sich vergnügen." Wie's dann weiter geht, kann man sich denken. Wenn die Verfasserin späterhin unsern Klassikern vorwirft, sie hätten auf dem engherzigen Standpunkte gestanden, „die Frau sei nur des Mannes wegen geschaffen, und ihre Lebensaufgabe bestehe in Unterwerfung unter männliche Vorschriften", so braucht uns das nach dem Verständnis, das sie dem Faustproblem entgegenbringt, nicht zu wundern. Sie braucht sich aber andrerseits nicht drüber zu wundern, wenn sie nicht ernst genommen wird.

Da ist mir doch trotz allem Phrasenschwall das Heftchen von Anita Augspurg: Die ethische Seite der Frauenfrage (Minden und Leipzig, Wilhelm Köhler: Mark 0,60) viel lieber. „Die Frau," heißt es hier, „wird stets als die Trägerin der Sittlichkeit hingestellt, wohl, aber sie ist es nur von einer Sittlichkeit, die ihr vom andern Geschlechte zugeschnitten und ausgestanzt ist. Thatsächlich ist sie nicht die Wärterin, geschweige denn die Schöpferin der Sittlichkeit, sondern die Nachfolgerin äußerlicher Sitten." Zugestanden. Und auch weiter das, daß eine Emanzipation der Frau oder auch nur die Gewährung größrer Freiheit auf die Gesellschaftsmoral heilsam einwirken wird, wenn ich auch nicht an das Paradies der Zukunft glaube wie die Verfasserin. Jedenfalls ist es nur anerkennenswert, daß Anita Augspurg die ethische Seite der Frauenfrage in ruhigem Tone besprochen hat.

G. Morgenstern.

Vermischte Schriften.

Reines Deutschtum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung. Von Friedrich Lange. Berlin, Hans Lüstenöder. Zweite Auflage. Preis Mk. 2.

Ferdinand Avenarius bringt hierüber in seinem „Kunstwart" eine Besprechung, die sehr vorteilhaft von dem absticht, was wir bis jetzt in anderen Zeitschriften und Tagesblättern an kritischen Äußerungen über Langes Werk gelesen haben. Wir hatten uns vorgenommen, über „Reines Deutschtum" einen selbständigen Aufsatz zu bringen, konnten aber bis jetzt die Zeit nicht finden, da zu einer einigermaßen erschöpfenden Behandlung dieses bedeutungsvollen Themas die für kritische Arbeiten zu erübrigenden Nebenstunden nicht ausreichen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. An Aktualität wird dieser Gegenstand nicht verlieren, denn wenn nicht alle Zeichen trügen, stehen wir jetzt erst am Anfange einer Entwicklung, welche den Inhalt und die Färbung der Frage nach dem Wesen und der Bethätigung der Idee des „reinen Deutschtums" stark verändern und uns damit zugleich von den widerlichsten Auswüchsen des Hetz-Antisemitismus und der mit ihm verquickten kulturgefährdenden Bestrebungen befreien wird. Wir eignen uns im Nachstehenden die Besprechung unseres verehrten Kollegen Avenarius an:

„Friedrich Lange, der streitbare Herausgeber der „Täglichen Rundschau", der diesem

Blatte einen höchſt ausgeprägten perſönlichen Charakter und eine weithin beachtete Stellung verſchafft hat, legt mit der Sammlung ſeiner Aufſätze ſein Glaubensbekenntnis als Patriot vor dem deutſchen Volke ab. Und zwar nach Bekennerweiſe nicht nur, damit es wiſſe, wie er denkt, ſondern damit es ſelber, ſoweit es noch wirklich deutſches Volk iſt, aufſtehe und ſage: ja, ſo glaube auch ich! Da hören wir denn zuerſt Erkenntniſſe, wie ſie dem Verfaſſer „außerhalb der Arena“, im Auslande, fern vom Parteigetriebe des Tages, über ſein Vaterland aufgegangen ſind, dann wird uns vom „Perſönlichen im Nationalen“ geſprochen, die Möglichkeit, nein, die Thatſache unſrer „Wiedergeburt“ wird erörtert, „vom deutſchen Reiche zum deutſchen Vaterlande“ ſehen wir uns geführt und ſchließlich prüfen wir unter des Verfaſſers Leitung, worin denn nun „Reines Deutſchtum“ im Kern beſtehe und wie es ſich kundthue. „Kolonialpolitiſche Erinnerungen“ und ſolche aus der Geſchichte der „deutſchen Schulreform“ zeugen, im Anhang, an Beiſpielen dafür, wie Lange ſich den Weg vom Wollen zum Vollführen denkt. Manche unſerer Leſer werden ſich mit ungeteilter Zuſtimmung dem Verfaſſer und ſeinen Beſtrebungen zuwenden, wenn ſie ihn erſt einmal kennen gelernt haben. Andere werden ſagen: du gehſt zu weit, zumal mit deinem rückſichtsloſen Antiſemitismus, und ſtelleſt dann und wann das Deutſchtum noch über das Menſchentum. Wieder andere werden da und dort Irrtümern und Trugſchlüſſen zu begegnen glauben. Und manche werden wohl auch die ganze Grundſtimmung der Schrift als übertriebenen Teutonismus ablehnen. Meine eigne Stellung dazu hier genau zu bezeichnen, halte ich gar nicht für meine Aufgabe; das gäbe eine ſehr eingehende Auseinanderſetzung mit dem Verfaſſer, die in den „Kunſtwart“ nicht gehört. Dann aber: ich würde Langes Buch auch empfehlen, wenn ich ihm überall widerſprechen müßte. Denn zweierlei wird mir nach dem Leſen des „Reinen Deutſchtums“ wohl keiner beſtreiten. Erſtens, daß er in Lange eine ganze Perſönlichkeit kennen gelernt hat, und eine ſolche kennen zu lernen, verlohnt ſich immer und jedenfalls. Zweitens: daß es hohe Zeit iſt, ſich über das Weſen unſrer nationalen Eigenart klar zu werden, ſoweit man ſich darüber überhaupt klar werden kann — und daß zur Klärung dieſer ſchwierigen Fragen in Zuſtimmung und Widerſpruch dieſes Buch geeignet iſt, wie nur ſehr wenige. Mehr, weit mehr jedenfalls, als Langbeens „Rembrandt als Erzieher“, ſchon deshalb, weil wir hier nicht eine Sammlung ungeordneter Geiſtreichigkeiten und umherſpritzender Geiſtesfeuerwerkereien vor uns haben, ſondern wohlaufgebaute Unterſuchungen, bei denen der Stein hübſch auf dem Steine ruht.“

Das ſei hier noch beſonders betont: Langes Buch iſt vorzüglich geſchrieben. Es verrät auf jeder Seite die feine Künſtlerhand des muſterhaft geſchulten, dichteriſch reichbegabten Schriftſtellers. „Reines Deutſchtum“ iſt das Buch nicht bloß der Geſinnung nach, ſondern auch in der ſprachlichen Ausarbeitung. Auch um deswillen verdient das Werk vollauf die warme Empfehlung, die ihm Avenarius widmet.

Der Widerſpruch gegen Langes Art von Antiſemitismus wird ſich allgemach zu einem Widerſpruch gegen das Weiche, Empfindſame, Schwärmeriſche, Ausſchweifende, aus dem ſich in erſter Linie der ideale Teutonismus Langes, des Dichters, zuſammenſetzt, herabſtimmen. Nie und nirgends wird ſich Langes Traum von der nationalen Raſſeneinheit der modernen Völker verwirklichen. Ideales deutſches Bewußtſein, ideal deutſche Geſinnungen laſſen ſich innerhalb eines politiſchen Reichsganzen, das durch eine Reihe diplomatiſcher und kriegeriſcher Zufälligkeiten entſteht und in ſeinen Grenzen ſich verändert, ſo wenig künſtlich verbreiten wie blaue Augen, blondes Haar und ſechs Fuß Körper-

höhe. Wären aus Berlin sämtliche Juden beseitigt, Berlin wäre um kein Haar deutscher, denn es ist ein Mischvolk aus Wenden, Slaven, Obotriten und weiß Gott was alles. Der preußische Adel ist mit jüdischem Blut durchsetzt. Nirgends ist weniger absolut reingebliebenes Deutschtum als im größten und führenden Staat des deutschen Reiches. Aber wie gesagt, auf dieses Kapitel werden wir in einem besonderen Aufsatz zu sprechen kommen.

Inzwischen mögen nur alle Bürger innerhalb unseres heutigen deutschen Reiches und alle Deutschländer außerhalb desselben fortfahren, richtige Deutsche zu werden, d. h. freier, größer, selbstbewußter, gemütreicher und genialer, ein stolzes, fröhliches, schöpferisches Männervolk ohne Knechtschaffenheit. Das scheinen mir wenig Vertrauen erweckende Rassemenschen, die erst die Aufopferung anderer Rassen verlangen, um Herr ihrer selbst und ihres Lebens froh zu sein. Nicht daß wir im deutschen Reiche so viele Juden haben, ist unser Unglück, sondern daß wir im deutschen Reichsvolke so wenig kernhafte Deutsche, so wenig echte Rassenaturen haben — und, wo wir sie haben, ihnen das Leben und Wirken so sauer als möglich machen. Wer aber einmal ein richtiger Kerl voll heroischer Stimmung ist, der läßt sich weder von Gott noch Teufel, weder von Christen noch Juden, weder von diesen noch jenen Rassetrotteln und Rassegigerln darin irre machen. Eine starke Seele haben, das ist alles.

Im Anschlusse an Langes Buch möchten wir gleich auf eine soeben bei W. Friedrich erschienene Schrift des Freih. Otto von Boenigk verweisen: „Grundzüge zur Judenfrage." (Inhalt: Vorwort und Einleitung — Ethnologisches — Die Natur des Utilitarismus — Zur Lösung — Anhang: Religiöses. 154 S.) Der Verfasser verbindet in anerkennenswerter Weise Klarheit und Wärme der Darstellung mit sicherer Beherrschung des Stoffes und wissenschaftlicher Objektivität. Sein Standpunkt liegt weit ab von jenem Antisemitismus, der sich als demagogische Organisation des Hasses und der Verhetzungspolitik kennzeichnet. Die Ausbeute an wesentlich neuem ist freilich auch nicht groß. C.

Die moderne Weltanschauung und der Mensch. Sechs öffentliche Vorträge von Benjamin Vetter. Jena, Gustav Fischer. Preis Mk. 2,50.

Nicht bloß aus besonderer Wertschätzung des Buches, auch aus Politik kommen wir auf die Vetter'schen Vorträge zurück. In der bayerischen Abgeordnetenkammer waren jüngst erst wieder die Hauptleute des Liberalismus wie des Ultramontanismus und der Bauernbündelei einig in dem Bestreben, der modernen Wissenschaft eins hinaufzuhauen und der sogenannten „Religion", die aber nur konfessionelles Maul- und Spekulations-Christentum ist, den kirchlichen Kleidersaum zu küssen. Die Kaplanfrechheit leugnet bekanntlich die moderne Wissenschaft überhaupt, der Pfaffendünkel überhebt die Herren jedes genauen Studiums moderner Wissenschaft, und der klerikale Erziehungsdrill sorgt dafür, daß den künftigen unfehlbaren Kirchenlichtern die modernen Geistesprobleme in unschädlicher Sauce serviert werden. An alle, die im öffentlichen Leben stehen und kämpfen, tritt nun oft die Frage heran: Wo findet sich denn eine gute, verläßliche Darlegung der modernen Weltanschauung? Und auf diese Frage sei mit dem wiederholten Hinweis auf das Vettersche Buch geantwortet. Zugleich ersuchen wir die Verlagsbuchhandlung, in die Bibliotheken deutscher Landtage und Kultusministerien einige Freiexemplare zu stiften.

Fabian Sebastian.

Karl Neumann-Strela: Deutschlands Helden in Krieg und Frieden. Deutsche Geschichte. Hannover. Verlag von Karl Meyer (Gustav Prior). Drei Bände. 1892—1894.

Die Rede, die Kaiser Wilhelm II. bei Eröffnung der Schulfrage-Konferenz in Berlin hielt, hat den Verfasser dazu

„begeiſtert“, ſein Buch zu ſchreiben. „Schon der gewählte Titel läßt mein Beſtreben erkennen, im Sinne der allerhöchſten Beſtimmungen ein Geſchichtsbuch darzubieten“ ꝛc. Der Herr Verfaſſer hat ſeine Sache gut gemacht und ſich den Dank aller Reichsfreunde verdient. Michel.

Maria Stuart. Von Dr. Guſtav Storm, Profeſſor an der norwegiſchen Univerſität Chriſtiania. Überſetzt von Dr. P. Wittmann. Mit Vollbildern und Textilluſtrationen. (München, Mehrlichs Verlag.) — Das Werk Storms beruht auf gründlichen Forſchungen und iſt unabhängig von Vorurteilen, ganz objektiv geſchrieben. Es bietet uns eine ausführliche, 16 Bogen umfaſſende, gelehrte und doch volkstümliche Darſtellung des Lebens der berühmten Schottenkönigin und weiſt nach, daß dieſe dem religiös-politiſchen Fanatismus ihrer Zeit zum Opfer gefallen iſt. Das feſſelnde Buch lieſt ſich in deutſcher Sprache wie im Originalwerk und wird nicht bloß in hohen Kreiſen bekannt werden; denn Maria Stuart iſt durch Schiller dem Herzen des Volkes nahe gebracht worden. Beſonders die Frauen werden das Schickſal der unglücklichen Königin mit neuer Teilnahme betrachten und den ſcharfſinnigen Darlegungen Storms mit größtem Intereſſe folgen. Die beigefügten Bilder ſind von bedeutendem Werte. H. S.

Dr. Gaedertz: Abwehr einiger gegen meine Schrift Friedrich der Große und General Chaſot erhobener Einwendungen. Bremen 1894. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung.

In der Hauptſache dreht ſich die Schrift um den Nachweis, daß die Bayreuther Dragoner in der Nacht vor der Hohenfriedberger Schlacht blaue Waffenröcke angezogen haben, des weiteren um die Zuverläſſigkeit des Generals Chaſot im allgemeinen. Herr Dr. Gaedertz verteidigt ſeine Anſicht mit guten Gründen; ob er dieſer Bagatelle wegen eine beſondere Schrift herausgeben mußte und ſich nicht auf eine bloße Berichtigung in einer hiſtoriſchen Zeitſchrift beſchränken konnte, iſt eine andere Frage.

Bibliothek ruſſiſcher Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Zweiter Band. Erinnerungen von Alexander Lwowitſch Seeland aus der polniſchen Revolution von 1830—1831. Aus dem ruſſiſchen überſetzt von Georg Freiherrn von Saß. Stuttgart 1894. Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachfolger. Preis: 3 Mark.

Dem erſten Band der Bibliothek ruſſiſcher Denkwürdigkeiten iſt raſch der zweite gefolgt, der die Erwartungen, die der erſte erweckte, nicht getäuſcht hat. Der Verfaſſer mit dem deutſchen Namen erweiſt ſich als Stockruſſe, der die polniſche Bewegung durchaus feindſelig beurteilt. Aber er hat einen ſcharfen Blick für die äußeren Ereigniſſe, und verſteht, was er geſehen zu ſchildern. Die Überſetzung lieſt ſich ſehr gut, und ſomit kann das Heft ebenſo wie das erſte empfohlen werden.

Victor Hehn, Reiſebilder aus Italien und Frankreich. Herausgegeben von Theodor Schiemann. (Stuttgart, 1894, Verlag der J. G. Cottaſchen Buchhandlung Nachfolger.)

Sechsundzwanzig Jahre alt, hat Victor Hehn in den Jahren 1839/40 Italien und Frankreich bereiſt. In ſchwungvoll-jugendlicher Sprache teilt er hier mit, was er geſehen und erlebt. Es iſt ein ſtark ſubjektives Buch; überall Stimmung, weitausblickende Betrachtungen, nichts trocknes. Glänzend ausgeführte Landſchaftsbilder, lebendige Schilderungen des Volkslebens wechſeln mit Reflexionen, die das geiſtige Leben der jungen Generation damaliger Zeit widerſpiegeln; oder vielmehr alles greift ineinander. Und das iſt's, was das Buch ſo wertvoll macht. Man hat das Gefühl: hier entfaltet ſich das geſamte geiſtige Vermögen eines Mannes, der die ganze Bildung ſeiner Zeit in ſich aufgenommen, zum erſten Male zu voller Blüte. Der Mann, der am Schluſſe ſeiner Reiſe

dieſen grandioſen Hymnus auf die Weltſtadt Paris anſtimmen kann, iſt auf einem der Höhepunkte ſeines Lebens angelangt. Was iſt Italien, was iſt Frankreich für deutſche Kultur geweſen? Wer dieſe Fragen für die Zeit von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an beantwortet, der giebt im weſentlichen zugleich eine Geſchichte unſrer Kultur. Hehn muß als Repräſentant der Edelſten ſeiner Zeit gelten. Wenn er hier ſpricht, ſpricht die Jugend des damaligen Deutſchlands, und das hebt das Buch hoch über andre Reiſeſchilderungen hinaus, verleiht ihm höchſten kulturgeſchichtlichen Wert. G. M.

Lou Andreas-Salomé: Friedrich Nietzſche in ſeinen Werken. (Wien, Karl Konegen. 1894.)

Es wird nötig ſein, auf dieſes Buch im nächſten Heft genauer einzugehen, aber nicht etwa, weil ſein Wert dieſe eingehendere Beſprechung erforderte, ſondern weil es Nietzſchen gegenüber eine ähnliche — wenn auch unbewußte — Fälſchung involviert, wie das berüchtigte Werk Prägers über Richard Wagner. Es iſt dies insbeſondere nötig, weil mit dieſem Buche die erſte größere Nietzſche-Biographie vorliegt: Es muß aber alles geſchehen, daß nicht von abſolut unberufener Seite, — denn das iſt Frau Salomé, trotz ihres Verkehres mit Nietzſche — der Verſuch gemacht werde, aus dem genialen Philoſophen ein Zerrbild zu machen, in usum feminarum utriusque generis. Für heute nur ſoviel, daß erſtens Frau Lou philoſophiſch abſolut ungenügend vorgebildet iſt, um nur ein einziges Werk Nietzſches zu kapieren, daß zweitens der pſychologiſche Takt und drittens die logiſche Reinlichkeit ſehr vieles, ja alles zu wünſchen übrig laſſen. Wir bitten die Leſer der „Geſellſchaft“ für die genaueren Auseinanderſetzungen hierüber um gütige Aufmerkſamkeit. Joſ. Hofmiller.

W. Becker: Iſt die Judenmiſſion wirklich eine Chriſtenpflicht? (Zeitfragen des chriſtlichen Volkslebens, XIX, 2. Chr. Belſerſche Verlagshandlung, Stuttgart 1894.) Preis Mark 0,80.

Der Verfaſſer beantwortet ſeine Frage mit ja, von ſeinem chriſtlichen Standpunkte aus gewiß mit Recht. Für den, der den Boden des Chriſtentums verlaſſen hat, ſtellt ſich die Sache natürlich anders. Damit, daß möglichſt viele Juden getauft werden, iſt die Judenfrage nicht gelöſt; ſie iſt und bleibt eine Raſſenfrage, und Jude bleibt Jude, mag er das Kleid des Evangeliums oder das des Talmud tragen.

Voigtländer.

Paul Mantegazza: Die Kunſt einen Gatten zu wählen. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. 188 S.

Es iſt unbeſtreitbar, der italieniſche Gelehrte und Profeſſor iſt ſeinen würdevollen deutſchen Kollegen an Modernität und feinerer Humanität überlegen. Eine Frage, wie die Gattenwahl, würde kein deutſcher Univerſitätsmenſch mit dieſer reizenden Ungeniertheit, Klugheit und Sachkenntnis öffentlich zu behandeln verſtehen, auch nicht mit dieſer anmutigen geiſtvollen Künſtlerſchaft. Einzelnes würde der Deutſche vielleicht tiefer, ausſchöpfender erledigen, dafür anderes verſchämt ganz übergehen oder mit geſellſchaftlichen Konventionalismen und dogmatiſchen Moralitäten verpfuſchen. Das prächtige Büchlein Mantegazzas iſt kein Roman, obwohl der erſte Teil eine ſehr feſſelnde, nachdenkſame und wichtige Erzählung in fünf Kapiteln enthält (wie das Mädchen Weib wird und in die erſte Liebe kommt) es iſt auch keine ſozio- oder pſychologiſche Abhandlung, obwohl der zweite Teil unter dem Titel „Das Manuſkript des Vaters“ Betrachtungen und Ratſchläge enthält, die ſcharf in die Tiefe unſeres perſönlichen, geſelligen und ſtaatlichen Lebens bohren. Das Buch iſt einfach ein Schatzkäſtlein wichtigſter Wahrheiten in edelſter und eindringlichſter Form. Das Problem des häuslichen Glückes wird allerdings nicht durch Bücher gelöſt. Aber wenn irgend eine Schrift die Gabe beſitzt, über dieſes

Problem neue Helligkeit zu verbreiten, so ist es diese Schrift Mantegazzas. M. G. C.

Korea. Märchen und Legenden nebst einer Einleitung über Land und Leute, Sitten und Gebräuche. Deutsche autorisierte Übersetzung von H. G. Arnous. Mit Abbildungen. Leipzig, W. Friedrich.

Diese kleine, überaus frische und fesselnde Publikation wurde früher bereits kurz in der „Gesellschaft" angezeigt. Wir kommen darauf zurück, um besonders die Litteraturfreunde auf die sieben Volkserzählungen aufmerksam zu machen, die trotz ihrer Verwandtschaft mit der uns bekannteren japanischen und chinesischen Litteratur höchst eigentümlich und reizvoll sind. Leider verschweigt der Verfasser die Quelle, aus der er diese prächtigen Dichtungen geschöpft hat. Einzelne sind von einer Zartheit und Tiefe der Empfindung und einem Glanz und Schmelz der Darstellung (z. B. die Erzählung von der „treuen Tänzerin Chum Yang Ye"), daß nur ein wahrhaft großer Dichter sie geschaffen haben kann. XYZ.

Georg Brandes. Nationalgefühl. Vortrag, gehalten bei der Einweihung der neuen Räume des freisinnigen Studenten-Vereins in Kopenhagen am 1. Februar 1894. Autorisierte Übersetzung. (Köln und Paris. Verlag von Albert Langen 1894.) — Die kleine Schrift ist wertvoll als Dokument für die im heutigen Dänemark herrschende Stimmung. Die Schlaffheit, der Pessimismus, die hoffnungslose Resignation des modernen Dänentums kommt zu einem für den Fernerstehenden überraschend starken Ausdruck. Auf der andern Seite hat der Appell an das Nationalgefühl keinen starken Klang. Auf jeden Fall werden deutsche Leser sich in den Erwartungen, die der Titel hervorrufen kann, arg enttäuscht finden; denn was Brandes über Wert und Bedeutung des Nationalgefühls als solchen mitteilt, ist weder tief noch neu. Ich bezweifle auch, daß es von starkem Nationalgefühl zeugt, wenn Brandes seine Schrift, die nur für Dänen Bedeutung hat und im Auslande nur in einem für Dänemark ziemlich unbehaglichen Sinne Anspruch auf Interesse erheben kann — wenn er diese Schrift in deutscher Sprache verbreiten läßt. Und noch schlimmer wird die Sache, wenn der Verleger im Vorworte erklärt: „Den Überschuß aus dem Verkauf dieser Schrift setzt der Verlag für eine litterarische Preisarbeit aus, deren höchste Instanz — Georg Brandes sein wird."

Ob wohl das deutsche Nationalgefühl stark genug ist, um die „deutschen Schriftsteller der jungen Generation", denen laut Vorwort „dieses Preisausschreiben gilt", von der Bewerbung um einen Preis zurückzuhalten, der durch Schacher mit dem Nationalgefühl zustande kommt?

G. Morgenstern.

Die Pflicht der Selbstverteidigung. Eine Rede von Dr. M. Mendelsohn. Jahresbericht des Vorsitzenden in der ersten ordentlichen Generalversammlung des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. (Berlin, Verlag von Imberg & Lesson. 1894.)

Die Juden sind bisher die reinen Lämmer gewesen, weiß wie Schnee, die verfolgte Unschuld. „Der Antisemitismus kämpfte gegen uns mit den vergifteten Waffen der Lüge und des Hasses, und wir rührten keine Hand." Das soll nun anders werden. „Wir deutschen Juden kannten bisher nur das eine Signal der Chamade .... folgen wir statt dessen der Fanfare, einer Fanfare nicht zum Angriff, aber zur Selbstverteidigung. Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (man beachte die geschelte Etikette) soll möglichst alle Juden in sich vereinigen und hauptsächlich den Juden die gleichen Rechte im Staatsleben wie den Angehörigen andrer Religionsgemeinschaften zu verschaffen suchen; denn die Juden werden in ihrer Carrière sehr gehemmt, „und in letzter Zeit mehr als je". Dann sollen die antisemitischen Publikationen überwacht werden. „Wir haben zunächst eine strenge Überwachung und Kontrolle

der antiſemitiſchen Blätter organiſiert, und zwar nicht durch Beamte, ſondern in der Weiſe, daß ein jeder von uns ein beſtimmtes Blatt regelmäßig und ſorgfältig ſich zu leſen verflichtet hat und alles, was für unſere Zwecke darin verwertbar gefunden wird, dem Bureau übermittelt. Wir haben aus den Juriſten unter uns eine ſtändige Rechtsſchutzkommiſſion organiſiert, welcher alles, was die Handhabe für ſtrafrechtliche oder disziplinariſche Verfolgung abgeben kann, zur Begutachtung vorgelegt wird. Je nach dem Entſcheid dieſer Kommiſſion nimmt dann der Vorſtand die Angelegenheit ex officis in die Hand und erhebt die Klage oder die Beſchwerde bei der Staatsanwaltſchaft oder den zuſtändigen vorgeſetzten Behörden."

Man ſieht, die Herren ſind fleißig bei der Arbeit, und man wird gut thun, die Thätigkeit des Vereins im Auge zu behalten. Allem Anſcheine nach wird ſich nirgends ſo gut als hier die jüdiſche Selbſtgefälligkeit und Seibſtgerechtigkeit ſtudieren laſſen. „Eine der vornehmtichſten Aufgaben unſerer Vereinigung, die aus der Not der Zeit heraus entſtanden iſt, muß die ſein, uns endlich einmai der Geſamtheil des deutſchen Volkes in unſerer wahren Geſtalt zu zeigen." Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man weiterhin lieſt: „Wenn große und maßgebende Schichten der Bevölkerung des deutſchen Reiches von den Juden ais ſolchen überhaupt etwas wiſſen, ſo wiſſen ſie es nur aus der Darſtellung der Zeitungen und aus der politiſchen Agitation des Tages." Dem ſoll abgeholfen werden; die Juden wollen „beginnen, als ſoiche in der Öffentiichkeit zu exiſtieren" und damit den Leuten die Möglichkeit geben, ſich ein richtiges Bild vom Juden zu machen. So wird es wohi nicht iange dauern, bis wir, belehrt und unterrichtet, uns den Juden mit dem Strahiengianze aller Tugenden geſchmückt vorſtellen, und, die Bruſt heiliger Schauer voll, dem erhabenen Vorbilde nacheifern.

Morgenſtern.

Der goldene Eſel. Rodeſche Überſetzung. Leipzig, H. Barsdorf. 3. Aufl. 276 S.

Zu dieſer neuen Ausgabe des berühmten antiken ſatiriſch-myſtiſchen Romans hat M. G. Conrad eine moderne ſatiriſch-myſtiſche Vorrede geſchrieben. Herr und Frau Apuiejus aus Karthago werden darin dem Leſer perſönlich vorgeſtellt. Die römiſch-afrikaniſchen Herrſchaften beehrten einen der jüngſten Empfangsabende des italieniſchen Botſchafters in Berlin, wo ſich gerade die Spitzen der preußiſch-deutſchen Intelligenz ein Stelldichein gegeben hatten. Mit dieſen hohen Mandarinen aus Neu-Chineſien, d. i. aus dem Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte, der Roman-Konfiskationen und Theaterverbote u. ſ. w., führen Herr und Frau Apulejus ungemein merkwürdige Geſpräche. Namentlich Frau Pudentilla Apuiejus iſt groß in der Fähigkeit, die würdigen Vertreter der preußiſchen Juſtiz, Polizei, Naturwiſſenſchaft und Religion durch Reden und Geberden aufs äußerſte zu verblüffen. Man ſehe im Buche ſelbſt nach.

Fabian Sebaſtian.

Wahl-Fahrten. Erinnerungen aus meiner Reichstags-Kandidatenzeit. Von M. G. Conrad. München, Dr. Aibert u. Ko. 64 S. Nebſt Anhang, Bild und Facſimiie. Preis 1 M.

Die in der „Geſellſchaft" bereits mitgeteilten Abſchnitte, erweitert und um ein neues Kapitel vermehrt, bilden das Hauptſtück dieſer „Wahi-Fahrten". *

Franzöſiſche Litteratur.

Emile Pouvillon, „Bernadette de Lourdes". Mystère (Paris, Plon, Nourrit & Cie.). — Dem pedantiſchen Kritikaſter, der Pouvillon bereits als einen Hauptvertreter des realiſtiſchen Romans aus dem Provinzieben hinreichend klaſſifiziert und litterarhiſtoriſch geducht zu haben glaubte, wird es nicht geringes Kopfzerbrechen verurſachen, in weiches Fach des

weitſchichtigen Litteraturſchranks er das vorliegende Buch, das ſich keiner der bekannten Litteraturgattungen recht anpaſſen will, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen unterbringen ſoll. Pouvillon, deſſen prächtiges Novellenbuch „Petites âmes“ ich jüngſt an dieſer Stelle angezeigt habe, iſt eben ein recht unbequemer Neutöner eigenmächtigſter Art, der, als abgeſagter Feind all und jeder Schablone und Handwerkerei, ſein Kunſtideal auf neuen Wegen zu erreichen ſucht, und der aller kritiſchen Haarſpalterei zum Trotz die alte Form beiſeite wirft, ſobald ſie ſich als Ausdrucksmittel nicht mehr brauchbar erweiſt. „Bernadette de Lourdes“ iſt wohl das eigenartigſte und bedeutungsvollſte Werk, das auf dem franzöſiſchen Büchermarkte in letzter Zeit erſchienen iſt; wir haben es hier mit einer ganz neuen Kunſtgattung zu thun, das gilt ſowohl für den Inhalt wie auch für die litterariſche Form, die in ihrer ſchlichten Einfachheit und tiefernſten Empfindung an die chriſtlichen Myſterien des 14. und 15. Jahrhunderts gemahnt. Aber nicht um die Wiederbelebung oder Wiederausgrabung jener vergeſſenen Myſterienlitteratur war es Pouvillon zu thun, es kam ihm vor allem darauf an, den tief wurzelnden Hang zu myſtiſcher Lebensbetrachtung, der ein charakteriſtiſches Merkzeichen unſerer Zeit bildet, einmal im Lichte moderner Weltanſchauung zu betrachten. Aus dieſer Anſchauung heraus entſtand die vorliegende Erzählung, in deren Mittelpunkt die lichtumfloſſene Geſtalt der kleinen Bernadette, des gottbegnadeten Hirtenmädchens von Lourdes ſteht, das, von den Aufklärungsfanatikern verhöhnt und verfolgt, unverſtanden und verkannt im Kloſter ſtirbt. Der Autor hat ſich mit Erfolg bemüht, aus dem wirren Dickicht des Myſticismus einen Ausweg zu finden und zu einem Standpunkt zu gelangen, der einen klaren Aus- und Überblick über das weite Gebiet geſtattet und die Grenze erkennen läßt, wo das Überſinnliche in die reale Wirklichkeit übergeht. Kein unklares Zwielicht einer geheimnisvollen Seelenſtimmung, ſondern der helle Sonnenſchein einer klaren, ſelbſtgeſetzten Natur- und Menſchenkenntnis durchleuchtet dieſe moderne Legende, die mit ihrem ſeelenvollen Ernſt und ihrer rechten Überzeugungstreue auf jeden Leſer einen nachhaltigen Eindruck zurücklaſſen wird. Denn Pouvillons „Bernadette de Lourdes“ iſt keine belletriſtiſche Novität, die man lieſt und wieder beiſeite legt, ſondern ein Werk von bleibendem Wert und Bedeutung, das zu den wenigen gehört, die einen Merkſtein auf der Litteraturſtraße bilden.

Ein Buch ganz anderer Art und Prägung als Pouvillons Myſterium iſt Oscar Météniers Pariſer Sittenroman „Demi-Castors“ (Paris, Charpentier). — Hier ſtehen wir wieder auf dem Boden der häßlichen Wirklichkeit unſeres modernen Geſellſchaftsjammers, und es ſoll dem Autor zum beſonderen Lobe angerechnet werden, daß er ſich durch keine Rückſicht auf empfindſame Seelen davon abhalten läßt, das widerwärtige Bild, das das verſumpfte Geſellſchaftsleben der Gegenwart dem Auge des Beſchauers bietet, in ſeiner ganzen abſtoßenden Häßlichkeit vor uns zu entrollen. Demi-Caſtor bezeichnet im Argot der galanten Welt eine Frau, die ſich mit Wiſſen und Genehmigung ihres angetrauten Gemahls von einem Liebhaber aushalten läßt, wobei der ſaubere Gatte die Rolle eines diskreten Zuhälters ſpielt. Der Titel läßt über den Stoff, der in dem Roman Behandlung findet, keinen Zweifel, und wer Météniers frühere Werke kennt, wird ermeſſen können, mit welcher kühnen Rückſichtsloſigkeit und welchem unbeſtechlichen Wahrheitsdrange unſer Autor dem heiklen Thema zu Leibe geht. Der tiefe Sittenverfall und das heuchleriſche Komödiantentum der Geſellſchaft, die ſich unverfroren genug die gute zu nennen beliebt, wird in dieſer Sittenſtudie nach Gebühr gekennzeichnet. Méténier iſt aber ein viel zu gewiſſenhafter und ernſt ſtrebender Schriftſteller, um die gute Gelegenheit, den Stoff nach der lüſternen

Seite auszugeſtalten, zu benützen, und deshalb darf auch ſein Roman jedem reifen und urteilsfähigen Leſer empfohlen werden. Eine geeignete Unterhaltungslektüre für Paſtorentöchter iſt er freilich nicht.

Eugène de La Queyssie, „Acte d'amour" (Paris, Plon). — Der Verfaſſer dieſes trefflichen Beitrags zur Pſychologie der modernen Liebe iſt ein homo novus der Litteratur, von deſſen Zukunftsarbeit man nach dieſer tüchtigen Probe viel gutes erhoffen darf. Die Studie, die den erſten Band der Romanreihe „Les Actes" bildet, behandelt das Thema der Künſtlerehe, ein Thema, das von unſeren Seelenanalytikern mit beſonderer Vorliebe gewählt wird, weil es ihnen die willkommenſte Gelegenheit bietet, ihren pſychologiſchen Spürſinn in glänzendſter Weiſe zu bethätigen. La Queyſſie hat gottlob weder den Ehrgeiz, als kühner Problemjäger ſein Licht leuchten zu laſſen, noch liegt ihm ſonderlich viel daran, als Pfadfinder auf dem Felde tiefgründiger Seelenforſchung billige Triumphe zu feiern. Die Geſchichte, die er uns erzählt, iſt einfach genug, und die wenigen Perſonen, zwiſchen denen ſich die Handlung abſpielt, gehören ganz und gar nicht zu den komplizierten Gliederpuppen, die zu gewagten pſychologiſchen Experimenten beſonders geeignet ſind, es ſind ganz im Gegenteil Menſchen von Fleiſch und Blut, deren Denken und Handeln ſcharf beobachtet und lebensecht geſchildert iſt. Die ausgeglichene Technik und die klare, gereifte Lebensanſchauung laſſen erkennen, daß wir es mit einer ſelbſtändigen Künſtlerindividualität zu thun haben, deren Können über das Durchſchnittsmaß weit hinausgeht.

Von den Werken der drei vorgenannten Autoren zu der neueſten „bataille de la vie", die Georges Ohnet unter dem Titel „Le droit de l'enfant" ſoeben bei Ollendorff in Paris veröffentlichte, iſt ein Schritt, der uns von der ernſten Litteratur weg mitten in die banale Unterhaltungsbelletriſtik, da wo ſie am banalſten, hineinführt. Das neueſte Produkt Ohnetſcher Fadulierluſt iſt ſicher nicht ſchlechter, als die anderen „Lebensſchlachten", die die Helden von Ohnets Gnaden bisher zum Gaudium der Galerie ausgekämpft haben. Etwas anderes als triviale Variationen über das fadenſcheinige Hüttenbeſitzer-Thema hat der behäbige Bänkelſänger des litterariſchen Mittelſtandes überhaupt noch nicht geſchrieben, und dieſer weiſen Beſchränkung, die der verſtändigen Erkenntnis der Grenze ſeines Talentchens entſpringt, verdankt er auch ſeinen unerhörten Erfolg, der auch dem jüngſten Sprößling ſeiner Muſe nicht fehlen wird. Und ebenſowenig wie die Geſchichte an ſich unterſcheiden ſich auch die Figuren, die Ohnet jahraus jahrein als Romanmarionetten am ſchlappen Faden einer altersſchwachen Erzähltechnik herumſpringen läßt. Da iſt wieder das unſagbar liebreizende und ſittige Jungfräulein, das nach mancherlei Kämpfen und Nöten dem geliebten Mann in die Arme ſinkt, da iſt auch der brave, durch eigene Arbeit zu Anſehen und Vermögen gekommene Biedermann, der über ſeinen Stand geheiratet hat und dafür ſchrecklich büßen muß, da iſt der edle Liebhaber, der das beſagte Jungfräulein heiraten könnte, der aber großmütig genug iſt, auf das geliebte Mädchen zu Gunſten eines andern, der vor lauter Schüchternheit und weinerlicher Sentimentalität das entſcheidende Wort nicht zu ſprechen wagt, verzichtet, da iſt des weiteren das verlumpte, hochadlige Scheuſal, das hier der Abwechſelung wegen in den Bach geworfen und von einem tugendhaften Mühlrade zu Brei zerrieben wird, kurz wir finden in dem Buche alle die alten, lieben Bekannten wieder, deren Züge dem Leſer der Ohnet'ſchen Schöpfungen ſo vertraut ſind. Der Titel, der darauf ſchließen läßt, der Autor wolle ſich auch ſeinerſeits zu der Frage über das Schickſal der Kinder aus geſchiedenen Ehen äußern, iſt eitel Spiegelfechterei, das „Recht des Kindes" könnte ebenſo gut auch „das Recht der Schmökergemeinde" oder ſonſtwie heißen.

„La Vénitienne“, ein neuer, bei Plon erſchienener Roman von Ernest Daudet, iſt ein geſchickt und ſpannend geſchriebenes Unterhaltungsbuch, das nicht mehr ſcheinen will, als es iſt. Den wechſelnden Schauplatz der Handlung bilden Venedig unter der öſterreichiſchen Herrſchaft, die Bretagne nach Beendigung der Chouankämpfe und das Paris des Jahres 1820. Die politiſch-hiſtoriſchen Vorgänge bilden den Untergrund für eine Liebesgeſchichte, die hübſch erfunden und anſprechend erzählt wird. — Der Vollſtändigkeit wegen ſeien hier noch die Erzählungen „Brave fille“ von Fernand Calmettes und „Badinage“ von Jean de La Brète erwähnt, beide Bücher, die zum Mittelgut der landläufigen Handwerksbelletriſtik gehören, ſind gleichfalls im Plonſchen Verlage erſchienen.

„L'Avril“ iſt der Titel einer Novelle von Paul Margueritte, die als erſter Band einer neuen illuſtrierten „Collection Guillaume“ bei Dentu in Paris zur Ausgabe gelangte. Das liebenswürdige Werkchen, das uns Margueritte hier bietet, darf mit den groß angelegten Arbeiten des bekannten Romanziers kaum verglichen werden, hier ſpricht vor allem der formgewandte Künſtler zu uns, und man darf ſagen, daß der Künſtler Margueritte bisher kaum etwas Vollendeteres geſchaffen hat als dieſes anmutige Liebesidyll, das mit ſeiner echten Frühlingsſtimmung und ſeiner in den flimmernden Lichtern ſüdlicher Farbenpracht erglänzenden Sprache wie ein Gedicht in Proſa wirkt. Den zahlreichen Verehrern Marguerittes wird die reizvolle Gabe um ſo willkommener ſein, als ſie ſich in einer äußeren Geſtalt präſentiert, die ſeines Inhaltes würdig iſt. Die Guillaumeſche Offizin eröffnet mit dem von Marold, Pieard und Mittis brillant illuſtrierten Band eine neue Serie ihrer illuſtrierten Miniaturausgaben. Die neue Sammlung — ſie nennt ſich „Collection Euryale“ und ſoll nur Novitäten der beſten zeitgenöſſiſchen franzöſiſchen Autoren veröffentlichen — bildet ein würdiges Seitenſtück zu der bekannten „Petite Collection Guillaume“, von der ſie ſich nur durch ein etwas größeres Format unterſcheidet. Die beiden diesmonatlichen Bände der letzteren Kollektion enthalten: Charles Nodier: „Jean Sbogar“ und La Motte-Fouqué: „Ondine“ in der Überſetzung von Jean Thorel. Die beiden Bände dieſer vornehmen Miniaturbibliothek der Klaſſiker der Weltlitteratur ſind von Marold und Mittis, den geſchätzten Illuſtratoren der „Collection Guillaume“, mit prächtigen Bildern geſchmückt worden.

„L'Année en images“ (1893, 1re année) par John Grand-Carteret. Album de 162 caricatures. (Paris, Librairies-Imprimeries réunies.) John Grand-Carterets Rückblick auf das Jahr 1893 iſt ein Bilderbuch, das uns die wichtigſten Ereigniſſe des abgelaufenen Jahres im Spiegelbilde der zeitgenöſſiſchen Karikatur betrachten läßt. Das neue Unternehmen charakteriſiert ſich ſo als ein weiterer Schritt auf dem von dem geiſtvollen Schriftſteller zuerſtbeſchrittenen Wege, an Stelle der trockenen Geſchichtsdarſtellung eine Kulturgeſchichte der Zeit in den graphiſchen Darſtellungen eben dieſer Zeit zu bieten. Wie es möglich war, eine ſolche Überfülle verſchiedenartigſten Materials auf den beſchränkten Raum eines dünnen Bandes ſo zu ordnen, daß der klare Überblick nicht verloren geht, iſt das Geheimnis des Herausgebers, der es fertig gebracht hat, auf den hundert Seiten ſeines Buches 162 Bilder unterzubringen, die die charakteriſtiſchen Momente, die auf den verſchiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens in die Erſcheinung traten, feſthalten, daneben hat noch eine amüſante Vorrede Platz gefunden, die als „Prologue de la pièce“ die Bilderrevue eröffnet. Wir wollen hoffen, daß der Erfolg, den die „année en images 1893“ findet, den Herausgeber ermutigt, das intereſſante Unternehmen fortzuſetzen.

Unter den Memoirenſammlungen, deren

Herausgabe ſich der rührige Verlag von Plon, Nourrit & Cie. in Paris mit Eifer angelegen ſein läßt, ſind die jüngſterſchienenen „Mémoires d'une Inconnue (1780—1816)“ vielleicht nicht der wertvollſte, ſicher aber der lesbarſte und intereſſanteſte Band. Die Verfaſſerin dieſer Aufzeichnungen entſtammt einer reichen und angeſehenen Bürgerfamilie und verkehrte als junges Mädchen bereits mit Helvetius, La Harpe, Bernardin de Saint-Pierre, Florian, Chenier, Andrieux, Picard, deren Charakterporträts ſie in ihrer Lebenserinnerung zeichnet. Ihre Verheiratung mit Cavaignac öffnet ihr die Geſellſchaftskreiſe des Direktoriums, ſie tritt in Beziehungen zu den Frauen Tallien und Recamier und anderen Berühmtheiten der Zeit, über die ſie uns allerlei pikante Anekdoten zu erzählen weiß. Unter dem Kaiſerreich folgt ſie dann ihrem Gatten an den Hof von Neapel, wo ſich ihr Gelegenheit bietet, einen Blick hinter die politiſchen Couliſſen zu thun. In der Perſon der Memoirenſchreiberin lernen wir eine Frau kennen, die das Herz auf dem rechten Fleck hat, die mit klugen Augen zu beobachten verſteht, und die damit die Fähigkeit verbindet, ihren Beobachtungen präziſen Ausdruck zu geben. Was Frau Cavaignac über Frauenerziehung, Politik, Religion in ihren Memoiren ſagt, ſind goldene Worte, in denen die philoſophiſche Anſchauung einer ganzen Zeitepoche zum Ausdruck kommt.

Ad. Jullien, Musiciens d'aujourd'hui. 2e série. Ouvrage orné de 20 portraits en frontispice et de 40 autographes de compositeurs célèbres. (Paris, Librairie de l'Art). — Ad. Jullien, der bekannte und geſchätzte franzöſiſche Muſikſchriftſteller, hat der erſten Sammlung von muſikkritiſchen Aufſätzen einen weiteren Band folgen laſſen, der die gleiche Anerkennung verdient, der ich gelegentlich des Erſcheinens der erſten Serie der „Musiciens d'aujourd'hui“ an dieſer Stelle Ausdruck gegeben habe. Der Autor hat leider nur zu recht, wenn er in ſeinem Vorwort ſagt, „l'abus du superlatif dans l'éloge et du diminutif dans la critique a pris des proportions telles qu'il a fini par enlever aux mots leur valeur relative et leur véritable sens.“ Das gilt nicht nur für die Muſikkritik, ſondern für unſere geſamte Kunſtberichterſtattung überhaupt, die wenigen Ausnahmen beſtätigen nur die Richtigkeit der Regel. Jullien gehört weder zu den Spektakelmachern des kritiſchen Superlativs, die in der Beräucherung der Tagesgötzen das Menſchenmögliche leiſten, noch iſt er ein grämlicher Nörgler, in allen ſeinen Arbeiten tritt vielmehr das ernſte Streben, zu einem unbefangenen Urteil zu kommen, ein umfaſſendes Wiſſen und die ehrliche Geſinnung zu Tage, die ſich durch keinerlei Rückſicht davon abhalten läßt, das, was ſie als wahr erkannt, offen auszuſprechen. Der vorliegende Band enthält Aufſätze und Studien über Beethoven (Meſſe, Chorſymphonie), Auber (Stumme von Portici), Weber (Oberon), Meyerbeer (Prophet, Afrikanerin), Berlioz, Jel. David (Lalla Rouk), Wagner, Maſſé, Saint Saëns, Délibes, Maſſenet, Godard u. a. m. Die Ausſtattung, die die Verlagshandlung dem Buche mit auf den Weg gegeben hat, iſt ebenſo muſtergültig wie die Ausführung der Bilder und Autographentafeln. Allen, die ſich für muſikaliſche Dinge intereſſieren, ſei auch die neue Folge von Julliens „Musiciens d'aujourd'hui“ aufs beſte empfohlen.

Eine gut und verſtändig ausgewählte Sammlung von Muſterſtücken aus den Werken der bedeutendſten franzöſiſchen Kritiker, Redner und Geſchichtsſchreiber des neunzehnten Jahrhunderts hat die Verlagshandlung von Delagrave in Paris erſcheinen laſſen. (Hatzfeld et Meunier, „Les critiques littéraires du XIXe siècle“, Joseph Reinach, „L'Eloquence française depuis la révolution jusqu'à nos jours“ und Georges Meunier, „Les Grands historiens du XIXe siècle“. 3 Bde.)

A. G—tze.

Italieniſche Litteratur.

La Castellana von Anton Giulio Barrili. (Mailand. Gebrüder Treves.)

Dieſer Roman hat den Appenin zum Schauplatz, den Barrili vorzugsweiſe liebt und aus dem er ſo oft ſeine Inſpiration geſchöpft, beſonders in ſeinem ſchönen Roman Montanara (Gebirgsbewohnerin) und in den „Liebeshändei im Wald“.

Die Schloßfrau iſt Witwe, aber eigentlich war ſie nie verheiratet geweſen. Sie war eher Krankenpflegerin denn Frau und mußte den Adelstitel, den ihre Eltern zu gern für ſie gehabt hätten, teuer bezahlen. Mehrere Millionen reich, wurde ſie natürlich von allen Seiten umworben.

Die Jagd auf die Mitgift wird ſehr geſchickt im ſtillen von einem hervorragenden Ehevermittelungsbureau geleitet. Mit überfeinen, tollen Kunſtgriffen gelingt es der Gräfin, dieſe Jäger in Verwirrung zu bringen und ſich von ihnen, die ihr ſelbſt glücklichen, aber intereſſierten Beiſtand geleiſtet, auf die ſchönſte Weiſe zu befreien. Die Handlung iſt ſehr lebhaft, verläuft ſchlank, bald in Intriguen bald in Idyllen.

Die Erzählung geht ſchnell vor ſich, ohne Ruhepunkte, ohne Abſchweifungen von der Hauptſache, in gewählter Sprache und meiſterhaft ungezwungenem Stil.

Siege und Niederlagen, von Edoardo Arbib. (Verlagshandlung Ulrich Höpli. Mailand.)

Ein ſchönes, kraftvolles und zugleich angenehm zu leſendes Buch. Der Schriftſteller will auf eine ganz neue Weiſe, nämlich unter Herbeiziehen der größten Waffenthaten und im Anſchluß an die Geſetze der neueren poſitiven Geſchichtsphiloſophie, zeigen, daß das, was gewöhnlich als das Produkt eines faſt übernatürlichen Genies betrachtet und geprieſen wird, in den meiſten Fällen nur die Gewalt eines bewußten Willens iſt, der von ſich aus alle Elemente des Sieges herbeiträgt, und was man trügerweiſe bei der Niederlage einem mißlichen, unüberwindlichen Schickſal zuzuſchreiben pflegt, im Gegenteil die notwendige Folge von Irrtümern iſt, die man hätte vermeiden können.

So haben Sieg und Niederlage Urſachen, die, wenn nicht überall, ſo doch wenigſtens teilweiſe von den Menſchen nach ihrem freien Willen beherrſcht werden können.

Zum Beweiſe bringt er die bemerkenswerteſten Kriegsthaten von Thermopylä und Platäa an bis zum jüngſten deutſch-franzöſiſchen Kriege in Erinnerung und leitet daraus folgende Prinzipien her:

1) Sieg oder Niederlage ſind kein Würfelſpiel des blinden Glücks, ſondern leiten ſich von Faktoren her, die im voraus beſtimmt und klaſſifiziert werden können.

2) Dieſe Faktoren ſind weſentlich moraliſche, in dem Sinne, daß ſie aus Urſachen ſtammen, welche ihren Urſprung haben in dem Willen des Menſchen und in ſeiner größeren oder geringeren Kraft, dieſen eher in dem einen als in dem anderen Sinne zu dirigieren und daraus eher den einen als den anderen Effekt zu erlangen.

3) Was man Kriegswiſſenſchaft nennt, beſteht hauptſächlich in der Aufſuchung der unwandelbaren Faktoren von Sieg und Niederlage, in der Weiſe, daß es denen, die dieſe Wiſſenſchaft ausüben, will ſagen den Heerführern, möglich iſt, die erſteren für ſich zu haben und die letzteren von ſich fern zu halten.

Das Buch iſt eine einleuchtende Widerlegung der fataliſtiſchen Theſe, die von Leo Tolſtoi in ſeinem „Krieg und Frieden“ ſo blitzend entwickelt wird.

„Feuerprobe“ von Lieutenant A. Olivieri Sangiacomo. (Verlag E. Voghera, Rom.)

Dieſer neue Roman von Sangiacomo bildet einen Teil der militäriſchen Roman-Bibliothek (N. 5). Der Knoten der Erzählung iſt geſchickt geflochten, die Charaktere ſtudiert und ſorgfältig ſchattiert, das Intereſſe lebendig, der Stil zwanglos, elegant, wie er für das erzählende Fach paßt.

Es iſt die einfache Geſchichte eines jungen Menſchen, der aus dem Seminar

als Rekrut zum Heeresdienſt herangezogen wird und, den Kopf voll politiſcher und religiöſer Vorurteile, in die Kaſerne kommt. Die Berührung mit der Wirklichkeit und die Probe des Liebesfeuers gewinnen die Schlacht. Er wirft den geiſtlichen Rock in die Neſſeln und gewinnt ſich wacker die Epauletten, wird ein brillanter Kavallerie-Offizier und heiratet das Mädchen ſeines Herzens.

Die Erzählung entſpricht dem erziehlichen Zweck, wofür ſie geſchrieben iſt. Das Soldatenleben wird darin getreu und ohne falſche Sentimentalität geſchildert und giebt auf geiſtreiche Weiſe die Atmoſphäre, wo die zukünftigen Verteidiger des Vaterlandes rüſtig erzogen werden, wieder.

L'uomo di genio (in Deutſchland unter dem Titel „Genie und Irrſinn" bekannt) von C. Lombroſo. Sechſte, vollſtändig veränderte Auflage. Mit 26 Tafeln und 23 Figuren. (Turin, Gebrüder Bocca.)

Die neue Auflage dieſes großartigen Werkes iſt in einer ſeines berühmten Verfaſſers würdigen Weiſe gemacht. Die anthropologiſchen Doktrinen Lombroſos, beſtritten oder angenommen, haben ſo mächtig auf die jetzige Bewegung in Moral- und Rechtswiſſenſchaft eingewirkt, daß die Anzeige dieſer neuen Ausgabe genügt, um allen, die ernſte und einſichtige Pfleger ſolcher Studien ſind, zu ihrer Erwerbung Luſt zu machen.

Die Auflage iſt ſehr ſchön, die Stiche ſauber, nur ſind wir zu unſerm Mißfallen häufig auf Druckfehler geſtoßen, die bei einem wiſſenſchaftlichen Werke von ſolchem Werte eiferſüchtig ausgeſchloſſen ſein ſollten.

„Wie Doktor Lorenzi dachte," nachgelaſſene vertrauliche Mitteilungen eines ehrſamen Bürgers (Tullo Maſſarani). (Rom, Forzani & Co., Verleger.)

Was ſind dieſe vom Senator Maſſarani ans Licht geförderten vertraulichen Mitteilungen? Es iſt ein Roman sui generis, geſchrieben mit Anmut und dem Atticismus in der Sprache, den jedermann an dem hervorragenden lombardiſchen Autor kenni.

Was bezweckt der Verfaſſer mit dieſem Buche? Er ſagt ſelbſt in der Vorrede:

„Vertrauliche Mitteilungen eines ehrſamen Bürgers? . . So iſt es in der That. Mit Verlaub gewiſſer moderner Prediger, die den ganzen Tag wiederholen, es ſei leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelör gehe, als daß in die Verſammlung der Frommen ein Bürger eintrete, beſtehe ich meinerſeits auf dem Glauben, daß es unter Patriziern, Bürgern und Plebejern (angenommen, daß ſolche Worte noch eine Bedeutung haben) fort und fort bis an das Ende der Tage Ehrbare und Ehrloſe geben wird. Was mich betrifft, ſo bin ich in meinem Leben nichts anderes ſuchen gegangen, als, wie Diogenes, einen Menſchen, und da ich zufällig einen ſolchen entdeckt habe, der zum Unglück jetzt geſtorben iſt, ſo ſcheue ich mich nicht, demſelben gewiſſe von ihm nachgelaſſene vertrauliche Mitteilungen oder Anſichten, wie ihr es nennen wollt, zu entreißen. Und dann, da ich ſehe, daß ſie einige der lebhafteſten, brennendſten Tagesfragen betreffen, erlaube ich mir auch, ſie herauszugeben."

Und damit der Leſer eine Idee von den Gegenſtänden bekomme, die im Buche von Senator Maſſarani . . pardon! . . von Doktor Lorenzi behandelt werden, folgen hier die Überſchriften der einzelnen Kapitel:

Zwei vorausgeſchickte Worte. — Die Familie. — Die Arbeit. — Die Felder. — Die Seeſtädte. — Die Auswanderung und die Kolonien. — Rom und die religiöſe Idee. — Die Gemeinden. — Die Waffen und der Friede. — Die Schule. — Die Kultur. — Die Hygiene. — Die Juſtiz. — Die Neutralität. — Die großen Lebensfragen.

Le comte de Cavour et la comtesse de Circourt. Lettres inédites publiées par le conte Nigra. Turin-Rome. L. Roux & Cie., édit.

Es iſt dies eine Publikation vom größten Intereſſe, ſowohl vom biographiſchen,

als auch vom politiſchen Standpunkte aus, und müſſen wir Nigra dafür dankbar ſein, daß er dieſe wertvollen Dokumente des großen Staatsmannes hat gleichſam ausgraben, ſammeln, ordnen und veröffentlichen wollen. Die Briefe umfaſſen die ganze aktive Periode des berühmten Mannes von 1836—1860.

Bekanntlich kamen im Salon von Madame Circourt in Paris die Berühmtheiten aller Länder zuſammen, und in den Jahren 1852—1859 hegte Graf Cavour eine beſondere Vorliebe für dieſes Rendezvous, wie er denn auch in edler, aufrichtiger Freundſchaft mit der Egeria dieſer Stätte verbunden war. Deswegen ſind dieſe Briefe, die uns Cavour in den innigſten, trautlichen Beziehungen der Freundſchaft zeigen, ſehr anziehend; ſie enthüllen uns eben neue Seiten des vielſeitigen, reich begabten Mannes und vervollſtändigen auf würdige Weiſe die Sammlung der Cavour'ſchen Dokumente, die Luigi Chiala mit ſo liberalem Verſtändnis zuſammengeſtellt hat.

„Gruppen und Figuren", humoriſtiſche Erzählungen von Don Raniero (F. M. Palmarini), illuſtriert von Piſagna. (Rom, E. Voghera, Verleger.)

Eine elegante Ausgabe, illuſtriert mit Skizzen voll Anmut und Geſchmack, welche dem Stift eines tüchtigen Karrikaturzeichners zu verdanken ſind.

Dieſe Gruppen und Figuren beſtehen in Umriſſen, worin eine Ader von ausgewähltem Humor cirkuliert, ohne die Poſſenreißereien und Pornographien, welche die heutzutage gang und gäbe leichte Litteratur beſudeln.

Einige von dieſen Stücken haben erzählende, andere Geſprächsform und können, wie z. B. Chassez-croisez, heitere Schwänke genannt werden.

Das Buch hat einen ſehr ſchönen, künſtleriſch gezeichneten Einband.

***

Spaniſche Litteratur.

„El Doctor Wolski, páginas de Polonia y Rusia" betitelt ſich ein in Madrid 1894 gedruckter, von der aus dem ſpaniſchen Galicien ſtammenden Dichterin Sofia Caſanova verfaßter Roman, der das Motto „Errare humanum est" trägt. Er iſt das Werk einer ſcharfſichtigen Beobachterin, einer Denkerin und einer Dichterin, die bald mit männlicher Feder, bald weiblich zart ſchreibt, einer Poetin, die, mit dem polniſchen Profeſſor Lutoslawski vermählt, mit ſpaniſchen Augen ruſſiſch-polniſche Verhältniſſe betrachtet und zum erſten Mal in ſpaniſcher Sprache den Jammer ihres Adoptivvaterlandes enthüllt, der ihr Töne der Melancholie eingiebt, wie ſie ihrer großen Landsmännin Roſalia de Caſtro eigen waren. Im ſcharfen Gegenſatz zu dem ſkeptiſchen, mephiſtopheliſch angehauchten, ſarkaſtiſchen, ironiſchkalten ruſſiſchen Studenten Iwan Iwanowitſch, der peſſimiſtiſch, gleich Schopenhauer, im Schmerz den einzig allmächtigen Gott ſieht, der die Welt regiert und alles nach ſeinem Gutdünken zerſtört, iſt Iwans Freund, der junge enthuſiaſtiſche, illuſionenreiche, polniſche Doktor der Medizin Wolski dargeſtellt, für den die menſchliche Energie, der Wille, die Macht iſt, den Göttern das Feuer zu entreißen, ohne Furcht vor der Strafe, welche die Phantaſie der Griechen erſonnen. Aus dem Poten ſpricht die edle Begeiſterung, der Optimismus, aber auch der Irrtum; denn der Menſch vermag nicht mit ſeinem Willen die Natur zu beſiegen: das Unvorhergeſehene, das Unausbleibliche, der Tod ſind die Klippen jedes Willens, wie feſt er auch ſei. Der junge Wolski ſieht ſchon im Geiſt ſeinen Herd von kräftigen Söhnen belebt, welche die Befreier ſeines Vaterlandes werden ſollen. Aber zu ſeinem Schmerz muß er in ſeiner Braut, in ſeiner angebeteten Mara, eine Schwindſüchtige erkennen, die, als auch ſie ſich ihrer Krankheit bewußt wird und ſie geſehen, daß für ſie das Lebens-

ideal unmöglich, daß für ſie die Liebe, die Familie, das Glück des Himmels auf Erden verboten, ſein Opfer nicht annehmen will und von dem Geliebten für immer ſich trennt, um in ihrem Vaterlande zu ſterben. Er vermählt ſich endlich mit Gelcha, in deren Familie ſeit vier Generationen kein Fall einer erblichen Krankheit vorgekommen, und gerade ſie, die ſchöne, kräftige und geſunde, die wie eine ſibiriſche Bärin erſchien, ſie, über deren Vorfahren er ſo emſig pathologiſche Notizen geſammelt, muß ihm zeigen, wie irrig ſeine Theorieen geweſen: ihr Erſtgeborener, vor dem er, ſprachlos vor Entzücken, faſt in die Kniee geſunken, ſtirbt bald nach der Geburt, und ſie kann nie wieder Mutter werden. Die Wiſſenſchaft iſt dem menſchlichen Leiden gegenüber ohnmächtig. Himmel und Erde ſind gefühlloſe Taubſtumme. Das Hoſpital, das der Doktor Wolski gegründet, vernichten die Flammen. Mit thränendem Blick ſieht der Pole, für den die Poetin all unſere Sympathie in Anſpruch nimmt, das Werk ſeines Lebens zugrunde gehen. Von der Wolga aber führt uns die Dichterin im Schlußkapitel an den Niemen, in das Herz Polens, nach Litthauen, in eine Hütte, in der die dem Sterben nahe Mara arme Kinder des Landes unterrichtet und dem Himmel dankt, daß er ihr zum Geliebten einen Mann gegeben, den ſie immer bewundern darf. So klingt der Liebesroman Maras und des Doktor Wolski doch verſöhnend aus, und auf Maras blaſſes Antlitz fällt, ſie verklärend, noch ein freundlicher Sonnenſtrahl.

Die geiſt- und temperamentvolle, mannweibartige Emilia Pardo Bazán, für die jetzt wieder Caſtelar den Eintritt in die ſpaniſche Akademie verlangt, der mit Unrecht einer Fernán Caballero, Gertrudis Gómez de Avellaneda, Carolina Coronado verſagt worden, iſt jetzt nicht die einzige Novelliſtin Galiciens: Sofia Caſanova iſt ihr in der Schilderung ebenbürtig, jedes ihrer poetiſchen Bilder iſt harmoniſch abgeſchloſſen, aber ſie hat nicht das Herbe, Herausfordernde, Streitluſtige ihrer Vorgängerin, die mit einer Studie über den heiligen Franciscus von Aſſiſi begann und dann die Kämpin Zolas in Spanien wurde.

Während über das Buch der galiciſchen Dichterin Schwermut ausgegoſſen, atmet Glück und Freude das Büchlein „De robusco“ (Von der Nachleſe). Der mit großem Sinn für das Volkslied begabte Andaluſier Francisco Rodriguez Marin, der es liebt, in der Doppelgeſtalt des Francisco Rodriguez Marin und des Bachiller Francisco de Oſuneja aufzutreten, hat es 1894 in Sevilla herausgegeben. Es ſind neue trefflich gelungene Sonette. Wie in früheren Zeiten Diego Hurtado de Mendoza, Lope de Vega, Baltaſar del Alcázar und Gonzalez Carvajal voller Poetenlaune das Rezept zu einem Sonett gaben, ſo thut es auch Francisco Rodriguez Marin in ſeinem Calamo currente. Gleichwie in den früheren Sonetten des Advokaten aus Oſuna iſt auch in dieſen Geiſt, Witz und epigrammatiſche Schärfe.

Kein glückliches Heim wie Rodriguez Marin hat einſt der Andaluſier Guſtavo Adolfo Becquer ſich geſchaffen, jener Dichter Sevillas, deſſen Leben eine Perlenſchnur von Thränen war, und der auf ſeiner Bahn die duftigſten Lieder ſtreute, die das Publikum erſt nicht beachtete, bis der Cubaner Ramón Rodriguez Correa, der Verfaſſer des Romans „Rosas y perros“, ſie zu einem prächtigen Strauße gewunden. Den liebenswürdigen Straußwinder, der geiſtreich wie Quevedo und Villamediana im 17. und Diego Torres im 18. Jahrhundert war, hat der Tod am 19. Mai in Madrid aus der Liſte der Lebenden geſtrichen.

Am Tage darauf aber fand in der Spaniſchen Akademie ein ſchon ſeit elf Jahren erwartetes, aber durch Caſtelars Saumſeligkeit ſo lange verzögertes Ereignis ſtatt: die Einführung Joſé Echegarays in die Academia de la lengua durch Emilio Caſtelar. Das „Wort der

Demokratie", wie man den großen Tribun genannt hat, glaubt das Genie des Dichters und Mathematikers Echegaray nur mit Goethe und Leonardo da Vinci vergleichen zu können. Nur den Deutschen thut er unrecht, wenn er sagt: „Ich lasse nicht als theatralisch die berühmtesten deutschen Werke zu. Ich erkenne die Größe Goethes und Schillers an. Aber der eine hat einen so großen lyrischen und der andere einen so großen epischen Schwung, daß ihre Schöpfungen aus dem Theater heraustreten und erhabene Zwiegespräche zwischen lebenden Personen zu sein scheinen, die abstrakten Ideen gleichen." Echegaray aber verteidigt in seiner gedankenreichen Rede abwechselnd die klassische Welt gegen die moderne und diese gegen jene, den Idealismus gegen den Realismus und umgekehrt; er leugnet den alten Satz, daß nur in der Wahrheit Schönheit sei; denn selbst im Falschen, im physisch Unmöglichen können Funken von Schönheit sich finden.

Castelar, der 1892 sein vielbesprochenes Buch über die Entdeckung von Amerika herausgegeben und jetzt ein Werk über die Conquista vorbereitet, kann uns am besten nach Amerika herüberleiten. Dort ist, nämlich in Mexico, ein Heldengedicht in Oktaven von Eduardo del Valle unter dem Titel „Cuauthemoc" erschienen, zu dem der jüngst verstorbene Altmexikaner, der hochgefeierte Ignacio M. Altamirano, das Vorwort geschrieben, worin er im Gegensatz zum Eroberer Hernán Cortés, den unser Heine gegeißelt, den tapfern Cuauthemoc, den besiegten Indianer, als den eigentlichen Helden bezeichnet, um den alle Nationen Mexiko beneiden müßten. Wie der greise Mexikaner Guillermo Prieto in seinem „Romancero Nacional" für sein Vaterland das gethan, was für Spanien die Dichter des „Romancero del Cid" und des „Romancero de romances moriscos", so hat der junge Eduardo del Valle den denkwürdigen Gegenstand der Eroberung Mexikos in seinem „Cuauthemoc" besungen, indem er den Helden feiert, der trotz der Feindschaft der Götter die Würde seines Volkes gerettet. Die heutigen Mexikaner aber sind der Verwandtschaft eingedenk, die sie mit den Spaniern verknüpft, und ihr Wahlspruch ist der des großen Moralos, der in Acapulco sagte, als er das Castell empfing, das der spanische Befehlshaber übergeben: „Es lebe Spanien, unsere Schwester, aber nicht die Herrscherin Amerikas!" Johannes Fastenrath.

Czechische Litteratur.

Sebrané spisy Jána Nerudy pořáda Jgnát Herrmann. Prag, Topič 1892 sqq. — Der Gedanke, Nerudas Werke gesammelt herauszugeben, verdient alles Lob und wurde demnach auch mit großer Freude von Publikum und Kritik aufgenommen. Die Thatsache entspricht aber durchaus nicht den darauf gesetzten Hoffnungen. Die Gesamtausgabe beginnt nämlich mit — — Feuilletons. Man denke doch nur: mit Feuilletons, die Neruda in der Eigenschaft als Feuilleton-Redakteur der ‚Národní listy' geschrieben hat! Als ob in derlei Kleinigkeiten Nerudas Talent gipfeln würde! Als ob der Feuilletonist Neruda den Dichter Neruda weit überragte! Und dann die Unsicherheit, die Nachlässigkeit der Redaktion! Hier ein Feuilleton aus dem Jahre 1877, gleich darauf eines von 1890, das folgende wieder von 1884 u. s. s. Dieses ursprünglich, flott, jenes langweilig, gezwungen — kurz: ein ungeordnetes Chaos Ia. Qualität. Noch nie ist eine Gesamtausgabe so leichtsinnig ins Werk gesetzt worden! Unkritisch im höchsten Grade und in Bezug auf das Andenken und die Bedeutung Nerudas rücksichtslos bis zum Exzeß! — Was die Feuilletons selbst betrifft, so sind sie mit wenigen Ausnahmen graziös witzig, oft aber auch bitter-satirisch. Nerudas abgesagter Feind ist der Klerus, kommt er auf diesen zu sprechen, überspringt seine Feder die zulässige Schranke. Ab und zu lassen sich wohl einige Körner Wahrheit finden, aber in

summa ist es doch nichts anderes, als Chauvinismus, exaltierter Parteistandpunkt. Das hat denn auch nicht verfehlt, in ausgesprochen klerikalen Blättern à la ‚Vlast' recht böses Blut zu machen. Gleich nach Erscheinen der ersten Hefte der famosen ‚Gesammelten Schriften J. Nerudas' trat ein Dr. Hromádka in die Schranken und brach für die „katholische Religion" wider den „sehr viel Ärgernis erregenden Gottesleugner Neruda" ein paar — Schilfröhrchen, wirkliche, unverfälschte Schilfröhrchen. Ausgerüstet mit sehr wenig Verständnis, aber recht viel Schimpfworten, kühlte er an dem nicht die Religionen, aber den Klerus bekämpfenden „Wüterich" sein Mütchen. Der betreffende Artikel in der ‚Vlast': „Die Beziehungen des † Neruda zur katholischen Religion", ist hundsgemein, unter allem litterarischen Anstand und zeigt übrigens die Verdohrtheit des mutigen Doktorhutes im glänzendsten Lichte. (Die hervorragendsten Nonsense hat ihm ein Referat in der ‚Literární listy' 1893, Nr. 11, nachgewiesen.) Kurze Zeit nach Erscheinen der für die ganze ‚Vlast' charakteristischen Admurksung des verstorbenen Neruda erließen die hervorragendsten czechischen Dichter und Schriftsteller einen energischen Protest gegen die Frechheiten des Dr. Hromádka, der auch des Erfolges beim Publikum nicht ermangelte. Das alles ward durch eine miserable Ausgabe von Nerudas gesammelten Schriften verursacht, wobei das Nächstliegende: ein Protest gegen diese Gesamtausgabe, leider vergessen wurde. Nur die ‚Lit. listy' brachten in Nr. 9 ein paar trefflich geschriebene „Glossen zu den Gesammelten Schriften J. Nerudas". — Bis jetzt (Sept. 1893) sind einige 40 Hefte à 16 Kr. erschienen; die letzten Hefte brachten neben den prächtigen Novellen „Arabesken" — Reiseschilderungen des Orients.

Příspěvky ku statistice osvětové českého lidu, píše Dr. Max Wellner, notář. (Prag 1893, Rudolf Storch.) — Ein merkwürdiges, äußerst schnurriges Buch, diese „Beiträge zur Statistik der Aufklärung im czechischen Volke von Dr. Max Wellner, Notar". Zuerst glaubte ich, es wäre eine Art Kürschner und freute mich dessen, da ein Schriftstellerlexikon in der czechischen Litteratur wirklich von Bedürfnis ist, aber bald merkte ich, daß die 138 Seiten im allergünstigsten Falle nur rohes Material zu einem Litteraturkalender enthalten, zwischen welchem der Herr Notar wie ein Bajazzo im Cirkus hin- und herhüpft, und geistreich sein sollende Bemerkungen, ja manchmal sogar famose Bierwitze zum besten giebt. Trotz alledem zweifle ich nicht im geringsten, daß die Notariade — allerdings nur im Hirn div. Preßreptilien — eine ‚fühlbare Lücke' ausfüllen wird, zumal sie (die Notariade und nicht die Lücke!) auf dem für ultranationale Ohren so ungemein schmeichelösen, ergo gesperrt gedruckten Satze: „Heut also überragen die Czechen hinsichtlich der Aufklärung die österreichischen Deutschen und darum gebührt den Czechen das gleiche politische Recht" basiert. (S. 133.) Das beweist der Herr Doktor bis aufs I-Tüpfelchen, obgleich er sich im Vorworte das Recht herausnimmt, 40 Fehler zu machen. („Nehmen wir an, daß ich 1000 Schriftsteller notiere, also kann ich 40mal Fehler machen, erst beim 41. Fehler beginnt das Recht des Kritikers. Der Statistiker hat das Recht, 4% Fehler zu machen.") Die czechischen Schriftsteller sind nach dem Wohnort aufgeführt, manchmal alphabetisch, manchmal wieder nicht, jeder bekommt eine Nummer (auch die Verstorbenen, z. B. Nr. 948). Manche erscheinen zweimal (1164, 1298 und 1297, 1602), wahrscheinlich damit's mehr ausgiebt. Es kommt sogar vor, daß zwei Schriftsteller desselben Namens eine Nummer erhalten (1086, 1566), dann aber ist der eine: a., der andere: b. Schließlich citiert der doppelte Märtyrer (s. Vorwort: „Der czechische Schriftsteller ist ein czechischer Märtyrer, sagte Goethe zu Eckerman mutatis mutandis." (!!) „Der czechische Statistiker ist

ein doppelter Märtyrer"), aus Eisenbergs „Geistiges Wien" über 100 Schriftsteller, darunter sans façons Männer, von denen ich aus bestimmteste weiß, daß sie in ihrem Leben keine czechische Zeile niedergeschrieben haben, wie Asti, Edler, Froukl, Fuchs u. a. Trotzdem erscheinen sie im Vorliegenden als czechische Schriftsteller. Warum? Nun, ganz einfach, weil sie das Glück haben, in Böhmen oder Mähren, den „Ländern der böhmischen Krone", geboren zu sein. Wer lacht denn da? Das Vorgehen des Herrn Notars ist doch ganz gerechtfertigt. Ein in Böhmen geborener Chinese, mag er nun hottentottisch oder moiopisch schreiben, gehört von rechtswegen zur Körperschaft der czechischen Schriftsteller, ebenso wie Ernst v. Wildenbruch, weil in Beyrut geboren, in den syrischen Kürschner gehört. Klar wie Stiefelwichs — Herr Doktor Wellner ist nicht umsonst Rechtsgelehrter! Und so kommt es denn, daß er 2369 czechische Schriftsteller zusammenbringt, worauf er nicht wenig „pocht" („1774—1848 gab es 729 czechische Schriftsteller. — Ich führe heute 2369 an"). Hinsichtlich der politischen Vereine der Czechen verfährt der Autor in gleich lobenswerter Weise. English society, Société de secours française, belge et suisse, Sektion des „rein"deutschen Vereins Leo-Gesellschaft, Ognisko Polskie, Bulgarska sedjanka — immer heran, immer heran, die Zahl von 106 czechischen politischen Vereinen muß voll werden. Noch mehr: Der Herr Notar zählt sogar die Seiten einzelner Bücher. Zu den czechischen Vereinen zählt er auch die deutschen. Nur keine Gewissenhaftigkeit, denn es gilt den Fundamentalsatz zu beweisen. Etwas Urkomisches lese ich auf S. 127: „Ich wünsche, daß jede Gemeinde wenigstens 1000 Seelen habe," und darauf: „die Anzahl der Schafe und Bienenstöcke in den Ländern der böhmischen Krone nimmt ab" (schade, sonst könnte man die gewünschten 1000 Seelen herausbringen). „Leider nimmt auch die Anzahl des Rindviehs ab." Folgt statistische Angabe. Ein paar Seiten beschäftigen sich mit den „direkten Steuern". Natürlich zählt Herr Doktor alle Städte und Dörfer auf, die ihm gerade beifallen, ohne Rücksicht darauf, ob sie rein-czechisch, rein-deutsch oder utraquistisch sind. Da widerfährt denn Orten, wie Mährisch-Schönberg, Römerstadt, Mährisch-Trübau, Wiesenberg, Schildberg u. a., die das czechische Idiom nur vom Hörensagen kennen, die hohe Ehre, die Aufklärung des czechischen Volkes in helles Licht zu setzen. Notariell beglaubigt. Geradezu niederschmetternd für jeden Deutschen ist die Schlußbeweisführung: „Die Czechen haben heute 2300 Schriftsteller. Die Deutschen bloß 1700, letztere sollten aber 3600 haben. Verkauft wurden deutsche Schulbücher 950 000, czechische 500 000. Den Umständen gemäß hätten von letzteren 600 000 verkauft werden sollen. Ergo: überragen heute die Czechen" ꝛc. ꝛc. Die Prophezeiung des doppelten Märtyrers: „wir haben gegenwärtig 200 000 Buchleser, 500 000 Zeitungsleser, 2300 Schriftsteller, 200 Buchhändler, 11 500 Bücherabonnenten, 600 000 Zeitungsabonnenten — bis wir 250 000 Buchleser, 600 000 Zeitungsleser, 3000 Schriftsteller, 240 Buchhändler und 13 000 Buchabonnenten haben werden, dann erringen wir unsere politischen Rechte von selber". Das alles wird im Jahre „1895" geschehen. „Auf dem Haupte Sr. Majestät wird die heilige Wenzelskrone erglänzen und in Prag ein Kanzler der Länder der böhmischen Krone residieren. Durch nationale Arbeit und Aufklärung werden wir siegen" — und wenn selbe auch flugs zur guten Hälfte deutscher Provenienz ist. Nicht wahr? Große Geister geniert das nicht im mindesten und kleine geht's nichts an. O du heiliges Blech der Bleche!

Ottokar Stouf von der Marck.

Vermischtes.

Volkskunde. Der Würzburger Professor für deutsche Philologie Dr. Oskar Brenner erließ einen Aufruf zur Sammlung bayerischer Volksüberlieferungen, dem wir folgende Stellen entnehmen:

Unsere Zeit bricht auf allen Gebieten mit dem Überlieferten. Das Neue steht gewiß im ganzen über dem Alten, aber wer im Alten herangewachsen ist, wird es mit Wehmut dahinschwinden sehen. Es festzuhalten oder in neue Formen zu gießen, wird wohl nur bei einem kleinen Teil möglich sein, aber der Vergessenheit entreißen können wir viel, ja vielleicht alles, was jetzt noch fortlebt.

Ganz besonders rasch verlieren sich in unseren Tagen die alten Überlieferungen im Volksleben, Sitten, Gebräuche, Sagen, Lieder und Sprüche, die eine Fülle von Poesie bergen; auch vom Aberglauben bröckeln sich Stücke ab, die nicht die schlimmsten, die nur eine besondere Form der Volkspoesie sind. Durch den raschen Verkehr zwischen Land und Stadt hat auch die kernige, prächtig entwickelte Volksmundart schon manches eingebüßt, und sie wird in den nächsten Jahrzehnten das Meiste von ihren Eigentümlichkeiten aufgeben.

Zwar haben in Bayern verdiente Sammler vieles geborgen, aber noch viel mehr wird unbeachtet verloren gehen, wenn wir nicht dem Beispiel anderer deutschen und fremden Länder folgen und mit Beihilfe aller Kreise und Stände in dem verborgensten Winkel suchen und das Gefundene an sicheren Orten aufspeichern, so daß auch künftige Geschlechter dem alten Volkstum der Stämme Bayerns nahe treten können.

Wir halten es für eine vaterländische Pflicht, unsere Landsleute dringend aufzufordern, sich an der Rettung des dem Untergange Geweihten zu beteiligen, indem sie aufzeichnen, was ihnen aus dem Leben, aus den herkömmlichen Formen der Arbeit und der Erholungen, aus dem Denken, Sprechen und Dichten unseres Land- und Stadtvolkes bekannt geworden ist (also Sitten und Aberglauben, Sagen, Märchen, Schwänke, Volkslieder und Kinderreime, Sprichwörter und Redensarten, Mundartliches: Wörter und grammatische Eigentümlichkeiten).

Im Märzheft der preußischen Jahrbücher ergeht sich Herr O. Harnack über Bierbaums Musenalmanach in einer Weise, die auch von denen, die mit dem Herausgeber im einzelnen rechten, aufs allerentschiedenste zurückgewiesen werden muß. „Schon der Titel bringt einen hübschen Scherz; die Mitarbeiter werden als die „hervorragendsten Vertreter des modernen deutschen Schrifttums" bezeichnet. Übrigens hat dieser Scherz doch auch sein Bedenkliches. Wenn der Band ins Ausland gelangen sollte, könnte ihn die dortige Unkenntnis für Ernst nehmen und meinen, die Herren Bierbaum, Dehmel, Schlaf, Hartleben u. s. w. seien wirklich, was sie auf dem Titel scheinen. Und welche Vorstellung müßte er dann von Deutschland erhalten! Fröhlich würde der Franzose ausrufen: Unsre Milliarden haben sie genommen, aber dafür sind sie geistig an den Bettelstab gekommen!" Und das schreibt Herr Harnack zu einer Zeit, wo gerade die junge französische Dichtergeneration mehr denn je die deutsche Litteratur verfolgt und versteht, was freilich vom Gelichter Nicolai, Harnack & Co. nicht zu verlangen ist. G. Morgenstern.

Vom glückseligen Zukunftsstaat oder von den blauen Inseln des Anarchismus. Der „Sozialist", bekanntlich das Organ der Berliner Anarchisten, malt in den wollüstigsten Farben seinen Lesern ein Bild von dem Zukunftsstaate nach anarchistischer Auffassung. „Wir streben," heißt es da u. a., „einem Zeitalter der Muße und des Genusses entgegen, und nicht allein meinen wir den geistigen Genuß, sondern auch sinnlichen Genuß. Wir wollen die Schnapssäufer aus der Welt schaffen und wollen sie lehren, daß, wenn sie schon das Trinken nicht lassen können, sie doch lieber Burgunder im Pokale blinken lassen sollen. Wir verlangen nach Liebesgenuß, nach Tanz und Lustbarkeit, nach Gondelfahrten und Gebirgswanderungen, wir verlangen nackende Men-

ſchen oder doch ſchöne Gewänder für alle u. ſ. w." Der „Sozialiſt" verſichert, daß das alles nicht mehr ins Reich der Fabel gehören werde, ſobald dieſe Ideen erſt in die Köpfe und in die realen Fäuſte von Millionen ſteigen würden. Genau ſolche utopiſche Zukunftsbilder, denen man jetzt nur noch in der anarchiſtiſchen Preſſe begegnet, wurden vor wenigen Jahren noch durch ſozialdemokratiſche Organe, z. B. die „Sächſiſche Arbeiterzeitung", den Leſern vorgegaukelt. Der Anarchismus iſt in praxi eben nur auch eine von den Konſequenzen der ſozialdemokratiſchen Phantaſie-Dogmen dyoniſiſcher Poetaſterei in wirtſchaftlichem Revolutionsgewande. Wenn aber „die realen Fäuſte" von Millionen Proletariern dieſes zukünftige Himmelreich zimmern ſollen, ſo fürchten wir ſehr, daß von dieſer Seligkeit und ihrem Katzenjammer zu Fauſtrecht und Fauſtkampf nur ein kleiner Schritt ſein wird. Die blauen Anarchiſteninſeln ſeligen Entzückens und göttlichen Rauſches werden raſch wieder in einem Meer von Blut verſinken. Ein Mann mit geſunden Sinnen wird ſich nicht leicht in dieſen Hörſelberg der Berliner Sozialanarchiſten locken laſſen.

XYZ.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der „Geſellſchaft" ſind vom 1. bis 15. Juni folgende Bücher und Schriften eingegangen:

Adel, Lothar: Das geſunde, behagliche und billige Wohnen. (Wien, Peſt, Leipzig, A. Hartleben.)

Backhaus, Wilhelm Emanuel: Das Weſen des Humors. Eine Unterſuchung. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Bahr, Hermann: Caph. Novellen. (Berlin, S. Fiſcher.)

Bährens, Arthur: Ecce homo! (Braunſchweig, C. A. Schwetſchke.)

Benzmann, H.: Im Frühlingsſturm! Erledtes und Erträumtes. (Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.)

Beyer, M.: Unterm Lindendaum. Skizzen und Gedichte. (Stuttgart, Druckerei und Verlagshaus Dr. Förſter & Cie.)

Bruck, F. F.: Fort mit den Zuchthäuſern! (Breslau, Koodner.)

Caſti: Seiner Heiligkeit Papſt Alexander VI. Bulle: In rebus amoris. Ins Deutſche überſetzt von Ludwig Scharf. (Zürich, Verlags-Magazin [Schabelitz].)

Couperus, L.: Extaſe! (Dresden, Alexander Beyer.)

Cremer, D. H., Profeſſor der Theologie in Greifswald: Duell und Ehre. (Gütersloh, C. Bertelmann.)

Dreher, Dr. E.: Grundzüge der Äſthetik der muſikaliſchen Harmonie auf pſycho-phyſiologiſcher Grundlage. (Bielefeld, A. Helmich.

Ebner, Th.: Allerlei Geſchichten, Bilder und Skizzen aus dem Leben. (Stuttgart, Druckerei und Verlagshaus Dr. Förſter & Cie.)

Eſchweiler, Prof. Dr.: Haus und Schule. Ein Mahn- und Troſtbüchlein in Briefen an die Eltern unſerer ſtudierenden Jugend. (Bielefeld, A. Helmich [H. Anders].)

Eulenſtein, Bernhard: Henry George und die Bodenbeſitzreform deutſcher Richtung. Eine Abhandlung in zwei Repliken. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Fürſicht, A.: Schulſtaub und Kaſernendunſt. Luſtige Geſchichten für heitere und ernſte Männlein und Weiblein des Nähr-, Wehr- und Lehrſtandes. (Bielefeld, A. Helmich [Hugo Anders].)

Gött, E.: Verbotene Früchte. Luſtſpiel in drei Aufzügen. (Stuttgart, Cotta.)

Harlan, Walter: Sein Beruf. Schauſpiel. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Hart, Julius: Geſchichte der Weltlitteratur I. (Berlin, M. Paulis Nachfolger [H. Jeroſch].)

Hartmann, Franz: Theophraſtus Paracelſus als Myſtiker. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Haßlwander, Friedrich: Phantaſieſtücke. (Dresden und Leipzig, E. Pierſon.)

Heller, L.: Seldſthilfe. Ein Roman der Sparſamkeit und Lebenskunſt. Realſozialiſtiſches Zukunftsbild. (Leipzig, Hartung & Sohn.)

Janke, O.: Der Beginn der Schulpflicht. Ein Beitrag zur Erörterung dieſer Frage. (Bielefeld, A. Helmich [H. Anders].)

Juſtus: Fauſts Sohn. Ein dramatiſches Epos in drei Teilen. Erſter Teil. (Dresden und Leipzig, E. Pierſon.)

Kiepert, A.: Zum 70. Geburtstage Rudolf von Bennigſens. (Hannover, Carl Meyer [Guſtav Prior].)

Kummer, Friedrich: Lockende Liebe. Roman. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Kunad, Paul: Neue Gedichte. Dritte Sammlung. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Lange, S.: Engelke und andere Erzählungen. (Köln und Paris, Albert Langen.)

Lie, Jonas: Hof Gilje. Engelhorns allgemeine Romandibliothek X, 20. (Stuttgart, J. Engelhorn.)

Lingk, H.: Wintersaat, Lyrische Blätter. (Leipzig, Robert Claußner.)

Lothar, Rudolf: Rausch. Ein Drama in drei Aufzügen. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Marsden, Kate: Reise zu den Aussätzigen in Sibirien. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Gräfin zu Erbach-Schönberg, geb. Prinzessin von Battenberg. Zweite Auflage. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Nansen, Peter: Eine glückliche Ehe. (Berlin, S. Fischer.)

Norden, J.: Dramatische Dichtungen. 3 Bände. I. John Williams, Schauspiel in 4 Akten. II. Der Tugendbold, Schauspiel in 4 Akten. III. Fesseln, Schauspiel in 4 Akten. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Paysen Petersen, G.: Geschichten aus der Hauptstadt. (Hamburg, Otto Meißner.)

Pollaczek, F.: Die unverehelichten Mütter und der Code civil in Deutschland. (Leipzig, August Schupp.)

Przybyszewski, St.: Das Werk des Edvard Munch. (Berlin, S. Fischer.)

Quensel, P.: Wiedersehn. Drama in einem Aufzuge. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Quidde, L.: Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn. 25. Auflage. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Rademacher, C.: Die Gottesbraut von Babylon. Phantasien in der Heldenhöhle. (Bielefeld, A. Helmich [H. Anders].)

Ressel, G. A.: Wiener Vorstadtgeschichten. Mit einem Vorwort von A. Müller-Guttenbrunn. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Rickers, H.: Ut sware Tieden. Erzählung. (Bielefeld, A. Helmich [H. Anders].)

Sacher-Masoch, L. von: Die Satten und die Hungrigen. Roman. 2 Bände. (Jena, Costenoble.)

Sander, Dr. Max: Dei Burmeister. (Bielefeld, A. Helmich [H. Anders].)

Schall, E.: Das Wesen der Sozialdemokratie und die christliche Religion. (Erfurt, Hugo Güther.)

Schaukal, Richard: Rückkehr. Ein Akt. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Scherer, H.: Die Simultanschule — warum muß sie die Schule der Zukunft sein? (Bielefeld, A. Helmich [H. Anders.])

Schnitzler, A.: Das Märchen. Schauspiel in drei Aufzügen. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Schott, C.: Die Gesellschafterin. Novelle. (Leipzig, Robert Claußner.)

Schröder, F.: Der Tolstoismus. (Dresden, Alexander Beyer.)

Trent, A. G.: Die Seele und die Sterne. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. C. Vopel. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Treu, A.: Das Lehrer-ABC, gewidmet allen Lehrern, deren Freunden und Förderern der Volksbildung. Zweite Auflage. (Bielefeld, A. Helmich [H. Anders].)

Türck, H.: Kuno Fischers kritische Methode. Eine Antwort auf seinen Artikel „Der Türksche Hamlet" in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung. (Jena, Fr. Mauke [A. Schenk].)

Walloth, Wilhelm: Ein Liebespaar. Roman. Zweite Auflage. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Wehberg, Dr. med. H.: Die Erlösung der Menschheit vom Fluche des Alkohols. (Berlin, Neuwied, Heusers Verlag.)

Willner, A. M. (A. M. Renlliw): Sphinx Amor. Novellen. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Wollters, W. und Karl Gjellerup: Eine Million. Schauspiel in drei Aufzügen. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Wrede, Fürst Friedrich: Der Liebe Weh. Novellen. (Leipzig, Wilhelm Friedrich).

☞ Wir bitten sämtliche **Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig**,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Hans Thoma

UNIV. OF CH.

August 1894.

Volkslitteratur und der Weimarer Schriften-Verbreitungs-Verein.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Wie mit der Verteilung der irdischen, ist es mit der Verteilung der geistigen Güter. Es besteht eine chronische Gleichgewichtsstörung, eine widersinnige Ungerechtigkeit, systematisch aufrechterhalten durch feine und brutale Gewaltmaßregeln, durch Erziehungs- und Gewöhnungskniffe, durch sorgfältig gepflegte Tradition und ein Netzwerk von Gesetzen von Seiten derer, die im Rohre sitzen und sich ihre Pfeifen schneiden. Wer im Besitz ist, der ist im Recht, und wer nichts hat, ist im Unrecht, seit Olims Zeiten. Denn alle weltgeschichtlichen Fragen sind im Grunde nie etwas anderes gewesen und werden nie etwas anderes sein als Besitzfragen. Nicht: Sein oder Nichtsein, sondern: Haben oder Nichthaben — darum dreht sich alle soziale und geistige, politische und religiöse Bewegung, that is the question. Wer nichts hat, der ist auch nichts, d. h. er ist in der Kulturwelt unvermögend, seine Persönlichkeit frei zu entwickeln, seine Anlagen und Kräfte zu ungehemmter Entfaltung zu bringen, sich nach eigenem Geschmack und Willen auszuleben.

Die ursprünglichste und radikalste, natürlich auch bestialischste Form, Besitzfragen zu lösen, ist der Mord, Einzelmord und Massenmord. In ihrer großartigsten und methodischsten Ausbildung lebt diese Form heute noch im Krieg. Die moderne Kulturwelt hat nichts aufzuweisen, was an infernalischer Größe ihrem Kriegswahn und Kriegsapparate gleicht.

Dem leiblichen Massenmord ist der geistige Massenmord an Raffiniertheit und Wirksamkeitsdauer noch überlegen. Doch ist auch schon die geistige Knebelung von schöner Wirkung, und in den meisten Fällen genügt die gut durchgeführte geistige Verdummung, Betäubung und Verblödung, um gesellschaft- und geschlechter- und kastenstürzende Besitzrevolutionen hintanzuhalten oder so zu leiten, daß die Massen von revolutionierenden armen Teufeln sich die eigenen Schwänze ausreißen und nicht für sich, sondern für die — anderen Teufel siegen. Drastisch ausgedrückt. Denn in der Hölle wie auf Erden sind schließlich alle einander wert, kraft ihrer gemeinsamen Herkunft.

Eins der geräuschlosesten und wirksamsten Mord-, d. h. also Besitzerhaltungs- und Herrschaftsmittel im Kampfe um irdischen Genuß hat sich die denkende und künstlerisch thätige Menschheit in der Litteratur und Presse geschaffen.

Wenn man sagt „Litteratur für das Volk", so ist von Seite der Herrschenden meist das Nämliche gemeint wie mit der Phrase: „Dem Volke muß die Religion erhalten werden": Religion und Litteratur als Bändigungsmittel, als Ablenker der Freiheitsgefühle, als Wasser in den Brand unabhängiger Gesinnung, als Ersticker der revolutionären Essenz im Unterthanen- und Knechtsgehirn.

Dann wieder „Litteratur für das Volk" im Sinne der greulichen Kolportage-Spekulation und Familienblätter-Ausbeutung. Also von der einen Seite Frömmelei und Duselei, oft in künstlerischer Form, von der andern Seite einfach und resolut Schund.

Nun finden sich immer wieder gute Menschen, die dieser schmachvollen Volkslitteratur-Wirtschaft entgegenarbeiten möchten. Und kommen diese guten Menschen in Deutschland zusammen, so gründen sie einen Verein. Wie zum Beispiel den Weimarer Verein zur Massenverbreitung guter Schriften. Nun erheben sich da und dort Stimmen, die feststellen wollen, daß gerade dieser Verein auf verkehrten Wegen marschiere. Es sei ihm trotz erheblicher Geldmittel und sonstiger ehrlicher Anstrengung nicht gelungen, den Kolportage-Schundschwindel wirksam zu bekämpfen, er habe sogar der Verbreitung guter Volkslitteratur neue Hemmnisse bereitet.

Herr Heinrich Sohnrey, Herausgeber der volkstümlichen Zeitschrift „Das Land", tritt als öffentlicher Ankläger des Vereins auf und bringt gleichzeitig Besserungsvorschläge.

Hören wir den wohlmeinenden Mann!

„Während der Weimarer Verein nach seiner Ursprungsidee nur für eine bestimmte Zwecklitteratur — den guten Kolportageroman —

ins Leben gerufen war, erhielt er, hauptsächlich wohl infolge seiner verfehlten Veröffentlichungen, in der öffentlichen Meinung gewissermaßen das Ansehen eines Mittelpunktes für die Volkslitteratur überhaupt.

Die bedeutenden Unterstützungen, welche dem Weimarer Vereine aus allen Teilen Deutschlands zu Teil wurden, mußten insbesondere in buchhändlerischen Kreisen den Anschein erwecken, daß damit auch die gesamte deutsche Teilnahme am Volksschriftenwesen in Weimar zusammenfließe, und daß das übrige, das eigentlich echte Volksschriftentum in gleichem Maße an Interesse verloren habe. Einen Beweis dafür konnte man, um nur ein Beispiel anzuführen, in der sehr auffälligen Thatsache erblicken, daß J. D. Sauerländers Verlag in Frankfurt a. M., der frischen Mutes eine Lieferungsausgabe der W. O. v. Hornschen Volksschriften ins Werk setzen wollte, dies treffliche Unternehmen nach den ersten Heften wegen allgemeiner Teilnahmlosigkeit einstellen mußte.

Die Folge von alledem war eine allgemeine Entmutigung der Volksschriftenverleger. Nahte sich ein volksschriftstellerisches Talent, so wurde es entweder nach Weimar verwiesen oder es wurde ihm anheimgestellt, sich auf den seichten Ocean der Familienblatterzählungen zu begeben.

Damit aber war dem volksschriftstellerischen Talente jede Möglichkeit genommen, sich in seiner Eigenart und nach künstlerischen Gesetzen zu entfalten. Und in der That ist auf dem Gebiete des Volksschriftenwesens bei uns in Deutschland in den letzten Jahren nicht ein einziges wirkliches Talent erstanden. Wir haben nur noch Familienblattschreiber und litterarische Schneider und Schuster. Die Volkslitteratur, die wirkliche, echte Volkslitteratur, dieser gerade mit dem Erlöschen des Volkstums immer nötiger werdende Faktor des geistigen Volkslebens, ist völlig auf den Sand gekommen.

Die mit dem „Massenverein" in Weimar gemachten Erfahrungen nötigen also, es unumwunden auszusprechen, daß er nicht nur seiner eigentlichen Bestimmung, *einen guten, zweckentsprechenden Kolportageroman zu schaffen, nicht gerecht geworden ist, sondern daß er auch dem Ansehen der Volkslitteratur viel geschadet und ihrer Entwickelung ein schweres Hemmnis bereitet hat.*

Ich hoffe, daß der „Verein für Massenverbreitung guter Schriften" sich dieser Erkenntnis nicht mehr verschließen wird; ich erhoffe dieses wenigstens von der Mehrzahl seiner Mitglieder. In dieser Hoffnung erlaube ich mir folgende *Vorschläge* zu machen:

Der Verein hält sich fortan streng an seinen Namen und erblickt für die nächste Zeit seine Aufgabe nicht mehr darin, Schriften massen-

weiſe zu erzeugen, ſondern gute Volksſchriften maſſenweiſe zu verbreiten.

Wir haben ja in den Schatzkammern unſerer Volkslitteratur ſo viele Herrlichkeiten an echter Volkspoeſie aufgeſpeichert, die für unſer Volk gewißlich zu einem unendlichen Segen werden und an dem insbeſondere ſein Geſchmack ſich ſo bilden und veredeln könnte, daß es die Schundromane ganz von ſelbſt von ſich weiſen müßte; — allein unſer Volk hat von all den Schätzen bisher noch ſo viel wie gar nichts gehabt. — Hier und nur hier hätte ein Verein, der von dem opferwilligen Idealismus des ganzen Deutſchen Reiches unterſtützt wird, allein den Hebel anzuſetzen.

Man vermehre die Volksbibliotheken, gründe ſolche auch an den kleinſten Orten und führe ihnen die Schätze unſerer Volkslitteratur zu. Man nehme die mit den Kolportage-Romanen auf gleicher Stufe ſtehenden Feuilletonerzählungen der meiſten Zeitungen, namentlich der Lokalzeitungen, aufs Korn und biete alles auf, auch allen perſönlichen Einfluß, um an jene ſumpfigen Stellen den friſchen Strom unſeres echten Volksſchriftentums zu leiten.

Man ſtelle eine Liſte guter Schriften für Kolporteure auf und gewähre denjenigen Kolporteuren, welche ſich um die Verbreitung dieſer Schriften verdient machen, beſondere, dem jeweiligen Erfolge angemeſſene Ehrenpreiſe. Man denke dabei aber nicht an neue Kolporteure, ſondern ſuche gerade die berufsmäßigen Verbreiter ſelbſt der ſchauderhafteſten Kolportageromane zu gewinnen.

Man ſtifte Volksſchriftenpreiſe, die nach beſtimmten Zeiträumen, innerhalb welcher das neu entwickelte Volksſchriftentum durch ein Preisrichterkollegium mit Sorgfalt zu prüfen wäre, nach Maßgabe beſtimmter Grundſätze zur Verteilung kommen — etwa nach der Art, aber nicht nach der Unart des Schillerpreiſes.

Man unterſtütze ferner die echten Volksſchriftſteller und ihre Verleger in jeder Weiſe.

Das, dächte ich, ſollten die Hauptzielpunkte ſein, um unſre Volksſeele mit den reichen Lebenskräften des echten Volksſchriftentums zu befruchten und ſie gegen die Teufelsſaat der Schundromane gefeit zu machen.

Damit wäre uns gleichzeitig auch die Hoffnung auf eine geſunde, fruchtreiche Fortentwicklung der deutſchen Volkslitteratur auf die Entdeckung, Kräftigung und Läuterung neuer volkstümlicher Talente gegeben.

Natürlich erforderte eine ſolche Erneuerung des Schriftenvereins auch eine ganz andere Organiſation. Der ſchwerfällige und koſtſpielige techniſche Apparat müßte völlig aufgegeben werden. Eine Central-

ſtelle mit einem gediegenen Generalſekretär wäre natürlich beizubehalten. Eine Art Bundesrat wäre zu bilden, etwa in der Weiſe, daß jeder Zweigverein oder die Vereinigung mehrerer Zweigvereine ein Mitglied in denſelben wählte. Die Centralſtelle wäre die ausübende Hand dieſes Bundesrates.

Das Hauptaugenmerk aber wäre darauf zu richten, daß jeder Zweigverein und jedes einzelne Mitglied desſelben zur Erreichung der oben geſteckten Ziele perſönlich mitzuwirken hätte. Es iſt doch zu kläglich, daß jetzt die Mitglieder glauben können, alles vollauf gethan zu haben mit einigen klimpernden Groſchen. Ich weiſe nur auf die Tierſchutzvereine: Jedes einzelne Mitglied hat da die Pflicht, an ſeinem Teile für den Tierſchutz einzutreten — und mancher rohe Fuhrmannsknecht bezähmt ſeine Roheit, weil er fürchtet, der Vorübergehende könnte zufällig ein Mitglied des Tierſchutzvereins ſein.

So ſoll auch jedes Mitglied des Schriftenvereins die Pflicht fühlen, für den Schutz der Volksſeele einzutreten, indem es ſeinen Einfluß für die Veredelung des unterhaltenden Teils in den Lokalzeitungen einſetzt, indem es das Schlechte unabläſſig rügt und ſich mit Hilfe des Vereins zum Vermittler des Guten macht. Außerdem hätte der Zweigverein ſelbſtverſtändlich auch auf die Buchhändler und Kolporteure ſeines Orts direkt einzuwirken. Dazu käme die Verpflichtung, das Volksſchriftenweſen prüfend zu verfolgen und die gewonnenen Erfahrungen und Urteile durch den Bevollmächtigten an den „Bundesrat“ zu bringen, oder wie man den Ausſchuß der geſamten Vereine nennen will.

Unentbehrlich wäre dann freilich ein litterariſches Vereinsorgan; doch brauchte man wohl kaum ein neues Blatt zu gründen, da es gewiß leicht ſein würde, mit einer paſſenden Zeitſchrift oder Zeitung ein entſprechendes Abkommen zu treffen, ohne daß daraus weitere Koſten erwüchſen.

Ein beſonderes Wort erforderte noch das Land in dieſer Angelegenheit. In den meiſten Artikeln über die Kolportageromane wird Land und Stadt einfach in Bauſch und Bogen behandelt, als ob die Kolportageromane auf dem weiten Lande eben ſolche Verbreitung fänden, wie in der großen Stadt. Das iſt nach meinen Erfahrungen eine ziemlich grundloſe Befürchtung; das kann nur bei den Dörfern der Fall ſein, welche im nächſten Umkreiſe der Stadt liegen. Im Innern des Landes aber finden die meilenlangen Lieferungsromane ſo gut wie gar keine Verbreitung, denn da würde ſich die Arbeit für den Kolporteur durchaus nicht verlohnen; dagegen bin ich in den Dörfern vielfach Kolporteuren begegnet, welche die berüchtigſten Kolportageromane, z. B. „Ri-

naldo Rinaldini", in kurzer Zurichtung, d. h. ein mäßiges Bändchen umfassend, zu Verkauf boten. Wenn aber doch ein Kolporteur im entlegenen Dorfe mit einem großen Lieferungswerke erscheint, so ist dieses fast immer religiöser Natur, und der Kolporteur setzt meistens nur das erste oder die ersten Hefte ab, um sich unter Vorspiegelung falscher Thatsachen eine größere Vorauszahlung zu verschaffen und dann nie wiederzukehren.

Es dürfte sich daraus ergeben, daß die jetzige Organisation des Weimarer Vereins fürs Land schon ganz und gar nicht in Betracht kommen kann. Will er dem Lande helfen, so soll er zur Vermehrung und Pflege von Dorfbibliotheken beitragen und den Feuilletonteil der Lokalblätter in seine Hut nehmen. Und kann er dann sonst noch etwas thun, so soll er sich dafür ein Vorbild nehmen an den in der Provinz Hannover vor einiger Zeit gegründeten Kolportagevereinen. Hervorgerufen durch den dortigen Evangelischen Verein, haben diese Vereine nach den mir zugestellten Berichten in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon eine sehr segensreiche Wirksamkeit entfaltet.

Das wären so meine Hauptgedanken bei dem Weimarer Verein. Also eine neue Organisation, welche es ermöglicht, die in Weimar zusammenfließenden schönen Gelder für den guten Zweck selbst anzuwenden, statt wie bisher für die Mittel zum Zweck, der schließlich — gar nicht erreicht wird!

Manches wäre ja noch weiter auszuführen; doch möchte ich es für heute mit diesen Bemerkungen bewenden lassen und erst einmal den Widerhall abwarten. Hoffentlich bleibt dieser nicht aus!"

Soweit Herr Heinrich Sohnrey.

Ich will mich hier nicht auf eine Kritik seiner Kritik einlassen, sondern mich darauf beschränken, zu erzählen, wie ich vor zwei Jahren selbst das Vergnügen hatte, mit der Leitung des Weimarer Vereins in Verkehr zu kommen. Die Anknüpfung ging vom damaligen Generalsekretär aus und war für mich sehr ehrenvoll. Ich wurde nämlich gefragt, ob ich geneigt sei, für den Verein einen großen Volksroman zwecks lieferungsweisen Massenvertriebs zu schreiben.

Dabei wurde mir mitgeteilt, wie sich der Verein einen großen Volksroman vorstelle. Ich übergehe Einzelheiten und führe nur an, daß man einen umfassenden Schauplatz wünschte und Anlehnung der Handlung an bedeutungsvolle Vorgänge in der vaterländischen Geschichte, sodann Entfaltung reichbewegter, spannender Vorgänge und einen packenden Titel. Das alles mißfiel mir nicht, und so entsprach ich denn der Aufforderung, dem Verein einen Volksroman-Entwurf einzusenden.

Dieser Entwurf hatte folgende Gestalt:

Vorbemerkung. Ein Volksroman, wie der geplante, soll nicht durch die Entfaltung glänzender Phantasiestücke und technischer Künsteleien überraschen. Durch Schlichtheit und Eindringlichkeit des Vortrags, wie durch die mannhafte Überzeugungskraft des Verfassers soll er Gefühl und Willen des Lesers im besten Sinne beeinflussen.

In welcher Richtung?

Einmal, daß der Leser in dieser Zeit der Verstimmung, des Mißtrauens und der Mutlosigkeit Freude am Leben gewinne durch die Betrachtung thatkräftiger und froher Mitmenschen.

Zum Zweiten, daß er Vertrauen fasse in die Entwicklung seines Vaterlandes trotz der Wirrsale des heutigen internationalen Weltlebens und der einheimischen Parteikämpfe.

Zum Dritten, daß in ihm ein stolzer Wille zur Gewinnung eines macht- und segenvollen Einflusses auf sein Volk erregt werde, zu seiner persönlichen Genugthuung wie zum Heil und Ruhme seines Vaterlandes.

Zum Letzten, daß seine Empfindungen für die gemütlichen Beziehungen des engeren und weiteren Familienlebens Feuer und Dauer gewinnen.

Also das Hohelied einer gesunden, thatenfröhlichen Weltanschauung und glücklichen Weltbemeisterung soll der Volksroman sein, wie er dem Verfasser vorschwebt.

Der dunkle Hintergrund alles Irdischen soll damit nicht unterschlagen oder romantisch überfärbt werden. Es muß nur dafür gesorgt sein, daß der Ernst und die Schwere der Lebensschicksale durch sonnigen Humor oder heroische Resignation aufgelichtet werde, damit das Gleichgewicht der ethischen Stimmung beim naiven Leser keine dauernde Störung erfahre.

Wie ein sonorer Orgelpunkt muß es durch alle Bewegungen und Gegenbewegungen, durch alle Dissonanzen und Harmonien und Modulationen tönen: Bejahung des Willens zum Leben in fröhlicher Arbeit.

Alles dies durch einen treffenden Titel anzudeuten, hat freilich seine Schwierigkeit. Mir schweben folgende vor: „Waffenruhe", „Im Höhenpunkt der Kraft", „In fröhlicher Arbeit", „Das Glück der Welt" oder „Die rechten Männer am rechten Platz". Der Verfasser ist, bis zur definitiven Feststellung der Arbeit, für jeden Wink dankbar, obschon er seine Vorliebe für den erstaufgeführten Titel nicht verhehlen will.

Der Roman soll sich, bei der verhältnismäßig großen Ausdehnung,

auf über siebzig Lieferungshefte, in drei Bücher gliedern, zur Erleichterung der Überschau für den Leser. Jedes Buch würde ungefähr zwölf Kapitel umfassen. Damit wäre zugleich eine wünschenswerte Handlichkeit für eine etwaige spätere Sonderausgabe in drei Bänden gesichert.

Disposition des Stoffes. Dem Romane seine höhere Einheit und Bedeutung bei aller bunten Manchfaltigkeit der Lebensbegebnisse zu wahren, soll bei den hervorragenderen Figuren oder den führenden Personen für den feineren Lesersinn ein gewisser Parallelismus des Charakters und inneren Lebensganges heldenhafter, dem Volksbewußtsein intim vertrauter Zeit- und Volksgenossen fühlbar werden, ohne den Verdacht irgendwelcher Tendenz oder persönlich-kritischer Spiegelung zu erregen. Sodann soll die bereits angedeutete beherrschende Idee (Wille zur Macht, heilvoll nicht im Nietzscheschen Radikalegoismus, sondern in edelmenschlichem, altruistischem Sinne) nicht bloß in einem Helden, sondern in Menschengruppen (Mann, Weib, Kind) ausgestaltet, beziehungsweise symbolisiert werden. Schließlich soll zur Erhöhung des Spannungsreizes, wie bei jedem guten Fabulierbuch, so auch in diesem Roman die Reihe der Geschehnisse außer aus den charakterologischen und sozialen Alltagsursachen auch aus einem anfangs nur beiläufig angedeuteten, sozusagen heimlichen Vorgang fließen, der sich allmählich zum beherrschenden Lebensschicksal (im dämonischen Sinne) zu immer stärkerer Deutlichkeit entwickelt und die Geschichte zuletzt in ein heldenhaft abschließendes Ereignis ausmünden läßt: Überwindung des siegreichen Ichs in einer großen gemeinnützigen That. Was den zeitlichen Rahmen betrifft, so hat sich der Verfasser vorgenommen, die großen Epochen der neuen vaterländischen Geschichte vom Jahre 1866 bis zum Erlöschen des Sozialistengesetzes zur Abgrenzung seiner Erzählung auszunützen. Dabei wird er sich jedoch strengstens hüten, neben den Schilderungen seiner fiktiven Menschen etwa auch noch eine historisch-politische Schilderung anzubringen; er wird vielmehr nur außer einigen notwendigen Momenten der Historie die Vorgänge des Staatslebens in ihrer Rückstrahlung auf Gesinnung, Schätzung und Entschluß des Einzellebens, also sozusagen reflektorisch wirken lassen, damit der große, geheimnisvolle Zusammenhang spürbar bleibe, in welchem auch in der komplizierten modernen Kulturentwicklung der Teil zum Ganzen, der Einzelmensch zum Staate steht, selbst bei den scheinbar intimsten oder willkürlichsten Unternehmungen. (Soziale Suggestion.)

Im Mittelpunkte der Erzählung soll eine bayerisch-fränkische

Bauernfamilie aus dem Mainthale stehen (Wurzburger Gegend — darum gewählt, weil sie als Heimat des Verfassers seinem Herzen am nächsten steht und die ursprünglichsten, geheimnisvollsten und reichsten Empfindungsquellen in dieses Lebensbuch, wie es ein echter Volksroman sein soll, überfließen läßt). Diese Familie kann ihren Stammbaum bis zur Reformationszeit zurückverfolgen. Sie ist protestantisch, stand aber allzeit im besten Einvernehmen mit den umwohnenden Katholiken und Juden, kein Flecken von Religions- oder Rassenhaß klebt an ihrer geläuterten Gesinnung. Prediger, Richter und Soldaten sind aus ihr hervorgegangen. Der beim Beginn der Erzählung noch lebende Großvater — Johann Adam Stadelmann in Streitbrunn — 85jährig, gesund und wurzelständig wie eine Kerneiche, war schon unter Napoleon in Rußland „mit dabeigewesen". Sein Bruder war ein alter brandenburgisch-onolzbacher Husar, der in der Gegend als alter Haudegen noch in volkstümlicher Erinnerung lebt. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erfuhr die Stadelmannsche Familie, obwohl sie ihren alten Besitz in Streitbrunn stets behauptet, schwere Schicksalsschläge durch Krankheiten, Mißwachs, wirtschaftliche Heimsuchungen aller Art. Aber stets Kopf oben, hat sie sich gegen die sechziger Jahre wieder heraufgearbeitet. (Kindersegen in der Familie sprichwörtlich, wie der Wahlspruch „Nicht zum umbringen".) Das Jahr 1866 — hier hebt die Geschichte an — brachte neue Sorgen, Beklemmungen und Verstimmungen. Der Familienstand ist in diesem Zeitpunkte folgender:

Stadelmann in Streitbrunn: Großvater Johann Adam, 85jährig. Großmutter Barbara, 65jährig (zweite Frau).

Deren drei Söhne (Überlebende): a. auf dem Stammgut in Streitbrunn: Vater Kaspar Stadelmann, 55jährig. Mutter Christina, 50jährig (eines früh verstorbenen armen Predigers Tochter). Kinder: Michael, 20jährig (der „Held" der Erzählung), Elisabeth (später verheiratet an einen Maler in München), Leonhardt (der einst das Gut des Vaters übernimmt), Heinrich (seit seinem 13. Jahre lahm), zwei weitere Kinder sind in zartem Alter gestorben. b. in Würzburg: Fritz, Kaufmann, 52jährig (hat bereits die dritte Frau, später eine vierte, z. Zt. Witwer). Kinder aus erster Ehe: Philippine, an den französischen Geschäfts-Reisenden Lorient verheiratet, Hermann (später Geistlicher), Ferdinand (später Ingenieur, der „Afrikaner"). Kinder aus zweiter Ehe: Georg (Kaufmann, tritt ins Geschäft des Vaters), Karl (läuft von der Schule weg, Schriftsteller ꝛc.). Der übrige Nachwuchs kommt individuell wenig in Betracht. c. in Amerika, z. Zt. unbekannt wo: Andreas, 40jährig, unverheiratet. (Nachdem er in Texas

und Kalifornien zu großem Vermögen gekommen, einmal die Heimat aufgesucht, Weltreise gemacht und wieder in Amerika gelandet, verschollen.)

Hier seien gleich die Nebenmenschen in der Reihenfolge ihrer Bedeutung als Episodenfiguren angefügt, die in die Schicksale der Stadelmannschen Familienglieder mehr oder weniger eingreifen:

Magdalena Schrott, 28jährig, reiche Gutsbesitzerin, die „tolle Lene".

Freiherr Ludwig v. Lindflur, 25jährig, gilt als verbummeltes idealistisches Original, der Letzte seines Geschlechts.

Der frühere jüdische Hausierer, jetzt Vieh- und Getreidehändler Lazarus Strauß und dessen Schwiegersohn Moritz Adler, Weinhändler.

Kommis Lehmann aus Berlin.

Dr. Erich Stahl mit Frau aus Würzburg. Kunstmaler Kratzer aus München. Seligsberger, jüdischer Religionslehrer im Dorf. Georg Treu, getaufter Jude, der alte Landarzt. Gabriel Wetterer, katholischer Geistlicher. Wolfgang Baum, evangelischer Pfarrer. Der „Schmittles Tampes", später Offizier der Heilsarmee in Indien, ein entlassener Lehrer, schließlich Michaels Leibdiener. Dörfliche Typen u. s. w.

Der Hauptvorgang, der die ganze Erzählung beherrschen soll, liegt im Leben und Streben des Michael Stadelmann und seiner Partner Ludwig v. Lindflur, Magdalena Schrott, Philippine Lorient, Frau Stahl und Wilhelm Lehmann.

Michael Stadelmann, eine stark und vielseitig begabte, energische, aber doch modern nervöse Natur, mit einer von der Mutter ererbten, oft bis ins Excentrische gesteigerten ethischen Feinfühligkeit, wird zum Geistlichen bestimmt. Nachdem er, zuerst im Pfarrhofe vorbereitet, kleinere gelehrte Schulen durchlaufen hatte, begann er in Erlangen das theologische Studium. Nach einem Jahre ging er nach Würzburg und immatrikulierte sich als — Jurist. Der Umschlag wird durch ein intimes Erlebnis zu motivieren sein an der rechten Stelle. Der 66er Krieg unterbricht seine Studien. Kurz zuvor ist seine Base Philippine, für die er eine exzessiv leidenschaftliche Verehrung hegte, dem Franzosen Lorient zum Ehebunde nach Paris gefolgt. Michael wird bei Kissingen leicht verwundet und erhält das Offizierspatent. Er tritt vom Militär zurück und nimmt seine Studien wieder auf, diesmal an der landwirtschaftlichen Schule bei Ansbach. Er kann nicht zur Ruhe kommen, alle Ziele schwanken. Jemehr er vom Leben und der Wissenschaft in sich einsaugt, desto größer wird seine Nichtbefriedigung, bei wachsender Kraft

und fliegendem Ehrgeiz. Der Krieg zwischen Frankreich und Preußen-Deutschland bringt eine neue Wendung. Michael wird bei Gravelotte verwundet. Nach seiner Wiederherstellung wird er zur Cernierungsarmee nach Paris nachgeschoben. In einem bescheidenen Landhaus in Colombes bei Paris kommt er seiner dort in harter ehelicher Bedrückung lebenden Cousine Philippine nahe. Im gleichen Hause liegt Baron Lindflur in Pflege. Lindflur sieht im Fieberdelirium, wie sein Hausherr Lorient von einem bayerischen Soldaten erschlagen wird. Die Thatsache des Mordes bestätigt sich, allein er erfährt weder den Zusammenhang noch den Namen des Urhebers, aber er schwört, diese Schandthat eines berauschten Siegers, wie er meint, zu rächen. Diese Racheidee, obwohl sie von der verwitweten Philippine abgelehnt wird, verfolgt den Sonderling später um die ganze Welt. Nach dem Friedensschlusse lebt Michael in Streitbrunn in furchtbaren inneren Kämpfen, verschlossen gegen jedermann. Nur seine Mutter erhielt ein halbes Geständnis. Der Totschlag des fanatischen Lorient macht ihm übrigens keine zu heftigen Gewissensbisse. Philippine schlägt ihm die dringend gewünschte Rückkehr aus Frankreich definitiv ab und bricht auch schriftlich mit ihm. Neue innere Krisis. Er schnellt auf, fühlt plötzlich eine ungeheure Kraft in sich und weiß nicht, wohin sich damit wenden. Das Studium ist nicht offiziell abgeschlossen, er ist für jede öffentliche Stellung zu lang und zu kurz. In seiner hohen, glühenden Stammes- und Vaterlandsliebe widert ihn der lärmende Chauvinismus, der mehr und mehr mit dem wildesten Gründertum, dem ödesten Mammonismus sich verschwistert, bis zur Verzweiflung an. (1872—1875.) Die Spekulation hat auch sein elterliches Gut in Gefahr gebracht. Die „tolle Lena" findet ihn in dieser Verfassung begehrenswerter als je. Es kommt zur Heirat, eine Verbindung, die außer den Beteiligten niemand begreift. Das Glück ist von kurzer Dauer. Die Ehe bleibt kinderlos. Das Weib entwickelt die schlimmsten Eigenschaften. Er hat das Gefühl, daß sie ihn nur als Objekt ihrer Herrschsucht „füttert" und bei sich behält. Allmählich wird die ganze Familie in peinlichste Mitleidenschaft gezogen. An einem Kirchweihfest kommt's zum Bruche. Michael zieht zu seinen Eltern. Der kühne, unternehmungsstolze Geist des Onkels Andreas wird beschworen. Michael beschließt, nach Amerika zu gehen, dort den Verschollenen, jedenfalls aber Freiheit, Eigenwürde und ein Feld geeigneter Thätigkeit für seine Kraft zu finden. Dieser Entschluß bleibt unerschüttert, auch nachdem Frau Lena plötzlich andere Saiten aufzieht. Wer will aus der „Tollen" klug werden? Zunächst wenigstens soll keine Scheidung, sondern nur eine freiwillige Trennung erstrebt

werden. Michael schließt sich dem Ehepaar Dr. Stahl auf der Reise nach Amerika an. Auf dem Schiffe stirbt der lustige Doktor. Die Witwe hängt sich verzweiflungsvoll an Michael. Abenteuer über Abenteuer, nachdem er kaum den amerikanischen Boden betreten. Nach zwei Monaten erreichen ihn die ersten Nachrichten aus der Heimat auf seiner Irrfahrt: die ergreifendste darunter, daß die Großmutter gestorben, die Mutter schwer krank — die verblüffendste: daß sein zurückgebliebenes Weib sich von ihm Mutter fühle.

Diese Familienvorgeschichte und der Auszug in die neue Welt soll das erste Buch des Romanes füllen. Das zweite Buch behandelt die Erlebnisse in Amerika in ihrer Wechselwirkung zur Heimat, erweitert den Schauplatz bis nach Asien und Afrika und bringt den Würzburger Zweig der Stadelmanns in lebhaftes Mitspiel. Dadurch wird dieser zweite Teil des Werkes einen bunten, rhapsodischen Charakter erhalten, in welchem die Scenen aus dem Heimatsleben zunächst scharf kontrastieren gegen das Leben in der Fremde, bis alles, vom Wirbel des Geschehens im individuellen wie im sozialen und staatlichen Leben erfaßt, wie aus den Angeln gehoben erscheint. Zeitlich wird dieser mittlere Teil des Werkes ungefähr die Jahre von 1875 bis 1885 umfassen.

Es ist ganz unmöglich, hier in das Einzelne und Besondere der Geschehnisse ausführlich einzugehen, denn das hieße das Buch hier selbst schreiben und die Thatsachenreihen, wie sie sich logisch aus dem Um und Auf des weitgespannten Lebens im Zusammenprall der scharf individualisierten Agenten und Patienten der Handlung entwickeln müssen, bis ins einzelne im voraus feststellen, was dem Schaffensprinzip jeder gesunden Dichtung widerspräche. Nur die Hauptlinien und Endstationen können fixiert werden.

Zwischen der Doktorswitwe und Michael hat sich in Amerika ein kameradschaftliches Verhältnis von ebenso großer Natürlichkeit, wie glaubwürdiger Reinheit entwickelt. Es ist aber einleuchtend, daß Michael den Augenblick segnete, wo er dem schwer unterzubringenden Weibe die Rückkehr in die Heimat als den besten Ausweg wirksam suggeriert hatte. Die Doktorin kam nach Deutschland zurück, blieb als Wirtschafterin und Helferin auf dem Gute der tollen Lena, bis der von seiner Weltfahrt mit gespickter Börse heimgekehrte Baron Lindflur der originellen Witwe einen erfolgreichen Heiratsantrag machte.

Lindflur war in der unendlichen Einsamkeit einer Farm in Texas mit einem fränkischen Dörfler-Auswanderungstrupp und Michael Stadelmann zusammengetroffen. In einer glühenden Nacht, im Angesichte der Indianergrenze, entdeckte im Zufalle der erinnerungsreichen Gespräche

Lindflur in seinem ihm jetzt so trauten und wertvollen Michael Stadelmann den Mörder Lorients. Ein Moment furchtbarer Spannung. Aber sollten sich die deutschen Freunde jetzt auf den Kriegspfad begeben und sich skalpieren um eines erschlagenen Franzosen willen? Und wo lag das Recht zur Rache? So wurde der Bund nicht gesprengt, sondern nur enger geschlossen, um gegen gemeinsame Feinde zu ziehen. Der Bund der Deutschen in der weiten, freien Welt, von der sie unterjochen und sich aneignen wollten, so viel als nur möglich, in emsiger, rücksichtsloser Arbeit. Aber bald war die Natur wider sie. Was half's, daß sie siegreich die Indianer von der Farm zurückgeschlagen? Gegen monatelange Dürre, gegen Wassers- und Hungersnot war nicht aufzukommen. Gegen den Himmel half kein Stemmen. So gings von Farm zu Farm, in Kämpfen und Leiden. Dann durch die Prärie. Dann wieder in die civilisierte Welt der großen Industrieplätze. Und als sie Ölquellen entdeckt und an eine übermächtige Kompagnie in Saint Paul mit bedeutendem Gewinn verkauft hatten, war ihr materielles Glück gemacht. Der Baron zog mit reicher Beute um die Welt und nach Haus. Stadelmann blieb in Kalifornien zurück, die deutschen Kreise und Vereine durch öffentliche Vorträge über deutsche Geistesgröße, über die weltüberwindende Macht des Pangermanismus, Wiedergeburt der Völker u. s. w. zu entzücken, während sein Kapital in allerlei glücklichen Unternehmungen sich mehrte. Vom verschollenen Onkel Andreas traf er Spuren in Kalifornien, aber sie wiesen nach Australien. Aber das war jetzt kein Machtfaktor, und Michael lebte im Taumel der Macht. Die deutsche Kolonie im fernen Westen vergötterte ihn. In die Heimat sandte er von seinem Überfluß so oft er darum angegangen wurde, nur den Gedanken der Heimkehr konnte er nicht fassen, denn von seinem Weibe hörte er nichts Lockendes, und daß das Kind Siegfried ihm nicht gleiche, wie vertraute Berichte meldeten, erfüllte seine Seele mit Schauder. Von der Philippine in Paris, die er nicht vergessen konnte, wußte ihm niemand eine Silbe zu berichten. Inzwischen waren daheim Großvater und Vater weggestorben und auf dem elterlichen Besitz war übles Regiment. Auch die Würzburger Familie schien im Wirbel der Spekulation aus Rand und Band. Der Berliner Lehmann schien seine Hand in allem zu haben, und der Herr des Hauses begrub und nahm ein Weib nach dem anderen. Seine Söhne Hermann und Ferdinand hatten sich nach Afrika durchgeschlagen, und die offiziellen Kolonialberichte waren voll von ihren Heldenthaten; Karl hingegen war ein Opfer des Sozialistengesetzes geworden und lebte, des Landes verwiesen, mit einem Frauenzimmer in elenden Verhältnissen in London, jede ver-

wandtſchaftliche Hilfe ſtolz verſchmähend. Georg trat ins Geſchäft des Vaters, als dieſer an Gehirnerweichung ſtarb, und führte einen harten Kampf mit dem Kompagnon und der letzten Stiefmutter, um den zahlreichen Geſchwiſtern aus den ſpäten Ehen ihr Erbteil zu retten.

Im dritten und letzten Buche erſcheint plötzlich die geheimnisvolle Pariſerin Philippine im elternloſen Heim, um den Waiſen Mutter zu ſein. Dieſe Nachricht erreicht Michael in dem Augenblick, als er den verſchollenen Onkel Andreas zwiſchen Amerika und Auſtralien ſchiffbrüchig entdeckt. Nun hält ihn nichts mehr in der fernen Welt. Das Erlöſchen des Sozialiſtengeſetzes hat auch dem verbannten Karl, der ſich in England doch noch aus eigener Kraft emporgearbeitet, die Thore des Vaterlandes wieder geöffnet.

Die fabelhafteſten Gerüchte waren dem Einzug Michaels in der alten Heimat vorausgeeilt. Die ganze Gegend war in Aufregung. Es war ein ſeltſames Wiederſehen. Der Aufruhr der Gefühle und anderes hatte die tolle Lena getötet. Aber es war ihr noch gelungen, in dem Geiſtlichen, der ſie insgeheim zum Katholizismus bekehrt, einen Zeugen für die in der Beichte beſchworene Reinheit ihrer Mutterſchaft aufzuſtellen. Michael Stadelmann weiht ſein großes Vermögen den Seinigen, ſäubert die alten Beſitztümer der Familie von allen böſen Elementen, vergrößert das Familiengut durch neuen Erwerb, lehnt es aber vorerſt ab, die ihm angetragene politiſche Rolle im Landtag und Reichsparlament zu ſpielen, nur die kaiſerliche Einladung zur Berliner Arbeiterkonferenz nimmt er an, und lebt ſtill und zurückgezogen der Erziehung ſeines Sohnes Siegfried und der Freundſchaft Philippinens. Das ihm perſönlich zugefallene Vermögen des Onkels Andreas überweiſt er der Gemeinde für gemeinnützige Werke.

Schlußwort. Mit großem Unbehagen überfliegt der Verfaſſer dieſe Inhaltsangabe, denn ſie iſt dürftig, lückenhaft und nüchtern im Vergleiche zu dem reichen, vollen, lebenſprühenden Werke, das ſeinem Geiſte vorſchwebt, und das er binnen einem Jahre in ganzer Mannigfaltigkeit und Schönheit auszugeſtalten verſpricht, ſofern ihm ein ehrenvoller Auftrag Sporn zur Arbeit wird und das Leben ihm Kraft und Geſundheit in geſegneter Fülle erhält. —

* * *

So ſchrieb ich am 1. März 1892. Die Sache kam mit Weimar nicht zuſtande. Ich ſollte nämlich den erſten Band ausarbeiten und zur Prüfung einſenden, dann erſt wollte man einen Entſcheid treffen.

Das behagte mir nicht, am wenigsten im Hinblick auf das etwas bunt zusammengesetzte Richterkollegium. Ich wollte doch keine Preiskonkurrenz mitmachen! So verzichtete ich auf die Ehre und auf das Honorar, das im Falle des Gelingens auf 10,000 Mark festgesetzt war. Mein großer Volksroman ist heute noch ungeschrieben. —

Das Erprobungsbedürfnis der Institutionen und der Krieg.

Von Moritz Adler.

(Wien.)

„Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie dasjenige, was sie amts- und vorschriftsmäßig lehren und überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten." Goethe.

„Mir macht es großes Vergnügen, daß ihn (Kant) die vornehmen Philosophen und die Prediger des Vorurteils so ärgern konnten, daß er sich mit aller Gewalt gegen sie stemmt." Goethe.
(Tübingen, den 11. Septbr. 1797. An Schiller über Kants „Zum ewigen Frieden".)

„Rast' ich, so rost' ich," ist das große, weltbeherrschende Gesetz der Menschheitsentwickelung, gültig und als erprobt erfunden für jegliche Kraft des Individuums wie der Institutionen. Daher in beiden der unaufhaltsame Drang nach Bethätigung, nach Erprobung ihres innersten Kerns, daher auch ihr schlotterndes Hinsiechen, wenn ihnen das Geschick und der Drang der Zeit die Möglichkeit dieser Erprobung versagt und sie daher in einem höheren Sinne nicht leben und nicht sterben können. — Dieses immanente, stets vorhandene, wenn auch oft durch die Zeitumstände zu latenter, leicht um so verheerenderer Wirksamkeit verurteilte Erprobungsbedürfnis der Institutionen ist im lebendigen Spiel der weltgeschichtlichen Kräfte und Egoismen einer der allerwichtigsten Faktoren, und dessen Verständnis die Grund- und Vorbedingung für den Aufschluß des Buches mit sieben Siegeln.

Mit diesem Bethätigungsdrang der Individuen und Institutionen zu rechnen, ist eine Hauptaufgabe der praktischen wie der Idealpolitik. Während jedoch beim Individuum das betreffende Problem in seinem

Zuſammenhang mit den höchſten Intereſſen, der Entwickelung und dem Glücke der Menſchheit relativ einfach und durchſichtig ſich darſtellt, wird es ſchwer überſichtlich und äußerſt kompliziert, ſo wie es ſich um gewiſſe großartige Völker, Staaten, ja die geſamte Menſchheit umſpannende Inſtitutionen handelt.

Der Thätigkeitsdrang des Individuums, das iſt klar, tummelt ſich innerhalb der Schranken, durch welche die Inſtitutionen ſeine Bahn begrenzt und eingeengt haben. Aber es wäre irrig zu glauben, wie das Bild von den Schranken es anzudeuten ſcheint, daß es ſich nur um äußere Begrenzung und Eindämmung handelt, ſondern auch der Inhalt jener Thätigkeit des Individuums iſt in Wahrheit von dem Inhalt der Inſtitutionen abhängig, innerhalb deren das Individuum ſeine geſchichtliche Arbeit zu leiſten hat.

Blicken wir auf einen Napoleon I., und denken wir uns aus dem Weltbilde, inmitten deſſen ſeine Rieſengeſtalt ragt, die Inſtitution des Krieges hinweg und durch einen Staatengerichtshof erſetzt, wie ihn lichtere Jahrhunderte dereinſt beſitzen werden: ſo iſt es klar, daß ſeine Laufbahn eine andere, wenn auch vielleicht gleichfalls bedeutungsvolle, hätte werden müſſen. „So mancher ruhet hier, ein Napoleon ſeines Dorfes,“ ruft Hölty in ſeiner Elegie auf den Ruinen eines Dorfkirchhofes aus. Die Inſtitution der Inquiſition mit ihrem großartigen Apparat von Ketzertribunalen, Kerkern und Auto da fés gehört glücklicherweiſe der Geſchichte an, und die Gegenwart muß ſich ohne ſie zu behelfen trachten. Lebten nun Torquemada, Pedro Arbues, jene Großinquiſitoren grauſen Angedenkens, heute — und zweifelt man daran, daß es auch heutzutage fanatiſche Finſterlinge mit grauſamen Verfolgungs-, Folterungs- und Mordinſtinkten giebt? — der Bethätigungsdrang ihrer Individualitäten würde doch notwendig in ein anderes Bette geleitet worden ſein. — Und hätten die ehrenwerten Schneiderlein, unſere Zeitgenoſſen Dowe und Epple, fünfzig Jahre vor oder nach der Periode der Rüſtungsepidemie gelebt, ſie hätten ſichs gewiß an dem Ruhm der einfachen Bekleidungskunſt genügen laſſen, ſtatt den Arſenalen durch Erfindung kugelſicherer Panzerung für Roß und Reiter Konkurrenz zu machen.

Der Bethätigungsdrang, das Erprobungsbedürfnis der Inſtitutionen iſt nun offenbar um ſo viel machtvoller und unabweislicher als das der Individuen, als die der Inſtitution im Weltgetriebe zugewieſenen Rolle bedeutungsvoller, und als der mit den hierarchiſchen und perſönlichen Intereſſen der die Inſtitution repräſentierenden Klaſſen eng kombinierte Egoismus der Inſtitution, mit ſo unendlich ſtärkerer Wucht und entſcheidungsvoller auf die Wagſchalen der Weltgeſchicke drückt.

Faßt man nun dieses Erprobungsbedürfnis der Institutionen näher ins Auge, so ergeben sich sofort zwei Hauptfragen von einschneidendster Wichtigkeit. 1) Ist die Institution, um die es sich handelt, Normal- oder Abnormalinstitution? d. h. hat sie unter allen Umständen, also auch bei störungslosem Verlauf der Entwickelung eines Individuums, Volkes, Staates, der Menschheit zu funktionieren, wie z. B. die Institution der Schule? Oder tritt sie nur bei Störungen der erwünschten und naturgemäßen Entwickelung in Aktion, wie z. B. in dem von uns behandelten Falle der Krieg, der infolge des Mangels eines Staatengerichts bei als unlösbar erscheinenden Streitigkeiten zwischen Staaten ausbricht? 2) Hat die betreffende Institution eine permanente, perennierende, lebensvolle Wirksamkeit zu entfalten, wie wieder, um bei unseren Beispielen zu bleiben, die Schule? Oder ist sie, wie die Institution des Krieges, oft zu Decennien ruhmloser Stagnation verurteilt, in welchen sie mit Surrogaten, mit Rüstungen, Drill, Manövern, kurz mit einer, an dem Maßstab des Ernstfalles gemessen, leeren und innerlich unbefriedigenden Geschäftigkeit sich begnügen muß, die den natürlichen Ehrgeiz und Thatendurst gerade ihrer fähigsten und berufensten Vertreter mit Scheinerfolgen und mit unechten, weil unblutigen Lorbeeren, abspeisen muß?

Da wir uns in diesen Ausführungen vorwiegend mit dem Erprobungsbedürfnis der Institutionen im Hinblick auf den Krieg befassen, so wird jedermann, der Sinn und Geist dieser doppelten Fragestellung begriffen und beherzigt hat, sich aus der in den Fragen bereits liegenden und aus den Standpunkten der Logik und der Erfahrung unangreifbaren Beantwortung die weiter sich unwiderleglich anknüpfenden Folgerungen rücksichtlich des Krieges selbst zu ziehen vermögen. Der Verfasser will nichts, als bei diesem Geschäfte dem selbstdenkenden Leser vordenken, und hofft bei der hohen Aktualität des Gegenstandes und der strengen Logik, deren er sich befleißigen will, seiner teilnehmenden Gefolgschaft keinen Augenblick verlustig zu gehen.

Daß selbst der siegreichste Krieg ein Unglück, und zwar nicht nur für den Besiegten, sondern auch für den Sieger ist, hat Moltke bekanntlich in offener Parlamentssitzung erklärt. Ein spanisches Sprichwort sagt: „Unglück sei mir gegrüßt, wenn Du allein kommst." Der Krieg, der Schlachtenkrieg aber ist ein Unglück, das naturgemäß nie allein kommen kann. Sein Vortrab heißt Ruin des Rechtsgefühls, Mißtrauen, Spionierei, Rüstungskrieg, sein Nachtrab Verbitterung,

Unversöhnlichkeit, Revanche, gesteigertes Mißtrauen, aufreibendere Rüstung. —

Eine Abnormalinstitution, d. h. eine solche, deren Leistung nur im Falle einer Störung, eines Unglücks, eintritt, ist z. B. auch die ärztliche oder die Institution der Feuerwehr. Krankheit, Seuche oder Feuersbrunst sind die Vorbedingungen des Eintritts ihres Wirkens. Man vergleiche aber nur die Erprobung und das Erprobungsbedürfnis dieser Institutionen mit jenen des Krieges, und dem Denkenden werden die fundamentalen, den Krieg verdammenden Grundunterschiede nicht entgehen können.

Vor allem, und das ist das Allerentscheidendste, ist in jenen Institutionen für die Unheilverhütung, für die Prophylaxis ausgiebig gesorgt. Bei der ärztlichen Institution durch die hygienischen Einrichtungen, durch die Gesundheitspolizei, bei der Feuerwehr, durch die Feuerpolizeiordnung. Der Triumph der beiden Institutionen, das ehrenvollste Ziel ihrer Anstrengungen, liegt recht eigentlich in dem Erfolge, einer Epidemie und Feuersbrünsten zuvorzukommen oder ihnen im Keime bereits das Lebenslicht auszublasen. Hier giebt's Impf- und sonstige Prämien und Belohnungen für Ärzte und Feuerwehrmannschaften, die den Ausbruch des Unheils durch Vorsorge und Thatkraft der höchsten Gattung erfolgreich zu verhindern vermochten. Hier giebt's innerhalb des Rahmens der Institution selbst eigens und ausschließlich dem Zwecke der Unheilverhütung gewidmete Behörden, wie das hygienische oder das Feuerdepartement. Die Institution selbst anerkennt hiermit, daß sie den Eintritt der Erprobung ihrer eigentlichen Leistung in der Bekämpfung des ausgebrochenen Unheils, bereits als Unglück ansieht, und daß sie ihr Hauptaugenmerk und ihre beste Kraft auf die Verhütung zu wenden hat. Hierzu kommt noch, daß Krankheit und Feuersbrunst, wenn sie trotz energischer Vorbeugungsbestrebungen die Menschen heimsuchen, als unverschuldete, unvermeidliche, vom menschlichen Willen und seiner Verderbtheit unabhängige Geißeln blinder Elementarkräfte erscheinen, während der Krieg auf einer Civilisationsstufe wie die der Gegenwart, als vermeidlich und als reines Produkt der Perversität des menschlichen Willens — die Menschheit als Ganzes genommen — sich darstellt.

Wo aber in aller Welt hat man je von der Verleihung einer Medaille, eines Ordens, einer Dotation, von der Errichtung eines Standbildes etwas vernommen, die einem Soldaten für Ersparung eines Kampfes, für Vermeidung eines Krieges, kurz für Verdienste um die Erhaltung des Friedens bewilligt worden wären? Solche Ehrungen

sind nie vorgekommen und konnten nie vorkommen, schon deshalb, weil ein solcher Soldat, ein solcher Feldherr im Rahmen der ganzen Institution eine bare Unmöglichkeit gewesen wäre. Nicht etwa natürlich als ob es keine friedensfreundlichen Soldaten gegeben hätte und gäbe, die mit dem edlen Kaiser Friedrich dachten und denken: „Die Blutarbeit ist mir verhaßt." Allein, diese Gesinnung muß hübsch platonisch bleiben, darf nie zur That werden, sobald sie mit dem Geiste der Institution, der vor allem Schneidigkeit, Sehnsucht nach dem frischen, frohen, fröhlichen Krieg, Abscheu vor dem faulen Frieden vom Krieger, „Mehrung des Reiches" vom Fürsten fordert, in Gegensatz gerät. Hochcharakteristisch ist die folgende Goetheanekdote aus seiner „Campagne in Frankreich". Goethe, der, wie Mahadöh in „Gott und Bajadere", „alles selbst geschehen lassen", alles, auch den Krieg, selbst prüfen, selbst durchkosten wollte, sitzt in Trier am 28. Oktober 1792 an der Wirtstafel mit Militärs und Civilisten „alle wie in einer gemeinsamen Hölle zusammengefaßt". Da begegnet ihm „ein wahrhaft rührendes Ereignis". Er erzählt einem ergrauten Husarenoffizier seine Erlebnisse, die furchtbaren Strapazen von Valmy. Der Offizier ist untröstlich darüber, daß Goethe „das hätte mit erdulden sollen" .... „Es sei schon unverantwortlich, daß man sie (die Soldaten), deren Metier und Schuldigkeit es bleibe, in solche Not geführt." Ein Civilist meint, „man sei mir (Goethe) Dank schuldig, daß ich das alles mit ansehen wollen, indem man sich von meiner geschickten Feder Darstellung und Aufklärung erwarten könne". Der alte Degen wollte aber davon nichts wissen und rief: „Glaubt es nicht, er ist viel zu klug! Was er (Goethe) schreiben dürfte, mag er nicht schreiben, und was er schreiben möchte, wird er nicht schreiben."

So also dachte und sprach in Vertraulichkeit Anno 1792 ein alter Haudegen über den Krieg. Aber wäre er nicht infam kassiert worden, wenn er den Frieden zu predigen, in jenem Geiste zu handeln gewagt hätte?

Und die Gesetze gegen das Duell? Was können sie fruchten gegen den Geist einer Institution, die nur konsequent im Sinne des militärischen Ehrbegriffs handelt, wenn sie dem Einzelnen gesetzwidrige Selbsthilfe zur Pflicht macht, so wie sie es als Ehren-, als Souveränitätsrecht der Gesamtheit, des Staates, auffaßt, weisen unparteiischen Richterspruch zu verschmähen, und von der bewaffneten Faust das Heil zu erwarten. — Wozu also all die unfruchtbaren Tiraden von liberaler Seite gegen das Militärduell? Tout comprendre heißt auch hier tout pardonner. Schafft den Krieg ab, schafft ein Staatentribunal, und ihr bekommt die

Abſchaffung des Militär- und Civilduells mit in den Kauf. Bis dorthin aber müßt ihr es dulden, euch gedulden. —

Verfolgen wir die Parallele weiter. — Jeder Tag der Ausſaat nützlicher Kenntniſſe und edlen Menſchentums in jugendfriſche Geiſter und Herzen iſt Ehre und Erprobung für die Schule und den Schulmann. Nicht haben ſie Jahrzehnte, ja halbe Jahrhunderte ſich in Thatenſehnſucht, in unfruchtbaren Hoffnungsträumen von unſicheren Erfolgen zu verzehren. Dem ſtillen, erfolgsſicheren Weben und Walten der Natur, der ruhigen Beſtändigkeit des wärmenden Sonnenlichts und des befruchtenden Regens vergleicht ſich ihr Wirken. Arbeit und Arbeiter finden den ſchönſten Lohn in ſich, in der Beglückung und Veredlung der ſich ewig erneuernden Menſchheit, und bei ihnen, wie Goethe ſo herrlich ſagt, „gehört in Wahrheit der Künſtler ſeinem Werke, und nicht das Werk dem Künſtler“.

Wie himmelweit anders beim Kriege! Die Erprobung der Inſtitution und ihres Trägers des Soldaten durch den Ernſtfall der Schlacht, iſt ſchon an und für ſich das größte und gefürchteteſte Unglück, von dem Menſchheit und Kultur heimgeſucht werden können. Gefürchtet, verflucht von den Völkern, von ihren Müttern, von ihren Weiſen und Dichtern, verfehmt und gebrandmarkt ſelbſt durch die Ausſprüche größter Feldherren, wie Moltke, Kaiſer Friedrich, Erzherzog Karl. Aber trotz und trotz allem herbeigeſehnt von dem unruhigen Geiſte der Inſtitution ſelbſt, der nach Thaten der Zerſtörung, das iſt nach Erprobung dürſtet, und unwillkürlich erſehnt vom hoffnungsfrohen Jüngling wie vom gereiſten ruhemüden Manne, die zur Fahne der Inſtitution geſchworen haben, die Mut, Thatkraft, Begabung in ſich verſpürend, „auf der Fortuna ihrem Schiff ſegeln“ und womöglich „viktoriſieren“ wollen. —

Wie oft hört man in der militäriſchen und in der aufrichtig oder unaufrichtig militärfreundlichen Preſſe die Klage ertönen, daß die Reihen der Träger der im Krieg verdienten eiſernen Kreuze und Medaillen immer gelichteter, die Heerführer mit im Kriege erprobter Erfahrung und Feldherrnbefähigung immer ſeltener werden, und durch ihr hohes Alter zu aktiven Rollen nicht mehr berufen erſcheinen. Der Jammer über dieſes Unglück des ſchon lange Decennien hindurch geſchloſſenen Janustempels iſt ſo groß, daß man dabei ganz überſieht oder zu überſehen die Miene annimmt, daß es dem zukünftigen Feind ja nicht beſſer geht, daß, wenn z. B. Deutſchlands kriegserprobte Generalität altert und ausſtirbt, auch Frankreich dieſes Schickſal teilt, daß im Grund alſo die Wagſchalen ganz gleich belaſtet bleiben. Auch vor der auf der Hand liegenden Betrachtung verſchließt man die Augen, daß im nächſten

Kriege, gegenüber den ungeahnten Massenmord- und Zerstörungseffekten technischer Überraschungen à la Turpin, sich die jetzt an den Akademieen gelehrte Taktik und Strategie gerade so gut als veralteter Plunder herausstellen wird, wie die Friedericianische und österreichische Hofkriegsratsweisheit Napoleon gegenüber zerstob, und wie 1866 Österreich der modernen preußischen Zündnadel gegenüber den Kürzeren gezogen. Sieger im Kriege der Zukunft wird offenbar nicht jener Staat bleiben, der kriegserprobte Veteranen und ehrwürdige, belorbeerte Generale ins Feld schicken kann, sondern jener, der von irgend einem Turpin — nomen omen, der Zukunft in zwölfter Stunde das aller-aller-allerneueste Jenseits-en-masse-Bevölkerungsmittel, heiße es nun Stickgas oder Fächerkanone, erfeilscht haben wird. Aber „thut nichts, der Jude wird verbrannt", die Lamentationen über das allmähliche Aussterben aller Kriegserfahrung und Erprobung im Kriege werden nicht verstummen, bis nicht ein neuer — der große Krieg von 189? oder 19?? — der „scientia amabilis" — so nennt Linné allerdings nicht die Strategie, sondern die Botanik — neues praktisches Fortschrittsmaterial zugeführt haben wird. —

Mancher meiner Leser wird mir vielleicht die Einwendung vorlegen, daß dem Gravitieren der Institution des Krieges mit seinen macht- und einflußreichen Organismen und Hierarchien in Ministerium, Heer und Flotte, nach Erprobung, Bethätigung und Auszeichnung in neuen Kriegen, die in den Ministerien der Auswärtigen Angelegenheiten vertretene Institution der Diplomatie ein genügendes Gegengewicht bilde. Aus mehrfachen Gründen wäre diese Ansicht vollkommen irrig, nicht die Diplomatie bildet das Gegengewicht gegen jene vollkommen natürliche Tendenz, sondern die gestiegene Bildung der Massen, die weitaus höhere Einsicht und Gewissenhaftigkeit der Machthaber, die große Macht der Sozialdemokratie und die allgemeine Angstscheu vor der Entfesselung der unberechenbaren Zerstörungsdämonen — sie alle bilden in Wahrheit jenes doch noch immer nicht hinlängliche Gegengewicht, dem wir die vieljährigen Perioden der Hinausschiebung des Schlachtenkriegs, des von Spionierei erfüllten, Gut und Blut der Gegenwart und die besten Kräfte unserer späten Enkel vorwegnehmenden Scheinfriedens — kurz den Rüstungskrieg als Normalzustand — verdanken.

Die Diplomatie, die Trägerin der sogenannten hohen Politik — lucus a non lucendo — glaubt allerdings und häufig, bona fide, wie dies z. B. der Toast auf den Frieden des englischen Gesandten in Paris, Lord Dufferin, zeigt, dem Frieden zu dienen. Dann aber ist sie, wie überhaupt heutzutage von hundert Politikern neunundneunzig, in einer

argen Selbsttäuschung befangen. Denn sie täuscht sich über den im Jahre 1894 allein denkbaren und richtigen Begriff des Wortes „Frieden". —

Die Diplomatie strebt mit den sattsam bekannten Mitteln des Metiers entweder die Aufrechterhaltung eines bestehenden oder die Begründung eines neuen Status quo an, und im allgemeinen hält die Welt den Staat und den Staatsmann, der sich für das Bestehende, für die alten Grenzen, kurz für den Status quo einsetzt, für konservativ, für einen Hort des Friedens. Allein der Frieden ist in Wahrheit etwas himmelweit Verschiedenes.

Der Frieden, der diesen Namen verdient, ist nur dort möglich, wo er durch das Bestehen eines Tribunals nebst ihm zur Verfügung gestellter Zwangsgewalt für die Vollstreckbarkeit seiner Urteile gegründet, geschützt und sanktioniert ist. Ein schutzwürdiger Status quo, ein uti possidetis setzt immer einen Richter voraus, dessen Spruch sie begründet hat, vor dessen Stuhl sie erhärtet und von dem sie anerkannt werden müssen, wenn sie über die bloße Thatsächlichkeit des Besitzes hinaus die Weihe des Rechtes und des Friedens empfangen sollen. Wenn ich die mir geraubte Uhr in den Händen des Räubers erkenne und den Wachmann zum Schutze meines Rechts anrufe, so wird dieser vor allem, und später der Richter sich mit Recht an den Status quo halten, und ich, der Beraubte, werde die rechtliche Unhaltbarkeit des Status quo zu erweisen haben, in welchem ein Räuber sich des Besitzes meiner Uhr angemaßt hat. Denn — il y a des juges à Berlin!

Da es aber für Staatenzwist weder in Berlin noch anderswo Richter giebt, so folgt daraus, daß das Wort „Frieden" nie in dem von mir dargestellten, sondern nur in dem grundverschiedenen, trivialen Sinne des „In Frieden gelassen werden" des jeweiligen Status quo-Interessenten, des beatus possidens, gebraucht werden kann. Ohne Richter kein Frieden, oder nur jener Frieden, den Goethes Götz so treffend verspottet: „Ruh' und Frieden, ich glaub's wohl, den wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren."

Alle Thronreden, alle diplomatischen Aktenstücke, Parlamentsreden der Minister triefen heutzutage förmlich von Frieden und Friedfertigkeit — und von verkapptem Mißtrauen gegen den bösen Anderen, oder vielmehr gegen alle anderen — Friedfertigen, gegen deren Friedfertigkeit beileibe nicht genug gerüstet werden kann. C'est toujours se mettre dans une bonne position au commencement d'une guerre que de se montrer animé du désir de la paix" predigt der Großmeister der Diplomatie Talleyrand dem ersten Konsul Napoleon in seinem ersten Memorandum.

Wie also müßte ein Staat, ein Machthaber, die Diplomatie vorgehen, um in Wahrheit heutzutage beim Fehlen eines Staatengerichts Anspruch auf das vielambitionierte und nicht als Selbstlob verkündete Epitheton „friedlich" Anspruch erheben zu können?

Daß das bloße Nichtangreifen eines anderen, besonders seitens nach Bismarckischer Terminologie „saturierter" Staaten, hierzu nicht genügt, das ist selbstverständlich. Welcher Staat wollte heute nackter Raub- und Erobererstaat sein, wie das Frankreich Napoleons des Großen? — Und daß ein angegriffener Staat sich verteidigt, ist und wird stets selbstverständlich sein. —

Etwa abrüsten? Allein, einseitig abrüsten, oder doch wenigstens den Rüstungssport nicht weiter mitmachen? Undenkbar, und kein denkender Friedensfreund wird das besonders von einem Großstaat zu verlangen wagen. Denn — mit den Wölfen muß man heulen. —

Was also erübrigt, um ein wahres Interesse für den wahren Frieden an den Tag zu legen? O etwas überaus Einfaches, Logisches und Kinderleichtes. „Si vis pacem, para pacem" kann nicht oft genug gesagt, nicht tief genug eingeprägt, nicht warm genug beherzigt werden.

Jeder Staat der civilisierten Welt besitzt ein Ministerium des Krieges, und dazu — im Grunde einen Annex dieses Ministeriums — das Ministerium des Äußeren, welches jenem, seinem wahren Spiritus rector, in der Hauptsache den für Rüstungspressionen — Parlamenten und Völkern gegenüber — nötigen Bedarf an immerwährenden politischen Temperaturbulletins, Wölkchenkonstatierungen am blauen, oder Lichtpunkten am umzogenen Himmel, verhüllten oder unverhüllten Drohungen an die Adresse fremder Mächte — beizustellen hat. Der Refrain all dieser Hilfsaktionen für das Kriegs- eigentlich Rüstungsministerium, Thron- und Parlamentsreden, Noten und Leitartikel, ist unverbrüchlich, mit üblichem Variantenaufputz, trotz der herrlichsten Freundschaft — eigentlich mit aller Welt —, der Appell an die eigene Kraft und Tapferkeit — an die Faust. „Wenn Fürsten Krieg wollen, so beginnen sie ihn und lassen dann einen arbeitsamen Rechtsgelehrten kommen, der beweist, daß es also Recht sei," erklärt Friedrich der Große ebenso geistvoll als cynisch. Und „der arbeitsame Rechtsgelehrte" ist eben die Diplomatie, die allerdings in der Gegenwart weitaus mehr für den Rüstungs- als für den Schlachtenkrieg arbeitet.

Die beiden macht- und glanzvollsten Organismen des modernen Staates, Heer und Diplomatie, mit ihren beiden einschlägigen Ministerien, dienen also nur dem Krieg in seiner Doppelgestalt als Rüstungs- und

Schlachtenkrieg. Denn, ich wiederhole es, auch dort, wo die Diplomatie friedlich zu wirken, Kriege zu beseitigen scheint, hat sie in Wahrheit nichts gethan, als um den Preis gesteigerter Rüstungen den Angriff auf einen Status quo verhindert, der gar oft recht sehr nach den Wünschen der Völker und den Interessen des Fortschritts seine Ersetzung durch einen neuen Status quo verdient hätte.

Nun aber zeige man mir den Staat — den weißen Raben — der „ein Ministerium des Friedens" besäße — als schwaches Gegengewicht gegen die beiden Riesen Krieg und Äußeres. —

Einen solchen Staat giebt es nicht nur nicht, sondern die ganze offizielle, thatkräftige Teilnahme sämtlicher Staaten der Welt für die dringendste, von jedem utopischen Beigeschmack vollkommen freie und bestvorbereitete Reform der Gegenwart, die Idee des staatengerichtlich begründeten und gesicherten Friedens, äußert sich gegenüber den für Diplomatenkram und ephemeren Rüstungsplunder vergeudeten Milliarden in einem Beitrag von Einem Tausend Francs p. a. für das Berner internationale Friedensbureau seitens des Bundesrats der Schweiz. — Risum teneatis amici. — Diese Ziffer spricht eine beredtere, überzeugendere Sprache als Bände voll der besten Argumente.

Und doch müssen die Staaten, muß jeder Einsichtige zugeben, daß schon heute die Welt diesen verlachten, unpraktischen Friedensfreunden die unaussprechlichste Segnung der Gegenwart verdankt, das fast Obsoletgewordensein des Schlachtenkriegs und die hierdurch augenfällige doppelte Lächerlichkeit der Rüstungen; da ja die allerschönsten Erfindungen auf dem Gebiete gelehrten Massenmords infolge der gleichzeitigen teuflischen Erfindung der Schiedsgerichte — welche die hoffnungsvollsten Casus belli nicht mehr recht zum Losschlagen reifen läßt — unbenützt veralten müssen. — Und der Lohn, der Dank für dieses höchste, edelste Geschenk an die Menschheit, das Schiedsgericht, dieses Surrogat und Vorläufer des Staatengerichts — tausend Francs jährliches Almosen an das Friedensbureau seitens eines kleinen Kleinstaats — des einzigen noch dazu! — Doch nein, wenn ich nicht irre, auch Dänemark spendet 600 Francs — zusammen also 1600 Francs, die nicht hinreichen würden, um die Kosten eines einzigen Schusses aus einem jener Kanonenungetüme zu bezahlen, die mindestens eine halbe Million Francs kosten und nicht mehr als höchstens 95 Schüsse vertragen, um ins alte Eisen zu gehören. —

Nehmen wir welchen Großstaat immer und denken wir uns ihn im Besitze eines „Ministeriums für den Frieden" mit einer Dotation von nur einer Million — Gulden, Francs, Pfund, Rubel, Thaler,

gegenüber den vielen Hunderten von Millionen der Budgets des par nobile fratrum Krieg und Äußeres. — Welche Segnung, welches Glück! Welche Hoffnung, welche Perspektive. — Wenn die Kraft, die innere Wahrheit der Idee, schon das Wirken einzelner erleuchteter Männer und Kreise zu so hohen Erfolgen zu beschwingen vermochte wie die nun Gemeingut gewordene und trotz allen Hohnes nicht mehr aus der Welt zu schaffende Methode schiedsgerichtlicher Lösungen internationaler Konflikte: was müßte ein noch so schwach dotiertes Ministerium für den Frieden — das echte und rechte Ministerium für Volksaufklärung — leisten, das, ebenbürtig den Krieg und immerwährende Rüstung betreibenden Behörden, die staatliche Autorität für den Frieden, für die Anbahnung der Rechtsgemeinschaft der Staaten und Völker ins Feld führen dürfte.

Wenn auch nur ein einziger Großstaat zu solcher That sich aufraffte, die Folgen wären ebenso segensreich als unermeßlich. Dieser Staat hätte mit einem Schlage die Hegemonie, ja die geistige Weltherrschaft errungen und sein Beispiel würde, müßte sich Nachfolge erzwingen. Denn seine Autorität wäre die unbestrittenste, an seine und nur an seine Friedensliebe würde in Wahrheit geglaubt werden. Neben diesem Ministerium für den Frieden, dem jungen Riesen, würden die Milliarden konsumierenden, auf den Krieg gestellten Ministerien, eher als man glaubt, in Unbedeutendheit versinken, als fossil erscheinen. — Aber ach, vor der Hand existiert das Ministerium für den Frieden mit seinem Budget von nur einer, einer einzigen Million nur in meinem Kopfe und in meiner Sehnsucht.

Die Institution des Krieges in der Gegenwart bildet ohne Frage eines der allermerkwürdigsten Beispiele einer großartigen welthistorischen Institution, die mit drohender, geräuschvoller Geschäftigkeit scheinbar, für den Blick des Laien, mehr denn je alle Verhältnisse, alle Sphären der menschlichen Gesellschaft beeinflußt, ja beherrscht, und die doch für das geübtere Beobachterauge den hippokratischen Zug nicht zu verleugnen vermag. Denn ihr ist der wahre Lebensquell abgegraben, da sie ihr Erprobungsbedürfnis nach dem Schachtenkrieg fast gar nicht oder doch nur äußerst selten und unter dem lauten Protest der aufgeklärten und gebildeten Menschheit zu befriedigen vermag. Das Interessanteste und Hoffnungsvollste bei diesem Sachverhalt liegt aber besonders darin, daß die Institution sich inbezug auf ihr Erprobungsbedürfnis trotz aller sonst bethätigten Teilnahme von denjenigen verlassen sieht, die ehedem

als ihre natürlichen Patrone galten und ihr die Befriedigung jenes Bedürfnisses in nur zu reichem Maße zu verschaffen pflegten — von den Fürsten. Keiner der heute lebenden Fürsten und Machthaber wird in seiner Sterbestunde den Selbstvorwurf des unseligen vierzehnten Ludwig hervorzustöhnen brauchen: J'ai trop aimé la guerre. Ja, man kann den Fürsten der Gegenwart im allgemeinen mit Recht das Zeugnis ausstellen, daß sie im Punkte humaner, wohlwollender Gesinnung eher über als unter dem Zeitniveau stehen, daß ihnen „vor ihrer Gottähnlichkeit bange zu werden" anfängt, daß sie ein Todesurteil und eine Kriegserklärung nur mit geheimem Grauen und Widerwillen und äußerst selten unterzeichnen, daß sie am liebsten bezüglich der Ausübung dieser Souveränitätsrechte streiken würden, und daß sie meist die „Geschobenen" sind, wo man sie für die „Schiebenden" hält.

Daß aber die Institution des Krieges in Bezug auf ihr natürliches Erprobungsbedürfnis von der allgemeinen Konstellation, wie ich gezeigt habe, einer derartigen Aushungerung unterworfen wird, das hat wieder ganz naturgemäße, hochwichtige Folgen für ihr eigenes und das Verhalten der ihr affiliierten Hierarchien, die ich zum Schluß dieser Abhandlung zu beleuchten mir nicht versagen will.

Wer unterzeichnet leichtherzig sein eigenes Todesurteil? Wer nimmt ohne Protest und regungslos Kunde und Anzeichen drohender eigener Entbehrlichkeit entgegen? Kein Mensch, und am allerwenigsten eine Institution, hinter der gar viele Menschen und die allergroßartigsten sich bedroht wähnenden Interessen stehen. — Ich sage „wähnenden", weil in Wahrheit durch die Abschaffung von Krieg und Rüstung im höheren Sinne Jedermann — er sei wer er sei — nur gewinnen könnte. —

Vor allem kann dem Beobachter die große litterarische Rührigkeit nicht entgehen, welche gegenwärtig, wo Kriege selbst zwischen den Militärstaaten zu den großen Seltenheiten und Unwahrscheinlichkeiten zu gehören beginnen, der Verteidigung und Verherrlichung des Krieges zu dienen unternimmt. Dieses Geschäft wird natürlich meist von höheren Militärs, mitunter Männern von wirklicher litterarischer Bedeutung, wie z. B. der bekannte General von Boguslawski, besorgt, denen zahlreiche „vornehme Philosophen und Prediger des Vorurteils", wie Goethe die Verteidiger des Kriegs anläßlich seiner entzückten Zuschrift an Schiller über Kant's „zum ewigen Frieden" verspottet, assistieren. Unter letzteren verdienen Lasson und der verstorbene berühmte Rechtslehrer Ihering besondere Beachtung. Auf Seite 108 von Iherings „Geist des römischen Rechts" begegnet man kriegsfreundlichen Aus-

führungen von wahrhaft überraschender Seichtheit und flunkernder Geistreichigkeit. Ihre inneren Widersprüche habe ich in meinen Essays über „Die allgemeine Wehrpflicht, ein Baustein zur Philosophie der Institutionen" aufgezeigt. Für die den Krieg idealisierende Litteratur typisch ist das Buch von Boguslawskis: „Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk", das ich eingehend in der Monatsschrift „Die Waffen nieder" besprochen und widerlegt habe. Diese Schrift feiert den Krieg mit solcher Unverfrorenheit, mit solch naivem Enthusiasmus, daß sie ihm z. B. „die ungeheueren Fortschritte in der Chirurgie unter dem Druck der Feldzüge von 1859—1877" als hohes Verdienst anrechnet. Man staunt nur bei der Lektüre dieser und ähnlicher Schriften, daß die Verfasser nicht den Mut finden, den „Ernstfall" nicht mehr wie bisher vom Vorkommen schicklicher Casus belli abhängen zu lassen, sondern ihn vielmehr als obligatorisch etwa von zehn zu zehn Jahren für die Staaten in einer zu vereinbarenden Reihenfolge zu verlangen. — Daß die Nationen der militärischen Erziehung neben vielen Schädlichkeiten auch Gutes zu verdanken hatten, wird auch der denkende Friedensfreund nicht bestreiten. Er wird aber verlangen, daß die Aushebung und der Drill die Freiheit der Individualität nicht vergewaltige und nicht alljährlich eine hohe Anzahl hoffnungsvoller Jünglinge zum Selbstmorde verurteile, die den Verzicht aufs Dasein der Unerträglichkeit desselben vorziehen. Der Friedensfreund wird ferner die nützlichen Seiten der Erziehung zum Gehorsam, zur Mannhaftigkeit und Selbstverleugnung den Bevölkerungen gerne zu erhalten bereit sein, nur wird er diese Erziehung selbst unter das Zeichen des Friedens und der Völkerverbrüderung, nicht aber des Krieges und der systematisch anerzogenen, feindseligen Gesinnung gegen in anderer Sprache Redende und gegen Angehörige fremder Staaten gestellt wissen wollen. — Der Krieg wird endlich in dieser und anderen Schriften desselben Geistes im Lichte der griechisch-römischen Antike betrachtet, und doch führt schon Wilhelm von Humboldt aus, wie so gar nichts von der Schönheit des antiken Krieges in den Kriegen der Gegenwart anzutreffen sei, und Goethe äußert: „Die modernen Kriege machen so viele Menschen unglücklich, so lange sie währen und niemanden glücklich, wenn sie vorüber".

Die zweite große Folge des unbefriedigten Erprobungsbedürfnisses der Institution des Krieges ist eine noch unendlich größere Rührigkeit, als auf litterarischem Gebiete auf dem Terrain jeder Art von militärischem Sport, insbesondere der destruktiven Erfindungstechnik. Der Raum gestattet an diesem Orte natürlich nicht, in Details einzugehen. Es sei hier nur ferner an die ständige Rubrik der Mißhandlungen und

Selbstmorde in den Armeen erinnert, und daran, daß die Antworten der Kriegsminister im wesentlichen stets auf den Inhalt der Antwort des bayerischen Kriegsministers auf die Interpellation des Sozialdemokraten v. Vollmar hinauslaufen, „daß es im Interesse der Disciplin nicht rätlich sei, den Beschwerdeweg zu erweitern.“ Dabei meint der Minister aber doch, „der Soldat, der sich fortgesetzt in niederträchtigster Weise quälen läßt, ohne sich zu beschweren, sei ein Feigling.“ Wie aber der Soldat es anfangen soll, um „ohne Erweiterung des Beschwerderechtes“ zwischen Scylla „Disciplin“ und Charybdis „Feigheit“ glücklich durchzukommen, das bleibt freilich, und aus guten Gründen, unerklärt. —

Wer erinnert sich nicht der unzähligen Fälle von forcierten Manövermärschen mit den zahlreichen Opfern des Sonnenstiches, an die bei der Festung Neisse in voller Rüstung die angeschwollene Oder durchschwimmenden Soldaten mit einem Verluste von hundert Menschenleben, an die Explosionen in der deutschen Marine, an die acht großartigen Explosionen im Laufe eines Jahrhunderts in der britischen Marine, deren letzte und fürchterlichste die der Victoria in den syrischen Gewässern unter Viceadmiral Sir George Tryon noch im frischesten Gedächtnisse der Mitwelt lebt, während es bei der großartigen Explosion des „Herald“ seinerzeit sich herausstellte, daß der Schiffstypus dieses Panzerungetüms nur aus Ersparungsrücksichten von der Admiralität angenommen worden war, trotz der energischsten Kassandraprophezeiungen der Fachpresse und der Fachmänner. Selbst das reiche England, das eben jetzt wieder dreißig Millionen Pfund Sterling binnen fünf Jahren für seine maritime supremacy zu opfern beschlossen hat, besitzt also doch nicht heidenmäßig Geld genug, um seine Schiffstypen im Hinblick auf absolute Sicherheit statt auf Ersparnisse zu wählen.

Wie im Brennpunkt eines Hohlspiegels gesammelt, erblickt man den Aberwitz der Rüstungsmanie bei gleichzeitig mangelnder Gelegenheit für das Erprobungsbedürfnis, wenn man einen der in unserer Zeit so besonders seltenen Erprobungsfälle der Flotten der Weltseemächte ins Auge faßt. Wenn wir z. B. ein halbes Jahrhundert nach rückwärts überschauen, also den Zeitraum von 1854—1894, so sind die für die Marinen der Seestaaten gebrachten finanziellen Opfer einfach unermeßlich, besonders infolge des lächerlichen, ewig unentschiedenen Duells zwischen Kanone und Panzerplatte, in neuester Zeit auch zwischen Torpedo und Torpedonetz, Torpedonetz und Torpedoscheere. Aber auch die Opfer an Menschenleben sind höchst beträchtlich zu nennen, denn die Opfer an Gut sind ja infolge der blutsaugerischen Steuern stets auch

Opfer an Blut, und zudem verschlingen ja die Arsenal- und Manövrierexperimente, wie auch die chemischen Laboratorien sich immer steigernde Hekatomben, die zusammengezählt die Zahl der Opfer in den eigentlichen Seeschlachten in dem betreffenden Zeitraum weitaus hinter sich zurücklassen. — Nun kommt endlich nach jahrzehntelangem Harren aller Marinen der Welt auf die Gelegenheit, sich nützlich (???) zu machen, zu zeigen, was sie können, der lang und heißersehnte Erprobungsfall, für ein verhältnismäßig unbedeutendes und ziemlich stiefmütterlich behandeltes Schwesterchen dritten oder vierten Ranges. Dieser Erprobungsfall, im richtigen Lichte gesehen, hat also, wie gezeigt, Milliardenopfer zur Voraussetzung. Dieser Erprobungsfall heißt Lissa und bedeutet den Rammspornstoß des „Ferdinand Max" unter Tegetthof in die Flanke des „Affondatore" unter Persano am 20. Juli 1866. — Großer Seesieg der Österreicher, 700 Italiener tot und verwundet, Tegetthoffäule mit Trophäen in der Wiener Praterstraße. — Kurz zuvor hat noch dazu Erzherzog Albrecht am 24. Juni 1866 bei Custozza Lamarmora aufs Haupt geschlagen. — Nun das Resultat! Für die Menschheit? Trauer, wie über jede Schlacht. — Aber für den Sieger, Österreich? — Nun, Venezien wird abgetreten — weil zwei Großmächte, Preußen und Italien, einer alleinstehenden Anno 1866 ebensogut Herr werden, wie 1859 Frankreich und Italien bei Magenta und Solferino. — Das beweist wieder klar und deutlich, daß zwei tüchtige Diplomatenköpfe, wie Bismarck und Cavour, mehr wert sind als alle Rüstungen, an denen es Österreich gewiß nicht hatte fehlen lassen. — Nun aber das Merkwürdigste! — Für den Menschenfreund wie für den wahren und einsichtigen österreichischen Patrioten mußte es als sprichwörtlich österreichisches Glück gelten, daß Königgrätz Custozza und Lissa unwirksam machte, daß Österreich seine kostspieligen, erbitternden Rechte, Hemmschuh für Italien und Deutschland, ja für die Welt zu sein, einbüßte und endlich sich selbst angehören durfte statt Welthändeln, bei denen es den Kürzeren ziehen mußte und keine Hand sich zu seinen Gunsten regte. Facit: Damit es ein Lissa geben konnte, mußten also alle Marinen der Welt „fortschreiten, fortschreiten" bis zu Tegetthofs Sporn. — Und das Facit Lissas! Abtretung Veneziens und, zum Glück Österreichs, daß der vielgepriesene Seesieg die Folgen hatte, die sonst nur eine wohlkonditionierte Niederlage zu haben pflegt. — Also lateinisch: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus", französisch: „Tant de bruit pour une ommelette!" Voilà! —

Das Sporthafte und innerlich Widerspruchsvolle der Institution des Krieges im Hinblick auf ihr Erprobungsbedürfnis tritt aber ganz

besonders durch folgenden Gedankengang hervor. Es ist begreiflich, wenn bei der traurigen Lage der internationalen Verhältnisse, infolge des Mangels an einem Staatengericht, allgemeine Spionierei die Staaten verhetzt, ihre Beziehungen vergiftet, und daher zwei Großstaaten wie Deutschland und Frankreich darauf angewiesen sind, einen Wettlauf um die Gunst eines Turpin zu inscenieren. Es ist wiederum begreiflich, wenn derjenige Staat, dem der moderne Paris das Geheimnis seines Pikrins, Melinits, seiner Stinkbombe oder seiner Fächerkanone als Meistbietendem anvertraut, das Arcanum ängstlich wahren und Verrat an demselben mit Pulver und Blei bestrafen wird. Denn es ist denkbar, daß durch solchen Drakonismus der Zweck erreicht, das Geheimnis gewahrt wird. — Was aber unbegreiflich erscheinen muß, das ist die ganze großartige, der Kriegswissenschaft gewidmete Litteratur, die in der Gegenwart fast täglich durch konjekturalstrategische, dem nächsten großen Weltkrieg geltende Werke bereichert wird. Was sollen diese Bücher, was soll diese ganze Wissenschaft, die auf hunderten von Akademien frank und frei gelehrt wird, anstatt daß sie, wie bei den Römern die sibyllinischen Bücher, ängstlich als Staatsgeheimnis gehütet werden müßten. Bücher wie „Grundzüge der Strategie" von Erzherzog Karl oder „Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung" von Clausewitz können keineswegs wie eine Entdeckung, Erfindung oder jedes andere wissenschaftliche Werk der Menschheit nützen wollen, da dies ja bei strategisch-wissenschaftlichen Werken ganz ausgeschlossen ist, die doch nur das Raffinement, die Theorie des Massenmordes und der Zerstörung im großen ausbilden helfen. Da nun der Menschheit mit der Steigerung und dem Raffinement dieser Theorie unmöglich gedient sein kann, wie ja die sich ewig steigernden Rüstungen im sogenannten Frieden, und die immer gigantischer werdenden Verlustziffern im Schlachtenkriege sattsam bewiesen, so müßten solche Bücher, um wenigstens dem oder jenem Staat, dem der Verfasser zu Sieg und Hegemonie den Weg zeigen will, zu nützen, geheim gehalten werden können, wie ein Festungs- oder Panzerschiffsmodell. — Da sie das aber selbstverständlich nicht können, so drängt sich die Frage auf, was sie eigentlich zu leisten beabsichtigen, da die Autoren doch unmöglich die nackte Steigerung der Opfer jeder Art für den Krieg und die Rüstung als ihr Ziel betrachten können, wenn durch diese Steigerung die Menschheit leidet, der einzelne Staat nichts gewinnt, und die durch die Schlacht zu erringende Entscheidung durch sie nicht vernünftiger, rascher und dauerhafter wird?

Gäbe es eine lebendige Personifikation des Erprobungsbedürfnisses

der Institution des Krieges, könnte sie wohl anders denken, fühlen, sprechen als in den lapidaren Sätzen, mit denen diese Abhandlung schließen möge? (1821): „Bei jeder neuen Rekruteneinstellung denke ich mir immer, ob wir nicht diese endlich einmal für den Krieg bilden werden, und nicht bloß für die Linden-Parade und das Tempelhofer Feld.“ — (1825): „Wir haben zehn Jahre Frieden, da wird vieles alt, das kann einer preußischen Armee nichts nützen, die nur durch Kraft und Nerv emporgehalten werden kann.“

Das sind Citate aus Briefen des späteren Kaisers Wilhelm an den ihm im Jahre 1814 beigegebenen Oldwig von Natzmer.

— — — — — — — — — — — — — —

(„Unter den Hohenzollern.“ Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer, herausgegeben von Gneomar Ernst von Natzmer. Zwei Bände, Gotha, F. A. Perthes.)

Hans Thoma.

Von Otto Julius Bierbaum.

(Tegel bei Berlin.)

Er hat die Seele des deutschen Volkslieds in die Farbe gerettet. Nun spricht sie, die so lange geschwiegen hat, wieder zu uns in einfachen Weisen, so treu deutsch, gemütsinnig, so voll Lust am Schönen der weiten Welt, so fabelfreudig, so tief gefühlsernst. Von gläubigen Rittern erzählt sie, die wider die Drachen reiten, und von Bauernburschen, die von Ackergauls Rücken herunter das Land ansehn in seiner Fruchtschöne; von Fabeljungfrauen weiß sie zu sagen, die seeenstill im Lande des Glückes träumen, und von herzigen kleinen Bauernmädeln, die im Ringelreihen glücklich sind. Es muß nicht fabelhaft sein, was er malt und doch ist in allem Fabulierseele und Märchenreiz.

Man möchte sagen: er singt seine Bilder, oder: er geigt sie.

Und was hat er für Töne!

Er will kein Virtuose auf einer Saite sein, er will nicht durch Unerhörtes verblüffen. Und doch klingt das Einfachste so neu, so ganz eigen, so zaubervoll.

Gut: es gehen Töne daneben, wie die Neunmalweiſen ſagen, die ſo erſchrecklich regula-beſchlagen ſind, daß ſie vor einem Nebenton das ganze Lied nicht hören. Was will das beſagen für den, dem die Seele nachzittert im Banne der Harmonie!

Hat wen im Volkslied ſchon ein falſcher Reim geſtört? Iſt ein Versfuß zu wenig dort nicht oft ein Reiz mehr? Und leidet die Fülle echten Gefühls unter einem ſchiefen Ausdruck?

Ach, die Regelklugen fänden wohl am meiſten zu korrigieren an der Natur!

Der Meiſter Hans vom Maine iſt ein deutſches Naturkind. Sinnieren und ſpielen iſt ſeine Luſt und ſein Ernſt. Und mit vollen Händen, aus ſtillem Kindesherzen ſchenkt er, was ſein Spiel ihm beſchert.

Paßt ſo ein poetiſches Mann-Kind in unſre raſſelnde, rechnende Zeit? Iſt es nicht ein unbegreifliches, fremdes Wunder?

Er iſt ein Glücksfall für dieſe altgewordene Zeit, die das Spielen leider verlernt hat. Er gehört zu den Vorbildern ihres Verjüngungstriebes. — —

So ſchrieb ich im vorigen Jahre in meinen Betrachtungen „Aus beiden Lagern", in denen ich nach M. G. Conrads freundholdem Urteile ſo viel Geſchick im Erkennen und Ausſchlachten deſſen bewieſen habe, was juſt im Schwange iſt.

Demnach wäre alſo Hans Thoma im Schwange, oder wie Conrads gütiger Ausdruck ſonſt lautete, und der Begründer der „Geſellſchaft" hat nicht bloß von mir, ſondern von unſerer ganzen Zeit eine erſtaunlich gute Meinung.

Aber er irrt ſich mit ſeinem gewogenen Urteile. In der Zeit ſowohl wie in mir. Mir fehlt das ſchätzbare Talent, im Maſſentakte zu gehen, durchaus, und unſrer Zeit gebricht es durchaus an der Gabe, in Schwang zu bringen, was ausgeſprochen Eigenwert hat in der Kunſt. Daher denn auch Hans Thoma keineswegs zu denen gehört, mit denen man auf die Akklamation der Modegläubigen ſpekulieren könnte, wenn man denn ſchon den ſchlechten Geſchmack hätte, derlei unſaubere Spekulationen zu machen.

Nein, gottlob! Hans Thoma iſt immer noch nicht beliebt beim Kunſtpöbel, und die Mode hat ihn noch nicht auf ihre ſchmierigen Schwingen genommen. Er iſt immer noch einer von den Wenigen, die für Wenige ſind, — ein Einſamer. Aber kein Grollender. Auf ihn paßt der Goethe-Spruch:

Glücklich, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt.

Er ſchafft, — mag draußen das Leben in tollen Kreiſen wirbeln, mag draußen die Kunſt auseinanderſchießen in feindſeligſte „Richtungen“, mag draußen geſcholten oder gelobbrednert werden über ihn: er ſchafft.

Wo will er hinaus mit ſeinem Schaffen? Zu welchem Zwecke führt er Pinſel und Stift? Welches Prinzip verfolgt er in ſeiner Kunſtübung? Iſt er ein -iſt, oder ein -aſt, oder ein -iker, oder ein -aker?

Auf all dies weiß der liebe Meiſter ſelber keine Antwort, — aber in ſeinen klaren, guten, ſcharfen Augen, ganz tief unten, regt ſich ein ſpitzes, lichtes Lächeln, wenn derlei Fragen von der Neugierſpule ſchießen. Ach, ihr großen und gelahrten, ihr tiefgründigen und ſcharfſinnigen Grübler und Spürer mit Logik und Lupe, die ihr ſo wunderbar genau wißt, wohinaus die Kunſt will und, vornehmlich, wohinaus ſie ſoll, — ich weiß Einen, der köſtlich heimlich lachen kann mit Kinderaugen in einem weißbärtigen Geſichte. Geht hin und ſeht euch dies Lachen an; ihr braucht keine Lupe dazu, — oder, beſſer noch, geht hin und ſeht euch einmal ohne Lupe die Bilder dieſes guten Lachers an. Sie lachen gerade ſo. Ich meine, es muß jedem wohl werden bei dieſem Lachen, in dem das Glück ſelber glänzt, das Glück, beſonnt zu ſein von der Schönheit draußen und der Seele drinnen, und das Glück, ſich ſonnig auszuſprechen in freier Schönheit, die nichts will als ſich ſelber.

Hans Thoma iſt nämlich ein Dichter. Die Schönheit ſagt ſeiner Seele viel, und ſeine Seele hat viel über die Schönheit zu ſagen. Sie thut es bei ihm in Farben und Linien, wie ſie es bei anderen in Worten und Rhythmen thut. Und das Sagen ſelber iſt ihr eine Freude. Darum klingt alles ſo hell und innerlich fröhlich. Es iſt auch keine Mühe dabei, kein Stammeln, kein Suchen nach dem Ausdruck, — ſchlicht und ſicher kommt es zu Tage. Kein Pfauenrad wird geſchlagen, aber es giebt auch kein peinliches Lallen. Es kann andere und effektvollere Arten geben, ſich auszudrücken, reichere Mittel, raffiniertere Zuſtutzung, — ſicherlich; aber dieſe Art da kann neben jeder anderen beſtehen, denn ſie iſt der Ausglanz eines reifen, feſten, organiſch gewachſenen Weſens, einer wertvollen Perſönlichkeit.

Wie iſt dieſe geworden? Wo ſind ihre Wurzeln, wie war ihre Nahrung, unter welcher Sonne reifte ſie?

Hans Thoma hat es mir ſelber erzählt, und es iſt, ob auch die großen, lauten Stürme und die wilden Spektakelſtücke durchaus fehlen, eine ſehr intereſſante Geſchichte, die unſere Zeit nicht minder wie den tapferen Meiſter kennzeichnet.

Vom badiſchen Schwarzwalde, aus allemanniſchem Blute iſt er her, geboren am 2. Oktober 1839 in Bernau. Das iſt ein recht welt-

abgeſchiedener Ort, auf einem hochgelegenen grünen Wieſen- und Weidethale angebaut, nicht ſäuberlich in zuſammenhängenden Straßen, ſondern zerſtreut in Häuſergruppen über eine Strecke von einer Stunde Ausdehnung. Forellenbäche durchziehen in lebhaften Windungen das Thal, Höhenzüge, mit dunklen Tannen bewachſen, faſſen es ein. Wer Thomas Landſchaften kennt, erinnert ſich bei dieſer Schilderung wohl einiger. Sehr üppig ſieht's in Bernau nicht aus. Die Häuſer, deren man einige auf frühen Studien des Meiſters ſehen kann, ſind meiſt noch die von der alten Schwarzwälder Art, aus Holz gefügt, ſchindelgedeckt. Da es im Winter ſehr rauh iſt, gedeiht kein Obſt dort, Getreide nur wenig, aber an den Berghalden ziehen Viehherden. Die Einwohner des Ortes ernähren ſich mit Holzarbeiten.

Die künſtleriſche Erbgabe Thomas ſcheint aus der Familie ſeiner Mutter zu ſtammen. Der Großvater war Uhrmacher, einer von deſſen Söhnen aber Uhrenſchildmaler, und er hat auch Kruzifix- und Heiligenbilder auf Glas gemalt, — eine bäuerliche Kunſtübung, die verſchwunden iſt, ſeitdem auch der primitive Hausſchmuck des Bauern im Großbetriebe „mit allen Mitteln der modernen Technik“ hergeſtellt wird. Man kennt ſie, dieſe gräßlichen Bunt- und Schunddrucke mit den nichtsſagenden Chriſtuſſen und den ausdrucksloſen Marieengeſichtern, die ihr gut Teil dazu beitragen werden, auch den Landbewohner der Religion zu entfremden.

Auch muſikaliſch war die Familie mütterlicherſeits. Geige und Clarinette wurde geſpielt. Das ſchöne Bild einer Sommermondnacht, in der ein junger Mann im Garten die Geige ſpielt, iſt wohl eine Jugenderinnerung des Meiſters.

Ihm ſelbſt war von früher Kindheit an unwandelbar der Sinn darauf gerichtet, mit Stift und Papier zu hantieren. Ein Nachbar beſaß Bilderbogen, die eifrig kopiert wurden, und heute noch weiß ſich Thoma des Hauptblattes darunter zu erinnern, das den Abdelkader darſtellte und von ihm in Farben wiedergegeben wurde. Eltern ſowohl wie Nachbarn ahnten wohl, daß hinter dieſem Eifer etwas ſteckte, und ſie glaubten auch, daß etwas daraus hervorgehen möchte, aber, was das ſein würde, vermochten ſie freilich nicht vorauszuſehn.

Inzwiſchen kam viel Unglück über das Haus. Als Thoma 13 Jahre alt war, ſtarb ſein älterer Bruder, auf den die ganze Familie (er war Lehrer) die größten Hoffnungen geſetzt hatte, zwei Jahre darnach ſtarb der Vater, und nun geſtaltete ſich für die Mutter mit den beiden Kindern (außer Hans noch eine jüngere Schweſter) die Lage recht hilflos. Hans wurde in die Lehre gegeben, nach Baſel. Erſt zu einem Lithographen.

Aber das viele Sitzen schlug dem Schwarzwaldbuben nicht an, und bereits nach ein paar Wochen gab man ihn in derselben Stadt zu einem Anstreicher in die Lehre. So stand sein erster Ausgang in die Welt unter dem Zeichen von Linie und Farbe. Zum Glück wurde aber auch die Lehrlingszeit bei dem Anstreicher schon nach kurzer Zeit beendet. Nur einen Sommer hielt er's aus und war im Winter wieder in Bernau, wo er schon anfing, Porträts nach der Natur zu riskieren. Ein Beamter in St. Blasien, der dortige Oberamtmann, war's, der nun zuerst der Gönner des künftigen Meisters wurde. Er sorgte dafür, daß Thoma zu einem feineren Uhrenschildmaler in Furtwangen zur Lehre kam. Die Probezeit wurde auch zu des Lehrers wie des Schülers Zufriedenheit absolviert, und gerne, gerne wäre Hans dort geblieben, wo er zu seiner nicht geringen Genugthuung an einer wirklichen Staffelei wie ein wirklicher Maler malen durfte — und noch dazu in Öl! —, aber die Mutter konnte das verlangte Lehrgeld nicht auftreiben, und wieder ging's zurück nach Bernau.

Nun war aber gar nichts mehr sicher vor Hansens Farben. Blech und Pappe wurden hergenommen und mit Landschaften nach der Natur bedeckt, Familienblätterbilder wurden in Ölfarbe übersetzt, und porträtiert wurde, wer nur zum Sitzen zu haben war. Und siehe, das erste Honorar klang heran: Drei Gulden, die ein zur Zufriedenheit Konterfeiter springen ließ.

Der wichtigste Schritt aber geschah nun wieder durch den Oberamtmann in St. Blasien. Dieser wandte sich mit Zeichnungen des Bauernjungen an die Kunstschule in Karlsruhe, der Direktor dieses Instituts, W. Schirmer, trat für das dörfische Talent ein, der Großherzog sorgte für die materielle Möglichkeit, und im Jahre 1859 konnte es geschehen, daß Hans Thoma Kunstschüler in Karlsruhe ward. Er war also gerade zwanzig Jahre. Das Glück, das es bekanntlich liebt, doppelt zu geben, hatte es ihm gleichzeitig beschieden, daß er durch das Los vom Militärdienst frei wurde.

Nun lachte ihm das Leben, dem Zwanzigjährigen vom Schwarzwalde. Der Direktor war ihm gewogen, der Fleiß in der Antike und im Malsaal war ihm Freude, und jeder Sommer bescherte ihm hellstes Glück für Auge, Seele und Hand in seinem Hochthal oben, wo er sich nicht genug thun konnte vor der Natur, der stillen, gütigen Meisterin, die nicht schilt, nicht höhnt, nicht eifert, die nur immer groß und mahnend ist und immer schenkt. Vor ihr und ihren Gaben schwand jeder Anflug von Sorge; hier war Reichtum unermessen, wer nur fröhliche Hände hatte, zu nehmen, wie konnte es dem fehlen, wenn auch die Zu-

kunſt keine Sicherheiten bot. Schlimmer war's, wenn's mit der Schönheitsbeute im Winter wieder gen Karlsruhe ging, wo aus den Studien Bilder werden ſollten unter den Korrigier- und Komponierfingern der Profeſſoren, die keineswegs an die alleinſeligmachende Natur glaubten. Oh nein! Den „rohen Natureindruck" wiederzugeben, das war nicht Kunſt; die höhere Weihe erſt, geſpendet durch die Regeln der Komponierlehre und ähnlicher Dogmen, erhob die Arbeit. Direktor Schirmer, der freier und weiter dachte, hatte den jungen Naturburſchen nicht ſo gehindert, aber er war leider im Jahre 1864 geſtorben. Was nun an Thoma herumkorrigierte, förderte ihn nicht, ſondern entmutigte ihn nur, entſelbſtete ihn, indem es ihm die freie Luſt nahm, nach eigener Freude zu lernen und zu ſchaffen.

Es kamen innerlich bange Zeiten über Thoma, jene ſchlimmſten Zeiten des Künſtlers, wo Zweifel das Ziel umnebeln, wo die innere Zuverſicht zerbricht an den querweg ſich auftürmenden Maſſen fremder Meinungen, wo es von allen Seiten mahnend, ratend, befehlend ſchreit: „Hierhin! Dorthin!" und wo das Eigene keinen Weg mehr ſieht.

Der ihn damals rettete, das war der, den Thoma ſelbſt ſehr treffend den „großen Feind aller Unbeſtimmtheit" nennt: Dürer. Das Jahr 1866 beſcherte unſerm Meiſter ſein Damaskus. Ich muß, ob er's auch nicht gerne mag, hier einmal ſeine eigenen Worte aus einem ſeiner ganz köſtlichen Briefe anführen: „auf einmal, ich weiß die Stunde noch, ſah ich ihn, erkannte ihn in aller ſeiner Herrlichkeit, und nun ging erſt eine wonnige Ahnung in mir auf, was Kunſt iſt. Nun gingen mir nach vielen Seiten die Augen auf, nun fing ich an, die Farbenpracht altdeutſcher Bilder wie Frühlingszauber zu empfinden ... Durch Dürer geweckt ſah ich, daß jeder Grashalm, jeder Stein voll Ausdruck iſt, und daß es für die Malerei nichts Unbedeutendes in der Natur giebt. Nur die Augen öffnen, und alles iſt ſchön."

In dieſen Worten, deren Abdruck mir der Meiſter verzeihen möge, liegt ein gut Stück ſeines künſtleriſchen Glaubensbekenntniſſes und juſt das, was ihn von einer der heute lebendigen Kunſtanſchauungsrichtungen trennt. Wie er ſich zu Dürer bekennt, bekennen ſich andere große Moderne zu Rembrandt, aber wir wiſſen es nun hoffentlich alle, daß in der Kunſt jeder nach ſeiner Façon ſelig werden kann, wenn er nur das Zeug dazu hat. Mag man es mir immerhin als billige Schlauheit auslegen, aber der Umſtand, daß keiner der Großen von heute denſelbigen Weg in der Kunſt geht, zwingt mich nochmals dazu, die Ketzerei auszuſprechen: Es giebt keine moderne Richtung, ſondern nur eine moderne Bewegung. Als Thoma damals unter dem glor-

reichen Zeichen des großen Albrecht zu kämpfen begann, gab es auch dieſe noch nicht. Es war die Leidenszeit für die Einſamen in der Kunſt. Thoma hat ſie wacker durchgekoſtet. „Dem bleibt nichts anderes übrig, als ſich eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen, wenn er ſo fort malt," lautete das Axiom, in das ſich das öffentliche Urteil über ſeine Bilder verdichtete, als er zwei Jahre in Düſſeldorf lebte, nachdem er ſich vergeblich um eine Zeichenlehrerſtelle in Baſel beworben hatte. Aber der närriſche Hans ſchoß ſich keine Kugel durch den Kopf und malte doch „ſo fort". Einigen wenigen machte er auch Freude damit, und es that ihm nicht eben weh, daß dieſe wenigen keine Profeſſoren waren. Otto Scholderer hieß einer dieſer wenigen, und mit dieſem ging Thoma im Mai 1868 auf ein paar Wochen nach Paris. Zum erſtenmale ſah er dort eine große Gallerie, und zum erſtenmale und zum einzigen wirkte dort ein lebender Künſtler ſtark auf ihn ein: der kräftige, entſchiedene Courbet. Thoma beſitzt noch ein paar Bilder aus dieſer Zeit, darunter ein prächtiges Selbſtporträt, die den Einfluß des großen Bahnbrechers in der Malerei deutlich aufweiſen. Alſo: er hatte wieder was gelernt und war wieder frohen Mutes; — daß er gerade noch ausgerechnet ein einziges „Fränkeli" in der Taſche hatte, als er von ſeiner Pariſer Fahrt in Baſel einzog, that ſeinem guten Humor keinen Abbruch. Ein guter Freund half ihm weiter, und nun ging es wiederum in Bernau an ein Zeichnen und Malen, als wenn der Welt Beſtand davon abhinge, ob die großen, ſelbſtgrundierten Leinwanden voll würden oder nicht. Alles nach der Natur, alles aus der Natur heraus. Nun juſtament erſt recht! Herrgott: wie froh und hoch ſein Selbſtvertrauen immer war, wenn er vor ſeiner Schwarzwaldnatur ſaß, wo ihm kein Profeſſor über die Achſeln guckte! In dieſem Sommer wurden zehn große Bilder fertig. In Karlsruhe, wo er ſich wieder niederließ, obwohl er eigentlich nach Düſſeldorf gewollt hatte, ſtellte er ſie aus. Ach! Wehe! Gott o Gott o Gott! Der „Kunſtverein" geriet außer ſich. Der Anblick dieſer Thomaſchen Farben genügte, die Milch der frommen Denkungsart Karlsruhes in gährend Drachengift zu wandeln, und es erging ein Schreiben der Oberſten der Entrüſtlinge an den Vorſtand des Kunſtvereins, daß man derlei nicht mehr dulden und dem pp. Thoma das Ausſtellen in Karlsruhe verbieten ſolle. Ein hübſches Nebenſtück das zu der Äußerung jenes ſchweizeriſchen Kunſtvereinsdieners, der ſich einmal weigerte, ein zurückgewieſenes Gemälde Böcklins einzupacken, weil es gar zu „wüeſcht" wäre. Es hob eine ſehr unerquickliche Zeit für Thoma an, und er war froh, wie er im Frühling 1870 Karlsruhe verlaſſen durfte. Zuerſt ging er zu ſeiner Mutter nach Säkkingen und dann, im Winter, als

eine kleine Bestellung ein wenig Geld ins Haus gebracht hatte, nach München. Leider hat Thoma unter der Bedrücktheit, in die ihn das Gezeter der guten Bürger von Karlsruhe versetzt hatte, eine große Anzahl von Studien und Skizzen verbrannt, um weniger Gepäck zu haben. Man sollte heute noch die Karlsruher deswegen in Anklagezustand versetzen.

In München ging es aber nun wirklich besser. Böcklin war um diese Zeit dort, Trübner fing an, Viktor Müller, der erst in den letzten Jahren wieder nach Verdienst geschätzte, interessierte sich lebhaft für ihn, Bayersdorfers stets allem Bedeutenden lebhaft zugewandtes Verständnis förderte durch Zuspruch, und ein Engländer kaufte sogar einige der in Karlsruhe auf den Index gesetzten Bilder. Das Kunstvereinspublikum höhnte und zürnte natürlich auch hier, und es war für Thoma ein gewisser Sport, unerkannt den kritischen Urteilen zu lauschen, die von den abonnierten Kunstfreunden und -Freundinnen hier wider ihn losgelassen wurden. Aber er war jetzt in dem Alter, wo nicht mehr das Temperament ausschlägt, sondern der Humor gelassen lächelt. Zudem war eine glückliche Unbekümmertheit über ihn gekommen, eine ruhige Wunschlosigkeit, die nichts mehr erjagen, nichts mehr erraffen wollte, was außer der Kunst war, die eigentlich überhaupt nichts wollte, nicht einmal den berühmten „Ruhm". Und doch malte er, malte er, malte er. Wie? Das ist doch unbegreiflich? Wo ist da die Logik? Ich weiß es wirklich nicht, aber es ist so, und es ist wohl ein Beweis dafür, wie entartet im Grunde so ein Künstler ist. Der biedere Nordau wird kopfstehen, wenn er's erfährt. Stehe er Kopf!

Das Jahr 1874 führte den nun Fünfunddreißigjährigen zum ersten Male nach Frankfurt und ließ ihn dort treue Freunde finden, die ihm andauernd viel gutes erwiesen haben durch thatfreudige, wenn auch nicht in die Öffentlichkeit lärmende Anerkennung. Einen Winter blieb er da, im Frühling aber ging er nach Italien und saß in Florenz und Rom vor den Bildern der großen Alten. „Das war auch schön!" sagte er mir darüber in seiner schlichten Art.

Nun kommt noch ein Jahr in München, wo die Kritik mit böser Zunge ihm „gute Lehren" gab, und der Kunsthandel ihn definitiv als unbrauchbar erkannte, dann siedelte er sich fest in Frankfurt an, wo ihm in aller Stille eine ruhige Existenz ermöglicht wurde. Er ging nicht allein. Außer seiner alten Mutter und seiner Schwester führte er seine Frau mit in die Stadt am Maine. Das Jahr 1877 ist es, in dem er geheiratet hat, und es ist deshalb ein Glücksjahr in seinem Leben. Will einer sehen, was Herdglück heißt, der muß das kleine Thomahaus in der stillen Wolfgangstraße in Frankfurt aufsuchen.

Er hat es nur selten verlassen. Zweimal war er noch in Italien, wo er dem Bildhauer Hildebrand besonders nahe kam, einmal auch in England, wo ein paar Kenner ihn besonders schätzen. Sonst stilles Schaffen in dem kleinen, freundlichen Atelier, wo auch Frau Thoma ihre schönen Blumenstücke malt, sie, der das Malen angeflogen ist wie durch eine Art ehelicher Suggestionskraft. Kein Lärm des Zankes um die Kunst dringt dort hinein, keine Dogmenproklamationen dröhnen in diese bescheidene Werkstatt, in der der nun fünfundfünfzigjährige wie ein Junger schafft. Er ist unermüdlich in seiner stillen Art. Steht er nicht an der Staffelei, so sitzt er vor dem Papiere oder vor dem Steine, den er zur Vervielfältigung seiner schönen großen Handzeichnungen benutzt. Eine große Anzahl davon sind in den letzten Jahren entstanden, Beweisstücke einer echt und edel volkstümlichen Kunst. Sie waren auch ursprünglich auf einen volkstümlichen Zweck abgesehen. Thoma wollte in ihnen Blätter für den Wandschmuck der Bürger- und Bauernhäuser schaffen, Blätter, die auf Märkten und durch Kolporteure verkauft werden sollten, um der entsetzlichen Buntdruckware den Weg zu versperren. Tief schade, daß für diesen ausgezeichneten Zweck, der mutmaßlich auch geschäftlich nicht aussichtslos wäre, kein Unternehmer eingetreten ist. Jetzt werden die Blätter nur in wenigen Abzügen hergestellt und stehen bei Kennern in hohem Ansehen. Der Fall ist bezeichnend für unsere Zeit. Die Gelegenheit, reine Kunst billig dem Volke zu bieten, wie es mit den Holzschnitten unserer großen Alten dereinst geschah, war geboten, aber der Kunsthandel zog es vor, den Blättern durch beschränkte Anzahl der Abzüge Seltenheitswert zu wahren, um sie zu hohen Preisen wenigen anbieten zu können. Aber auch für Thoma ist die Sache sehr bezeichnend. Man ersieht aus dem Plane die ihm innewohnende Neigung zum Volksgemäßen, das für ihn das Kunstgemäße nicht ausschließt. Möglich, daß ihn sein Glaube an das Volk täuscht, aber dieser Glaube ist im Grunde derselbe, der uns den Gedanken an eine neue deutsche Renaissance nicht vergehen läßt. Einen Versuch zu billiger Kunstdarbietung hat Thoma übrigens in den entzückenden „Federspielen“, die mit Versen von Henry Thode bei Keller in Frankfurt erschienen sind, zur That werden lassen. Ich weiß nicht, welchen buchhändlerischen Erfolg dieses köstliche Werk gehabt hat, aber dies weiß ich: in Frankreich und in England wäre es ein großer Erfolg gewesen. Der ganze Thoma steckt natürlich nicht darin, denn es fehlt die Farbe, aber ein guter Teil, und es wird einem lieb und vertraut, wie selten ein Buch.

Im Mai 1890 stellte sich endlich der von Thoma bereits nicht

mehr ersehnte große Erfolg ein. Es war in München und in demselben Kunstvereine, wo einst das wackere Sonntagspublikum so vieltönig zu schmälen gewußt hatte.

Ich weiß es noch, als wäre es gestern geschehen, wie mich diese Schönheit überflutete und zu einer Verehrung hinriß, die sich in begeisterten Worten Luft machte. Es war die Zeit, da Schaumbergers treffliche „Münchner Kunst" das Neue in München am frischesten und fröhlichsten vertrat, und in diesem Blatte, das ein rühmliches Dokument unseres alleweil lustigen, wenn auch schweren Kampfes bleiben wird, war es, wo ich meine Worte losließ. Ich setze sie zum Teil hier wieder her, weil sich aus ihnen wohl ersehen läßt, wie offenbarungshaft der uns Jüngeren damals ganz unbekannte Meister auf uns wirkte:

Hans Thoma! Ich habe nicht das Glück, ihn persönlich zu kennen, aber seine Bilder haben mir die Bekanntschaft eines Künstleringeniums vermittelt, welche ich mit ewigem Dankgefühle als ein Glück für Auge und Herz, als eine große Bereicherung meines Wesens empfinde. Und da dies in so hohem Maße, in so vollfühliger Wärme der Fall ist, möchte ich gerne, daß ich einen Teil dieses Genusses weiter geben könnte, und ich muß schon sagen, daß mir Zithern und Cymbeln fast zu gering erscheinen zu diesem Zwecke. Große Künstlerschaft, wirkliche Schöpferkraft ist so selten, und sie wird (wahnsinnige Ironie!) so selten anerkannt, obwohl sie den Anerkennern eine Quelle des größten aller Genüsse ist, daß es zu den wahrhaft priesterlichen Aufgaben (die gewerbsmäßigen Kunstschreiber lachen) des Schriftstellers gehört, sie hinauszurufen in alle Welt, wie ein Herold, der den Großen voranschreitet und mit seinem goldenen Stabe auf die Größe hinweist.

Hans Thoma ist solch ein großer und solch ein nicht genügend anerkannter Künstler, dem empfänglichkeitsfrohe Kritik Heroldsdienste zu leisten hat.

Hans Thoma ist ein Dichter mit Pinsel und Palette, und zwar ein Dichter nach unserem Herzen, nach dem Herzen der Jüngeren, die scharfen Wirklichkeitssinn und kühne Phantasie in einem, sowie eine eigene Art der Darstellung, eine mächtig ausgesprochene Individualität verlangen und nichts so sehr mißachten, als konventionelle Handwerksamkeit in der Kunst. Und so nehmen wir denn die Werke des Hans Thoma mit Begeisterung und schlagendem Herzen in uns auf als freiheitsgüssige Ausströmungen eines besonderen Geistes, als achtungsgebietende Dokumente einer neuen, modernen Kunst.

Welch eine Fülle von wundersamster Stimmung, welche Kraft dichterischer Belebung der Natur, welche geistvolle Kunst in der Be-

handlung scheinbar gewöhnlicher Vorwürfe. In dieser Ausstellung befinden sich Bilder, welche mir unübertrefflich erscheinen in ihrer eigenen Schönheit, und diese „Schönheit voll lebendigen Inhalts“ (Feuerbach) ist undeutbar, denn sie ist elementar, und Elemente sind nicht zu zergliedern. Möge mir einer kommen und Bilder wie „Abend“ oder „Stiller Bach“, „Aussicht vom Taunus über die Mainebene“ mit geistiger Scheidekunst in die begründenden Teile ihrer Wirkung zerlegen. Diese Bilder lassen sich nur schildern, sie gestatten nur den Versuch des Nachfühlens und sie regen zum Nachdichten an. Mir wenigstens schwillt, ganz von selber, die Prosa zum Rhythmus über, wenn ich versuchen will, den Eindruck von einigen von ihnen wiederzugeben, und die Prosa selbst gewinnt den Anschein rhythmischer Erregtheit. Höchst unkritisch in der That, und ich scheue mich gar nicht, offen auszusprechen, daß ich mit vielem Vergnügen vom kritischen Katheder herabsteige und mich zu Füßen dieses Malers einfach als ein naiver Bewunderer setze, der nur wünscht, recht sehr alle kritischen Anflüge bannen zu können und recht als Naturbursche zu genießen. —

Und was ich so gesehen, will ich, wie ich es gesehen, wiedergeben ganz einfach in den Worten, wie sie mir in die Feder fließen bei der Erinnerung an das Gesehene. Ich bitte sehr um Entschuldigung, wenn bei dieser Gelegenheit der Ausdruck meines Frohgenusses das eine wie das andere Mal „in freien Rhythmen“, oder wie unser Liliencron sagt, „in willkürlicher Betonung“ dahingeht.

Herannahender Regen (a. d. J. 89).

So sonderbar in der Mache als in der Stimmung. Da vorn das Ährenfeld, — grau-grün, leise gebeugt unter feuchten Winden, durchtupft von rotem Mohn. Buschbegrenztes Wiesengrün dahinter, und in der Ferne die blaue Welt der Berge, von Regen getroffen aus grauer Wolke. Aber noch im Weiteren steht weiß ein großer Wolkenzug. Langsam schreiten neben einander dem gebeugten Felde vorüber ein Bauer und eine Bäuerin ganz langsam, feierabendfroh und feierabendstill.

Sturm (a. d. J. 88).

Feuchtblaugraue Wolken, schwarz, drohend nach vorn sich streckend über sturmgeschüttelte Bäume. Braune, lose Ackererde davor. Ein Pflug darauf, stehen gelassen.

Sonnenuntergang am Flusse.

Das ist ein wunderfrohes Ausschwelgen eigenster und kühnster Phantasie in eigensten und kühnsten Farben. Aus einer dämmergrauen

Wolke fällt ein ſtechendes, ganz ſonderbares, wie hellblutiges Rot herab auf das graue Wolkenſpiegelbild im Fluſſe, wo es flimmert und zuckt und tanzt, — hinfliehend und über das dunkle Grau, auf dem es verſcheidet. Rechts buſchige Bäume empor, zum Wolkengrau hinan. Leiſer Atemzug der Nacht. Da treibt Fabelvolk ſein Weſen. Ein lüſterner Faun ſchreckt eine Badende auf. Die läuft mit fliegenden Haaren, fliegenden Brüſten davon, vom flatternden Laken nur wenig eingehüllt. Der bocksbeinige, geile Tölpel ſtützt ſich mit einem triumphierenden Grinſen auf ſeine haarigen Schenkel. Über ſeine hartbraune und über des Mädchens roſazarte Haut läuft wie tropfendes, flüſſiges Gold das gleißende, hellblutige Rot der untergehenden Sonne.

Sonntagsmorgen im Juni (a. d. J. 84).

Heißblauer Himmel. Flimmern in der Luft. Von Millionen Blüten duftet die gelbe Wieſe. Über Thäler der Blick nach fernen Bergen hin. Stille, Sonntagsfeierſtille. Leiſe nur klingt ein kleiner Bach, der aus Erlengeleite heraus in die gelbe Wieſe rauſcht, leiſe klingt das friedfröhliche Saitenſpiel eines einſamen Morgenwanderers.

Ritter vor dem Liebesgarten (a. d. J. 90).

Ein geharniſchter Jüngling. Nichts Lebendes von ſeinem Leibe läßt der ſtählerne Panzer ſehen außer blitzenden, guten Blauaugen, die aus dem braunen, ernſtfrohen Jugendgeſicht wachſam in die Ferne blicken. Er hält eine eherne Lanze, feſt auf den Boden geſtoßen, in ſeiner Rechten. Mit gewaltigen Pranken neben ihm auf der Erde ein Löwe, den rieſigen Kopf mit dem Mähnenſchwall ein wenig gehoben. Säulengänge aus weißem Stein, grau im Schatten ſcheinend, hinter den beiden. Das iſt die Pforte des Liebesgartens. Fröhliche Himmelsbläue lacht, von Schäfchenwolken durchflockt; Pinien ragen auf, zartes Wieſengrün liegt wie Sammt gebreitet, glückliche Menſchen wandeln in Liebe vereint.

Flötender Faun.

In Stahl gehüllt, auf weißem Roß reitet ein Ritter durch dämmernden Wald. Von der verſcheidenden Sonne träuft goldig mattes Licht durch die ruhenden Blätter.

Sinnenverſunken reitet der Ritter, es tönt ihm im Herzen klingende Klage, flötende Freude, ſchwellend, quellend, leiſe im Hauch.

Was er im Herzen klingen hört: in die Abendluft, in den Schatten der Bäume, ſeinen ruhenden Hirſchen bläſt es der junge Faun auf dem Rohre.

Klage des Herzens, Stimme des Schilfrohrs, mattes Verglühen der goldenen Sonne, webender Dämmerzauber des Waldes, Raſcheln, Rauſchen: es verklingt in die ſchwarze Nacht; in ſchwarze Nacht reitet der träumende Ritter.

Idylle. (89).

In roſafarbenem Kleide, den Korb mit Blumen im Schoß, ſitzt und träumt wachend im blumigen Gras die kleine, niedliche Schäferin, blickt hinaus in die webende Ferne, weit, weit, weit. Mildes, junges Glück, frauliche Huld lacht aus den braunen, ſehnſuchtfeuchten Augen.

In allen Prächten junggeſunder Nacktheit liegt ihr zur Seite der braune Knabe im Schlaf. Über ſein friſches Antlitz geht leicht wie Hauch ein ſpitzbübiſch Lächeln ſeliger Erinnerung. Was im Wachen ſie denkt, ſchaut er im Traum . . .

Ein tiefer, blauer Himmel ſtrahlt freundlich herein über die Spitze des Berges auf das heimliche Naheglück der beiden. Leicht wiſpern die Zweige der Büſche und Bäume, und die Blumen im Graſe leuchten wie lachend.

Landſchaft mit Ritter.

Im Thale unten die blaue Tiefe, grau am Himmel jagende Wolken; langſam reitet, die Lanze im Arm, auf braunem Roſſe ein ſchwarzer Ritter, rote Ebereſchentrauben leuchten aus dunklem Grün heraus wie offene Wunden . . .

Parkausſicht vom Fenſter.

Am Fenſterbrett ein weisheitsträchtiges Buch; leichtſinnige Blumenſträuße rechts und links lachen es aus, denn der es leſen ſoll, weitet den Blick über unendliche, blühende Schönheit, bettet das ſaftige Wieſengrün, ſchwankendes Buſchwerk, blauenden Himmel, bettet das Bild der ſchönen Freiheit lieber, lieber in ſein Herz, als die protzige buchſtabenklotzige Weisheit.

So damals meine Worte. Und wenn ich heute, da ich mich tiefer einleben durfte auch in andre Künſtlerſeelen, die nicht geringer, wenn auch von unterſchiedener Art ſind, als die Thomas, von anderen, neueren und älteren Werken dieſes Meiſters ſprechen ſollte, — mir kämen die Worte wieder ſo beglückt und wieder würden ſie des öfteren ſich in Rhythmen fügen. Denn eine Stimmung des Glücklichen und Poetiſchen geht von dieſen Werken aus, und ein Reichtum iſt in ihnen,

daß man es freudig ſpürt: hier ſpricht ein ganzer Menſch in eigenſter Art von ſeinem Beſten und Innigſten.

Thöricht und gefährlich wäre es, nun gerade ihn zum Maße aller Kunſt zu machen, — das ſei uns ferne. Aber freuen wollen wir uns ſeiner wie alles Guten und Ganzen, und danken wollen wir ihm aus frohdeutſchem Herzen, daß er uns ſo mit Schönheit beſchenkt hat.

Unſer Dichteralbum.

Gigerlette.

Fräulein Gigerlette
Lud mich ein zum Thee.
Ihre Toilette
War geſtimmt auf Schnee;
Ganz wie Pierrette
War ſie angethan.
Selbſt ein Mönch, ich wette,
Sähe Gigerlette
Wohlgefällig an.

War ein rotes Zimmer,
Drin ſie mich empfing.
Gelber Kerzenſchimmer
In dem Raume hing.
Und ſie war wie immer
Leben und Eſprit.
Nie vergeß ich's, nimmer:
Weinrot war das Zimmer,
Blütenweiß war ſie.

Und im Trab mit Vieren
Fuhren wir zu zweit
In das Land ſpazieren,
Das heißt Heiterkeit.
Daß wir nicht verlieren
Zügel, Ziel und Lauf,
Saß bei dem Kutſchieren
Mit den heißen Vieren
Amor hinten auf.

Ein Pfingſtlied.

Den Maien führ ich an meiner Hand,
Den Degen an der Seiten,
Pfingſtjunker bin ich zubenannt
Und will in das gelobte Land
Auf einem Schimmel reiten.

Auf einem Schimmel blührieſelweiß
Mit ſeidenen Schabracken.
Der Mai ihn wohl zu führen weiß
Mit einem Apfelblütenreis.
Stolz trägt er ſeinen Nacken.

Doch nicht allein ich reiten mag,
Mag nicht alleine reiten,
Mich ſoll durch Tag und Nacht und Tag,
Mich ſoll durch Feld und Wald und Hag
Ein Mädel jung begleiten.

Ein Mädel jung, das ſoll mit mir
Auf meinem Schimmel ſchacken.
Hui da, du helle Maienzier!
Durchs Grüne galoppieren wir,
Der Wind bläht die Schabracken.

Nun gehe, Mai, und klopfe an,
Wo liebe Mädel hauſen,
Und ſag, ich bin ein riſcher Mann,
Der ſeinen Schimmel reiten kann
Und im Galoppe ſauſen.

Führ her zu mir an deiner Hand,
Die lieb mich will begleiten.
Der Schimmel ſcharrt ſchon in den Sand.
Ich muß in das gelobte Land
Mit einer Holden reiten.

Schwur im Korn.

Rot der Rock und das Mieder blau,
Madei, du biſt meine liebe Frau,
Schau doch in Runde und Weite:
Grün iſt der Haber, das Korn wie Gold,
Hurrah, uns Zwei'n iſt die Liebe hold,
Madei, ich komme zur Freite.

Madei, ich komm mit dem Erntekranz,
Madei, ich komme zum Hochzeitstanz,
Hörſt du den Finken ſchlagen?
Komm, komm, komm in das goldene Korn,
Hinten dort, hinter dem Hagedorn
Will ich ein Wort dir ſagen.

Nur ein Wort, o du Meine du,
Nur ein Wort, mach' die Augen zu,
Glaube mir blind, was ich ſchwöre.
Horch wie das Korn leis rauſcht im Rund,
Horch, es ſegnet unſern Bund,
Daß ich dir ganz gehöre.

Trinke Wein, mein Kind.

Trinke Wein, mein Kind, und freue dich,
Lenzluſtig iſt die Welt.
Siehſt du denn nicht, wie jeder Baum
Tauſend helle Becher voll Duft und Schaum
Zum hohen Himmel hält?

Trinke Wein, mein Kind, und freue dich,
Der große Pan iſt da.
Er ſprach zu mir: Die Welt wird jung;
Wir kommen wieder mit Thyrſusſchwung;
Sie crescit gloria!

Tegel. O. J. Bierbaum.*)

*) Dieſe vier Gedichte ſind der Sammlung «NEMT, FROUWE, DISEN KRANZ» entnommen, die in dieſem Monat bei Guſtav Schuhr in Berlin erſcheinen wird.

Pizarro.

Es ſtört ein Klirren wie von Stahl
Die Weihe, die ſo ſtill verbreitet.
Hinab ins Thal im Morgenſtrahl
Die Waffenſchlange glitzernd gleitet.
Frech blinkt des Führers weißer Schuh,
Der Reiherbuſch am weißen Hute.
Bald, unglückſeliges Peru,
Bald färbt er ſich in deinem Blute.

Bolivar.

Es ſinkt die Nacht mit ſchwarzem Mantel nieder,
Und in den Mantel hüllt ſich müd' das Heer
Des Liberator Simon Bolivar
Und ſinkt in froſtigen Traum von grünen Pampas
Und ſchwarzen Augen drüben in Peru.
Wind und Gebirgsſtrom miſchen ſchauerlich
Ihr heulend Requiem, unheimlich gähnt
Des Abgrunds ſchwarzer Rachen. Alles ſchläft,
Auch die Geſchütze, deren Rohre ſchräg
Mit Laſſos feſtgeſchnallt an Maultierſättel.
Im Herzen hier der himmelhohen Andes
So ſchnarchen ſie unter den ewigen Sternen.

Nur Bolivar ſitzt einſam ſinnend ſtill
Am Biwakfeuer, deſſen ſchwaches Glimmen
Kaum die Cigarre zündend unterhält.
Canopus und das Kreuz des Südens glitzern
Unter des Himmels dunkelm Baldachin,
Und er berät ſich mit den ewigen Sternen,
Indes der Mond am Äther hörbar rollt
In dieſer grenzenloſen Einſamkeit
Ob dieſer Stille der granitnen Wüſte.
Sein Haupt auch nickt über der Aſche ein
Und alles ſchnarcht unter den ewigen Sternen.

Auch ihr, o Söhne einer neuen Welt,
Noch unvergoldet von ererbter Größe,
Auch ihr ſeid Helden, wie die Alpenſteiger,
Vom Korſen einſt geführt und vom Karthager.
Auch ihr ſeid Brüder, rüſtige Werkgenoſſen,
Wie jene, die auf Marathons Gefild
Und auf den Valmyhügeln ſchlummerten,
Eh ſie der Morgen rief zur Freiheitsſchlacht.
Die Menſchen wechſeln, nicht die ewigen Sterne.

Plewna.

Entlang den eisgehelmten Alpenrieſen
Dehnt ſich der Lammfellmützen lange Fronte.
Vom Morgenſtrahl beſonnt, am Horizonte
Abzirkeln ſich Spitzmützen der Kirgiſen.

Gelbbranſtiger Nebel ſtort um die Redoute,
Aufwirbelt Dampf von ausgebrannten Lunten,
Stumm wird es an den Palliſaden drunten,
Erwartungsvoll nur wiehert eine Stute.

Das Herz zum Berſten an die Rippen hämmert,
Am Fernrohr zittert ſelbſt des Führers Rechte.
Rauchſäule, Hornſignall Klar zum Gefechte!
Die ſchwere Stunde der Entſcheidung dämmert.

In Linien glitzern ſchon die Bajonette
Entlang den Lehmaufwürfen aus den Gräben.
Die Käppis ſchon in Reihen ſich erheben,
Langſam entwickelt ſich die Schützenkette.

Der Odem ſtockt dem Bravſten angſtbeklommen.
Da ſchmettert's Sturm! Aufſpringen alle Haufen,
In wilden Sätzen ſchon ſie vorwärts laufen.
Der Feſtung Mauern ſind in Dunſt verſchwommen.

Kein Schuß antwortet, mangeln ſchon Patronen?
Ob ſchon der Feind die Außenwerke räumte?
Ob nur die donnerträchtige Antwort ſäumte,
Dieweil er ſparen will die blauen Bohnen?

Das war ein Schweigen, ſchaurig ungeheuer
Wie vorm Orkan. Stumm die Kanonen ſtarrten
Mit ihrer dunkeln Mündung aus den Scharten.
Da ſchwingt der Paſcha ſeinen Säbel: „Feuer!"

Schipka-Paß.

Tauſende modern rings erſtarrt.
Die Krähe forſcht, wo ſie verſcharrt
Unter den Schneeaufwürfen,
Wo ohne Spur ein Heer verſchwand,
Zeigt kaum ein Fuß und eine Hand,
Wonach die Krallen ſchürfen.

Ein türkiſcher Vater mit ſeinem Sohn
In eines Biwakfeuers Loh'n
Stieren ſie ſtumm und ergeben.
Der Junge träumte von Houriarm,
Dort wird er ruhen weich und warm,
Mit der Flamme erloſch ſein Leben.

Der Alte rührte und regte ſich nicht,
Zu Stein erſtarrte ſein hartes Geſicht,
Vom Rauch der Aſche umqualmt.
Allah Akbar, Gott iſt groß
Und der Menſch ein Hund und erbarmungslos
Azrael ihn zermalmt.

Rußland.

Die Krallenhand ſich hin nach Süden ſpreizt,
Das ſchwarze Meer und dort die Donau reizt.
Nach Weſten ſtürzt die geiergleiche Gier
Und Polens weißer Aar verblutet ihr.
Ihr Kuß iſt tödlich wie der Vampyrbiß,
Des Nordens ſchreckliche Semiramis.
Und wie einſt Iwan that vor Nowgorod,
So ihre Kiefer knirſchend ſich bewegt,
Als fräße unſ're Welt ihr Machtgebot,
Die ſich ihr hilflos ſelbſt zu Füßen legt.

Zermalmend knirſcht das Drehn des Weltenrades.
Der ſchmerzlich grüne Totenfluß des Hades
Wälzt ſich von Oſten über bleiche Leichen.
Wie weiße Lava drängt er vor gewaltſam,
Der Moskowiterſchnee, zu deutſchen Reichen.
Und die Lawine donnert unaufhaltſam.
Doch Schnee iſt Schnee und bald zerweht ſein Flug.
Die Steppe harrt auf deutſchen Bauernpflug.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Morgenſonne.

Tiefes Blau. Im Blauen liegt
Wolkenweißes Träumen.
Meiner Seele Andacht fliegt
Zu durchſonnten Räumen.

Welt — wie Unſchuld ſeeleurein,
Himmelblauumgoſſen,
Drüber gold'ner Sonnenſchein
Morgenjung gefloſſen.

Süßes Rätſel! Leben du!
Kannſt ſo wonnig lächeln,
Wenn in friſcher Morgenruh
Roſenlüfte fächeln.

Lächelſt wie die junge Braut,
Die in Gold und Seide
Offen alle Himmel ſchaut —
Denn ihr träumt ja beide.

Porto do Cachoeiro. A. v. Sommerfeld.

Szimm.

I.

Du Heiße, Wilde im ſchwarzen Kleide
Von alter ſchwerer verſchliſſener Seide,
Vom Zauber berückt ich bin,
Mir brennt Deine Schönheit im Sinn,
Dein bleichbrauner Hals mit dem Münzgeſchmeide,
Dein Rabengelock mit dem blutroten Band,
Deine Bruſt, Dein Fuß, Deine kleine Hand.

Deiner Augen Nachtfeuer ſpare, hüte!
Deines Antlitzes Purpurnelkenblüte,
Dein Mund, der ſo voll und heiß
Über der Zähne ſcharfem Weiß
Wie eine ſüßreife Tropenfrucht glühte,
Der hat mich ſogleich verwirrt und gelockt,
Daß mir das Herzblut in Schauern geſtockt.

II.

Du Schwarze, Du Katze,
Ich fange Dich noch,
Wie mit Speck man die Mäuschen
Lockt ins Loch.

Ich weiß eine Falle
Mit goldnem Gedräht,
Mit Silbermaſchen
In Seide genäht.

Und dann auch zum Naſchen
So ſüßes Brot,
So ſüß, wie es Keiner,
Keiner Dir bot.

III.

Mein Kätzchen, biſt doch ein wildes Ding,
Man könnte ſich fürchten, grauen.
Wie blitzten geſtern, als ich Dich fing,
Unheimlich Dir Zähne und Klauen!

Wie grimmig haſt Du die Augen gerollt,
Sie ſpeiten ſchier giftige Blitze,
Wie zerrteſt Du an dem Kettchen von Gold,
An der ſilbernen Seidenlitze!

Wie mußt' ich Dein weiches kniſterndes Fell
Erſt glätten und ſtreicheln, ſtreicheln,
Bis leckere Biſſen und ſüßer Quell
Zur Ruhe Dich konnten ſchmeicheln!

IV.

Dein tiefes Auge, Dein feuchtes Auge,
Ich habe es ſchmelzen geſehn,
Dein dunkles Antlitz, Dein bleiches Antlitz,
Ich habe es leuchten geſehn.

Dein blutroter Mund, Dein heißer Mund,
Ich habe ihn brennen gefühlt,
Deine wilde Seele, Deine zarte Seele,
Ich habe ſie lieben gefühlt.

Seebilder.

I.

Vor meinen Augen wogt ein See
Mit goldnen leichten Wellen,
Aus weißem Grunde, weiß wie Schnee,
Grünſchillernde Fiſche ſchnellen.

Im ſilbernen Nachen treibt ein Weib
Zu des Ufers Blumenſaume,
So weich erglänzt ihr junger Leib
Wie in hellem rotem Schaume.

Das blonde Haar fließt üppig tief,
Und Hals und Nacken blinken, —
Ein ſchmelzend ſüßer Laut mich rief —
Und heiße Augen winken.

II.

Dein Nixenhaar mit den tauigen Schimmern
Laß es löſen Dir, laß es fließen,
Wie die Wellen ſilberbläulich flimmern
Über Marmorbrüſte gießen.

Nun lauſchen wir, wie die Waſſer ſingen
Und wie von den Sternen nieder
In des Mondes weißem Golde klingen
So fremde ſüße Lieder

Wie feuchte Schwingen ſeltſam beben,
Die Lüfte erzittern, rauſchen —
Unſere ſchauernden Seelen trunken ſich heben
Und Liebesgrüße tauſchen.

Flechtdorf i. W. Willy Lentrodt.

Der böſe Blick.

Ein Wolf, ein Fuchs, ein toller Hund,
Ich konnt' es vor Schreck ſo genau nicht ſehn,
Brach aus dem Korn, wuchs aus dem Grund,
Ich ſah ihn plötzlich vor mir ſtehn,
Zwiſchen Roggenfeld und Waldesrand
Im mittagsheißen Wegeſand.
Um den ruppigen Hals einen kurzen Strick,
Ein Vorderbein hoch, den Kopf gewandt,
Zähnefletſchend, mit grünem Blick,
Und im grünen Blick einen glimmenden Brand,
Furcht, Hunger, Haß und feige Wut,
Verſchlagenheit, Lug und diebiſcher Mut.

Wenn mich die Beſtie ohne Wehr
Am Wege fände, ich wäre verloren.
Die ſchimmernden Zähne möchten ſich ſehr
Scharf in meine Gurgel bohren.
Nie ſah ich wieder, ſo furchtbar kraß,
Auch bei meinesgleichen nicht,
Den funkeläugigen Menſchenhaß,
Wie hier in dieſem Tiergeſicht.
Hätte das Vieh die Macht beſeſſen,
Es hätte das ganze Menſchengeſchmeiß,
Auch um des greulichſten Ekels Preis,
Mit Haut und Haaren zum Frühſtück gefreſſen.

Ein Julitag.

Sonnenbrand und Flackerglanz
Rauſchender Gewitter
Mohndurchglühter Erntekranz
Und ein Lied der Schnitter.

Und ein Herz, das Segen trägt
Sommerlicher Tage,
Und ein Herz, das trotzig ſchlägt:
Schnitter, komm und ſchlage.

Hamburg. Guſtav Falke.

Vorſpiele.

Von Bernhard Friedrich.
(Leipzig.)

I.

Schon ein halbes Stündchen ſaßen wir im Tiergarten auf einer Bank in der Nähe der herrlichen Marmorſtatuen. Wir waren ſtill wie die laue Abendluft, vor der nicht das kleinſte Blatt erzitterte. Marie amüſierte ſich über die wenigen Luftbummler, die an uns vorüberkrochen — meinen Blick bannte der ſpätſommerliche Abendhimmel. Und doch war heute gar nichts Beſonderes an ihm zu ſehen; er ſah unendlich einförmig aus in ſeinem ſchmutzigen Tintenblau. Nicht einmal ein breiter kühner Strich grelles Abendgelb zerſetzte den eintönigen Schleier. Auch der matte Feuerreif um die Abendwolkenballen war erloſchen. Lange ſtarrte ich gedankenlos an das dunkelnde Himmelsgewölbe. Plötzlich malten ſich mir in dem ſchwärzlichen Blau Felſen — achatfarbene Felſen mit ſchwarzen Cypreſſen im dunkeln Schoße: die Felſen der Toteninſel. Ja wahrlich, das war heute Abend das Blau, in das der Meiſter der Stimmung ſeine Todesſymphonie gehüllt hat! — Totenſtimmung in der Natur! — Hatte ich das nicht ſchon lange heute dunkel gefühlt? — —

Kennſt Du die Toteninſel, Marie?

„Das Gemälde ſelbſt nicht; nur einen Holzſchnitt darnach.“

Abſcheulich! Ein Holzſchnitt nach dem Gemälde müßte verboten werden. Wie kann ein Holzſchnitt eine Totenſtimmung wiedergeben! Stimmung geben nur Farben, und zwar Farben, die der Natur abgepinſelt ſind. Siehſt Du, Marie, dort das Blau? So ſieht der Hintergrund für Böcklins Toteninſel. Kannſt Du Dir in das Blau die ſtarren Achatfelſen mit ihrer ſchwarzen Totenſchlucht malen?

„Nein, Max; mir iſt das Bild zu ſehr entſchwunden.“

Schade. Ich will Dir das Bild auch nicht mit Worten malen; das kann ich gar nicht. — Fühlſt Du aber nicht leiſe, daß ſo wie der Himmel dort ein Toteninſelhimmel ſein muß? Spürſt Du heute nicht die Totenſtimmung in der Natur?

„So tief wie Du fühle ich nicht; aber mir wird es ganz ſonderlich zu Mute, wenn ich nach dem Himmel gucke. Mir kommt es plötzlich hier ſo einſam vor. Mir gruſelt's faſt ein bißchen. Wollen wir nicht weitergehen?“ —

In den Gängen wurde es ſtiller und dunkler. Wir durchquerten die Charlottenburger Chauſſee und bogen in den nächſten ſchmalen Nebenweg

ein. Es war ein Dammpfad, an deſſen Fuße eine große und tiefe Waſſerlake wie ein ſchwarzer Hund geſpenſtiſch kauerte. Tief ſanken die ſchwarzen Baumſchatten in das Waſſer; nur zwiſchen den Gipfeln lagen zackige Streifen in hellerem Tintenton.

„Sieht das Waſſer unheimlich aus, Max.“

Hm — ja.

„Bleib' hier nicht ſtehen! Daß Du auch alle die unheimlichen Sachen ſo gern anſehen mußt!“

Du ſiehſt ſie Dir wohl nicht gerne an?

„Nein; ich liebe das Schöne, das Leben.“

Nicht den Tod?

„Nein, nein! Wie fragſt Du nur heute?“

Da möchteſt Du wohl auch nicht in dieſes ſchmutzige Loch den Todesſprung machen?

„Was fällt Dir nur heute ein! Du machſt mich noch böſe. Wir wollen doch leben und — lieben. Komm, Schatz, komm fort von hier. — — Nun biegen wir nach links ab! — Ei, hier iſt's dunkel und ſtill. — Wollen wir uns nicht ein bißchen auf die Bank dort ſetzen? Ich bin müde. Vielleicht hören wir auch hier recht ſchön die Muſik aus den Zelten. Im Kaiſerzelt iſt wohl heute Abend Konzert.“

Wie zwei ſcheue Kinder ſchmiegten wir uns im Dunkel auf dem ſchmalen Sitze aneinander. Gleich der Nachtviole berauſchte mich nach und nach der Duft des ſchönen Leibes, der ſich immer enger und enger an mich anſchloß. Ein langer Kuß von heißer Lippe verſcheuchte endlich ganz das Nachtgevögel mit ſeinem Totengekrächz aus meinem Hirn.

Wir wollen leben und lieben.

„Lieben — heiß lieben.“ —

Waren es nur wenige Sekunden, oder waren es lange Minuten, in denen wir im Kuſſesrauſch geglüht? Ich wußte es nicht. Doch plötzlich fühlte ich die kühle Abendluft. Schlangengleich überkroch meine heiße Bruſt ein leiſer Kälteſchauer. Hei, wie fing es da wieder an zu picken und zu pochen und zu ſtechen in der morſchen Bruſt! O Gott, ich bin ja krank!

Weg war der Zauberbann, in den heißer Liebestrank mich geworfen. Höhniſch grinſte mich das ſchwarze Sumpfloch an. Bedrückend wölbte ſich über mir das Toteninſelgewölbe. — Jetzt hörte ich auch die Muſik, die von den Zelten her durch das Dunkel heranſchwirrte. Hörte ich recht oder täuſchte mich meine Erregung? Spielte man nicht Chopins Trauermarſch? Den Marſch in einem Gartenkonzert? Und doch hörte ich recht. Ich brauchte mich eigentlich nicht ſo ſehr zu wundern; der Marſch war — Mode.

Ich hatte ihn vor zwei Tagen im zoologiſchen Garten auch gehört. Seitdem ſummte mir in einſamen Stunden die Einleitung durch den Kopf.

Das iſt Chopins Trauermarſch, Marie.

„So? — Ich könnte die traurige Muſik jetzt zu allen Teufeln wünſchen. Bei den erſten Tönen iſt es mir, als ob ein Leichenwagen angefahren käme.“

Du haſt recht, Marie. — Tiefdunkler Himmel — zwei ſchwarze Pferde ſchreiten langſam aus — dann kommt der Wagen gerollt — darüber ein großes, ſchwarzes Tuch. — Weißt Du, wer darunter liegt?

„Ich bitte Dich, höre auf.“

Weißt Du, wer darunter liegt? — Ich! — Ich!

„Aber, Max, Du lebſt ja und liebſt mich. Und ich liebe Dich.“

Heißer zog mich das Mädchen an ſich, aber das Stechen in der Bruſt wollte nicht aufhören, und mein Sarg wollte von meinen Augen nicht ſchwinden.

Ich kam mir vor wie das Totengerippe, das nachts an Liebchens Bruſt ruht und trotz aller Liebesglut nicht erwarmen kann. Totenhimmel — Totenmuſik: Meine Todesboten.

II.

Vor mir ſteht eine Flaſche mit der Aufſchrift: Emſer Salz. Ich drehe den grünen Metallverſchluß ab, ſetze das Maßgläschen neben mich und bin im Begriff, es zu füllen. Wie im Fieber aber zittert meine Hand; viele Salzſtäubchen fallen aus dem ſchwankenden Füllöffel auf die rote Tiſchdecke. Dort kommt Leben in die toten Mineralatome. Wie Betrunkene taumeln ſie zuerſt hin und her; plötzlich ſauſen ſie als Tauſende von Luftballons in die Höhe. Wie ſchwirrt es auf einmal in der Luft rund um mich von kugelförmigen, fadengeformten und ſich ſchlangengleich ſchlängelnden weißen Körperchen! Das Weiße verwandelt ſich in Rot. Gefärbte Bakterien! rufe ich entſetzt. Ja! Gefärbte Bakterien ſind wir! Erkennſt Du uns? Du biſt unſer! jauchzt höhniſch im Chor die losgelaſſene Bande. Wie die Hexen den Fauſt, umtanzt mich die teufliſche Brut. Immer näher kommt ſie, immer enger werden die Kreiſe. Mit beiden Händen ſuche ich ſie abzuwehren. Dabei trifft die eine Hand die Salzflaſche, ſie wankt — ſie fällt! Welch Entſetzen! Neue, größere Scharen von ſchwingenden Spirillen, kriechenden Bazillen und kugelgleich heranſauſenden Mikrokokken entſteigen dem engen Flaſchenſchlunde. Immer heftiger wehre ich ab. Umſonſt. Überall ſetzen ſich die Bakterien an und kriechen in mich hinein. Die dunkelroten Bazillen ſind am frechſten; ſie bohren ſich gerade unter dem linken Schlüſſelbeine ein. Sie muß ich vernichten. Mächtig ſchlage ich auf die obere Bruſt.

Ich erwache, in Schweiß gehüllt. Auf der Bruſt habe ich ein drückendes Gefühl, ich atme tief und ſchwer. Das iſt der Anfang vom Ende, ſage ich mir leiſe. In dir fangen die Bazillen ihr unheimliches Totengräberhandwerk an. Wie viel Jahre wird es noch dauern, bis du ein Nichts biſt? Jahre?! Vielleicht nur noch Monate! Hu, der Tod!

Es ſchüttelt mich. Ich ſetze mich aufrecht im Bette und ſtarre in die Nacht. Draußen reitet ein kalter Nachtſturm im raſenden Galopp und ſchlägt mit den Sporen an meine Fenſter. Im Zimmer rührt ſich nichts; nur die alte Uhr ſchlägt langſam: Tick, tick, tick, tick. . . Unwillkürlich fange ich an zu zählen: 1 — 2 — 3 — 4 — 5 — 6.

Ob ich noch ſechs Monate leben werde? Sechs Monate — ein halbes Jahr. Eine kurze Zeit! In ſechs Monaten kannſt du nicht einmal deinen Roman beenden. Auch nicht ſchlimm! Was brauchen die Geſunden von den Toten! O wie haſſe ich die rotbäckige, geſundheitſtrotzende Geſellſchaft! Wie wird ſie nach meinem Tode ſagen? „Hätte er ſich nur nicht geiſtig ſo angeſtrengt! Er war recht dumm.“ Wie wahr! Wäre ich doch Ochſenknecht — auf dem Lande geworden! Vielleicht lebte ich dann noch ſechzigmal ſechs Monate. So einmal ſechs Monate! Sechs Monate! In einem halben Jahre wollte ich mich ja auch verloben. Was wird mein Mariechen zu meinem Tode ſagen? Sie ahnt noch gar nicht, daß ich ſchon in wenigen Wochen ſterben muß. Ach, die Gute! Sie träumt vielleicht in dieſer Minute von einer glücklichen Ehe mit mir. Haha! Mit mir? Sie müßte mit mir ins Grab ſteigen, wenn ſie mit mir Hochzeit halten wollte. Morgen will ich an ſie ſchreiben; ſie ſoll erfahren, daß ich nur noch ſechs Monate zu leben habe.

Ob es denn wirklich nur noch ſechs Monate ſind? Tick — eins, tick — zwei, tick — drei!

Noch ein Ruck! Ganz ſtill iſt es plötzlich im Zimmer. Die Uhr iſt ſtehen geblieben. Totenſtille rings um mich. Wie ich im Todesgedankenfieber in das ſtille, dunkle, kleine Zimmer lauſche, kommt es mir plötzlich vor wie ein Grab.

Du biſt ja jetzt ſchon im Grabe, flüſtern mir meine Gedanken zu.

Scheu blicke ich nach der Decke. Senkt ſie ſich, um mich zu erdrücken? —

Nein, die Grabesruhe und das drückende Laſtgefühl in mir kann ich nicht länger ertragen.

Ich ſtehe auf, zünde das Licht an und ziehe die Uhr auf. Nun iſt wenigſtens wieder etwas Leben im Zimmer. Ich wickle mich in meinen Schlafrock und ſetze mich auf das ſchmale Sofa. Vom flackernden Kerzenlicht beleuchtet, ſehe ich auf dem runden Tiſche die Traumerreger. Dort ſteht die Salzflaſche, die ich am Abende vergeſſen hatte zuzuſchrauben; vor mir liegt aufgeſchlagen das Weſtermannſche Märzheft mit der wiſſenſchaft-

lichen Abhandlung über Bakterienforſchung, deren Studium mich am vergangenen Abende bis zum Erlöſchen der Lampe beſchäftigt hat. Was nützt es mir, daß ich nun den aufregenden Traum erklären kann! Der Druck auf der Bruſt, der leiſe Mahnruf an den nahen Tod, bleibt und ängſtigt mich wie das Knacken der Zweige im Walde das ſcheue Reh.

Daß ich jetzt nicht zu ſchlafen vermag, daß mich vielmehr im Bette bald wieder der Todeswahnſinn im tollen Wirbel dreht, weiß ich. Ich bleibe darum munter. Wie ich in meinen Konzepten wühle, fällt mir eine Poſtkarte, die ich vor kurzem erhalten hatte, wieder in die Hände. In dem Schreiben zeigte mir mein Freund Walter an, daß er nach Ems reiſt, um dort durch eine Badekur ſeine angegriffene Geſundheit herzuſtellen.

Auch einer von den Todgeweihten, ſage ich leiſe, als ich die wenigen Zeilen in den Stoß meiner Papiere ſchiebe. Ob ich auch noch nach Ems komme? Ich werde nicht erſt nach Ems gehen, das Geld will ich ſparen für — — Na, wofür denn gleich? Ich weiß es jetzt nicht. Wie kann eine Badekur gegen den Tod helfen?

Wieder Todesgedanken in mir! Wie Polypen ein gefangenes Tier mit ihren vielen Saugarmen feſter und immer feſter umſchließen, ſo ſchlugen mit jeder Stunde die Todesgedanken immer enger und feſter unzerreißbare Ketten um mich.

Wie ſoll ich ſie abſchütteln? Ich will arbeiten!

Dort liegt die vor wenigen Tagen begonnene moderne Unterſuchung über die alte Frage: Kann ein gefallenes Weib eine Ehe eingehen? Zolas Magdalene hatte mich aufs neue angeregt. Jetzt greife ich nach den beiden franzöſiſchen Kampfdramen für und gegen die Bejahung meiner Frage, nach der „Kameliendame“ und „Eine Demimondeheirat“. Bei dem Vergleiche der beiden geiſtvollen Dramen ſchwinden endlich meine Todesgedanken.

Nachdem ich ungefähr eine Stunde gearbeitet habe, fröſtelt mich. Ich gehe wieder zu Bett. Siehe da, die letzte Anſtrengung hat den geſpenstergebärenden Geiſt ermüdet; ich ſchlafe ein. — — —

Wo bin ich plötzlich? In einem luxuriös eingerichteten Schlafzimmer. Im leichten Nachtgewande liegt auf der Chaiſelongue Marguerite, die Kameliendame. Wie ſchön, doch wie krank! Wie entſtellt das herrliche Geſicht der nicht endenwollende Huſten! In ihren Armen liegt mein Freund Walter. Leidenſchaftlich küßt er die Todesbraut, mit Wolluſt ſchlürft er von dem liebeſchwellenden Munde des ſchönen Weibes den Todeshauch. Zurück, Freund, von dem Weib; es vergiftet dich, rufe ich Walter zu. In nichts zerfließt das Bild meines Freundes. Jetzt auf einmal: Was iſt das? Winkt mir nicht dieſes todgeweihte Weib? Ja wirklich. Was winkſt du mir?

Komm, küſſe mich auch und ſtirb in Schönheit! Komm!

Wie der Magnet das Eiſen zieht mich das Weib an, ich komme ihr immer näher. Schon berühren mich ihre ſehnſuchtglühenden Arme.

Ich will dich nicht küſſen. —

Du mußt! —

Nein!

Mit dieſem Worte erwache ich. Zum Glück iſt es draußen ſchon Tag. Ich will den häßlichen Traum verſcheuchen, ich trete ans Fenſter. Draußen raſt noch der Aprilſturm. Kein Vogel ſingt in dem vor mir in Dämmerung liegenden Garten. Die Blüten des Kirſchbaums hängen die Köpfe. Sie ſind erfroren — tot. Ich öffne das Fenſter. Eine kalte, nebelgeſchwängerte Morgenluft kühlt meine erhitzte Stirn. Fröſtelnd blicke ich in die tote Natur. Mich ſchauert's! Todesſchauer!

Ein Streber.

Von Philipp Langmann.

(Brünn.)

Während der Nachtſchicht war es im Waſchhauſe recht ungemütlich. Der Dampf, welcher den weiten und hohen Raum in ſchweren Schwaden füllte, war ſo dicht, daß man kaum ſah, wohin man den Fuß ſetzte. Eine Poſt Ware, welche über Tags eingefroren war, wurde aufgeweicht, und der ganze, zehntauſend Meter lange Strang aneinander genähter Stücke paſſierte einen Keſſel, deſſen Waſſer durch eingeleiteten Dampf heiß erhalten wurde. Dieſer, einem Schnatterrohr entſtrömende Dampf durchbrüllte die Halle von einem Ende zum andern wie ein frei umherſtreichender, hungergequälter Berberlöwe. Zerknüllt, ſteif und ſtarr ſtrich die Ware ein, glatt, dünn, naß und rauchend vom kochend heißen Waſſer kam ſie heraus, wurde von einer Haſpel weit fortgezogen und in einer Ecke wieder abgelegt.

Der Dampf, welcher von ihr aufſtieg, ſchwebte hinauf zum hohen Dachfirſt, um ins Freie zu kommen; da kam er aber ſchlecht an. Durch den Dunſtſchlot herein ſtrich die eiſige Winternachtluft, trieb ihn in die Halle zurück, jagte ihn in alle Winkel, peitſchte ihn längs der Wände, ſo daß er wie gelähmt vor Beſtürzung dick und ſchwer, undurchſichtig und übelriechend im Raume hängen blieb. Keine drei Schritte weit konnte ein Gegenſtand deutlich erkannt werden, jeder ſtand bei ſeiner Maſchine wie

verloren und auf sich allein angewiesen; denn wie hätte einer den andern sehen, seine Stimme durch das Brüllen des Dampfrohres hindurch vernehmen können? — Was galten da auch die spärlich verteilten, an Drähten von den Balken herabhängenden Lampen! Sie schnappten nach Luft, flackerten ängstlich, hie und da verlosch eine ganz, ohne daß sich wer um sie gekümmert, eine andere qualmte im schwarzen Glas, ohne daß jemand den Docht niedergedreht hätte. Von den Fenstern troff das Wasser, von den Wänden rann es, auf dem unregelmäßigen alten Steinfließ standen breite Lachen, die zu umgehen nicht möglich war. Oben lief die Transmission. Unsichtbar, aus den Wolken herab sandte sie die Treibriemen zu den einzelnen Maschinen, welche einförmig und verdrossen — es war nach Mitternacht — die Ware ihrer Bearbeitung unterzogen. Dort, wo sie mit kalter Säure plätschern, mit gewichtigen Walzen den Kattun quetschen, mit Wasser, welches aus Spritzröhren hervorströmte, pritschelu mußten, ging es den Werken recht schlimm: das Eis hing ihnen in langen Spitzbärten von den Kanten hernieder, legte sich um die Radhüllen, kaum daß es dem Arbeiter gelang, die dicken Schichten mit schwerem Schraubenschlüssel wegzuschlagen.

Meistens aber war er zu schläfrig dazu. So oft ein Stück naß und schwarz abgehaspelt vor ihm auf dem Tische lag, warf er es auf die Schulter und trug es hinüber zur nächsten Maschine; dann kam er wieder zu seinem Posten zurück, zog die Hände fröstelnd in die Achselhöhlen und sah zu, wie eine Lage um die andere herunterkam, eine auf die andere sich legte und immer wieder herunterkam und immer sich legte, eine um die andere, Lage auf Lage, Minute auf Minute, bis ihm die Augen zusammenfielen und er vornübernickte. Er fuhr auf, stützte die Arme vor sich und nickte nach einigen Augenblicken wieder ein, bis das Ende der Webe nahte. Er trennte das Stück vom folgenden ab, trug es zur nächsten Maschine, kehrte zu seiner Haspel zurück, wärmte sich die Hände in den Achselhöhlen, sah zu, wie Lage um Lage herniederwallte, bald ein weißes Blümlein im schwarzblauen Grund, bald ein buntes Muster, bald ein gelber Picot, bald ein roter Streif, eine Stunde hindurch, die Nacht, die nächste Nacht, die ganze Woche, Stück um Stück, ein ganzes Jahr.

Es mochte frieren, so viel es wollte, Bankerl fror nicht; mochten auch alle schlafübermannt zusammenfallen, Bankerl blieb munter. Sorge, nachdenklich machende, lange, stille Sorge war die Springfeder, die ihn wach hielt, aufmerksam, sogar humorvoll. Niemand, der nicht in der Lage war, ein Haus zu bauen ohne Mittel dazu, konnte sich in Bankerls Sinnen versetzen, der mit ohnmächtigem Willen vor einer Aufgabe stand, die Pein seiner Seele ahnen. Nun wälzte er bald schon drei Jahre an dem Steine, noch immer hatte das Haus keinen Anwurf, noch immer ungleiche Fenster,

von welchen ſich eines nach außen, eines nach innen öffnete, und ſah eher einer Ruine gleich als einem Neubau. Da galt es nachdenken und ſparen. Mit ſparen hatte er doch angefangen, Ziegel- und Mauerſteine hatte er allmählich unter den zweifelnden und ironiſchen Blicken der Bekannten geſpart, bis ein erkleckicher Haufen dalag, dann that er den Strumpf weit auf und warf zweihundert Gulden auf den Tiſch, und damit begann er. Den Winter über ſtanden die Mauern unbedeckt bis zum nächſten Frühjahr, bis er mit tauſend Gängen, Ränken und Künſten die Sparren und Dachziegel erjagt hatte, bis es ihm gelang, den Tiſchler zu überreden, das Zimmer mit Brettern zu belegen und eine Hausthüre zu liefern. Küche und Flur pflaſterte er ſelber, auch die drei Stufen vor dem Eingang legte er mit Verſtändnis, den Stall rückwärts hatte er mit Kunſt gezimmert. Jetzt aber, wo das dritte Jahr ins Land ging, häuften ſich die Schwierigkeiten dermaßen, daß der Schlaf ihn mied und der Kummer ſein Geſicht in tiefe Falten legte. Er zog die Augenbrauen in die Stirnmitte hinauf und zu den Seiten hinab, gerade daß es ausſah wie ein mit wirrem Stroh gedecktes Dach, ſeine lange Naſe hing troſtlos über die feſtgeſchloſſenen Lippen, und wenn er ſich ſelbſt überlaſſen war, ſtarrte ſein Auge, die Umgebung durchbohrend, auf ſeinen unvollbrachten Lebenszweck.

— — Das Unglück, daß die Sparkaſſe nur hundert Gulden geliehen hatte! Dazu noch Spitzhüttl. Mit dieſem alten Narren hatte ihm der Teufel ſeinen Stellvertreter geſendet. Der Mann hatte zwar ſeine ordentliche Maurerarbeit gethan, hatte wohl auch ſein Geld bekommen, freilich — — nicht das ganze, doch aber hing bloß ein kleiner Reſt, und doch wollte er nicht fertig machen.

Wegen dem Sparherd!

Baukerl hatte ſich den Sparherd ſelbſt geſetzt, und dabei war er von dem Maurermeiſter erwiſcht worden: „Saperwolt übereinand! Ihr ſeids ein Maurer? — Schau einer! — Da kannt's Ihr Euch ja auch das andere fertig machen. Draußen der Verputz, Kamin, Kanal, mich, mich fehts Ihr nimmer da.“ — Dabei blieb es. Spitzhüttl hatte einen harten, grauen Schädel: „Nicht früher, als bis ich meinen Reſt bekomme. Zwanzig Gulden ſind kein Spaß für unſereinen. Geld her, und dann mach ich die Hütten fertig!“ —

Da hat er recht, der Kerl! — Zwanzig Gulden ſind kein Spaß. Hatte er bis nun im Sparen ein Meiſter gegolten, nun übertraf er ſeine Leiſtungen. Er zählte ſich die Biſſen zu, jeder Kreuzer wurde vorſichtig gewendet, und das Weib ſchund, daß es zum Erbarmen war. — Was nutzte das alles? Von ſechzig Kreuzer Tagelohn iſt ſchwer ein Haus bauen. Wenn es wenigſtens fünfundſechzig wären, das wäre doch etwas. Dann konnte er, ſo mit der Zeit, ein ordentliches Fenſter zukaufen, dann langſam Schulden bezahlen,

das Haus freimachen, — die Zukunft winkte ihm beruhigend und tröstend zu. Er sah sich des Abends hinter dem Zaun, junge Bäumlein pfropfend, mit den Vorübergehenden einen Gruß wechselnd, das Weib hantierte in der Küche, harkte im Gärtchen, oder saß, den Topf auf dem Knie, in der Thür, und sie sprachen mit einander von dem und jenem. Darum, mit dem innern Auge stets dem Glück entgegen, ließ ihn das Gegenwärtige unberührt, und wenn er lachte und aus seinem bartlosen glatten Gesicht sein rotes, dickes Zahnfleisch hervorschien, lachten auch die andern.

Zuweilen ging er hinüber auf Besuch, wenn er abkommen konnte, zum anderen Ende, wo die langwalzigen, schweren Maschinen im Strange wuschen und die fertiggebleichten Kattune vor die Aufzieherinnen hinlegten. Mit diesen wußte sich Bankerl gut zu verhalten, man kam zuweilen zu einem Schluck, zu einem guten Bissen, und ein Spaß trug da seine Zinsen.

Die Aufzieherinnen standen mit dem Rücken zur Wand, die Lampe leuchtete ihnen schief von oben herab, doch hell genug auf die gequollenen Hände. Es waren ihrer drei, welche nebeneinander stehend schafften; alle über die Sechzig, die Schwabin wohl schon der Siebzig nahe, drei lebhafte Mütter. Die ganze Nacht hindurch riß der Gesprächsfaden nicht; sie sprachen eben von der Wurstsuppe, welche die eine soeben zum Anwärmen in den Aschenfall hineingestellt hatte, daß der große Topf wohl zugedeckt und vom Heizer bewacht sei und wohl für alle reichen werde, dann von der gebratenen Leberwurst, welche auch roh gut schmecke, von Würsten überhaupt, von den Fleischselchern, den Fleischern und endlich von den Fleischpreisen. Bei diesem Gegenstande verblieb das Gespräch einige Zeit. Sie standen auf Brettern, über welche dicke Kotzen gespreitet waren, die Füße staken in Holzpantoffeln, welche warm halten. Unermüdlich zogen sie den Strang vom Haufen ab, über ein halbkreisförmig geschnittenes Brett, faßten ihn an den Kanten und legten es breit vor sich, so daß die Stücke aus dem zusammengedrehten, wirr auf einander liegenden Strängen breit in Lagen geschichtet, mit der Bezeichnung nach außen gelegt, für die weitere Bearbeitung gerichtet, hervorkamen.

„Die Fleischhacker soll man alle aufhängen!“ —

„— Ja, aber der Strick muß dick genug sein, solche Schmalzösen haben ein Gewicht.“ —

„Wenn's mir nur einmal so gut gehen möchte, wie so einem Vaganner! Aber unsereiner muß halt ewig arm bleiben und muß sich fortrackern, den dünnen Kaffee trinken, den schon der Teufel holen soll, und kommt zu nichts, und nie zu nichts, und ich sag, alles ist Bestimmung.“ —

„Freilich, das sag' ich auch. Die Fleischselcher kommen mit einem viereckigen Loch im Hintern auf die Welt, daß man sie gleich erkennt!“ —

Die Tribula, ſtets gut gelaunt, wenn die Schreinzer von der Schwabin aufgezogen wurde, ſtichelte zu: „Glaubts es ja nicht, was Euch die Schwabin ſagt, meine verſtorbene Schweſter, Gott hab ſie ſelig, war eine Madam und hat mir nie etwas davon geſagt, und die hätte es doch wiſſen müſſen.“

„Von kleinen Kindern verſteht die Schwabin, alles was wahr iſt, da müſſen wir zwei ſchon zurückſtehen.“

Die Schwabin war aber nicht ſo leicht herum zu bekommen: — „Epper, ſeids Ihr mir gar neidiſch auf meine Urenkerl?“ —

„Bewahr mich der Himmel, neidiſch! — Ich weiß gar nicht, was das iſt, ein Kind haben, ich bin noch ganz —“

„Haltrr, eine Jungfer! —“ Alle ſchmunzelten vergnügt, und die Schreinzer, ſie war lang und hager, mit einem breiten knochigen Geſicht, ſtieß die Nachbarin mit dem Ellbogen: „— Schwabin, Ihr ſeid's Eine!“ —

„Du lieber Himmel,“ rief die Tribula, „Kindergeſchrei hab ich ſchon dreißig Jahre nicht mehr gehört.“

„Und ich hab mein erſtes Kind gehabt, da hatt ich noch keine Siebzehn, und jetzt bin ich ſo alt und muß wieder hutſchen. Aber meine lieben Leuteln, iſt das ein Kind! — Ein Kind!! — Herr, oben im Himmel, du haſt mich armes, altes, garſtiges Weib doch gern, du vergißt mich nicht und ſchenkſt mir auf meine letzten Tage ſo ein liebes Strumperl, ſo eine Freud' . . . . . .“ —

Sie griff wieder zur Arbeit und zog in Gedanken raſch und derb an den ſchweren naſſen Laken.

„Wie alt iſt es denn ſchon?“

„Bald zehn Monat wird es ſein.“

„Wenn nur auch immer da wäre für die Würmer,“ meinte die Tribula. „In die Welt iſt das bald geſetzt, aber dann: eſſen, eſſen und immer eſſen, und der Hände zum Verdienen will nicht mehr werden.“

„So lange mich die alten Knochen tragen, arbeite ich, und wenn ich mich einmal niederlege zur ewigen Ruhe, wird der liebe Gott die Kinder nicht verlaſſen. — — Es könnte ja gehen ſo eines mit dem andern, es wäre noch zum Aushalten, wenn nur die kleinen Sorgen nicht wären, was einem das Herz abdrücken. Der Zins, der Winter, die Stiefel und ſolches. So geht es vom Morgen bis zum Abend.“

„Und auf ja und nein hat man graue Haar!“ —

Die Schreinzer, welche merkte, wie ſich die Schwabin verſtohlen mit der Ware an die Augen drückte, verſuchte dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben: „So ein Stück wie das da, und man könnte ſich helfen auf eine Zeit.“

„Das iſt gewiß.“ —

„Haben fünfundachtzig Centimeter, sind stark.“

„. . . . . Jetzt weiß ich, warum die Stück' immer so naß sind: wenn sich die Schwabin damit die Augen auswischt, alsdann hernacher! . . . .“

„Kümmert's Ihnen was? — Nehmens das Packel und gehens —“

„Na na! — So drei alte Weiber auf einem Haufen! Kruzi, da hat der Deibel selber kein' Courage!“ — Bankerl ging mit drollig gespielter Angst vorüber, kam aber nach einigen Augenblicken aus einer anderen Ecke wieder zurück: „Wissens, was geschehen ist?“

„Was bringt er wieder?“

„Dem Jura, dem ist ein schönes Malheur passiert; hat sich zur Heizplatten gestellt, ist eingeschlafen, und wie sie ihn gefunden haben, war er hinten gebraten und vorne erfroren!“

„Lugenschippel!“ —

„Gleich ist zwölfe. Soll ich die Suppen holen?“

„Nia! — Du frißt am End' die Hälfte auf!“

„Meiner Seel' nit! — Ich bring's her, ja?“ —

Einige Augenblicke später stand die Hauptwelle stille, und alle die Riemen, welche sie trieb, kamen nach kurzem Knarren zur Ruhe. Das Schnatterrohr wurde abgesperrt, und nach dem Lärm, der bis nun sein stimmverschlagendes Regiment geführt hatte, senkte sich erquickende Stille nieder. Aus den Wolken herab fielen Tropfen mit starkem, widerhallendem Ticken auf das Pflaster, in die Wasserlachen, auf ein Blech, es war ruhig wie im Walde. Alle waren mit langsamen klappernden Schritten hinauf in die Trockenstube gegangen, um ein Stündchen Pause zu verschlafen.

Wie überrascht waren sie alle von dem Wohlgeruch, der dorten herrschte. Gleich einer Fee verteilte die Schwabin die Suppe an alle, welche verlangten. In freudiger Erregung eilten einige zurück, sich Topf und Löffel zu holen, andere warteten, bis der Kamerad fertig gegessen, um die Schale zu entleihen, und bald saßen sie zufriedenen Gemütes und schlürften die wohligheiße, mit Graupen versetzte, wurstfettduftende Brühe. Sie gaben sich der angenehmen Empfindung hin, die trockene Wärme dieses Raumes die feuchten Kleider, das nasse Schuhzeug durchdringen zu lassen, bis an den Leib, der wohlig erschauerte. Nach zehn Minuten schlief alles.

Nur die Schwabin nicht. Die Worte der Schreinzer waren ihr in die Seele gefallen: Ein Stück von der fünfundachtzigcentimetrigen, welch eine schöne Hilfe wäre das! —

Es bangte ihr vor dem Sonntag und vor den Leuten, welche vom Wochenlohn befriedigt sein wollten. Dazu noch der Feiertag: „Herr, verzeih' mir die Sünd', — Feiertage sind nicht für arme Leute, für die Reichen,

die genug haben von allem, oder für den Bauer, der arbeitet wann er will, aber für unsereinen? — Die bringen einen hinein in die Schulden."

Sie zog den Oberrock über den Kopf, hüllte sich rund ein und legte sich zum Schlaf. Sie erwartete ihn vergeblich; die Kreuzer, zu mannigfachen Zahlen geordnet, drängten sich immer herzu, so daß sie aufatmend den Rock fortschob und den Kopf sich wieder freimachte. Fünf Tage Arbeitslohn zu fünfundsechzig Kreuzer macht drei Gulden fünfundzwanzig; Krankenkassebeitrag sechs Kreuzer ab, macht drei Gulden neunzehn. Dagegen: ein Gulden Miete, Kohle um vierzig Kreuzer, Brotmehl, dem Greisler wenigstens einen Gulden auf den Rest und fünfundsechzig auf das Neue — sind schon vier Gulden, Kaffee und Zucker . . . . . und woher das Geld für die Milch, damit das Kleine doch etwas hat, und alles andere, was notwendig ist! — — —

Bankerl konnte es in der trockenen Hitze nicht aushalten. Er erhob sich, schritt über die Schläfer hinweg und suchte seinen gewohnten Platz in den Räumen neben dem Waschhaus, wo die trockenen Stücke zu blauen und weißen Mauern hoch aufgestapelt lagen. Zwischen sie hinein in ein dunkles warmes Nest legte er sich und schloß die Augen. Nach einigen Minuten weckte ihn ein Geräusch wie von herumgeworfenen Warenballen, in dem dunkeln Raume hantierte jemand, als suchte er zwischen den Stücken. Im Waschhause war es vollkommen still. Bankerl horchte erstaunt und überrascht dem Unbekannten, dessen Fleiß auch in der Pause nicht erlahmte. „Wer, zum Teufel, macht sich da zu schaffen außer der Zeit!" — — Eben ging der Störer mit einem weißen Stück zur Thür, wie um im Lichte das Zeichen zu besehen, und kam wieder zurück. Einige Zeit verstrich mit unbestimmten Bewegungen, deren Geräusch sich der Horcher nicht zu deuten wußte, bis er endlich in der Befürchtung, der Fang werde ihm entwischen, aufsprang und nach einem Satz über die Nähmaschine hinweg im finstern derb zugriff.

„. . . . . Jesus Maria!" — — —

„. . . . . Alsdann stehlen thut's Ihr, Schwabin?" —

Sie hatte sich vor Schreck am ganzen Leibe zitternd gesetzt, und es dauerte eine Zeit, ehe sie die Sprache wieder erlangte. Der Häscher unterschied, daß das Weib sich der Oberkleider entledigt hatte und ein trockenes, halbgebleichtes Stück der Breite nach sich um den Leib zu wickeln im Begriffe war. „— — Um Gotteswillen verrat's mich nicht, Bankerl! — Ich bin in einer so großen Not und weiß nicht wo aus noch ein, da hab' ich geglaubt, ich könnt' mir helfen."

— „Schöne Hilfe das, stehlen!" —

Sie flüsterten aufgeregt und stockend mit einander.

— „Wenn Euch wer erwischt, so werdt's eingesperrt, da hilft Euch alles nichts, den Dienst verliert's auch und dann könnt's verhungern. Und ich werd auch hinausgeschmissen, weil ich davon gewußt hab' —"

— „Es hat vierzig Meter, ich geb' Euch zwanzig, sagt's aber nichts!" —

— „Aber schnell, schnell, es fangt schon an!" —

Hastig wurde zugegriffen, bebend die Hälfte abgetrennt, die Schwabin zog den Oberrock darüber, welchen sie fest gürtete, die Jacke, das dicke wollene Tuch, indessen Bankerl seinen Teil zusammenrollte, ihn auf die Schulter nahm und wie ein Werkstück in den Hof hinaustrug.

Er that, als ob er das Stück zum Färber tragen wollte, trotzdem er wohl wußte, daß in der Färberei nicht gearbeitet wurde. Hinter dem Eingang zur Färberei war ein Warenaufzug und eine Ausrede daher wohlfeil; kam er einmal dort vorüber, so war er hinter den vielen Fässern und Kisten geborgen, er konnte ungesehen zur Mauer schleichen, das Stück auf das Feld werfen und Morgens um sechs Uhr bei der Heimkehr es abholen.

Es gelang ihm auf das Beste! —

Aufatmend erreichte er die Fabrikmauer, duckte sich und harrte einige Minuten lauschend; dann faßte er das festgerollte Stück und warf es mit Kraft und Vorsicht hinüber, wo es dumpf auf den Ackerboden fiel. Ein Glasscherben, welchen es gestreift hatte, fiel ihm von der Mauerzinne nach, ohne viel Geräusch zu machen. Dennoch pochte ihm das Herz. Er hatte sich gleich nach dem Wurf flach auf die Erde geworfen und lag zwischen den Säureballons hinter einem Berg von alten Kipen da.

Von dem schwarzen Nachthimmel hernieder leuchteten klar und groß die ewigen Sterne, der Bach am Wehr rauschte, als ob er im Schlafe spräche, in einem fernen Dorfe erhob ein wachsamer Hofhund seinen glockenreinen Anschlag.

Zuversichtlich geworden erhob er sich, ging geradewegs dem Heizhause zu, dessen Thür er öffnete und nach der Uhr fragte. — „Gleich fangt's an," antwortete der Wächter, und eben auch sah Bankerl den Maschinisten seinem Werk zuschreiten. Das hatte er sich vor einer halben Stunde nicht träumen lassen, wie fröhlich er jetzt an seine Maschine treten werde, und mehrfach rief er sich in seinem Gedächtnisse den ganzen merkwürdigen Vorgang zurück, um allem Kommenden gefaßt gegenüberzustehen.

Wenn es schlecht ging, konnte der Wächter zufällig eine Runde außen um die Fabrik machen, was jedoch bei seiner sprichwörtlichen Trägheit kaum zu befürchten stand; auch war es ja keineswegs sicher, daß er das Stück sehen mußte, und wenn er es sah, daß er die zehn Schritte vom Wege bis zur Mauer riskieren werde, um nachzusehen, was der unbekannte Gegenstand zu bedeuten habe. Oder es konnte die Schwabin erwischt

werden — —! — Pah! — am Ende was läge viel daran. Sie konnte plaudern. — — Hm, was hätte sie davon? — — Die Angst. So ein altes Weib plauscht dann alles aus. Die Schwabin nicht, die ist eine Gehaute, die wird nichts reden, was hätte sie davon? Es hülfe ihr ja doch nicht.

Der Lärm, der eben wieder anhob, das Knattern des Dampfrohres, das vor seinen Augen niederwallende Stück brachte ihn wieder seinen alten Gedankenpfaden zurück, die er nun hoffnungsfreudiger wandelte. Alle seine Entwürfe hatten von jetzt ab ein anderes Gesicht, ein Schwung der Zuversicht belebte ihn, er fühlte Kraft, sein Lebenswerk zu vollenden. Es fehlten ja genau genommen doch nur Kleinigkeiten: der Anwurf, ein Fenster, rückwärts die Hofmauer, der Anstrich, ein Zimmerofen und vorn der Holzzaun. Gelang der heutige Streich, dann hatte er ja vierzehn Gulden beisammen und konnte mit Spitzhüttl ein ernstes Wort reden. Wenn nur der Verdienst besser wäre, wenn er es nur verstände wie andere, augendienerisch und aufdringlich an der Arbeit zu sein, wenn er zusieht, oder sich mit etwas einzuschmeicheln.

Hartnäckig dachte er über ein Mittel, sich gefällig bemerkbar zu machen, nach.

Da war zum Beispiel der junge Herdina, der Binder, der so lange gekatzbuckelt und gutes Kind gespielt hatte, bis er die Eisenreifen von den Garnballen gegen spottwohlfeiles Entgeld übernehmen durfte, die ihm nicht nur seinen eigenen Bedarf reichlich deckten, wovon er auch einen schönen Teil für teueres Geld verkaufte. Wenn er wenigstens die vier Meter Dachrinne, welche hinter dem Schopfen rosteten und verdarben, erlangen könnte, aber er hatte bisher vergeblich darum gebeten; und gar eine Lohnerhöhung zu verlangen, dazu fehlte ihm aller Mut. Seine redliche, aufmerksame Arbeit blieb unbeachtet und ungewürdigt, etwa gleich der eines Zugviehes, und es war anzunehmen, daß man seinen Namen kaum kannte, daß kein Mensch nach ihm fragen, ihn entbehren würde, wenn er morgen andere Arbeit suchte.

Gegen den Schluß der Nachtschichte schien er ein Mittel gefunden zu haben, seine Verläßlichkeit, seinen Eifer und seine Treue ins Licht zu stellen.

Die Stunden waren verstrichen. Allmählich näherte sich die sechste Morgenstunde. Die Warenreste waren aufgearbeitet, die bergehohen feuchten Ballenhaufen waren verschwunden, der Nebel hatte sich gelegt, der aufzutauende Strang war abgehaspelt, und einzelne Maschinen standen bereits. Neue Warenmassen waren während der Nacht in den Beuckkesseln gar gekocht worden und harrten der Verarbeitung des kommenden Tages. Schon ging der Schmierer mit seiner Leiter von Lager zu Lager und sah nach dem Rechten, fühlte, ob es warm lief und goß Öl zu, die Männer richteten

ſich auf den Heimweg, die Weiber wuſchen ſich. Zwar lief die Transmiſſion raſtlos weiter, aber ſie lief leer, die Arbeit war gethan.

Beim Fabrikthor war lebhafte Bewegung von Kommenden und Forteilenden. Der Hausmeiſter, ein ſchnauzbärtiger Schmerbauch, that, als ob er ſcharf zuſähe, ſein Weib, die Schürze um die Hände gewickelt, ſtand pflichtgemäß neben ihm, und auch der Wächter mit brennender Laterne zeigte ſich geſchäftig; denn der leitende Ingenieur ſtand an der Thür und ſchien jemanden zu erwarten. Mürriſch beantwortete er die Grüße der an ihm Vorbeigehenden und ſah den Weibern ſcharf in das Geſicht. Die Laterne, welche der Hausmeiſter in der Rechten hielt, ließ in der finſteren Morgenſtunde wenig unterſcheiden.

„— Halten Sie das Licht höher!“ —

Die Männer, welche ſich derart inquiſitoriſch gemuſtert ſahen, konnten ein ironiſches Lächeln nicht verbergen, die Mädchen machten aus ihrem Unwillen kein Hehl.

„Schwabin! — Sie bleiben hier, gehen Sie in die Stube. Marſch!!“ —

Er ſelbſt verharrte ernſt, bis der Letzte ſeiner Arbeiter hinausgegangen war, beſah drohend die zu ſpät Kommenden und ging dann tief verdroſſen, von dem Ehepaar begleitet, in deſſen Wohnung; einer ſeiner jüngeren Gehilfen, welcher die Scene von ferne beobachtet hatte, folgte ihm, nichts Gutes ahnend, und ſchloß die Thüre hinter ſich.

In der Ecke der geräumigen, ſchwach erhellten Küche ſtand die Alte. Sie war nicht aufgeregt, denn ein großes Unglück läßt uns mit ſeinen erſten Schlägen ſcheinbar kalt, ſo wie ein Eiſen, in die hellſte Glut gebracht, nicht ſofort zu glühen beginnt. Sie ſah traurig darein.

„Hausmeiſterin, ziehen Sie ihr die Fetzen ab!“ —

Es war nicht notwendig; die Schwabin entkleidete ſich ohne Säumen und ſtand bald da in Hemd und Unterrock. Das geſtohlene Baumwollzeug umhüllte ſie von den Achſelhöhlen bis zum Knie.

„Abwickeln,“ herrſchte er heiſer.

Langſam begann ſie ſich zu drehen, indeſſen die Hausmeiſterin das Ende des Stückes faßte und Falte um Falte abzog. Ihr Jüngſtes, ein kleines Mädchen, das von dem Lärm wach geworden, kam im Hemdchen herbeigelaufen und ſah erſtaunt dem Tanze der Greiſin zu. Auf dem Sparherde ſummten die Töpfe, ein Kätzchen haſchte nach den bewegten Falten.

Die Schwabin begann zu wanken und die letzte Drehung, als das Ende des Stückes ſich von ihr ablöſte, hätte ſie beinahe zu Fall gebracht, ſie hielt ſich an das Vierjährige feſt und blieb wie im Schwindel gebückt ſtehen.

„So weit haben Sie es gebracht! — Haben Sie nicht einen anſtändigen

Lohn bezogen, einen höheren als Ihnen zukam, weil ich mit Ihnen Nachsicht hatte, schließlich sind Sie als Diebin gefangen!" —

Er ging außer sich vor Zorn und Entrüstung auf und nieder. Das Kind, auf dessen Schulter sich die Alte stützte, folgte ihm mit großgeöffneten blauen Augen, die Zuhörer wagten kein Wort zu sprechen.

Endlich kamen dem Weibe die Thränen. Gleichzeitig preßten sich ihr die zahnlosen Kinnbacken wie im Krampf zusammen. Sie faltete die Hände, krümmte die Finger aneinander und begann am ganzen Körper zu beben.

„So haben Sie sich in Ihrem Alter um Zuflucht und Arbeit gebracht. Eine Diebin sind Sie geworden."

Sie brachte noch immer kein Wort hervor. Es schien, als wollte sie sich nähern und als ob ihr die Beine den Dienst versagten. Er hielt in seinem ruhelosen Marsche inne und sagte resigniert: „Holen Sie Gendarmerie!"

Die Alte brach bei diesem Worte fast zusammen. Ihre Hände lösten sich und flackerten in der Luft dem Herrn zu, wankend machte sie einige Schritte, wie um seine Füße zu umklammern, mühsam öffnete sich ihr Mund, und als ob die Thränen, statt nach außen abzurinnen, sich im Schlund vereinigt hätten, stammelte sie unverständliche Laute. Sie näßte sich wie ein Kind.

Niemand that einen Schritt, den Befehl auszuführen.

„Wie oft haben Sie gestohlen? wie viel? wo verkaufen Sie das?" —

„Nein — — nein — —!"

„Das ist Ihr Glück, bei Gott! — Und ich will Ihnen glauben, daß es das einzigemal ist — — — verfluchte Bagage, diebische! — — Packen Sie sich und kommen Sie mir nicht mehr vor das Auge ..... sonst! — — —"

Als er draußen war, unterschoben Sie ihr einen Stuhl, auf welchen sie sich hinfällig setzte.

„— — Herr Schneider — —"

Der junge Mann näherte sich ihr mitleidig und faßte sie am Unterarm.

„— — Die Not — —"

„Ich weiß, ich weiß, kann mir es schon denken. Bei uns können Sie nicht bleiben, Schwabin, ich werde Sie aber in der Seidenfabrik unterbringen. Fürchten Sie nichts, Sie wissen ja, ich bin der Neffe vom Alten ...."

„— — Junger, gnädiger Herr, nicht wegen meiner, — — ich hab' — ein Enikerl — —"

— — —

Bankerl hatte gut kalkuliert. Bereits die nächste Lohnzahlung brachte ihm fünf Kreuzer Zulage für den Arbeitstag, denn „solche Leute müssen stets gefördert werden".

Gräfin Flora.

Capriccio von Otto Fiſcher.

(Berlin-Olmütz.)

Perſonen: { v. Grätz. / v. Tietz. / Gräfin Flora.

I. Scene.

Scenerie: Links Rückſeite der Villa, Park mit Eiſenzaun. Rechts einzelnes Haus, Hintergrund bergig, Fichtenwald. Nacht gegen Morgen, Mondſchein.

Grätz (von rechts auf das Parkthor zu, ſtolpert):
Verdammter Balken! — (Bückt ſich.) Was? — Das ſchnauft! — Fürwahr,
Ein Mann! — Steh' auf! — Mach' Morgen! — Nun Du Klotz?! —
Ah, ein beneidenswertes Haupt, das ſchläft
Auf Steinen tiefer als ein Graf auf Daunen.
Nun vorwärts, auf! — Verſperr' Dein Maul! — Ja,
Sei ſo gut! — Du riechſt verdammt nach Fuſel!
Mach heim! — Iß Gurken! — Teufel — auch, ich bin
Schon ganz erſchöpft! —

Tietz (im Halbſchlaf): Was treibſt Du, liebe Flora?! Laß mich ſchlafen!

Grätz (lacht): Ich bin nicht Deine Flora, tracht' nach Hauſe,
Sonſt giebt's von Deinem Weibe Prügel.

Tietz: Liebe,
Du weißt ganz gut, ich hab' kein Weib im Hauſe;
Erſpare Dir den Spaß und laß mich ſchlafen.

Grätz (darauf eingehend): Ach, liebes Kind, was iſt Dir? Warum auch
Biſt Du ſo kalt, ſo lieblos, ach! Kein Kuß,
Kein Drückchen, ach! Du biſt doch ſonſt nicht faul?!

Tietz: Ach, laß mich ſchlafen, liebes Kind, ich bin —
Ich fühle mich wahrhaftig matt, mir dreht
Mein Kopf, als hätte ich getrunken.

Grätz: Ach wo, Dich drückt der Alp.
Breit' doch die Arme aus, umſchling' mich nur —
Hub! (Hebt ihn empor.) Was? — Seh' ich recht? — Tietz? — Du?!
Ja, wie zum Teufel kamſt Du hierher?

Tietz (gähnt).

Grätz: Nun ſprich!

Tietz: Laß mich ſchlafen!

Grätz: Auf den Steinen hier?
Tietz: Ihr ſchleppt mich nicht mehr zu dem goldnen Löwen,
Der Wein war ſchlecht, Ihr habt verdorb'ne Kehlen,
Ich bin von Jugend auf ans Bier gewöhnt.
Grätz: Ihr war't beim goldnen Löwen? — Ja, ich weiß,
Daß die Erziehung väterlicherſeits
An Dir nur das zu wünſchen übrig ließ,
Was Deine Mutter ſtets verſäumte. —
Doch merk', es wird bald Morgen, trachte nur,
Daß Du nach Hauſe kommſt. 's wär ein Skandal,
Wenn man Dich früh wie einen Lehmmann hier
Am Stein beſoffen fände.
Tietz: Nein, nein, mein lieber Otto, laß mich hier,
Ich muß hier wachen!
Grätz: Mit feſt verſchloſſ'nen Augen. Biſt ja voll,
Daß Dir die Vögel ohne jede Störung
In Bart und Schnurrbart Neſter bauen können.
Tietz: Führ' mich zum Bach, ich will ein Fußbad nehmen,
Ich muß ganz munter werden, ja ganz munter.
Die Zeit läuft vor, und ſie erwartet mich.
Grätz: Du guter Narr, Du biſt zum Schlaf nur tauglich,
Du liegſt ja wie ein Balg in meinen Armen.
Und ach! Dein Schwert! Das hängt Dir wie ein Fuchsſchwanz
Am Rücken 'runter. Schau Dich an, mein Lieber:
Wenn früh die Köchinnen zum Einkauf gehn,
Am Markt der Junge mit dem Spiel beginnt,
Vergißt die Magd den Korb, der Bub' den Ball
Und ſpielen mit dem Ritter Karneval.
Fürwahr, Du wärſt ein guter Arrangeur
Für Volksbeluſtigung und Faſchingsſpiel:
Der hohe Adel ſollte, Dich verehrend,
Ein Wappen Deinem Haus verleihn, worauf
Sechs feiſte Mägde auf den drallen Schultern
Den edlen Grafen durch die Straße tragen —
Nun aber geh! (Läßt ihn los.)
Tietz (taumelt, ſich feſthaltend): Ich kann nicht, lieber Otto,
Mir liegt ein ſchwerer Balken auf den Beinen.
Grätz: Ich ſeh' ihn nicht.
Tietz: Dann muß das Leiden innen ſein, ich kann,
Du ſiehſt ja wohl, ich kann nicht auf.

Grätz: Gute Nacht! (Wendet ſich dem Gartenthor zu.)

Tietz: Otto! — Lieber Otto! — Beſter Freund! —
Otto! — Hörſt Du? — Liebſtes Ottchen! — O verdammt!
Du biſt ein Hund, ein ſchlechter Kerl, ein Lump! —
Ein Lump biſt Du, ich widerrufe nicht! —
Du biſt mein Liebſter ſtets geweſen, Otto,
Doch heute ſag' ich Dir's, mein alter Ackergaul,
Das Tier iſt dämpfig, hat kuhhäſſ'ge Beine,
Ich lieb es vielmal mehr als Dich! — Ja! ja!
Ich ſchätze es ſogar, doch Du? — Du!?

Grätz: Du vollgeſoff'ner Schuft.
Sag' Mütterchen, ſie mög' Dir nochmals
Zu kräftigerem Trunk die vollen Brüſte reichen,
Damit Dir nicht nach jedem Glaſe Wein
Der Magen gleich Dein bißchen Grütze raube.

Tietz: Oho! Du ſchimpfſt mir gut, was machſt Du dort
Am Thor? Glaubſt wohl, der Trank hat mir das Ohr
Geraubt?! Was ſuchſt Du dort im Parke?

Grätz: Was kümmert's Dich?

Tietz: Was willſt Du drin?

Grätz: Was geht's Dich an?

Tietz (ausbrechend): O, ſehr viel geht's mich an,
Denn das iſt mein Revier, mein Haus, mein Hof,
Ich dulde keinen zweiten Hahn im Hofe.
Platz da! Den Schlüſſel her, Du ſtahlſt mir ihn,
Derweil ich ſchlummerte, aus meiner Taſche
Und auch den andern: Feuer! Diebe! Mörder!
Nero, hörſt Du? Fahr ihm in die Beine,
Setz' ihm die Pranken auf die Lumpenbruſt,
Man dringt in Deiner Herrin Zimmer, hörſt Du?
's iſt mein Gebot, kriegſt morgen Zucker, Nero,
Alax! faß an! ſchlaftrunkner Wächter! —
Den Tod erſchlaf' Dir, da Du ſchläfſt!!

Grätz: Bei Gott, die Sache
Fängt an in mir Verdacht zu wecken. Grätz,
Das hier ſind meine Schlüſſel, dieſer ſchließt
Das Gartenthor —

Tietz: Mein ſind ſie. Zum Beweiſe:
Der kleine ſchließt das kleine Hinterpförtchen.

Grätz: Verdammt, wer wird ſo unvorſichtig ſein,
Du haſt ſie ſicherlich im Rauſch verloren,
Aus welcher Taſche, zeig! Ob links, ob rechts,
Das Loch will ich nur ſehen.
Tietz: Wohl links im Wams!
Grätz: Nein, weder Loch noch Schlüſſel —, links noch rechts!
Tietz: Dann greif nur in die Hoſen!
Grätz: Recht! — Was? Fürwahr! — Zwei Schlüſſel gleich
Den meinigen, ich hab's im Griff, — und doch
Der Bart! — Verdammt, er ſchließt, und beſſer wohl
Noch als der meinige! — Grätz, bei Deiner Ehre,
Von wem haſt Du die Schlüſſel?
Tietz: Was geht's Dich an?
Grätz: Kannſt Du wohl ſehn, was ich hier halte?
Tietz: Eins — zwei — drei, vier Schlüſſel.
Grätz: Und dieſer große hier und dieſer große,
Sehn ſie einander nicht vollkommen gleich?
Tietz: Wie Zwillinge!
Grätz: Und dieſer kleine hier und dieſer kleine?!
Tietz: Wie andre Zwillinge!
Grätz: So hör' mich an, Du biſt ein Mann, ich darf
Auf Deine Ehre bau'n. Ich hab' die Schlüſſel
Der Gräfin zu verdanken.
Tietz: Pfui, Du lügſt; wohl von dem Zöſchen?!
Grätz: Ich ſage, von der Gräfin!
Tietz: Nein, ſag, Du lügſt, dann will ich gern Dir glauben.
Grätz: So ſchüttle doch die grobe Tollheit ab,
Verſcheuch' aus Deinem bunten Hirn die Nebel,
Spann alle Kraft auf das, was ich Dir ſage:
Die Schlüſſel hab' ich von der Gräfin, *von ihr ſelbſt*!!
Durch wen erhieltſt Du ebendieſe Schlüſſel?
Tietz: Die Schlüſſel, ja! — Verflucht! — Die Schlüſſel?! — Nein,
Ich kann's nicht glauben. Sie ſchwur mir's tauſendmal
In Thränen, Küſſen, Eiden, wenn ich zweifelnd
Den lockern Reden eines Buben horchte:
Ich liebt nur Dich, ich lieb' nur Dich, und immer
Werd' ich Dich lieben. Tauſendmal
Hab' ich die ſpielenden Gedanken mühſam
Ins Hirn zurückgepreßt, das volle Herz
Allein zur Sprach' gebracht. Weh aller Liebe,

Wenn Liebeslüge in des Weibs Geſtalt
Mit ſolchen Zungen ſpricht. — Wer faßt dann Wahrheit?

Grätz: Wie, zweimal konnte ſie's? Verfluchte Zunge,
Die das vermag in ſolchen warmen Lippen,
Aus ſolchen Perlenzähnen, unter Blicken
Voll Treue, voll Gemüt, voll Liebesloder.
Verflucht ein Liebestrug in ſolcher Schönheit,
Die gleich dem Meerweib lockt auf weichen Fluten,
Die bübiſch einen gierigen Strudel bergen.

Tietz: Verflucht, verflucht!

Grätz: Verflucht!

Tietz: Was nun?

Grätz: Was ſtehn wir hier und fluchen wie die Hexen?

Tietz: Fürwahr, 's iſt Unſinn. Schimpfen heilt nicht Wunden,
Bringt alten Weibern nur verlor'ne Lebenswärme,
Macht Mägde kündigen, kleine Jungen weinen,
Schoßhündchen duckrig, Pferde muckrig, uns, —
Uns hilft nicht Schimpfen. Nun, was nun?

Grätz: Ich hab's!

Tietz: Heraus damit!

Grätz: Wir gehn zu beid' und wecken ſie im Schlaf
Und ſchreien ſie mit ihrem Sündregiſter
Aus Schlaf und Buhlerbett. Wir ſagen ihr
Ganz ſchroff und nackt, daß billige Dirnenfeilheit
Nicht Liebe iſt.

Tietz: So ſei's!
Und Du magſt für mich Sprecher ſein, mir gäb'
Die blinde Wut die rechten Worte nicht,
Ich müßt' ſie prügeln, doch ein Weib darf günſtiglich
Der Eh'gemahl nur prügeln. Könnt' ich's auch?
Die Hand, die ſchmeichelnd oft um ihren Nacken,
Den warmen, weichen, weißen Nacken —

Grätz: Still! — Komm! (Er öffnet das Thor, beide ab in den Park.)

Tietz: Geh Du voran!

II. Scene.

Im Schlafgemach Floras. Flora ſchlafend auf einer Ottomane.
Im Hintergrund Thür. Rechts Schrank ꝛc.

Grätz: (eintretend, ſchiebt Tietz voran): Vorwärts!

Tietz: Sie ſchläft, biſt!

Grätz: Sie ſchläft?!
Tietz: Was nun?
Grätz: Narr, weck ſie doch!
Tietz: Weck Du ſie doch, denn wer ſie weckt hat auch
Das erſte Wort zu ſprechen!
Grätz: Wohl! — Wie faſſ' ich's glimpflich an?
Im erſten Worte gleich muß die Hölle liegen.
Tietz: Sonſt weckt' ich ſie mit einem Kuſſe. — Ach!
Grätz: Seufz' nicht ſo laut, ſie könnt' erwachen.
Tietz: Was thut's? Ob unter Seufzern, Küſſen, Worten,
Ich halt's mit Küſſen.
Grätz: Ehrvergeßner! — Wenn ich das erſte Wort nur hätte!
Tietz: Ruf' ihr ins Ohr: „Älende!"
Grätz: Das iſt zu alt, das wirkt nicht mehr bei Weibern.
Tietz: Dann rufe: „Donnerwetter!"
Grätz: Schalksnarr! Dein Verſtand läutet wie Kuhglocken.
Tietz: Nun zaudere nicht, ſonſt geh' ich dran!
Grätz: Wer lang' zum Anfang braucht, macht ſchlechtes Ende.
Tietz: Sehr brav gedacht!
Grätz: Ich hab's. Du mußt für kurze Zeit verſchwinden,
Kriech' hinter jenen Schrank, zur rechten Zeit
Ruf' ich Dich ſchon. Ich ſpare Dich als Knalleffekt
Für meine Predigt. — So! Nimm dieſen Stuhl
Und vorwärts.
Tietz (geht mit dem Stuhl hinter den Schrank, kommt wieder vor):
Ich geh's nicht ein!
Grätz: Warum nicht?
Tietz: Man ſieht von dort nichts.
Grätz: Thut nicht not, Du mußt nur hören!
Tietz: Ich hab' am Hören nicht genug.
Grätz: Lump, Du mißtrauſt mir?!
Tietz: — Nein —
Grätz: Sprich!
Tietz: — Das Wort iſt ohne die Geberde tot.
Grätz: Still' Deine Neugier. Haſt Du nie gehört,
Daß Pfiff, Schrei, Laut, ein ungefaßter Anblick
Wahnſinn, ja Tod gebracht? Gewiß, wenn Flora
Zwei Männer plötzlich vor dem Bette ſieht,
Unſanft aus tiefem Schlaf geweckt, bei Gott!
Sie trifft der Schlag.

Tietz: Behüt' ſie Gott! — Doch iſt ſie ſicherlich
An unſern Anblick einzeln ſo gewöhnt,
Daß wir beiſamm' ihr auch nicht ſchaden dürften.
Grätz: Fort! Kein Kalkül, jetzt iſt nicht Zeit dazu,
Man muß das Übelſte, wenn's fraglich wird,
Stets für das Ganze ſetzen, fort!
Tietz: So kriech' ich denn in meinen Winkel (ab hinter den Schrank).
Grätz (geht auf Flora zu, ſieht ſich nach Tietz um, bückt ſich über Flora und will ſie küſſen): Nein! (Faßt ſie am Arme und rüttelt ſie auf): Flora!
Flora: (erwachend, reckt ſich): Ach! — — Du?
Grätz (ſetzt ſich auf einen Stuhl neben ſie).
Flora (ſchmollend): Warum ließt Du ſo lange auf Dich warten?
Ich wacht' gar lange, ging gar oft zum Thor,
Warf mich aufs Sofa dann und dacht' an Dich,
Bis mir die müden Lider ſanken. Süßer Traum
Spielt mir Dein Bildnis in den Schlaf hinüber:
Ich ſah Dich ſchön wie nie. Dein warmer Blick
Sucht' mich im Laubgewirr des Parks und neckend
Huſcht' ich von Buſch zu Buſch, ein Locklied ſingend.
Du irrſt mir nach, ſuchſt da und dort, doch ich
Mit engelleichtem Fuß im Rücken Dir,
Indem nach vorn Du haſchteſt. Endlich müd'
Der wilden Liebesjagd ſinkſt Du ins Gras
Bei jener Marmorbank und ſuchſt mit Worten
Bethörend ſchön mich anzulocken. Horchend
Steck' ich im Buſch, doch zeig' mich nicht, bis matt
Dein voller Mund verſtummt, und Schmerzensthränen
Das friſche Gras gleich Tau beſeuchten. Ein Roſenbuſch
Neigt ſeine Knoſpen nieder, ſanft gerührt
Pflück' ich ſie ab und nah' mich Deinem Auge,
Die Knoſpen mit den tollen Thränen labend,
Bis ſie zur Blum' erwachten. Wild ſchließt Du
In Deinen Arm mich, küßt mich wild —
Da ſchwand der Traum, denn Du erweckteſt mich.
Was ſtarrſt Du, Freund? Was ſcheint ſo ſeltſam Dir?
Dein Blick trifft mich verwundert, zweifelſt Du,
Daß ich ſo träumen könnte? — Rück' doch näher,
Setz' Dich zu mir!
Grätz: Mich wundert's ſtets, daß Du nur halbe Nächte ſchenkſt,
Jetzt wird's durch Deine Träume mir begreiflich.

Flora: Setz' Dich zu mir!
Grätz: Laß mich von ferne lauſchen.
Flora: Seit wann liebſt Du dies?
Grätz: Nenn's eine Laune! Du ſingſt ſo hübſche Lieder,
Sing' weiter doch! Ich ſind' es beſſer,
Sie von der Ferne anzuhören.
Flora: Ei, ſonderbar!
Grätz: Ja, ja! Das Alter kommt, und man wird weiſer,
Man kriegt für Weiberſang ein fein'res Ohr,
Und die Erkenntnis ſpricht: 's iſt beſſer wohl,
Man hört den Mondſcheinſang mit trock'nem Sinn
Und ziffernbem Verſtand, als offnem Herz
Und läppiſchem Gemüt. Das Heim des Bettlers
Auf hartem Sack, — merk' wohl, ſagt der Verſtand,
Sei treuer und geſünder als der Pfuhl,
Der ſchmeichelnd falſch auf Weiberbrüſten lockt,
Sagt der Verſtand! —
Flora: O ſchweig', Du liebſt nicht mehr,
Du biſt zum Philoſoph geworden.
Grätz: 's war an der Zeit. Viel beſſer junger Tod
Als blödes Alter. Viel beſſer Leben ohne
Lieb und Freud', als ſchmerzliches Vertrauern
Betrogener Genüſſe, — ſagt die Vernunft;
Doch die Natur und das Gemüt ſind blind,
Vergeuden tändelnd Jahr um Jahr im Spiel,
Um flücht'gen Sonnenſtrahl, um Frühlingsduft,
Dem ernſten Ich das ewig Wahre. Ja,
Ich bin nun dran und dank dem guten Gott,
Daß mir der Willen ward, ein anderer
Zu werden.
Flora: Wie gleich Ihr ſeid, ich kenne einen andern.
Grätz: Wie, Du kennſt?!
Flora: Was wundert's Dich?
Die herrliche Vernunft wird Dir doch ſagen,
Daß ich noch andre Männer kennen dürfte,
Doch lohnt ſich's nicht der Müh! So gleich, ſo gleich
Seid Ihr zuſamt; ein Haufen von Kartoffeln
Am Markt ganz leidlich, doch hinunterſinkend
Im Keller Eures Tiefſinns treibt Ihr Sproſſen,
So blaß, ſo blutlos Rankenwerk, daß man

Noch jung und unbedacht darob erbebt.
„Ja, ja! Das Alter kommt und man wird weiſer!“
Man lernt, daß man ein Mannsbild putzen muß,
Wenn's nicht in Spahn, in Roſt, in Schmutz zur Lieb'
Untauglich werden ſoll. —
O lernt doch lieben ohne Denken!

Grätz: Wärt Ihr ſo, daß wir's könnten!

Flora: Wärt Ihr ſo, daß Ihr es verdient, von uns
Geliebt zu werden, wie wir's thun. Wir fragen nicht:
„Wie ſtand Dein Sinn, wo warſt Du, haſt Du fein
„An mich gedacht, auch nur allein an mich?
„Hat nie, zu keiner Zeit ein fremd' Geſicht,
„Von anderer Façon, als von der meinigen,
„Dein Wachen, Deinen Schlaf, den Tag, die Nacht
„Durchmiſcht? Steh' Rede mir! ſprich! Antwort! ſag!“
So ſucht Ihr doppelt um die Läng' und Breit,
Und thut verdammt, höchſt pſychologiſch geſcheit.

Grätz: Spott' nicht und hör' mich an!

Flora: Wollt Gott, 's wär Spott, ich gäb' es gerne zu.
Das Weib iſt von ganz anderm Thon, ſie wägt
Nicht tauſendmal mit ſinkenden Gedanken
Das Bißchen was ſie hat. Sie liebt und giebt,
Sie martert nicht wie Ihr die Seele toll:
Erſt tauſend bitt're, grübleriſche Worte
Im Mund und noch von Flüchen heiß, die Lippe reichend,
Sie liebt und giebt!

Grätz: Ich möcht wohl ſanfter ſein, wär er nicht da.

Flora: Was murmelſt Du?

Grätz: Nähm' man Dich nach dem Mund! — Wär' die Beredſamkeit
Nur nicht das beſte Teil an Dir. (Zu ſich): Soll ich
Ihr glauben? — Grad heraus iſt immerhin
In dieſem Fall das beſte. — Nein! Ich bring ihr's
Als Exempel! —
Sie liebt und giebt, ſo iſt es Flora.
Leicht giebt ſie hin, leicht nimmt ſie, zum Beweiſe
Hör' folgende Geſchichte:
Ich habe einen guten Freund, der liebte
Ein Weib, gleich Dir an Alter, — ja in vielem
So ähnlich Dir, daß man Euch leicht verwechſeln könnte.
Dies Weib erhört ſein Flehn und öffnet ihm

Die üpp'gen Schätze ihrer Gunſt. Wer dacht's,
Wer konnt's nur ahnen, daß in ſolcher Grazie
Doch Lüge und Betrug gebettet lag.
Nie hat Natur ein Kleid von ſolcher Unſchuld
Für ſo viel Niedertracht erdacht. Ihr Aug'
War Offenheit, ihr Mund die Züchtigkeit,
Um kurz zu ſein, wohl jeder Zug im Antlitz
Lebt ſich in keuſcher Reinheit aus. Doch wär'
Die feile Tücke und gemeine Falſchheit,
Die jene Seele birgt, mit ſchwachen Zeichen
Auf's Antlitz ihr gebannt, es fänd' nicht Platz
Für ekle Male, höhn'ſche Falten, Warzen;
Denn in derſelben Nacht, da ſie ihm Liebe ſchenkt,
Brach ſie im Morgendämmer auf den Lippen
Eines andern Kavaliers ihr heil'ges Wort.
Iſt ſolche geile Luſt ſchon dageweſen?

Flora: Fürwahr, 's iſt tadelnswert!

Grätz: Nur tadelnswert?! Ich finde nicht die Worte,
Und Du nennſt's tadelnswert?

Flora: Darf ich mehr verdammen?
Nenn mir den Kavalier und auch die Dame,
Und kenn' ich ſie, dann werd' ich rechtlich wägen.

Grätz: Das thut nicht not, der Fall an ſich iſt ſo
Verächtlich, ſo —

Flora: Pardon, mein Lieber! Rechne doch mit Menſchen
Und nicht mit Fällen! Ich will Erklärung ſuchen,
So gut ich kann. Die beiden Kavaliere
Sind Männer von der beſten Qualität,
Ich nehm' es an, — nun kehren wir zur Dame:
Sie iſt aus reichem Haus, von guter Bildung,
Nicht ohne Geiſt und viel beleſen, — ein wenig
Wohl nervös, — Du ſtimmſt mir zu! — Nun gut!
Der feine Nerv gebärt Caprice, 's iſt ſo,
Und wie der Gaumen nach manchem Reiz verlangt,
Der nicht im Hunger liegt, ſo auch die Liebe,
Und wenn nicht ſträflich dort, warum denn hier?
Sie liebt den einen wie den andern, beide
Vielleicht im ſelben Maß', weil dieſer ſtürmiſch,
Jener ſchüchtern, der erſte männlich hart,
Der andre jung und zart wie Frühlingsknoſpen.

Sie braucht Kontraſte, wenn ſie lieben will:
Die ſchönſte Melodie verpönt das Ohr,
Wenn ſie zu oft vorüberſchwingt. Im Wechſel
Gebärt Natur die ew'ge Friſche, ſie liebt
Den milden Herbſt nach überheißem Sommer,
Den ſtarren Bach nach ſchnellen Fluten:
Hält's jene Dame ſchlechter als Natur?
Im Arm des Einen ſchöpft ſie friſche Gunſt
Wohl für den Andern, ihrer Liebe Kraft
Zieht ihre beſten Säfte
Aus dieſer Neigung Doppelſchaft.

Grätz: Könnt ich verdammen, wie Du adeln kannſt.
Du lockſt zum trügeriſchen Bild herbei,
Was ewig Wahres nur beſiegeln dürfte.
Hätt ich nur eine Lippe
Von dem geſchmeid'gen Mund, der das vermag.

Flora: Ach laß doch, guter Freund. Sind wir Gelehrte,
Tiefſinn'ge Seelenkrämer, die zur Nachtzeit
Aus dunklen Dokumenten Menſchen gliedern?
(Sie zieht ihn an ſich.)
Schlaf' ſanft, Gehirn! (Sie küßt ihn.) Zum Lieben braucht's nicht Geiſt,
Denk' Dir, wir ſei'n ein ſchnäbelnd Taubenpaar,

Tietz (hervorſtürzend): Auf das der Habicht ſtößt!

Flora (emporfahrend): Ah!

Tietz: Du biſt entlarvt!

Flora: Was thuſt Du hier?

Tietz: Ich irrte mich,
Du ſprachſt: Komm ſicherlich vor Zwölf,
Und ich ſetzt nach ſtatt vor und bin nun da.

Grätz: O zwei in einer Nacht! Ich ſollt um drei Uhr kommen.

Tietz: Du biſt entlarvt, es hilft kein Leugnen mehr.
Du biſt das Weib, das ſich im Wechſel nur
Zu voller Gunſt aufraffen kann. Du biſt's,
Die ſolche ſchmähliche verfluchte Reize,
Die nicht im Hunger noch in Liebe wurzeln,
Hegt, pflegt, begünſtigt. Ja der Reiz allein,
Der geilé Nervenkitzel ſteckt Dir Worte an,
Die ſo nach Treue riechen, daß der Lunte Qualm
Nicht in die Naſe beißt!

Flora: Was machſt Du hier? Wie kamſt Du her?

Tietz: Ich kam des Wegs, traf Grätz am Thor —
Grätz: Das heißt: ich kam des Wegs, er lag am Thor.
Tietz: Kurzum, wir ſind nun beide hier — O lächerlich! —
Ich find' nicht Worte!
Grätz: Du haſt uns hintergangen!
Tietz: Elende!
Flora: Ihr Herrn, ich bitt' Euch Platz zu nehmen. Sagt,
Was Ihr zu ſagen habt in voller Ruhe,
Denn wie die Frage, ſo die Antwort — ich bitte!
Ich ſtehe Euch zu Dienſten.
Tietz: Du gabſt die Schlüſſel ihm zu Thor und Schlafgemach.
Flora: Jawohl!
Grätz: Und ihm? Sollt's Zufall ſein? Vielleicht —
Flora: Nur kein „Vielleicht", es thut nicht not. Jawohl,
Auch er hat ſie von mir.
Tietz: Nun ſiehſt Du wohl, verteid'ge Dich!
Flora: Wozu, Ihr Herrn? Sollt Ihr die Abſicht haben,
Ein peinlich Halsgericht zu inſcenieren,
So bitt ich Euch, verlaßt mich jetzt, beſucht
Mich morgen, etwa nach der Tiſchzeit — beim Wein
Macht ſolcher Handel viel mehr Spaß und trägt
Ein wenig zur Verdauung bei.
Grätz: Du kannſt noch ſpotten?
Tietz: Wie?
Flora: Wenn Ihr ſchon ſprechen müßt, ſo ſprecht, doch bitt' ich,
Thut etwas Würze bei — nicht zu ſchwärmeriſch
Und nicht zu wütend, eher boshaft,
Dann macht's mir Freude, und ich antwort' gern.
Tietz: Du ſchwurſt, Du könnt'ſt nur Blonde lieben. Krauteſt
Im Haar mir, küßteſt meine Locken, ſprachſt:
Allein um dieſer Locken willen, niemals
Werd' ich Dir untreu.
Und als mit einem ſchwarzen, tollen Burſchen
Ein triftiger Verdacht in mir erwachte,
Spielſt Du ihn weg in Küſſen und in Lachen:
Schwarz! — Pfui! Wie kann man Schwarz nur lieben,
Das taugt wie Ruß zu Gold. Ich lieb' den Deutſchen
Mit ſanftem Herzen, mädchenhaftem Sinn,
Die Liebe, die verſchämt und ſcheu begehrt.
Des Südens Blut, das ſtürmiſch wallt und frech,

Mit Tigersbrunſt und Gier Gehör erzwingt,
Im Weib nur Beute ſucht, nicht warme Liebe,
Genuß für ſchnelle Zeit, nicht Ewigkeit:
Ich haſſe, meid' ſie wie des Trauers Kleid,
Wie Feuer, das vom Wind gepeitſcht, im Nu
Voll blinder Luſt das Edle wie Gemeine
Wahllos in Aſche frißt. — O, leugne nicht!

Flora: Ich merk', der Mann hat auch ein gut Gedächtnis
Für Schmeicheleien. Ich weiß zwar nicht genau —
Wer ſollt' ſo unbedeutende Dinge merken —
Ob ich denſelben Wortlaut brauchte, doch,
Es mocht ſo ſein, weil Du es ſagſt.

Grätz: Und wie, Du ſchämſt Dich nicht? Als ich Dich einſt
Mit einem Blonden — es iſt nicht lange her,
Du mußt's noch wiſſen, — arg verdächtigte,
Fandſt Du das Blond, g'rad wie vor Tietz das Schwarz,
Abſcheulich, unausſtehlich: Blond, o pfui!
Wie fahl, wie farblos matt, gleich einem Meſſing,
Das Grünſpan wirft. Was blond iſt, liebt nicht echt,
Wie ſchleichend Fieber iſt ſein Herz, ſein Sinn,
Regt ja Gefühl ſich, ſtirbt's im Keim dahin,
Durch träges Zaudern, langmütiges Verlangen.
Blond ſchläft, blond träumt, ſchwarz wacht und faßt,
Und ich brauch' Feuer, Südens Glut und Pracht,
Das wild verzehrt, bis jeder Sinn verſchlafft.
Drum küſſe mich, ſei ruhig, Freund, wer greift
Nach Kupfer, wenn man Gold ihm reicht? —
Sprich! War's nicht ſo?

Tietz: Jetzt fehlt der Rotkopf noch!

Flora: Ich ſeh', Ihr Herrn, Ihr habt ein Recht zu klagen,
Nun kennt Ihr mich, ich geb' Euch ſelbſt den Rat,
Verlaßt mich, brecht mit mir, da Ihr nun ſeht,
Daß ich in Wort und Lieb' für Euch nicht tauge.

Grätz: O lenkt Dich nicht das Glück auf meine Seite?
Sobald das Frühjahr kommt, ſollt' Hochzeit ſein.

Flora: Nein! Schenk' das Geld für Schmaus und Kirch'
Den Armen, 's iſt ein beſſer Werk!

Tietz: Du zögertſt ſtets mit Ja, wenn ich von Ehe,
Von ewiger Vereinigung ſprach, ich merk's,
Dich drückte das Gewiſſen!

Flora: Wohl! Um des dicken Wirtes willen, der — —
Wärſt Du mein braver Ehemann geworden,
Den beſten Kunden auf manch' alten Jahrgang
Ganz ungerechterweiſ' verloren hätte.

Grätz: Sie ſpöttelt noch!

Flora: Ihr Herrn, ich ſeh', Ihr wißt nicht ein noch aus,
Ihr habt in Vorwurf und in Flüchen Euch erſchöpft,
Gar manches könnt' ich mildern, ſchöb' den Tadel ich
Auf Euch zurück: Wie oft tragt Ihr den Duft der Dame
Ohn' Skrupel in das Bett der groben Magd
Und küßt den übervollen Mund nach zarten Lippen.
Ich will nicht ſchelten und nicht mildern, hört!
Ihr liebt mich beide, und ich lieb' Euch wieder,
Was tadelt Ihr in meiner Gunſt? Daß ich
Zu vorſchnell nicht auf Eure Heiratspläne
Ein unbedachtes Ja geſagt? Ich kenne
Gar manche Dame, deren warme Wünſche
Nach Euerm Geld, nach Euerm Namen zielen.
Was that ich? Ihr botet mir und ich ſchlug ab,
Weil ich zu ehrlich bin, um einzuſchlagen,
Wo andere mit Hand und Herz gehorchten.
Ich kenne mich! Die Liebe iſt ein freies Reich
Und Laune, Zufall, Nerv und Herz und Sinn
Verſchlingt im bunten Reigen ſich darin:
So halte ich's!
Beurteilt ſelbſt: Taugt ſo ein Weib zur Ehe?
Würd' ich's im Leichtſinn wagen, angelockt
(zu Tietz) Durch Deine Güter, Deinen alten Namen,
(zu Grätz) Durch Deinen Rang und Geld und Mut,
Vor den Altar zu treten, — o, Ihr müßtet's büßen,
Der beſte Wille zähmte nicht mein Sehnen,
Der harte Zwang brennt nur nach Widerſpruch,
Des Wechſels Würze reizte mich noch mehr,
Weil Ihr den Tantalus aus mir gemacht:
Drum freut Euch, daß ich frei blieb Euch zum Nutz
Und nein geſagt. Fürwahr ich lieb Euch mehr, —
Ich kett' mich nicht an Euch, zu Euerm Unglück.

Grätz: Hm! —

Tietz: Ja! —

Grätz: Iſt auch der Fall ganz ſeltſam, faſt grotesk —
Sie kennt ſich ſelbſt zu gut — was meinſt Du, Tietz?
Tietz: Wie? — So? — Ach ſo! — Nun ja! — Sie iſt nicht beſſer
Als ein Dieb, der ſelbſt zum Richter geht.
Grätz: Doch ich laſſ' es gelten, — mein' ich doch!
Tietz: Ich auch, denn wenn man's mit Vernunft bedenkt,
Bei mir hätt' ſie's nicht ſchlecht gehabt.
Grätz: Und ſo voll Zartheit wär' kein Mann geweſen
Als ich.
Tietz: Sie brauchte nur ja zu ſagen!
Grätz: Und hätteſt Sie genommen?!
Tietz: Ja!
Grätz: Auch ich!
Tietz: Und weder ich noch Du, bei alledem,
Was wir erfahren, konnte glücklich werden!
Grätz: Ich denk' — doch wie geſagt, obwohl grotesk —
Iſt ſie doch wie ſie iſt.
Tietz: Und iſt ſo ehrlich zu geſtehn! —
Grätz: Hier meine Hand! Kann ich mich auch für Deine
Veranlagung nicht ſonderlich erwärmen,
So beug' ich mich vor Deinem großen Geiſt,
Vor dem Charakter. Manche keuſche Maid,
Die nur von Tugend träuft, die könnteſt Du
In wahren Worten unterweiſen.
Tietz: Ich ſchließ mich an, kann ich auch nie vergeben,
Daß Du mich hintergingſt, ſo werd' ich doch
Im Lauf' der Zeit Vergeſſen finden.
Flora: Und ich, Ihr Herrn, da Nachtgedanken ſchwanden
Und die Verſöhnlichkeit die Freundesſchwingen
In unſerm Zirkel breitet, lade Euch
Zum Frühſtück.
Die weiche Morgenluft
Klopft düfteſchwanger an die Scheibe, ſtreift
Den letzten Reſt verhaltner Wut hinweg,
Kommt in den Park, in jener Roſenlaube,
Am Springbrunn laßt uns plaudern, lachen, ſingen
Und Märchen uns erzählen.
Tietz: O weh, ich merk', mein Kleid iſt ganz voll Schmutz!
Grätz: Der linke Ärmel ganz zerfetzt!
Tietz: Kannſt Du ein Wams mir borgen?

Flora: Nur eine Narrenkappe, Freund, ich glaub'
Sie wird Dich decken.
Tietz: Verflucht, ich kann am Tage nicht ſo heim!
Grätz: So eile denn, ſolang' noch Dämmerſchein.
Flora: Doch mache ſchnell, wir warten Dich zum Frühſtück.
Tietz: In einem Stündchen bin ich wieder hier! (Eilt ab, wirft von außen Flora einen Handkuß zu, ohne daß es Grätz ſieht.)
(Sobald Tietz ab iſt, fallen ſich Flora und Grätz in die Arme und küſſen ſich.)
Grätz: Flora, liebſt Du mich?
Flora: Wie immer!

(Vorhang.)

Schlagende Wetter.

Zur Aufklärung und Belehrung für Nicht-Bergleute von F. A. H.

Die Schlagwetter-Kataſtrophe in den Steinkohlengruben von Karwin hat neuerdings wiederum das Intereſſe einem unheimlichen Feinde der menſchlichen Kultur zugewendet, der dem vordringenden Bergmanne in der Tiefe der Erde entgegentritt und uns von Zeit zu Zeit ins Gedächtnis zurückruft, daß alle menſchliche Kraft und Geſchicklichkeit, all unſer Können und Wiſſen nur ein ohnmächtiges Ringen iſt mit der Allgewalt der Naturkräfte.

Die Urſache des neuerlichen Schlagwetterunglücks iſt bislang unaufgeklärt und wird es vorausſichtlich auch bleiben, aber es wird wiederum nicht an Stimmen fehlen, welche die Schuld den Betriebsleitern zuzumeſſen ſuchen. Vielfach werden dieſelben verführt durch Litteratur-Erzeugniſſe von Laien, welche eine Erklärung für das Auftreten der Schlagwetter gefunden haben wollen und nun den Bergmann mit guten Lehren und weiſen Ratſchlägen beglücken, während ſie ſelbſt ſich vielleicht noch niemals unter die Erde hinabgewagt oder zum wenigſten nicht den geringſten Einblick in die Verhältniſſe einer Kohlengrube haben. Der Laie ſollte doch daran denken, daß wir auch über Tage von elementaren Naturereigniſſen nicht verſchont bleiben und denſelben bei aller Vorſicht nicht völlig aus dem Wege gehen können. Ebenſowenig wie der Bewohner der Flußniederung bei ſinkendem Barometer und anhaltendem Regen wegen der Überſchwemmungsgefahr ſein Haus abreißen kann, kann der Bergmann in ſolchem Falle die Grube verlaſſen. Leider herrſcht unter dem weitaus

größten Teile des Publikums über bergbauliche Betriebe eine zwar durch die Unzugänglichkeit der Gruben erklärliche, aber doch bedauernswerte Unkenntnis. Um so vorsichtiger sollte aber das Publikum bei Beurteilung bergbaulicher Verhältnisse sein. Doch giebt es Leute genug, die vielleicht einmal eine der dem Publikum zugänglichen Gruben zu Berchtesgaden, Wieliczka oder den Rammelsberg bei Goslar besucht haben oder vielleicht auch einmal Gelegenheit hatten, in einer Steinkohlengrube anzufahren und sich dann mit einigen aufgeschnappten und nicht verstandenen bergmännischen Fachausdrücken und ihrem unmaßgeblichen Urteil am Biertische oder gar in der Litteratur breit machen. Doch noch viel mehr Leute giebt es, welche jeden langatmigen Bericht über eine Schlagwetter-Katastrophe durchlesen, aber meist nur eine unklare oder manchmal auch gar keine Vorstellung haben, was man unter Schlagwettern versteht, wie sie entstehen und zu Unglücksfällen Veranlassung geben.

* * *

Der Bergmann versteht unter der Bezeichnung „schlagende Wetter"*) oder „Schlagwetter" die in Bergwerken vorkommenden explosiblen Gasgemische, wie sie durch Vermengung der atmosphärischen Luft mit den in der Grube sich entwickelnden Gasarten entstehen. Als hauptsächlichste derartige Gase kommen die Kohlenwasserstoffe in Betracht, d. s. chemische Verbindungen der Elemente Kohlenstoff und Wasserstoff, und unter diesen vornehmlich der leichte Kohlenwasserstoff, auch Gruben- oder Sumpfgas, oder mit wissenschaftlichem Namen Methan benannt. (Neben diesem Gas haben die in Schlagwettern durch chemische Analyse nachgewiesenen schweren Kohlenwasserstoffe und andere Gasarten wie Schwefelwasserstoff, Kohlensäure, Wasserstoff ꝛc. nur ganz untergeordnete und meist lokale Bedeutung, insofern sie überhaupt nur in einzelnen Gruben oder Grubenrevieren als Bestandteile der Wetter sich vorfinden. In den weitaus meisten Fällen sind die Schlagwetter nur ein Gemisch aus Grubengas und atmosphärischer Luft.)

Das Grubengas ist farb- und geruchlos, und der Bergmann ist daher nicht imstande, die Anwesenheit desselben mittels seiner Sinnesorgane direkt wahrzunehmen. Die einzige Möglichkeit der Erkennung gewährt ihm sein Grubenlicht, als welches in Schlagwettergruben ganz allgemein die weiter unten beschriebene Sicherheitslampe polizeilich vorgeschrieben ist. Sobald in der Luft 2 Prozent Grubengas enthalten sind, erscheint die Flamme der Lampe mit einem blauen Saum umgeben, der mit steigendem Prozentgehalt stetig an Größe zunimmt. Bei einem Gehalt von 6 Prozent Gruben-

*) Das bergmännische Wort „Wetter" ist gleichbedeutend mit Luft.

gas beginnt die Gefahr der Explosion des Gemenges, welche bei 10 Prozent ihr Maximum erreicht. Von dieser Grenze an nimmt die Explosionsgefahr wieder stetig ab und hört bei 16 Prozent Grubengasgehalt vollständig auf. Steigt der Gasgehalt der Luft bis auf 33 Prozent, so erlischt die Lichtflamme aus Mangel an Sauerstoff.

Die manchem vielleicht sonderbar erscheinende Thatsache, daß bei einer Zunahme des Gehaltes der atmosphärischen Luft an Grubengas über 10 Prozent hinaus die Explosionsgefahr abnimmt, erklärt sich aus der Zusammensetzung der bei der Explosion entstehenden Verbrennungsprodukte. Das Grubengas und der Sauerstoff der atmosphärischen Luft setzen sich bei der Explosion um in Wasserdampf, der bekanntlich aus Wasserstoff und Sauerstoff besteht, und in Kohlensäure, einer Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff. Aus der prozentualen Zusammensetzung dieser beiden Verbindungen ergiebt sich nun, daß die vollständigste Umsetzung oder Verbrennung von Grubengas nur dann eintreten kann, wenn 1 Raumteil desselben mit 2 Teilen Sauerstoff oder — da die atmosphärische Luft 21 Prozent Sauerstoff enthält — mit ungefähr 10 Teilen Luft gemengt ist, d. i. wenn der Gehalt der Luft an Grubengas 10 Prozent beträgt. Nur in diesem Falle ist genügend Sauerstoff vorhanden, um sämtliches Grubengas in die angeführten Verbrennungsprodukte zu verwandeln.

In gesundheitlicher Beziehung ist das Methan den indifferenten Gasen zuzurechnen, d. h. man kann dasselbe ohne sonderliche Gefahr einatmen. Etwaige schädliche Einwirkungen sind auf Rechnung der öfters in den Schlagwettergemengen auftretenden Kohlensäure und des äußerst giftigen Kohlenoxyds zu setzen; schon ganz geringe Mengen dieser Gase, und zwar bei Kohlensäure 5 Prozent, bei Kohlenoxyd 1 Prozent, sind imstande, den Tod herbeizuführen. Jedoch besteht die Gefahrlosigkeit reiner Grubengasgemenge in Bezug auf Atembarkeit auch nur bei stärkerer Verdünnung; bei höherem Prozentgehalt dagegen wirkt das Grubengas narkotisch, daher denn auch häufig bei Bergleuten, die an solchen Stellen in der Grube arbeiten, wo eine starke Gasentwicklung stattfindet, Betäubung eintritt. Der zuweilen vorkommende Erstickungstod ist dagegen wohl stets auf Rechnung der Kohlensäure zu setzen, die sich an schlecht ventilierten Betriebsorten anzusammeln pflegt. Die Gefährlichkeit des Grubengases beruht also fast ausschließlich auf seiner Fähigkeit, mit der Luft ein explosibles Gemenge zu bilden.

Da das spezifische Gewicht des Methans nur halb so groß ist als das der atmosphärischen Luft, hat das sich entwickelnde Methan das Bestreben, die oberen Teile der Grubenräume einzunehmen. Infolge dessen sind diejenigen Orte in der Grube, an welchen die Gase keinen Abzug nach oben haben, besonders durch Schlagwetter gefährdet. An derartigen Stellen pflegt

ſich das Grubengas anzuſammeln und ſich erſt durch ganz allmähliche Durchdringung (Diffuſion) mit der darunter befindlichen Luft zu vermiſchen. Iſt das Gas aber erſt innig mit der Luft gemiſcht, ſo trennt es ſich nur ſehr ſchwer von derſelben.

Das Vorkommen der ſchlagenden Wetter iſt mit ſeltenen Ausnahmen auf Steinkohlenbergwerke beſchränkt. Von Erzbergwerken ſind Schlagwetter-Exploſionen nur in drei Fällen bekannt und zwar von den Gruben des Oberharzes. Hier iſt die Bildung des Grubengaſes durch Vermodern von Holz*) zu erklären. Faſt ebenſo vereinzelt ſind Fälle von Schlagwetter-Exploſionen in Braunkohlengruben zu verzeichnen.

Die im Steinkohlengebirge auftretenden Gaſe ſind als Nebenerzeugniſſe der langſamen Verkohlung von Pflanzen anzuſehen, durch welche die Steinkohle überhaupt entſtanden iſt. Die Umwandlung dieſer Pflanzen in Steinkohle iſt — wie ſtrittig auch im übrigen die Entſtehung der Steinkohle ſein mag — jedenfalls unter einer Decke übergelagerten, allmählich erhärteten Schlammes oder Sandes vor ſich gegangen. Der Waſſerſtoff und Sauerſtoff der Holzfaſer (Celluloſe) ſchieden ſich aus und verbanden ſich entweder unter einander zu Waſſer oder mit einem Teil des Kohlenſtoffs zu Grubengas und daneben Kohlenſäure. Die ſich auf dieſe Weiſe allmählich in der Steinkohle anſammelnden Gaſe vermochten nicht durch die überlagernden Geſteinsſchichten zu entweichen, ſobald die letzteren nicht von zuſammenhängenden Klüften und Spalten durchzogen waren. Hierdurch erklärt es ſich, daß ſchlagende Wetter nur in ſolchen Kohlenflötzen**) auftreten, die von unzerklüfteten Geſteinsſchichten überlagert ſind, und daß die in der Steinkohle angehäuften Gaſe eine außerordentlich hohe Spannkraft beſitzen. In belgiſchen und engliſchen Kohlengruben hat man dadurch, daß man bis 20 Meter tiefe Löcher in die feſte Kohle bohrte und ein Manometer in das Bohrloch einſetzte, Spannungen bis zu 32 Atmoſphären nachgewieſen. Unter

*) In den Bergwerken wird Holz in ausgedehntem Maße zur Aufrechthaltung der ausgehauenen Räume verwendet.

**) Unter einem „Flötz“ verſteht der Bergmann eine den Geſteinsſchichten eingelagerte Schicht nutzbarer Foſſilien. Die Steinkohle tritt ausſchließlich in Flötzen auf, wie es durch ihre Entſtehung bedingt iſt. Wechſellagernd mit Schiefer- und Sandſteinſchichten ſetzen die Steinkohlenflötze das Steinkohlengebirge zuſammen. Die Dicke (Mächtigkeit) der Flötze ſchwankt zwiſchen einigen Millimetern und 50 oder noch mehr Metern, jedoch haben die Mehrzahl der Flötze, aus welchen wir die Kohle gewinnen, ½ bis 3 Meter Mächtigkeit. Zum Teil nehmen die Flötze einen außerordentlich großen Flächenraum ein; ſo breitet ſich in China ein Kohlenflötz von 5 bis 10 Meter Mächtigkeit unter einem Gebiet von 634 Quadratmeilen aus. Die Zahl der Flötze iſt in manchen Kohlenrevieren ſehr groß, ſo treten im Saarbrücker Becken 82, im weſtfäliſchen Kohlengebirge 90 und in Oberſchleſien 104 abbauwürdige Flötze auf.

diesen Umständen erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß das unter einem derartig hohen Drucke stehende Methan nicht in gasförmigem, sondern in flüssigem Zustande die Kohle durchdringt. Wird nun der Druck infolge der bergmännischen Arbeiten zur Aufschließung der Kohlenflötze herabgemindert, so geht das Methan in den gasförmigen Zustand über und sucht außerdem zur Ausgleichung der verschieden hohen Spannungen in die Grubenräume zu entweichen.

Das Entweichen geschieht auf dreierlei Weise: Das Gas tritt gleichmäßig in kleinen Mengen durch die Poren der Kohle hindurch. Häufig und zwar besonders in nassen Flötzen macht sich diese Art des Gasaustritts bemerkbar durch ein leises Knistern, welches der Bergmann als Krebsen bezeichnet, weil es dem Geräusch sehr ähnelt, das durch Krebse hervorgebracht wird, die sich außer Wasser befinden. Dieses Geräusch der austretenden Gase rührt von dem Zerplatzen kleiner mit Gas erfüllter Wasserbläschen her. Besonders heftig ist dieser Gasaustritt bei den Vorrichtungsarbeiten, das heißt bei der Herstellung von Grubenräumen, welche einen noch unaufgeschlossenen Teil eines Kohlenflötzes zugänglich machen und für den demnächst erfolgenden Abbau der ganzen Kohle vorbereiten sollen. Die Hauptmasse des Gases entweicht allem Anschein nach sehr schnell und meist im Verlauf von wenigen Stunden. Infolge dessen sind die Vorrichtungsarbeiten am meisten durch Schlagwetter gefährdet, während bei dem späteren Abbau der Gasaustritt nur noch schwach erfolgt, so daß die Gefahr sehr verringert ist.

Die zweite Art des Gasaustritts ist durch Bläser. Es sind dies Ausströmungen größerer Mengen von Grubengas durch eine Spalte oder Kluft, welche bei dem Grubenbetriebe aufgehauen wird. Zumeist treten diese Bläser aus dem Nebengestein*), nur selten aus der Kohle selbst aus, und zwar werden durch dieselben größere Gasansammlungen abgezapft, welche bei dem herrschenden Drucke aus der Kohle in die Spalten des Nebengesteins gepreßt worden sind und nun beim ersten Anhauen einer solchen Spalte in die Grubenräume treten. Öfters wird mit dem Gas zugleich auch Wasser ausgesprudelt. Den Namen Bläser haben diese Ausströmungen erhalten durch das blasende Geräusch, welches sie sehr häufig hervorrufen. Die Nachhaltigkeit der Bläser ist sehr verschieden. Die meisten erschöpfen sich in wenigen Minuten; jedoch hat man auch Beispiele, daß Bläser Jahre, ja sogar Jahrzehnte lang ununterbrochen in Thätigkeit waren. Man hat des öfteren derartig nachhaltige Bläser durch Röhren geleitet und zur

*) Unter dem Nebengestein versteht man die Gesteinsschichten, von welchen das Flötz bedeckt und unterlagert wird, und unterscheidet demgemäß das hangende und das liegende Nebengestein.

ſtationären Beleuchtung von Grubenräumen, insbeſondere von Maſchinenräumen*), benutzt.

Eine dritte Art des Gasaustritts, die glücklicherweiſe in den deutſchen Steinkohlenbezirken unbekannt iſt, hat in belgiſchen und engliſchen Steinkohlenzechen häufig die größten Kataſtrophen herbeigeführt. Dieſelbe beſteht in dem plötzlichen Hereinbrechen großer Mengen von Grubengas, das unter hohem Drucke in großen Hohlräumen des Kohlengebirges eingeſchloſſen war.

Wie ſchon erwähnt wurde, treten Schlagwetter nur da auf, wo die Kohlenflötze von kompakten, undurchläſſigen Geſteinsſchichten überlagert ſind, fehlen dagegen, wo ſich die Kohle in geringer Tiefe vorfindet, oder wo ſie durchaus von klüftigen Geſteinen bedeckt iſt, oder auch, wo infolge ſpäterer Hebungen und Senkungen oder Verwerfungen der Schichten die Steinkohlenflötze zu Tage ausgehen, ſodaß den Gaſen eine Gelegenheit zum Ausſtrömen geboten wurde. Im letzteren Falle pflegen die Flötze nur im oberen Teil entgaſt zu ſein, und die Schlagwetter ſtellen ſich erſt mit zunehmender Tiefe der Gruben ein.

Die Kohle des oberſchleſiſchen Steinkohlenbeckens iſt vollſtändig entgaſt; daher ſind dieſem Gebiet Schlagwetter-Exploſionen vollſtändig fremd. Ebenſo wenig kennt man dieſe Unfälle in einigen kleinen deutſchen Kohlenbecken, am Südharz und bei Ibbenbüren.

Der weſtfäliſche Steinkohlenbergbau hat bis in die 1850er Jahre hinein nur in ganz geringem Maße unter Schlagwettern zu leiden gehabt, da ſich der Bergbau bis zu dieſer Zeit auf den ſüdlichen Teil des Ruhrbeckens beſchränkte, in welchem die Kohlenflötze bis zu Tage ausgehen. Mit zunehmender Tiefe der Gruben und mit dem Fortſchreiten des Bergbaues nach Norden und Oſten hin, wo das weſtfäliſche Kohlengebirge von den undurchläſſigen Mergelſchichten der Kreideformation überlagert iſt, nahm auch die Zahl der Schlagwettergruben zu, ſodaß gegenwärtig die weitaus meiſten Steinkohlenzechen des Ruhrgebietes ſchlagwettergefährlich ſind.

Im Saarbrücker Steinkohlenbecken erſchwerten Schlagwetter ſchon in den 1820er Jahren den Bergbau, und ſchon ſeit längerer Zeit haben ſämtliche Zechen dieſes Gebietes mehr oder weniger mit denſelben zu kämpfen. Von dem Aachener Steinkohlenbezirk hat ein Teil, die Wurmmulde, ſehr unter Schlagwettern zu leiden, während der andere Teil, die Indemulde, faſt frei davon iſt.

Das Vorkommen des Grubengaſes iſt nicht an eine beſtimmte Art der Kohle gebunden, vielmehr zeigt ſich häufig ein und dieſelbe Kohlenart

*) Vielfach ſind in den Gruben gewaltige Maſchinen unterirdiſch aufgeſtellt, beſonders zum Heben des in der Grube ſich anſammelnden Waſſers.

in dem einen Steinkohlenbezirk als sehr gasreich, in dem anderen Gebiet gasarm. So sind im Ruhr- und im Saarbecken die Fettkohlenflötze, im Aachener Gebiet dagegen die Flammkohlen- und die Anthracit-Kohlenflötze als die gasreichsten bekannt. Auch innerhalb desselben Steinkohlenbeckens finden sich die größten Unregelmäßigkeiten in der Gasführung der Kohle. Ein und dasselbe Flötz ist häufig in der einen Grube sehr gasreich, in der anderen dagegen unter sonst ganz gleichen Verhältnissen gasarm.

* * *

Unter einer Explosion versteht man die momentane Verbrennung der ganzen vorhandenen Menge eines brennbaren Stoffes. Die Fähigkeit zu explodieren haben nur diejenigen brennbaren Verbindungen, welche sämtliche zur Verbrennung nötigen Grundstoffe in inniger Mischung enthalten. Daher ist das Grubengas nur explosionsfähig, wenn es mit der zu seiner Verbrennung nötigen atmosphärischen Luft innig gemischt ist. In derselben Weise wie das Leuchtgas kann also das Grubengas — das übrigens ein Bestandteil des Leuchtgases ist — explosionsartig oder ruhig verbrennen, je nachdem es mit atmosphärischer Luft gemischt oder rein ist. Läßt man das Leuchtgas aus dem Brenner in ein Zimmer austreten, ohne es anzuzünden, und bringt dann ein Licht in die Zimmerluft, so kann eine Explosion entstehen; zündet man es dagegen direkt beim Austreten aus dem Brenner an, so verbrennt es mit ruhiger Flamme. Ebenso kann man auch das Grubengas ungefährdet anzünden, wenn es z. B. als Bläser aus einer Gesteinsspalte austritt; man that dies auch in früherer Zeit öfters, um die Bläsergase unschädlich zu machen.

In vielen Schlagwettergruben ist es eine ganz alltägliche Erscheinung, daß kleinere Mengen von Grubengas, die sich an einer vor Luftzug geschützten Stelle angehäuft haben, ohne irgend welche schlimmen Folgen zur Explosion kommen. Jedoch genügt schon die Explosion weniger Kubikmeter Grubengasgemenges, um die zunächst Betroffenen schwer zu verletzen oder gar zu töten, da die Temperatur, welche durch die Verbrennung des Grubengases erzeugt wird, eine außerordentlich hohe ist. Sie beträgt annähernd 2200° C. Infolge dieser enormen Hitze sind die Brandwunden sehr tief und haben deshalb, auch wenn sie nur einen geringen Teil des Körpers bedecken, zumeist den Tod zur Folge. Bei Explosionen von größerer Ausdehnung sind die Bergleute, welche von den Flammen erreicht wurden, meist völlig verkohlt oder auch derartig verbrannt, daß die Leichen beim Transport in Stücke zerfallen. Die hohe Verbrennungstemperatur hat auch eine bedeutende Ausdehnung der entstehenden Verbrennungsprodukte, des Wasserdampfes und der Kohlensäure, zur Folge, wodurch ein

ganz außerordentlich hoher Druck ausgeübt wird, der bei seinem momentanen Auftreten alles, was ihm entgegensteht, zerschmettert. Diese Wirkung der Explosionen erstreckt sich naturgemäß viel weiter als die Explosionsflamme selbst und erhöht häufig die Ziffer der Verunglückten ganz bedeutend. Die auf die Ausdehnung der Gase folgende Abkühlung und Zusammenziehung pflegt einen zweiten Schlag, den sogenannten Rückschlag, zu veranlassen, der aber eine weit geringere Kraft zu haben pflegt.

Die dritte Gefahr, welche eine Explosion im Gefolge hat, ist die Giftigkeit der entstehenden Verbrennungsprodukte, insbesondere der Kohlensäure, welcher häufig das so gefährliche Kohlenoxydgas in geringen Mengen beigemischt ist. Diese Gase, mit Wasserdampf und Stickstoff gemengt, werden vom Bergmann als Nachschwaden bezeichnet. Sie erfüllen nicht nur die Stelle in der Grube, an welcher die Explosion stattfand, sondern breiten sich auch infolge des Wetterzuges oft über einen großen Teil der Grubenbaue aus. In der Regel fallen ihnen die durch die Explosion Verwundeten, vielfach aber auch die unverletzt Gebliebenen zum Opfer, falls sie sich nicht durch schnelle Flucht vor den erstickenden Dünsten zu retten vermögen. Auch bildet der Nachschwaden das Haupthindernis für die nachfolgenden Rettungsarbeiten.

Von großem Einfluß auf die Entstehung von Schlagwetter-Explosionen ist auch die Explosionsfähigkeit des Kohlenstaubes, ein Umstand, dessen Tragweite erst durch die Versuche und Beobachtungen völlig erkannt worden ist, welche von der preußischen Schlagwetterkommission in den 1880er Jahren angeregt und auf der königlich preußischen Steinkohlenzeche „König" bei Neunkirchen ausgeführt wurden.

In den Steinkohlengruben finden sich an den Gewinnungsorten der Kohle stets größere oder geringere Mengen von Kohlenstaub, dessen Bildung bei den Gewinnungsarbeiten unvermeidlich ist. Dieser Staub vermag in derselben Weise wie der Mehlstaub in Mühlen Explosionen herbeizuführen, und zwar wächst seine Fähigkeit zu explodieren mit der Feinkörnigkeit und dem Gehalt an Kohlenwasserstoffen. Am ungefährlichsten sind infolge dessen die anthracitischen Kohlen, am gefährlichsten dagegen gewisse Fettkohlen mit 16 bis 24 Prozent flüchtigen Bestandteilen, welche die Eigenschaft haben, an der Luft zu einem äußerst feinen Staube zu zerfallen. Diese letzteren Kohlensorten vermögen ganz selbständig, ohne die geringste Beimengung von Grubengas, zu explodieren. Glücklicherweise sind derartige Kohlen ziemlich selten und finden sich in Deutschland nur in wenigen Gruben, so namentlich in den beiden westfälischen Zechen Pluto und Neu-Iserlohn, von denen besonders die letztere schon seit langer Zeit in bergmännischen Kreisen wegen ihrer zahlreichen und folgenschweren Explosionen berüchtigt

iſt. Die anderen Kohlenſorten ſind zwar für ſich allein nicht imſtande, eine Exploſion herbeizuführen, wohl aber bei einer geringen Beimengung von Grubengas, und zwar die weitaus meiſten Kohlen ſchon bei dem Vorhandenſein von nur 2 bis 3 Prozent, wogegen die Exploſionsfähigkeit reiner Grubengasgemenge erſt bei 6 Prozent eintritt. Während alſo Kohlenſtaub an und für ſich im allgemeinen keine Exploſionsgefahr bietet, und Schlagwetter erſt bei einem Prozentgehalt exploſionsfähig ſind, den die Sicherheitslampe des Bergmanns deutlich anzeigt, ſind bei Gegenwart von Kohlenſtaub ſchon Grubengasgemenge gefahrdrohend, deren Vorhandenſein durch die Grubenlampe gar nicht oder nur undeutlich wahrnehmbar iſt. Demnach ergänzen ſich Kohlenſtaub und Grubengas gegenſeitig und führen vereint Exploſionen herbei, wenn jedes einzelne für ſich allein nicht ausreicht. Hierin liegt die Hauptgefahr des Kohlenſtaubes; denn ſelbſt bei den größten Vorſichtsmaßregeln iſt es in einer Schlagwettergrube nicht zu verhindern, daß ſich hinlängliche Mengen von Grubengas — durch die Sicherheitslampe gar nicht nachweisbar — anſammeln, um in Verbindung mit einem geeigneten Kohlenſtaub die verheerendſten Exploſionen zu veranlaſſen.

Thatſächlich hat man auch Grund anzunehmen, daß gerade bei den größeren Schlagwetter-Kataſtrophen der Kohlenſtaub die Hauptrolle geſpielt hat. Die Kohlenſtaub-Exploſionen unterſcheiden ſich in ihrer Wirkung von den reinen Schlagwetter-Exploſionen dadurch, daß eine weit ſtärkere Bildung von dichten, äußerſt giftigen Nachſchwaden ſtatt hat; das Kohlenpulver wird durch die Exploſion gewiſſermaßen in Koks verwandelt und bedeckt das Geſtein in Geſtalt einer fettigen, ſchmierigen Kruſte. Außerdem erſcheint die Haut der verunglückten Bergleute von dem explodierenden Staube wie von einem glühenden Hagel verbrannt.

Leider läßt ſich die Bildung und das Zurückbleiben von Kohlenſtaub in der Grube nicht derartig beſchränken, daß jede aus demſelben erwachſende Gefahr beſeitigt wäre, wenn man nicht der Grube unerſchwingliche Koſten auferlegen will. Die Unſchädlichmachung des Kohlenſtaubes durch Beſprengung mit Waſſer wird zwar vereinzelt durchgeführt, iſt aber mit großen Unkoſten verknüpft. Allerdings iſt die Entzündlichkeit des Kohlenſtaubes bei weitem nicht ſo groß, wie die der exploſiblen Schlagwettergemenge, denn er iſt ſelbſt durch die offene Lichtflamme nicht zur Exploſion zu bringen. Dieſelbe kann vielmehr nur auf zweierlei Weiſe herbeigeführt werden; einmal durch Vermittlung lokal beſchränkter Exploſionen kleiner Anſammlungen von Grubengas, welche an und für ſich keine ernſte Gefahr bieten; zweitens durch Vermittlung ausblaſender Schüſſe oder Lochpfeifer.

Zur Erklärung dieſes Ausdrucks möge geſagt ſein, daß das Geſtein und die Kohle vom Bergmann zumeiſt durch Sprengarbeit gewonnen wird.

Mittels eines Meißelbohrers, der durch die Schläge des Fäuſtels*) in das Geſtein getrieben wird und dasſelbe zu ſeinem Staube zermalmt, ſtellt der Bergmann in mühſeliger Arbeit ein Bohrloch von etwa ½ bis 1 Meter Tiefe und 2 bis 4 Centimeter Weite her, ganz in derſelben Weiſe, wie man auch über Tage die Gewinnung von Geſtein in Steinbrüchen häufig beobachten kann. In den unteren Teil dieſes Bohrlochs wird eine Sprengpatrone eingeführt. An dem oberen Ende der Patrone iſt eine Zündſchnur befeſtigt, die ſo lang ſein muß, daß ſie noch etwa 30 Centimeter aus dem Bohrloch herausragt. Eine ſolche Zündſchnur beſteht aus einer gedrehten Hanfſchnur, deren Kern eine Seele aus Schwarzpulver bildet. Der obere Teil des Bohrlochs, ſoweit es nicht durch die Zündſchnur in Anſpruch genommen iſt, wird mit weichem Geſteinsmehl oder mit Mergel, dem „Beſatzmaterial", ausgeſtampft. Alsdann ſteckt man das Ende der Zündſchnur in Brand. Durch die nach einiger Zeit erfolgende Exploſion, welche man natürlich in geſicherter Entfernung abwartet, wird das umgebende Geſtein reſp. die Kohle losgebrochen. Doch kommt es im Gegenſatz zu dieſen „werfenden Schüſſen" auch vor, daß die Sprengladung zu ſchwach iſt, um den Zuſammenhang des Geſteins zu löſen. Alsdann bricht ſich der Schuß, das Beſatzmaterial vor ſich her werfend, durch das Bohrloch Bahn und erzeugt eine lange, Funken ſprühende Flamme. Das Bohrloch bleibt ganz oder teilweiſe als ſogenannte Pfeife ſtehen, weshalb man einen ſolchen Schuß einen Lochpfeifer zu nennen pflegt.

Derartige Lochpfeifer ſind infolge der langen Flamme, welche ſie erzeugen, häufig die Veranlaſſung der Entzündung exploſionsfähiger Schlagwetter-Gemenge, ſie vermögen aber auch, wie ſchon bemerkt, an und für ſich ungefährliche Grubengasgemenge zum Explodieren zu bringen, ſobald Kohlenſtaub zugegen iſt.

* * *

Schon ſeit langer Zeit hat man einen Zuſammenhang zwiſchen atmoſphäriſchen Störungen und den Schlagwetter-Exploſionen geſucht und durch Verſuche, welche in verſchiedenen Gruben bei Aachen und bei Karwin im Jahre 1885 angeſtellt wurden, iſt auch zweifellos erwieſen, daß ein Sinken des Barometerſtandes einen verſtärkten Austritt von Grubengas zur Folge hat und umgekehrt. Dieſe Verſuche finden jetzt zweifellos durch die Karwiner Kataſtrophe, welche bei ſehr niedrigem Barometerſtand ſtattfand, eine Beſtätigung. Inſonderheit macht ſich der Einfluß des Atmoſphärendrucks geltend auf den Austritt von Grubengas-Anſammlungen aus den alten

*) Das Fäuſtel oder Schlägel iſt ein hammerartiges Werkzeug; es bildet gekreuzt mit dem Bergeiſen das bekannte Emblem des Bergbaus.

Bauen, d. h. den Grubenräumen, aus welchen die Kohle ausgehauen ist, und die nicht mehr im Bereich der Grubenventilation stehen. In diesen Räumen sammeln sich allmählich ungeheure Mengen von Grubengas an, welche bei gleich bleibendem Luftdruck ungefährlich sind, da das Betreten der Räume den Arbeitern verboten ist. Wird aber der Atmosphärendruck geringer, so dehnen sich die Gasansammlungen aus und treten teilweise in das Gebiet der Grubenventilation über, wodurch die Wetter verschlechtert werden, und eine Explosion herbeigeführt werden kann. Weit geringer ist der Einfluß des Barometerstandes auf den Austritt des Grubengases aus der Kohle selbst, weil das Gas hier im Verhältnis zu den Änderungen des Atmosphärendrucks unter einem zu bedeutenden Drucke steht. Immerhin ist der Einfluß hier ebenfalls deutlich nachweisbar.

Auch zwischen Änderungen der äußeren Temperatur und dem Auftreten der schlagenden Wetter in der Grube ist ein Zusammenhang gesucht worden; da aber die Temperatur in der Grube nur bis zu einer ganz geringen Tiefe von der äußeren Temperatur beeinflußt wird, so muß dieser Zusammenhang bestritten werden. Nebenbei möge hier bemerkt werden, daß die Temperatur in der Grube allerdings öfters die Ursache des Verlustes von Menschenleben bei Schlagwetter-Explosionen ist. Häufig erreicht nämlich die Temperatur an den Betriebspunkten der Grube infolge der Entwicklung chemischer Wärme durch Oxydation der Kohle einen derartig hohen Grad (es sind bis 32° C. gemessen worden), daß die Bergleute in fast völlig entkleidetem Zustande ihre Arbeit zu verrichten pflegen. Daher können auch an und für sich unbedeutende Wetter-Explosionen für die Betroffenen einen tötlichen Ausgang im Gefolge haben, weil dieselben eine zu große Oberfläche ihres Körpers direkt der Explosionsflamme ausgesetzt hatten.

Verschiedentlich hat man die Schlagwetter-Explosionen in ursächlichen Zusammenhang gebracht mit kosmischen und meteorologischen Erscheinungen, so mit der Thätigkeit des Erdinnern und infolgedessen mit Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen, mit den Störungen des Erdmagnetismus, mit den Gezeiten (Ebbe und Flut) und den Hochfluten oder sogar mit dem Auftreten der Sonnenflecke. Insbesondere hat Rudolf Falb in Wien seine bekannte Theorie auch auf das Auftreten der Schlagwetter auszudehnen versucht. Zwar hat derselbe scheinbar den Erfolg auf seiner Seite, indem verschiedene Male seine Voraussagungen auch in Bezug auf Schlagwetter-Explosionen eintrafen. So fanden z. B. im Februar des Jahres 1887 im unmittelbaren Anschluß an die von Falb vorausgesagten Erdbeben (an der Riviera und in Griechenland) mehrere Schlagwetter-Explosionen statt. Nichtsdestoweniger hat Falb wohl noch keinen wissenschaftlich gebildeten Bergmann von seiner Theorie, soweit sie das Auftreten von Schlagwettern

betrifft, zu überzeugen vermocht. Großenteils ist wohl das Eintreffen der Falbschen Prophezeiungen auf Rechnung des Zufalls zu setzen, denn leider sind die Wetter-Explosionen eine so wenig seltene Erscheinung, daß es Wunder nehmen müßte, wenn dieselben nicht einmal mit einem der vielen Falbschen kritischen Tage zusammenfielen. Schlagwetter finden sich nicht nur an den kritischen Tagen in gefahrdrohender Weise in den Gruben, sie sind immer vorhanden, und es kommt nur darauf an, sie zum Explodieren zu bringen, was zumeist irgend einem unseligen Zufall oder einer Nachlässigkeit der Arbeiter, nicht aber den kritischen Tagen zuzuschreiben ist*). Ein Zusammenhang zwischen Wetter-Explosionen und Erdbeben kann nur insofern bestehen, als durch die Erschütterungen der Erde den eingeschlossenen gespannten Gasen neue Austrittswege geöffnet oder auch alte Grubenbaue, die sich mit Schlagwettern gefüllt hatten, zum Zusammenstürzen gebracht werden.

Wenn auch ein Einfluß meteorologischer ꝛc. Erscheinungen auf das verstärkte Auftreten der Schlagwetter möglich ist, insofern diese Erscheinungen eine noch unaufgeklärte Einwirkung auf den Atmosphärendruck haben können — aber auch nur dieser Zusammenhang kann zugegeben werden! — so sind doch alle Vorschläge, welche hieran geknüpft worden sind, für den Bergmann ohne jeden praktischen Belang. So sind z. B. Warnungen der Bergwerke durch die meteorologischen Stationen vorgeschlagen worden. Selbst barometrische Beobachtungen, welche übrigens stellenweise auf den Schlagwettergruben ausgeführt werden, haben nur ganz untergeordnete Bedeutung. Der Bergmann muß vor den Schlagwettern stets auf der Hut sein, dieselben können sich durch die allerverschiedensten, von meteorologischen und atmosphärischen Zuständen ganz unabhängigen Zufälle in ihrem Auftreten verstärken, und dergleichen Warnungen würden weiter nichts zur Folge haben, als ein erhöhtes, aber vollständig unberechtigtes Sicherheitsgefühl, sobald die Warnungen ausbleiben.

Das wichtigste Schutzmittel gegen die Schlagwetter-Explosionen ist die Sicherheitslampe, welche im Jahre 1815 von dem Engländer Davy erfunden wurde. Das Prinzip derselben beruht auf der Thatsache, daß die Flamme brennender Gase nicht durch ein Drahtnetz von einer gewissen Feinheit der Maschen sich fortzupflanzen vermag, da die hohe Wärme-Leitungsfähigkeit des Metalldrahtes die Temperatur der brennbaren Gase unter die zu ihrer Entzündung nötige Temperatur herabmindert.

Die Sicherheitslampe in ihrer einfachsten Form, wie sie ihr Davy ge-

*) Bekannt und sehr treffend ist der Ausspruch des österreichischen Bergrats Jičinky: der Bergmann hat im gemeinen Jahre 365 und im Schaltjahre 366 kritische Tage.

geben hat, besteht aus einem Ölbehälter, auf den ein cylindrisches, oben geschlossenes Drahtnetz fest aufgeschraubt ist. Die Oberfläche des Drahtnetzes muß zu $^5/_9$ aus Draht, zu $^4/_9$ aus Löchern bestehen. Die Dicke des Drahtes beträgt ca. $^1/_{10}$ Millimeter. Das Drahtgewebe ist umgeben von einem Gestell aus 4 oder 5 Eisenstangen, die am oberen Ende in einer Scheibe befestigt sind. In der Mitte dieser Scheibe ist ein Haken zum Tragen oder Aufhängen der Lampe angebracht. Die Lampen werden den Bergleuten von der Grube gestellt, und zwar hat jeder Arbeiter seine bestimmte, mit Nummer versehene Lampe, die er am Schluß jeder Schicht wieder über Tage abgeben muß, worauf sie von einem besonderen Lampenwärter gereinigt und mit Brennöl versehen wird.

Befindet sich eine derartige brennende Lampe in einem explosiblen Gasgemenge, so beschränken sich die Explosionen auf das Innere des Drahtnetzes. Leider aber hat der Schutz, den die Lampe hierdurch gewährt, eine Grenze. Wird nämlich das Drahtnetz durch wiederholte Explosionen neu zuströmenden Gases weißglühend, so pflanzt sich die Explosion auch nach außen fort. Die Lampe gewährt also keine unbedingte Sicherheit gegen Schlagwetter, sondern ist nur ein Warnungsmittel. Der Bergmann soll, wenn ihm die Lampe in gefahrdrohender Weise die Anwesenheit von Schlagwettern anzeigt, sofort den Ort verlassen, nötigenfalls nach vorsichtigem Auslöschen der Lampe.

Die ursprüngliche Davysche Lampe ist seit ihrer Erfindung in verschiedener Weise verändert und verbessert worden. So hat man die untere Hälfte des Drahtnetzes durch einen Glascylinder ersetzt, um die Leuchtkraft zu erhöhen, welche durch das dichte Gewebe außerordentlich beeinträchtigt wird. Außerdem wird durch diese Verbesserung die Gefahr des Durchblasens beseitigt. In einem starken Wetterzuge kann nämlich bei einer Sicherheitslampe ohne Glascylinder die Lampenflamme leicht längere Zeit gegen eine Stelle des Drahtnetzes geweht werden, sodaß dieselbe glühend wird, wodurch eine Entzündung der Wetter eintreten kann.

Um ein unbefugtes Öffnen der Sicherheitslampe durch die Arbeiter zu verhindern, ist dieselbe in neuerer Zeit mit verschiedenartigen, komplizierten Verschlüssen versehen worden. So verschließt man die Lampen mittels eines Magneten, oder man wendet den Plombenverschluß an, bei welchem durch Anbringung einer Bleiplombe zwar nicht direkt das Öffnen, wohl aber die nachherige Erkennung des vorschriftswidrigen Öffnens der Lampe und dadurch die Bestrafung des Arbeiters ermöglicht wird.

Mancher wird sich vielleicht wundern, daß besondere Maßregeln nötig sind, den Arbeiter vom Öffnen der Lampe abzuhalten, wo doch seine eigene Sicherheit ihn daran hindern müßte. Es ist aber zu bedenken, daß der

immerwährende Aufenthalt in dem Bergwerk gegen die Gefahren desselben außerordentlich abstumpft. Ungefähr die Hälfte aller Unglücksfälle ist auf Fahrlässigkeit seitens der Bergleute zurückzuführen. Es spielen aber auch noch andere Gründe mit. Fällt dem Arbeiter die Lampe hin und verlischt, so muß er dieselbe entweder bis zu Tage oder doch an einen, meist weit entfernten, vor Schlagwetter sicheren Ort in der Grube bringen oder bringen lassen, um sie dort von einem verantwortlichen Vertrauensmann öffnen und wieder anzünden zu lassen. Hierdurch geht ihm aber viel Zeit für die Arbeit verloren, und er hat einen Ausfall an seinem Gedingelohn*), den er vermeidet, wenn er die Lampe an seinem Arbeitsort öffnet und wieder anzündet. Vielorts besteht außerdem die üble Angewohnheit unter den Bergleuten, am Schluß der Arbeitsschicht die Lampe zu öffnen zwecks Aneignung des übrig gebliebenen Brennöls, als welches nur das beste, raffinierte Rüböl zur Verwendung kommt.

Außer den angedeuteten Ursachen der Schlagwetter-Explosionen durch Erglühen des Drahtkorbes, Durchblasen der Flamme oder unbefugtes Öffnen der Lampe ist die Entstehung von Explosionen auch möglich durch Schadhaftwerden oder durch Zertrümmerung einer Lampe. Man sieht also, daß das Wort Sicherheitslampe eigentlich sehr mit Unrecht gebraucht wird. Ein ganz bedeutender Bruchteil der Schlagwetter-Explosionen, nämlich 27,4% [in Preußen während des Zeitraumes von 1861 bis 1884**)] sind durch die Sicherheitslampe veranlaßt worden. Dahingegen sind aber 58,4% aller Explosionen durch den Gebrauch von offenem Licht verursacht worden, und ungeheuer groß ist die Zahl der durch die Sicherheitslampe verhüteten Unglücksfälle. Man kann behaupten, daß zahlreiche Gruben überhaupt nicht imstande wären, den Betrieb fortzusetzen, wenn wir das Warnungszeichen der Sicherheitslampe nicht hätten.

In neuerer Zeit bietet sich die Aussicht, die Gefahren, welche dem Bergmann aus seinem Licht erwachsen, vollständig zu beseitigen, und zwar durch Anwendung des elektrischen Glühlichts im Grubenbetriebe. Die dahingehenden Versuche sind zwar bis jetzt an der Schwierigkeit gescheitert, eine einfache und billige tragbare Glühlichtlampe herzustellen, welche die gewöhnliche Sicherheitslampe zu ersetzen vermöchte, doch lassen die großartigen neueren Fortschritte der Elektrotechnik erhoffen, daß auch dieses Problem gelöst werden wird. Die Verhältnisse in einer Steinkohlenzeche verbieten die Beleuchtung aller Arbeitspunkte der Grube von einer Centrale aus wegen der mit den Leitungsdrähten verknüpften Schwerfälligkeit der Bewegung des Lichtes und der Schwierigkeit, die Drähte genügend zu

*) Gedinge ist der bergmännische Ausdruck für Akkord.

**) Nach den Mitteilungen der preußischen Schlagwetterkommission.

ſolieren. Es muß daher eine Glühlichtlampe in Verbindung mit einem Element zur Erzeugung der elektriſchen Kraft konſtruiert werden. Derartige Lampen leiden aber bis jetzt an dem Mangel, daß ihre Brennzeit zu kurz, daß ſie zu ſchwer und zu teuer ſind.

Da das Glühlicht nur in ſeinem luftleer gepumpten Glasballon leuchtet, beim Zerſpringen desſelben aber ſofort erliſcht, ſo wäre durch Herſtellung einer derartigen, brauchbaren Glühlichtlampe eine unbedingte Sicherheit gegen Entzündung der Schlagwetter durch die Grubenlampe geſchaffen.

Die zweite Hauptentſtehungsurſache der Schlagwetter-Exploſionen liegt in der Anwendung der Schießarbeit. 14,6 Prozent aller Exploſionen ſind (ſoweit die Ermittelungen der preußiſchen Schlagwetterkommiſſion ſich erſtrecken) auf dieſe Urſache zurückzuführen. Zur Beſeitigung derſelben wäre es am einfachſten, die Schießarbeit überhaupt zu verbieten. Es geſchieht dies auch für einzelne beſonders gefährdete Stellen der Gruben, ja ſogar für ganze Gruben, z. B. die ſchon erwähnte Zeche Neu-Iſerlohn, ein allgemeines Verbot aber würde ganz außerordentliche Nachteile im Gefolge haben, da die Gewinnungskoſten der Kohle hierdurch ſtellenweiſe derartig geſteigert würden, daß eine große Anzahl Gruben nicht mehr konkurrenzfähig wäre.

Die Entzündung der Schlagwetter kann bei der Schießarbeit entweder durch die Zündmittel, welche die Exploſion der Sprengpatronen bewirken ſollen, oder aber durch die Flamme des explodierenden Sprengſtoffes ſelbſt herbeigeführt werden. Die Benutzung eines flammenerzeugenden Zündmittels darf bei Anweſenheit von Schlagwettern unter keinen Umſtänden ſtatt haben, auch darf die Zündſchnur nicht mit Flamme brennen. Die Entzündung der Zündſchnur erfolgt daher mittels Stahl, Feuerſtein und Zunder. Die Funken, welche der Feuerſtein hervorruft, ſind ebenſowenig wie das Glühen des Zunders imſtande, die Wetter zum Explodieren zu bringen. Leider entſteht aber in dem Augenblick, wo der Zunder die Pulverſeele der Zündſchnur entzündet, ein ſekundenlanges Ausſprühen des Pulvers, welches ſich nicht vermeiden läßt und Schlagwetter über 6 Prozent Grubengasgehalt zur Exploſion bringen kann. Die Möglichkeit der Exploſion iſt alſo bei dieſer Art der Entzündung nicht völlig ausgeſchloſſen, läßt ſich aber ſehr einſchränken, beſonders da das Sprühen des Pulvers ſich nur über einen ſehr kleinen Raum erſtreckt, den man vor dem Anzünden der Zündſchnur leicht durch Wehen mit einem Kleidungsſtück ꝛc. von angeſammelten Gaſen befreien kann.

Die ſicherſte Art der Zündung iſt diejenige mittels des elektriſchen Funkens; dieſelbe läßt ſich aber in der Grube nur in wenigen Fällen anwenden.

Es wurde ſchon erörtert, daß die Exploſion von Sprengſchüſſen mit Flammenerſcheinung namentlich bei den ausblaſenden Schüſſen oder Loch-

pfeifern erfolgt, doch ist auch bei den werfenden Schüssen eine wenn auch geringe Flammenbildung häufig wahrzunehmen. Die Flammenbildung ist bedingt durch die zur vollständigen Verbrennung des Sprengstoffes erforderliche Zeitdauer. Beim Schwarzpulver erfolgt die Explosion weit langsamer als bei den neueren, sogenannten brisanten Sprengstoffen, wie Nitroglycerin, Dynamit, Schießbaumwolle ꝛc. Durch Versuche ist festgestellt, daß eine Schwarzpulverpatrone von $^1/_3$ Meter Länge zur vollen Entzündung $^1/_{30}$ Sekunde, und die einzelnen Pulverkörner ungefähr $^1/_{10}$ Sekunde zu ihrer Verbrennung gebrauchen, ein zwar lächerlich kleiner Zeitraum, der aber doch genügt, um mittels der noch unverbrannten Pulverteile und Gase unter Umständen Feuergarben von mehreren Metern Länge zu erzeugen, und der sehr groß erscheint im Verhältnis zu der Zeit, welche für die Explosion der brisanten Sprengstoffe erforderlich ist. Eine Dynamitpatrone von $^1/_3$ Meter Länge explodiert nämlich in nur $^1/_{15000}$ Sekunde. Infolge dessen tritt bei den brisanten Sprengstoffen nur geringe oder meist gar keine Flammenbildung ein; ebenso sind infolge der momentanen Wirkung Lochpfeifer beim Gebrauche der brisanten Sprengstoffe sehr selten. Durch Anwendung derselben läßt sich daher die Gefahr der Entzündung von Schlagwettern infolge der Schießarbeit außerordentlich reduzieren, namentlich wenn man noch eine weitere Vorsichtsmaßregel anwendet, den sogenannten Wasserbesatz, das heißt, man besetzt das Bohrloch mit Wasser anstatt mit Mergel oder gar Kohlenstaub. Bei dem Gebrauch von Gelatine-Dynamit, dessen Sprengkraft durch Berührung mit Wasser keine Einbuße erleidet, kann man einfach das Bohrloch nach Einführung der Patrone bis zum Rande mit Wasser füllen, bei den anderen Sprengstoffen ist man genötigt, eine Wasserpatrone anzuwenden, um das Naßwerden der Sprengpatrone zu verhüten. Der Wasserbesatz löscht die Schußflamme im Entstehen aus und vermag außerdem die zerschmetternde Wirkung, welche den brisanten Sprengstoffen eigen ist und der sie ihren Namen verdanken, in die reißende umzuwandeln, welche das Schwarzpulver kennzeichnet. Früher haben die Gruben der Einführung der brisanten Sprengstoffe für die Schießarbeit in der Kohle widerstrebt aus dem Grunde, weil durch Anwendung von Schwarzpulver infolge der reißenden Wirkung desselben eine weit ausgedehntere Gewinnung von Stückkohlen*) zu ermöglichen war als durch die brisanten Sprengmittel. Dieser Einwand wird aber durch den Wasserbesatz hinfällig; allerdings hat das Schwarzpulver immer noch den Vorzug der Billigkeit.

* * *

*) Stückkohle, d. i. Kohle in grober Stückform, wird weit höher bezahlt als Kleinkohle, daher das Bestreben der Zechen darauf gerichtet ist, möglichst nur Stückkohle zu fördern.

Abgesehen von den angeführten Haupturſachen der Schlagwetter-Exploſionen: Gebrauch von offenem Licht, Mängel der Sicherheitslampe und Anwendung der Schießarbeit, haben noch verſchiedene Zufälligkeiten Anlaß zur Entzündung der Schlagwetter gegeben; jedoch überwiegen die vorgenannten Urſachen (mit ungefähr 99 Prozent) derartig, daß man ſagen kann, nach ihrer Beſeitigung werden die Schlagwetter-Unfälle ſo gut wie ausgeſchloſſen ſein. Allerdings nur die Exploſionen! Denn durch alle vorerwähnten Verbeſſerungen in der Beleuchtung und bei der Schießarbeit läßt ſich nicht verhindern, daß die Schlagwetter vorhanden ſind, daß ſie die Grubenluft verſchlechtern und ſchließlich bei allzu ſtarkem Prozentgehalt die Gefahr der Erſtickung der Arbeiter herbeiführen. Hiergegen vermag allein eine kräftige Grubenventilation zu ſchützen, d. h. die Zuführung einer ausreichenden Menge friſcher Luft in die Grube und die Beſeitigung der verdorbenen Luft.

Dieſe Wettercirkulation bewirkt man faſt durchweg mittels der Wettermaſchinen oder Ventilatoren. Es ſind dies Schaufelräder von teilweiſe ganz bedeutenden Dimenſionen (bis zu 15 Meter Durchmeſſer), welche meiſt über Tage aufgeſtellt und mit der Mündung eines Schachtes der Grube durch einen luftdicht abgeſchloſſenen Kanal verbunden werden. Durch eine Dampfmaſchine verſetzt man das Rad in außerordentlich ſchnelle Umdrehung und bewirkt infolge der Centrifugalkraft, daß die in der Mitte des Rades eintretende Grubenluft nach außen geſchleudert wird. Es tritt eine Verminderung (Depreſſion) des Luftdrucks in dem Ventilator ein, durch welche ein ſtetiges Anſaugen der Grubenwetter bewirkt wird. Zur Zuführung der friſchen Luft in die Grube muß ſtets noch eine zweite Verbindung der Grube mit der Tagesoberfläche, ein „einziehender Schacht“ vorhanden ſein. Der Luftſtrom wird durch den einziehenden Schacht bis in das Tiefſte der Grube geleitet, durchſtreicht von unten nach oben ſämtliche Arbeitspunkte in der Grube und gelangt durch den auf dem ausziehenden Schacht ſtehenden Ventilator ins Freie. Innerhalb der Grubenbaue wird der Luftſtrom durch Wetterthüren, Wetterbrücken, Wettergardinen (aus Segeltuch) ꝛc. daran verhindert, ſich den kürzeſten Weg zwiſchen dem ein- und ausziehenden Schacht zu ſuchen.

Die Menge der auf dieſe Weiſe durch eine Grube durchgeſaugten Luft iſt je nach der Länge des Weges, welchen die Wetter zu durchlaufen haben, der Zahl der Arbeiter und der Schlagwettergefahr ſehr verſchieden. Innerhalb Preußens beſteht hierfür die bergpolizeiliche Vorſchrift, daß auf jeden Arbeiter mindeſtens 2 Kubikmeter friſcher Wetter in der Minute kommen müſſen, und daß der Gehalt der ausziehenden Wetter an Kohlenſäure und Grubengas $1\frac{1}{2}$ Prozent nicht überſchreiten darf.

Aus dieſen Ausführungen wird der Leſer erſehen, daß die weit-

gehendsten Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung der Schlagwetter-Explosionen in den Gruben getroffen sind. Das Publikum urteilt daher sehr voreilig, wenn es sich bei eintretenden Unglücksfällen abfällige Bemerkungen über die Leitung der Gruben erlaubt. Es liegt ja auch im allereigensten Interesse der Grubenverwaltungen, eine Explosion zu verhüten; denn ganz abgesehen von dem Verlust an Menschenleben, erwachsen der betroffenen Grube durch die grauenhaften Verwüstungen, welche eine Explosion unter Tage anrichtet, durch das Stilliegen des Betriebes u. s. w. ganz enorme Kosten. Man greift nicht zu hoch, wenn man den durch das Karwiner Unglück den dortigen Gruben erwachsenen Schaden auf zwei Millionen Mark veranschlagt. Häufig hört man auch vom Publikum die Ansicht aussprechen: Man hätte den Betrieb an den gefährdeten Punkten rechtzeitig einstellen sollen. Es beweist ein solcher Ausspruch nur eine vollständige Unkenntnis der Verhältnisse in einer Kohlengrube. Denn einmal kommt es oft genug vor, daß Explosionen an Orten stattfinden, an denen kurz vorher Schlagwetter gar nicht oder in kaum nennenswerten Mengen vorhanden waren, weiter aber hat man gerade durch den fortwährenden Betrieb der gefährlichen Punkte in der Grube die beste Kontrole über das Vorhandensein und die Anhäufung der gefährlichen Gase, und drittens werden häufig durch die Einstellung der Arbeiten andre Gefahren herbeigeführt. Vielorts ist das Einstellen der Arbeiten gleichbedeutend mit dem Zubruchegehen der Grubenbaue; nimmt man die Arbeit noch vor dem Zusammenbruch der Gesteinsschichten wieder auf, so beschwört man die Gefahr herauf, daß die Bergleute von dem stark in Druck geratenen Gestein verschüttet werden. Schon der Stillstand des Betriebes während der Sonn- und Feiertage ruft diese Gefahr hervor und die meisten Grubenunglücke ereignen sich infolge dessen am Montage.

Der Laie neigt leicht zu der Ansicht, daß das Grubengas die hauptsächlichste Quelle der Unglücksfälle in den Bergwerken bildet, da die Zeitungen meist nur von den mit Massen-Verunglückungen verknüpften Schlagwetter-Explosionen berichten. Mancher wird daher wohl erstaunt sein, zu hören, daß die Verunglückungen mit tötlichem Ausgange infolge von Wetter-Explosionen nur 11 Prozent aller Unglücksfälle beim Grubenbetriebe ausmachen. Der Tod lauert dem Bergmann in mancherlei Gestalt auf; Sturz in die Tiefe, ein vorzeitig losgehender Sprengschuß, eindringende Wasserfluten und andere Zufälle, vor allem aber herabstürzendes Gestein können ihm ein jähes Ende bereiten. Hier wird einer betroffen und dort einer, kein langer Zeitungsbericht, keine öffentliche Geldsammlung verbreitet die Kunde von solchen Unfällen, aber sie summieren sich und wachsen bis zum Schlusse des Jahres zu einer Höhe an, neben welcher die Massenunglücke der Schlagwetter-Explosionen verschwindend sind.

Leider ist es unausbleiblich, daß mit dem Tieferwerden der Gruben auch die Schlagwetter in immer verstärktem Maße auftreten werden, und von einzelnen wird die Ansicht vertreten, daß die Schlagwetter dem Kohlenbergbau bei zunehmender Tiefe der Gruben weit eher Einhalt gebieten werden, als es die nach dem Innern zunehmende Erdwärme schließlich thun wird. Wir glauben, die Aussichten sind nicht so schlimm. Der menschliche Geist hat schon manche derartige Klippe umschifft, und es steht daher zu erwarten, daß mit der Zunahme der Gefahren in der Tiefe auch Verbesserungen ersonnen werden, denselben zu trotzen. Hoffen wir, daß es gelingen möge, nicht nur zu verhindern, daß die Schlagwettergefahr wachse, sondern daß Mittel und Wege gefunden werden, die verderbenbringende Wirkung derselben völlig zu beseitigen! Glückauf!

Herr Mauke und seine „Frau".

Eine Erwiderung von Heinz Starkenburg.

(Tübingen.)

Man soll zwar von einem Lebewesen nicht mehr verlangen, wie es „als das Produkt seiner Umgebung und seiner Vergangenheit" zu leisten imstande ist, gleichwohl könnte man von einem Manne, der für die „Gesellschaft" schreibt, erwarten, daß er einigermaßen sich über die Dinge unterrichtet, über die er zu schreiben beabsichtigt. Oder sollte Herr Wilhelm Mauke trotz seiner Vorliebe für die „Umgebung" es nicht für notwendig gehalten haben, sich die feine, das sozialdemokratische München, wenigstens soweit anzusehen, daß er eine der vielen dortigen Versammlungen besuchte und sich aus ihnen persönlich einmal über das Ideal des „Maschinenstaates" unterrichtete? Keineswegs verkennen wir das viele sehr Beherzigenswerte in dem Artikel, nur möchten wir uns die bescheidene Bemerkung erlauben, daß dies gerade die Gedanken sind, die die Sozialdemokratie seit zwei bis drei Jahrzehnten vertritt; hierhin gehört: Aufhebung der Zwiespältigkeit des Moralkodex für beide Geschlechter, Befreiung des geschlechtlichen Verkehrs von staatlicher Einmischung, Gleichberechtigung (nicht Gleichheit!*)

*) „Endlich aber sei bemerkt, daß die Forderung völliger Gleichheit der Frau mit dem Manne . . . einfach Unsinn ist. Nicht etwa, daß wir behaupten wollen, die Frau stehe tiefer als der Mann . . . . Aber gleich sind sie nicht, weil sie eben Mann und Weib, also sehr verschieden sind, verschieden in ihren körperlichen Verrichtungen und Anlagen." (Kautsky „Der Arbeiterschutz u. s. w." Nürnberg, 1890, pag. 36.)

beider Geschlechter, Abschaffung der „Oberherrlichkeit des sogen. Familienhauptes über erwachsene Söhne und Töchter“, Aufhören der Prostitution, der Massen-Ehelosigkeit und anderer sexuell sozialer Schäden unserer Zeit, „harmonische Ausbildung des Familienlebens“, Unabhängigkeit des Weibes von der Tyrannei des Mannes, Befreiung der Frau von dem „Ideal: Wischlappen und Kochtopf“, Umbildung aus dem „bis auf die Knochen blasierten Klassengeschöpf“ zur „ethischen Stärke“ und dergleichen. Was übrig bleibt: die Freilandfrau nach dem Herzen des Herrn Wilhelm Mauke, die „mit Uterus und Herz bewirkt, was beim Manne Hirn und Hand“, kann uns allerdings wenig imponieren. Produzieren, d. h. geistige oder körperliche Berufsthätigkeit haben soll die Frau nicht, das „entspricht nicht ihrer Art“, die „täglichen Sorgen des Haushalts, der Küche, Kleidung und Kinder-Erziehung“, durch die der „natürliche Beruf als Gattin, Mutter, Ernährerin und Erzieherin“ gebildet werden soll, fallen ja nach Herrn Mauke dadurch fort, daß „ein fortgeschrittenes soziales Gemeinwesen“ „die kleinlichen materiellen Sorgen des Haushalts“ „zu überwiegendem Teile von den Schultern der einzelnen Frau nehmen und durch neue Einrichtungen“ („Central-Küchen, Centralheizungen und Bäder, Centralreinigungs- und Waschanstalten“) ersetzen wird*). Das „Gebären, Säugen und Aufziehen von gesunden Kindern“ kann doch bestenfalls alle $1\frac{1}{2}-2$ Jahre einmal vorkommen und 2—3 Monate in Anspruch nehmen, wenn sich nicht durch freiländische Erziehungsmethode die weiblichen Geschlechtsorgane dermaßen ändern, daß die Frau zur Engros-Gebärmaschine wird. Was sich der Verfasser unter dem Beruf einer „Erzieherin der jungen Generation bis ungefähr zum sechsten Jahre“ gedacht hat, ist mir insofern nicht ganz klar, als eine Erziehung des untersechsjährigen Kindes doch im wesentlichen indirekt durch den dauernden Umgang mit den Eltern stattfindet, der doch in Zukunft die Frau ebensowenig an einer gleichzeitigen Berufsthätigkeit hindern würde, als heute in der Bourgeoisie an der gleichzeitigen Arbeit des Haushalts und der Geselligkeit. Mit dem „Beruf der Gattin“ sieht es auch windig aus, denn natürlich muß, wenn die Frau faullenzt, der Mann wie heute für sie mitarbeiten, während sie zu Hause sitzt und „ihren Beruf als Gattin“ erfüllt. Ob „das harmonische Familienleben“ und „der echte Familiensinn“ sich besser ausbildet, wenn Mann und Frau am Vor- und Nachmittag je $2\frac{1}{2}$ Stunde arbeiten und den übrigen Tag zur gemeinsamen Muße besitzen, oder wenn der Mann den ganzen Vor- und Nachmittag, zusammen 10 Stunden, außer dem Hause oder in seinem Zimmer oder Bureau arbeitet und abends spät, müde, abgearbeitet, unlustig zu

*) Auf ein paar Widersprüche mehr oder weniger kommt es dem Herrn Verfasser nicht an.

gemeinsamer Lektüre ꝛc. nur zum Abendbrot heimkommt, überlasse ich dem Urteil des Herrn Mauke. Bleibt also für die Frau, oder gar für das unverheiratete junge oder ältere Mädchen nichts zu thun als „die Pflege des Edlen und Schönen", also wohl das, was Treitschke als „Klavierspielen, Romane lesen und auf dem Sofa unzüchtige Gedanken nähren" nennt, mit einem Worte: die ganze soziale Misere unserer heutigen Bourgeois-Frauen und Töchter.

Auf die überall verstreuten Unüberlegtheiten und Unrichtigkeiten will ich im einzelnen nicht weiter eingehen; es wäre mir zwar interessant, einmal ein Exemplar jener Maukeschen Proletarierin kennen zu lernen, der die krankhafte, unnatürliche Auffassung, die Prüderie und Heuchelei, womit .. das Sexuelle behandelt wird, zu eigen ist. Wenn der Konkurrenzkampf mit dem Mann „der Art der Frau nicht entspräche", so würden wir nicht so und so viele Berufe haben, die sich die Frau heute bereits Dank ihrer besseren Veranlagung dazu als alleiniges Arbeitsgebiet erobert hat, die wir für den Mann als zu „weibisch" erklären, in denen Frauenarbeit unentbehrlich ist. Doch, wie gesagt, das sind Unüberlegtheiten, über die wir nicht zu streng richten wollen. Was wir aber dem Verfasser zum schweren Vorwurf machen, das ist und bleibt die tendenziöse, unwahre, zum mindesten höchst billige und oberflächliche Darstellung und Abschlachtung des sozialdemokratischen Frauen-Ideals, welche lebhaft an die Spar-Agnes und Strampel-Anny des großen Eugen erinnert. Wir ersuchen hiermit Herrn Mauke um gefällige Angabe, aus welchem ultramontanen Wahlflugblatt, aus welchem Feuilleton des „Reichsboten", oder aus welcher Nummer des „Kladderadatsch" er seine Kenntnisse über den „großen Gleichheits-Moloch" bezogen hat. Wir wollen hier nur zwei Punkte herausgreifen: Erstens ist von einer „zwanglich durchgeführten, obligatorischen Frauenarbeit" im Programm der Sozialdemokratie an keiner Stelle, in keiner mir bekannten Schrift die Rede; vielmehr werden die Verhältnisse sich ebenso gestalten, wie im freiländischen Idealstaat. Da die größere Hälfte der Frauen aus Wunsch, einen eigenen Beruf zu haben, aus Vorsicht für den Fall der Nichtheirat, aus Freude an selbständiger Arbeit, aus einfachen Erwerbszwecken oder ähnlichen Gründen einen Beruf erwählen werden, so wird der Druck der öffentlichen Meinung, die Fraglichkeit, ob sie einen Mann findet, der für seine Frau mitarbeiten will, wo es genug andere giebt, die durch eigene Arbeit zum Haushalt zusteuern ꝛc., die Frauen dazu veranlassen, in der Regel selbständige Gewerbtreibende zu werden. Mit der Polizei in die Fabrik geholt wird sie nicht werden, und was man sich sonst unter Zwang vorstellen sollte, verstehe ich nicht. „Es handelt sich nicht darum, die arbeitende Frau, sondern ihre Ausbeuter zu beschränken; man muß ihr

nicht die Arbeitsgelegenheit verkümmern, sondern die Arbeitsbedingungen so gestalten, daß sie durch die Arbeit so wenig als möglich geschädigt wird.“ (Kautsky a. a. O.) — Der andere Punkt betrifft die vorsündflutlichen Anschauungen, die der Verfasser von den sexuellen Verhältnissen der sozialdemokratischen Ehe und dem sozialdemokratischen Familienleben hat. Von der „öffentlichen, schablonenmäßigen“ Kindererziehung „außer dem Rahmen der Familie“ ist schon vor Herrn Mauke genug Erbauliches gefaselt worden, während die ganze Sache auf eine Reform des Schulwesens hinausläuft. („Der Kinder-Unterricht vom Anfang des 7. bis Vollendung des 15. Lebensjahres ist obligatorisch und für das ganze Volk in Stadt und Land vollkommen gleich.“ O. Köhler, „Der sozialdemokratische Staat“. Nürnberg, 1891, pag. 143.) Über das eheliche Verhältnis, unter dem sich der Verfasser so poetisch Karnickel-Wirtschaft und allgemeine Promiscuität vorstellt, will ich wenige Sätze desselben Buches citieren, aus denen Herr Mauke wohl ersehen wird, daß es Sozialdemokraten giebt, die hierin strenger und reaktionärer denken als die Freiländer. Köhler schreibt (a. a. O. pag. 133): „Gesetzliche Ehebündnisse können nur zwischen je einem Mann und einer Frau geschlossen werden. Die Paarehe gründet sich auf das naturökonomische Verhältnis, daß das menschliche Geschlecht ungefähr zu gleichen Teilen aus Männern und Frauen besteht ..... Damit ist selbstverständlich noch nicht die Unauflöslichkeit des Ehebandes bestimmt und ausgesprochen..... Der Ehemann ist, wie seither, während der gesetzlichen Ehe verpflichtet, für die leibliche Existenz seiner Frau zu sorgen, wogegen die Frau die etwaige Privatwirtschaft des Ehemanns zu führen, die Verpflegung der etwaigen Kinder zu übernehmen hat und dergl. Selbstredend ist es Ehefrauen unbenommen, soweit es ihre Muße gestattet, auch produktiv oder sonstwie thätig zu sein und zur Erhöhung des gemeinsamen Einkommens beizutragen.“ .... Da sie selbstverständlich im sozialistischen Staate nicht nur eine Altersrente, sondern auch für die Zeiten der Schwangerschaft und Menstruation Krankengelder, sowie Pflegegelder für die Aufziehung des Kindes erhalten würde, so daß sie ihre Berufsarbeit ohne pekuniäre Nachteile einschränken kann, wenn dies als wünschenswert erscheint, so sehen wir nicht ein, warum die freiländische Frau noch ein besonderes Versorgungsrecht erhalten soll.

Facit: Was in dem Artikel gut ist, ist nicht neu; was neu ist, ist nicht gut. Die Entwicklung wird uns durch die That beweisen, daß eine harmonische Ausbildung des Familienlebens nur auf den neuen Grundlagen unseres sozialdemokratischen Gemeinwesens verbürgt ist. Uns Sozialdemokraten zur Freud', Herrn Mauke zum Trotz! —

An meine Gönner.

Von Richard Dehmel.

(Pankow b. Berlin.)

Es ist mir wiederholentlich von wohlmeinenden Leuten bedeutet worden, daß etliche meiner Gedichte zwar vielleicht sehr schön, aber nicht besonders verständlich seien. Vornehmlich hat die „mystische Symbolik" der Venus Sapiens, aus den Verwandlungen der Venus, verschiedentliche Köpfe in lebhaft schüttelnde Bewegung versetzt. Ein Herr Otto Ernst hat sich sogar gedrungen gefühlt, im „Magazin für Litteratur" einem verehrlichen Publico zu bedeuten: „Wer das versteht, der thut mir leid," oder so ähnlich. Da aber auch Leute, die nicht dem hochwohlweisen Stande der Rezensenten angehören, sich das Verständnis dieses Gedichtes aus dem Zusammenhange der Verwandlungen nicht zu erringen vermochten, so ließ ich mir die Sache nahegehen. Ich lege nämlich nicht den mindesten Wert darauf, unverstanden zu bleiben; wie ich auch nicht darnach trachte, als Symbolist oder Mystiker oder sonst ein Schulreiter zu gelten, sondern einzig als Dichter von Erlebnissen. Außerdem ist grade dies Gedicht mir besonders ans Herz gewachsen, und als Dichter darf man doch aus seinem Herzen keine Mördergrube machen. Nun kann man freilich das gemütische Verständnis einer Dichtung niemandem eintrichtern; aber einen Schlüssel für das logische Verständnis wird der wohlgeneigte Leser, selbst auf die Gefahr hin, Herrn Otto Ernst dann leidzuthun, sich vielleicht von mir verabreichen lassen. Von vornherein erschien mir das nicht nötig. Ich hielt es nicht für etwas gar so Ungewöhnliches, daß mancher Mann sein Eheweib wie einen männlichen Freund verehren lernt, und hielt es nicht für etwas gar so Unbekanntes, daß mancher Mensch in seiner Brust, wie Goethe sagte, mehr als Eine Seele wohnen hat; heute würde man anders sagen. Auf beides glaubte ich den wohlgeneigten Leser nicht erst extra bringen zu brauchen. Da es dennoch nötig scheint, habe ich der Venus Sapiens (zu deutsch: die wissende, bewußte Liebe, vergl. homo sapiens) noch eine Strophe vorgefügt und in den übrigen drei kleine Worte geändert. Hiernach lautet das Gedicht wie folgt, wobei ich allerdings noch immer mir erlaube vorauszusetzen, daß meinen Lesern eine der großartigsten Kulturlegenden der Weltlitteratur, das I. Buch Samuelis, enthalten in Martin Luthers Altem Testament, nicht ganz unbekannt ist. Im übrigen hat auch schon Luther eine Ahnung von dem Kampf des neuen

mit dem alten Adam in der Menſchenſeele gehabt, oder wie wir heute differenzierter ſagen würden, von der Entwickelung der unwillkürlichen, erlebten Individualität durch die Verwandlungen der anerworbenen, bewußten Perſönlichkeit im Kampf ums Daſein des Geiſtes.

VENUS SAPIENS.

Nun, du Eine, tritt heran,
höre meine tiefſten Laute;
höre zu wie Jonathan,
als ſich David ihm vertraute.
Schwer vom Hohn und Übermute
Goliaths herabgemächtigt,
hat bis heut in meinem Blute
noch der greiſe Saul genächtigt.

Zwielicht. Sterbend hängt die ſcharfe
Zunge aus dem Läſtermaul.
Sieh, nun weint dein König Saul,
denn dein David ſingt zur Harfe.
Alle Kleider ſind zerriſſen,
die den alten König ſchmückten;
brütend hört er den Entzückten
nahen aus den Finſterniſſen.

Goliath tot! den König ſchauert;
ſeine Schwermut ahnt das Ende.
Und dein Sänger ſteht und trauert:
blutig zucken ſeine Hände.
Aber weiter muß er ſchreiten,
ſeine Töne ſind ein Bann,
ſelig greift er in die Saiten:
Komm, o komm, mein Jonathan!

Traure nicht um den gebeugten
Vater, dem vor morgen graut;
denn die Trübſal iſt die Braut
aller nicht vom Geiſt Gezeugten.
Jonathan, du ſahſt ihn ſitzen,
den Berater deiner Reiſe,
nackt und ſchamlos, und das ſteife
Haupt umſtarrt von Lanzenſpitzen.

Und du ſahſt vor ſeinem Zelt
ſterben den Philiſterfürſten;
aber Leben braucht die Welt,
laß uns nach dem Geiſte dürſten!
Denn es weht von allen Hügeln
immer neu ſein ewiger Segen;
lerne nur dein Herz beflügeln
und er wird auch dich bewegen!

Jonathan, zu jeder Friſt
ſei nun meiner Liebe ſicher;
und ſie iſt viel ſonderlicher,
als mir Frauenliebe iſt.
Glutwind droht den jungen Saaten;
nimm den Bogen in die Hände,
daß dein Pfeil mir Warnung ſende,
ſinnt der Vater Wahnſinnsthaten.

Jonathan, wir ſahn uns nackt!
Du mein Bruder, Freund, Berater,
hilf mir, wenn die Glut mich packt:
Jonathan, Ich war dein Vater!
Jona, Schweſter: unſre Kinder!
Mutter! weinen meine Saiten . . .
David, komm! du Überwinder
unſrer Unwillkürlichkeiten . . .

Aus dem Münchener Kunſtleben.

Von M. G. Conrad.

(Zur Zeit Insel Juist, Nordsee.)

Als ich München verließ, um meine Sommerfahrten anzutreten, glaubte ich einige Freunde zu meinen Stellvertretern im kritiſchen Amte beſtellen zu müſſen. Ich wählte kluge, kunſterfahrene Leute. Aber aus den ſpärlichen Nachrichten, die ich von ihnen in meiner Inſel Einſamkeit erhalte, erſehe ich, daß man auch über kritiſche Stellvertretung ſehr zweierlei Meinung ſein kann, wenn man ohne bindende Begriffsbeſtimmung jedem ſeine eigene Auffaſſung läßt.

Der verehrte Freund, dem ich die Sorge um die bildende Kunſt, namentlich die Ausſtellungen des Kunſtvereins, der Sezeſſion, den Lenbachſchen Bilderdiebſtahls Prozeß u. ſ. w. auf die Seele band, ſchrieb mir:

„Ich habe es, nach einigen mühſamen, aber vergeblichen Verſuchen, bei dieſer Kaſſerntemperatur des Monats Juli ein ſogenanntes Münchener Kunſtleben zu entdecken, gemacht wie Du, ich habe meinen Hausſchlüſſel in die Taſche geſteckt und bin in die Ferne gezogen, zunächſt in den Guadenwald in Tirol, wo das kühle und wunderſchön kunſtloſe Speckbacher Wirtshaus ſteht. Daſelbſt kannſt Du alles übrige beim Sepp und bei der Moidl erfragen. München habe ich neidlos den Fremden überlaſſen. Mögen ſie zu Nutz und Frommen unſerer Moderne die Ausſtellungen totlaufen und die Wände abräumen — gegen Barzahlung — ſo daß wir bei unſerer Rückkehr auch keinen Quadratfuß bemalter Leinwand mehr vorfinden. Wir können dann wieder friſch von vorne anfangen. Ich grüße die Seehunde der Nordſee. Backhendeln und roter Spezial ſind mir lieber. Leb' wohl."

Der Gute, dem ich die Berichterſtattung über die Gaſtſpiele im Gärtner- und Volkstheater anvertraute, meldete mir nicht weniger ſummariſch:

„Auf unſern Bierkellern iſt es jetzt abends ganz herrlich. Es ſoll noch einige Menſchen geben, die von 7—9 oder ½10 ins Theater gehen, ich habe ſie aber nicht geſehen. Ich bin nämlich nicht hingegangen. Ich erinnerte mich mit Vergnügen, daß Du ſelbſt noch von der Fiala-Truppe im Gärtnertheater Halbes „Jugend" und von der Meßthaler-Truppe im Volkstheater Zolas „Thereſe Raquin", Ibſens „Geſpenſter" und Hauptmanns „Einſame Menſchen" geſehen und ſehr günſtig in Deinem Berliner Blatt beſprochen haſt. Ich dachte mir, das genügt auch für die „Geſellſchaft". Beſſeres und Bedeutenderes haben die Leute jedenfalls nicht mehr geſpielt, alſo geben wir uns mit den Höhepunkten zufrieden. Die Franzoſen im Hoftheater intereſſieren mich nicht. Wir haben hinlänglich an unſern Deutſchen zu kauen und zu verdauen. Nächſten Winter bekommen wir jedenfalls von unſern eigenen Schauſpielern wieder Franzöſiſches in Hülle und Fülle vorgemacht. Wozu ſoll ich mich da zu Coquelin und ſeinen Mesdames et Meſſieurs bemühen? Daß ſie ihre Pariſer Sachen ordentlich loshaben, iſt ſelbſtverſtändlich. Entzückten ſie mich aber, ſo hätten nur unſere einheimiſchen Menſchendarſteller den Nachteil, denn ich würde ſie ſicher unerträglich finden, wenn ſie uns an den ſchönen winterlichen Theaterabenden mit Kunſtſachen kämen, die wir bei den echten Franzoſen beſſer geſehen haben. Ich verharre daher lieber gleich in meiner patriotiſchen Illuſion, daß Herr Keppler, Fräulein Heeſe und ihre Partner und Partnerinnen — ewig dieſelben, Gott Apoll erhalte ſie uns! — franzöſiſcher ſpielen, als die echteſten

Franzoſen. Das langt. Beim Eberl ſehen wir uns wieder, wenn Du Luſt haſt und von der norddeutſchen Luſt nicht für bajuvariſche Kulturgenüſſe abgeſtumpft worden biſt."

Die dritte Feder, der ich ganz beſonders eine liebevolle Einzelberichterſtattung über die franzöſiſchen Gaſtſpiele des Herrn Benoit Const. Coquelin ainé zutraute, begnügte ſich mit folgenden Aufzeichnungen:

„Franzoſen ſind halt doch Franzoſen. Die Leiſtungen unſerer deutſchen Schauſpieler ſind Skizzen im Vergleich zu dieſer fertigen Kunſt. Alles ſo fein ausgeführt und doch in großen Zügen dargeſtellt. Schon dieſe Phyſiognomien! Sie ſind immer ein Bild von vollendeter Charakteriſtik. Und die Damen wiſſen dabei immer noch ſo blendend ſchön auszuſehen. Coquelin ſelbſt iſt ein Genie, davon iſt nichts abzuhandeln. Die Stücke, die er vorführte, ſind von unterſchiedlichem Werte, einige geradewegs fad und langweilig. Trotzdem wirkten ſie durch den künſtleriſchen Geiſt, mit dem die Darſteller ſie belebten und erhöhten. Ein ſonniger Glanz, wie klaſſiſche Heiterkeit, liegt darüber. Und der reine, diſtinguierte Ton, die gepflegte Sprache, in der ganzen Konverſation nirgends eine dumpfe oder keifende Stimme. Ich erlebte wieder, was Kunſtgenuß, was Theatervergnügen heißt. Mein Enthuſiasmus für die Bühne loderte wieder auf."

Ich ſehe, daß ich viel nachzuholen habe, wenn ich heimkomme. —

Aus dem Frankfurter Kunſtleben.

Von Wilhelm Mayer.

(Frankfurt a. M.)

Hänſel und Gretel von E. Humperdinck. Die Medici von R. Leoncavallo.

Wir ſind nun nachgerade faſt daran gewöhnt, von der Bühne herab ein Spiegelbild ſchauervoller Wirklichkeit zu empfangen, und ſo beherrſchen denn auch die Neu Italiener der ſogenannten veriſtiſchen Schule mit Cavalleria und Pagliacci noch immer unſer Opernrepertoir in hervorragender Weiſe: Eiferſuchtstragödien, in denen den wildeſten menſchlichen Leidenſchaften ein ausgedehnter Tummelplatz eingeräumt iſt, und Mord und Totſchlag nur ſo an der Tagesordnung ſind. In eine ganz andere Welt dagegen verſetzt uns das Märchenſpiel: Hänſel und Gretel von Engelbert Humperdinck.

Freilich wirft auch in dieſes anmutige Kinderſpiel der Tod ſeine düſteren Schatten, jedoch ſind es nicht Gift und Dolch, die hier ihr grauſiges Scepter ſchwingen, vielmehr wird die Kataſtrophe durch die Verbrennung der Knuſperhexe in ihrem eigenen Backofen herbeigeführt, ein Vorgang, der ſelbſt die reifere Jugend nicht mehr in Aufregung zu ſetzen vermag.

Das Textbuch der Frau Adelheid Wette, der Schweſter des Komponiſten, das — wie man ſagt — urſprünglich für der Verfaſſerin eigene Kinderſtube gedichtet wurde, iſt nicht ohne poetiſchen Wert. In kindlich naiven Verſen und einfachſter Handlung führt es den Inhalt des bekannten Märchens an uns vorüber. Auf dieſer Unterlage hat E. Humperdinck eine Muſik geſchaffen, die an reizvoller Melodik und feinkünſtle-

riſcher Geſtaltung unter den Erzeugniſſen der heutigen Opernlitteratur nicht viele ihres gleichen finden dürfte. Allerdings haben hier Wort und Ton eine ganz eigenartige Ehe eingegangen, denn zu den kindlichſten Verſen redet der vertraute Freund und Jünger des Bayreuther Meiſters nicht ſelten die Sprache der Meiſterſinger und Nibelungen, wie denn überhaupt die ganze Behandlung der Partitur im Stile Richard Wagners gehalten iſt. Trotzdem aber kann man ſagen, daß die gewandte Feder des Komponiſten es verſtanden hat, dieſes offenbar zwieſpältige Verhältnis zwiſchen Text und Muſik nicht eigentlich fühlbar werden zu laſſen. Mit feinem Sinn hat Humperdinck namentlich die poetiſchen Momente der Dichtung erfaßt und ausgeſtaltet. So ſind unter anderem die Erſcheinung des Sandmännchens und der vierzehn Engel von einer wundervollen Muſik begleitet, der Echoeffekt und Kuckucksruf im Walde ſchön und wirkſam verwertet. Allerliebſt machen ſich die eingeflochtenen Kinderlieder, welche, ſo wie ſie hier bearbeitet worden, in eine höhere künſtleriſche Sphäre gehoben, ſozuſagen erſt kunſtſalonfähig geworden ſind.

Man genießt das ſchöne Werk gern oft und mit großer Freude. Wir haben es eben mit einem wohlgelungenen Verſuch der Darbietung einer Kinderſpeiſe, für Erwachſene zubereitet, zu thun; dieſe Speiſe mundet uns zwar ſehr, allein wir möchten einer Ausbreitung dieſer Richtung doch nicht das Wort reden, es ſei denn, daß wir werden wie die Kinder*).

Hier in Frankfurt, dem Domicil des Komponiſten, wird das Märchenſpiel aber auch trefflich gegeben und es trägt zu dem guten Erfolg neben der wirkungsvollen Inſcenierung die Darſtellung des Geſchwiſterpaares: Hänſel und Gretel durch unſere Frau Jäger und Fräulein Schako in erſter Linie bei.

Eine ganz andere Phyſiognomie bietet das gleichfalls kürzlich über unſere Opernbühne gegangene neueſte Opus Leoncavallos: „Die Medici“. „Crepusculum“, Epiſche Dichtung in Form einer hiſtoriſchen Trilogie nennt der Dichterkomponiſt in hochtönender und etwas anſpruchsvoller Weiſe das Werk, deſſen erſte Abteilung die Medici bilden. Es ſoll offenbar ein geſchichtliches Seitenſtück zur mythologiſchen Nibelungentetralogie Wagners abgeben, allein hierzu fehlt ihm — ſoweit wenigſtens die Medici einen Schluß auf das Ganze zulaſſen — denn doch gar zu viel. Der Dichter Leoncavallo glaubte den hereinbrechenden Verfall einer großen Epoche der Geſchichte ſeines Vaterlandes künſtleriſch verewigen zu ſollen. Er hat es auch an Gewiſſenhaftigkeit nicht fehlen laſſen und ſogar im Textbuch ſeine hiſtoriſchen oder poetiſchen Quellen vielfach angegeben. Solche Quellennoten können in einer rein hiſtoriſchen Arbeit, wie z. B., um etwas Aktuelles anzuführen, im Quidde'ſchen Caligula-Artikel, als ſehr heilſam ſich erweiſen, aber wenn ſie ſchon in einem Ebers'ſchen Roman ſich ſtörend geltend machen, ſo dürften ſie ihre Berechtigung in einem Operntextbuche noch weit weniger zu begründen vermögen. Denn hier hat es kaum einen Wert zu wiſſen, ob die oder die Stelle, der oder der Vorgang einem Vorbilde in der Wirklichkeit entſpricht, es kommt vielmehr darauf an, daß eine dramatiſch feſſelnde und ſpannende, an eindrucksvollen lyriſchen Momenten reiche Handlung geſchaffen werde, die als eine wohlgeeignete Unterlage für ein Muſikdrama gelten kann. Der letztgenannten Anforderung entſpricht das Buch der Medici keineswegs, indem weder die hiſtoriſchen Geſtalten und Begebenheiten in der Art, wie ſie hier vorgeführt werden, ſonderlich zu intereſſieren vermögen, noch die lyriſche Seite, die in dem pſychologiſchen und auch ſonſt recht eigentümlichen Verhältnis Giulianos zu den beiden Frauen ihren Schwer-

*) Wir kommen im nächſten Heft der „Geſellſchaft“ eingehend auf die entzückende Humperdinckſche Oper zurück. Die Schriftleitung.

punkt findet, unſerem Empfindungsleben wahrhaft erhebende und erwärmende Eindrücke zu vermitteln imſtande iſt. Zu dieſer Handlung hat Leoncavallo eine Muſik geſchrieben, über die man ſich im allgemeinen auch nicht ſehr rühmend ausſprechen kann. „Phraſen, Phraſen, nichts als Phraſen“ würde ein Partitur leſender Hamlet ſagen, und in der That bietet der muſikaliſche Teil des Werkes ſowohl dem Fachmann als dem Laien gar wenig Erfreuliches dar. Läßt es ſich auch nicht leugnen, daß der Komponiſt, nicht minder wie im Bajazzo, als ſouveräner Beherrſcher der Mittel der Tonſetzkunſt ſich erweiſt, daß er für die dramatiſchen gleichwie für die lyriſchen Situationen charakteriſtiſche Tonbilder zu erzeugen verſteht, ſo fehlt es doch im Großen und Ganzen an bedeutſamen und originellen muſikaliſchen Gedanken, einem den Hörer feſſelnden Erfindungsgehalt. Zahlreiche Anklänge an Wagner, Meyerbeer und Gounod treten in geradezu aufdringlicher Weiſe hervor, und zu mancher Nummer hat ein oder das andere Stück der genannten Meiſter förmlich Pate geſtanden. In einzelnen Teilen des Werkes erhebt ſich die Muſik zu ſchöneren und eindrucksreicheren Tonſätzen, allein dieſe können das Ganze nicht retten, ſelbſt nicht einmal das eigentlich nur durch einen ganz gewöhnlichen Enſemble-Schreiſchlußeffekt auf die große Maſſe wirkende Septett des dritten Akts iſt dazu imſtande, und ſo werden wohl die Medici nach kurzem Lebenslauf das Schickſal der Mascagniſchen Nachſchöpfungen teilen, d. h. der unabwendbaren Vergeſſenheit anheimfallen. Ja, es hat in der That den Anſchein, als ob beide Kollegen und Landsleute das gleiche Verhängnis teilen ſollten, denn wie dort dem funkelnden Stern der Cavalleria iſt auch hier der glänzend aufgegangenen Sonne der Pagliacci ein trüb flimmerndes Geſtirn gefolgt. Crepusculum! Crepusculum! der Titel iſt gar zu ominös, hoffen wir, daß er mit Bezug auf den Genius Leoncavallos ſich in ſeiner Bedeutung nicht dauernd behaupten werde. Ob wohl der weitere Verlauf der Trilogie, ob vor allem die Kaiſeroper „Orlando di Berlino“ die Scharte wieder auswetzen wird?

Kritik.

Romane und Novellen.

Von Zeit zu Zeit ſehe ich die Alten gern — beſonders, wenn ſie liebenswürdig ſind und Humor haben. Was doch dieſer Heinrich Seidel in ſeinen Berliner Skizzen alles zu erzählen weiß! (Geſammelte Schriften. Zwölfter Band. Zweites Tauſend. Leipzig 1894. A. G. Liebeskind.) — Von einer ſilbernen Verlobung erzählt er und von zierlichen weißen Ratten, die in der Roheit Fortſchritte machen, von einer urſittſamen Gouvernante und Berliner Radauverbrüderungen, von der heldenhaften Ermordung der alten Seeſchlange und der Fahrt eines Luftſchiffers bis zur Pforte des Himmelreichs, von Storchenerziehung und von der Beſorgnis einer Menſchenmutter um die Verſetzung ihres Quartanerſprößlings, von einer Brautwerbung via Luftballon, die ein ſchreckhaftes Ende nimmt, und von pflanzenfreundlichen Anpflanzungsbeſtrebungen. Kleine Sachen, denen man beim beſten Willen nicht gram werden kann, wenn ſie auch hie und da ins Breite gehen. Einzelne Situationen ſind köſtlich humoriſtiſch geſehen. So, wenn die Storchenmutter brütet und brütet, bis ſie eines Morgens ſagt: „Vater, mir iſt ſo, als wäre es ſo

weit, ich glaube, da pickt was.“ Oder wenn der Storchenvater würdevoll seinen Kleinen doziert: „Seht, Kinder, so ist es oft in der Welt, wenn die Tiere kleiner sind als wir, dann essen wir sie, sind sie aber größer als wir, dann essen sie uns. Darum ist es gut, daß man immer bescheiden bleibt“ und die Storchenmutter andachtsvoll erst ihren Mann und dann die Kinder anguckt, als wollte sie sagen: „Seht, solchen Vater habt ihr!“ Auch Papa Leberecht Hühnchen tritt wieder auf und erweist sich als lebensfähig. Für Freunde harmlosen, etwas spießbürgerlichen Humors eine köstliche Gabe.

C. Schott, Die Gesellschafterin. (Leipzig, Robert Claußner, 1893.) — Man denke sich eine Jüdin, der man ihre Rasse absolut nicht anmerkt. Ein Adeliger verliebt sich in sie, schreckt zurück, als er ihre Zugehörigkeit zum auserwählten Volke erfährt, wird aber sofort vernünftig, als ihm sein Vetter, ein Offizier, eine freisinnige Vorlesung gehalten hat. Zum Überfluß heiratet besagter, auf der Höhe modernen Mischmaschfreisinns stehender Vetter eine Witwe, in deren Adern eine gute Portion semitischen Blutes fließt. Selbstverständlich sind alle diese Personen von musterhafter Sittlichkeit. Merkwürdig, daß sie alle sprechen, wie Blaustrümpfe schreiben. Das Buch strotzt von denkwürdigen Stilblüten: „Ihr erschienen die verschiedenen Religionen wie die verschiedenen Uniformen des Herrn, dessen Haupt, dessen aller Oberst der Kaiser ist.“ Ist das noch deutsch oder ist es hebräisch?

Stilistisch nicht viel höher stehen die Erzählungen von Emil Roland, Die Geschichte eines Lächelns und andre Novellen. (Berlin, Verlag von Alexander Duncker, königlichem Hofbuchhändler.) — Die Verfasserin versteht die Kunst, viele Worte zu machen. Von zwei Damen erzählt sie: sie „traten auf dem Parkett auf Herrenherzen herum, gebrauchten ihre Augen nach der kunstgerechtesten Manier und badeten ihre kleinen Hände sozusagen zur besonderen Liebhaberei im Herzblut ihrer Verehrer.“ Das mag genügen.

C. Miethe, Axenstein. Eine Doppelnovelle. (Berlin, R. v. Deckers Verlag, G. Schenck, königlicher Hofbuchhändler.) — Wie wenig doch dazu gehört, „gute“ Unterhaltungslektüre zu produzieren. Nur ja keine originelle Fabel. Dafür ein paar Scheffel Wohlanständigkeit. Die Figuren müssen alte Bekannte sein, die ganz zufällig den oder jenen Namen tragen. Nur nicht etwa dem Leser zumuten, sich in eine eigentümliche Individualität hineinzudenken. Gewagte Situationen müssen natürlich vermieden werden, auch wenn sie am Platze wären. Die vorliegende Doppelnovelle hat wenigstens den Vorzug, daß sie in schlichter Sprache geschrieben ist, ohne aufdringliche Sentimentalitäten und „schöne“ Stellen.

Davon ist nicht frei: Dämmern, Skizzen von Marie von Glaser. (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender.) — Die Verfasserin führt eine gewandte Feder, aber sie hat noch keinen Stil. Sie erzählt so elegant und so breit wie eben andere Schriftstellerinnen auch. Dafür enthält das Buch eine einfache Skizze, die für die Zukunft mehr als Durchschnittsware erhoffen läßt: „Der alte Baron.“ Hier tritt die Sentimentalität zurück; der alte Herr, der seinen Tag mit allerlei Nichtigkeiten totschlägt, ist gut gesehen und einfach humoristisch geschildert. Mehr von der Art!

Und nun aus der reinen Unterhaltungslektüre heraus.

Der Verfasser des Romans „Laster“ Fürst Friedrich Wrede hat drei Novellen unter dem Titel „Der Liebe Weh“ gesammelt. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Davon verdienen zwei größere Beachtung: „Mutter Anna“ und „Schasti-Quasti“. Mutter Anna schießt den rohen Aristokraten über den Haufen, der für den nächsten Tag ihren einzigen Sohn vor die Pistole gefordert hat: sie

wandert ins Gefängnis, ihr Sohn ins Kloſter. Schaſtl-Quaſtl, das einfache Naturkind, wirft die Schweſter, die zur Dirne geworden, unter die Räder der Lokomotive und wird zum Tode verurteilt. Der Verfaſſer ſympathiſiert mit den Verurteilten und drängt ſeine Sympathien zuweilen unkünſtleriſch in den Vordergrund. Aber er findet ſtarken glücklichen Ausdruck für die Leidenſchaft und kann tragiſche Momente ſchlicht und herb zeichnen.

Tiefer Erfaſſung des pſychologiſchen Moments ſtrebt Martin Langen nach in ſeinem Roman: „Ein Anderer“ (Köln und Leipzig, Albert Ahn), ohne daß es ihm vorderhand gelungen wäre, die Entwicklung der Handlung ſo wahrſcheinlich zu geſtalten, daß man ihm mit völliger Sicherheit folgen könnte. Es hapert immer im entſcheidenden Moment. Herr von Berg zieht ſich aus dem Bankgeſchäft ſeines Vaters zurück, um der Wiſſenſchaft zu leben. Seine Frau wird eiferſüchtig auf die Wiſſenſchaft. Sie ſpricht es direkt aus, daß ſie das Gefühl habe, als ſolle nun ihre Liebe zugrunde gehen. Hier bleibt der Verfaſſer die Erklärung ſchuldig, er macht das Angſtgefühl der Frau nicht wahrſcheinlich. Dann folgt wieder ſehr viel gut Geſehenes. Das Ringen und Streben des Mannes iſt gut beobachtet, ſein Schwanken zwiſchen Zuverſicht und Hoffnung. Auch die wachſende Entfremdung der Gatten iſt gut geſchildert. Aber ganz danal iſt wieder die Verführung der Frau durch einen Lebemann dargeſtellt. Und was dann folgt, die allmähliche Ausſöhnung mit dem Gatten iſt trotz Schönheiten im einzelnen zu wenig ausgeführt und der Schluß ganz ſkizzenhaft und ungenügend. Ich kenne von Langen bisher nur lyriſche Gedichte, die über das Niveau der Dutzendware nicht herauskommen. Hier im Romane zeigen ſich Anſätze zu weit größerer Kunſt. Möglich, daß hier Langens Begabung liegt.

Im Verlage von Greßner & Schramm (Leipzig) ſind zwei Überſetzungen aus dem Ruſſiſchen erſchienen: „Helle Nächte“ von F. M. Doſtojewski und „Hinter der Wand“, „Altes Weh“, zwei Erzählungen von W. Kreſtowski. Doſtojewski nennt ſein Buch mit Recht einen ſentimentalen Roman. Ein gutmütiger Träumer macht in den hellen Nächten die Bekanntſchaft eines jungen Mädchens und hilft ihr, den Mann, den ſie liebt, zu gewinnen. Dabei verlieben ſich die jungen Leute platoniſch und der gute Träumer wird wohl ein wohlanſtändiger Hausfreund des jungen Paares werden. Von Kreſtowskis Geſchichten iſt die erſte „Hinter der Wand“ zu beachten. Eine traurige Liebesgeſchichte hört ein Wandnachbar mit an und erzählt ſie nun zu Nutz und Frommen der ſündhaften Menſchheit. Es iſt feine Beobachtung darin; aber die an ſich originelle Einkleidung ſchwächt den Eindruck der Erzählung.

L. Couperus, Extaſe. Ein Buch vom Glück. Aus dem Holländiſchen überſetzt von Freia Norden. (Dresden, Alexander Beyer.) — Das Original hat ſeiner Zeit Paul Raché in der „Geſellſchaft“ beſprochen. Die Überſetzung kann ich nicht beurteilen; in beſonders gutem Deutſch iſt ſie nicht geſchrieben. Aber ſelten hat es ein Buch wie dieſes verdient, ins Deutſche überſetzt zu werden. Es iſt ganz Stimmung und Glanz. Von Handlung kaum eine Spur. Aber das Buch läßt nicht los. Es iſt krankhaft im innerſten Kerne und raffiniert in dem Aufſuchen von Senſationen. Aber es iſt mit reifſter Kunſt geſchrieben.

In Nervenkunſt macht auch Karl Rosner; er nennt ſeine „Gefühle“ (Leipzig, W. Friedrich) etwas aufdringlich „pſychopathiſche Fülle“. Daß Rosner Talent beſitzt, hat er mit ſeiner „Décadence“ bewieſen. Das neue Buch, das an ſchwerere Stoffe herangeht, beweiſt leider keinen Fortſchritt. Die Form iſt ſchlodderig wie im erſten Buche, und die Verarbeitung des Stoffes macht ſich der junge Schriftſteller denn doch zu leicht. Er konſtruiert zu viel und giebt zu wenig aus ſich heraus

Das Erlebte fehlt. Es ist eine alte Geschichte, daß der Ehemann mit nicht gerade zärtlichen Gefühlen beobachten kann, wie die Säugetierliebe der Mutter zum Kinde ihre Liebe zum Manne in den Hintergrund drängt. Rosner stellt die Sache effektvoll auf die Spitze und läßt den Ehemann das Kind morden. Daß der Vater, der das thut, verrückt ist, vergißt er bei seiner Rechnung. Es ist wahr, daß einen thatkräftigen Mann ein Gefühl des Ekels erfassen kann beim Anblick einer Sklavenexistenz, die hinlebt wie das liebe Vieh. Rosner läßt einen nicht verrückten Menschen einen vegetierenden Sklaven von Pferdebahnkutscher morden und sich fühlen als „erlösenden Mörder, als Messias der That". In solchen Fällen heißen die feinsten Mätzchen und die schönsten abgerissenen Sätzchen nicht über das Gefühl hinweg, daß sich der Verfasser an Stoffe herangewagt hat, die er nicht meistert. Rosner hat ein nicht unbedeutendes Formtalent. Mag er nun seine eigene Form finden und von spielendem Konstruieren zur Bewältigung von innerlich Erlebtem übergehen.

Oberflächlich sind die drei Novellen von Arthur Borustein: „Klippen". (Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft.) — Der Verfasser sieht die äußeren Ereignisse richtig. An und für sich ist, was er erzählt, wohl möglich. Aber er giebt sich keine Mühe, das Leben seiner Personen innerlich zu gestalten. Er giebt roh zugehauenen Stoff ohne Gestaltung.

Schon äußerlich nach Seite der Form überragt alle bisher besprochenen Bücher der Roman von Friedrich Kummer: Lockende Liebe (Leipzig, W. Friedrich). — Endlich einmal einer, der seine deutsche Muttersprache mit bewußter Kunst formt, der nicht mauscheit und nicht affektiert die Sätze zerhackt. Er hat es sich auch mit der Verarbeitung des Stoffes nicht leicht gemacht. Wir kommen auf Kummers Roman das nächste Mal zurück.

G. Morgenstern.

Edward Stilgebauer: „Menschenschicksal." Der Novellen neue Folge. (München, Dr. E. Albert u. Co. Separat-Konto. 175 S.)

Der Dichter hat dem Buche eine Widmung an L. vorgesetzt, der wir zwei Strophen hier entnehmen.

„Menschliches Schicksal soll dies Buch Dir künden,
Menschliches Elend, das ja nimmer ruht,
Entschleiert sind des Busens tiefste Sünden,
Entfacht der Leidenschaften wildste Glut;
Und Du allein sollst hier den Ausweg finden,
Du kannst ihn finden, Du allein bist gut,
So stell' ich dieses Buch vor Deine Seele,
Daß sie das Schöne aus dem Schlechten wähle.

— — —

So nimm es hin, denn Dir ist es gedichtet,
Dein soll es sein, die einzig es begreift,
Der Einzigen, die liebt und niemals richtet,
In deren holdem Schutz es still gereift.
Ich seh', wie jede Zeil' vor Dir sich lichtet,
Indem des Freundes Bild vorüberstreift;
Nimm's auf, denn Du bist alles zu verstehen
Und alles zu begreifen ausersehen.

Die innige Eindringlichkeit des Tones beherrscht nicht bloß die Widmung, sondern sie durchglüht auch den Vortrag der vier Erzählungen. Man errät nun schon, daß der Erzähler oft etwas zu pathetisch wird und in deutlichmachender Beschreibung hie und da des Guten zuviel thut. Das Herz ist ihm zu voll. Das beeinflußt auch die Wahl seiner Ausdrucksmittel. Nicht immer ist das Wort mit künstlerischer Überlegung gewählt, nicht immer der Satz sorglich geprägt. So wird vom Übermaß der Subjektivität die künstlerische Individualität beeinträchtigt. Denn nicht wo er überschwenglich wird, gewinnt uns der Dichter, er wirkt am stärksten, wo er sich am einfachsten giebt, nicht mit dem ganzen Apparat der Sprache, aber mit der ganzen Kraft der Seele. Wer sich für die früheren Werke des jungen fränkischen Dichters interessierte, wird auch diese Erzählungen nicht unbeachtet lassen. Stilgebauer ist eine ebenso sympathische wie vielversprechende Erscheinung, auch Einer im ernstesten Sinne, ein hoffnungsvoller Vertreter unserer jüngsten Generation in der nationalen Litteratur. C.

Digitized by Google

Lyrik.

Proben isländischer Lyrik, verdeutscht von M. Lehmann-Filhés. Berlin. 1894. VI u. 54 S.

Zum ersten Male erscheint hier eine Sammlung isländischer lyrischer Gedichte in deutscher Übersetzung. Das Buch enthält 21 Gedichte von 4 Dichtern: Bjarni Thorarensen, Jónas Hallgrimsson, Jón Thoroddsen und Grimur Thomsen. Die Auswahl der Dichter hätte kaum glücklicher getroffen werden können; sie gehören alle zu den bedeutendsten und gelesensten Lyrikern Islands. Die Blütezeit des ersten fällt in den Anfang des Jahrhunderts, der vierte lebt noch, der zweite und dritte wirkten in der Mitte unsres Jahrhunderts. Die kurzen orientierenden Bemerkungen über die Verfasser, die ihre Biographie und Charakteristik bieten, sind ziemlich unbedeutend und für Isländer ohne Interesse, können aber für ein Publikum, das, wie das deutsche, mit der isländischen Litteraturgeschichte gänzlich unbekannt ist, ihre Bedeutung haben. Sie haben den Vorteil, daß sie im großen und ganzen zuverlässig sind, wenn sich auch einige kleine Versehen eingeschlichen haben. So hat z. B. Jónas Hallgrimsson unseres Wissens kein einziges Gedicht von Tieck übersetzt, wie auf S. 19 behauptet wird.

Die Auswahl der Gedichte ist durchweg glücklich getroffen. Freilich hätte man gern von jedem Dichter ein paar Gedichte mehr gewünscht; aber in einem kleinen Bande „Proben" soll man ja nicht eine erschöpfende Repräsentation erwarten.

Die Übersetzung ist wohlgelungen, einzelne Gedichte sind sogar ausgezeichnet übersetzt. „Island" von Jón Hallgrimsson und das schöne Erinnerungsgedicht von B. Thorarensen „Oddur Hjaltalin" sind fast Wort für Wort übersetzt und können kaum besser wiedergegeben werden. An einzelnen Stellen ist der deutsche Ausdruck etwas matter, als der isländische; dafür sind aber isländische Gedichte sehr schwer zu übersetzen, und die isländische Dichtersprache enthält verschiedene Feinheiten, die im Deutschen gar nicht wiedergegeben werden können, ohne an poetischem Duft zu verlieren.

Die Übersetzerin hebt in der Vorrede hervor, daß sie den allen isländischen Gedichten eigentümlichen Stabreim (Alliteration) beibehalten habe. Aber der Versuch ist sehr unglücklich ausgefallen. Nur hier und da ist der Stabreim richtig angewandt, und selten länger als ein paar Verse hinter einander. Weshalb soll man sich auch die Übersetzungsarbeit schwerer machen als notwendig? Der Stabreim wird ja in der deutschen Lyrik nicht gefordert wie in der isländischen, wo eben jedes Gedicht Stabreim haben muß.

Hoffentlich kommt die Übersetzerin bald in die Lage, weitere Proben ihrer Kunst vorzulegen. Die reichhaltige isländische lyrische Litteratur wartet auf einen Übersetzer, der imstande ist, sie Europas Kulturvölkern zu vermitteln. Mit ihren „Proben" hat Frl. Margarethe Lehmann-Filhés bewiesen, daß sie sich vorzüglich dazu eignet, die Vermittlerin zu werden.

Ólafur Davidsson.

Hans H. Busse, Lieder des Himmels. Der Lyrik-Serie „Erde!" I. Bdchen. (München, Karl Schüler, A. Ackermanns Nachf.)

Für Beurteiler, die mehr als ich in der modernen Lyrik zuhause sind, mag des Dichters Name willkommenen Anlaß bieten zu Vergleichen und kritischen Abwägungen: ich erspare mir das.

— 28 Lieder enthält das Bändchen, bald in feste Form geprägt, bald frei hinrauschend in des Ringens oder des Jauchzens Leidenschaft.

Im weißen Mondlicht und beim Flimmerglast des Sternenhimmels, unter sonndurchtränktem Laubdach, im glühenden Mittagsschein und in des Abends Zwielicht hat der Dichter seine Lieder erlebt; ihm ist die Welt voll warmen Glänzens und vollen Klingens: und nun erweckt er

durch Milde oder Glut der Farben, Düfte, Töne und Gestalten das Bild der Landschaft, der Durchleuchtung, des bestimmenden Milieus kurzweg, mit der Stärke, die hinwiederum associierend im Leser dieselben Stimmungen nach oben und niederwärts: Drauflosgenießenwollen, schwüle Sinnlichkeit, gedrücktes Hingrübeln, sonnigen Frohsinn erzeugt.

Von solcher Macht der Sprache und der Farben gebe nachfolgendes Gedicht Zeugnis:

Mit blendender Helle umloht uns
Sommersonnenglut,
mit fiebernder Schnelle bedrahtet uns
heiß und toll das Blut

Wir liegen Seite an Seite,
es ist so schwül, so schwer ...
wir starren hinaus in die Weite ...
Stille rings umher ...

— Ganz äußerlich betrachtet, zeichnet sich dies Bändchen durch graziöses Format, vornehm-liebenswerte Ausstattung, ungewöhnlich zierlichen Umfang und niedrigen Preis (0,50 Mk.) sehr erfreulich aus.

Was von Gedankengängen und Leidenschaften durch des Dichters Seele zieht und braust, will er uns weiterhin in zwei demnächst erscheinenden Folge-Bändchen:

II/III: „Gedankendämon u. a. Gedichte",
IV: „Blut", Liederlieder

miterleben, mitdurchringen und mitbejubeln lassen. E. B.

Maximilian Dauthendey: Ultra-Violett, einsame Poesien. Berlin, Max Haase. Mk. 25. — Unter den Modernen scheinen wenigstens einige zu sein, die vermöglich sind; oder unter den modernen Verlegern scheinen einige mit besonderen Mitteln ausgerüstet zu sein, was auf dasselbe herauskommt; denn hat der Verleger Geld, hat's die ganze Schriftstellerwelt. Mit ganz ungeheurem Luxus — ich möchte sagen: aschgrau, ziehe aber vor: mit ganz ultra-violettem Luxus erscheint ein neues Buch von dem in den vordersten Reihen galoppierenden Modernen, von unserem großen Farbensymphoniker Maximilian Dauthendey. Früher nannte er sich Max. Und das war mir lieber. „Max Dauthendey", dieser Doppeljambus galoppierte einem glücklich durch's Ohr. Und es lag in ihm etwas wie geprägte Litteratur-Münze. „Maximilian Dauthendey"! Apollo bewahre mich, daß ich das überhaupt skandiere. Und wie sich dieser „Maximilian" zum „Max", so, möchte ich sagen, verhält sich dieses „Ultra-Violett" zu seinem früheren Beiträgen im Bierbaum'schen „Musen-Almanach" und zu seiner liedreizenden „Josa Gerth" (Dresden 1893). Schon dieser Titel: „Ultra-Violett", welch' ein koloristischer Aufschrei, welche Absichtlichkeit, welche Drohung, daß wir mit Farbentöpfen totgekleistert werden, liegt nicht darin! Und ich muß offen sagen: wie im Druck (es ist nur einseitig, wie ein Manuskript gedruckt), wie im Format, wie in der Ausstattung, wie im Preis (Mk. 25!) — es sind 48 größere und kleinere Gedichte; keine Illustrationen), so scheint mir, ist der Verfasser in der Mache, in seiner Produktion, in seiner spezifischen, koloristischen Auffassung, in seiner Manier, nur durchs Auge zu dichten, und das Cerebrum sich schlafen legen zu lassen, die Psyche auszuschalten, und bei seinem Nachbar, dem Maler, den Pinselinhalt zu borgen, zu weit ins „Ultra" gegangen. Hier war der Titel nomen et omen. Und außerdem hat sich unser Dichter in der mit einer gewissen Zähigkeit durchgeführten Absicht, nur Geschautes, nur Netzhaut-Eindrücke wiederzugeben, und dem Dichter selbst, dem Gedanken-Born, den Mund zuzuhalten, zu Dingen verleiten lassen, die an die schlimmsten Allegorie-Poesieen eines Roman de la Rose erinnern, wo la vertu und la faiblesse und la tristesse rührsame Gespräche halten. Was sollen wir beispielsweise denken, wenn die „Dunkelheit (singt wühlend aus den Schattenwinkeln des Gemaches)

Schwarze Flammen fliegen aus Rosen.
Schwarze Flammen in schwarzen Ringen,
Schwarze Flammen schwingen die Klingen,
Schwarze Flammen aus schwarzen Rasen."
(Pag. 273.)

Wenn die Poeſie allzu kindlich werden will, dann wird ſie kindiſch. Auch ein Graf Pocci würde nicht gewagt haben, in ſeinen den Kindergemütern angepaßten Puppenſtücken und Ferieen, wo oft die „Tugend“, das „Gute“, das „Schickſal“ zu Wort kommt, die Dunkelheit ſprechen zu laſſen. Bei Dauthendey kommt dann noch der „Roſenſchein“ zur Sprache, d. h. zum ſprechen, „die Flut“, „das Gebet“ (als ſolches, alſo der Begriff), und da der Dichter peremptoriſch ſich ſträubt, ſein Cerebrum, ſeine eigene Pſyche mit reden zu laſſen, ſo werden wenigſtens die „Gedanken des Dichters“, und damit er ſelbſt, durch eine allegoriſche Hinterpforte wenn auch nur „dumpf“ „redend“ und „ſingend“ eingeführt. Schließlich ſpricht noch „das Schweigen des Todes“ und „die Stille“ „ſingt“. — Dieſes letztere Paradoxon würden wir noch nicht einmal für das Gewagteſte halten; denn die Einſamkeit, die Stille, der Tod ſpricht wirklich zu uns. Aber betreff der andern Abnormitäten möchten wir an den hochbegabten Künſtler ernſtlich die Frage richten, ob er glaubt, mit ſolchen Künſteleien bei uns den Parnaß zu ergattern; Künſteleien, die wir mehr dem Veranſtalter der „Freskobühne“ und ſeinem Geſchlecht überlaſſen zu können glaubten; dem es weniger um einen adäquaten Ausdruck ihres Gemüts — ſagen wir: geiſtigen Anlage — als um einen möglichſt exponierten und von allen Seiten geſehenen Platz auf obgemeldeten Parnaß zu thun iſt. Beim dreimal heiligen Muſagetes, den wir alle verehren, ſo haben wir uns den Symbolismus in der Dichtkunſt, auf deſſen Fahne auch der Verfaſſer Dieſes ſchwört, nicht vorgeſtellt. — Die rein koloriſtiſche Abſicht im geſprochenen Wort, wie ſie Dauthendey offenbar erſtrebt, muß auch rein techniſch und pſychologiſch als ein gefährliches Wagnis bezeichnet werden. Wenn wir eine rein vom farbenſchauenden Gemüt eines Künſtlers konſtruierte Landſchaft, z. B. ein Böcklin'ſches Bild betrachten, ſo iſt dies, dieſer Eindruck, der faſt ausſchließlich eine vom Auge aus erfolgte Erſchütterung unſeres Gemüts bedeutet, etwas himmelweit verſchiedenes von dem, wenn ein Dichter, dem nur das Wort zur Verfügung ſteht, uns Farben und Landſchaften vorſprechen will, die, unſer Sprachcentrum paſſierend, zunächſt nur unſern Intellekt erſchüttern. Wenn Dauthendey auf pag. 109 beginnt: „Stummblumen eine tauhelle Wieſe voll“, oder pag. 119 eine „Viſion“ anhebt „Stöhnendes Graugelb“, ſo ſind dies für uns zunächſt nur akuſtiſche, keine optiſchen Werte. Und überall da, wo unſer Verfaſſer verſucht, durch Worte optiſche Eindrücke zu erzielen, ſcheinen mir „die Grenzen der Malerei und Poeſie“ im Leſſing'ſchen Sinn überſchritten. „Die üblen Einflüſſe (der Verwiſchung dieſer Grenzen) — beginnt Leſſing ſeinen ‚Laokoon‘ — haben ſich in der Poeſie durch Schilderungsſucht geäußert, indem man ſie (die Poeſie) zu einem redenden Gemälde machen wollte, ohne eigentlich zu wiſſen, was ſie malen könne und ſolle.“ Und, daß der Dichter nicht malen ſolle, gehört, um mit Viſcher zu reden, „zum ABC der Äſthetik“. — Nicht, als ob wir unſern Dichter durch theoretiſierende Äſthetiker aus dem Sattel heben wollten; ſondern wir verſuchen eine Begründung — die nach der heutigen Pſychologie nicht einmal ſo einfach iſt, da wir faſt nur empiriſche Endwirkung, aber keinen phyſiologiſchen Hergang der Sprachwirkung kennen — weil wir vor den eigentlichen Dauthendey'ſchen Verſuchen, den „ultra-violetten“, mit ſtumpfer Empfindung dortſtehen: „Das Goldgrün und das bereifte Blaugrün liſpeln ein Sonnenſcheinlied, das blaurote Geſtrüpp wiſpert es“ (pag. 99); oder „braune Knoſpenaugen noch von keinem Geſchehnis geritzt“ (ebenda); oder „es iſt Frühling, und das Mädchen ſtreichelt ihn“ (ebenda) wirkt auf unſere Pſyche ſtumpf. Es mag aber auf andere erſchütternd und Anſchauung vermittelnd wirken. Bei uns bleibt nur eine gewiſſe Stupefaktion übrig, und

wir können nur annehmen, daß es dem Dichter vorwiegend um sie zu thun war. — Nicht, als ob es in dem Buch an prächtigen Stimmungsbildern fehlte, z. B. „Die Flucht nach Ägypten", an wirklichen Episoden, wie z. B. „Abgestürzt" (pag. 123), an humoristischen Scenen, wie z. B. „Faun"; an großartigen Bildern, wie z. B. „Die Geburt des Genies". Aber der Verfasser, wie schon der Titel andeutet, — „Ultra-Violett" -- operiert auf unserem Gehirn, experimentiert mit Begriffen und akustischen Werten, um bei uns farbige Vorstellungen zu erzeugen; er will vom akustischen zum optischen Perzeptions-Centrum eine Brücke schlagen. Und hier mußten wir sagen, was psychisch bei uns eingetreten ist: Enttäuschung, Staunen, Kitzeln, Widerwille und gelegentlich Brechreiz. — Eine seiner Prachtleistungen aber, die auch der Strengste mit Bewunderung betrachten muß, und wo wenigstens die Farben nicht redend eingeführt werden, mag hier folgen:

A vespero (pag. 17). „Die Sonne fällt zur Erde. Gellend zerspringt ihr Licht. — Dicht vor dem blauen Tempel rollt sie nieder. Die berstenden Strahlen jagen durch den Tempelhain. Das Laub fliegt in braunroten Fetzen, geronnene Blutschlacken, triefende Purpurbrände. Alles rast durch die Räume. Und die Bäume alle von unten in gequollenem Blut und stockend gründumpf. — Gestalten in blauen Laken und in Scharlach ziehen zum Licht. — Helle Wege sickern wie Wasserläufe unter den Bäumen. Blasse, blaue Marmorgötter auf breiten, flachen Rasenstufen die Anhöhe empor. Grün, blau, rot splittert das Licht über dem Grase, und in kritzelndem Wirbel wie glühende Metallspäne in der Luft. — Ein Schwefelhagel. Es prasselt aus der Sonne. Gellende Strahlstöße, fletschende Goldbrunst hochgeschleudert über den blauen Tempel, über den blutroten Hain. — Eine Bläue von geweihten heiligen Düften quillt aus der Halle, aus den Säulen schwüles, samthaariges Weihrauchblau. — Aber draußen die blutrote Ruhe im Hain steift sich gegen das tolläugige Licht. — Das rasende Gelb verzerrt, reißt das stockende geronnene Schweigen nieder. — Jede Grasspitze knistert, sticht Licht hoch. Rot und Blau und ätzendes Grün. Das rote Dunkel stöhnt im Laube, versengt gekrümmt. Die Bäume in flatternde Fetzen gerissen, flachgepreßt. Und das Licht prallt gegen die Stämme und verzerrt das Geäst. — Aber das Rot krampfhaft mit braunen, röchelnden Kräften und hemmend die gelbe Wut und die Gier. Von den Baumsratzen trieft Purpur. Der Rasen blutet. Und wundgeritzt, rotentzündet der Boden. — Die Gestalten in blassem Blau und stierem Scharlach, alle beugen sich vor dem Licht, vor der Sonne, die auf die Erde gefallen. — Die Duftbläue raucht aus dem Tempelmarmor. Und das Blau der Tempelhalle beugt sich vor der Sonne. — Das gewaltige Licht steht wie ein schmetternder Donner hochgeschwungen über allem, mit der Kraft berstender Tuben. — Die Sonne opfert. — Inbrünstige Feuer knieen vor dem Tempel, klammern an den Säulen. — Auf goldroten Flügeln schwingt es hoch. Ein Hallelujah aus brausenden Himmelsschlünden." Panizza.

Dramen.

Karl Bilz, Gomorrhas Ende. Litterarische Komödie in drei Akten. Mit Illustrationen von Georg Heil. (Berlin, J. A. Stargardt.) — Anfangs sieht es aus, als ob der Verfasser Sudermann und Wildenbruch etwas am Zeuge flicken wollte. Dann verflacht sich das Stück zu einer ziemlich wohlfeilen Verhöhnung unserer Theaterzustände. Einzelne Scenen sind recht amüsant. Das Ganze hinterläßt den Eindruck leerer Witzelei.

Emil Gött, Verbotene Früchte. Lustspiel in drei Aufzügen nach einem Zwischenspiel des Cervantes. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.) — Das Stück hat die Feuerprobe der Aufführung gut bestanden. Es ist mit schalkhaftem,

graziösem Humor geschrieben. Die Form ist alt, wie die Technik. Der Verfasser ist alles, nur nicht modern. Aber man kann dem Schalk nicht gram werden.

Richard Schaukal, Rückkehr. Ein Akt. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) — „Ein Akt": das klingt schon modern. Schaukal hat sich die Geschichte nur etwas zu leicht gemacht. Eine Studie, die am besten im Pulte liegen geblieben wäre.

Paul Quensel, Wiedersehn. Drama in einem Aufzuge. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) — Ein Maler findet seine Geliebte als Frau eines unleidlichen Berliner Protzen wieder. Der Maler ist zu Grunde gerichtet durch die Untreue der Geliebten, die Frau tief unglücklich. Beide finden ihren Tod im Wasser. Auch dieses Stück ist nichts weiter als eine Studie, die eine Reihe guter Beobachtungen aufweist.

Mit drei vieraktigen Schauspielen auf einmal rückt J. Norden an: John Williams, Der Tugendbold, Fesseln (sämtlich im Verlag von E. Pierson, Dresden und Leipzig). — Am effektvollsten ist das letzte Stück, das die Liebe des Stiefvaters zur Stieftochter behandelt. Leider schließt das Stück mit einem unmotivierten Knalleffekt. In John Williams berührt sich Norden einigermaßen mit Schaukals Rückkehr. Nur daß Norden ernsthafter zupackt und den Stoff schwerer behandelt. Ein Offizier verläßt einer Geldaffaire wegen seine Familie. Er kehrt nach jahrelanger Abwesenheit als schwergeprüfter Mann zurück. Die Familie ist ihm fremd geworden. Um das Glück seiner Tochter nicht zu untergraben, kehrt er in die Fremde zurück. Am lebensvollsten ist Norden „Der Tugendbold" gelungen. Hier kommt tiefes persönliches Empfinden zum Durchbruch. Starkes dichterisches Talent offenbart keines der Stücke. Die Technik ist oft sehr unbeholfen. Modern ist keines der Dramen weder nach Inhalt noch Form. Aber es ist solide Arbeit.

Arthur Schnitzler, Das Märchen. Schauspiel in drei Aufzügen. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) — Ein Diskussionsdrama, das es nicht verdient hat, bei der Aufführung derartig abzufallen. Schnitzler ist nicht der Mann starker Accente. Er hat in seinem Fedor Denner eine ganze Gestalt geschaffen, den Mann, der seine Lebensführung nicht mit seinen Theorien zu vereinigen weiß. Der Mann hebt nicht den Stein auf gegen das Weib, das eine Vergangenheit hat; aber er vermag doch nicht, sein Leben mit dem ihren zu verketten, da ihn ihre Vergangenheit im Leben immer und immer wieder stören muß. Es fehlt ihm die Kraft, den Kampf aufzunehmen. Ein ähnliches Thema hat Amalie Skram in Agnete verarbeitet, freilich dramatisch weit schärfer accentuierend. Sie hat die lebensvolle Frauengestalt geschaffen, deren Leidenschaft die Vergangenheit überwinden kann. Der Mann, den die Bedenken zurückhalten, ist ihr nicht gelungen. Umgekehrt bei Schnitzler. Ihm ist der Mann gelungen und nicht die Frau.

G. Morgenstern.

Vermischte Schriften.

Dr. Ferdinand Maack: Geeinte Gegensätze. I. Eine Weltendetrachtung. II. Können wir die Wahrheit erkennen? III. Die Entstehung des menschlichen Geistes. (Leipzig, Bacmeisters Verlag. 1894.)

Dr. Maack stellt in seinen „Geeinten Gegensätzen" ein neues philosophisches System auf, von dem wir glauben, daß es sicher viele Anhänger gewinnen wird. Es vereinigt nämlich die Ergebnisse der modernen Naturwissenschaft mit den nicht hinwegzuleugnenden Thatsachen des Spiritismus und mit den Lehren, die aus ihnen resultieren. Wie der Verfasser selbst sagt, lehnt sich sein System an die Vedanta-Schule an, obwohl es auch in der griechischen und deutschen Philosophie Vorläufer hat. Maack lehrt: „Die ganze Welt der Erscheinungen ist geformt nach Gegensätzen, ist polarisiert. Der die Pole oder Gegensätze hervorbringende, vermittelnde und wie-

der vereinigende Indifferenzpunkt ist die individuelle, übersinnliche Grundursache der Welt überhaupt."

Wir finden bei Pythagoras einen ähnlichen Satz, wenn er sagt: „Aus Streitendem und Entgegengesetztem besteht das Seiende und darum hat es billig Harmonie in sich; denn Harmonie ist des Vielgemischten Einheit und des Zwieträchtigen Zusammenhang." Ähnlich läßt sich auch Plato vernehmen. In der deutschen Philosophie finden wir den Gedanken bei Jakob Böhme: „Kein Ding ohne Widerstreitigkeit mag ihm selber offenbar werden," und „In Ja und Nein bestehen alle Dinge." Ferner lehrt Schelling: „Die Welt ist die aktuose Einheit eines positiven und eines negativen Prinzips." — Wir sehen also, Maack hat viele Vorläufer. Zur oben angeführten a priori aufgestellten Weltformel giebt das 1. Heft noch des weiteren Erläuterungen und bietet somit gleichsam die Ouverture zu dem ganzen Werk, indem alle Themen darin angeschlagen werden, die in den weiteren Heften speziell behandelt werden sollen.

Und schon das zweite Heft beschäftigt sich mit einem sehr interessanten Gegenstand näher: mit dem Erkenntnisproblem. Maack stellt zwei Fragen auf: 1. Kann unser Ich mit seinen Sinnesorganen samt dem Central-Nervensystem das Wahre der Außenwelt erkennen, d. h. verstandesgemäß auffassen? 2. Wenn nein, kann unser Ich dann nicht auf anderem Wege zum Wahren gelangen? Die erste Frage verneint Maack. Wie auch du Prel u. a. in ihren Schriften beweisen, ist die menschliche Organisation trotz ihres so feinen Nervenapparates nicht imstande, eine richtige oder auch nur annähernd vollständige Erkenntnis der Außenwelt zu vermitteln. Auch der menschliche Intellekt als Ergebnis der Nervenfunktionen vermag nicht in das Wesen der Dinge einzudringen.

Ist die Verneinung der ersten Frage auf streng wissenschaftlichem Wege erfolgt, so ist dies bei der Bejahung der zweiten Frage nicht der Fall. Bis heute giebt es keine Beweise, daß wir das Wahre auf übersinnlichem Wege erkennen können, wenn wir nicht die Aussprüche großer, tiefdenkender Männer als solche betrachten. Und auch in alle Zukunft wird man sich mit der Ahnung, mit dem Glauben begnügen müssen. Und da ist nun Maack um Citate nicht verlegen. Zwölf Seiten füllt er mit solchen an, und wer sie aufmerksam gelesen und durchdacht, den werden sie ebenso überzeugen, wie es die „exakte" Forschung imstande gewesen wäre. Maack sieht in dem Menschen ein Potarisationsprodukt der übersinnlichen individuellen Seele. Leib und Geist sind bei ihm gleichwertig, sekundär. Das Primäre ist die Seele.

Das dritte Heft enthält „die Entstehung des menschlichen Geistes". Maack erklärt sie an dem Beispiel der elektrischen Influenz und zeigt, daß die Seele immer vorhanden ist, wenn sie auch nicht in Erscheinung tritt. Damit lehrt er auch natürlich die Unsterblichkeit.

Dies im kurzen der Gegenstand der erschienenen Hefte. Man darf mit Recht auf das weitere gespannt sein. Besonders unter den Kunstübenden wird Maack viele Anhänger finden, da er ja der Kunst zu ihrem Recht verhilft. Er stellt sie als Wissenschaft der primären Seele über die „exakten" Wissenschaften des sekundären Intellektes. Wohl werden die Herren Philosophie-Professoren wieder über Maack herfallen, denn er gehört ja nicht ihrer Zunft an! Aber das thut nichts! Die Welt wird um einen originellen Denker reicher sein. Karl Bienenstein.

F. de B. . . . Die Ermordung Carnots und die anarchistische Propaganda. Wiesbaden 1894. Juranj & Henfels Nachfolger (Wende & Habermann). Mk. 0,60.

Das kleine Schriftchen ist charakteristisch für die von blassem Schrecken befallenen herrschenden Kreise unsrer Gesellschaft. Kaum ist Carnot erlegen, und schon ist ellfertig ein 19 Seiten starkes Heftchen zu-

sammengeschrieben, das nach drakonischen Maßregeln schreit. Wohl werden ein paar schöne Phrasen über Genußsucht und Geldprotzentum der Bourgeoisie vorgebracht; aber all die schönen Betrachtungen führen den Verfasser nicht dazu, durchgreifende Reformen zu verlangen. Was er will, sind brutale Ausnahmeverordnungen, Aufhebung des Asylrechts der Schweiz und Englands ꝛc. „Nieder mit der Revanche! Hoch der Krieg gegen die Bestie, die anarchistische Mordmanie!“ ruft der Verfasser; offener und ehrlicher wäre gewesen: Hoch die Reaktion, und zwar die allgemeineuropäische Reaktion. Das sind die Früchte der Propaganda der That; der Schrecken, den sie hervorbringt, wird eine Handhabe zur Förderung der Reaktion.

Emanuel. Der Anarchismus und seine Heilung. (Leipzig, W. Friedrich.)

Kein Tag ohne Bombe und kein Tag, ohne daß irgend ein Wohlgesinnter den Machthabern empfiehlt: setzt Gewalt gegen Gewalt. Dagegen wendet sich Emanuel. Er mahnt kraft seiner Weltanschauung zur Vernunft. Ob er nun mit seinen philosophischen Ideen das Rechte trifft oder nicht, das Eine geben wir ihm gern zu: mit Gewalt ist nichts gethan; das hieße Bombenund Dolch-Helden züchten. Schafft sie ins Narrenhaus, empfiehlt Emanuel, wie man in England bislang jeden, der ein Attentat gegen die Königin unternahm, dort untergebracht hat. Das ist eine sehr nüchterne Lösung, aber wohl die probateste. Aber schafft auch die Bedingungen weg, die den Anarchismus gedeihen lassen. Ich hab an einer andern Stelle ausführlich darüber referiert, wie einer der bedeutendsten Dichter Dänemarks gerade in der Heranzüchtung von Lumpengesindel, von Elementen, die auf den leisesten Wink hin bereit sind, zum Dolche zu greifen, das Heil der Errettung seines Volkes aus der politischen Stagnation erblickt. Der Mann ist nicht verrückt. Wie kommt er zu seiner verzweifelten Theorie? Eine offene Frage, die sich jeder selber beantworten mag. G. M.

Totentanz. Visionen eines Lebenden. Von Arnold von der Passer. (Leipzig, Bacmeisters Verlag. 1894.) Preis 50 Pfg.

Im Aprilheft der „Gesellschaft“ 1893 war es mir vergönnt, auf Arnold von der Passer als federgewandten Apostel der Menschlichkeit, als tapferen Kämpfer für die gerechte Gestaltung modernen Staatswesens hinzuweisen. Seinem nun in zweiter Auflage vorliegenden Buch „Mene tekel“ läßt der Autor nun ein zweites ähnliches folgen. Die sich immer mehr verschlechternden Verhältnisse Deutschlands, die Kanonenwirtschaft, der Bureaukratendünkel und das Protzentum jeglicher Sorte sind es diesmal, die Arnold von der Passer die Feder in die Hand drückten. Obwohl er uns die Vision das ancien regime zeigt, so sind doch die Figuren und Verhältnisse so schemenhaft durchsichtig, daß wir in ihnen unschwer die Personen und Dinge von heute erkennen.

Daß das Büchlein mit ehrlichem Zorn, rücksichtsloser Schärfe und inniger Liebe für das Vaterland — — — Inniger Liebe! Hört es, Ihr rosig sehenden Chauvinisten! — — geschrieben ist, braucht bei Arnold von der Passer wohl nicht erst gesagt zu werden. Karl Bienenstein.

Otto Kraus, Der deutsche Büchermarkt 1893. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XIX, 3. Stuttgart, Chr. Belser.)

Im dreizehnten Bande der Zeitfragen blamierte sich Herr Dr. G. Oertel mit seiner Studie über „Die litterarischen Strömungen der neuesten Zeit“. Warum sollte Herr Kraus nicht dem hehren Vorgänger nacheifern? „Der Realist O. J. Bierbaum hat „Studentenbeichten“ geschrieben,“ berichtet Herr Kraus, „die das Korpsstudententum zu ihrem „Milieu“ haben und neben anderen Dingen die Abschnitte „Letzte Musterung“ (die erotische Rückschau eines Assessors), „Waschermadlhistorie“ (ein studentisches „Verhältnis“ in München) und die Novelle „Die Mondmarie“ zum Inhalt haben. Nach einer eingehenden

Beurteilung oder richtiger Verurteilung hätte der S. C. alle Urſache, das Elaborat dieſes a. H. zu brandmarken.“ Soll das eine Denunziation ſein, Herr Paſtor? Dann bitte, leſen Sie, was O. J. Bierbaum auf eine „Kritik“ ähnlichen Kalibers, die Ihr Vorgänger Oertel verbrochen hat, in der Geſellſchaft erwiderte! — Auf S. 30 ſind Sie ſo — kühn, Herr Paſtor, über ein Buch, das Sie nicht geleſen haben, folgendes zum beſten zu geben: „Recht eindeutig ſcheint auch das Novellenbuch „Moderne Liebe“ von O. Myſing zu ſein, wenigſtens iſt das beigegebene Bildnis einer modernen Weibsperſon ausreichend eindeutig.“ Auf derſelben Seite erlauben Sie ſich folgende Sätze, Herr Paſtor: „Der Darmſtädter Wilhelm Waltoth, der Verfaſſer unſäglich ſchlechter Romane, hat „nach längerer Pauſe“ dem Publikum wieder „eine neue Gabe ſeiner Muſe“ in dem Roman(!!) „Es fiel ein Reif . . .!!“ dargeboten. Wird dieſes Opuskel beſſer ſein als die früheren Opera des realiſtiſchen Altertümlers?“ Herr Paſtor, Herr Paſtor! Sie geſtehen ein, daß Sie beide Bücher nicht geleſen haben; und trotzdem denunzieren Sie das eine als ſittlich faul und ſtellen das andre als litterariſch wertlos hin. Herr Paſtor, Sie belieben auch an anderen Stellen über Bücher zu urteilen, die Sie nicht geleſen haben. Bitte, ſchätzen Sie ſelber Ihre kritiſche Thätigkeit nach ihrem Werte ein!

Guſtav Morgenſtern.

Die deutſchen Dichter der Neuzeit und Gegenwart, Biographieen, Charakteriſtiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. Sechſter Band. Erſte Lieferung. (Leipzig. Frankfurt a. M. Keſſelringſche Hofbuchhandlung [E. v. Mayer].)

Leimbachs Art iſt bekannt. Er giebt kurze Biographien und teilweiſe recht eingehende Charakteriſtiken. Voll guten Willens, verdirbt er ſeine Sache allzuoft durch Einmengung unkünſtleriſcher Geſichtspunkte. Es klingt zopfig-komiſch, wenn er bei Gelegenheit von Mackays „Fortgang“ ausruft: „O wie ſchmerzt das Ohr und Herz dieſes Lachen eines frühen Greiſes.“ Derſelbe Mackay giebt noch Anlaß zu folgender Predigt: „Und weil es ein Dichter iſt, iſt er ein Wegweiſer für andere; leider aber — denn ſein Geiſt iſt nicht von oben, ſondern von unten entzündet — ein Irrlicht für den Leſer, vielleicht für die Maſſen, vielleicht ein Barkochba, der ſich für den neuen, einzigen Meſſias hält und doch ein betrogener Betrüger, ein Lügenſohn iſt. Ihm folgen, heißt weder glücklich werden, noch glücklich machen.“

Die Ausbeute dieſes Heftes iſt wieder herzlich gering, denn Leimbach titſcht alle Pfützen aus und nimmt völlig unbedeutende Dichterlinge mit, z. B. Lutze, Machanek, Macherl. Das Heft reicht von Otto Ludwig bis Alfred Meißner. Wer weiß, wie viel Bände und Hefte noch kommen werden.

Aus einer modernen Junggeſellenklauſe. Eine Inventur. (Leipzig. C. F. Müller. Preis 1 Mark.)

Der Verfaſſer ſchwätzt in brüderlich belehrendem Tone recht oberflächlich über Liebe und Freundſchaft, Geſelligkeit, Kirche und Religion ꝛc. Er faßt nirgends derb an. Das Ganze iſt nicht eine Inventur, wie der Titel behauptet, nur ein leichtes Auftreifen an Fragen, die ſcharf formuliert und rückſichtslos beantwortet werden ſollten.

Deutſche Lieder in lateiniſcher Überſetzung von Fr. Strehlke. Zweite vermehrte Auflage. (Berlin 1891. Verlag des Bibliographiſchen Bureaus.) — Dieſe Überſetzungen ſind ja nichts weiter als eine Spielerei, ein Zeitvertreib für müßige Stunden. Wie die neue Auflage beweiſt, haben ſie Anklang gefunden; wozu ſoll da die Kritik griesgrämig ſein? Deutſche Gedichte in lateiniſcher Überſetzung leſen, iſt ja immerhin mehr wert als Briefmarken ſammeln. R. Maurer.

J. Crépieux-Jamin. Die Graphologie und ihre praktiſche Anwendung. Herausgegeben von H. Krauß. Dritte verbeſſerte Auflage. (Berlin W. 35. Paul Liſt.)

Allen denen, die sich für Handschriftendeutung interessieren, wird das geschmackvoll ausgestattete Buch willkommen sein. Es ist angenehm geschrieben und giebt praktische Anleitung in liebenswürdiger Form. Es ist freilich auch ein gefährliches Buch. Frau Ballonia, die sich schleunigst an das Studium des Buchs gemacht hat, teilt mir hocherfreut mit, daß sie all die schlechten Eigenschaften, die sie schon lange an mir erkannt, nun auch aus meiner Schrift heraus lesen könne. Hoffentlich sind andere Frauen nicht so scharfsinnig.

Ballonius.

Dänische Litteratur.

Dänemark ist bekanntlich mit einer Festung geschmückt, die wider den Willen der Volksvertretung gebaut ist. Es hat ein Grundgesetz, das die Regierung ignorieren darf. Zu Beginn der merkwürdigen Provisorienwirtschaft schien es, als wolle sich die Nation aufraffen und ihr Recht wahren. Es wurden viele große Worte gesprochen — keine That folgte. Die Festung wurde gebaut, die Steuern wurden eingezogen, trotzdem die Volksvertretung kein Finanzgesetz zustande brachte.

Im Anfange dieser Provisorienzeit erschienen die „Wolken“ von Henrik Pontoppidan, eine Reihe von Erzählungen, die die Stimmungen des Volkes schildern. Voran steht ein kleines Stück, worin eine Person die Hefe des Volks preist als die eigentliche Leibwache der Freiheit, die auserwählte Adelsgarde der Gerechtigkeit, das allzeit bereite, sich selbst aufopfernde Heer, das auf den geringsten Wink, ein einziges zündendes Wort hin zum Angriff gegen die Unterdrücker vorgeht. Fehlt einem Volke diese Garde, fehlt ihm dieses ewig drohende Schwert über den Köpfen der Machthaber, dann wird es immer ein willenloses Werkzeug in den Händen des Frechsten sein . . . „mag dieser nun ein gesalbter König oder ein ehemaliger Schullehrer sein.“ Und der merkwürdige Philosoph findet keinen andern Weg zum Heil als den, Hefe, Krapül zu schaffen. „Stoßt die Jungen nackt aus den Nestern, sobald sie groß genug sind, um zu stehlen. Lehrt sie zu hungern, zu frieren, alles menschliche Elend zu erleiden. Füllt ihre Herzen mit Haß und mit Lästerung. Laßt sie in Sauferei und liederlichem Leben aufwachsen. Laßt sie ihren Vater in den Gefängnissen, ihre Mutter unter den Dirnen suchen . . . Das ist der Preis! Hier liegt die Forderung! Alles andre ist Geschwätz und leere Drohungen. Hört endlich einmal damit auf! . . Es lebe die Hefe!“

Seitdem sind Jahre vergangen. Die Volksvertretung ist mürbe geworden. Die Provisorien sind anerkannt, die ungesetzlichen Handlungen des Ministeriums gut geheißen — und Henrik Pontoppidan hat jetzt im Verlag von P. G. Philipsen (Kopenhagen) ein kleines Buch veröffentlicht: Nachtwache.

Jörgen Hallager ist der Sohn eines oppositionellen Schullehrers. Der Vater muß Zeit seines Lebens für seine Anschauungen büßen und endlich, der Veruntreuung von Krankenkassengeldern beschuldigt, ins Gefängnis wandern. Nach einem halben Jahre wird er entlassen, da Beweise seiner Schuld nicht aufzubringen sind. Die Familie ist ruiniert, der Vater ergiebt sich dem Trunke. Diese Ereignisse graben sich in dem Gemüte des Sohnes fest. Er wird Maler, revolutionär in seiner Kunst wie in seinen politischen Anschauungen. Der Haß gegen die bestehende Gesellschaft ist die Triebfeder seines Handelns. In Rom geht er an den Denkmälern des Altertums und der Renaissance gleichgiltig vorüber; aber das Armenquartier der ewigen Stadt weckt sein Interesse. Hier findet er das, was er zuhause vermißt: die Hefe des Volkes. „Wer hat denn von Alters her die Weltgeschichte, d. h. die Revolutionen gemacht? Gerade diese bleichen ausgehungerten Kellertiere, die

für eine Flasche Branntwein alle sieben Todsünden auf ihr Gewissen nehmen."

Dieser Revolutionär und Naturalist gewinnt sich eine Geheimratstochter, eine feine, zarte Gestalt, zur Frau. Sie bemüht sich vergebens, seine Gedankenwelt sich zu eigen zu machen und siecht hin. Als er ihr einmal die Geschichte seiner Jugend erzählt, erfaßt sie der Schauer eines solchen Schicksals. Endlich glaubt sie zu fühlen wie er, wo es doch nur eine Wallung des Augenblicks ist. Theatralisch deklamiert sie, wirft ihren Schmuck weg. „Nun soll unser Leben beginnen!" ruft sie — „Nun können wir uns begleiten! — Von Thür zu Thür wollen wir gehn . . zu den Armen und den Notleidenden . . Hand in Hand, du und ich . ." Er weist ihren krankhaften Überschwang kalt und höhnisch zurück. „Schweig! Bist du so verpfuscht, so ganz und gar vergiftet, daß du . . . Zum Teufel! Mußt du denn gleich alles mit der verdammten Sentimentalität beschmutzen —?" Sie bricht zusammen. An ihrer Bahre nennt ihn der Vater ihren Mörder.

Die Jahre gehen. Jörgen Hallager kommt immer mehr herunter. In der Kunst ist der Symbolismus, die Neuromantik aufgekommen, die er haßt wie die Pest. Alte Freunde haben ihn verlassen. Der Kreis, den er jetzt um sich versammelt, ist reduziert wie er: ein versunkener Journalist, ein Karikaturenzeichner, ein Buchbinder und ein paar Anhänger der revolutionären Arbeiterpartei. Sie nennen sich die „Nachtwache". Während das dänische Königspaar unter dem Jubel der Bevölkerung die goldne Hochzeit feiert, sitzen sie bis spät in die Nacht hinein in einem Kellerlokal — ohnmächtig schimpfend. Aber Jörgen hat ein Nadlermädchen geheiratet. Von ihr hat er einen Jungen. Der soll ein durchtriebener Hallunke werden, ein Rekrut für die Armee der Zukunft . . . .

Ich habe absichtlich die Stelle aus den „Wolken" vorangestellt. Was Pontoppidan dort dozierte, das hat er in der „Nachtwache" künstlerisch geformt. Das kleine Buch ist mit vollendeter Kunst geschrieben. Der ruhige Ton der Erzählung sticht merkwürdig ab von dem Gedankeninhalt. Niemand wird das Buch gerade jetzt ohne tiefe Bewegung aus der Hand legen.

G. Morgenstern.

Kriegshandwerk.

Die Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870. Versuch einer kritischen Darstellung des deutsch-französischen Krieges bis zur Schlacht bei Sedan. Von dem Generalleutnant im russischen Generalstab Woide, verdeutscht von dem Hauptmann Klingender in Hannover. Berlin, Mittler u. Sohn. Erster Band.

Hier eine Hieb- und Stichprobe. Über die Ereignisse vom 6. August 1870 schreibt der russische Generalstäbler:

„Die Schlachten bei Wörth und Spicheren, welche auf den äußersten Flügeln des deutschen Heeres an ein und demselben Tage geschlagen und gewonnen wurden, sind beide nicht auf Rechnung der oberen deutschen Führung zu schreiben. Die Schlacht bei Wörth war allerdings unvermeidlich, sobald Marschall Mac Mahon einen Kampf anzunehmen beabsichtigte; die Schlacht bei Spicheren entwickelte sich aber ganz zufällig, da General Frossard und ebenso das französische Hauptheer im Begriff standen, in der Richtung auf Metz abzumarschieren.

Bei Wörth wie bei Spicheren waren die Aussichten auf Erfolg für die Franzosen die denkbar besten, da die Deutschen auf beiden Schlachtfeldern von ihrer Überlegenheit keinen Nutzen zogen. In beiden Schlachten traten auf deutscher Seite die Initiative und Selbständigkeit der Unterführer, verbunden mit der vollsten Bethätigung kameradschaftlicher Hilfeleistung besonders hervor, während man diese Eigenschaften auf Seiten der Franzosen vergeblich sucht.

Der Sieg bei Wörth war vorzugsweise dem Geſchick der höheren Unterführer, der Korps- und Diviſionskommandeure, zu verdanken, welche die Verſäumniſſe des Oberkommandos des dritten deutſchen Heeres wieder gut zu machen wußten. Bei Spicheren dagegen gebührt — abgeſehen von dem allſeitigen eifrigen Bemühen der höheren Führer, den Ihrigen Hilfe zu bringen, — die Ehre des Tages unbeſtritten den jüngeren Führern vom Brigadekommandeur herab bis zum Zugführer und zum Sektionsführer in der Schützenlinie.

Im allgemeinen trugen in beiden Schlachten die Äußerungen der Selbſtthätigkeit der deutſchen Führer, wenn ſie auch bisweilen über das Maß des Wünſchenswerten hinausgingen, ſchließlich doch zur Verbeſſerung und Unſchädlichmachung der Fehler bei, die, einerlei von wem, nun einmal gemacht waren. Auf franzöſiſcher Seite dagegen wurde die Unthätigkeit der Führer die Veranlaſſung, daß die für die Franzoſen ſo günſtig liegenden Verhältniſſe völlig unbenutzt blieben.

Alles in allem war es ein Kampf zweier Syſteme, der hier entſchieden wurde. Jedes der kämpfenden Heere erntete auf dem Schlachtfelde nur die Früchte ſeiner Erziehung; der Sieg verblieb dem, der ihn verdiente. Die beſſere ſtaatliche und militäriſche Organiſation hatte den Deutſchen die Überlegenheit verſchafft, ſowohl nach der Zahl wie nach der Güte der Truppen. Dennoch wollte ſich den Franzoſen das Kriegsglück in der erſten Zeit des Feldzuges hold erweiſen und bot ihnen die Möglichkeit, ſich gleichzeitig in zwei Schlachten unter den denkbar günſtigſten Bedingungen, ſoweit die Kräfteverteilung in Frage kam, mit dem Gegner zu meſſen. Aber Marſchall Bazaine wie General Failly verſtanden es nicht, ihre kämpfenden Kameraden zu unterſtützen, und ſo gingen die Vorteile, die ſich den Franzoſen boten, an die Deutſchen verloren.

Wie am 6. Auguſt bei Wörth und Spicheren, ſo finden ſich auch in dem weiteren Verlauf des Feldzuges Vorteile und Glückszufälle gleichmäßig auf beide Seiten verteilt. Nicht umſonſt aber ſchreibt man Suworoff den Ausſpruch zu: „Geſtern ſoll's das Glück geweſen ſein, heute wieder. Gott behüte! Unſer Können hat auch ein Wort mitgeſprochen.“ Der große Feldherr will damit ſagen, daß der Erfolg nicht vom Zufall abhängig iſt, ſondern vom größeren Verſtändnis. Daß dieſes Verſtändnis den Franzoſen fehlte, dafür mußten ſie büßen. In dieſen Worten liegt auch die Antwort auf die vorſchnellen Folgerungen, daß „auch die geprieſenen Deutſchen bei Wörth und bei Spicheren der Niederlage nahe waren“. Das waren ſie freilich, aber nicht der blinde Zufall bewahrte ſie davor, ſondern die moraliſche und geiſtige Überlegenheit ihrer Führer gegenüber den Führern des Kaiſers Napoleon.“ XYZ.

Vermiſchtes.

Unter dem Namen PAN hat ſich in Berlin eine „eingetragene Genoſſenſchaft mit beſchränkter Haftpflicht“ gerichtlich eintragen laſſen, die einen rein künſtleriſchen Charakter hat und noch im Laufe dieſes Jahres mit der Veröffentlichung eines großen Organes für künſtleriſche Produktion in Wort und Bild beginnen wird. Die Art der Genoſſenſchaft und ihres Blattes, das gleichfalls PAN heißen wird, iſt erſichtlich aus den Namen ihres Aufſichtsrates, der aus folgenden Herren beſteht: Reinhold Begas, W. Bode, Arnold Boecklin, Richard Dehmel, Holger Drachmann, Arne Garborg, Richard Graul, Max Halbe, O. E. Hartleben, Ludwig v. Hofmann, Graf L. v. Kalckreuth, Albert Keller, Max Klinger, K. Koepping, Gotthardt Kuehe, Max Liebermann, Detlev v. Liliencron, Rudolf Maiſon, Gabriel Max, G. von Ompteda, W. v. Polenz, St. Przybyszewskl, Skarbina, Franz Stuck, Waldemar von Seidlitz, Fritz von Uhde, Wilhelm Weigand, Karl Woermann. Der Vor-

ſtand, der zugleich die Redaktion des Blattes haben wird, beſteht aus Otto Julius Bierbaum und Meier-Gräfe.

In der Monatsſchrift PAN werden lediglich künſtleriſche Beſtrebungen verfolgt werden, und dieſe lediglich durch Darbietung von Schöpfungen, ſeien dieſe der Dichtung oder der bildenden Kunſt angehörig, nicht durch kritiſche Auseinanderſetzungen. Auch Proben alter Kunſt werden publiziert werden. Die veröffentlichten Dichtungen werden faſt ausſchließlich von erſten modernen Meiſtern illuſtriert ſein.

Nationalgefühl! Wir leſen in einer Berliner Rundſchau: „Vor einiger Zeit hat Georg Brandes, der däniſch-jüdiſche Literarhiſtoriker, in einem Kopenhagener Studentenverein einen Vortrag über Nationalgefühl gehalten. In dem Vortrage iſt nun vom Nationalgefühl, von ſeinem Weſen und ſeinen Erſcheinungsformen nur ganz flüchtig die Rede; den breiteſten Raum dagegen nimmt die Klage ein, daß die däniſchen Schriftſteller es nicht ſo gut verſtänden, wie die norwegiſchen, ſich die Gunſt des Auslandes zu erringen. Mit dieſem ſeltſamen Nationalgefühl, das ſeine Eigenbewertung nach dem Beifall andrer Völker mißt, ſich auseinander zu ſetzen, hat vielleicht irgend ein Däne Anlaß, der es ſich nicht abgewöhnen kann, Brandes ernſt zu nehmen. Aber vergebens fragt man ſich, was geht es uns Deutſche an, wie Herr Brandes über die däniſchen „Jüngſten“, die däniſche Politik und den freiſinnigen Studentenverein Kopenhagens denkt? In Deutſchland aber iſt alles möglich. Es iſt kaum glaublich, doch iſt es ſo: es hat ſich ein deutſcher Verleger gefunden, der jenen Vortrag verdeutſcht und in 10000 — ſage zehntauſend — Exemplaren hat drucken laſſen. Freilich hat der Mann, der ſich Albert Langen nennt, ſeinen Wohnſitz in Paris, aber er ſpielt ſich als Deutſcher auf und ſpekuliert keineswegs auf die Treuherzigkeit der Franzoſen, ſondern auf die des „deutſchen Publikums“. Und um ſeiner — Kühnheit die Krone aufzuſetzen, beſtimmt er in einem Vorwort, daß der Überſchuß aus dem Verkaufe der Schrift einen Georg-Brandes-preis bilden ſolle für eine litterariſche Preisarbeit, deren „höchſte Inſtanz Georg Brandes ſein wird“. Er glaubt nämlich, „daß Georg Brandes, den Skandinaviens große Geiſter als ihren Lehrer (!) betrachten, der Mann, der Ibſen und Nietzſche entdeckt (!) hat, in Deutſchland ſo gekannt und gewürdigt iſt, um unſer Vorhaben gut zu heißen.“ Zugleich appelliert er an andere, ſeinem Beiſpiel zu folgen; „denn nur auf dieſem Wege iſt ein Aufſchwung unſerer Litteratur zu erwarten“. Arme deutſche Litteratur! So weit alſo iſt es mit ihr gekommen, daß ein deutſcher Verleger einen Georg Brandes als ihren berufenen Führer, als höchſte Inſtanz ausrufen kann und daß er dabei auf die Zuſtimmung des „jungen geiſtigen Deutſchlands“ getroſt rechnet. Die Nutzanwendung kann ſich Jeder ſelbſt machen, vor allem liegt ſie dem „jungen geiſtigen Deutſchland“ nahe.“

Soweit das Berliner Blatt. Wir bemerken dazu: Für den Kreis unſerer „Geſellſchaft“ — und er iſt der weiteſte im „jungen geiſtigen Deutſchland“ — hat der Zauber des Herrn Brandes keine Kraft. Es ſtände übel um den Aufſchwung unſerer deutſchen Kunſt und Dichtung, wenn wir uns auf die Unterſtützung dieſes ſelbſtgefälligen Klugſchwätzers und allwiſſenden Aufklärers angewieſen ſehen müßten. Der „Georg Brandes-Preis“ iſt eine Faſchingspoſſe, und eine ſehr geſchmackloſe und verſpätete obendrein. — XYZ.

M. v. Stern ſchreibt in ſeinem „Litterar. Bulletin der Schweiz“ zu Conrads „Wahlfahrten, Erinnerungen aus meiner Reichstags-Kandidatenzeit“ (München, Dr. Albert & Co.) am Schluſſe einer längeren Beſprechung: „Für uns perſönlich war dieſe Schrift beſonders darum intereſſant und erfreulich, weil darin gewiſſe gemeine Verdächtigungen des Privatlebens des Autors eine wirkſame Zurückweiſung erfahren.

Sapienti sat.“ Wir wissen aus dem Munde des Autors selbst, daß er in den fünfzehn Jahren seines früheren Wirkens und Schaffens im Auslande nicht so viele Gemeinheiten und Büberelen erlebt hat, als im deutschen Vaterlande in einem einzigen Jahr. Die Gekränkten werden gern empfindsam und übertreiben ein wenig ihre Schmerzen. Aber Conrad gehört nicht zu den Wehleidigen. Er läßt sich mit der liebenswürdigen Lumpenbande der Verleumder, Afterreder und Ehrabschneider auch nicht weiter ein, als gerade die politische Notdurft erfordert, im Gedränge der großen Heerstraße des öffentlichen Parteilebens. Sein Haus, im engsten und weitesten Sinne, ist seine Burg, nach dem stolzen Worte des Engländers: „my house is my castle.“ XYZ.

Gesundheitsnachteile der Großstädte. Zu den lehrreichsten Vorträgen, die während des medicinischen Kongresses in Rom gehalten worden sind, gehörte eine vom Ehrenpräsidenten der hygienischen Kongreßsektion, Professor Finkelnburg (Bonn), gegebene Schilderung der sozialhygienischen Nachteile, die aus dem in allen modernen Kulturstaaten bemerkbaren raschen Anwachsen großer Bevölkerungs- und Industrie-Centren entspringen. Durch die großen Erfolge der praktischen Hygiene gegen die Verbreitung akuter Infektionskrankheiten, die bis jetzt vornehmlich den größeren städtischen Gemeinwesen zu statten gekommen, seien die hygienischen Bedenken gegen die fortschreitende Centralisation der öffentlichen Anstalten und der wichtigsten Arbeitsstätten in den größeren Städten keineswegs beseitigt. Auch in den am besten mit sanitären Einrichtungen versorgten und von Infektionskrankheiten wenigst heimgesuchten Städten bleibe unter der ärmeren Bevölkerungsmasse die Kindersterblichkeit groß. Dieselben sozialen Ursachen aber, welche durch Mangel an Pflege zu viele Kinder sterben lassen, wirken auch mehr oder weniger schwächend auf die überlebenden; die Folge davon ist, wie die Rekrutierungsstatistik Deutschlands und Frankreichs bezüglich aller Städte mit hoher Kindersterblichkeit beweist, eine verminderte Kräftigkeit, Dienst- und Arbeitsfähigkeit der herangewachsenen Generation. Außerdem aber nimmt, wie die vom Vortragenden dem Kongreß vorgelegten statistischen Untersuchungen bezüglich Deutschlands beweisen, in den Städten die Häufigkeit der Gehirn-, Herz- und Nieren-Erkrankungen in gleichem Verhältnis mit der Größe der Bevölkerung zu, und dasselbe gilt in noch erhöhtem Maße von den Geistesstörungen. Diese treten beispielsweise in Berlin fünfmal so häufig auf wie in den Landgemeinden des preußischen Staates. Die Ursachen dieser Erscheinung sind wesentlich sozialer Natur. Sie beruhen in der Summe von Überreizungen des Nervensystems, die das gesellschaftliche, sittliche und geschäftliche Treiben großer Städte mit sich bringt, in den beständigen Anreizen zur Begehrlichkeit und Genußsucht, zu Leidenschaften edelster wie gemeinster Gattung, in dem fieberhaften Arbeiten unter der Peitsche schonungsloser Konkurrenz u. s. w. Dazu kommt die Wirkung des Alkoholmißbrauchs, dessen Ausdehnung mit der Größe der Städte zu wachsen pflegt. Auf Grund der dargelegten, durch statistische Tafeln veranschaulichten Thatsachen erklärte der Vortragende unter dem Beifall der Versammlung, daß es im Interesse der Volksgesundheit geboten erscheine, der fortschreitenden Centralisierung unseres öffentlichen und gewerblichen Lebens in anwachsenden Großstädten nach Kräften entgegenzuwirken, und daß dieses Gebot der Hygiene namentlich für junge, in rascher Entwicklung ihrer Metropolen begriffene Reiche wie Deutschland und Italien doppelt beherzigenswert sei.

Wir bemerken dazu, daß die widernatürliche Hochschätzung des Großstadtlebens

von unseren staatsleitenden Kreisen und ihrer Bureaukratie in unverantwortlicher Weise begünstigt wird. Von oben herab werden alle äußeren Vorteile auf die großen Städte gehäuft: die Lehr und Kunstmittel, die mittleren und höheren Schulen, die Theater, Museen u. s. w. — das alles wird mit dem Geld des ganzen Landes in den Städten aufgestapelt. So müssen die kleinen Städte und Ortschaften veröden, die Provinzen verkümmern — und die Riesenstädte zu Mittelpunkten des allgemeinen körperlichen und moralischen Verderbens heranwachsen. XYZ.

Nach einer Mitteilung der Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins vom 2. Dezember 1889 hatte Herr Heinrich Krohn in Paris s. Z. eine Zuschrift an das Auswärtige Amt zu Berlin gerichtet, in welcher er den Gedanken der Errichtung einer Akademie der deutschen Sprache vertrat und zugleich 100000 Mark für diesen Zweck zur Verfügung stellte. In dem Schreiben hieß es wörtlich: „Die Akademie soll die deutsche Sprache ausbilden, feststellen und zur Weltsprache machen, wie die Académie française es für die französische Sprache gethan. Die Regierung soll den Akademikern kein Gehalt geben. Der Verkauf der Werke der deutschen Akademie, durch das Reichswappen ausgezeichnet, sichert denselben ein bedeutendes Einkommen. Wenn die bisher gewährten 100000 Mark zur Gründung der deutschen Akademie nicht ausreichen, so verpflichte ich mich, das Fehlende zu beschaffen.“ Das Auswärtige Amt hatte, der genannten Zeitschrift zufolge, zunächst bei der Wichtigkeit der Sache eine genaue Prüfung unter Zuziehung zuständiger Männer der Wissenschaft versprochen und sich demgemäß weiteres vorbehalten. Da über diese Angelegenheit seitdem nichts bekannt geworden ist, hat sich in Ausführung eines Beschlusses des Deutschen Sprachvereins Berlin der Vorstand dieses Vereins jetzt an das Reichsamt des Innern gewendet mit der Bitte um Mitteilung der seiner Zeit in Aussicht gestellten Prüfung.

Hierzu machen wir einige Bemerkungen, die uns der werte Herr Krohn in Paris nicht verübeln wird. Erstens: die ganze Geschichte mißfällt uns, weil sie der schlechte Abklatsch einer französischen Einrichtung, kein deutsches Originalgewächs ist. Da fehlt im voraus Ursprünglichkeit und die in der Ursprünglichkeit liegende Kraft des Eigenbaues. Zweitens: eine an Mannigfaltigkeiten des Stammeslebens so reiche Sprache wie die deutsche läßt sich nicht „feststellen“ und mit einem „Reichswappen“ abstempeln. Drittens: Weltsprachen werden nicht von Akademien „gemacht“. Weltbeherrschend wird eine Sprache durch die sieghafte Macht ihres Volkes in Politik, Handel und Verkehr, durch das geistige Gewicht ihrer Litteratur, aber nicht durch akademische Schulmeisterei.

M. G. C.

Das sogenannte Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. hat das einzig Volkstümliche an sich, daß es aus der Tasche des Volkes mit einer schönen Anzahl von Millionen bezahlt wird. Im übrigen ist der vom Kaiser Wilhelm II. ausgewählte Begassche Denkmalsentwurf weder etwas Volkstümliches noch überhaupt Deutsches oder Künstlerisches. Vor drei Jahren hat der Reichstag den Geniestreich gemacht, in allerehrfürchtigster Ergebenheit die Entscheidung über die Platz- und Gestaltungsfrage in die Hand eines einzelnen zu legen — in die Hand des Kaisers. Und der Kaiser entschied sich für das Modell seines Leibbildhauers. Damit ist die Sache erledigt. Jede weitere Kritik ist unnütz. Das geplante Nationaldenkmal schrumpft zu einem dynastischen Denkmal nach dem Geschmack eines einzelnen Fürsten zusammen. Das Volk bezahlt die Geschichte — wie immer. Das ist ja wohl Ehre genug. Es käme auf das Gleiche hinaus, wenn die dynastischen Denkmäler von den Fürsten aus ihrer Civilliste bezahlt würden. Denn die

Civilliste stammt aus der Tasche des Volkes. Ob die Berliner ein verpfuschtes Denkmal mehr oder weniger haben, kann uns Nichtberlinern gleich sein, wir brauchen's ja nicht anzusehen. XYZ.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der „Gesellschaft" sind vom 15. Juni bis 15. Juli folgende Bücher und Schriften eingegangen:

Aus einer modernen Junggesellenklause. Eine Inventur. Leipzig, C. F. Müller. 2. Aufl. 1 Mk.

F. de B . . . .: Die Ermordung Carnots und die anarchistische Propaganda. Wiesbaden, Jurany & Hensels Nachfolger (Wende & Habermann). 0,60 Mark.

M. Bach-Geipke: Arsent. Drama in 5 Akten. Glarus, Vogel. 1893. — Novelten aus Künstlerkreisen und harmlose Erzählungen aus der Bundesstadt. Glarus, Vogel. — Wieland und Julie. Drama in 4 Akten. Umgearbeitete 2. Aufl. Glarus, Vogel.

Rudolf Baim: Georg Jenatsch. Trauerspiel in 5 Akten. Frankfurt a. M. Gebrüder Knauer 1,20 Mk.

Annie Besant: Der Tod — und was dann? Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Carl Bilz: Gomorrhas Ende. Litterarische Komödie in 3 Akten. Berlin, J. A. Stargardt.

Arthur Bornstein: Klippen. Novellen. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1 Mk.

Robert Browning: Ausgewählte Gedichte. Übers. von Edmund Ruete. Bremen, M. Heinsius Nachf.

J. Crépieux-Jamin. Die Graphologie und ihre praktische Anwendung. Herausg. von H. Krauß. 3. verb. Aufl. Berlin, Paul List.

Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographieen, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausg. von Karl L. Leimbach. VI. Band. 1. Lief. Leipzig und Frankfurt a. M. Kesselringsche Hofbuchh. (E. v. Mayer). 1,50 Mk.

F. M. Dostojewski: Helle Nächte. Ein sentimentaler Roman. Leipzig, Greßner & Schramm.

Holger Drachmann: Schneefrid. Melodrama in zwei Handlungen (nach Snorres Haralb Haarfager-Saga). Genehmigte deutsche Bühnenbearbeitung von Heinrich Zschalig. Dresden, H. Morchels Buchhandl. (O. Schumann). — Es war einmal. — Märchenlustspiel in 7 Bildern. Genehmigte deutsche Bühnenbearbeitung von Heinrich Zschalig, ebenda.

Ernst Ewert: Maria Paliy. Danzig, Theodor Bertling.

Emanuel: Der Anarchismus und seine Heilung. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Hans Fischer: Himmelfahrt — Höllenfahrt. Erzählungen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Dr. Hermann Geist: Was bieten die antiken Schriftsteller der modernen Jugend? I. Teil: Die Historiker. Posen, Friedrich Ebbecke. 2,50 Mk.

Tausend Geistesblitze oder die Kunst, sich auf jedem Konversations-Gebiete durch originelle Einfälle, frappante Wortspiele, Vergleiche und andere witzsprühende Redeplänkeleien hervorzuthun. 2. Aufl. Graz, A. Schlöffels Selbstverlag. Verlags-Comptoir „Minerva".

Marie von Glaser: Dämmern. Skizzen. Breslau, S. Schottlaender.

Grausamkeit und Verbrechen im sexuellen Leben. Historisch-psychologische Studien über den Lustmord, Sadismus, Masochismus, grausame Religionsgebräuche ꝛc. Graz, Verlags-Comptoir „Minerva". 2 Mk.

Rudolf Greinz: Kultur- und Litteratur-Bilder. Heft 2. Heinrich Heine und das deutsche Volkslied. Neuwied und Leipzig, August Schupp.

B. J. Große: Rudolf. Eine lyrische

Erzählung. Berlin, Bibliographisches Bureau. 2 Mk.

Paul Grotowsky: Gedichte. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

Hans von Gumppenberg: Alles und Nichts. Dichtung in 3 Abteilungen und 12 Bildern. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

Eduard von Hartmann: Die sozialen Kernfragen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Franz Hartmann M. D.: Die weiße und schwarze Magie oder das Gesetz des Geistes in der Natur. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Karl Heckel: Sonnenwende. Schauspiel in 1 Akt. Mannheim, K. Ferd. Heckel.

J. G. Herder: Der Cid. Herausg. u. erl. von Dr. Ernst Naumann. Stuttgart, G. J. Göschenschen Verlagshandlung.

Otto Luitpold Jiriczek: Die deutsche Heldensage. Stuttgart, J. G. Göschensche Verlagshandlung. 0,80 Mk.

Hiroyuki Katô: Der Kampf ums Recht des Stärkeren und seine Entwickelung. Berlin, R. Friedländer und Sohn. 3 Mk.

Robert Kothe: Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Otto Kraus: Der deutsche Büchermarkt 1893. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XIX, 3.) Stuttgart, Chr. Belser. 1 Mk.

W. Krestowski: Hinter der Wand. Altes Weh. Zwei Erzählungen. Leipzig, Greßner & Schramm.

Dr. F. Kurze: Deutsche Geschichte im Mittelalter bis 1500. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 0,80 Mark.

Martin Langen: Ein Anderer. Roman. Köln und Leipzig, Albert Ahn.

Ad. Alf. Michaelis: Der Schlaf nach seiner Bedeutung für den gesunden und kranken Menschen. Eine physiologisch-pathologische Abhandlung. Leipzig-Reudnitz. Verlag von R. Michaelis.

Kurt von Rohrscheidt: Satans Erlösung. Dichtung in 6 Gesängen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Karl Rosner: Gefühle. Psychopathische Fälle. Mit einer Titelzeichnung von Hans Thoma. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Gaston Routier: L'amour de Marguerite. Roman contemporain. 6. ed. Paris, Librairie H. le Soudier. 174 Boulevard St. Germain.

Manuel Schnitzer: Käthe und ich. Erlebnisse und Erfahrungen aus junger Ehe. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 3 Mk.

Heinrich Seidel: Gesammelte Schriften. XII. Band. Berliner Skizzen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Stand und Beruf im Dichterwort und Volksmund. Herausg. von Rudolf Eckart. 2 Bände. Hannover, Karl Meyer (Gustav Prior). Je 0,80 Mk.

Gustav Steinbrecht: Ewige Krankheiten. Novelle. Berlin, Eduard Rentzel.

Fr. Strehlke: Deutsche Lieder in lateinischer Übersetzung. Zweite verm. Aufl. Berlin, Bibliographisches Bureau.

☞ Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig**,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

E. Humperdinck

Deutsche Vergnügungs-Reisen.

Von M. G. Conrad.

(München, z. Zt. Insel Sylt, Nordsee.)

Wenn der ideale Deutsche, der verheiratete, kindergesegnete, beamtete, betitelte Deutsche, eine ideale Vergnügungsreise machen will, so nimmt er sein Weib, seine Kinder, seine Kindsmagd, seinen Hund, seinen Kanarienvogel, seinen gewohnten Stiefelzieher und womöglich auch seine Schwiegermutter mit.

Damit er ja nicht aus seinem patentierten Hausstand herauskommt, schleppt er überall seinen Familientrara mit. Überall will er dieselbe Luft der heimischen Stube riechen, denselben Ärger, dieselben Gefühle, dieselben Redensarten haben, früh und spät, und nach Mitternacht dieselbe erbauliche Gardinenpredigt.

Der ideale Deutsche fühlt sich unglücklich, wenn er nicht überall auf Gottes Erdboden, zu Wasser und zu Lande, seine gewohnte persönliche Atmosphäre mitschleppen kann. Das kleinste Zugloch, in seinen körperlichen und moralischen Dunstkreis gerissen, macht den Braven sterbenselend und raubt ihm jede Haltung.

Darin sind sie alle gleich, der Residenzler, der Provinzler, der Krähwinkler — sie fühlen sich nur als Vollmenschen im Eigengeruch, im Eigengenuß. Sie wollen nicht aus ihrer Haut heraus, geschweige aus dem Ewignämlichen und Ewiggestrigen ihrer Vegetationsgewohnheit, mit der wohligen, müffigen Wärme der Kinderstube.

Damit ja nichts zum herrlichen Glücke fehle, lassen sie sich auch das Leibblatt nachschicken, die liebe Partei- und Klatschzeitung aus der Residenz, aus der Provinz, aus Krähwinkel. Könnten sie den Kirchturm, die Kneipe, den Stammtisch haben, müßten diese auch nachtransportiert werden.

Und kaum sind diese idealen Reisenden zum Loche draußen, dann beginnt der Postkartenverkehr nach rückwärts, damit ja die Nabelschnur nicht abreißt, durch die sie mit dem Dahinten, mit der Scholle, mit der Hausnummer verwachsen sind ihr Lebenlang. Der Mann schreibt, das Weib schreibt, das Kind schreibt, die Kindsmagd schreibt — alle schreiben, und dies sind ihre erhabensten Augenblicke unterwegs.

Die Kinder müssen, so weit sie schulpflichtig sind — und der ideale Deutsche hat während der Hälfte seines Mannesalters immer schulpflichtige Kinder, vom Abc-Schützen bis zur höheren Tochter und bis zum Studenten in höheren Semestern — die Kinder müssen ihre Hefte und Bücher mitführen, damit sie auch in der Ferne den bildenden Geruch der Schulstube in der Nase, Tinte an den Fingern und den Kneifer vor den Augen haben.

Die Hauptreisen dieser unvergleichlichen Familienmenschen sind natürlich die Ferienreisen. Die Ferien! Das ist das große Ereignis im Staate und im Hause. Da wird die Herde der idealen Menschheit mobil und sondert sich in süßen Rudeln, wie sie sich durch die „Bande der Liebe" gebildet.

Still saß ich und nichts Arges ahnend auf Juist, in dieser schlichten Inseleinsamkeit, umblaut von der brausenden Nordsee und dem schönen hellen Sommerhimmel. Ich träumte in meinem Korbe auf dem langgestreckten weißen Strande, und meine Augen ruhten, verloren in fernen Meereswelten. Ich plaute dies und jenes, Seehundsjagden, Segelpartien, Dünengänge — — Strandkorbphantasien!

Da brachen die Ferien herein über Preußen und Oldenburg, Thüringen und Westfalen und die umliegenden Länder.

Und im Nu war die von Dünen, Platten, Sandbänken, Watts scheinbar so wohlverwahrte Insel von Menschen, sogenanuten Badegästen und Passanten, überflutet, und eine Familienwoge nach der andern ergoß sich an mein friedliches Gestade.

Da fing mein Trauern an.

Die Insulaner freilich lachten, nun begann auf ihrem Sande ihr Weizen zu blühen.

Woche um Woche hielt ich's aus, denn der Mensch hofft immer auf Besserung. Jetzt sehe ich ein, daß ich sie auf diesem glücklichen Eilande in der guten, sommerlichen Jahreszeit nicht mehr erlebe. Denn die Zahl der Familien wächst in die Legion, und die deutschen Ferien dauern lang.

Aus allen Fenstern von Juist weht Kinderwäsche, gleich siegreich flatternden Fahnen. In den Gast- und Logierhäusern, in den primitiven Wohnstätten der Insulaner, überall herrscht die zugereiste Familie mit Scharen von Kindern. Auf den schmalen Backsteinpfaden zum Strande wimmelts

von Kindsmägden, die Kinderwägen vor ſich herſchieben, rumorts von Pantoffelhelden und Schwiegermüttern. — —

Was zuviel iſt, iſt zuviel. Ich ſtrecke die Waffen vor der Tyrannei der idealen deutſchen Familie. Ich weiche zurück vor der Überzahl der idealen deutſchen Mütter und Kinder. Ich fliehe von Juiſt.

Ohne Übertreibung: Der herrliche Strand mit der grandioſen Scenerie des Meeres iſt zu gewiſſen Stunden die reine Kleinkinderbewahranſtalt.

Man geht doch wahrhaftig nicht als erwachſener Menſch an die Nordſee, um angeſichts der erhabenen Meerflut das Schauſpiel zu genießen, wie die deutſche Hausmutter ihren hoffnungsvollen Sprößlingen die Hoſe reinigt, den Popo wiſcht, oder wie die Schwiegermutter ſich mit dem würdevollen Hausherrn über Erziehungsprinzipien zankt — ein Zank, deſſen Tonſtärke den Schrei der Möven übertönt. Und das ewige: „Otto, willſt du wohl?“ „Wilhelm, hörſt du nicht?“ „Ännchen, ſo laß doch!“ „Jungens, Jungens, nee, aber ſo wat!“ „Nu ſetzt's aber Haue!“

Das iſt gräßlich, ſo das Meer von der familienmütterlichen Sorge und Zärtlichkeit überbrüllen zu hören. In ſolchen Momenten begreife ich Herodes und den ganzen bethlehemitiſchen Kindermord. —

Bevor ich mein oſtfrieſiſches Eiland verlaſſe, will ich den Leſern der „Geſellſchaft“ meine Reiſe von München über Leipzig und Berlin nach Hamburg, die litterariſchen Jubeltage daſelbſt, die Ausflüge nach Lübeck und Helgoland mit jener Gewiſſenhaftigkeit erzählen, welche den deutſchen Berichterſtatter auszeichnet. Alſo auf Wiederſehn im nächſten Heft!

Für heute noch das Geſtändnis, daß ich ſelbſt mit Weib und Kind reiſte. Es waren gerade Theaterferien. Man ſieht, auch meine Geſchichte iſt nicht ohne Moral.

Die Lehre vom Tyrannenmord.

Von Karl Jentſch.

(Kriſſe.)

Am letzten Stiftungsfeſte der königl. bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften hat Dr. Max Loſſen die Feſtrede gehalten und als Thema „Die Lehre vom Tyrannenmord in der chriſtlichen Zeit“ gewählt; im Verlage der Akademie iſt die Abhandlung, mit einem ausführlichen Quellennachweis ausgerüſtet, ſoeben gedruckt erſchienen. Der Verfaſſer geht von

der Stellung der Urkirche zur Staatsgewalt aus, verfolgt die Entwickelung der späteren Konflikte zwischen beiden Gewalten, die zu Versuchen einer schriftmäßigen Begründung revolutionärer Handlungen führten, durch das Mittelalter und die Reformationszeit hindurch bis zur französischen Revolution, und schließt mit einem Ausblick auf die Zukunft. In dem Abschnitte, der die Zeit der Religionskriege umfaßt, hat er, was etwa noch dunkel war an der Sache, durch die Ergebnisse seiner eignen Quellenforschung vollends aufgehellt, so daß jetzt ein abschließendes Urteil darüber möglich ist. Als Probe heben wir eine Frage heraus, die allgemein interessiert: die nach der Stellung der Jesuiten zum Tyrannenmord.

Da die Macht der Ligue, wie sich die katholische Partei in Frankreich eine Zeitlang nannte, dem elenden Heinrich III. über den Kopf wuchs und er sich ihrer nicht anders zu erwehren wußte, ließ er ihre Häupter, die Guisen, ermorden; den Herzog Heinrich am 23. Dezember 1588, bald danach auch dessen Bruder, den Kardinal. Die Wut der großen Mehrzahl der Franzosen über diese Schandthat war so groß, daß sich die theologische Fakultät unter dem Drucke, den zunächst die Häupter der Stadt Paris auf sie ausübten, gezwungen sah, die Unterthanen ihres Treueids zu entbinden und sie zum bewaffneten Aufstand gegen den seiner Krone verlustigen Heinrich von Valois zu ermächtigen. Am 1. August 1589 wurde der König von dem jungen Dominikaner Jakob Clément erstochen. „Fanatische Predigten hatten den schwachen Kopf (warum schwach?) des Mönches erhitzt, der Beichtvater sein Gewissen mit der Versicherung beruhigt, der Tyrannenmord sei keine Sünde, sondern eine rühmliche That. Der Mörder wurde auf der Stelle niedergemacht, dafür aber von den liguistischen Predigern und von seinen Ordensgenossen als Märtyrer gefeiert. Den Predigten und Flugschriften, welche die That des neuen Aod*) priesen, folgten dicke Bücher, welche sie mit gelehrten Argumenten rechtfertigten ....."

„An der revolutionären Auflehnung der Ligue gegen das legitime Königtum hatten auch einzelne Jesuiten Anteil gehabt, doch nicht gerade hervorragenden, jedenfalls nicht mehr als die Angehörigen der meisten anderen Orden. War doch selbst die theologische Fakultät der Universität Paris, dieser Lieblingspflegetochter der französischen Krone, wie man sie genannt hat, für einige Zeit der allgemeinen Ansteckung verfallen. Seit König Heinrichs (IV.) siegreichem Einzug in Paris, am 22. März 1594, suchte aber die Sorbonne durch verdoppelten monarchischen Eifer ihre zeitweilige Verirrung gutzumachen. Daß die Jesuiten diese Umwandlung nicht

*) Aod ermordete meuchlings den Moabiterkönig Eglon, der die Israeliten unterjocht hatte. Richter 3, 12—24.

alsbald mitmachten, war, neben der Eifersucht gegen ihr erfolgreiches Bemühen, den Jugendunterricht in die Hand zu bekommen, der Hauptgrund, daß sich nun der allgemeine Haß gegen sie wandte; sie wurden gleichsam der Sündenbock, dem die übrige französische Geistlichkeit die Schuld ihres Abfalls vom Königtum auflud."

Das Endergebnis der daraus entstehenden langwierigen Fehde zwischen den Jesuiten und ihren Gegnern war, daß jene „für Frankreich die Lehre von der Erlaubtheit des Tyrannenmordes fallen ließen, während sie in allen anderen Ordensprovinzen daran festhielten, aber geltend machten, daß Tyrannenmord und Königsmord zwei wesentlich verschiedene Begriffe seien". Den wahren Grund der Hartnäckigkeit, mit der die Jesuiten diese Lehre festhielten, sieht Lossen in deren engem Zusammenhange mit dem Anspruche der Päpste auf das Recht, Fürsten abzusetzen und den Unterthanen durch die Entbindung vom Treueide die Waffen gegen den so zum Tyrannen gestempelten Fürsten in die Hand zu geben. „Als Verteidiger dieser politischen Machtbefugnis der Päpste waren die Jesuiten logisch fast genötigt, auch für die Zulässigkeit des Tyrannenmordes einzutreten." Es könne gar nicht bezweifelt werden, daß im ganzen 17. Jahrhundert „die Zulassung des Tyrannenmordes in einer mit dem Evangelium und den Anschauungen der alten Kirche unvereinbaren Weise Sententia communis (allgemein und unbestritten geltende und daher als Ordenslehre anzusehende Meinung) der Jesuiten gewesen" sei.

Von Mariana sagt Lossen, er nehme eine ganz besondere Stellung ein. „Mariana ist in der That in seinem berühmten, zuerst im Jahre 1599 veröffentlichten, größtenteils aber schon im Jahre 1590 geschriebenen Buch über den König und seine Erziehung ein entschiedener Verteidiger des Tyrannenmords; aber seine Argumente stammen nicht, wie die der übrigen Jesuiten, aus theokratisch-hierarchischen Grundsätzen, sondern teils aus dem Naturrecht, gemäß welchem ihm die Autorität des ganzen Volkes höher steht als die des Königs, teils aus der spanischen Geschichte, in welcher er, ein gründlicher Kenner, nichts von besonderen göttlichen Vorrechten des Königtums gefunden hatte. Man darf behaupten, daß kein andrer Autor des Jesuitenordens so wenig von eigentlich jesuitischen Grundsätzen sich geleitet zeigt, wie Mariana. Wenn die Jesuiten demnach mit gutem Grunde diesen Verteidiger des Tyrannenmordes von ihren Rockschößen abschütteln können, so haben sie anderseits kein Recht, diesen kühnen und stolzen Geist, einen Schriftsteller ersten Ranges, den Zierden ihres Ordens beizuzählen."

Daß auch die Calvinisten begeisterte Tyrannentöter, die Lutheraner dagegen wie heute so allezeit Muster von Loyalität und blindem Gehorsam gewesen sind, ist allgemein bekannt, und die Ursache dieser Verschiedenheit

liegt offen vor aller Augen da. Das Luthertum ist unter dem Schutze der sächsischen Kurfürsten entstanden und von andern deutschen Fürsten, sowie von den nordischen Königen um ihres eignen Vorteils willen eingeführt worden; seine Geistlichkeit ist daher allezeit das gehorsame Werkzeug ihrer Schöpfer, der Fürsten, geblieben. Der Calvinismus dagegen ward im Aufruhr gegen die Könige von Frankreich, Spanien und Schottland begründet und fand seine Pflegstätte in den Republiken Schweiz und Holland, denen sich eine Zeitlang noch eine britische Republik beigesellte; er war also notwendigerweise revolutionär und republikanisch. In England sind die Geistlichen der Staatskirche selbstverständlich Meister im knechtischen Gehorsam, die Dissenters Revolutionäre gewesen. Klarer als bei allen anderen Ideen ist es bei den kirchenpolitischen, daß sie nichts andres sind als Spiegelungen der Tage und der Interessen derer, die sie hegen. Bei Lossen tritt dieser Umstand nicht deutlich genug hervor.

Es ist überhaupt eine heikle Aufgabe, die Lehre vom Tyrannenmorde in der Sitzung einer „königlichen" Akademie erörtern zu sollen, noch dazu am byzantinischen Ende unsres in der Revolution geborenen Jahrhunderts; in der „Gesellschaft", die zum Glück noch nicht k. k. ist, darf schon eher über das rein Historische hinausgegangen werden, und daher wollen wir hier noch etwas beifügen, was Dr. Lossen in München nicht hätte sagen können, auch wenn er gewollt hätte; selbstverständlich hat er auch nicht gewollt, da er auf einem andern Standpunkte steht.

Er hat recht, wenn er die theologische Rechtfertigung des Tyrannenmordes als eine Verirrung darstellt, aber die theologische Begründung des Königtums von Gottes Gnaden ist keine geringere Verirrung. Nicht deswegen ist der Tyrannenmord unchristlich, weil der Monarch vom Neuen Testament für den „Gesalbten des Herrn" erklärt wird — in Wirklichkeit kennt es nur einen solchen Gesalbten, nur einen Christus, Christus heißt ja eben: der Gesalbte —, sondern weil Jesus jede Gewaltthat verurteilt und geduldiges Tragen der erlittenen Unbill zur Pflicht macht. Der weltlichen Ordnung stehen die drei ersten Evangelien gleichgültig, das vierte und die Offenbarung feindselig gegenüber. Im Johannesevangelium erscheint der Teufel als der Fürst dieser Welt, in der Apokalypse sind alle Könige und Großen der Erde nichts als Vorläufer und Werkzeuge des Antichrists und der Verdammnis verfallen. Wenn Jesus heute in unserm „freien" deutschen Vaterlande auftreten wollte, so würde seiner „aufreizenden" Reden wegen der Staatsanwalt seiner Wirksamkeit schon in den ersten Monaten ein Ende machen. Denn Jesus hat über die Reichen Wehe gerufen und die Armen selig gepriesen, er hat vielmal die herrschenden Stände und die rechtmäßigen Obrigkeiten seines Volkes Heuchler, Unter-

drücker der Armen und Teufelsbrut geſcholten — alles in polizeilich nicht angemeldeten Verſammlungen — und er hat eigenmächtig in die Befugniſſe der Obrigkeit eingegriffen, z. B. aus den Tempelhallen die Verkäufer herausgetrieben, die doch gewiß Standgeld bezahlt hatten. Er iſt feierlich in Jeruſalem eingezogen und hat ſich dabei als Sohn Davids, d. h. als den rechtmäßigen König begrüßen laſſen. Er hat (Lukas 13, 32) den Herodes einen Fuchs genannt, den Herodes, der im römiſchen Reiche ungefähr die Stellung einnahm, wie heute im Deutſchen Reiche einer der kleineren Souveräne, er hat ſich alſo der Majeſtätsbeleidigung ſchuldig gemacht. Er hat (Matthäus 17, 25) für ſich und ſeine Jünger die Verpflichtung zum Steuerzahlen nicht anerkannt. Sein beharrliches Schweigen vor ſeinen Richtern: Kaiphas, Herodes, Pilatus würde ihm heute zunächſt einige Ordnungsſtrafen zuziehen. Das Wort vom Zinsgroſchen, worauf unſre Kirchenpolitiker ganze Syſteme bauen, iſt nichts als eine verächtlich-ſpöttiſche Abweiſung ſeiner plumpen Gegner, der damaligen Konſervativen (Phariſäer) und Nationalliberalen (Herodianer), die ihm eine leicht zu umgehende Falle ſtellten. Paulus iſt nicht Jeſus, ſeine Lehre nicht mehr reine Jeſuslehre; er iſt Gemeindegründer, was Jeſus nicht geweſen war. Wie jeder, der eine Idee verwirklichen will, mußte er ſich zu Kompromiſſen, d. h. zum teilweiſen Abfall von dieſer Idee bequemen. Mit der Predigt von einem Leben aus dem göttlichen Geiſte, das keiner Geſetze bedarf und ſich durch keine äußere Ordnung einſchränken läßt, fing er an, mit der Begründung äußerer Ordnungen hörte er auf. So erklärt ſich die berühmte Mahnung zum Gehorſam gegen alle Obrigkeit im Römerbriefe. Öfter als einmal hatte er ſelbſt den Schutz der römiſchen Geſetze und Behörde gegen ſeine Feinde aus der Judenſchaft in Anſpruch genommen, ihnen verdankte er es, daß er nicht in Jeruſalem vom wütenden Volke gelyncht, daß er ſpäter nicht gemeuchelt, nicht feindlichen rachſüchtigen Richtern ausgeliefert wurde; was Wunder, daß er in der weltlichen Obrigkeit eine Einrichtung Gottes zum Schutze der Guten ſah, in derſelben Obrigkeit, in der die Chriſten ſpäter ſeit Nero die Verkörperung des Antichriſts ſahen? Eine ähnliche Ermahnung zum Gehorſam gegen die Obrigkeit finden wir 1. Petri 2, 12—18*), und hier bemerken wir zugleich einen zweiten Grund dafür: der Verfaſſer mahnt, die Freiheit nicht etwa zum Deckmantel der Bosheit zu mißbrauchen

*) Neuere Kritiker halten nicht den Apoſtel Petrus, ſondern einen Mann des pauliniſchen Kreiſes für den Verfaſſer dieſes Briefes. Mit Beziehung auf die angeführte Stelle heißt es in dem Artikel „Petrus“ der Realencyklopädie von Herzog und Plitt, aus ſpäterer Zeit, etwa von Trajan ab, könne der Brief nicht ſtammen; denn „die uneingeſchränkte Ermahnung, den Machthabern unterthan zu ſein, war nicht mehr möglich, nachdem das Chriſtentum von denſelben ausdrücklich verboten war.“

und den Heiden keinen Anlaß zu übler Nachrede zu geben. Es konnte ja nicht fehlen, daß die Gleichgültigkeit der Jesuslehre gegen alles Weltliche und die Gesetzesfeindschaft Pauli, mit der gewiß gerade solcher Unfug getrieben worden ist, wie später mit der Luthers, den Christen schon frühzeitig den Vorwurf der Staatsfeindschaft zuzog und dem Missionswerke hinderlich wurde.

Wenn die römische Regierung ihren Unterthanen die allgemeine Militärdienstpflicht auferlegt und Eide: Fahnen-, Zeugen-, Amtseide gefordert hätte, ob Paulus soweit gegangen sein würde, sich solchen den ausdrücklichen Geboten Jesu widersprechenden Einrichtungen zu fügen? Wer kann es wissen? Tolstoj, der tiefer in den Geist des Evangeliums eingedrungen und gescheiter ist „als alle die Laffen, Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen", wundert sich in Tula „über die Widerstandslosigkeit, mit der dieses entsetzliche Verbrechen" — er meint die Rekrutenaushebungen — „am hellen lichten Tage in einer großen Stadt verübt wird". (In der Schrift: „Christi Lehre und die allgemeine Wehrpflicht.") Selbstverständlich ist Tolstoj, der ja eben das Christentum der Bergpredigt verwirklichen will, weit entfernt davon, zum gewaltthätigen Widerstande gegen die Aushebung zu reizen, vielmehr will er nur, daß die Rekruten passiven Widerstand entgegensetzen, so daß schließlich keine Aushebung mehr zustande kommt; alles, meint er, „hängt von der Kraft ab, womit jeder einzelne Mensch sich der christlichen Wahrheit bewußt ist;" mit der allgemeinen Verbreitung dieses Bewußtseins werde alles Unrecht von selbst aufhören, denn wenn auch einzelne Mächtige noch Unrecht begehen wollten, so würden sie doch die dazu nötigen Werkzeuge nicht mehr finden.

Die europäischen Völker, zu denen die Russen nicht gehören, sind niemals solche Lämmer gewesen, wie Tolstoj und seine Bauern; sie haben niemals geglaubt, daß alles von selber gut werden werde, wenn sich nur ein jeder geduldig schlagen, treten und zur Schlachtbank führen lasse, daß die Henker vom Geiste der Schlachtopfer ergriffen, daß die Wölfe durch das Beispiel der Schafe selber in Schafe verwandelt werden würden; sie wußten nur allzugut, daß die Wölfe um so wölfischer werden, je schafsmäßiger sich die Schafe benehmen, und daß es an menschlichen Wölfen niemals fehlt; sollten diese wirklich einmal in einem Volke ausgehn, so würde ein solches Volk von Lämmern die Beute raubgieriger Nachbarn werden. Auch ohne solche Betrachtungen anzustellen, haben die Europäer von Anfang an instinktmäßig darnach gehandelt; sie waren viel zu gesund, kräftig und lebenslustig, viel zu tüchtig, um Christen in Tolstojs Sinne, um Russen, um Asiaten zu werden. Und eben darauf beruht die Kultur Europas und seine heutige Weltherrschaft, daß seine Völker stets revolutionär gewesen sind, von Athen

bis England, von Harmodius und Ariſtogiton bis auf die Chartiſten, Bergleute und Dockarbeiter des weltbeherrſchenden Inſelvolkes. Denn Kultur geht nur aus der feſſelloſen Thätigkeit zahlreicher Individualkräfte hervor, die Blitze, in denen ſich die Spannungen entgegengeſetzter Kräfte ausgleichen, ſind die Lebensbethätigungen des Geiſtes der Kultur. Dieſer Geiſt erſtirbt, wo Einer für Alle denkt, wo Alle für Einen oder für wenige Genießende arbeiten und leiden ohne zu denken.

Der Tyrannenmord iſt weiter nichts als ein beſonderer Fall der Daſeinsbehauptung, die bei allen tüchtigen Völkern kräftig ausfällt. Name und Theorie erklären ſich daraus, daß die mittelalterlichen Litteraten Schüler zuerſt der Römer, dann der Griechen geweſen ſind, und daß die naive Auffaſſung jüngerer Völker alle unperſönlichen Mächte perſonifiziert, daher für jeden laſtenden Druck einen perſönlichen Urheber vorausſetzt. Dazu kam, was auch Loſſen gebührend hervorhebt, daß im 14. und 15. Jahrhundert die Mehrzahl der Pflegſtätten des geiſtigen Lebens, der italieniſchen Städterepubliken, der Gewalt von Alleinherrſchern verfiel, die Tyrannen in der ſchlimmſten Bedeutung des Wortes waren. Die Geſchmackloſigkeit, den Tyrannenmord oder richtiger die Empörung aus der Bibel zu rechtfertigen, war in ſolchen Kreiſen, die theologiſch dachten, wie die Scholaſtiker und ſpäter die führenden Geiſter des Reformationszeitalters, nicht zu vermeiden. Denn jedes geſunde Lebeweſen wählt aus ſeiner Umgebung aus, was es an Luft und Nährſtoff zu ſeiner Erhaltung gebrauchen kann. Finden Geiſter, denen die Pflicht der Selbſterhaltung Widerſtand gegen die herrſchenden Gewalten vorſchreibt, die aber doch zugleich das Bedürfnis der ſittlichen Selbſterhaltung, alſo der Rechtfertigung ihrer Thaten vor dem Gewiſſen empfinden, finden ſolche Geiſter in ſolcher Lage keinen anderen Gedankenkreis vor, als den theologiſchen, ſo müſſen ſie natürlich ihre Gründe aus der Bibel holen. Paſſen Matthäus und Lukas nicht, ſo muß Paulus herhalten (das Geſagte gilt ja nicht bloß für die Unterdrückten, die ſich empören wollen, ſondern auch für die Herrſcher, die fortfahren wollen zu unterdrücken), paßt dieſer nicht, ſo greift man in die Apokalypſe und in das Alte Teſtament. Das Chriſtentum enthält ſehr verſchiedene Beſtandteile, die den Menſchen je nach Umſtänden förderlich oder hinderlich ſind; der Europäer, als ein geſunder Junge, nimmt ſich aus der Schüſſel, was ihm gerade ſchmeckt und bekommt, und ſchiebt das übrige beiſeite. Bevölkerungen, die ſich, wie die Italiener der Renaiſſance und die Franzoſen des vorigen Jahrhunderts, vom Banne der Theologie befreit haben, aber noch an den Traditionen des klaſſiſchen Altertums hängen, holen ihre Gründe aus den griechiſchen und römiſchen Klaſſikern, der moderne Menſch rechtfertigt ſeine Befreiungskämpfe durch naturwiſſenſchaftliche Theorien und

hofft, daß im Kampfe ums Dasein der Tüchtigere obsiegen, durch den Sieg also sein gutes Recht bewiesen werde, wobei selbstverständlich jeder Kämpfende sich selbst für den Tüchtigeren hält.

Den Widerstand gegen Druck in die altmodische Form des Tyrannenmordes zu kleiden, davon kann allerdings heut und in Zukunft nicht mehr die Rede sein. Über England bemerkt Lossen ganz richtig: „mit der Möglichkeit einer Ausartung des Königtums zur Tyrannis hörte zugleich auch jeder Anlaß auf, von der Berechtigung des Tyrannenmordes zu sprechen". Weit wirksamer als Staatsverfassungen haben der Weltverkehr und die Zusammenballung der Besitzenden und der Nichtbesitzenden zu ungeheuren Massen der Wiederkehr einer Tyrannis im alten Stile, d. h. der Konzentration der Macht in einer Person vorgebeugt: Druck wie Gegendruck, das sieht heute auch der Blödeste, geht nicht von einem Punkte aus, sondern von einer breiten Schicht; jeder Arbeiter weiß das heute, nur die Bureaukraten wissen es noch nicht, die sich immer noch einbilden, Volksbewegungen dadurch zum Stillstand bringen zu können, daß sie die „Hetzer" ins Loch stecken. So gut durchschauen die Volksmassen die Lage, daß sogar Signor Crispi nicht in Lebensgefahr schwebt, weil man in Italien wohl weiß, daß mit seiner Ermordung der auf dem Volke lastende Druck nicht beseitigt sein würde. Nur in Rußland sieht der gebildete, der europäisch denkende und fühlende Teil der Bevölkerung den Monarchen noch heute für den Urheber des Druckes an, und darum steht dort der Tyrannenmord noch so im Flor, wie in Frankreich und England vor 300 Jahren.

Es ist sonderbar, daß Lossen daran nicht gedacht hat. Ganz willkürlich schließt er die Tyrannenmordperiode mit der französischen Revolution ab. Hat nicht Schiller, der vom ersten bis zum letzten Atemzuge Revolutionär gewesen ist, seinen Wilhelm Tell erst 1804 geschrieben, hat nicht der Freiheitsschwärmer Sand den „Tyrannenknecht" Kotzebue erst 1819 erdolcht, haben wir nicht seitdem noch genug Attentate erlebt (gegen den einen Louis Philippe sind sieben oder mehr unternommen worden), und ist nicht das Königreich Italien in der Zeit von 1859 bis 1870 auf lauter Tyrannenverjagung gegründet worden? Daß dabei keiner der abgesetzten mit Waffengewalt verjagten Monarchen das Leben eingebüßt hat, war nebensächlich und zufällig; hätte den König Franz II. von Neapel bei der Belagerung von Gaeta 1860 eine Kugel getroffen, so würden Garibaldi, Crispi und Victor Emanuel nicht böse gewesen sein, und außer den Ultramontanen, die der Lage der Dinge nach damals die legitime Monarchie als Bundesgenossin des Papsttums hochhalten mußten, würde sich in ganz Europa kein Mensch darüber entrüstet haben.

Dieser geschichtlichen Thatsachen gedenkt Lossen in seiner Schlußbetrach-

tung nicht, sondern nur der anarchistischen Attentate, die ihn aber in seiner optimistischen Auffassung, wonach die Periode des Tyrannenmordes abgeschlossen hinter uns liegen soll, nicht irre machen; denn, meint er, „Versuche, mit Gründen, sei es des vernünftigen Denkens, sei es der christlichen Lehre, solche Mordthaten zu rechtfertigen, werden kaum unternommen“. Doch! Die Anarchisten haben eine ziemlich umfangreiche Litteratur, mit der sie „die Propaganda der That“ zu begründen suchen; bekanntlich sagen sie: weil eben nicht einzelne Tyrannen, sondern das herrschende Wirtschaftssystem an den Leiden des Proletariats schuld sei, so müsse das Publikum durch Mordthaten, die nicht gegen bestimmte Personen gerichtet sind, sondern beliebige Menschen wahllos treffen, von der Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes überzeugt werden. Selbstverständlich bewirken sie damit gerade das Gegenteil von dem, was sie beabsichtigen, nämlich die Befestigung des herrschenden Systems, und darum verurteilen sowohl die englischen Gewerkvereinler wie die festländischen Sozialdemokraten alle Gewaltthätigkeiten; nicht, weil sie die gewaltsame Beseitigung von Unterdrückern für sündhaft hielten, sondern weil sie sie für unzweckmäßig halten, ziehen die Angehörigen des vierten Standes, der in Mittel- und Westeuropa bald die Hälfte der Bevölkerung ausmachen wird, den unblutigen politischen und Lohnkampf einem blutigen Befreiungskampfe vor. Wenn dann Lossen zuletzt den Fortschritt der Menschen mehr in der Läuterung der Ideen*) und in der Verbesserung der Institutionen als in etwaigen vorteilhaften Änderungen der Menschennatur sieht, so hat er wiederum recht, und deshalb trägt die Gesamtheit derer, die sich notwendigen Verbesserungen der Staats- und Gesellschaftseinrichtungen widersetzen, die Verantwortung für etwaige Explosionen des Triebes der Selbsterhaltung unterdrückter Volksmassen.

*) Soll dieser Ausdruck für den vorliegenden Fall bedeuten, daß der Christ die Pflicht des unbedingten Gehorsams gegen jede weltliche Obrigkeit anzuerkennen und keine Trübung der Idee dieses Gehorsams durch Ausnahmen oder Einwendungen zuzulassen habe, so lasse ich natürlich eine solche „Läuterung“ nicht als einen Fortschritt gelten; wohl aber lasse ich die Läuterung gelten, wenn damit gemeint ist, daß man die Ursachen der Übel, die den größern Teil der Menschheit drücken, und die geeigneten Mittel zu ihrer Beseitigung immer richtiger und deutlicher erkenne.

Mein Lebenslauf.

Von E. Humperdinck.

(Frankfurt a. M.)

Am 1. September 1854 bin ich als Sohn des Gymnasiallehrers Gustav Humperdinck zu Siegburg geboren. Meiner frühzeitig zu Tage tretenden musikalischen Veranlagung entsprechend ward mir von meiner ersten Jugend an neben allgemeiner Ausbildung Unterricht in der Musik zu teil. Mit sechzehn Jahren bestand ich die Abiturientenprüfung am Gymnasium zu Paderborn, in welcher Stadt mir durch meine Mitwirkung bei den Aufführungen der Domkapelle und des Musikvereins vielfache musikalische Anregung geboten wurde. Nach einem halbjährigen Studium des Bansachs bestimmte mich meine starke Neigung zur Musik, sowie der Rat Ferdinand Hillers, dem ich einige Kompositionen vorgelegt hatte, zu dem Entschlusse, die Laufbahn eines Tonkünstlers zu ergreifen. So besuchte ich denn zunächst vier Jahre lang die Musikschule zu Köln. Gleichzeitig hatte ich in zahlreichen Gürzenich-Konzerten, Kammermusik-Soirées und Opern-Vorstellungen beste Gelegenheit, meine musikalischen Kenntnisse in ausgedehntem Maße zu bereichern. Als bei Ablauf meiner Studienzeit in Köln mir der Preis der Mozartstiftung in Frankfurt a. M. zuerkannt wurde, kam ich als deren Stipendiat auf Empfehlung Hillers zu Franz Lachner nach München und besuchte außerdem während zweier Jahre die dortige kgl. Musikschule. Auch hier wurden die sich darbietenden Vergünstigungen zum Besuche des Hof- und Nationaltheaters, der Akademiekonzerte und der Aufführungen der kgl. Vokalkapelle eifrig von mir wahrgenommen, während andererseits das Studium an der k. Musikschule Anlaß gab zu praktischen Übungen im Dirigieren, sowie zur Aufführung von eigenen größeren und kleineren Kompositionen, von welchen zwei, eine „Humoreske" für Orchester und die Chorballade „Wallfahrt nach Kevlaar" den ersten Preis der Felix Mendelssohn-Bartholdy-Stiftung in Berlin erhielten. Das hiermit verbundene Reisestipendium setzte mich in den Stand, ein Jahr hindurch Italien zu bereisen und auch bezüglich der bildenden Künste meinen geistigen Horizont beträchtlich zu erweitern. Am folgenreichsten ward für mich das Zusammentreffen mit Richard Wagner, dessen Bekanntschaft ich bei seinem Aufenthalte auf der Villa d'Angri bei Neapel im Frühjahre 1880 machte. Der Meister lud mich ein, nach Bayreuth überzusiedeln, um eine Kopie der damals noch nicht ausgeführten Parsifal-Partitur anzufertigen

und bei den Vorbereitungen zur ersten Aufführung des Bühnenweihfestspieles ihm behilflich zu sein. Selbstverständlich folgte ich diesem ehrenden Rufe mit Begeisterung und ging im folgenden Jahre nach Bayreuth. Gleichzeitig nahmen nach Vollendung der Parsifal-Partitur die Vorbereitungen zu den Festspielen des Jahres 1882 meine Kräfte in Anspruch; unter anderem glückte es mir, aus den Volksschulen Bayreuths einen Knabenchor zusammenzustellen, der nach mehrmonatlichem Studium bei den Aufführungen des Sommers unter meiner Leitung erfolgreich mitwirkte.

Nach Beendigung der Festspiele wurde mir für einige eingesandte Kompositionen seitens der kgl. Akademie der Künste in Berlin der Preis der Meyerbeer-Stiftung verliehen, als deren Stipendiat ich Italien, Frankreich und Spanien bereiste. Der Aufenthalt in Paris wurde für mich interessant und wichtig durch Franz Liszts Empfehlungen. Kurz vor seinem Tode berief mich R. Wagner, damals in Venedig weilend, zum Zwecke der Aufführung seiner C-dur-Symphonie im Liceo „Benedetto Marcello" noch einmal zu sich.

Nachdem ich während der folgenden Jahre — eine kurze durch Krankheit veranlaßte Unterbrechung abgerechnet — teils mit eigenen Kompositionen und Bearbeitung musikalischer Werke beschäftigt, teils an den Festspielaufführungen in Bayreuth, sowie an den Königsvorstellungen des „Parsifal" in München wie früher mit thätig gewesen, folgte ich im Herbste 1885 einem Rufe des Conservatorio del Liceo in Barcelona, um diese Anstalt nach deutschem Muster umzugestalten und die Leitung ihrer Konzerte zu übernehmen. Die sehr zurückgebliebenen Musikzustände, welche hier wie fast überall in Spanien herrschten, verleideten mir jedoch diese Bestrebungen schließlich, so daß ich meine Stellung im Sommer 1886 wieder aufgab und mit einer ähnlichen am Kölner Konservatorium vertauschte, in welcher ich Unterricht in der Theorie, sowie die Leitung der beiden unteren Chorgesangklassen übernahm. Ein mir im folgenden Jahre von der Verlagsfirma B. Schott's Söhne angebotenes Engagement zum Zwecke der Herausgabe älterer Werke veranlaßte mich, auch die Stellung an der Kölner Musikschule aufzugeben und nach Mainz überzusiedeln, wo ich zunächst Aubers Märchenoper „Das eherne Pferd" einer dramatischen und musikalischen Umarbeitung unterzog, deren erste Aufführung am 10. November 1889 in Karlsruhe stattgefunden hat. Von meinen Kompositionen wurden bisher „Das Glück von Edenhall" und die „Wallfahrt nach Kevlaar" von vielen Konzertinstituten mit Erfolg aufgeführt.

Im Herbst 1890 siedelte ich nach Frankfurt a. M. über, wo ich seitdem als Lehrer des dortigen Hochschen Konservatoriums, sowie als Musikreferent der „Frankfurter Zeitung" lebe. Die erste Aufführung meines

Märchenſpiels „Hänſel und Gretel“ fand am 23. Dezember 1893 in Weimar (unter R. Strauß' Leitung) ſtatt, dann folgten München (30. Dez.), Karlsruhe (5. Januar 1894), Frankfurt a. M. (11. März), Breslau (18. April), Darmſtadt (22. April), Mannheim (6. Juni).

Unſer Dichteralbum.

Gefangen.

Aus einer engen, wirren Wildnis ſucht
Ich einen Ausweg, doch am Ende ſtand
Mit einer wehrenden Geberde Ich.
Nicht heftig, aber zwingend. Alſo ruhig
Und forſchend richtete ich meinen Blick
Auf mich, daß ich betroffen rückwärts trat
Und langſam und von Grau'n gepackt entwich.

Ich ſuchte einen andern Weg und fand
Am Ausgang mich, und ging zurück, und immer
Fand ich am Ende eines jeden Weges
Denſelben Wächter, daß ich ſchaudernd floh.

Stolz, Ehrgeiz, Lüge, Wolluſt, Haß und Neid,
Jedwede Leidenſchaft trug meine Züge
Und ſchreckte mich. Auch Gram und Liebesleid,
Auch blaſſe Reue mit verquälten Mienen,
Und Wahnſinn mit erloſchnen blöden Augen.
So viel der Thore, ſo viel Hüter grinſten
Mit einem lautloſen Zurück mich an.

Dann aber fand ich einen ſcheuen Jungen,
Dem deckte Scham die weichen Wangen, als er
Mich kommen ſah und ſeine Miene ſprach
Faſt demutsvoll: Verzeih, daß ich hier ſtehe.

Da faßte Wut mich: Fratze, biſt Du ich?
Feigling, Erbärmling, gieb mir Raum. Und jäh
Schoß tiefrer Purpur über ſeine Schläfen,
Und ſeine Augen hob er meinem Schimpf
Verwirrt entgegen. Und ich hob die Fauſt.
Da fiel er totenblaß mir in den Arm,
Und ſeine Augen riefen, ſchrien: Schlag nicht!

Ich aber, zornig, rang mit ihm und rang
Drei Tage und drei Nächte lang und warf
Ihn nicht und ließ erſchöpft von ihm und wich
Schrittweis und Blick in Blick. Der ſeine war
Voll ſtillen Vorwurfs und verſtörter Scham.

Und ich verkroch mich unter einen Buſch
Und meine Wächter folgten mir und ſpähten
Aufdringlich durch das ſchwarze Laub
Und quälten mich.

Hamburg. Guſtav Falke.

Enfin.*)

Oceanidylle.

I.

Raſtlos keucht der Dampfer vorwärts
Durch die endlos blauen Wogen.
Keine Wolke ſteht am Himmel.
Keine Briſe kühlt die Glut.

Blaue Flut und blauer Himmel.
Grandios nennt ſie der Schwärmer.
Doch dem nüchternen Verſtand
Dünkt es eitel Langeweile.

„Ocean, du Ungeheuer,"
Seufzt mit Rezia der dicke,
Muſikaliſch angehauchte,
Argentiniſche Tierfellhändler.

„Hol' der Teufel doch die Habſucht!
Bleib' im Land und nähr' dich redlich!
O wie göttlich war's bei Dreſſel!
Stewart, Monopol auf Eis!" —

Mit dem roten Seidentuche
Reibt er ſich die kahle Stirne,
Wirft dann einen Blick hinüber
Zu der ſchönen Donna Clara.

Grimmig ſpricht er zu ſich ſelber:
„Und dazu bei ſolcher Hitze
Noch ein Weib vor Augen haben,
Deſſen Blicke ſengend Feuer!" —

Hingegoſſen in den Lehnſtuhl
Liegt die reizende Kreolin.
In den duftigſten Mußlin
Sind gehüllt die ſchlanken Glieder.

Jüngſt erſt legte ſie die Trauer
Um den Gatten ab, den teuren.
Ach, ſie liebte ihn ſo zärtlich!
Und er war auch liebenswert.

Jeder Wunſch und jede Laune
Ward erfüllt vom lieben Alten.
Eine zwar! — Die böſe Welt
Zweifelte an der Erfüllung.

Ja, gefällig war der Biedre.
Schon vier Wochen nach der Hochzeit
Starb er in Paris. Der Witwe
Stand das Trauerkleid entzückend.

Alle Welt lag ihr zu Füßen.
Doch als treue Gattin führte
Sie den Leichnam ihres Gatten
Nach der Heimat Argentinien.

Alle Welt lag ihr zu Füßen,
War ſie doch ſo ſchön wie jene,
Die dem Wellenſchaum entſtiegen
Einſt an Paphos ſel'gem Strande.

Dunkler Haare dichte Fülle
Schmiegt ſich an die zarte Schläfe.
Auf den ſammetweichen Wangen
Lächeln allerliebſte Grübchen.

*) Enfin, „endlich", ſoll ſpaniſch betont werden mit den reinen Lauten der geſchriebenen Vokale.

In den Augen perlt Champagner.
Zwiſchen feingeſchwungnen Lippen,
Friſch wie taubenetzte Roſen,
Blitzen die kokettſten Zähne.

Mit dem Händchen ſchwingt ſie träge
Einen ſpan'ſchen Rieſenfächer,
Und in tieferm Atmen hebt ſich
Hin und wieder ihre Bruſt.

Stumm zu ihren Füßen ſitzt
Ein germaniſch blonder Jüngling.
Seine blauen Augen leuchten,
Doch die Lippe ſchweigt verlegen.

Nur ein Wörtchen ſpaniſch weiß er,
Nur das eine Wörtchen „amo".
Doch der Burſche iſt zu blöde,
Dieſes eine auszuſprechen.

Feurig glüht's in ihrem Auge,
Grad' als wollte ſie ihm ſagen:
„Blonder Junge, Du gefällſt mir!" —
Aber si jeunesse savait! — —

II.

Nacht ward's überm Ocean,
Matt erhellt vom Licht der Sterne,
Wonneſchauernd, nervenprickelnd.
Solche Nächte ſegnet Venus.

Regungslos liegt Donna Clara
In dem Lehnſtuhl; nur der Buſen
Hebt ſich ſtürmiſch. Unterm Haupte
Sind gekreuzt die weißen Arme.

Zornig iſt die ſchöne Dame.
„Dummer Alemanno," denkt ſie,
„Warum biſt Du doch ſo hölzern?
Bin ich etwa alt und häßlich?"

Schon zum ſechſten Male ließ ſie
Auf dem Stuhl den Fächer liegen,
Und zum ſechſten Male brachte
Er ihn erſt am nächſten Morgen.

Leiſe klopft ſie mit dem Füßchen
Auf den Boden, in den Fingern
Zuckt es, ihm das Haar zu zauſen.
Solch ein dummer Alemanno!

Plötzlich ſpringt ſie auf vom Lehnſtuhl,
Drückt den Fächer in die Hand ihm.
Eh' er weiß, was ihm geſchehen,
Iſt das ſchöne Weib verſchwunden.

III.

Si jeunesse savait! — Caramba,
Endlich weiß ſie, doch ſie wagt nichts. —
Wohl ein dutzend Male ſteht er
Vor der Koje der Sennora.

Fiebriſch klopft das Herz, die Kniee
Zittern, in den Schläfen pocht es.
Auf dem Drücker liegt die Hand,
Und — nun ſteht er in der Koje.

Stammelnd ſpricht er: „Ach, Verzeihung,
Ihren Fächer . ." —, will dann fliehen.
Doch ſchon fühlt er ſich umſchlungen
Von zwei warmen, weichen Armen.

Ein berauſchend ſüßer Duft
Dringt aus Donna Claras Haaren.
Leidenſchaftlich hört er flüſtern
Nur das eine Wort „enfin".

IV.

„Ocean, du Ungeheuer,
Auch noch das," ſo ſtöhnt der dicke
Argentiniſche Tierfellhändler,
Der Sennora Kojennachbar.

New-York. Gottlieb Steger.

Rauſch.

Zerfall', du weite lachende Welt,
Zerfall' in Aſche und Trümmer;
Mir leuchte nicht mehr dein Sternenzelt,
Deine ſtrahlende Sonne nimmer!

Geſogen hab' ich der Sterne Licht
In meine glückſeligen Augen.
Kein himmliſches und kein irdiſches Licht
Kann fürder für mich taugen.

Nun thu' dich auf, du alter Schlund,
Der verſchlungen hat Korahs Rotte;
Ich will verſinken mit leuchtendem Mund
Und rufe zu keinem Gotte.

Ich trank in mich ſo ſüßes Glück
In einer glückſeligen Stunde —
Mit meinem freudeſtrahlenden Blick
Erleucht' ich des Orkus Runde.

Und iſt es Sünde, was jetzt ich gelallt —
Mein Gott, du läßt's mich nicht büßen:
Lieg' trunken von meines Glückes Gewalt
Zu deinen barmherzigen Füßen.

Wien. Emil Rechert.

Hochzeitsnacht.

Der Abend breitet ſeine Schleier aus.
Es kommt die Nacht, in der zum erſtenmale
Du mir gehören ſollſt, ich Dir. Ins ſchattenfahle
Dämmergewoge blick' ich ſtarr hinaus.

In meinen Augen flimmert
Es von dem Blut, das mein Gehirn durchflutet,
Ein Wiederſchein des Feuers ſchimmert.
Und meine Seele blutet.

Du mein, ich Dein
Zum erſtenmal, zum erſtenmal.
Und nach ureigner Wahl
Ein Blutsbund, den kein Gott darf weihn.

In der gemeinen nicht, in einer andern Welt
Lebt unſer Glaube.
Hoch über unſerm Liebeszelt
Kreiſt eine weiße Taube.

Leben und Tod
Perlen in einer Schale,
Draus wir bei unſerm Feſtesmahle
Den Trunk thun zu dem Geiſt, der uns durchloht.

Wohl um Jahrtauſende zurück
Und vorwärts, anfang-, endlos iſt das Reich.
Verderben oder Glück?
Wir wiſſen's nicht, uns iſt es gleich.

Die weiße Taube flattert leiſ' und ſacht,
Von Roſenduft weht eine Wunderfülle.
Über des Abends Schleierhülle
Wirft ihren weiten Mantel jetzt die Nacht.

Gebet.

Und weil ich tiefe Liebe zu Dir hege,
Und weil ich kenne mein friedlos Gemüt,
Und weil ich ſeh', wie raſch, wie raſch verblüht
Die ſchönſte Roſe, die da prangt am Wege —

Und weil ich weiß, daß Du mir ganz ergeben,
Und weil ich fühle, daß Du nur an mich,
An meine Liebe glaubſt — drum bete ich
Für Dich und mich, für mich und Dich, mein Leben:

All meine Kraft, ſie breche jäh in Scherben,
Und all mein Stolz, er ſinke in die Gruft.
In einem Meer von ſüßem Blumenduft
Soll untergehn mein Gotteswahn und ſterben.

Daß auf des Glaubens öder Trümmerſtätte
Erhebe ſich der Treue feſtes Haus,
In dem, geſchmückt mit einem Myrtenſtrauß,
Der Friede ſeinen ſtillen Tempel hätte.

Tauberbiſchofsheim. Eduard Heß.

Weckerle décadent.

Ein Hundsviech iſt's, wie andre Hundeviecher.
Mit Einem Unterſchied: In dicke Tücher
Und Pelze hat ſein Glück ihn eingemummelt.
Nun fault er auf dem Divan, ſchwerverbummelt.
Zu Zeiten macht's ihm Spaß, ſich anzugrobſen:
„Pfui, Weckerle, wie darf ein Dachs ſich mopſen!"
Dann reckt er ſich. Und gähnt. Und ſeufzt. Die Glieder
Sind müde, müde. Und er kuſcht ſich wieder. —
Ob er ſich mal zum Futternapfe räkelt?
Äh, — wie ihn vor der Cervelatwurſt ekelt!
Nicht fett, nicht mager kann er mehr vertragen.
Niemals ſeit Jahren knurrte ihm der Magen.
Ganz leiſe knurrt ſtatt deſſen das Gewiſſen:
Man wird ſich ändern oder ſterben müſſen.

Leipzig. Walter Harlan.

Wilde Liebe.

Noch ſpielſt Du die kindiſchen Spiele fort,
Suchſt Frühlingsblumen im Hage,
Noch drang kein wildes, berauſchtes Wort
In Deine Mädchentage.

Doch hat ſich erſt purpurn das Weinlaub gerollt,
Und ſind die Aſtern gegangen,
Und peitſcht Deines Haares aufleuchtendes Gold
Dir ſturmgeſchüttelt die Wangen,

Dann werd' ich jählings mit ſiegender Kraft
Deine goldenen Strähnen packen,
Dann reiß' ich in trutziger Leidenſchaft
Dein Haupt hintüber zum Nacken.

Dann wird meines Mundes brennender Durſt
Dir von wilder Liebe erzählen,
Und droben wird orgelnd der Sturmwind gehn
Mit mächtigen Brautchorälen. . .

Berlin. Carl Buſſe.

Phantaſtiſche Geſchichten

(en miniature).

Von Paul Scheerbart.

(Berlin.)

I.

Geiſtertanz.

Bewegungsſtudie.

Von Norden kommen ſie — durch die Luft. Schrill pfeift der Wind. Die dünnen Gewänder flattern.

Übers Meer kommen ſie — am Strande ſchweben ſie hinab.

Am Strande wird getanzt. —

Sie rennen durch den Sand wie die Tollen — die Dünen hinauf und hinunter. Die Muſcheln zerbrechen unter ihren Füßen. Wild ſpringen ſie hoch in die Luft, klatſchen in die Hände, ſchleudern die dünnen Gewänder rechts und links, als wären's Peitſchen .....

Dann umarmen ſie ſich — dann drücken ſie ſich, als wollten ſie ſich zerpreſſen — — — ſie laſſen ſich danach wieder los und drehen ſich um ſich ſelbſt — — — blitzſchnell wie Kreiſel — die Gewänder flattern.

Dann bilden ſie einen Kreis.

Zwei Dutzend Geiſter ſind's.

Sie ſtehen ganz ſtill im Kreiſe.

Langſam reichen ſie ſich die Hände, drücken ſie ganz feſt in einander und laſſen dann ihren Körper zurückfallen.

Sie kreiſchen dabei auf und werfen den Kopf ins Genick.

Wie ein Trichter ſieht der Geiſterkreis aus.

Jetzt brauſt der Wind — die Wogen donnern — das Meer ſchäumt über die Ufer — die Wogen beſpritzen den Geiſterring ..... Der ſpringt empor und tanzt nun — die Beine fliegen, die Haare fliegen — — in die Wellen ſpringen die Geiſter hinein. Wie ein Wirbelwind dreht ſich — pfeifend — der Ring der Geiſter. Das Waſſer ſprüht nach allen Seiten.

Die Geiſter tanzen — tanzen — und wie ein Wirbelwind ſteigen ſie empor in die Luft ..

Und pfeilſchnell drehen ſich die Geiſter wieder nach Norden — hoch überm Meere ſchweben ſie.

Die Winde brauſen — die Gewänder flattern.

II.

Nacht und Purpur.

Allegorie.

Der glänzende Purpur kam zur Nacht. Er liebte die ſchwarze Nacht. Doch dieſe ſagte: „Laß mich in Ruh!“

Der Purpur ſchüttelte darob ſein ſchönes Haupt und glaubte, die Nacht ſei toll geworden. Er, der Purpur, konnte nicht begreifen, wie's die ſchwarze Nacht fertig bringen konnte, den glänzenden Purpur zu verſchmähen.

Zwei Fledermäuſe hatten dieſem wunderlichen Liebesſpiele kichernd zugeſchaut.

Jetzt flogen ſie auf und ſangen ſpöttiſch:

„Purpur, laß uns in Ruh!
Wir ſind ja gar nicht wie Du!
Deine Liebe kann uns nichts nützen.“

Der Purpur ging ſehr ärgerlich von dannen. Und bald hörte der Purpur überall — ſpöttiſch — höhniſch — luſtig:

„Pupur, laß uns in Ruh!
Wir ſind ja gar nicht wie Du!“

Ach — und viele Verſe, die ſo ähnlich klangen.

III.

Die alten Prieſter und die Knaben.

Eine Tempelphantaſie.

Im Lande der Heibrauen ward es wieder einmal Nacht. Der Wind raſchelte heftiger in den Lorbeerbäumen — und es begann die Finſternis immer ſchwärzer und ſchwärzer zu werden.

„Huraſâla! Huraſâla!“ riefen klagend die alten greiſen Prieſter in die dunklen Wälder hinein. Der große Tempel des Semâſi leuchtete hell weiß auf, denn er war ganz aus weißem Marmor gebaut.

Wieder riefen die Prieſter:

„Huraſâla! Huraſâla! Eſakô!“

Dann ward's ſtill ringsum.

Der große Tempel des Semâſi lag ruhig weiß leuchtend da — zwiſchen den Lorbeerbäumen — wie ein großer ſchlafender weißer Eleſant.

Da plötzlich — da hinten — da drüben — Flammen — viele Flammen — Fackeln — und ein Kniſtern — ein langer Zug kommt heran — mit vielen Fackeln — zum Tempel des Semâſi.

Knaben ſind's, die die Fackeln tragen.

Semâſi aber iſt der Gott der Thorheit. Im ernſten Lande der Heibranen betet man den Gott der Thorheit als Erlöſer an.

Doch Semâſis Prieſter haben ſo viele Thorheiten begangen, haben ſo viel gelacht in ihrem Amt, daß ſie das Lachen und das Thorſein allmählich verlernten.

Das hörten nun viele Jünglinge im Lande der Heibranen, und dieſe Jünglinge — Knaben zumeiſt — veranſtalteten deswegen eine drollige Fackelprozeſſion — und dieſe „Knabenprozeſſion“ näherte ſich jetzt dem Tempel der Thorheit, deſſen Prieſter wehklagten, daß ſie ſo ernſt geworden waren.

Die Knaben wollten die alten Prieſter erlöſen — erlöſen von ihrem ſchwerfälligen Ernſt, der die Alten ungeſchickt machte, ihr Amt im Tempel der Thorheit ordentlich zu verwalten.

Und die alten Prieſter glaubten auch feſt daran, daß ihnen die Knaben die Erlöſung bringen würden . . . . die Knaben, die jetzt Fratzen ſchneidend immer näher kommen — mit flackernden Fackeln.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Nun — nun — wie die Alten glaubten, ſo geſchah's. Die Knaben waren bei Saitenſpiel und Becherklang ſo thöricht, laſen dabei ſo ſchrecklich wunderliche Geſchichten vor, daß die Alten endlich einmal wieder lachen konnten.

Und da dankten die Alten den thörichten Knaben — und die Alten

ſowohl wie die Jungen — Alle fühlten ſich ſehr geſtärkt — die Thorheit hatte ſie ſo recht gründlich erfriſcht . . . . . .

Die Fackeln flackerten. Der Wein floß in Strömen — — und die Geſichter glänzten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Alſo wirkte vor vielen Jahren im Lande der ernſten Heibranen eine „Knabenprozeſſion“. Im Lande der Heibranen wären die alten Prieſter aus ihrem Amt verjagt worden, wenn die thörichten Knaben nicht als Retter und Erlöſer erſchienen wären.

Damals ward's im Lande der Heibranen wieder einmal Morgen.

Überall wird's ſo ſchnell nicht wieder Morgen.

IV.

Menſchenblut.

Sociale Fabel.

Ein ziemlich jugendlicher Floh ſaß einmal in ſeinem Lehnſtuhl und las in der Chronik des alten Großvaters. Da ſprang die Mutter des jungen Mannes durchs Fenſter ins Zimmer hinein. Der Mutter Leib war ganz voll Menſchenblut.

„Junge, höre mal! Wie viel Menſchenblut haſt Du heute ſchon getrunken?“ Alſo rief die Mutter.

Der im Lehnſtuhl ſitzende Sohn klappte die Chronik des Großvaters ärgerlich zu, erhob ſich, ſtarrte die Mama kalt lächelnd an und meinte kurz: „Was geht Dich das Menſchenblut an, das ich trinken will oder getrunken habe — was geht Dich das an?“

„Na ja, Du biſt immer der feine Herr — wo wirſt Du Dich quälen — Deine alte Mutter hat ſich's den ganzen Tag über ſauer werden laſſen . . . . . Glaubſt Du, es iſt ein Spaß, immerfort bei den Menſchen zu ſein?“

„Nein — nein — deswegen ſaß ich auch hier und las,“ rief lachend der junge Floh — — — — — — — doch ihn dürſtete, und er ließ ſich von ſeiner Mutter den Weg zum nächſten Menſchenbeine zeigen . . . . . .

„Schläft der Menſch auch?“ fragte der junge Mann.

„Ja wohl, er ſchläft,“ verſetzte grimmig die vom Menſchenblut ganz aufgequollene Mutter.

„Ohne Blut geht's doch nicht ab,“ ſagten Beide, wie ſie weit von einander waren.

„Ohne Blut geht's doch nicht ab“ . . . . . .

Familie Martin.

Erzählung von Emil Ertl.

(Graz.)

I.

„Mein Gott ja," ſagte die etwas bigotte Frau Martin, „der Muß*) iſt gar ein großer Herr, aber das allerheiligſte Herz Jeſu iſt halt doch noch größer! Und hat uns unſer lieb's Herrgotterl bis jetzt nicht im Stich 'laſſen, ſo wird's uns auch nicht beſtimmt ſein, daß wir in unſere alten Täg' auf'm Miſt verfaulen ſollen. Darum ſag' ich immer: Wie Gott will, ich halt' ſtill!"

„Jawohl, ſtillhalten!" rief ihr Gatte, der Schuhmacher Martin, indem er auf ſeinem Stuhl herumfuhr und das alte, dummgute Geſicht ſeiner Frau ingrimmig anſtarrte. „Stillhalten! Daß Dich das Schickſal, der blinde Eſel, für einen Krautkopf anſieht und auffrißt! Immer ſtillhalten und nicht muckſen! Himmel, Laudon noch einmal! Soll ich vielleicht nicht einmal mehr ſchimpfen dürfen? Wer iſt der Herr im Haus, ich oder Du? Kruzitürken übereinander!"

Aber er hatte ſchon wieder zu viel geſprochen, und ſofort befiel ihn der leidige Huſtenreiz, der ihn ſeit einem halben Jahre beläſtigte. Ein trockenes Bellen entrang ſich ſeiner Kehle, ein langgezogenes Keuchen verriet die Atemnot, die ihn beklemmte, die Stirnadern ſchwollen an, und unwillkürlich preßten ſeine grobknochigen Hände ſich gegen die eingefallene Bruſt, während die mageren Finger beängſtigt in dem langen, von zahlreichen grauen Fäden durchzogenen Barte wühlten.

„Den Alten hat's heut' wieder," dachte Vincenz, der Gehilfe, der im Gaſſenladen nebenan auf ſeinem dreibeinigen Schuſterſchemel ſaß und ab und zu, ganz con amore, auf die Sohle eines Stiefels loshämmerte, den er ausbeſſern ſollte. Alle Fingerlang ließ er den Hammer ſinken und ſetzte aus, um zu raſten und ſeinem Staar, der im grünen Vogelbauer an der Wand hing, etwas vorzupfeifen: „Ei, du lieber Auguſtin, alles iſt hin, hin, hin!" ... Das Abrichten von Singvögeln war nämlich ſeine größte Freude, und beſonders die Staare liebte er wegen ihrer Gelehrigkeit. Mit dieſem hier, der den Namen Hansl führte, hatte er's aber nicht gut getroffen; denn das renitente kleine Vieh ſchien ein beſonderes Vergnügen daran zu

*) Der „Muß" wird in Wien der äußerſte Termin genannt, bis zu welchem der Mieter die gekündigte Wohnung geräumt haben muß.

finden, seinen Herrn und Gebieter zu ärgern, trieb gerne allerhand Allotria und hatte sich's insbesondere in den Kopf gesetzt, nur dann zu flöten, wann es ihm beliebte. Beliebte es ihm aber nicht, dann hielt es mitten im Pfeifen inne und sagte, statt die Melodie zu vollenden, ganz laut und deutlich: „Magst ein Kipfel? Magst ein Kipfel?"

Diese Unart zu bekämpfen, wendete Vincenz viel Sorgfalt und Mühe auf, und Zeit hatte er ja reichlich, seinem pädagogischen Berufe nachzuleben; ließen doch die meisten Kunden von ehedem nicht mehr auf Bestellung arbeiten, sondern kauften ihre Schuhe fix und fertig im Fabriklager. Nur mit den Reparaturen kamen sie noch zum alten Martin, wenn von der „Prima-Ware" aus den Fabriken nach dem ersten Regen die Sohlen herunterfielen wie aufgeweichte Pappe, oder wenn es sonst etwas auszubessern gab. So war denn schließlich das Geschäft zur Flickschusterei herabgesunken und erfreute sich nur noch zweier ständiger Kunden, welche unwandelbar treu geblieben waren. Der eine dieser beiden älteren Herren war der Fabrikant Dobler vom „Schottenfeld", ein entfernter Verwandter der Schustersfamilie; denn seine verstorbene Frau war eine weitschichtige Base der Frau Martin gewesen, und außerdem hatte er ihren nunmehr erwachsenen Sohn Karl seiner Zeit zur Firmung geführt und durch die übliche goldene Uhr zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet. Der andere hieß Fleischmann und war ein angesehener Arzt, wenigstens galt er in der ganzen stillen Vorstadtgegend für eine Autorität ersten Ranges. Ein konservativ angelegter Charakter, der nicht nur in seiner Wissenschaft dem modernen Geiste zum Trotz an Blutegeln und Schröpfschnepper festhielt, sondern auch, was Fußbekleidung anlangte, dem alten Stile treu geblieben war und so originelle Füße hatte, daß seine Stiefel die unglaublichsten Ausbuchtungen, Vorsprünge und Erker aufwiesen, mit einem Wort ausgesprochene Individualitäten sein mußten, wie keine Fabrik sie jemals erzeugte.

So oft der alte Martin anprobieren kam, ergriff Dr. Fleischmann die Gelegenheit, von der guten alten Zeit mit ihm zu schwärmen und die Gegenwart, wie sie es verdiente, zu brandmarken. „Jetzt giebt's sogar hygienische Schuster," sagte er, indem er sich an der gestickten Stützwand seines monströsen Stiefelziehers festhielt und dabei den Schuhmacher über seine Brille hinweg anguckte. Und seine Nase mit einer Prise labend, fügte er kopfschüttelnd hinzu: „Was die Leute alles erfinden! Und werden doch nur immer unzufriedener!"

Solche Worte waren dem Schuster Martin aus der Seele gesprochen: „Was die Leute alles erfinden! Immer nur etwas Neues, wenn das Neue auch schlechter ist als das Alte!" — Sagte er's nicht immer, man brauche den Leuten nur auf die Füße zu schauen, um zu wissen, wie viel's ge-

ſchlagen hat? An den Stiefeln erkenne man die ganze Generation. Wär's zu „ſeiner" Zeit jemandem eingefallen, irgend ein Kleidungsſtück zu tragen, das nicht eigens für ihn gemacht war? Gewiß nicht! So ein Stiefel von anno dazumal ſah freilich ein wenig plumper aus als nötig, dafür war er aber verläßlich und ausdauernd wie ein erprobter Freund. Heutzutage aber mochte er ſo unſolid gearbeitet ſein, als er wollte, wenn nur der äußere Schein nichts zu wünſchen übrig ließ. Alles über einen Leiſten, Dutzendware, nichts als Dutzendware, nirgends ganz unbrauchbar, aber auch nirgends wirklich vollkommen entſprechend. „Und ſehen Sie, Herr Doktor," rief er aus, „die jungen Leute von heutzutage ſind geradeſo! Jeder will etwas vorſtellen und etwas Beſonderes aus ſich machen, und da lernen ſie eine Menge dummes Zeug zuſammen, nur um damit zu flunkern. In Wahrheit aber iſt nichts an ihnen, alle miteinander ſind ſie über ein und denſelben Leiſten, Dutzendmenſchen, die im Grunde zu nichts Rechtem zu gebrauchen ſind!"

„Recht haben Sie, Meiſter," ſtimmte der Doktor bei, „die ganze jüngere Generation iſt keinen roten Heller wert! Wenn ich an meine Zeit zurückdenk' — was haben wir als Kinder alles getrieben! Kernausſpucken beim Kirſcheneſſen, das hat's bei uns gar nicht gegeben, und was haben wir für „Boxhörndeln"*) zuſammengegeſſen, wenn der Tag lang war! Unſere höchſte Delikateſſe waren die gewiſſen Biscoten, die man beim Greisler kauft, und die haben wir in unſerm Heißhunger ſamt dem Papier aufgefreſſen, auf das ſie angeklebt waren! Und trotz alldem ſind wir immer pumperlgeſund geweſen, uns hat nie 'was gefehlt! Schauen Sie ſich dagegen den heutigen Nachwuchs an! Mein Gott, da ſollen beinah' ſchon die Wickelkinder mit Leberthran und Eiſen anfangen, daß einem vom bloßen Zuſehen übel wird! Wenn ein Kind recht ein lahmlacketer Fratz iſt, dann heißt's, es ſei blutarm, und wenn ein Erwachſener recht ein fauler und zuwiderer Strick iſt, dann nennt man's Neuraſthenie. Ah, wenn ich Kinder gehabt hätt', ich hätt' ihnen dieſe modernen Krankheiten ausgetrieben — mit einem Stecken . . . Blutarmut und Nervenzuſtände — das ſind auch ſo Erfindungen der neuen Doktoren; aber wer wird auch heutzutag' nicht alles Doktor!"

Darob großes Erſtaunen auf Seiten Meiſter Martins. „Wirklich? Iſt's denn wahr? Ich hab' immer gemeint, nur zum Handwerkerſtand drängten ſich ſo viele Unberufene. Da ſchuſtert heute jeder drauf los, dem's beliebt, gleichgültig, ob er etwas von der Sache verſteht oder nicht; wenn er nur Geld einhamſtert, viel Geld, ſo iſt er Meiſter. Dem ehrlichen Arbeiter aber, der 'was Ordentliches gelernt hat, dem haben ſie mit nach-

*) Johannisbrot.

geplapperten Freiheitsphrasen die Hände gebunden, den Mund gestopft und ihn so dem findigen Spekulantentum ausgeliefert, das kein Verständnis und auch kein Herz fürs Gewerbe hat. Da geht's den Herrn Doktoren doch noch besser, denn die brauchen wenigstens keine Kuriermaschinen und keine Gesundheitsfabriken nicht zu fürchten."

„Glauben Sie das nur nicht, Meister Martin!" rief Fleischmann eifrig. „Haben Sie noch nie etwas von Kurhäusern, Kaltwasserheilanstalten, von Elektrisiermaschinen und ähnlichem Humbug gehört, bei dem kein ehrlicher Mensch sich auskennt?"

„Jawohl — aber kuriert," meinte Martin etwas verdutzt, „wird doch immer nur ein einzelner Mensch. Stiefeln aber fabriziert unsere Konkurrenz zu Hunderten und Tausenden. Da geht alles gleich ins Massenhafte, ins Amerikanische, und der große Unternehmer braucht nicht einmal einen Befähigungsnachweis, er braucht nichts als Geld, um einen beliebigen Artikel aus dem Boden zu stampfen. Auch zu arbeiten braucht er nichts, das Kapital, sagen sie, arbeite — jawohl, und natürlich auch die Fabrikarbeiter, die eigentlich das Bad ausgießen müssen, denn daß die Leute fabelhaft billige Schuhe kaufen und der Unternehmer trotzdem ein reicher Mann dabei wird, wäre ja die reine Hexerei, läg's nicht auf der Hand, daß der Heidenzoll für die amerikanischen Rinderhäute und für das englische Maschinennähgarn am Brot und an den Kartoffeln der Arbeiterfamilien wieder hereingebracht werden muß!"

„Hm, hm, ja, ja . . ." sagte Dr. Fleischmann ein wenig beunruhigt durch die Hitze, in welche der Meister geraten war, und ängstlich um sich blickend, als fürchte er einen Horcher, und wünschte die Unterhaltung abzubrechen. Aber Martin hielt gern lange Reden, wenn er auf sein Lieblingsthema zu sprechen kam, und ließ sich nicht so leicht unterbrechen, sondern fuhr in diesem gehässigen Tone fort, seine wirtschaftlichen Feinde zu verunglimpfen.

„Wie soll da der Handnäher existieren?" rief er aus. „Geredet wird freilich viel vom Schutz des Gewerbestandes, aber geschehen ist noch so gut wie nichts. Und viele, die darüber reden und in Wählerversammlungen oder sonst öffentlich schöne Worte machen, denken in einem geheimen Fach ihres Herzens: Ja, wir wissen schon, warum der Kleingewerbtreibende zugrunde gehen muß! Weil er wohnen und essen und sich kleiden will wie ein Mensch! Holla, das giebt's aber nicht, daß jeder Nächstbeste solche Prätensionen macht; denn wissen Sie, Herr Doktor, wir leben in einer civilisierten Gesellschaft, die auf den Grundsätzen des Christentums aufgebaut ist!"

Wenn das Gespräch eine solche Wendung nahm, fing es dem Doktor

Fleiſchmann an, höchſt ungemütlich zu werden. Er war ein friedliebender Staatsbürger, und außerdem führte ihn ſeine Praxis in viele wohlhabende Häuſer und angeſehene Familien. Um Gotteswillen, wenn er am Ende in den Ruf eines Sozialdemokraten kam! „Man glaubt gar nicht," pflegte er zu ſagen, „wie vorſichtig man auf dieſer buckligen Welt ſein muß! Im Handumdrehen kann man in der Schlammaſſik ſitzen . . . Pſt, pſt, nur ſtill, ſo 'was ſagt man nicht laut . . . denn man kann nie wiſſen . . . und beſſer iſt beſſer . . ."

II.

Vincenz, der gern in die Taſche ſeines Meiſters hineinſparte, konnte ſich, obgleich es im Gaſſenladen ſtark zu dunkeln begann, nicht entſchließen, Licht zu machen, ſondern zog es einſtweilen vor, ein wenig zu raſten und ſich gemächlich die Dämmerung zu betrachten.

„Verdient ohnedies nicht das Petroleum, der Martin," dachte er, „in dieſen Hundezeiten; ja kaum die Steuer, die darauf liegt. Wie lang wird's noch dauern, ſo iſt die Pfändung da!"

„Ei, du lieber Auguſtin" . . . flötete der Staar an der Wand, der die ſchwarzen Gedanken ſeines Herrn zu teilen ſchien. Und dann, gleichſam um auch etwas Tröſtliches zu ſagen, ſetzte er treuherzig hinzu: „Magſt ein Kipfel?"

Vincenz aber nahm dieſe Worte ſchief und rief ihm einige Höflichkeiten hinauf: „Still biſt, Maleſizhansl, oder ich dreh' Dir den Kragen um, ſo wahr als ich Vincenz Swatonek heiße!" — Und als der unermüdliche Sänger noch einmal anfangen wollte, da riß ihm vollends die Geduld, und ſtatt aller weiteren Worte flog in kühnem Schwung ein halber Stiefel, welcher der Ausbeſſerung harrte, durch die Luft an das klirrende Vogelbauer, ſodaß das verdutzte Rabenvieh es für geraten hielt, vorderhand zu verſtummen. Dieſer Erfolg beſänftigte den Gehilfen ſofort und erfüllte ihn mit geſteigertem Selbſtbewußtſein. Er kam ſich vor wie der Herr Polizeikommiſſär, der in den ſozialdemokratiſchen Verſammlungen jeden Redner mundtot machen konnte, wenn es ihm beliebte, und war nicht wenig ſtolz darauf, daß auch er Macht über ein lebendes Weſen hatte und ihm Schweigen gebieten konnte. Und gar, daß der Vogel wirklich gehorchte, das rührte ihn. „Siehſt du, Hanſerl," ſagte er begütigt, „ein anderes Mal ſei von ſelber ſtill, dann brauch' ich Dir nicht erſt das Wort zu entziehen; oder ſing wenigſtens dein Liedel zu End', wie ſich's gehört!" Er pfiff es ihm noch einmal vor, recht ſchön und eindringlich, und ermahnte ihn in liebevollen Worten, einigen guten Willen zu zeigen, ſonſt würde er ſein Lebenlang ein ungebildeter Vogel bleiben . . . .

Wenn die Schelle tönte, die über der Eingangsthür angebracht war, ſo fuhr Vincenz jedesmal zuſammen, erſtaunt, beinahe erſchreckt — ſollte ſich am Ende gar eine Kundſchaft herein verirrt haben? Es war aber diesmal kein Kunde, der eintrat, ſondern der junge Martin, der Sohn des Meiſters, ein ſchmalbrüſtiger Menſch mit fahlen, anmaßenden Zügen und Augen, denen man anmerkte, daß ſie trotz der ſcharfen Brille nichts von dem ſahen, was ringsum vorging, mit der Stirn eines Proletariers, gekleidet auch wie ein Proletarier, Beinkleider vom Rothberger, die ſich bei den Knien herauswölbten wie geblähte Segel einer Fregatte und dafür unten an den Knöcheln nun gut eine Handbreite zu kurz waren: Ein klaſſiſcher Philolog vom Scheitel zur Sohle.

„Waren Sie ſchon wieder zu faul, ein Licht anzuzünden?“ brummte dieſer Muſtermenſch, indem er vorſichtig taſtend die Stufen an der Eingangsthür herunterkletterte; denn außerdem, daß es ſchon dunkelte, ſchlug ſich auch, indem er aus der kühlen Abendluft in den dumpfen Laden trat, ein grauer Schleier über ſeine Brillengläſer, ſodaß er nun vollſtändig erblindete. Die Folge davon war, daß ihm trotz aller Behutſamkeit die Exiſtenz der letzten Stufe entging, die er noch hätte hinabſteigen müſſen, und daß er in der Vorausſetzung, ſchon die plane, ebene Diele unter den Füßen zu haben, kühn geradeaus trat, in die Luft hinein, worauf er plump vornüber kippte und fluchend mitten unter die Werkzeuge hineinſtolperte, die er in dem verzweifelten Beſtreben, ſich noch zu erfangen, mit den Füßen nach allen Windrichtungen auseinanderwarf. Vergebens; denn die Fliehkraft wirkte allzu mächtig, und der junge Mann fiel wie eine Katze auf alle Viere und patſchte mit der Rechten ins Schuſterpech, mit der Linken in die Ameiſeneier, welche in einem alten Cigarrenkiſtel für den gelehrigen Hanſerl bereit ſtanden. Ahnte nun der kluge Vogel, daß es ſeinem Futter ſchlecht ging, oder wollte er ſich über den jungen Herrn Martin luſtig machen, genug, er erhob in dieſem Augenblick ſeine Stimme und ließ ſein Paradelied hören:

„Ei, du lieber Auguſtin,
Alles iſt hin, hin, hin!“ . . .

Und zum erſten Male pfiff er es ohne jeden Fehler, ohne zu ſtocken oder auszuſetzen, zur größten Freude ſeines Herrn, der ſich vor Entzücken kaum zu faſſen wußte. „Bravo, bravo, ſo iſt's recht! Ausgezeichnet!“ rief er in die Hände klatſchend und ſtolz, daß ſeine Lehren auf fruchtbaren Boden gefallen waren. Ja, ſein Herz hüpfte ihm ſo vergnügt im Leibe, daß er ganz und gar die mißliche Lage vergaß, in der das Fleiſch und Blut ſeines Arbeitgebers ſich befand, und ohne zu bedenken, daß ſeine Freudensausbrüche mißverſtanden und als Hohngelächter über den eben

geschehenen Unfall gedeutet werden konnten, fuhr er fort zu frohlocken und jubelte ein über's andere Mal: „Gut war's, recht war's, so war's endlich einmal in der Ordnung! Wie lang hab ich mich da drauf schon g'freut!“ — Zugleich bemühte er sich, Licht zu machen, indem er ein Schwefelhölzchen nach dem andern am eisernen Ofen strich, bis es ihm endlich glückte, die kleine Petroleumlampe anzuzünden. Und erst, als ihr matter Schein die Stube erhellte, erinnerte er sich wieder des jungen Martin, der mit klebrigen Händen, beschmutzt, zornsprühend und ohne Brille vor ihm stand und ihn mit verächtlichen Blicken maß. Jener aber war so weit entfernt von aller Böswilligkeit, daß er die spießige Gemütsverfassung des Philologen gar nicht merkte, sondern diensteifrig einen Fetzen erwischte und ihm resolut die beschmutzten Hände abputzte, indem er beschwichtigend sagte: „So, macht nichts, ist schon wieder gut; die Ameiseierln waren eh' schon nichts mehr wert!“ Und nach dieser Pflichterfüllung eilte er mit Riesenschritten in den dunkeln Winkel der Werkstatt, in welchem unter einer schmalen Bank unfern dem Ofen, wegen der nötigen Brutwärme, das sogenannte Mehlwurmhäfen stand, in welchem er unter Brotkrumen, Stoffresten und sonstigen Abfällen eine ausgebreitete Viehzucht betrieb, um für seinen Staar jene leckeren Bissen heranzuziehen, welche, bald als Belohnung, bald zur Aneiferung angewendet, den bloßen Worten einen gewissen Nachdruck zu verleihen bestimmt waren. Nachdem er mit geübtem Finger einen gemästeten Prachtkerl herausgelangt hatte, schwebte er mehr, als er ging, zum Käfig seines Lieblings und reichte den leckeren Bissen durch das Drahtgitter hinein als wohlverdienten Lohn für die korrekte Kunstleistung.

Inzwischen hatte sich der junge Martin, trotzdem er etwas schwer von Begriffen war, wenn es sich um ein Ereignis aus dem gewöhnlichen Leben handelte und nicht um eine grammatikalische Frage, endlich klar gemacht, daß der Gehilfe nicht aus Schadenfreude gejubelt hatte; wußte er doch, daß jener den Vogel wie ein Kind liebte, was ihm einfach als Narretei erschien, denn er konnte nicht begreifen, wie man ein Tier wirklich und in allem Ernste gern haben könne. Nachsichtig mit dem Unverstande ungebildeter Leute, die nach seiner Ansicht nur Mitleid verdienten, unterdrückte er die vernichtenden Worte, die ihm auf den Lippen schwebten, und begnügte sich, den Vincenz anzuschnauzen, er möge ihm lieber helfen seine Brille suchen — das Mistvieh von einem Vogel werde inzwischen wohl nicht verhungern.

Und endlich wieder im Besitze seiner gläsernen Augen, die glücklicherweise keinen Schaden genommen hatten, hinkte er, seine Hüfte haltend, in die Hinterstube, wo die beiden Eltern vor dem alten Familientische saßen, auf dessen schlüssige Tischdecke eine kleine Lampe mit froschgrünem Schirm ihren bescheidenen Lichtkreis hinbreitete. Für die krankhaft gereizte Natur

des alten Martin war das linkische und unpraktische Wesen seines Sohnes eine Quelle unausgesetzten Ärgers, sodaß er schon in Aufregung zu geraten pflegte, wenn er seiner nur ansichtig wurde. Auch diesmal, da er eben mit seiner Frau beriet, wie sie den fälligen Mietzins aufbringen sollten, fiel es ihm beim Anblick Karls besonders schwer auf die Leber, daß der erwachsene und „studierte" Mensch nicht so viel Geld verdiente, um seinen alten Eltern, wenn es einmal not that, unter die Arme greifen zu können, während die jüngere Schwester Kathi, welche Lehrerin war, erst kürzlich mit ihren letzten Ersparnissen ausgeholfen hatte. Das Haus, in dem die Martins wohnten, gehörte einem gewissen Ohrensteiner, durch dessen Sohn, einen ehemaligen Gymnasialkollegen Karls, eventuell ein Aufschub der Zahlung erwirkt werden konnte. Wenigstens verlangte der Schuster, Karl möge sich in diesem Sinne verwenden, worauf jener gereizt erwiderte, daß man einem Mann von Ehre und einem gebildeten Menschen nicht zumuten könne, zu betteln. „Meine soziale Stellung," rief er mit Emphase, „verbietet mir eine derartige Demütigung. — Du verstehst das freilich nicht!" fügte er hinzu, indem er die Achsel zuckte und seiner Mutter einen mitleidigen Blick zuwarf, der ungefähr sagen wollte: „Er ist beschränkt und überdies krank; man muß Nachsicht mit ihm haben."

Der Alte stand aber noch auf dem patriarchalischen Standpunkt des unbedingten Gehorsams der Kinder. „Jetzt sofort gehst Du zum Ohrensteiner und bittest ihn!" bestand er hartnäckig; und als er sah, daß Karl keine Miene machte zu gehorchen, da übermannte ihn plötzlich der Zorn: „Gehn sollst Du, hast gehört, Tagdieb?" — Karl wollte seinen Ohren kaum trauen und glotzte den Vater mit großen, runden Augen an. Er schaute nicht um ein Haar klüger drein, als ein Huhn und war in diesem Augenblick ebenso sprachlos. „Ja, Tagdieb, und nocheinmal Tagdieb!" schrie ergrimmt der Schuster. „Wenn Du ehrlich arbeiten wolltest, so hättest 'was Vernünftiges gelernt!"

„Ich bitte," erwiderte Karl mit möglichster Ruhe, „meine Seminararbeit und meine Dissertation sind als vorzüglich bezeichnet worden, und zwar von niemand geringerem, als von Professor Rosenzweig, wirklichem Mitgliede der Akademie. Mein Hauptrigorosum habe ich summa cum laude bestanden, und in wenigen Wochen werde ich Doktor der Philosophie sein. . . Etwas Vernünftiges gelernt!" rief er in Entrüstung ausbrechend; „vielleicht das Schusterhandwerk, daß ich auch in meinen alten Tagen — betteln gehen könnte!"

Der alte Martin zuckte zusammen. Er schwieg, aber er hob die Rechte und ballte sie gegen seinen Sohn. Die Wanduhr tickte, daß man es laut in der Stube hörte: Tik — tak — tik — tak . . . und aus dem Gassen-

laden erſcholl das eintönige Klopfen des Gehilfen, der kleine Holzſtiften in einen Sohlenrand hämmerte, und das Flöten des unverbeſſerlichen Staars: „Ei, du lieber Auguſtin — magſt ein Kipfel? Magſt ein Kipfel? . . .“

„Das iſt Deine ſogenannte klaſſiſche Bildung!“ murmelte der Vater, indem ein höhniſches Lächeln ſeinen Mund verzerrte. Und Karl zitternd vor Wut: „Ich kenne Deinen alten Vorwurf, daß ich etwas gelernt habe und ein gebildeter Menſch bin!“

„Ein gebildeter Menſch!“ erwiderte der Alte; „man kann viel gelernt haben und trotzdem durch und durch ein ungebildeter Kerl bleiben!“

Es war ein Glück, daß endlich Frau Martin ſich ins Mittel legte. „Müßt's Euch ſchon wieder 's Maul zerreißen?“ ſagte ſie mit keifender Stimme. „Geh, Alter, haſt eh' kein'n Odem nicht und pfeifſt ſchon auf'm letzten Loch! Verſünd' Dich nicht wider die drei göttlichen Tugenden! Und Du, Miſtbub, red' nicht ſo geſchwollen und ſchau, daß D' an Deine Arbeit kommſt!“ — Mit dem Zins würde ſie ſchon allein fertig, ſagte ſie; man möge ſie nur gewähren laſſen. Wozu hätte man denn Verwandte und gute Freunde? Der „Herr Göd“ würde ſie ebenſowenig im Stiche laſſen, wie der liebe Gott.

Dieſe entſchiedene Rede ſchlug ſofort das Gewitter nieder, und Vater wie Sohn fügten ſich und ſchluckten die bitteren Worte hinunter, die ſie noch auf der Zunge hatten, Karl freilich nicht, ohne den Streit, nachdem er ſich längſt in ſein Studierzimmerchen zurückgezogen hatte, noch im Geiſte fortzuſetzen und in ſeiner Phantaſie ſo ſchlagende Gründe gegen den Alten anzufahren, daß dieſer ſchließlich nicht mehr aus konnte und ſich ergeben mußte. Nach dieſem, ohne allzugroße Anſtrengung erfochtenen Sieg über den abweſenden Gegner verfiel er darauf, ſich in recht lebhaften Farben auszumalen, wie hochſtehend ein Geiſt ſein müſſe, der auf Schritt und Tritt mit der plumpen Wirklichkeit in Widerſpruch geriet. Kein Zweifel, in ihm wohnte eine mit Klaſſicität durchtränkte Seele, die vor jeder Demütigung mimoſenhaft zurückſchreckte. Dem ſimpeln Handwerkerverſtand des Vaters war das freilich nicht klarzumachen . . . Auch an die Mutter dachte er und an die Miſſion, die ſie ihm zulieb auf ſich genommen hatte. Der „Herr Göd“, nämlich der Firmpate Karls, war ein angeſehener Fabrikbeſitzer namens Dobler, der die Armut wie etwas Unanſtändiges verachtete, ſo daß der „Haderlump“ für ihn da anfing, wo der Wohlſtand aufhörte. So oft Frau Martin in die Lage kam, etwas von ihm zu benötigen, was ſeit der Erkrankung des Schuſters ein paarmal vorgekommen war, hielt er ſich für berechtigt, ihr alles vorzuwerfen, was ſie jemals gegen ſeinen Willen unternommen hatte, und ſein Gedächtnis war ſo treu, daß er ſich noch jedes einzelnen Wortes erinnerte, welches er damals, vor dreißig Jahren, ge-

sprochen hatte, als er ihr abriet, ihren jetzigen Mann zu heiraten, denn er mochte keinen Schuster in der Familie, nicht einmal in der Schwägerschaft. Beinahe triumphierte er jetzt, da es den Martins schlecht ging, denn er war einer jener Menschen, die niemals Unrecht haben, und denen Gulden und Kreuzer das einzige Argument bedeuten. Frau Martin aber mußte stillschweigen und alle Vorwürfe hinunterschlucken, denn sie wußte genau, daß jedes beschwichtigende Wort die Wendung zur Milde, die schließlich unfehlbar eintrat, nur verzögerte

Ein leiser Selbstvorwurf, daß er der Mutter diesen schweren Gang nicht erspart hatte, wollte sich in Karl regen, aber er tröstete sich mit dem Gedanken an seinen akademischen Grad und an die Anstellung, um die er sich nach Abschluß seiner Studien bewerben wollte, und die ihn in den Stand setzen würde, seine Eltern ausgiebig zu unterstützen. Eifrig schlug er seine Schriften auf und vertiefte sich in die Frage, ob die mathematischen Urteile synthetische Urteile a priori seien oder nicht. Natürlicherweise kam er ebensowenig zu einem Resultat als irgendeiner, der vor ihm sich mit diesen Dingen beschäftigt hatte, umsoweniger, da er als Sprachgelehrter für die Philosophie weder Verständnis, noch auch das leiseste Interesse besaß und nur die vorgeschriebene Prüfung daraus ablegen wollte. Er wählte auch den richtigsten und kürzesten Weg, dieses Ziel zu erreichen, indem er die Kollegienhefte hervorholte, in welchen er die ganze Katheder-weisheit des Professors Eichkern gleichsam wie edlen Wein auf Flaschen abgezogen hatte, und schickte sich an, dessen epochemachenden Ansichten über die synthetischen Urteile a priori auswendig zu lernen, die er getreulich nachstenographiert hatte. Inzwischen steuerte die Mutter, in ihr großgeblümtes Umhängtuch gehüllt, gebeterfüllt wie ein Rettungsboot durch die hochgehenden Wogen der menschenreichen Vorstadtstraßen mit dem Kurs nach dem Doblerschen Hause, das auf dem klassischen Boden der österreichischen Seidenindustrie gelegen war, mitten in einem der gewerbfleißigen westlichen Bezirke von Wien.

III.

Einige Wochen später, an einem trüben, naßkalten Wintertag, stand Vincenz, der allein zu Hause war, an der Thür des Schusterladens und schaute durch die angelaufenen Scheiben auf die Scharen von Arbeitern und Fabriksmädchen hinaus, die, weil es Mittagszeit war, den sonst menschenleeren Bürgersteig belebten.

Schlag zwölf Uhr pflegte er sonst den Pfriem hinzuwerfen, um in einer unsern gelegenen Garküche die paar Sechser, die er sich verdiente, in Speise und Trank umzusetzen; heute aber verkündete ein dumpfschwingender Ton

von der nahen Kirchturmuhr bereits das zweite Viertel nach zwölf, ohne daß jemand von den Martins erschienen wäre, ihn abzulösen. Eine Rücksichtslosigkeit sondergleichen! Vieles konnte Vincenz ertragen, aber was das gewohnte Essen und Trinken anlangte — da verstand er keinen Spaß. Unruhig wie ein hungriges Raubtier begann er zwischen den Stiefeln, Lederresten und Handwerkszeugen umherzugeistern, die auf dem Boden verstreut lagen. An der Thür zur Hinterstube machte er endlich Halt, drückte auf die Klinke und lugte neugierig durch den Spalt.

Eine ziemlich geräumige Stube, die ihr Licht durch ein einziges vergittertes Fenster empfing. Ein Hoffenster; und auf was für einen Hof sah er hinaus! Früher hatte man von hier aus ein ganzes Geviert kleiner Gärten überblickt, die zu den umliegenden Zinshäusern gehörten und, einer an den andern grenzend, im Sommer eine ansehnliche grüne Oase bildeten. Aber nach der Krise von 1873, als das Kapital vor Angst nicht ein noch aus wußte, fand Ohrensteiner es angezeigt, einen ganzen Haufen hochperzentiger Wertpapierchen zusammenzulegen und im Handumdrehen in ein dreistöckiges Hinterhaus zu verwandeln, das nicht einmal bei einem Erdbeben abkrachen konnte. Nicht etwa, daß es besonders solid gebaut gewesen wäre; beileibe! Aber es war gegen alle erdenklichen Fährlichkeiten versichert.

Dieser Hoftrakt erhob sich, Sonne, Licht und Luft abwehrend, majestätisch kaum einige Klafter vor dem Martin'schen Schlaf-, Speise- und Wohnzimmer, in welches der neugierige Gehilfe jetzt hineinspähte. Er kannte die Stube genau, den dunkelgestrichenen Tisch vor dem grünen Sofa, das die breitere Wand neben dem Fenster einnahm, den Bilderschmuck ringsum: die heilige Familie in Öldruck, die Photographieen des Martin'schen Ehepaares im Brautschmuck (eigentlich waren es Daguerreotypien), die in verblichenen Goldrähmchen prangten. Und zwischen dem altmodischen Frack des Bräutigams und dem Mulattengesicht der Braut — im Gegensatz zu dem schneeigen Brautkleid erschien es so verdunkelt — ein „Göttlicher Haussegen" in schwarzen und goldenen Perlen gestickt:

„Wo Glaube, da Liebe,
Wo Liebe, da Friede,
Wo Friede, da Segen" — u. s. w.

Das waren alles gute, alte Bekannte. Nur *eines* setzte ihn in Erstaunen, nämlich, daß über den Tisch ein blau und rot gemustertes Tuch gebreitet war und darauf blanke Gedecke in der Reihe herumstanden, still und feierlich, ihrer drei, vier, fünf . . . Und in der Mitte gar majestätisch, stramm wie eine Schildwache, eine versiegelte Flasche Gumpoldskirchner.

Ah — nun dämmerte ihm eine Ahnung auf: Es mußte ein Festessen gelten, zu Ehren des Herrn Karl, der des Morgens im Frack ausgerückt

war. Nun wußte er auch, weshalb Frau Beer, die häßliche Tante oder Baſe der Martins, die an demſelben Flur mit ihnen wohnte, ſchon frühmorgens herübergekommen und ſeither nicht müde geworden war, in der Küche zu rumoren und mit Tellern und Kaſſerollen zu klappern. Noch einmal zählte er die Gedecke, und während er ſchmachtend den in dieſen Räumen ſo ſeltenen Bratenduft einſog, welcher der angelehnten Küchenthür entſtrömte, begannen plötzlich unerhört kühne Wünſche und Hoffnungen in ſeiner ſo freudloſen Bruſt emporzuſteigen — da tönte die Schelle und die Familie Martin kehrte heim, ſogar mit einigen Gäſten, was noch niemals vorgekommen war, und hielt feierlich ihren Einzug durch den Gaſſenladen in die Hinterſtube.

Zuerſt erſchien ein vornehmer Herr, eine Standesperſon, niemand geringerer als der Gymnaſialprofeſſor Straub: Ein kleiner Mann mit umfangreichem, wackligem Kopf, der ihm etwas Pagodenartiges gab, und braunen funkelnden Äuglein, die ab und zu hinter der ſpiegelnden Brille unſichtbar wurden. Dieſe kleinen Bärenaugen waren der größte Schreck des ganzen Gymnaſiums. Wie konnten ſie leuchten, ſtrahlen, triumphieren: „Sie wiſſen nichts, ſehen Sie, Sie wiſſen nichts! Das iſt ja eine bodenloſe Ignoranz!“ Das waren die glücklichſten Stunden des Profeſſors, wenn er bei der Lektüre des Homer oder des Horaz einen ſeiner Schüler an der Klippe eines unregelmäßigen Zeitworts, einer halsbrecheriſchen Aoriſtbildung oder eines ſeltſamen quin oder quominus ſcheitern laſſen konnte. Und dieſes Vergnügen wurde ihm faſt täglich zu teil, denn es kam ſelten vor, daß er eigentlich lehrte, d. h. durch Erklären die Schwierigkeiten zu beſeitigen, ſeine Schüler zur richtigen Erkenntnis zu leiten verſuchte. Er „examinierte“ nur immer, und zwar wie ein Unterſuchungsrichter, der dem Angeklagten womöglich hinter irgend eine Schwäche zu kommen trachtet. „Sie wiſſen nichts, ſehen Sie, Sie wiſſen nichts! . . .“ Und mit wichtiger Miene trug er in ſein kleines Notizbuch eine dicke Sechs oder Sieben ein, das bedeutete: „Ungenügend“, oder „ganz und gar nicht entſprechend“.

Der zweite Ehrengaſt war ein behäbiger Herr, ſchon durch den mächtigen Siegelring am Zeigefinger der Rechten als „vermöglicher“ Mann gekennzeichnet: der Onkel und Firmpate Johann Dobler. Ihm folgte mit fahlem, verbittertem Antlitz der langbärtige Schuſter. Dann Frau Martin, das abgehärmte, zuſammengeſchrumpfte Weiblein. Auf ihrem Antlitz lag etwas wie ein überirdiſcher Glanz, eine Seligkeit, wie man ſie nur ſchwer auf anderen als ſchönen und blühenden Geſichtern zu malen vermöchte. Dann Kathi Martin, die ſeit einem Jahre als Lehrerin auf dem Lande, wenige Eiſenbahnſtunden von Wien, angeſtellt war, ein rundes, blaſſes Geſicht mit vorſpringenden Zähnen und überreizten, etwas männerſüchtigen Augen.

Endlich der eigentliche Mittelpunkt dieſer Veranſtaltung, die Hauptperſon in dem ſeltſamen Feſtzuge, der Doktor Karl Martin.

Doktor?

Ja, Doktor!

Der neugebackene Herr Doktor ſah aus, als habe er ſoeben eine ſchwere Krankheit überſtanden. Traurig hing ihm die Naſe zu Boden und ſchien den ſchildkrötenartig vorgeſtreckten Kopf wie ein Gewicht abwärts zu ziehen, gegen die großen, unförmlichen Stiefel, deren rohlederne Schäfte unter den kaum bis zu den Knöcheln reichenden Beinkleidern hervorſahen. Seine Lippen und Wangen zeigten die abſtoßende Leichenfarbe der überanſtrengten großſtädtiſchen Jugend, und die Augen irrten mit greiſenhaftem Ausdruck auf dem Boden umher, als ſuchten ſie etwas Verlorenes, vielleicht die Gedanken, die entweder entwichen waren, oder ermattet im Schädel ruhten, gleich abgehetzten Pferden, welche ſich höchſtens durch Sporn und Peitſche wieder aufjagen laſſen. Die ganze Jammergeſtalt war in einen hellen Sommerüberzieher geknöpft, unter welchem die Schöße eines altmodiſchen Frackes (des daguerreotypierten väterlichen Hochzeitsfrackes) hervorſchauten. Das alles aber konnte noch für modiſch und elegant gelten im Vergleich zu dem lächerlich hohen, ſchmalkrempigen Cylinder, der, faſt bis an die Stubendecke ragend, über der Denkerſtirn des jungen Mannes balancierte.

An Vincenz vorbei zog die ſeltſam zuſammengewürfelte Geſellſchaft in die Hinterſtube. Mitten im Zimmer blieb der Doktor ſtehen, wie verloren und keines Gedankens mächtig. Er war betäubt, benebelt durch die rieſige Gedächtnisarbeit der vergangenen Wochen; wohl auch trunken durch das endliche Gelingen, durch den ſüßen Genuß der akademiſchen Ehren. Erſt allmählich kam er zu ſich, beſann ſich, riß den Hut vom Kopfe und ſchaute verwundert um ſich. „Doktor Martin," murmelte er; „Doktor Martin! ... Guten Tag, Herr Doktor!"

Man nahm Platz, etwas ſteif und bedrückt. Die Hausfrau half der dienſteifrigen Frau Beer beim Auftragen, unter vielen Entſchuldigungen wegen allfälliger Mängel, welche der Bewirtung anhaften möchten. „Na, Kathi, hilf doch der Mutter!" meinte Herr Dobler, dem es wider das Gefühl ging, daß das junge Mädel unthätig daſaß, während die beiden Alten ſich „abwurſtelten".

„Bitt' Sie, Herr von Dobler," erwiderte Frau Martin, „das thät' ſich ja für eine Lehrerin nicht ſchicken!" — „Und dann," ſetzte ſie etwas weniger preziös hinzu, „ließ' uns die Kathi ſicher eine Schüſſel fallen!"

„So, ſo!" machte Dobler übellaunig. Auch der Schuſter ärgerte ſich. Karl ſchenkte Wein ein. Der Gehilfe Vincenz trollte ſich enttäuſcht und traurig zu ſeinem frugalen Mittagsmahl.

IV.

Die Stimmung, die an dem festlichen Tische herrschte, ließ manches zu wünschen übrig.

Professor Straub, der neben der Meisterin auf dem grünen Sofa saß, sprach dem Gumpoldskirchner eifrig zu; hauptsächlich aus Verlegenheit, denn er war kein eigentlicher Weintrinker und schwärmte nur sozusagen theoretisch für einen guten Tropfen, um von seinem Lieblingsdichter Horaz nicht abzuweichen.

Hie und da ließ er, die klebrige Atmosphäre zu zerteilen, eine scherzhafte Bemerkung fallen, meist ein lateinisches oder griechisches Citat, das natürlicherweise niemand verstand, als der neugebackene Doktor. Dieser lachte denn auch jedesmal unmäßig und laut mit weitaufgerissenem Munde, damit die andern erkennen sollten, daß es ein guter Witz war, und daß er ihn wirklich verstanden hatte.

Der Firmpate saß, ohne ein Wort zu reden, zwischen Karl und dem alten Martin und ließ seine Kiefer geräuschvoll arbeiten, während die Augen schon das nächste Stück auf der Schüssel suchten und auswählten, ehe noch das vorhergehende verschlungen war. Bei jedem Bissen, den er in den Mund steckte, ärgerte er sich im Stillen: Erstens darüber, daß er sich seinen „ganzen Appetit verderbe"; denn die häusliche Mahlzeit hatte er keineswegs abgesagt, wäre es doch für ihn ein Ereignis gewesen, wie für einen andern etwa eine Reise nach Amerika, wenn er einmal nicht zuhause, an seinem gewohnten Platz, um die gewohnte Stunde hätte essen sollen. Darum war er auch nur „auf einen Löffel Suppe" mitgekommen; und nun wurde es unerwarteter Weise so spät, daß er total aus seiner lieben Ordnung geriet!

Zweitens ärgerte er sich darüber, daß eigentlich von *seinem* Geld dieses Festessen, das ihm nicht einmal mundete, angerichtet worden sei: Wenn es wenigstens Knödel und „Gefelchtes", seine Lieblingsgerichte, gegeben hätte, oder Blut- und Leberwürste, oder Jungschweinernes; aber so —! Und wie kam überhaupt *er* dazu, diesen Professor Straub, diesen Hungerleider, zu traktieren? Waren denn die Martins trotz der wohlgemeinten Ermahnungen, die er ihnen wiederholt erteilt hatte, von ihrem Leichtsinn nicht abzubringen? Was mußten sie in ihrer mißlichen Lage noch Festlichkeiten veranstalten? Das reine Geflunker!

Auch der alte Martin verhielt sich schweigsam und starrte unverwandt auf den Fußboden. Ihm merkte man's nicht an, daß der Ehrentag seines Sohnes war; auch mochten, sofern es nach ihm ging, die Gäste thun und denken, was ihnen beliebte. Dagegen empfand die glückliche und stolze Mutter, obgleich sie nur eine Schustersfrau war, mit weiblicher Feinfühligkeit

den schwülen, unerquicklichen Hauch, der die Gemüter anwehte. So oft sie auch den Versuch machte, ein allgemeines Gespräch auf den Plan zu bringen, sei es über die Schönheit des Universitätspalastes, sei es über die Feierlichkeit der Promotion, immer wieder trat eine unerquickliche Stille ein, in der man nichts hörte, als das Klappern der Gabeln und Messer auf den dicken Steinguttellern. Sie empfand es daher wie eine Erlösung, als plötzlich der Herr Professor wie aus der Kanone geschossen zu einem Trinkspruch aufstieg.

Selig, sich reden zu hören, während die andern schweigen mußten, begann er wollüstig zu dozieren und in Worten herumzuplätschern, wie die Ente im Wasser. Daß ihm auch die Gedanken zuströmten, wie Wellen des Meeres, welche zahllos gegen die Küste drängen, versteht sich von selbst. „Ne sutor supra crepidam!“ sagte er, machte eine lange Pause und fand dann endlich die Herablassung, die deutsche Übersetzung beizufügen: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“ Ein mitleidiges Lächeln umspielte seine Lippen bei dem Gedanken, daß es Leute geben konnte, die kein Latein verstanden. — „Ne sutor supra crepidam!“ wiederholte er gewichtig. Dann abermals eine Pause. Dann folgten Beispiele aus der griechischen und römischen Geschichte, welche dieses Sprichwort erläutern und darthun sollten, daß der Schuster wirklich gut daran thue, bei seinem Leisten zu bleiben. Anmutige Guirlanden reicher Redeblumen wanden sich um jeden einzelnen Satz, um das eigentliche Ziel der Rede kunstvoll zu verbergen und den vordringenden Gedanken des Auditoriums zu entziehen, was auch vollkommen, ja, über Erwarten gut gelang; denn die Zuhörer, die von der ganzen Sache überhaupt nicht viel verstanden, hatten zwar den Gesamteindruck eines jedenfalls trefflichen, ja hochgelehrten Trinkspruches, aber nicht die leiseste Ahnung, wo hinaus er eigentlich wollte. Und Straub selbst rang und arbeitete wie ein Badender, der plötzlich den Grund unter seinen Füßen verloren hat. In der wässerigen Flut der Worte war es ihm selbst entfallen, wo er eigentlich hinaus wollte, sein Gedächtnis hatte ihn schmählich im Stich gelassen, und er wußte nicht, wie er es anfangen sollte, aus der römischen Geschichte wieder in die Gegenwart und zu der Promotion Karl Martins zurückzugelangen.

Schon reichte ihm das Wasser bis ans Kinn, er war nahe daran, in Wörtern zu ertrinken, da entschloß er sich kurz, einen Punkt zu machen, mitten im Livius, unmittelbar nachdem die Abgesandten des Senats den Cincinnatus vom Pfluge hinweggeholt hatten. — „Und eben deswegen,“ sagte er, „freut es mich, daß Karl, obgleich der Sohn eines Schusters, heute zum Doctor philosophiae promoviert wurde, und wir wollen ihm von Herzen gratulieren, daß er, aus dem Handwerkerstande hervorgegangen, sich zu etwas Höherem und Besserem emporgeschwungen hat. . . .“

Unter diesem „Höheren und Besseren“ verstand Straub den Beruf eines Professors, den Karl auf jeden Fall ergreifen müsse. Zu diesem sozialen Gipfel hatte auch er sich emporgeschwungen, und das war sein größter Stolz. Haushoch hatte er sich emporgeschwungen, wie er meinte; denn geboren als Sohn eines bürgerlichen Holzmodellstechers, war er aus eigener Kraft ein „Gebildeter“ und schließlich sogar Gymnasialprofessor geworden. Und daß sich darüber streiten läßt, ob ein Silbenstecher wirklich etwas um so viel Höheres und Besseres sei, als ein Holzmodellstecher, das wäre ihm nicht einmal im Traume eingefallen. Es stand vielmehr für ihn so unumstößlich, wie die Weltordnung selbst, die Thatsache fest, daß ihm infolge seiner umfassenden Bildung eine Oberbonzenstelle in der menschlichen Hierarchie gebühre, und er hätte mit Hilfe mancher Belegstellen aus griechischen und römischen Autoren den Nachweis zu erbringen vermocht, daß die Wissenschaft turmhoch über der, wenn auch noch so ehrbaren und unentbehrlichen Hantierung stehe, wenn er's nicht für überflüssig gehalten hätte, selbst diesen Leuten aus dem Handwerkerstande gegenüber. Dieser Nachweis wäre aber durchaus nicht so überflüssig gewesen, als Professor Straub meinte. Wenigstens dachte sich der Onkel und Firmpate unter dem „Besseren und Höheren“, das man statt der Schusterei erwählen könne, keineswegs die Wissenschaft, sondern die Seidenwarenfabrikation, welche in seinen Augen nicht nur den Beruf eines Schuhmachers, sondern auch den eines Gymnasiallehrers berghoch überragte; denn ihm schien es selbstverständlich, daß der Rang und Wert einer Thätigkeit nach dem Einkommen geschätzt werden müsse, das sie abwarf: weshalb er von seinem geldprotzigen Standpunkt aus den ganzen Militär- und Beamtenstand gering achtete bis zum Oberst und Hofrat hinauf, indem er gelegentlich zu sagen pflegte: „Was ist denn so ein Hauptmann oder Major weiter? Jeden Tag muß er sich's überlegen, ob er mit seiner Familie zum Nachtmahl ein Rostbratl essen darf oder nicht!“

Der alte Martin hinwiederum kannte nichts Höheres als ein ehrliches Handwerk, ohne welches die ganze Menschheit barfuß laufen müßte, wie ein afrikanischer Negerstamm, und ergrimmte neuerdings über den „Schulfuchser“, wie er ihn in seinem Innern titulierte, der seinen Professoren- und Bildungsdünkel dem simplen Bürgerblute seines Sohnes eingeimpft habe, was er dem ehemaligen Lehrer Karls schon seit dessen Gymnasialjahren zum beständigen und unverhohlenen Vorwurf machte.

Wahrscheinlich wäre es auch diesmal zu einer unliebsamen Auseinandersetzung gekommen, hätte nicht Straub plötzlich einen Gefühlston angeschlagen, der sogar den alten Martin berührte, so daß seine Augen, wenn sie sich schon nicht wie die seiner Gattin mit Thränen füllten, doch ihren kalten

Glanz verloren und zärtlich auf den Zügen des Einzigen ruhten. Auf die lange, mühevolle Studienzeit des neugebackenen Doktors, mit ihren Freitischen, schlecht bezahlten Lektionen und kargen Stipendien, auf diesen Leidensweg, auf dem jeder kleinste Erfolg mit tausend Schweißtropfen des verzweifelt arbeitenden Vaters und einem Stück Gesundheit des überanstrengten Sohnes bezahlt werden mußte, ließ nämlich Straub aus einer sonnenhellen Zukunft einen belohnenden und erquickenden Sonnenstrahl herübergleiten, nicht ohne bescheidentlich sich auch ein wenig den Rücken daran zu wärmen, indem er doch an die Thatsache erinnern mußte, daß er es gewesen, welcher seinerzeit die seltene philologische Ader entdeckt und erkannt hatte, die in Karl schlummerte und die ihn zweifellos zu hohen wissenschaftlichen Ehren prädestinierte.

Die Mutter wischte sich die Augen und dankte Gott für einen solchen Sohn und dem Professor dafür, daß er ein offenbares Weltwunder aus ihm gemacht hatte. Auch Karl reichte dem wohlwollenden Lehrer die Hand und sagte, es sei ein ganz eigenes und stolzes Bewußtsein, durch seine Bildung Tausende von Mitmenschen zu überragen. Ja sogar der Oheim that jetzt den Mund auf: „Freilich ist's ein Glück," meinte er, „wenn man in seiner Jugend ein ordentliches Metier erlernt hat. . ."

Da nun das Eis geschmolzen war und das Gespräch allgemeiner zu werden begann, rückte Meister Martin an Straub heran und erkundigte sich, was Karl nach seiner Meinung nunmehr beginnen sollte? Sie unterredeten sich mit halber Stimme, jeder dem Blick des andern ausweichend, denn instinktiv fühlten sie den unversöhnlichen Haß, der wie der Geist Banquos sein düsteres Haupt zwischen ihnen erhob. . . .

„Unbedingt die Privatdocentur!" sagte Straub. „Gewisse Opfer fordert das nun freilich; aber auch der geistige Adel verpflichtet . . ."

Der Schuster zuckte die Achsel und sprach etwas vom Geldverdienen, worauf ein vorwurfsvolles Lächeln um die Mundwinkel des Gestrengen zu spielen begann. Das würde sich schon finden, meinte er indigniert.

„Wer wird bei allem gleich an den Mammon denken! — Sehen Sie sich die Alten an!" rief er mit Emphase; „ob Sie da jemals eine pekuniäre Frage berührt finden, wo es die Wissenschaft gilt! Die Ausübung der Rechtsgelehrsamkeit, der Unterricht in der Philosophie und Rhetorik — alles wurde ohne Entgelt geboten und genommen. Aber unser materialistisches Zeitalter denkt stets und in erster Linie ans Geld! . . ."

Er erging sich noch des weitern in diesem Tone und Martin hatte alle Mühe, sich zu rechtfertigen und ihm begreiflich zu machen, daß er seinen dem Mannesalter nahen Sohn nicht länger unterstützen, ja, daß dieser in die Lage kommen könne, seine Mutter zu erhalten; denn wer vermöchte bei

den schlechten Zeiten und bei seiner eigenen, des alten Martin, angegriffenen Gesundheit vorauszusagen, ob nicht schließlich . . . na, und kurz und gut, das sei Sache jedes anständigen erwachsenen Menschen, daß er sein Brot selbst verdiene.

Es gehörte aber zu Straubs Eigenheiten, daß er immer nur seinen eigenen Gedankengang hörte, dagegen alles, was ein anderer sagen mochte, an ihm abprallte, wie an einem Stocktauben. „Folgen Sie mir nur, Sie werden's nicht bereuen!" sagte er, seine Brille zurechtrückend. „Einmal am Gymnasium oder in irgend einer Amtsthätigkeit, springt man nur sehr schwer in die Universitäts-Carrière hinüber, die wissenschaftlichen Leistungen mögen dann so gediegen sein, als sie wollen. Glauben Sie mir, ich spreche aus Erfahrung!"

Er zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen, wie einer, der mehr erzählen könnte, als er gerade jetzt für angezeigt hält. Und in der That hätte er sich selbst als Beispiel anführen können, wie man trotz epochemachender wissenschaftlicher Leistungen gegen alle göttliche und menschliche Gerechtigkeit an der Mittelschule kleben bleiben könne. Übrigens seien auch die Avancementsverhältnisse, wenn man schon die plumpe Erwerbsfrage berühren müsse, keine so arg schlimmen. . . „Zunächst Privatdocent . . . in ein paar Jahren Extraordinarius . . ." Er zog die Augenbrauen in die halbe Stirn und rechnete an den Fingern alles her, so klar wie zweimalzwei; einige von den älteren Philologen ließ er Todes verbleichen, ein paar Außerordentliche via Innsbruck, Graz und Prag bis nach Wien vorrücken und ernannte den Dr. Karl Martin zum außerordentlichen Honorarprofessor für dorische Dialekte in Czernowitz, einstweilen freilich — ohne Honorar.

V.

Am Abend dieses hochwichtigen Tages entrollte Karl, bevor er zu Bett ging, das mächtige Pergament seines Diploms — er hatte sich die paar Gulden Aufzahlung gegönnt, um seinen Doktor auf recht dauerhaftem Material zu besitzen — und betrachtete wohlgefällig die großen Buchstaben, in denen er hier schwarz auf weiß verewigt stand als „Clarissimus vir Carolus Martin". Mit Wollust ließ er seine Blicke in den Schriftzeichen wühlen und las den lateinischen Text wenigstens zwanzigmal, indem er an jedem einzelnen Wort sein Ohr erlabte, wie an einer lieblichen Melodie.

Von dieser, seiner Meinung nach imposanten und stolzen Höhe, die er erklommen hatte, ließ er seine Gedanken gemächlich hinunterschweifen in die glücklich durchwanderte Einöde seiner Lehrjahre. Er sah die verschiedenen Schulstuben vor seinem geistigen Auge sich aufthun, durch die er sich hindurchgesessen; er roch den Knasterduft aus der langen Schuldienerspfeife,

das widerliche Parfüm aller Ämter und ärarischen Baulichkeiten, das auch die dunkeln Gänge des Gymnasialgebäudes erfüllte; er sah vor sich die abenteuerlich geformten Tintenkleckse auf den Schulbänken, die Hexen, Sternbilder und Tiergestalten, welche eine liebevoll arbeitende Phantasie durch Erweiterung und Ausgestaltung zufälliger schwarzer Spritzer und sonstiger Unsauberkeiten hervorgezaubert hatte; dann die altbekannten und liebgewordenen Figuren, welche mutwillige Messer während der endlosen Langeweile geistloser Vortragsstunden kunstfertig in das geduldige Holz eingeschnitten und eingeritzt hatten, z. B. einen Molosser Hund, der den Professor Straub in die Waden biß, ein üppiges Frauenzimmer nach Wilhelm Busch und eine Eule, die ein aufgeschlagenes Buch mit den Initialen K. M. in den Klauen hielt, als würdiges Apostel- oder Wappentier eines angehenden Gelehrten ...

Ach, die alte Schulbank, auf welcher er so manches Jahr hindurch neben seinem Freunde Louis Ohrensteiner saß, litt und triumphierte! ... Louis rang damals mit ihm um den Ruhm, der erste in der Klasse zu sein; aber es war schwer zu entscheiden, welchem von beiden die Palme gebührte. Denn wenn Ohrensteiner sich durch Fleiß hervorthat, so zeigte Martin sich eifrig und beflissen; war dieser begabt und aufgeweckt, so war jener schlagfertig und geistreich; „kümmelte" und „ochste" dieser, so „keilte" und „büffelte" jener. Und den Professoren in den Winterrock hineinzuhelfen, waren beide gleich heftig bemüht, eine Gewohnheit, die sie auch noch an der Universität beibehielten, wo sie sich deswegen den Spitznamen der beiden Camarlinghi zuzogen. Den äußern Erfolg hatte meistens Ohrensteiner für sich, da ein eigentümliches Talent ihm zu statten kam, sich den Umständen anzupassen, bald wissenschaftlich trocken zu sein wie ein Schweinslederband, bald von Geist und Witz zu sprühen und mit Brillanten um sich zu werfen wie Schmock, auf alle Fälle aber seine Lehrer zu überrumpeln und einzuschüchtern, durch Kühnheit und Sicherheit des Auftretens das gediegenere, tiefer sitzende, dafür aber auch verborgenere Wissen Karls zu überstrahlen. Trotz dieser Rivalität waren aber die beiden dick befreundet, im Bewußtsein der überragenden Höhe, auf der sie ihren Mitschülern gegenüber zu stehen glaubten; denn daß sie doch offenbar aus weit besserem Holze geschnitzt sein mußten als alle andern, bewies sonnenklar nach jedem Semester wieder aufs neue die Lokation.

An der Universität setzten sie ihren gemeinsamen Wettlauf fort und überholten zunächst die meisten ihrer Mitschüler um ein volles Jahr, weil diese, in zweifarbig Tuch gekleidet, während des freiwilligen Militärdienstes ihre Studien unterbrechen mußten, indes die beiden Matadore, der „Stolz der Anstalt", wie der Gymnasialdirektor Krepner sie zu benennen pflegte,

von dieser Pflicht gegen das Vaterland befreit waren, Martin wegen seiner jammervollen Schmalbrüstigkeit, denn zum Turnen, einem Gegenstand, der bei der Lokation keine Rolle spielte, hatte er niemals Zeit gefunden, Ohrensteiner wegen angeblicher Plattfüße. Auf die Börse aber konnte der „Louis", wie er sich nennen ließ, trotz seiner Plattfüße laufen, was er auch täglich that; denn er war gleich nach der Reifeprüfung in das ausgebreitete Geschäft seines Vaters eingetreten und studierte nur nebenbei Jurisprudenz. Dieses „Studium" bestand darin, daß er an der juridischen Fakultät inskribiert war, solange, bis eines schönen Tages der alte Ohrensteiner mit einer Viertelmillion Passiven fallierte, worauf der junge plötzlich sein Herz entdeckte und fühlte, daß nur die Beschäftigung mit der Wissenschaft ihm Befriedigung für Geist und Gemüt gewähren könne, infolgedessen er nur mehr Student war und aus lithographierten Nachschriften der Kollegien sich schleunigst so viel Rechtsgefühl und juristisches Denken einlernte, als nötig ist, um bei Staatsprüfungen und Rigorosen nicht aufzusitzen.

Infolge der Verschiedenheit ihrer Studien war Karl während der letzten Jahre wenig mehr mit ihm in Berührung gekommen und begegnete ihm nur ab und zu im Hausflur, wenn er erschien, um die Reparaturen des Dachdeckers nachzusehen oder die Wasseruhr zu kontrollieren; denn er administrierte die Zinskaserne, in welcher die Martins wohnten, und welche seit vielen Jahren dem alten Ohrensteiner gehörte, oder vielmehr, wie sich infolge des Konkurses herausgestellt hatte, der Frau „von" Ohrensteiner. „Von" — denn anläßlich irgend einer Industrieausstellung hatte der Alte, kurz vor Eintritt des finanziellen Malheurs, dieses kostbare Wörtchen ergattert. Louis war jetzt ein kühler, fremdthuender und sehr eleganter Herr geworden, den seine amtliche Stellung zu aristokratischen Allüren verpflichtete. Auch fiel es ihm in seiner jetzigen Umgebung nicht schwer, sich einen vornehmen Anstrich zu geben, denn nicht nur hatten sich bald nach dem Fallissement die Vermögensverhältnisse seiner Eltern in sehr erfreulicher Weise gehoben, so daß die Familie ihren regelmäßigen Sommeraufenthalt in Ischl nehmen und in ein prunkvolles Ringstraßenpalais mit marmornem Flur und goldstrotzendem Stiegenhaus, aber jämmerlich verkümmerten lustlosen Wirtschaftsräumen und dumpfen Dienstbotenhöhlen übersiedeln konnte; sondern Louis hatte auch, unvorsichtig wie er war, sein Herz verloren und die Tochter des Börsenbesuchers Samuel David Pollak, der nach Erhalt der Eisernen Krone nur mehr unter dem Namen S. D. Ritter von Nordenhof genannt wurde, Fräulein Elsa von Nordenhof, geheiratet, ein Mädchen, das zwar um einen Kopf größer und um ein paar Jahre älter war als ihr Erwähler, dafür aber eine Mitgift von Zweihundertundfünfzigtausend in Häuseranteilen und Wertpapierchen besaß. —

Eine Regung von Neid bemächtigte sich Karls, als er an seinen günstig gestellten Schulgenossen dachte, der schon ein Titelchen auf seine Besuchskarte drucken lassen konnte. Daß Louis, den er in einem geheimen Fach seines Innern für inferior hielt, ihn nun um ein Beträchtliches überflügelt hatte, war nicht hinwegzuleugnen, wenigstens nicht für den Ideenkreis Karls, dem, soviel klassischen Geist er auch in sich gesogen zu haben wähnte, die Beamtenhierarchie des Hof- und Staatshandbuches als würdige Fortsetzung der Schullokation der verläßlichste Wertmesser des Menschengeschlechtes zu sein schien. Auch er wollte es „zu etwas bringen", sich so rasch wie möglich an irgend ein Ämtlein anklammern, um sich zur Herrschaft über eifrige Bureauschreiber oder über lernbeflissene Heranwüchslinge emportragen zu lassen.

Das war nun freilich, wie sich bald herausstellen sollte, leichter gewollt als ausgeführt. Denn als der neugebackene Doktor sich anschickte, in Ämtern und Schulen nach einer der Würde seines Wissens entsprechenden Anstellung umherzuschnüffeln, erlebte er Dinge, die ihm in seinen schwärzesten Träumen nicht in den Sinn gekommen wären. Unter anderm geschah es ihm, daß ein Amtsverweser bei Anhörung der zahlreichen, mühsam erworbenen Kenntnisse, die jener herzählte, ungeduldig die Achsel zuckte und ihn plötzlich mit der Frage unterbrach, ob er denn auch ordentlich schreiben könne? Doktores liefen genug umher; er brauche aber einen Menschen mit einer lesbaren Handschrift. Und allen Ernstes verlangte er, der „clarissimus vir" Doctor philosophiae Carolus Martin müsse Probe schreiben! Nicht etwa um den Stil zu prüfen, sondern wirklich und ausschließlich behufs Beurteilung der physischen Thätigkeit des Schreibens. Und wie schlecht bestand er diese Probe! Die beschämenden Worte, mit denen er entlassen worden war, gellten ihm noch ein paar Tage lang in den Ohren: „Sie kratzen ja wie der Hahn auf dem Mist!"

Auch von der Probe-Kandidatur wurde ihm allenthalben abgeraten. Es seien schon ganze Scharen absolvierter Philologen mit schönen, ja, vorzüglichen Zeugnissen vorgemerkt, versicherten ihm alle Schuldirektoren, an die er sich wendete. Insbesondere Direktor Krepner beschwor ihn, eine andere Laufbahn einzuschlagen. „Es ist ein Gedränge," sagte er, „wie beim Einlaß ins Burgtheater; denn jeder Mensch, der nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, glaubt heutzutag, er müsse um jeden Preis studieren! Dagegen ist es mir unmöglich, einen verläßlichen Schuldiener zu finden oder einen tüchtigen Ofenheizer. Und doch hat ein solcher bei uns das schönste Leben und steht sich jedenfalls besser, als mancher Supplent . . ."

Ein halb mitleidiges, halb ironisches Lächeln belebte bei diesen Worten die etwas ledernen Züge Krepners. Er fühlte wohl nicht, wie tief der

junge Martin sich in diesem Augenblick gedemütigt fühlte. Sechzehn oder siebzehn Jahre lang hatte er im Schweiße seines Angesichts studiert und sich allerhand Weisheit eintrichtern lassen, und nun stellte sich's heraus, daß er wenigstens momentan, und wenn er seinen bedrängten Eltern beispringen wollte, rein zu gar nichts zu gebrauchen war, und daß er das in ihm aufgespeicherte Wissen, von dem er selbst eine so hohe Meinung hatte, nicht anders verwerten konnte, als indem er es anderen jungen Leuten, die selbst noch auf dem Wege nach diesem glorreichen Ziele begriffen waren, in Privatlektionen wieder vorkäute.

In den daguerreotypierten väterlichen Hochzeitsfrack gekleidet, versuchte er ein paar Tage später sein Glück bei einem hochmögenden Chef, an den er durch Direktor Krepner empfohlen war.

Ein Diener von dem Aussehen einer Excellenz empfing ihn in einem dunkeln, geräumigen Vorzimmer, und unversehens stand er einem untersetzten gelben Männlein gegenüber, das ihn mit unsagbar feindseligen Blicken maß. „Sie glaubten wohl, ich hätte schon auf Sie gewartet?" sagte dieses, nachdem Karl sein Anliegen vorgebracht hatte. „Wissen thun Sie ohnedies nichts — ja, ja, ich kenne schon diese moderne Universitätsbildung! Ich empfehle mich! — Von Direktor Krepner? Thut mir leid, wir suchen uns unsere Leute selbst aus! Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!" — In diesem Tone ging es fort, es hatte den Anschein, als müsse der ganze Groll über den seit dreißig Jahren verschluckten Aktenstaub sich in dieser einzigen Minute Luft machen. Und jedesmal, wenn er bemerkte, daß Karl sich der Thür zuwenden wollte, begann er aufs neue zu sprechen, aus Furcht, sein Opfer möchte ihm zu rasch entschlüpfen. Eine solche Behandlung schien sogar die Excellenz im Vorzimmer zu aufrichtigem Mitgefühl hinzureißen; denn als dieser früher so steife Herr den Dr. Martin enteilen sah mit glühenden Wangen und niedergeschlagenen Augen, hielt er ihn durch eine kollegiale Handbewegung zurück und schickte sich an, ihm einigen Klatsch über seinen Herrn und Gebieter zuzuflüstern. Freilich begriff Karl nicht viel von der ganzen Sache; da es ihm aber scheinen wollte, der andere habe ihm die Hand hingestreckt, so drückte er sie warm, glücklich, eine mitfühlende Seele gefunden zu haben. Daraufhin kehrte urplötzlich die eisige Pairsmiene wieder, und der vornehme Amtsdiener zog schleunigst die Hand zurück, die er allerdings hingehalten hatte, langte die beiseite gestellte Pfeife aus der Ecke hervor und begann wieder, sich seinem Lebenszweck zu widmen, welcher darin bestand, die Stiegen, Korridore und Vorzimmer des Hauses mit bläulichem Knasterduft zu füllen.

Am Abend dieses Tages vermochte Karl eine tiefe Verstimmung, die sich seiner bemächtigt hatte, nicht länger zu verbergen, und auf wiederholtes

Drängen offenbarte er die Troſtloſigkeit ſeiner Lage den erſchreckt aufhorchenden Eltern. Sie blieben zuerſt beide ſtumm, die Mutter, indem ſie blaß ward und trüb vor ſich hinſchaute. Daß man einem unbemittelten jungen Menſchen durch Stipendien, Schulgeld- und Kollegiengeldbefreiung ermöglichte, jahrelang zu ſtudieren und recht viel zu lernen, fand ſie in Ordnung. Aber daß man ihn nun, nachdem er wirklich hochgelehrt und gar Doktor geworden war, zu nichts gebrauchen konnte, das wollte ihr nicht in den Kopf. Der alte Martin ging eine Weile mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder und bemühte ſich redlich, ſeinen Grimm zu verbeißen; aber es glückte nicht auf die Dauer, ſondern wie der Dampf einen verſchloſſenen Keſſel ſprengt und ziſchend ausſtrömt, ſo brachen plötzlich, faſt gegen ſeinen eigenen Willen, die zurückgehaltenen Worte mit ungeſtümer Heftigkeit hervor:

„Da haben wir jetzt die Beſcherung mit dem verfluchten Schulenbeſuchen und Studieren!“ rief er aus. „Was war immer meine Red'? Werde Du ein Schuſter wie Dein Vater und Dein Großvater ſelig! Aber nein — das Handwerk war ja nicht ehrenvoll genug für ihn!“

„Vater, ich bitt' Dich!“ flehte Frau Martin mit aufgehobenen Händen.

„Ruhig!“ herrſchte er ſie an, „jetzt will ich reden! — Das war aber ehrenvoll, mit dem jungen Ohrenſteiner auf einer Schulbank zu ſitzen und Dir den Schädel mit all dem verrückten Zeug vollzuſtopfen, ſolange, bis Du total verblödet warſt. Da hätte ich doch, weiß Gott, den Schuſterſchemel vorgezogen!“

„Der Louis hat es zu etwas gebracht,“ ſagte Karl beleidigt; „und eine Schande iſt es juſt nicht, mit ihm . . .“

„Natürlich, hat er's zu etwas gebracht,“ höhnte der Vater „und wird es auch noch weit bringen! Für den war das Studieren ganz auf dem Platz, ein ordentlicher Handwerker wär' ohnedies nie aus ihm geworden. Der kann's thun, denn er hat's, oder vielmehr ſein Vater hat's, denn der iſt ja ein reicher Mann, obgleich er ſchon einmal um eine Viertelmillion weniger beſaß, als er hätte beſitzen müſſen, wollte er Anſpruch auf einen geachteten Namen erheben; und ſeine Frau hat's, die fette dumme Gans, die Pollak-Nordenhof, obgleich ihr Herr Papa ſich noch vor zwanzig Jahren die Seife nicht ſpendieren mochte, um ſich die Läuſe vom Leib zu waſchen, die er im Kaftan aus Galizien mitbrachte — und obgleich er mir heute noch ſechs Gulden fünfzig Kreuzer für ein Paar Röhrenſtiefel ſchuldet, die ich ihm damals anmaß, damit ich den zudringlichen Kerl nur aus meinem Laden hinausbrachte. Er iſt auch ein wohlgefälliger junger Mann, Dein ſauberer Freund, und verſteht es vermutlich, dieſen alten Äſern den Hof zu machen, der hochmögenden Frau von Elias und der einflußreichen Frau von Porkeles. Für ihn, ah — für ihn war es freilich klug, daß er ſtudierte!“

Der Schuster hielt keuchend inne und wischte mit der flachen Hand den Schweiß von der Stirn. Plötzlich aber übermannte ihn wieder die Wut und er schrie auf: „Aber für Dich war es ein Unsinn, für Deine Verhältnisse! — Das hat dieser Kasperl auf dem Gewissen, der schiefgewickelte Professor Straub! — Und Du, Du hast es auch auf dem Gewissen!“ wendete er sich zu seiner Frau. „Jetzt ist's gescheiter, weil Du's durchgesetzt hast! Da steht er jetzt vor uns — der verlorene Sohn!“

„Vater!“ schrie Karl auf. Sein ganzer Stolz bäumte sich empor. Zugleich aber fühlte er sich tief elend. — „Bin ich denn auf Abwege geraten?“ fragte er nach einer Weile vorwurfsvoll.

„Jawohl bist Du auf Abwege geraten,“ erwiderte der Alte ruhiger. „Dünkelhaft bist Du geworden und lieblos; bildest Dir ein, mehr wert zu sein als ungelehrte Menschen, schenst Dich anzupacken und zuzugreifen wie der Nächstbeste, der seine fünf Sinne und seine gesunden Glieder hat; fällst lieber Deinen alten Eltern zur Last, als daß Du ein Tüpfelchen von Deiner aufgeblasenen Würde aufgiebst. Die Anmaßung und die Hoffart sind Deine Buhlerinnen geworden, und das Vermögen, das Dir Dein Vater mitgegeben hat, die Einfalt des Herzens, das vergeudest und verprassest Du stückweise wie der verlorene Sohn das Vermögen seines Vaters. — Meinst Du, man befinde sich nur dann auf Abwegen, wenn man Orgien feiert? . . .“

Er fing abermals an zu husten und preßte beide Hände gegen die Brust. „Dich kann höchstens noch das Elend retten,“ sagte er mühsam und mit heiserer Stimme. „Klein mußt Du werden . . . so klein! Träbern mußt Du essen lernen mit den Säuen . . . Deine ganze angelernte Weisheit mußt Du vergessen . . . Vielleicht, daß dann noch ein schlichter, brauchbarer Mensch aus Dir wird; vielleicht auch nicht . . . Denn wer kann wissen, ob Du noch zu retten bist?“

Die Mutter saß am Tisch und weinte still vor sich hin. Karl, dessen Wangen fahl geworden waren wie das Pergament seines Doktordiploms, stand neben ihr und fühlte sich unsagbar unglücklich. Zugleich war er aber auch überzeugt, daß ihm bitter Unrecht geschah, und das that ihm wohl. Insgeheim wünschte er sogar, der Vater möchte in diesem Tone fortfahren, möchte ihn noch tiefer demütigen. Denn je größere Unbill ihm zugefügt wurde, desto edler kam es ihm vor, daß er nichts erwiderte, daß er Nachsicht mit den blinden Wutausbrüchen seines kranken Vaters hatte. Er begraste sich an dem schreienden Gegensatz, der zwischen seiner innern Würde und seinem äußerlichen Unglück bestand, und es kam ihm der Gedanke, daß er, ein durch und durch antiker Geist, nur irrtümlicherweise in dieses öde, nüchterne, wie er es nachbetend nannte, „materialistische“ Zeitalter verschlagen worden sei. Die Kanten und Ecken der Wirklichkeit, an die er hier überall anstieß, stimmten

ſchlecht mit dem freudigen Daſein, das ſeine Lieblingsdichter prieſen, und da er das Leben nur aus Scharteken kannte, denen er vertraute wie Don Quijote ſeinen Ritterbüchern, ſo ſuchte er den Grund für ſein Ungemach nicht in ſich ſelbſt, ſondern in ſeinem „alles nivellierenden“ Zeitalter, welches einem gewöhnlichen Handwerker das Recht einräumte, ſich der gediegenſten Bildung gegenüber auf's hohe Roß zu ſetzen.

In die Stille, die plötzlich eingetreten war, drang ſchrill der Ton der Schelle über der Eingangsthür, und in die Stube trat der Oheim und Firmpate Herr Dobler. Der hatte jetzt auch ein Wörtchen mitzureden, d. h. er hielt es, da ihm die Martins etwas ſchuldeten, für ſein gutes Recht, ſich in alle Angelegenheiten zu mengen, und wäre jemand auf den Gedanken gekommen, ihn zu fragen: „Was geht's dich an?“ — ſo hätte er ſchon eine Antwort darauf zu geben gewußt! Dieſes Bewußtſein ſeiner Macht erfüllte ihn mit tiefer Befriedigung, ohne daß es ihm im Traume eingefallen wäre, irgend eine weitergehende Anwendung von derſelben zu machen: er wollte ſie nur anerkannt wiſſen, weiter nichts. Denn er vereinigte in ſich die Naturen des Lammes und der Hyäne, und jede von beiden konnte man nach Belieben hervorlocken, jenachdem man es verſtand, ihn Recht behalten zu laſſen oder nicht. Er ſetzte ſich an den Tiſch und ſchaute gemächlich ſchweigend vor ſich hin, denn er empfand nicht das Bedürfnis zu reden, wenn er ſeine Verwandten beſuchte, ſondern hielt es mit ſeiner bloßen Anweſenheit für abgethan. Ohne zu bemerken, daß hier etwas nicht klappte, obwohl ein feinfühliger Blinder es in der Luft gewittert hätte, paffte er gleichmütig an ſeiner kunſtvoll angerauchten Meerſchaumſpitze und blies kleine blaue Wölkchen in die Stubenluft. Die Mutter war es, die endlich das Schweigen brach und anfing, unter vielen Thränen das Mißgeſchick Karls zu enthüllen und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unter Anrufung Gottes und aller Heiligen zu bejammern.

Während der Oheim, den Blick auf die Glut ſeiner Cigarre gerichtet, aufmerkſam zuhörte, fing es in ſeinem pockennarbigen Geſicht zu wetterleuchten an, und unbeholfen regte ſich ein ganzer Rattenkönig pſychiſcher Unklarheiten und Widerſprüche, ein wenig Schadenfreude und ein wenig Mitleid, ein wenig Ärger und ein wenig Protzentum, ein wenig Machtbewußtſein und ein wenig Familienſinn. Die reſultierende aller dieſer Kräfte, die in ihm zogen und drängten, äußerte ſich ſchließlich in einer gemächlichen Folge abgebrochener und unklarer Worte, die zwiſchen den blauen Rauchwölkchen von ſeinen dicken Lippen floſſen, und deren Sinn ungefähr darauf hinauslief, er ſei bereit, ſeinem Firmling unter die Arme zu greifen und ihm eine angemeſſene Beſchäftigung in ſeinem Kontor zuzuweiſen. Karl aber unterbrach ihn raſch, und zwar in einem Tone, als

sei ihm eine schwere Beleidigung zugefügt worden. Es thäte ihm leid, sagte er, aber er müsse sogleich bemerken, daß er von Buchhaltung nicht das Mindeste verstünde.

Der Oheim machte ein verblüfftes Gesicht. Seine Meerschaumspitze wäre ihm beinahe aus dem Munde gefallen. „Ja, sag mir, Karl," stammelte er endlich, „was hast Du denn all die Zeit her eigentlich gelernt?"

„Griechisches und lateinisches Hokuspokus!" schrie der alte Schuhmacher ergrimmt, während Karl seinerseits erklärte, ein Gelehrter sei kein Handlungskommis, und er wenigstens halte sich zu Höherem berufen, als zu einem Ladenschwengel.

Nun war es natürlich an dem alten Dobler, den Beleidigten zu spielen. Die Mutter suchte zu vermitteln, so gut es gehen wollte — es wollte aber nicht gehen.

VI.

An diesem Abend begab sich der Schuster Martin früher als gewöhnlich zu Bett, doch beantwortete er die ängstlichen Fragen der Frau, ob er sich krank fühle, mit Kopfschütteln und den heiser geflüsterten Worten: „Nur müd', nur müd'! . ." Kaum lag er aber auf dem Rücken, so fing er an vernehmbar zu keuchen und hob die Brust mit einer Anstrengung, als ob ein Centnergewicht auf ihr lastete.

Zögernd vollzog Frau Martin den Befehl, das Fenster zu öffnen, indem sie zugleich den eisernen Ofen heizte, während Karl, erschreckt durch solcherlei Anzeichen, die „Noctes Atticae" seines Aulus Gellius hinwarf und schleunigst zu Dr. Fleischmann rannte. Der saß eben beim Abendessen und wendete sein gerötetes und grell beleuchtetes Gesicht erstaunt dem späten Eindringling entgegen. Was es denn schon wieder gäbe? fragte er ein wenig unwirsch; als er aber gehört hatte, worum es sich handelte, beeilte er sich, das letzte Stück Kalbsbraten von der Schüssel zu langen und verschlang es mit einer Geschwindigkeit, welche nicht nur mit seinen Gewohnheiten, sondern auch mit seinem Temperament in argem Widerspruch stand. Das hätte er nicht für jeden Nächstbesten gethan. Für Martin aber hegte er das Gefühl aufrichtiger Zuneigung und Dankbarkeit; war er doch seit vielen Jahren sein Kunde gewesen und lobte, wenn er Sonntags Vormittag im Dampfbad mit seinen alten Freunden zusammentraf, das Schuhwerk des Meisters, dem er es verdanke, daß er ohne Hühneraugen durchs Leben gehe. Jetzt schien die Gelegenheit gekommen, seiner Erkenntlichkeit thatkräftigen Ausdruck zu verleihen. . . .

Die Augenbrauen des Dr. Fleischmann waren dafür bekannt, daß sie wie ein Barometer durch ihr Steigen und Fallen anzeigten, was in jedem

einzelnen Falle zu fürchten oder zu erwarten ſtand. Diesmal ſtiegen ſie, nachdem er den Kranken emſig befingert und behorcht hatte, höher und höher hinauf, bis zu dem Punkt, wo bei andern Menſchen der Scheitelanfang zu ſein pflegt, bei ihm aber nichts war. Es dämmerte ihm ſofort eine dunkle Ahnung auf, daß es hier mit Schnepper und Schröpfkopf nicht abgethan ſein würde. Kalte Umſchläge auf die Stirn würden gewiß nichts ſchaden, dachte er, und darum ordinierte er ſolche für die Nacht. Für morgen aber könne er nur dringend empfehlen, einen zweiten Arzt zu Rate zu ziehen. Nicht als ob er, der Dr. Fleiſchmann, nicht genau wüßte, worum es ſich handelte und was geſchehen müſſe — lächerlich! Aber ſchließlich und endlich . . . man wende ſich ja heutzutage bei jeder Gelegenheit an Specialiſten . . . und dann ſei es auch wegen der Verantwortlichkeit . . . und vor allem zur Beruhigung des Patienten . . .

Aber gerade der Kranke ſträubte ſich gegen die Konſultierung eines Zweiten mit ſchlecht verborgenem Grimm, teils der vorausſichtlich erwachſenden Koſten halber, teils weil er in ſeiner Krankenreizbarkeit ſtarrköpfig daran feſthielt, daß die Ärzte nicht wegen der Krankheiten da ſeien, ſondern dieſe nur von den Ärzten erfunden und aufgebauſcht würden. Die ſorgenvolle Gattin jedoch ließ ſich geheimen Ungehorſam zu ſchulden kommen und machte zwiſchen Thür und Angel mit Fleiſchmann das Nötige ab, wußte auch am nächſten Tage das Erſcheinen der Zwei ſtatt des Einen als eine unabänderliche Thatſache ſo geſchickt vorzubereiten und einzuführen, ja über die mutmaßliche Kunſt des Neuen ſo viel Rühmliches zu erdichten, daß der Kranke ſchließlich mit Sehnſucht dem Beſuche, der von Stunde zu Stunde auf ſich warten ließ, entgegenharrte.

Endlich, nach einem langgezogenen Bangen und Hangen, hielt um ein oder zwei Uhr nach Mittag, eben als der Patient übermannt von Schwäche und Erſchöpfung ein wenig eingedämmert war, die Kapazität ihren donnernden Einzug, gefolgt von dem verbindlich lächelnden Fleiſchmann und der Schweſterin, die ihre Hand aufs pochende Herz preßte. Zuſammenzuckend wie ein Hund unter dem Peitſchenhieb ſchlug der alte Martin ſeinen ſtieren Blick auf und heftete ihn mit dem Ausdruck wahnſinniger Angſt auf den Unbekannten, der auf ihn zuſchritt. Wüſte Traumgeſichte vermengten ſich mit der Wirklichkeit . . . er meinte, das jüngſte Gericht ſtehe bevor . . . ein ſchreckbares Gepolter weckte ihn aus dem Todesſchlaf . . . der Sargdeckel ſprang auf, und er fand ſich in unbekannter Umgebung neben fremden Larven, die ſich den Gräbern entrangen . . .

War es ein Augenblick? War es die Ewigkeit? Die Qual, die in ihm tobte, das kalte Grauen, das ihn umarmt hielt, ſchien jenſeits der ſonnigen zeitlichen Gefilde zu liegen . . . Aber er fand ſich wieder zurecht

und erkannte allmählich seine Umgebung und die beiden Äskulape ... Sein verlegener Versuch, sich aufzurichten, wurde mit einer gnädig abwinkenden Handbewegung vonseiten der Kapazität erwidert, und in die Kissen zurücksinkend, überließ er willenlos seinen armen Leib der hohen Wissenschaft. Diese begann auch sogleich mit großer Sicherheit um eine bestimmte Bruststelle herumzufingern, wobei hie und da ein lateinisches Wort gleich einem schmerzenden Tropfen, von dem man nicht weiß, ob er glühend heiß oder eisig kalt ist, auf die Seele des wehrlos hingestreckten Mannes fiel, der seinen flehenden Blick forschend auf die gleichgültig-ernsten Gesichtszüge der beiden Ärzte emporgerichtet hielt.

Mit sichtlicher Übereinstimmung und mit befriedigtem Kopfnicken wurde schließlich ein bestimmtes Wort mehrere Male hintereinander wiederholt: „Moribundus, moribundus“ ...; mit solcher Zuversicht und gegenseitiger Verbindlichkeit, daß der Kranke mit seinem Weibe einen schnell aufleuchtenden Hoffnungsblick tauschte.

„Ihr Leiden ist etwas veraltet, lieber Freund,“ meinte der große Mann, indem er hastig auf seine goldene Uhr schaute. Er stand auf und zog mit Hilfe Fleischmanns seinen schweren Biberpelz an ... Zwei bis drei Tage lang würde er jedenfalls raten, noch im Bette zu bleiben, sagte er. Außerdem empfehle es sich, einige Tropfen Terpentin in eine Schüssel Wasser zu träufeln und diese unters Bett oder auf den Kasten zu stellen. Alle vierzehn Tage müsse das Terpentin erneuert werden, und jedesmal könne man ein paar Tropfen mehr zugießen, bis zu zwanzig und dreißig. Dieses Mittel müsse aber mindestens ein Jahr lang angewendet werden, vielleicht auch zwei, drei Jahre, je nach der Wirkung, die es äußern würde.

Die Frau atmete erleichtert auf, da sie von Jahr und Tag reden hörte. Die Konsultation war zu Ende. Gnädig winkend faßte der Professor nach der Thürklinke, ließ sie aber wieder los, um das Honorar in Empfang zu nehmen, das Frau Martin ihm überreichte. Es war eine Banknote, nach Fleischmanns Vorbereitungskursus in ein blaues Dütenpapierchen gehüllt. Gemächlich wickelte die Kapazität das Geld aus, betrachtete es und steckte es ruhig in die Brieftasche.

„Also den Moribundus hab' ich,“ sagte Martin, nachdem die rettenden Engel sich entfernt hatten. „Hier auf der Brust scheint er zu sitzen.“

„Wird aber, so unser lieb's Herrgotterl will, nicht ein gar arg verstockter Teufel sein,“ meinte die Frau; „sonst hätten sie ihn nicht gleich alle beide durchschaut. Das Terpentinöl wird den Racker sicher austreiben!“ — Nun wollte sie, da der drückende Alp der Angst von ihrer Seele genommen war, auch ein bißchen recht behalten und stellte, indem sie die Vorteile eines solchen ärztlichen Doppelrates gebührend hervorhob, ihrem

klugen, eigenmächtigen Handeln die schönsten Zeugnisse aus, welche der Gatte wohl oder übel durch stummes Kopfnicken unterfertigen mußte.

Als eine halbe Stunde später Karl ermüdet und abgestumpft durch neuerliche Mißerfolge heimkehrte und in die Hinterstube eintrat, richtete der Kranke sich auf und sagte: „Du, jetzt mach Dich mit Deinem Latein einmal nützlich und sag' mir, was das für eine neuartige Krankheit ist, der „Moribundus"."

„Moribundus" —? stammelte Karl erblassend ... „Moribundus? — Wer hat das gesagt?"

„Na, wer wird's gesagt haben," erwiderte der Vater ungeduldig: „Die Doktors haben die Krankheit so genannt, die mir auf der Brust sitzt. Na, heraus mit der Sprache, was heißt denn das also zu Deutsch: Moribundus?"

„Moribundus?" — wiederholte Karl tonlos ... „Das Wort kenne ich nicht."

„Laß Dir Dein Lehrgeld zurückgeben, Trottel!" sagte der Alte verächtlich und drehte sich gegen die Wand. — Das waren die letzten Worte, die er mit seinem Sohne sprach ...

* * *

Was beschleichen nicht manchesmal einen Schwerkranken des Nachts, wenn er schlaflos auf dem Rücken liegt, und in die Dunkelheit hineinstarrt, für sonderbare Gedanken! Der große, finstere Luftocean, der über der Erde lagert, fing plötzlich an wie eine unerträgliche Last den siechen Mann zu bedrücken, und es ward ihm bang zum Ersticken, als sei er zutiefst auf dem Meeresgrund mit eisernen Fesseln festgeschmiedet. In verzweifelter Anstrengung sich aufrichtend, keuchte er, während Todesangst seine Brust umschnürte: „Frau, reiß' das Fenster auf, geschwind, mich dürstet nach Luft ... Luft ...!"

Dann sank er wieder in die Polster zurück und stöhnte zwischen raschen, unregelmäßigen Atemzügen: „Ich glaube ... mich hat der Moribundus ... ah ... ah ... wenn's nur vorüberginge ... Gott, nur nicht sterben ... jetzt noch nicht ... heute noch nicht ..!"

Wie hätte der Frau, da sie aus ihren Träumen auffuhr und nach den Zündhölzchen tastete, die Hand nicht beben sollen! Kein Wunder, daß sie in der Dunkelheit die Schachtel nicht sogleich fand; aber während sie noch suchend auf dem Nachttische umhertappte, erhob der Sterbende abermals seine Stimme und rief grimmig mit der ganzen Kraft seines erlöschenden Atems: „So mach doch Licht in drei Teufels Namen! Pfui, wie abscheulich, einen Schwerkranken so zu behandeln!"

Er versuchte selbst aus dem Bette zu steigen, fiel aber schwer, mit einem unwillkürlichen Ächzen in die Kissen zurück. Indessen stieß die Frau mit der zitternden Hand an das Feuerzeug, daß es lärmend auf den Fußboden schlug. Ihr erster Gedanke war ein bitterer Selbstvorwurf, daß sie nicht gleich am ersten Tage das Terpentinöl aufgestellt hatte.

Die endlich doch zustande gekommene Kerzenflamme schien den Kranken zu beruhigen, die eisigkalte Nachtluft that ihm sichtlich wohl; freilich war es nur die enge, mit Kloakenduft geschwängerte Luft der Höfe, welche durch das von Frau Martin geöffnete Fenster einströmte. Er lag still, mit geschlossenen Augen da, sodaß die Gattin schon zu hoffen anfing, ein erquickender Schlummer werde sich seiner erbarmen. Aber da bewegten sich seine bleichen Lippen wieder. „Vielleicht ist's am gescheitesten, wenn ich sterbe," murmelte er. „Wenigstens kann ich mir jetzt noch einbilden, aus unserm Karl würd' noch einmal ein brauchbarer Mensch." Und nach einer Weile sagte er mit einem tiefen Seufzer: „Ich hab' ihn früher so gern gehabt!"

Sein Weib streichelte ihm die dürre, haarige Hand und trocknete den kalten Schweiß von seiner Stirn, während Karl klappernd vor Schreck und Kälte fortlief, den Doktor Fleischmann zu holen. Zugleich mit ihm verließ auch Frau Beer das Haus; durch das ungewöhnliche Nachtgeräusch geweckt, war sie ahnend herübergekommen und rannte jetzt so schnell als ihre gichtischen Beine sie tragen wollten, um den Seelenarzt, der den Frauen noch wichtiger schien als der Doktor. Denn das Viaticum soll nicht nur geistig stärken, indem es die Seele von allen läßlichen Sünden reinwäscht, sondern möglicherweise auch auf den kranken Leib einen günstigen Einfluß auszuüben imstande sein, wenn es der Weisheit Gottes gefällt . . .

So befanden sich alle in sorgender Bewegung um den Kranken.

Karl kehrte zuerst zurück, schweigsam und feig, mit der Botschaft, Fleischmann würde sogleich nachkommen. Der aber drehte und dehnte sich noch gemächlich im Bett, und als er endlich doch aufgestanden war, vertrödelte er absichtlich möglichst viel Zeit beim Ankleiden: „Den hippokratischen Zug hab' ich schon oft genug gesehen," dachte er.

Auch Frau Beer langte glücklich wieder an, keuchend, daß die ganze kurze, gedrungene Gestalt sich mit jedem Atemzug ausdehnte und wieder zusammenzog. Um ihre Erschöpfung zu beweisen, verdrehte sie wie hinsterbend die Augen und horchte mit schiefgehaltenem Kopf auf die unregelmäßigen Schläge ihres heftig pochenden Herzens, besaß aber trotzdem noch Atem genug, ihre kleinen Hausthor- und Glockenzugs-Erlebnisse zu schildern, was sie trotz des ernsten Augenblicks, und obgleich niemand ihr zuhörte, für außerordentlich wichtig hielt. Noch war sie nicht damit zu Ende gekommen, als die Schelle der Eingangsthür ertönte und gleich darauf in

rotem Kirchenmantel ein ſchläfriger Meßnerbube eintrat, der Laterne und Bimmelglöckchen trug und damit einem blaſſen, blonden, hagern Prieſter vorleuchtete und läutete, deſſen mildes, ſympathiſches Angeſicht jetzt über dem verhüllten Sakramente aus dem dunkeln Rahmen der Thüröffnung auftauchte.

Zum erſten Male trat in die Hinterſtube der Schuſterswohnung das Allerheiligſte.

Kaum war Frau Martin der beiden Troſtgeſtalten anſichtig geworden, die ihr die letzte Hoffnung raubten, ſo ſank ſie verzweifelnd am Bette auf die Knie und vergrub weinend ihr Geſicht in die Matratze. Frau Beer aber wußte, was ſich in einem ſolchen Falle ſchickt. Mit beweglichem Daumen ein Kreuz von der Stirn über die Bruſt und von der linken zur rechten Schulter ſchlagend, knixte ſie ſo ehrerbietig nach rückwärts, daß ſie nicht nur einen polternden Holzſeſſel umſchmiß, ſondern auch den jungen Martin auf die Füße trat, der ſteif und ſtumpf im Hintergrunde ſtand und ein möglichſt überlegenes Geſicht machte. Er glaubte natürlich nicht ans Allerheiligſte und fühlte das Bedürfnis, den Prieſter, der ihn übrigens nicht mit dem flüchtigſten Seitenblick beachtete, dieſen Unglauben merken zu laſſen.

Der alte Tiſch vor dem Sofa ward gewürdigt, das Sanctissimum zu tragen, und ein paar Kerzen, welche Frau Beer raſch aus dem Wandſchrank hervorgeholt und zu beiden Seiten aufgepflanzt hatte, verliehen dem Ganzen ein würdiges und feierliches Ausſehen. Nach der Anſicht der Frau Beer waren überhaupt Kerzen das wichtigſte bei einem Sterbefall, und während der Kooperator am Tiſche, der nun wie ein improviſierter Altar ausſah, ſeine Vorbereitung machte, beeilte ſie ſich, dem halb bewußtloſen Kranken ein brennendes Licht in die krampfhaft geſchloſſene Fauſt zu ſtecken, ſodaß heiße Tropfen auf ſeine zuckenden Finger niederträufelten . . .

Dem erſt jüngſt geweihten jugendlichen Prieſter hatte noch keine Handwerksroutine das natürliche Menſchengefühl erſtickt, das ſich zu regen pflegt, wenn man die Schwingen des Todesengels rauſchen hört. Die Lippen bebten ihm, als er an das Krankenbett herantrat, er vergaß die üblichen Gebete zu murmeln, und ſein Blick glitt über die ausgeſtreckte Geſtalt und ſtreifte raſch die knieende Frau, die zu ſeinen Füßen ſchluchzte. Er nahm dem Manne die Kerze aus der Hand, löſchte ſie und legte ſie beiſeite. Dann neigte er ſich über den Sterbenden und betrachtete ihn ſtumm. Er ſah Blut zwiſchen den bleichen Lippen hervorquellen und trocknete es mit ſeinem Tuche. Es war zu ſpät für das Abendmahl, und der Prieſter bereitete ſich zu dem letzten Sakrament, welches die Kirche bietet, zu der Ölung. Ein inbrünſtiger Geleitsbrief ſtieg zum Himmel empor für dieſe

arme Seele, die mühsam zu zerren und zu zucken schien, um sich loszureißen von dem abgehetzten, müden Leibe und ins Unbekannte zurückzukehren, von wo sie ausgegangen. Dann tauchte er den Daumen ins Chrisam und salbte in Kreuzesform die halbgeöffneten, brechenden Augen. . .

„Per istam sanctam unctionem et suam piissimam misericordiam indulgeat tibi Dominus, quidquid deliquisti per visum, per auditum.“ . .

Und er salbte ihm die für jeden Erdenlaut taub gewordenen Ohren, er salbte ihm den zuckenden bleichen Mund, der so manches derbe und harte Wort gesprochen hatte. Dann salbte er ihm die schwieligen Handflächen, die groben, ehrlichen Arbeitshände, und endlich die Fußsohlen, auf welchen er den langen, beschwerlichen Lebenspfad hinaufgekeucht war, um jetzt ins Zwecklose zurückzukollern, hilflos und fühllos wie ein losgelöster Stein, der in den dunkeln Abgrund hinabstürzt, zu den Massen unnützen Gerölls, das sich dort unten angesammelt hat.

Kaum war die heilige Handlung vollendet, so streckte sich der Alte und hörte auf zu atmen. Alle verharrten in stummem Gebete auf den Knieen, nur Frau Beer machte den Versuch, ein lautes Vaterunser im Vorbeterton anzustimmen; es fiel aber niemand ein, weshalb sie, nachdem sie ein paar wütende Blicke um sich geworfen, wieder aufhörte. Man vernahm nur das unterdrückte Schluchzen der Frau Martin und das eintönige Ticken der Wanduhr. Der Staar allein, der im Gassenladen nebenan durch das Hinundwidergehen aufgewacht war und den schwachen Schein der Kerzen für das anbrechende Tageslicht halten mochte, fühlte das Bedürfnis, sich bemerkbar zu machen, und debütierte mit seinen abgeleierten Kunststücken: „Ei, du lieber Augustin, alles ist hin, hin, hin . . . Magst ein Kipfel? Magst ein Kipfel?“

Er blieb seinen Fehlern treu, wie die Menschen auch, solange sie leben.

VII.

In den modernen großstädtischen Zinshäusern ist das Dachstübchen der Armut längst zur Sage geworden. Das freie, lustige Mansardenfenster, das im Sturme klirrt und den Regen eindringen läßt, mit seiner Aussicht auf Wolken und Sonne, mit seinem blühenden Gärtchen von Geranientöpfen und hängenden Nelken — das alles ist verschwunden, und den wirtschaftlich Schwachen auch dieses bescheidenste Stückchen Natur benommen; sie wohnen nicht mehr erhaben über dem grausamen Getriebe des tosenden Lebenskampfes in der Nachbarschaft des Himmels, sondern unter der Erde, in feuchten, sonnenlosen Kellerräumen, in unmittelbarer Nähe der Kloaken.

Bald nach dem Begräbnis des alten Martin hatte die Witwe das Geschäft und die für ihre gegenwärtigen Verhältnisse luxuriöse Wohnung

aufgegeben und war in einen geschmacklosen Neubau übersiedelt, der sich in derselben Straße, fast gegenüber erhob und in fünfstöckiger Majestät, samt seiner birnförmigen Monstrekuppel, samt seiner klobigen Quadernimitation, samt seiner gleichsam äußerlich aufgeklebten Renaissanceauswüchse, in wenigen Wochen, wie ein Waldpilz, fast könnte man sagen plötzlich, aus dem Boden geschossen war. Zwar konnte die Bewohnbarkeit des neuen Hauses kommissionell noch nicht festgestellt werden, aber Ohrensteiner, dem es gehörte, erklärte, aus Menschenfreundlichkeit die Verantwortung übernehmen zu wollen, und gestattete den Umzug sogar vor dem regelrechten Zinstermin, freilich erst dann, als sich ein rettender Engel gefunden hatte in Gestalt eines ehemaligen Herrschaftskutschers, der nach seiner eben vollzogenen Vermählung mit der Köchin seiner Baronin die alte Wohnung mit dem Gassenladen sofort mietete, um sich als „Greisler" aufzuthun, und der sich in Anbetracht der schönen Zukunftshoffnungen, die ihn beseelten, und unter dem Zauber rosiger Flitterwochenstimmung eine kleine Zinssteigerung gutwillig gefallen ließ.

Die neue Wohnung bestand aus einem einzigen Zimmer, das zwar keine Fenster hatte, dafür aber eine Thür und hoch oben zwei breite Luken, an welchen man die Beine der Passanten ohne die zugehörigen Oberkörper vorübergeistern sah. Das Zimmer diente zugleich als Küche und der Herd als Ofen, oder auch umgekehrt, wenn man will. Jedenfalls war es gut, daß wenigstens einmal des Tages Feuer gemacht wurde, denn bei der ungewöhnlichen Kälte, die in diesem Winter herrschte, fror das Wasser, welches an den Wänden herabtroff, jeden Morgen zu prächtigen Eiskrystallen, sodaß es Stellen gab, welche gleißten und flimmerten, wie die Wände einer Tropfsteinhöhle.

Aus dem Verkauf des überflüssigen Hausrates war eine kleine Summe gewonnen worden, welche eben hinreichte, das Leichenbegängnis zu bezahlen. Für ihren Unterhalt mußte Frau Martin nun selbst sorgen, und es gelang ihr auch, durch Waschen, Plätten und ähnliche Verrichtungen manchen Gulden zu verdienen und nicht nur ihre eigenen höchst bescheidenen Bedürfnisse damit zu befriedigen, sondern immer noch etwas übrig zu behalten, um ihren Karl zu unterstützen, der sich nur geringfügige und unregelmäßige Einnahmen aus einzelnen Lektionen zu verschaffen wußte. Ja sogar die Zurückzahlung ihrer Schuld an Dobler behielt die wackere Frau im Auge, und in der Schublade begann ein bescheidenes Sümmchen sich zu ründen, welches den Anfang zur ersten Abschlagsquote bilden sollte.

Es war der größte Stolz der Frau Martin, daß sie nach dem Todesfalle weder ihrer Gemeinde noch sonst jemandem zur Last fiel, sondern sich auf eigene Faust fortbrachte und ihrem „Seligen" keine Schande machte.

Arbeitend wollte sie ihr Leben beschließen, wie sie es arbeitend begonnen hatte. Schon in ihrer frühesten Jugend mußte sie für ihre jüngeren Geschwister die Kindesmagd abgeben, in ihrem Heimatsdorf Klein-Marienzell in N.-Ö., und die schweren Racker umherschleppen oder fahren, bald auf der staubigen Dorfstraße, bald im Kohlgärtchen hinter dem elterlichen Hause oder auf den knarrenden Dielen der Tenne. In einem kleinen hölzernen Wägelchen kutschierte sie die beiden Älteren, pausbackige Zwillinge, die sich fortwährend kratzten, bissen oder puffsten, während sie knapp nebeneinander, fast aufeinander saßen; und das quengelnde Jüngste schleppte sie außerdem am freien Arme mit sich umher.

Schon mit sechzehn Jahren war sie als Dienstmagd in die Stadt gekommen, eine Dienstmagd aus der guten alten Zeit mit wenig Lohn und grober Kost, aber ziemlich viel Geduld, viel Treue und Anhänglichkeit und sehr viel Arbeit. Vom ersten Dienstplatz weg, an welchem sie zwölf Jahre lang gedient hatte, heiratete sie ihren Schuhmacher und Liebhaber, bei dem sie seit einer Reihe von Jahren arbeiten ließ, bis er endlich merkte, wo der Schuh sie drückte und es wagte, seine geheimen Wünsche und Absichten zu offenbaren. Nun wurde sie im neuen Hausstand ihre eigene Dienstmagd. Da ging es denn zuerst recht gleichmäßig und behaglich die Stufenleiter eines wachsenden Wohlständchens hinauf, und dann ebenso gleichmäßig aber unbehaglich wieder hinunter. Und schließlich fand sie sich ungefähr auf demselben Punkt, von wo sie ausgegangen war.

Resolut, wie sie war, und gestützt auf ein unerschütterliches Gottesvertrauen, wußte sie sich in ihre neuen Verhältnisse zu schicken. Sie kannte keinen andern Ehrgeiz als den, jeden Platz, auf welchen die Vorsehung sie gestellt, ordentlich auszufüllen. Dagegen war und blieb ihr hochgebildeter Herr Sohn ein Musterexemplar jenes unzufriedenen und eingebildeten geistigen Proletariats, welches aus den modernen Gehirndrillanstalten, wie Flöhe aus befeuchteten Sägespänen, legionenweis hervorwimmelt und sich erbarmungslos über das gesamte Staatswesen ergießt. . . .

Unmittelbar nach dem Tode des Vaters hatte er seinen hohen Cylinder hervorgesucht, der jetzt durch einen breiten Trauerflor fast ganz verdeckt wurde, und hatte sich durch die altbekannten Gassen nach dem Schulgebäude begeben, um sich bei seinem alten Gönner und Lehrer, Professor Straub, Rats zu erholen. Auf dem langen dunklen Gange hin und wieder gehend, erwartete er den Augenblick, wo das Glockenzeichen ertönen und der Allgewaltige unter dem Zittern seiner Umgebung aus der Klasse ins Konferenzzimmer schreiten würde. Eine elegant gekleidete jüngere Dame, welche bleich und aufgeregt den Korridor herunterkam, redete ihn schüchtern an, ob hier Professor Straub anzutreffen wäre, und als er bejahte, schickte sie sich

ebenfalls an, zu warten, vergeblich bemüht, die offenbaren Zeichen ängstlicher Ungeduld, welche an ihr sichtbar wurden, zu unterdrücken. Fast täglich empfing Straub solche Besuche: Mütter, denen er durch Einschüchterung und Abhetzung ihrer Söhnlein das Leben verbitterte, den Familienfrieden störte, den Schlaf der Nächte raubte. Es überkam ihn oft ein stolzes Imperatoren-Gefühl bei dem Gedanken, wie viele angesehene Familien er, der Sohn eines bürgerlichen Holzmodellstechers, in seiner Gewalt hatte. Den vornehmsten und unabhängigsten Vätern, mochten sie auch in eigener Equipage einherfahren und in ihrem eigenen Hause wohnen, konnte er die Weihnachtsfeiertage gründlich versalzen, wenn es ihm beliebte; den distinguiertesten Damen den Sommeraufenthalt in Baden oder Ischl bitter verderben, wenn er ihrem Jungen „Nachprüfung" gab. Was ein Sonntag sei, das wußten seine Schüler und deren Eltern fast nur vom Hörensagen, denn am Montag war regelmäßig der große Einlieferungstermin der erdrückenden Hausaufgaben, über welchen die armen Jungen nicht selten ganze Sonntagsnachmittage und Abende bis in die Nacht hinein schwitzten und ächzten, samt ihren ärgerlichen Vätern, die krampfhaft in den verborgensten Gehirnfalten ihr halbvergessenes Latein zusammensuchten, während die Mütter händeringend im Nebenzimmer auf- und abliefen. Und damit das Ende der Woche dem Anfang entspräche, so war für Samstag der „große Straf- und Gerichtstag" angesetzt, wie Straub ihn nannte, der Tag, an welchem die Schüler ihre Hefte ausgebessert zurückerhielten und körperlich erschöpft, geistig entmutigt, ihr „bombenfestes Kaumgenügend", oder ihr „faustdickes Ganzmiserabel" als Sonntagsfreude für sich und die Eltern nach Haus trugen.

Die Schelle des Schuldieners erklang, die Gänge belebten sich, bebrillte Männer schritten stolz auf die geistige Saat, die rings um ihnen in die Halme schoß, und mit der Würde antiker Halbgötter dahin, zwischen schmächtigen, bleichen, gleichfalls bebrillten Jüngelchen, die ihre Kopfbedeckung ehrerbietig vor den Verehrten lüfteten und dabei scheinheilige, übermäßig tiefe Bücklinge ausführten, als brave Vorübung fürs künftige Leben und die bevorstehende Laufbahn. Nirgends aber flogen die Mützen eifriger von den Köpfen, krümmten die Rücken sich demütiger und tiefer, als an einer bestimmten Stelle, die sich langsam und majestätisch vorwärtsbewegte. Es war der Dunstkreis des Professors Straub, der sich näherte . . .

„Carole, mi fili!" rief er mit einem Seitenblick auf die wartende Dame, vor der er sofort sein Licht leuchten zu lassen das Bedürfnis fühlte. Prahlerische Flausen und Floskeln überwucherten das Gespräch, das er führte; von einem brauchbaren Ratschlag, wegen dessen Karl hergekommen war, nicht die leiseste Spur. Er war überhaupt unfähig, sich in den Ge-

dankengang eines andern zu finden; das Docieren lag ihm nun einmal im Blute, was er sagte, sagte er ex cathedra, und natürlich war es auch entsprechend unfehlbar. — Mit der Miene eines Hypnotisierten hörte Karl ihm zu. Die Gedanken versagten ihm, er wußte nicht mehr, was er eigentlich wollte, und ehe er sich's versah, war er mit einem gnädigen Nicken des Hauptes entlassen. Der Allgewaltige hatte sich der wartenden Dame zugewendet und sprach eindringlich mit ihr unter bedauerndem Wiegen des ambrosischen Hauptes. Was diese Unglückliche für einen Ausbund von Borniertheit und Leichtsinn zum Söhnchen haben mochte! . . .

Eines schönen Tages faßte Karl den Beschluß, als Schriftsteller hervorzutreten. Vom Gymnasium her systematisch daran gewöhnt, über alles mögliche, wovon er keinen blauen Dunst hatte, einen phrasenreichen Aufsatz von sich zu geben, kam ihm diese Übung plötzlich wie ein litterarisches Talent vor, und er fing an, sich Vorwürfe darüber zu machen, daß er diesen Acker, der reichlich Ansehen und Erwerb eintragen konnte, bisher unverantwortlicherweise hatte brach liegen lassen. Sofort kaufte er ein halbes Buch Papier und begann nach dem Rezept, in wenigen Tagen ein Originalschriftsteller zu werden, alles niederzuschreiben, was ihm einfiel. Nachdem er genügend viel Papier beschrieben hatte, las er seine Expektoration von A bis Z so lange durch, bis er sich an den Unsinn gewöhnt hatte, und wunderte sich nachträglich darüber, daß Verleger und Redaktionen diese Offenbarungen eines mit Klassicität durchdrängten Geistes nicht mit dem erwarteten Jubel begrüßten. Nun gingen ihm erst recht die Augen auf über die ganze Seichtheit dieses erbärmlichen Epigonenzeitalters . . . . Es kam wiederholt vor, daß er halbe Tage lang in der Universitätsbibliothek saß und mit wahrer Wollust im Schopenhauer alle jene Stellen aufsuchte, die davon handeln, wie so einsam ein großer Geist in dieser ordinären Welt dastehe, der schweren Menge grauer Alltagsexistenzen gegenüber; . . . und wie wenig die echte und wahre Größe äußerer Anerkennung bedürfe, wenn sie sich nur ihrer selbst bewußt sei; . . . und wie oft viele Jahre verstreichen müßten, bevor das herrliche Licht der Fixsterne den Erdenbewohnern sichtbar werde . . . Es war oft, als hätte der große Philosoph Karls Schicksal vorgeahnt und ihm diese und ähnliche Betrachtungen, wie man zu sagen pflegt, auf den Leib geschrieben.

Gegen ein mäßiges Honorar unterstützte Karl seit einiger Zeit die Söhnchen des Theateragenten Goldbaum in der Nestroygasse bei der Ausarbeitung ihrer Schulpensa. Aber da der alte Goldbaum stets genau wissen mußte, was er für sein Geld bekam, so hatte Karl schriftlich garantieren müssen, daß die beiden Jüngels auch wirklich glänzende Zeugnisse nachhause bringen würden, ebenso wie ein Uhrmacher, wenn man eine Uhr

kauft, garantiert, daß sie auch wirklich geht. Die beiden kleinen Goldbäume Daniel und Siegfried waren nämlich, wenigstens nach der Überzeugung des Herrn Papas, ein paar geradezu phänomenal begabte Knaben, welche nur deshalb in der Schule nicht reussierten, weil ihnen die Herrn Professoren „aufsässig" waren. In Wahrheit konnte man sich freilich keine unwissenderen und zugleich frecheren Racker vorstellen.

An einem unfreundlichen Märzabend trat Karl, den charakteristischen Geruch der Goldbaumschen Wohnung noch in der Nase, aus dem verlotterten Hause in der Nestroygasse in den verspäteten Nachwinter hinaus. Zitternd vor Wut und Kälte schritt er durch das Schneegestöber dem eisigen Wind entgegen, der, verstärkt durch die freie Zugluft dem Kanal und der großen Donau entlang, durch die Straßen der Leopoldstadt noch heftiger fegte und heulte, als in den vom Wasser weiter abliegenden Bezirken Wiens. Als sein Weg ihn an einem Kaffee minderer Sorte vorüberführte, und er die zarten Silbergulden in der Tasche fühlte, die er soeben als sein Monatshonorar einkassiert hatte, dachte er „weshalb auch nicht?" und trat ein.

Ein sehnsüchtiges Bedürfnis nach Glück, nach einem weichen und warmen Leben, wollte ihm schier das Herz abdrücken. Als kleine Vorahnung dieses Glückes fand er ein lauschiges Plätzchen in der Fensterecke, auf einer rotsamtenen Bank. Hier ließ es sich gut träumen von einem Leben in Wohlstand und Schönheit . . . Der Cognak, wenn er auch nicht echt war, half der Phantasie entsprechend nach und erwärmte auf alle Fälle die halb erfrorene Seele. Gedanken aus nah und fern drängten sich in bunter Reihe heran . . . Von einem Professor hatte er irgendwo gelesen, einem Sprachgelehrten, der erst aus einer chinesischen Zeitung den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges erfuhr . . . Ein anderer, bei dem er selbst gehört hatte, las über dramatische Kunst, jedoch war die Litteratur für ihn mit der jungdeutschen Schule zu Ende, von allem, was folgte, wußte er so viel wie nichts, ging auch niemals ins Theater . . . Zum ersten Male in seinem ganzen Leben kamen ihm diese und ähnliche Züge, die ihm einfielen, komisch vor. Zum ersten Male legte er sich die Frage vor: „Warum läßt man sich denn eigentlich von Buchstaben quälen, tyrannisieren, halb verrückt machen? Hat denn der ganze Plunder einen Zweck, wenn er nicht wieder dem warm pulsierenden Leben dient? Ist er nicht geradezu vom Übel, wenn er, wie so oft, die freie Regung aller menschlichen und natürlichen Eigenschaften hemmt? . . ."

Was der Cognak nicht alles vermag! Es begann eine mächtige Umwälzung sich in ihm vorzubereiten. Die Worte des toten Vaters gewannen jetzt für ihn Sinn und Bedeutung. Er fühlte sich trotz seines philologischen Wissens arm und bloß und sehnte sich nach einem treuen Menschenherzen,

das bereit wäre, ihn verständnisvoll und nachsichtig aufzunehmen und mit dem Kleide seiner warmen Liebe zu umhüllen. Aber kaum hatte er eine Zeitung zur Hand genommen, um diese Gedanken zu verscheuchen, so ertappte er sich selbst auf einer jener dünkelhaften Verschrobenheiten des verkrüppelten Gelehrtenhirns, die er eben noch verlacht hatte, nämlich auf der wegwerfenden Bemerkung: „Österreichische Politik — kleinliche Verhältnisse! Wer den Demosthenes im kleinen Finger hat, sollte sich für moderne Parlamentsreden interessieren?“

Eben wollte er das Zeitungsblatt wieder hinlegen, da fiel ihm der Name Ohrensteiner ins Auge. War das *sein* Ohrensteiner? Richtig, da stand es schwarz auf weiß: Der Louis hatte den Serbischen Takowa-Orden erhalten. Der Louis, ja, der hat's zu etwas gebracht! Einen Orden, und noch dazu einen ausländischen! Merkwürdig, daß Karl sofort die Form fand, an diesem Glanze teilzunehmen. Konnte er jetzt nicht gelegentlich sagen: „Mein Freund hat kürzlich einen Orden erhalten“? Zum Beispiel das nächste Mal, wenn Daniel Goldbaum ihm wieder mit einer Frechheit kommen sollte. Was für Augen würde der kleine Frechling machen, wenn er ihm lakonisch die Bemerkung hinwarf: „Sie werden es nicht so weit bringen wie mein alter Schulkamerad Ohrensteiner, der kürzlich den Takowa-Orden erhalten hat!“

„Der Cognak dürfte dennoch echt sein,“ dachte er; „man kommt erst allmählich auf den Geschmack.“ Und nach und nach vertrank er das Geld, das der alte Goldbaum ihm für den abgelaufenen Monat eingehändigt hatte.

Es giebt nichts Süßeres im Elend als die Passivität. Die Leute kamen und gingen, die Dunkelheit war hereingebrochen, Gasflammen wurden angezündet, die Billardspieler lärmten und lachten, die Elfenbeinkugeln liefen lautlos über das grüne Tuch und stießen klingend aneinander. Die hochblonde Kassiererin, die sich von einem Kavallerielieutenant den Hof machen ließ, klapperte mit Silberlöffeln und Zuckertassen auf der Marmorplatte des Kredenztisches, hinter welchem sie thronte, während ein starres, geschäftsmäßiges Lächeln ihre welken Lippen umspielte. Und ein bläulicher Schleier von brenzlichem Cigarrenqualm legte sich dichter und dichter über Menschen und Dinge.

Ein unsagbarer Lebensekel bemächtigte sich Karls. Er stand auf und fuhr mit beiden Händen zugleich in die Ärmel seines Überziehers, den der Marqueur ihm hinhielt. Aber das Gehen wurde ihm schwer, als hätte er bleierne Sohlen an den Füßen, und vor seinen Augen tanzten dunkle Flecke, die ihm alles, worauf er den Blick richtete, ganz oder zum Teil verhüllten, so daß er unsicher vorwärts tappte, stolperte und zu stürzen glaubte .... „Oha,“ sagte der Piccolo, „wenn S' Ihnen jetzt nicht an mir derfangen, so liegen S' der Läng' nach da!“

Mit dem stolzen Bestreben, seine Nüchternheit zu beweisen, einem Bestreben, das allen Angeheiterten eigen ist, schritt Dr. Martin straum, mit steifen Beinen und erhobenem Haupt fürbaß, aber nicht gegen die Ausgangsthür, sondern infolge irgendwelcher Nücken seiner umnebelten Sinne geradenwegs auf den Ofen los. Einer der Aufwärter mußte ihm erst bedeuten, wo der Zimmermann das Loch gemacht habe. Die Gäste wurden aufmerksam, einige fingen zu lachen an. Auch der Lieutenant am Kredenztisch, den Karl im Vorbeigehn angestoßen hatte, drehte sich säbelrasselnd um und fixierte ihn mit herausforderndem Blick, während die Kassiererin dem Feuerburschen zurief: „Sie, Jean, führen S' 'n aussi, sonst schlagt er si' no' ein Loch an ei'm Billard!"

Draußen war es eisig kalt, aber es schneite nicht mehr. So schnell seine Füße ihn tragen wollten, eilte Karl durch die Gassen, wie um vor sich selbst zu entfliehen. Er ärgerte sich, daß die Leute, welche des Weges daher kamen, sich absichtlich vor ihn hinzupflanzen schienen, damit er nolens volens gegen sie rennen mußte.

Als er zur Ferdinandsbrücke gelangt war, lehnte er sich ans Geländer und blickte scheu um sich; nur wenige Passanten verkehrten hier um diese Stunde. Langsam, mit dumpfem Poltern fuhren einzelne Wagen über die Brücke, um nach Übersetzung des Kanals, der wiedergewonnenen Freiheit froh, rasselnd über das glatte Granitpflaster dahinzusausen. Es nahten und flohen gleich feurigen Augen, die durch den dichten Nebel glotzten, die Wagenlaternen der Fiaker, die grünen und roten Cyklopenaugen der einsam klingelnden Trambahnwagen, und der ersterbende Verkehr der schläfrig atmenden Großstadt zog abgewendet und verdrossen an diesem der Verzweiflung hingegebenen Menschenherzen vorüber, unbekümmert, ob es leben oder sterben wollte . . .

Die Müdigkeit und Schwere war plötzlich aus seinen Gliedern gewichen. Mit seltener Klarheit und Geistesschärfe überblickte er seine Lage. Er neigte sich weit über das Brückengeländer vor und starrte zitternd in die schwarze Flut, die leise rauschend und plätschernd an den weißen Schneeflächen der Uferländen vorüberzog. Ein Schauer überlief ihn bei dem Gedanken an den Sturz aus der Höhe in das eisigkalte, finstere Wasser .... Mit Entsetzen sah er im Geiste seinen eigenen Leichnam, von den Wellen fortgewälzt, hinaus in die Nacht, in die endlose schneebedeckte Ebene treiben . . .

Dann dachte er wieder: „Was läge auch daran? — Eine verfehlte Existenz weniger!" . . .

Am ganzen Körper zitternd vor Aufregung und Angst, fand er nicht den Mut zum entscheidenden Sprung. Wäre es möglich gewesen, durch

ein bloßes Wort seinem Dasein ein Ende zu machen, so hätte er's sofort gethan, hätte sein Lebenslicht ausgeblasen, wie man des Nachts die Kerze auslöscht, wenn man schlafen gehen will. Aber die Nebenumstände, welche dazu nötig waren, den Tod herbeizuführen, alles, was drum und dran hing, erschien ihm weit schrecklicher als der Tod selbst.

VIII.

Der Frühling hatte plötzlich seinen Einzug gehalten. Blendend lag das Sonnenlicht rings auf den Schneedächern, aus Traufen und in Gossen rieselten lebhafte Bäche, und lauwarme Tropfen fielen glitzernd den eilfertigen Passanten auf Hüte und Röcke . . .

Karl Martin wanderte den schier endlosen „Rennweg" hinaus nach dem Centralfriedhof. Ein unbestimmtes wehmütiges Gefühl trieb ihn an das Grab seines Vaters. Über der weiten Simmeringer Ebene wölbte sich ein großartiger Himmel von zartestem Blau, das gegen den Horizont in ein unbeschreiblich anmutiges Pfirsichgrün überging. Kolossale Wolkenbildungen stiegen von allen Seiten auf, es war eine Größe und Schönheit in der Luft, wie sie der bedeutendste Maler auch nicht annähend hätte ersinnen können.

Auf fast grundlosen Wegen arbeitete Karl sich durch, die monotonen Friedhofsalleen entlang, wo die Gräber der Wohlhabenden und Reichen sich aneinander reihten, Leichenstein an Leichenstein zwischen noch kahlem oder immergrünem Gesträuch. Etwas mehr abseits, bescheiden dem Blick entzogen, lagen die Armengräber, welche das Innere der einzelnen Parzellen füllten, während die langen Reihen marmorner und bronzener Denkmäler die vier Seiten begrenzten. Ein grauer Pflock mit einer Nummer erhob sich auf jedem einzelnen Grabhügel, von denen viele keinen andern Schmuck aufwiesen, als ein kleines eisernes Kreuz oder eine farbige Glaskugel, um den Angehörigen die Auffindung der Stelle zu erleichtern, an der ihre Lieben für immer zur Ruhe gebettet waren. Manchmal versah diesen Dienst auch ein einfacher hölzerner Span, auf dem mit verwaschener Tinte ein Name geschrieben stand, wie der Gärtner seine Blumentöpfe bezeichnet, um die verschiedenen Georginen- oder Pelargonien-Spezialitäten leichter auseinanderzuhalten. . .

Durch die breite Friedhofstraße kam in scharfem Trab ein Trauerzug herangefahren: Voraus ein sechsspänniger Leichenwagen mit pompösen Jockeys auf den Sattelpferden, schwarze Reiter mit Windlichtern zur Seite, der Kutscher im Dreispitz, Blumen und Palmen, wahre Lasten von Kränzen, und hinten auf dem Trittbrett der nachfolgenden Trauerkarossen galonierte Lakaien, schwarz in schwarz, einer nach dem andern. Ein zweites Leichen-

begängnis folgte ein wenig timid dieſem prunkvollen Aufzug, die letzte Reiſe eines beſcheidenen und armſeligen Toten, welcher im einſpännigen Fourgon daherkutſchierte, auf deſſen ſchwarzlackiertem Dach ſich als einziger Schmuck ein mattſilbernes Engelspaar erhob, von einem einfachen Kreuz überragt. In gemieteten Omnibuſſen humpelte das Trauergeleit hinterdrein, Handwerker und deren Frauen, Nachbarinnen, Klatſchbaſen und andere alte Weiber, welche die Gelegenheit zu einem Gratis-Ausflug aus den Mauern der Stadt nicht vorübergehen laſſen mochten, alle zwar nicht in Schwarz, aber in die matten Farben der Armut gekleidet. Da man ſich nicht die Mühe genommen hatte, das alltägliche Ausſehen der Omnibuſſe zu verändern, ſo trugen ſie wie gewöhnlich allerhand Annoncen zur Schau, und es machte einen höchſt ſonderbaren Eindruck, bei dieſer Gelegenheit und an dieſer Stätte des Todes die marktſchreieriſchen Ankündigungen von Putz und Lebensmitteln in großen Lettern und bunten Farben zwiſchen den Gräbern dahinfahren zu ſehen: „Van Houtens Cacao!“ — „Wiener Louvre!“ — „Knorrs Haſermehl!“ Und abermals: „Van Houtens Cacao!!“

In einiger Entfernung folgte Karl der Armenleiche, hinaus in die entlegenen, neu zu gewinnenden Gebiete, wo auch ſein Vater begraben lag. Man ſah keine Einfriedung ringsum, es war, als würde im freien Feld beſtattet. Die friſchen Hügel waren noch unbepflanzt und lehmig, da und dort ſchaufelten ein paar Arbeiter ein neues Grab aus. Die öde, troſtloſe Umgebung, der warme, ahnungsvolle Hauch des Frühlings erweichten Karls Gemüt. Er blieb plötzlich ſtehen und drückte die Hand gegen die Augen. Heiße Thränen liefen ihm über die Wangen. Er that das Gelöbnis, nicht eher an das Grab des Vaters zu treten, bevor er nicht ein brauchbares und nützliches Glied der Geſellſchaft aus ſich gemacht haben würde.

* * *

Ein paar Tage ſpäter ſetzte ein unerwarteter Schneefall alle unbeſchäftigten Hände von Wien in Bewegung. Die Transportgeſellſchaft konnte nicht genug Arbeitskräfte auftreiben und wendete täglich ein kleines Vermögen auf, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Für Tauſende von hungernden und frierenden Menſchen bedeutete dieſer Schnee ſo viel wie Brot, ſo viel wie einen Teller warmer Suppe. Eine Unzahl von Deklaſſierten, von verfehlten Exiſtenzen und beſchäftigungsloſen Handwerkern vereinigten ſich zu einer großen Armee, die unter ſtetem ſtillen Flockenwirbeln einen ohnmächtigen Kampf gegen die blendend weißen Schneemaſſen führte, welche ſich in Gaſſen und Straßen auftürmten. Man ſah ganz anſtändig ge-

kleidete Leute und solche, denen die Lumpen vom Leibe hingen, gemeinsam mit geschulterter Schaufel durch die Straßen ziehen; „harbe Kerle", im „feschen" großkarrierten Lerchenfelder Geschmack gekleidet, und herabgekommene „Gigerln" in Spitzschuhen und hellgelbem Überzieher mit dem Kehrbesen hantieren. Bärtige, stämmige Gestalten arbeiteten neben schmächtigen Ladenschwengeln, halbverhungerten Friseurgehilfen und sonstigem städtischen Auswurf. Neben der schäbigen Astrachanmütze sah man den flachkrämpigen Cylinder, neben der blauen Militärkappe, die verwegen auf dem linken Ohr des Urlaubers saß, das Bauernhütlein des Hannaken, den rauhhaarigen Filz des niederösterreichischen Winzers und den in allen Farben spielenden steifen städtischen Deckel. Und sie alle bezeichneten noch eine Art Wohlstand neben den zerfetzten Tüchern, mit denen die Ganzarmen ihren Kopf umwickelt hatten . . . Kaum, daß es einen Stand und eine Klasse gab, die in dieser gemischten Gesellschaft nicht vertreten gewesen wäre: Aus allen Kreisen der Riesenstadt hatte die Werbetrommel des Elends ihre Rekruten unter die Fahnen gerufen. Und alle arbeiteten sie, einer wie der andere, die Kutscher ohne „Zeugl", die „Greisler" ohne Laden, die falliten Krämer und die berufsmäßigen Schnapsbrüder, ein gepfändeter Aristokrat hier, ein ausgesungener Tingel-Tangel-Tenor dort. Eine Menge Perlmutterdrechsler, die sich eben in einer entschlossenen Strikebewegung befanden und als ein eigenes Armeekorps zu diesen Heeressäulen stießen, glücklich über die Aufmunterung, die der Himmel ihrer Sache zuteil werden ließ. Taschendiebe, die sich hoch und teuer verschworen, das nächste Mal klüger zu sein und womöglich in der Strafanstalt zu überwintern. Entlassene Diurnisten, von der Scholle hinweggewucherte Bauern, die ihre letzten Kreuzer auf eine Eisenbahnfahrkarte nach der Großstadt ausgegeben hatten, und fortgejagte Kellner, von deren schmierigen Fräcken die stereotype Speisekarte der landläufigen Restaurants ohne große Mühe abgelesen werden konnte.

Und alle arbeiteten, wenn auch nicht aus Lust an der Arbeit. Sie arbeiteten aus Verzweiflung, um ihr Leben zu fristen, und indem sie ihr Brot verdienten, waren sie zugleich etwas nütz. Auch Karl Martin hatte sich, eingedenk der guten Vorsätze, die er kürzlich gefaßt hatte, unter den Arbeitsuchenden eingefunden, welche sich vor dem Rathaus drängten, um ihre Einreihungsnummer zu erfahren. Als er aber der Sache aus nächster Nähe ins Auge sah, wurden seine Entschlüsse wieder wankend, und er fühlte, daß die Bildung soziale Rücksichten auferlegt, über welche sich hinwegzusetzen nahezu unmöglich ist . . .

Den letzten Gulden, den er in der Tasche hatte, verwendete er dazu, seine Schwester Kathi zu besuchen, welche in Lichterwald, einer kleinen Station

an der Westbahn, als Lehrerin angestellt war. Nachhause zu gehen schämte er sich zu sehr; hatte er doch des Morgens in einer rührenden Scene der Mutter, welche infolge einer Erkältung bettlägerig war, seinen Entschluß eröffnet, ihr nicht länger zur Last zu fallen, und sich heilig verschworen, nicht ohne ehrlich erworbenen Taglohn heimzukehren. Und zur Last fallen wollte er ihr in der That nicht länger — so oder so . . . .

In Lichterwald sah es um diese Zeit aus wie in jedem Sommerfrischort vor Beginn der Saison: Trostlos zum Sterben! Verschlossene Fenster, verwahrloste Gärten, verschalte Balkons und Veranden. Von einem hinkenden Landbriefträger ließ er sich den Weg nach dem Schulgebäude weisen, in dessen Nähe seine Schwester wohnen sollte. In dem Hause, welches ihm bezeichnet wurde, befand sich eine Gemischtwarenhandlung, in welche er eintrat, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Als er den Namen Katharine Martin ausgesprochen hatte, fiel es ihm auf, daß der Kommis und der Lehrjunge einander bedeutungsvoll anblickten, mit halb unterdrücktem Lächeln zögerten und erst nach wiederholtem Fragen die Auskunft erteilten, eine Lehrerin dieses Namens logiere allerdings hier im Hause. Etwas befremdet stieg Karl die hölzerne Treppe empor und gelangte auf einen schmalen Flur, der von einer lauten männlichen Stimme widerhallte, unter welche sich das jämmerliche Gequärre eines neugeborenen Kindes mischte.

„'s ist eben ein öffentliches Ärgernis!" hörte er den Mann sagen.

Darauf der klägliche Ton einer Frauenstimme, ohne daß man einzelne Worte hätte verstehen können.

„Ach was!" entgegnete der Mann mit Heftigkeit; „Sie haben keine Religion, das ist alles!"

Eine Thür wurde ins Schloß geworfen, und gleich darauf kam ein kleiner geistlicher Herr zum Vorschein, dessen bleiches Raubvogelgesicht von Schmerz und Wut verzerrt schien. „Was wollen Sie hier?" herrschte er Karl an. Und als jener den Namen seiner Schwester nannte, sagte er mit einem Anflug von Spott: „Wird Sie heute nicht empfangen können!"

„Weshalb?"

„Weil ihr in der Nacht der Storch einen Besuch abgestattet hat!" erwiderte der Pfarrer trocken und schickte sich an zu gehen. Karl, der nicht die geringste Lust empfand, mit dem kreischenden Neffen oder Nichtchen nähere Bekanntschaft zu schließen, wußte nichts besseres zu thun, als sich ihm anzuschließen.

Wie denn das zugegangen sei? fragte er tief betrübt. Die Frage kam ein wenig naiv heraus, so daß sich der Pfarrer nach einem raschen Seitenblick auf den unbeholfenen langen Menschen zu einer Art von Witz hinreißen ließ: „Oh — mit ganz natürlichen Dingen!" — Aber sogleich stieg

ihm der Zorn wieder auf. „Sind Sie ein Verwandter?“ fragte er gewissermaßen herausfordernd; „oder was sonst? . . . Ah, der Bruder! . . . So, so! . . . Doktor Martin? Doktor der Philosophie? . . . So, so! . . . Ja, von der Philosophie gehen all diese Verirrungen aus!“

Und die Dorfstraße mit ihm entlang schreitend, erzählte er ihm kurz den Hergang. Es befinde sich in der Nähe von Lichterwald eine Art Heilanstalt, wo sich in der günstigen Jahreszeit herabgekommene Städter von ihrem Stadtleben wieder zu erholen suchten. Ein Kavalier aus Wien, der im vergangenen Sommer hier gewesen, habe in skandalöser Weise der Martin den Hof gemacht. Natürlich sei es dem feinen, vornehmen Menschen nicht schwer gefallen, so ein unerfahrenes und überspanntes Frauenzimmer zu berücken.

„Das hat dann so ein unglückliches Mädel von der Bildung und vom Studieren!“ sagte er ärgerlich. „So stehen denn diese weiblichen Ideale da: Den Kopf voll unverdauten Wissens, das Herz überquellend von Unzufriedenheit und hysterischer Sehnsucht nach — ich weiß nicht was?! Ohne Religion und inneren Halt, vollgepfropft mit den verschrobensten Ansichten über das tägliche Leben, unpraktisch im höchsten Grad, und womöglich eingebildet auch noch!“

„Aber die Bildung . . .“ wollte Karl einwenden.

„Die Bildung freilich nicht,“ sagte der Pfarrer unwirsch, „aber die moderne Verbildung! Scientia inflat, charitas vero aedificat! Das Wissen bläht auf, die Liebe hingegen erbaut. Die Liebe, nämlich die Charitas. Die sündige Liebe ist natürlich nicht gemeint.“

Sie waren an einen schmalen Fußpfad gelangt, der zwischen zwei Lattenzäunen zum hochgelegenen Pfarrhof emporführte. Der kleine Kleriker grüßte kurz und sachlich, machte halblinks und begann den steinigen Weg hinanzusteigen.

Dieses Gespräch hatte ungefähr um elf Uhr vormittags stattgefunden. Um diese Zeit befand Karl sich also am nördlichen Ende des Dorfes, in der Nähe der Kirche, und dem Pfarrer fiel es noch auf, daß er sich nicht ins Dorf zurückwendete, sondern die Landstraße nach Mölsingen einzuschlagen schien. Einen Augenblick lang schwankte er, ob er ihn nicht anrufen, und, da er ortsunkundig zu sein schien, auf den richtigen Weg weisen sollte; jedoch unterließ er es schließlich, teils weil er in einem gewissen Unmut von ihm geschieden war, teils weil er die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen hielt, daß jener in Mölsingen etwas zu thun hätte, oder einen Spaziergang außerhalb des Dorfes machen und bald wieder dahin zurückkehren wollte. Genug, er kümmerte sich nicht weiter um ihn, bekam ihn auch den ganzen Tag nicht wieder zu Gesicht, obgleich er zweimal durch Lichterwald durchkam,

nachmittags wegen der Schulstunde und gegen Abend auf einem Verfehgang. Überhaupt erinnerte sich niemand in Lichterwald nach dieser Stunde den fremden Herrn, der in dem kleinen Orte doch sofort hätte auffallen müssen, gesehen zu haben. Nur durch ein Gerücht, dessen Ursprung vermutlich auf den Pfarrer zurückzuführen ist, erhielt Kathi Nachricht von der unerwarteten Anwesenheit ihres Bruders und schickte, da sie den Tag über vergeblich auf seinen Besuch gewartet hatte, zu dem Zuge, der gegen acht Uhr abends in der Richtung nach Wien Lichterwald passiert, ein Schulkind auf den Bahnhof mit einem Brief, worin sie ihn beschwor, sie nicht zu verdammen und um Gottes Willen nicht eher abzureisen, bevor sie ihn nicht gesehen und gesprochen hätte, da es schlecht mit ihr stehe und dieses möglicherweise ihr letzter Wunsch sei. Außerdem ließ sie ihn noch mündlich bitten, doch bestimmt bei ihr zu übernachten und erst am andern Morgen nach Wien zurückzukehren.

Das Mädchen wartete lange vergebens auf dem menschenleeren Perron, und schon rückte die Minute heran, in welcher der Zug eintreffen sollte, als endlich in dem schwachen Schein der Bahnhofslaternen eine Gestalt aus dem Wartesaal trat, auf welche die angegebenen Erkennungsmerkmale passen mochten. Schüchtern näherte sich das Mädchen, um seine Botschaft zu bestellen, aber in demselben Augenblick erscholl das erste Läuten, der Unbekannte ergriff den dargereichten Brief, schob ihn hastig in seine Brusttasche und sagte mit dumpfer Stimme: „Ja, ja, ich lasse sie grüßen!"

Die Stimme des Schaffners erscholl, daß es über den ganzen Bahnhof hallte: „Zug nach Wien!"

„Die Fräul'n Lehrerin laßt bitten . . ." beeilte sich das Mädchen herzusagen . . .

Aber der Angeredete fuhr, wie aus einem Traume aufschreckend, mit beiden Händen an die Stirn, ließ seinen Hut, der auf den Boden kollerte, unbeachtet liegen und stürzte, das eiserne Perrongitter hinter sich zuwerfend, aufs Geleise hinaus, dem daherbraufenden Zuge entgegen, dessen rote Laternenaugen, sich mit Windeseile nähernd, unheimlich durch die schwarze Nacht glotzten. Man hörte von außen den zornigen Zuruf eines in der Nähe der Station beschäftigten Bahnwächters, gleich darauf einen gellen Pfiff der Lokomotive und ein furchtbares Dröhnen und Rasseln, sowie das höllische Schnarren der Dampfbremse, welche plötzlich entfesselt, sich mit Riesengewalt der Fliehkraft entgegenstemmte und mit einem dröhnenden Ruck, der sich wie rollender Donner durch die lange Reihe der Waggons fortpflanzte, den Zug noch außerhalb des Stationsgebäudes zum Stehen brachte. Stimmen und Rufe wurden laut, von allen Seiten liefen Leute zusammen; der Stationsvorsteher rannte mit dem Telegraphisten über den

Perron, Bahnwärter und Kondukteure eilten mit farbigen Lampen in die Nacht hinaus. Eine dichte Gruppe von Menschen sammelte sich um die Maschine, die keuchend und schwer atmend wie ein im schnellsten Lauf pariertes Roß, weiße Dampfwolken gegen den nächtlichen Himmel ausströmte.

Das Schulmädchen, dem die zweite Hälfte seiner Botschaft im Halse stecken geblieben war, stand zitternd noch immer auf demselben Fleck, wie gebannt durch den Anblick der umherirrenden Lichter und der Gestalten, die geisterhaft im matten Schein bald auftauchten, bald in der Dunkelheit wieder verschwanden. Ohne zu wissen oder zu denken, was sie hier noch sollte, wartete das erschreckte Kind auf ein unbestimmtes Etwas, das ihr weiteres Verhalten bestimmen würde. Ein paar Männer, die eine Tragbahre trugen, kamen langsam den Perron herabgeschritten, gegen den Eisenbahnzug hin, der noch immer außerhalb der Station stillestand. Erst nachdem sie an ihr vorüber gegangen und in der Nacht untergetaucht waren; erst als ihre gleichmäßigen schweren Schritte allmählich verhallten, kam es ihr zum Bewußtsein, daß es wirklich eine Tragbahre war. Sie wagte niemanden zu fragen, ein wahnsinniger Schreck durchrieselte sie, ein Gefühl, als ob sie niemals froh werden könnte; und plötzlich machte sie Kehrt und rannte, wie von der Hetzpeitsche gejagt, vom Bahnhof weg, das Dorf entlang nach dem Hause der Lehrerin, um dieser zu melden, es sei ein Unglück geschehen . . . .

* * *

An demselben Abend hielt Professor Straub auf Aufforderung irgend eines Bildungsvereines in der Josefstadt einen populären Vortrag. Seit jener Festrede bei Martins fühlte er ab und zu den Drang in sich, unters Volk herabzusteigen. Daß er das Zeug dazu besaß, dem ungebildeten Manne das Schöne und Gute recht nahe zu legen und anschaulich zu machen, war ihm damals zum ersten Male klar geworden. Das Gefühl triumphierender Überlegenheit, das er empfand, wenn er zu den Armen im Geiste sprach, that ihm über alle Beschreibung wohl. Ein lateinischer Brocken, ein griechisches Wortungetüm, gleichsam spielend hingeworfen — wie das auf die Leute wirkte! Sie mußten dann, wie Straub meinte, in dem Redner eine Art höheren Wesens erblicken, einen Menschen, der durch ein geheimnisvolles und ehrwürdiges Band mit der Weisheit untergegangener Jahrhunderte in Verbindung stand.

Und dann, eine nicht zu unterschätzende Annehmlichkeit: Man konnte sich in diesen Sphären gehen lassen. Ein unwesentlicher Irrtum, ein gesprochener Druckfehler fiel nicht sofort einer gehässigen Kritik anheim. Die gelehrten Kreise waren darin viel rücksichtsloser. Was hatte er sich über sein Hauptwerk „Die unregelmäßigen Verben des Anakreon“ (Leipzig,

Habermerk, 1882) nicht alles ſagen laſſen müſſen! In der angeſehenſten kritiſchen Zeitſchrift war damals eine vernichtende Rezenſion anonym erſchienen, die aus der Feder des Profeſſors Roſenzweig ſtammte und unter anderm folgenden Paſſus enthielt: „Wenn Verfaſſer ſchließlich verſichert, die diesbezüglichen Fragen erſchöpfend behandelt zu haben, ſo kann Referent diesbezüglich nur konſtatieren, daß Herr Straub nicht einmal Profeſſor Roſenzweigs grundlegende Arbeit über den Aoriſt zu kennen ſcheint; wenigſtens findet ſich in dem ganzen Buch diesbezüglich nicht ein einziges Citat . . .“

Seit jener Kritik ſtand in Straub der Entſchluß unerſchütterlich feſt, ſeine Perlen nicht mehr vor die Säue zu werfen.

Aber die Fülle deſſen, was er zu ſagen hatte, konnte er in den Schulſtunden allein nicht von ſich geben. Er war nun einmal eine lehrhafte Natur. Wenn er ſich längere Zeit hindurch nicht reden hörte, wie es etwa in den Herbſtferien vorkam, ſo begann er an Blutandrang und nervöſen Zufällen zu leiden.

Jetzt hatte er endlich den Boden gefunden, auf dem er ſeinem Lehrtrieb unbehelligt fröhnen konnte. Man klatſchte ihm ſogar Beifall, und wenn er fertig war, ſprach ihm der Vorſitzende ehrerbietigſt ſeinen Dank aus für ſeine intereſſanten und inſtruktiven Ausführungen.

Das Thema, das er ſich diesmal gewählt hatte: — „Über den Wert der antiken Sprachen für die Heranbildung harmoniſcher Menſchen und tüchtiger Staatsbürger“ — lag ihm ausnehmend gut. Seine Lippen troffen von ſüßer Weisheit. Er redete mit einem Feuer, das auf die feſteſte Überzeugung, auf die heiligſte Begeiſterung ſchließen ließ. Er ſägte eifrig mit beiden Armen durch die Luft, er donnerte wie ein Kanzelredner, er lächelte und ironiſierte, er ſprühte Funken wie ein pyrotechniſcher Froſch. Von Zeit zu Zeit ſchweifte ſein Auge nach einem leeren Sitz hinüber, den er für ſeinen ehemaligen Lieblingsſchüler Dr. Karl Martin reſerviert hatte. Es that ihm leid, daß jener den wohlgefeilten Vortrag nicht hören ſollte, der ihm gewiß aus der Seele geſprochen geweſen wäre. Wodurch mochte er nur verhindert worden ſein? Jedenfalls mußte ein gewichtiger Abhaltungsgrund vorliegen, ſonſt hätte der ſtrebſame junge Mann die Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, ſein Wiſſen zu erweitern und zu vertiefen.

„Vielleicht hat er ſich nur verſpätet?“ dachte er. Und nach jedem „Schlager“ nach jedem wohlgezielten Hieb gegen jenen Teil der Menſchheit, der ohne Philologie ſelig werden wollte, warf er einen raſchen Blick nach dem leeren Sitz hinüber, ob denn ſein treuer Jünger noch immer nicht eingetroffen ſei.

Aber der Sitz blieb leer.

E. Humperdincks Märchenspiel „Häusel und Gretel".

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Die deutschen Haus- und Kindermärchen, wie sie uns die Gebrüder Grimm in so klassischer Form überliefert haben, daß uns alle anderen Völker um diesen Schatz echtester Volkspoesie beneiden, sind bekanntlich seit jüngster Zeit — etwas furchtbar Unsittliches. Semitisch-magyarische Gouvernantenweisheit hat uns auf die entsetzliche Gefahr aufmerksam gemacht, die in diesen so harmlos erscheinenden, thatsächlich aber das Kindergemüt mit allen Scheußlichkeiten grassester Barbarei erfüllenden und die reine deutsche Volksseele vergiftenden Erzählungen schlummert.

Aber, ach! das Unheil ist nicht mehr zu bannen. Trotz allen geläuterten, gereinigten und durch die feinsten Moralsiebe durchgeseihten Ausgaben der mörderischen Märchen frißt der Krebsschaden immer um sich, und — o! o! wie werden die liebenswürdigen östlichen Wächter der deutschen Tugendhaftigkeit erschrecken! — nun macht sogar eine der abscheulichsten Erzählungen des berüchtigten Buches, die Geschichte von Häusel und Gretel und dem Lebkuchenhäuschen, die unsere Kinder nicht nur zu übelangebrachter Naschhaftigkeit und zu ganz respektwidriger Behandlung älterer Personen verleitet, sondern überdies noch von Kindesaussetzung, Menschenfresserei und anderen Scheußlichkeiten handelt, als Musikdrama die Runde über die deutschen Bühnen.

Was? Haben wir recht gehört? Ein Kindermärchen als Musikdrama? Wohl gar im Wagnerstil?! — Und es erhebt sich allseitig ein energisches Schütteln des Kopfes.

Und diesmal wiegen nicht nur die Moralisten bedenklich ihre weisen Denkorgane; auch die Ästhetiker machen die Bewegung mit; sie finden den Stoff gar zu kindlich, beinahe albern, jedenfalls der Würde unserer pompös ausgestatteten Schaubühnen ganz und gar nicht angemessen. — Und erst die Herren Musiker älterer Observanz! Nun ja, die sind eben dem Wagnerstil an und für sich nicht grün. Beim Märchen aber finden sie die Sache natürlich noch viel weniger angebracht als anderswo. Solche schweren, blechgefütterten Sätze, solche verzwackte Kontrapunktistik — der die weisen Herren, beiläufig gesagt, selber nur mit großer Mühe zu folgen vermögen — so was mag allenfalls noch zu übermenschlichen Götter- und Reckengestalten, zu Lindwürmern und Walkürengäulen passen — aber Hänsel und Gretel mit Leitmotiven und unendlicher Melodie — schrecklich! gar nicht auszudenken! — Die Wagnerianer aber, die sind fast noch wütender! Ihnen

erscheint das Märchenspiel fast wie eine Blasphemie. Des Meisters feierlicher Kunststil, der nur den erhabensten und tiefgründigsten Gefühlen der Menschenbrust Ausdruck zu verleihen bestimmt ist, scheint ihnen durch so kindliches Unterfangen entweiht.

So hat jeder seine Bedenken, bis er dem lieblichen Werke von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht. Dann schwindet plötzlich alles Kopfschütteln, und Meister Humperdinck hält Freund und Feind gefangen im Zauberbann seiner goldenen Töne.

Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß sich Humperdincks „Märchenspiel“ kaum mit etwas bereits Bestehendem vergleichen, an einer bekannten Kunstform messen oder gar in eines der bekannten Kunstfächer einreihen läßt, die ein gewandter Kritiker stets bei der Hand haben soll. Es handelt sich eben wieder um einen neuen Inhalt, der sich seine eigene Form schaffen, um einen neuen Meister, der seinen neuen Ton finden mußte. Und diesen neuen Ton hat Meister Humperdinck gefunden; wie ein glücklicher und sicherer Schütze hat er gleich beim ersten Schuß mitten ins Schwarze getroffen. Ich will mich deshalb auch nicht auf lange Vergleichungen und sonstige Untersuchungen einlassen, sondern nur nach der trefflichen Münchener Aufführung den Eindruck zu vermitteln suchen, den das Werk auf den Beschauer ausübt. Da wir es mit einem einheitlichen Kunstwerke im Sinne Richard Wagners zu thun haben, so werden sich Wort und Ton, Handlung, Komposition und scenische Ausstattung nicht gesondert betrachten lassen.

Ein ruhiger Hornsatz (Motiv des Abendsegens) erklingt, fast choralartig, aber doch mehr kindlich fromm als feierlich. Die Bläser und Streichinstrumente nehmen das Thema auf, lassen es anschwellen, führen es in mannigfachen Verschlingungen weiter, bis es in der Höhe leise entschwebt. Plötzlich setzt nun die Trompete mit einem kecken, signalartigen Motiv ein. Es ist der Zauberspruch „Hokus pokus Holderbusch“, mit dem die Hexe die Kinder verzaubert und entzaubert. Die Streicher antworten mit dem Motiv „Der Wind, der Wind, das himmliche Kind“, und nun entwickelt sich ein halb grusliches halb drolliges Spiel, wobei abwärts und aufwärts geführte chromatische Läufe das belfernde Hocuspocus umsäuseln, wie der Wind, der durch die Waldbäume rauscht, halb neckisch, halb unheimlich, bis schließlich das Hocuspocus in grämlichen Baßpizzicatis das Feld behauptet. Nun bringen aber schon die Geigen das lichtvolle Motiv des Sandmännchens und Taumännchens, mit der aufstrebenden Begleitungsfigur der Pantomime (Traumerscheinung der vierzehn Engel). Aber das hartnäckige Hocuspocus läßt sich nicht so leicht unterkriegen, steckköpfig treibt es noch eine Zeitlang als Geigenpizzicato zwischen den anderen Stimmen sein Wesen, bis es von dem lustigen Kinderreigen ganz

in den Hintergrund gedrängt wird. Im zweiten Teil, oder beſſer geſagt in der zweiten Hälfte des Vorſpiels — denn von einem „Teil“ im formell muſikaliſchen Sinne kann man nicht reden — treten nun alle dieſe Motive in die vielfältigſten Beziehungen zu einander und werden mit geradezu erſtaunlicher kontrapunktiſtiſcher Kunſt neben und gegeneinander durchgeführt, wobei der ganze Satz ſtets durch das in durchſichtiger Vergrößerung erſcheinende Motiv des Abendſegens zuſammengehalten wird und ſo bei aller ſcheinbaren Freiheit und Mannigfaltigkeit nirgends in Unklarheiten auseinanderflattert. Nachdem die Tonwellen in dem wieder auftretenden, diesmal ungemein reich und wuchtig orcheſtrierten, und auch im Tempo etwas breiter zu haltenden Kinderreigenmotiv ihre höchſte Steigerung erfahren haben, legt ſich der Sturm allmählich, und in dem ruhigen Pianiſſimo des Abendſegenmotivs verklingt das Vorſpiel, das den Hörer in eine prächtige Märchenſtimmung verſetzt und auf das nun Kommende in geradezu wundervoller Weiſe vorbereitet hat.

Die Scene öffnet ſich, und wir erblicken die dürftige Stube des armen Beſenbinderpaares. Die beiden Kinder, Häuſel und Gretel, ſind allein zuhauſe und vertreiben ſich die Zeit, ſo gut ſie können, wobei ſie ſich mit den ihnen von den Eltern übertragenen Arbeiten natürlich nicht allzuſehr abplagen. Vor allem ſuchen ſie den Hunger zu vergeſſen und ſingen ſich ihn durch ein luſtiges Liedchen vom Leibe: „Suſe, liebe Suſe, was raſchelt im Stroh?“ — In ſeiner Erwägung bringt hier der Komponiſt ein Motiv, das er im Vorſpiel mit keinem einzigen Tone angedeutet. Dadurch erklingt das an und für ſich ſo luſtige Liedchen, das als eigentliches Leitmotiv der beiden Geſchwiſter das ganze erſte, „Daheim“ überſchriebene, Bild beherrſcht und überhaupt eines der wichtigſten Leitmotive des Märchenſpiels iſt, nun doppelt friſch. Erſt wo Hänſel ungeduldig und hungrig die Arbeit fortwirft und Gretel ihm den Spruch des Vaters vorhält:

„Wenn die Not aufs Höchſte ſteigt,
Gott der Herr die Hand euch reicht“,

vernehmen wir das Motiv des Abendſegens. Der ungeduldige Häuſel meint nun aber allerdings:

„Ja wohl, das klingt recht ſchön und glatt,
Aber leider wird man davon nicht ſatt.“

Die gute Gretel ſucht den ungeduldigen Bruder zu tröſten, und nun entwickelt ſich der luſtige Griesgramſatz:

„— — Griesgram, Griesgram, gräulicher Wicht,
Grieſiges, grämiges Galgengeſicht,
Packe dich, trolle dich, ſchäbiger Wicht!
Griesgram hinaus,
Fort aus dem Haus! ꝛc. ꝛc.“,

der in ſo drolliger Weiſe an Wagnerſche Sätze wie „Siegfried, Siegfried, herrlichſter Held!“ anklingt. Der böſe Griesgram iſt vertrieben, und nun ſoll es wieder an die Arbeit gehn, wie Gretel mahnt. Aber ach! bei dem hungrigen Magen will es nicht flecken, und ſogar das luſtige Motiv der Geſchwiſter („Suſe, liebe Suſe ꝛc.“) klingt gar trüb und gedrückt in ſeinen ſchleppenden Nachahmungen. Doch die Kindernatur verfällt dem Trübſinn nicht ſo leicht, die angeborene Luſtigkeit ſchlägt wieder durch, und die beiden beginnen den entzückenden Kindertanz, der in ſeiner Einfachheit erſt recht die feine Hand des Meiſters verrät. Es iſt eine Art Rheinländer-Polka, die, wie das Anfangsliedchen „Suſe, liebe Suſe“ urſprünglich aus irgend einem Kinderliedchen entſtanden zu ſein ſcheint, wie man ſolche von den ſpielenden Kleinen überall auf der Straße hören kann, und die Humperdinck mit ungemein feinem Ohr aufgegriffen und mit der ſouveränen Kunſt des Meiſters zu ſeinen herzigen Tonſätzen umgeſchaffen hat. Gerade dieſes Hinhorchen nach dem eigentlichen Pulsſchlag der Volks- und Kinderſeele verleiht dem Märchenſpiele bei aller Phantaſtik der Vorgänge den Erdgeruch einer kräftigen Realiſtik und den Schimmer unverwüſtlicher Jugend.

Der fröhliche Tanz der Kinder wird durch die heimkehrende Mutter jäh unterbrochen. Sie iſt müd und übelgelaunt. Da kommt ihr die Fröhlichkeit der Kleinen doppelt verwerflich vor. Und wie ſie nun gar noch bemerkt, daß die Arbeit in ihrer Abweſenheit ſehr wenig gefördert worden, ſo greift ſie voll Zorn zu einem Beſenſtiel, um den ungeratenen Rangen eine Tracht Prügel angedeihen zu laſſen. In ihrer blinden Wut zerſchlägt ſie nun aber den Topf, der das letzte Reſtchen Milch enthält, das der hungrigen Familie zum Abendbrot dienen ſoll. Nun iſt natürlich die Not groß, und die gute Frau ſucht ſich eben zu helfen wie ſie kann. Als echte Märchenmama verfällt ſie auf den Ausweg, die Kinder in den Wald hinaus zu ſchicken:

„Marſch! fort in den Wald!
Dort ſucht ihr Erdbeeren! Wird es bald?
Und bringt ihr den Korb nicht voll bis zum Rand,
So hau ich euch, daß ihr fliegt an die Wand!“

Das iſt allerdings nicht ſehr liebenswürdig, aber begreiflich; denn die gute Frau iſt ſehr ärgerlich, und in ihrer blinden Wut denkt ſie auch nicht daran, daß es ſchon ſpät iſt, und die Kinder ſich im finſtern Walde verirren könnten. Sie hat eben nur ihre Sorgen im Sinn:

„Da liegt nun der gute Topf in Scherben!
Ja, blinder Eifer bringt immer Verderben!
Herr Gott, wirf Geld herab! Nichts hab ich zu leben,
Kein Krümchen, den Würmern zu eſſen zu geben!

Kein Tröpfchen im Topfe, kein Krüſtchen im Schrank,
Schon lange nur Waſſer zum Trank!
Müde bin ich, müde zum Sterben!
Herr Gott, wirf Geld herab!“

Damit ſchläft ſie ein. — Auch dieſe Scene iſt faſt durchgängig auf das Motiv der Geſchwiſter („Suſe, liebe Suſe“) aufgebaut. Die erſt zornige und dann müde Mutter wird nur durch eine rhythmiſche Figur (zwei Sechzehntel und zwei Achtel) charakteriſiert, die beim Einſchlafen der Mutter auf einem Tone ſtehen bleibt.

Nun ertönt ein gedrücktes Rallalala im Hintergrunde. Es iſt der heimkehrende Vater, der ausnahmsweiſe einmal gute Geſchäfte gemacht hat und nun ſeiner etwas angeheiterten Fröhlichkeit nicht anders Ausdruck zu verleihen weiß, als indem er das „Hungerlied“ ſingt:

„Ach wir armen, armen Leute
Alle Tage ſo wie heute,
In dem Beutel ein großes Loch,
Und im Magen ein größeres noch.
Rallalala, rallalala!
Hunger iſt der beſte Koch!“

Die Kompoſition dieſes Liedes iſt geradezu genial. Die Stimmung des armen Kerls iſt ganz einzig getroffen. Der Druck, der über dem Satze liegt, und die Luſtigkeit, die ſich Luft machen möchte, nicht frei herausquellen läßt, iſt merkwürdig gut wiedergegeben. Und wenn der Vater nun der Mutter von ſeinen guten Geſchäften erzählt und ſeine Schätze auskramt, und dann die beiden Alten, als Gegenſatz zum Kindertanz, nach der Weiſe des Hungerliedes ſich zu drehen und zu tanzen anfangen, ſo wirkt die Scene einzig drollig. Aber der Vater, der bedeutend gutmütiger iſt als die Mutter — das iſt ein ſehr fein beobachteter Zug, über den ſich in den Werken Lombroſos und anderer manches nachleſen ließe —, fragt nach den Kindern und hört mit Entſetzen, daß ſie allein in den Wald gegangen. Sie könnten ja in die Gegend des Ilſeſteins gegangen ſein, wo die fürchterliche Knuſperhexe ihr Weſen treibt. Und nun folgt die Erzählung — in der alten Oper würde man ſagen: die „Ballade“ von der Knuſperhexe: „Eine Hex' ſteinalt, wohnt tief im Wald, vom Teufel ſelber hat ſie Gewalt“ ꝛc., worin der Komponiſt ſeiner Laune voll die Zügel ſchießen läßt. Alle Farben, die er für das Unheimliche und Schauerliche auf ſeiner Palette hat, werden angewandt; aber mit lachendem Munde, und je ernſthafter der alte Beſenbinder ſeine Geſchichte von der alten Hexe erzählt, die die Kinder zu ihrem Lebkuchenhäuschen lockt, um ſie zu Lebkuchen zu verbacken und zu verſpeiſen, um ſo luſtiger hört man im Hintergrunde den Schalk kichern. Auf die Mutter aber übt die Erzählung eine ſo gewaltige Wirkung, daß

sie alle guten Sachen, die ihr Mann nach Hause gebracht, im Stiche läßt und in den Wald hinausrennt, um die verlorenen Kinder zu suchen. Der Vater ergreift noch schnell die Kümmelflasche und rennt der Mutter nach. Damit endet das erste Bild.

Das zweite Bild, „Im Walde“, hat sein eigenes Vorspiel im „Hexenritt“. Dieser Hexenritt ist ein Orchestersatz, der zum Eigenartigsten und Besten gehört, was die humoristische Musik je geschaffen. Er ist auf zwei Hauptmotiven aufgebaut, auf dem Besenmotiv („Der Besen, der Besen! Was macht man damit? was macht man damit?“) und dem eigentlichen Hexenrittmotiv, das aus einem tonleiterartigen Gange charakteristisch punktierter Achtelnoten besteht und die galoppartige Bewegung der auf dem Besen reitenden und etwas engbrüstigen Hexe äußerst glücklich zu malen sucht. Und das schillert und schimmert alles in der glänzenden Instrumentierung des Wagnerorchesters!

Nach diesem rauschenden und glänzenden Bravourstück wirkungsvollster Orchestrierkunst überrascht uns der Komponist, sobald sich die Scene zum zweiten Bilde öffnet, wieder mit einem äußerst wirkungsvollen Gegensatze. Wir erblicken die beiden Kinder im Walde, beim letzten Schein der Abendsonne, und Gretel singt, vom Orchester auf die denkbar diskreteste Weise begleitet, das einfache Liedchen: „Ein Männlein steht im Walde ganz still und stumm“. Der Wald übt seinen Zauber aus (Waldkönigin-Motiv), der Kuckuck ruft, und die leichtsinnigen Kinder schlucken vor lauter Entzücken über all die Herrlichkeit die mühsam gesammelten Erdbeeren selber. Die Abendschatten brechen herein, und der Waldeszauber verwandelt sich allmählich in unheimliches Grauen. Die Kinder haben den Weg verloren. Häusel hat zwar noch Mut und will sein Schwesterchen gegen alle Gefahren schützen, aber bald weiß auch er nicht mehr aus und ein, und es ist ein Glück, daß der sanfte Sandmann kommt und den Kleinen aus seinem Sacke den Schlafsand in die Augen streut. Die Kinder sehen, daß sie sich nicht mehr nach Hause finden und im Walde übernachten müssen, und so beten sie denn den Abendsegen:

„Abends will ich schlafen gehn,
Vierzehn Engel um mich stehn:
Zwei zu meinen Häupten“ ꝛc. ꝛc.,

dessen Motiv wir schon aus dem Vorspiel kennen. Die Kinder sinken ins Moos und schlummern ein. Nun öffnet sich der Himmel, und die vierzehn Schutzengel steigen leibhaftig hernieder, um die Kinder zu bewachen. Diese sogenannte „Pantomime“, bei der — wie zum Beispiel bei der Münchener Aufführung — große scenische Pracht entfaltet werden kann, die aber auch ohne diesen kolossalen Apparat wirken würde, wird von einem prächtigen

Orchesterſatze begleitet, der in der Hauptſache aus dem Motiv des Abendſegens und einem zweiten, an den Sandmann und an den Tauengel erinnernden Engelmotiv beſteht, und in ſeiner edlen und ruhigen Haltung prächtig mit dem das Bild einleitenden wildkomiſchen Hexenritt kontraſtiert.

Die Orcheſtereinleitung zum dritten Bilde („Das Knuſperhäuschen") bringt wiederum eine ganz neue melodiſche Figur: das ängſtlich pickende Knuſperhäuschen-Motiv („Knuſper knuſper Knäuschen! Wer knuſpert mir am Häuschen?"), das mit launigem Behagen eine Zeitlang in den verſchiedenſten Orcheſterſtimmen durchgeführt wird. Nun kommt das Taumännchen (Weiſe des Sandmännchens) und weckt die Kinder, die nun fröhlich mit den Waldvögeln um die Wette zu ſingen und zu plaudern beginnen. Während ſie ſich ihren ſchönen Traum erzählen, erblicken ſie plötzlich das Knuſperhäuschen, das bis dahin vom Morgennebel bedeckt war, jetzt aber luſtig in der Sonne glitzert. Nun folgen die bekannten Vorgänge. Die Kinder beginnen zu knuſpern, die Hexe erſcheint, ſperrt Hänſel in den Käfig u. ſ. w. u. ſ. w., bis ſie ſchließlich von der Gretel in den Backofen geſchoben wird, worauf Hänſel befreit und die das Knuſperhäuschen als Zaun umgebenden Lebkuchenkinder mit Hilfe des der Hexe glücklich abgelauſchten Zauberſpruches „Hokus pokus Holderbuſch" ꝛc. wieder entzaubert werden. Im Augenblick des höchſten Jubels erſcheinen die Eltern, die ihre Kinder ſuchen gegangen, und das Ganze endet natürlich in eitel Luſt und Fröhlichkeit, wie eben ein richtiges Märchen enden muß.

Die Scene, wo die Kinder das Lebkuchenhäuschen erblicken, ruht auf zwei Motiven, von denen ich das eine, melodiſch ausgeſponnene

„O herrliches Schlößchen,
Wie biſt du ſchmuck und fein!
Welch Waldprinzeßchen
Mag da wohl drinnen ſein?"

als die Weiſe des Entzückens und das andere, jubelnde und jauchzende:

„Von Kuchen und Torten ein Häuslein gemacht"

als das Kuchenmotiv bezeichnen könnte, wenn es überhaupt auf ſolche Namengebungen ankäme. Wenn die Hexe erſcheint, ſo kommt zu dieſen beiden natürlich noch das Knuſperhäuschen-Motiv und der Zauberſpruch (Hocus pocus). Eine äußerſt drollige, ja derbkomiſche Scene iſt die, wo ſich die Hexe im Übermaß ihrer Freude über den gelungenen Kinderfang rittlings auf den Beſen ſetzt und den im Zwiſchenakt nur muſikaliſch dargeſtellten Hexenritt zur Freude der Zuſchauer nun wirklich und leibhaftig exekutiert. — Nachdem die Hexe tot iſt, bereitet uns der Komponiſt noch eine luſtige Überraſchung durch den muſikaliſchen Scherz des „Knuſperwalzers", der ebenſo originell als flott klingt und zu der Schlußſcene über-

leitet, die thematisch von dem Motiv des Kinderreigens beherrscht wird, („Die Hexerei ist nun vorbei“).

Bei einem virtuosen Kontrapunktisten, wie Humperdinck und in einem so einheitlich angelegten und durchgeführten Werke, wie unser Märchenspiel, versteht es sich von selbst, daß sich am Schlusse die sämtlichen Motive sammeln und mit und nebeneinander noch einmal am Ohre des Hörers vorbeiziehen. Dadurch entsteht ein prächtiger Schlußsatz, der bei aller dynamischen und thematischen Steigerung, oder vielmehr, weil eben die thematische Steigerung mit der dynamischen gleichen Schritt hält, hoch über die hohlen Radauschlüsse gewisser Opern emporragt, und der in dem, zu dem Spruche: „Wenn die Not am höchsten steigt, Gott der Herr die Hand uns reicht,“ in mächtigem Crescendo erklingenden Abendsegenmotiv gipfelt.

Das sind einige Andeutungen über den äußeren Aufbau des „Märchenspiels“. Den Wohlklang und die Frische des Werkes kann ich leider nicht auf des Papier malen, darüber kann nur das Werk selber Aufschluß geben.

Jedenfalls aber hat es sich gezeigt, daß der Gedanke, das deutsche Volksmärchen musikdramatisch zu verwerten, ein äußerst glücklicher und fruchtbringender war. Richard Wagner hat bekanntlich den Satz aufgestellt, daß sich besonders solche Stoffe zur Bearbeitung aller Musikdramen eignen, in denen das Übernatürliche eine gewisse Rolle spielt, und hat deshalb hauptsächlich auf die deutsche Heldensage verwiesen. Von der Sage zum Märchen ist nun eigentlich der Schritt nicht so groß. Aber dennoch konnte letzteres nicht so ohne weiteres in die weiten Gewänder des Musikdramas hineinschlüpfen, da würde es sich gar komisch ausgenommen haben. Es mußte also für das Märchen doch ein besonderes Gewand zugeschnitten werden, wenn auch nach dem Muster des Musikdramas. Im Musikdrama sind die großen Leidenschaften Ausgangspunkt und Triebfeder der ganzen Handlung, aus ihnen heraus gebiert der Komponist seine Motive, die Wunder der Sage sind ihm hier bitterer Ernst. Das Märchen kennt keine großen Leidenschaften mehr, hier ist das Wunderbare ganz allein Ausgangspunkt und Triebfeder der Handlung. Trotzdem aber tritt das Übernatürliche, das Wunder nicht mit dem feierlichen Ernste auf, wie in der Sage, es will gar nicht so felsenfest geglaubt sein, ja hie und da ironisiert es sich sogar selber ein wenig. Dadurch schimmert die Märchendichtung im Zwielicht des Humors, und eben aus dem hellen Quell dieses Humors wird der Komponist des Märchenspiels vornehmlich seine Motive zu schöpfen haben. Daß zum Märchenspiel, das wir als eine Art von „Musikkomödie“ bezeichnen könnten, eine ganz andere Beanlagung gehört als zum Musikdrama, d. h. zur „Musiktragödie“, versteht sich wohl von selbst. Diese Beanlagung, die in einem goldenen Humor gipfelt, besitzt nun aber Humperdinck in ganz

hervorragendem Maße, und darum ist ihm auch der Wurf mit seinem „Hänsel und Gretel“ so prächtig gelungen, daß er Alt und Jung, Freunde und Gegner, mit unwiderstehlicher Gewalt in den Bannkreis seines Kunstwerkes zwingt. Ich glaube, seit Mozart hat die dramatische Musik keinen so sonnigen Humoristen mehr gesehen, wie Engelbert Humperdinck einer ist. Damit vereinigt er noch Webers Hang zur träumerischen Romantik des Waldes und weiß, wie der Schöpfer des „Freischütz“, dem Volke seine einfachsten und innigsten Weisen abzulauschen. Sollte er da kein trefflicher Märchenerzähler sein?

Der Text zu dem Märchenspiele rührt von Frau Adelheid Wette, der Schwester Humperdincks her; sie soll ursprünglich nicht im geringsten daran gedacht haben, ein „Libretto“ zu verfassen, sondern das Märchen für ihre eigenen Kinder haben dramatisieren wollen. Das ist auch ganz glaubwürdig; denn die Dichtung ist durchaus naiv und ohne jede künstlerische Prätention. Aber gerade weil sie so naiv, so unbewußt, so ohne jede Pose hingeworfen ist, hätte Humperdinck gar keinen besseren Text zu seinem Märchenspiel antreiben können, als den einer Mutter, die sich nur ihre Kinder als Akteure und Zuhörer denkt.

So gestaltete sich das Humperdincksche Märchenspiel „Hänsel und Gretel“ zu einem ganz eigenartigen und an Stil und Inhalt rein deutschen Kunstwerke, dem keine Bühne, die etwas auf sich hält, ihre Pforten verschließen sollte.

Zur Psychologie der erzählenden Kunst der Zukunft.

Eine Studie von Max Wundtke.

(Berlin.)

Die erzählende Litteratur hat nicht zu allen Zeiten die gleichen Tendenzen gehabt. Sie zeigt mit zunehmender Kultur eine stufenmäßige Steigerung in den Ansprüchen, die das Publikum an sie stellt und infolgedessen auch in den Absichten, welche die Schriftsteller in ihrem Schaffen leiteten. Diese stufenmäßige Steigerung — dem aufmerksamen Beobachter des geistigen Lebens der Völker wie des einzelnen wird diese überaus interessante Erscheinung nicht entgangen sein — diese stufenmäßige Steigerung, sage ich, geht gleichen Weg bei der in der Entfaltung begriffenen Menschheit wie bei dem sich entwickelnden Kinde. Dabei läßt sich das Gesetz aufstellen, daß das Interesse — und dieses bedingt die Aufgaben der Kunst — bei

den schärfsten Kontrasten, den auf- und augenfälligsten Vorgängen erwacht, um in steter Konzentration beim Versenken in die esoterische Tiefe der Seele zu enden. Fünf Stufen hoben sich meiner Betrachtung als die markantesten heraus; möglich, daß bei genauerem Zusehen diese Zahl sich vergrößert. Ich will diese fünf Stufen flüchtig zu skizzieren versuchen.

Die in den Kinderschuhen steckende Menschheit will vor allem durch wunderbare, ihr unbegreifliche Fakta überrascht werden. Göttersagen, Wundergeschichten, Mythologieen, Legenden kommen diesem Bedürfnis entgegen. Das Analogon hierzu bilden die Märchen, die auf das früheste Kindesalter ihren mächtigen Reiz ausüben. Mit zunehmendem kritischen Sinn — und er nimmt bei Völkern und bei den einzelnen in sehr ungleichem Grade zu — verblaßt die Freude am Über- und Wiedernatürlichen, um dem Verlangen nach logisch oder empirisch begründeten Thatsachen Platz zu machen, die allerdings durchaus nicht alltäglicher Natur sein dürfen. Hier beginnt die Entstehung des Wortes Novelle, das im Grunde nichts als Neuigkeit bedeutet. Es kommt dabei wenig darauf an, ob diese Neuigkeiten in Prosaform — ich verweise auf die Erzähler der Mittelmeerländer und des Orients, auf die Lokalchronik der Zeitungen, die ebenfalls einem litterarischen Bedürfnis eines wenig gebildeten Publikums Rechnung tragen — oder ob sie in poetischer Form mitgeteilt werden. Die Rhapsoden der Vergangenheit, die fahrenden Sänger, die Bänkelsänger mit ihren gereimten Mordthaten sind Belege für diese Gattung der Novellen. Für das Kindesalter bilden Lesebuchgeschichten und Jugendschriften die Parallele zu dieser Stufe. Jedenfalls konzentriert sich das ganze Interesse des Hörenden oder Lesenden auf den behandelten Stoff. Die Eigenartigkeit, die Neuheit, das Überraschende in demselben reizt, sonst nichts. Im weiteren Verlauf der Entwickelung zeigt sich das Bestreben, das Neue, Interessante nicht mehr in erster Linie in die Begebenheit, sondern hauptsächlich in den landschaftlichen oder ethnologisch-kulturellen Hintergrund zu verlegen; die Eigenart des Stoffes ergiebt sich daraus von selbst. Fremde Orte, Länder, Völker, Zeiten werden die Scenerie, in welcher die Handlung eine sekundäre Stellung einnimmt. (Entstehung der Bezeichnung Roman, Romanze, Schilderungen von Weltumseglungen, Reisebeschreibungen ꝛc. bei unserer Jugend!). Diese erzählende Litteratur hat insofern schon einen tieferen Wert, als sie ein wertvolles Material für kulturhistorische Würdigungen abgiebt. Erst im abgelaufenen und im ablaufenden Jahrhundert handelte es sich vor allen Dingen um charakteristische Herausarbeitung interessanter Individualitäten, um Typendarstellung. Das ist ein bedeutender Schritt gewesen zur künstlerischen Erfassung der erzählenden Produktion. Es ist nicht mehr ein bloßes, mehr oder minder geschicktes Referieren, sondern eine

Nachschöpfung der Natur, ein Bilden (Poesie — ποιειν), ein Porträtieren. Das Ziel war aber ein sehr schweres, und seine Erreichung stand noch in weiter Ferne. Man betrachte nur einmal die Charakterzeichnungen in unseren klassischen litterarischen Schöpfungen! Sie gleichen auf ein Haar jenen „Kleckso graphieen" gewisser Landschafts- und Genremaler, deren Farbentüpfe und -striche erst werden, was sie vorstellen sollen, wenn man die Bilder aus der Ferne und jene Kleckse mit der erforderlichen Dosis Phantasie betrachtet. An sich ist jedes Fleckchen ein unbestimmtes, schwer zu deutendes Ding; aus der Ferne gesehen, geht uns der Blick für diese Einzelheiten verloren. Wir bemerken nicht mehr, wie roh die Hand den Pinsel über die Leinewand geführt hat; wir stehen nur noch unter dem Gesamteindruck und fangen nun an, die sonst form- und sinnlos erscheinenden Striche im Sinne der Totalwirkung zu deuten. Genau so, meine ich, geht es uns mit den vorhandenen litterarischen Charaktergemälden. In großen, groben Strichen wird die Persönlichkeit vor uns hingestellt; einzelne, im besten Falle die markantesten Züge sind uns gegeben, andere, nicht minder wichtige konstruieren wir uns selber aus dem Gesamtbilde. All die kleinen Züge, welche uns den Charakter erst als von warmem Leben durchflutet nahe rücken, fehlen. Ich kann mir nicht helfen — man sei einmal ehrlich vor sich selber — wo haben wir in unserer klassischen Litteratur ein konsequent durchgeführtes Charakterbild? Überall einzelne, hervorstechende Züge, alles angedeutet, nichts detailliert, Flachreliefs, aber keine Plastik, Skizzen, Umrisse, aber keine Farbe, kein individueller Ausdruck des Lebens. Es giebt mir zu denken, daß ich nur bei Humoristen (Reuter, Dickens ꝛc.) eine annähernde Vollständigkeit der Charakterisierung gefunden. Jedenfalls lohnte es sich, dem Grunde dieser auffälligen Erscheinung genauer nachzuspüren. Die modern realistische Schule erst ist dieser Forderung ziemlich gerecht geworden, — eine Folge des Aufschwunges der Naturwissenschaft, besonders der Psychologie, die manches bislang in Dunkel gehülltes an das Licht zog. Vor allem muß ich dabei auf die fast vollendete Charakterisierung in Gerhart Hauptmanns Schöpfungen hinweisen. Der Erreichung dieses Zieles stehen wir sehr nahe. Mit Notwendigkeit muß sich der Blick des Weiterschauenden auf ein neues Ziel richten. Es ist die fünfte Stufe, zu welcher uns die gegenwärtige litterarische Revolution emporführt oder doch nach meiner Meinung emporzuführen scheint. Diese Stufe soll mich in folgendem eingehender beschäftigen. Die vier durchlaufenen Stadien der erzählenden Kunst möchte ich hinsichtlich ihres wechselnden Schwerpunktes kurz als die Periode des Übernatürlichen, die Periode des Überraschenden, die Periode des räumlich oder zeitlich Ferneliegenden und die Periode des Charakterisierens bezeichnen, wobei ein sehr deutliches Fort-

rücken des Schwerpunktes von der übersinnlichen Außenwelt auf den Menschen zu wahrgenommen werden kann, ein Fortschreiten, das auf der fünften Stufe in der esoterischen Tiefe der eigenen Seele angelangt ist.

So lange der menschliche Geist an der Oberfläche der Dinge und Erscheinungen haften blieb, konnte seine erzählende Kunst sich mit der logischen Scenenfolge in der Darstellung einer Begebenheit, in ihm unerklärlichen Vorkommnissen mit dem Heranziehen einer im Verborgenen und über den Geschöpfen waltenden Macht zufrieden geben. Je weiter jedoch die Menschheit in der Kenntnis der Naturgesetze fortschritt, desto weniger konnte ihrem nach Erforschung des Unerkannten ringenden Geist ein inhaltloser Begriff, wie Zufall, Schicksal (μοῖρα, fatum, Kismet) genügen. Er mußte das Geschehnis, dem ihm bekannten Gesetze ursächlichen Zusammenhanges aller Dinge gemäß, aus etwas ihm vorläufig noch Verborgenen ableiten. Daher die mannigfachen Versuche, die Katastrophe nicht als etwas gegebenes, von höherer Seite gewolltes, sondern als etwas mit Naturnotwendigkeit gewordenes hinzustellen. Wo die verborgenen Fäden angesponnen werden, wie sie sich zu einem magischen Netze zusammenschlingen, die geheimen Ursachen des Handelns zu finden sind, das allerdings blieb der Menschheit noch in Nacht gehüllt. Erst die sich jetzt langsam entwickelnde Kenntnis der psychischen Gesetze, das Studium der Menschenseele bringt allmählich Licht in dieses Dunkel. Diese neue Wissenschaft, die Wissenschaft der Zukunft ist es, welche uns den wirklichen Kern des Menschen und seines Thuns enthüllt.

Die Ereignisse des menschlichen Lebens wurden bisher betrachtet wie die Silhouetten auf einer Schattenbühne; aber seit die Menschen daran gehen, das Wesen und Werden der Dinge zu erforschen, kann ihnen das bloße Anstaunen nicht mehr genügen; sie wollen die Hand beobachten, welche die Fäden bewegt, deren Zuge die Marionetten gehorchen. Dieses neue psychische Problem, welches die Wissenschaft in das Leben hinauswirft, muß auch die Kunst in sich aufnehmen, wenn sie nicht hinter dem Leben zurückbleiben will. Sie darf vor der schweren Aufgabe nicht zurückschrecken, zu zeigen, wie sich das Schicksal mit eiserner Konsequenz aus dem innersten Wesen des Menschen heraus entwickelt. Und weil man vor allem in den Voraussetzungen klar sehen muß, wenn man von einer Demonstration vollkommen überzeugt werden soll, darum gehört zu einer solchen Sujetbehandlung eine äußerst subtile „psychische Analyse". Wie sich aus Eigenart und äußeren Umständen Stimmungen entwickeln, das leise, unmerkliche Fortgleiten aus der einen Stimmung in die andere, wie sich aus diesen Stimmungen Gedankengänge, Affekte, Entschlüsse, Thaten herausschälen — das darzustellen muß Aufgabe der modernen erzählenden

Kunſt werden. Da dürfte auch kein Moſaikſteinchen an dem Gemälde, kein Glied an der Kette fehlen, wenn das Werk noch von naturwahrem, überzeugendem Eindruck auf uns ſein ſoll. Eine Kette von Thatſachen, äußerlich, in ihren Endergebniſſen gefällig darſtellen, Charaktere in großen Strichen entwerfen, das iſt heutzutage keine Kunſt mehr; das macht ſchließlich jeder ſprachgewandte, phantaſievolle Kopf. Wir klagen über die zunehmende Maſſenproduktion auf dem litterariſchen Gebiet. Wird das Gute ſeltener, das Schlechte häufiger? Ich behaupte „nein“. Ich glaube ſogar das Gegenteil! Der Durchſchnittswert unſerer ſchriftſtelleriſchen Produktion hat ſich gehoben und ſteigt noch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, wenn man von den Zeiten einer litterariſchen Hochflut, wie ſie die Blüteperioden vorſtellen, abſieht. Was früher nur wenigen Auserwählten gelang, wird ſchließlich mehr und mehr Gemeingut. Verſe, wie ſie Opitz und viele andere ſchrieben, werden heute von manchem Primaner und manchem Backfiſch geliefert. Betrachten wir jene Größen als Muſter, ſo giebt es eben jetzt viel, viel mehr Talente als früher. Aber das, was viele können, iſt doch keine Kunſt mehr zu nennen. So erklärt ſich auch die Mißſtimmung des Leſers gegen die moderne Überproduktion, obwohl ſich das Niveau des Geſchaffenen gehoben hat. Was ich faſt ebenſo leiſten kann, nötigt mir keine Bewunderung ab, kann meine Begeiſterung nicht erwecken. Erbauen werde ich mich nur an Leiſtungen, die weit über meinem Können ſtehen. Wir ſind fortgeſchritten in unſeren Kenntniſſen, in der Entwickelung unſerer Fähigkeiten; leider iſt unſer Kunſtbegriff ſtehen geblieben. Stellt doch euren Fortſchritten gemäß höhere Anforderungen an die Kunſt und ſofort wird die Zahl ihrer Prieſter und diejenige ihrer Schöpfungen zuſammenſchmelzen. Und dieſe höhere Anforderung iſt eben, wie ich vorhin anführte, „pſychiſche Analyſis“. Auf dieſer baut ſich alles andere als Folgerung auf. Sie wird das Hauptprinzip der erzählenden Zukunft ſein. Nichts mehr von Zufall! Kein blind über den Menſchen waltendes Schickſal mehr! Die Poeſie dieſer Vorſtellung iſt mit den Kindheitsjahren der Menſchheit verloren gegangen.

Auf einen eigenartigen Weg hat dieſer Kampf zwiſchen dem alten Schema und dem herantretenden Neuen den Norweger Henrik Ibſen getrieben. Seinem Geiſte drängte ſich das kauſale, mit Notwendigkeit waltende Prinzip im Menſchenleben als präponderierende Macht auf; aber ſeine Schöpferkraft hielt der Erkenntnis nicht gleichen Schritt. Er vermochte ſich von den alten Kunſttraditionen nicht loszulöſen und was geſchah? Er entkleidete den Schickſalsbegriff ſeiner altertümlichen Hülle, nahm ihm die Signatur des Perſönlichen und hing ihm das Mäntelchen „Naturwiſſenſchaft“ um, und ſo entſtanden ſeine Vererbungsdramen, die im

Grunde nichts als eine „Modernisierung der alten Schicksalstragödien" sind. Das Verhängnis, das bisher über dem Menschen waltend gedacht war, zog er aus seiner nebelhaften Höhe und verwies es in den Menschen. So substituierte Ibsen ein modern aufgeputztes, mit naturwissenschaftlichen Problemen verbrämtes Fatum für den alten Begriff, und das ist der Grund, weshalb ich Ibsens Schaffen für einen litterarischen Atavismus halte.

Aber ich entferne mich von meinem Thema.

Wenn ich oben die Forderung einer subtilen psychischen Analyse aufstellte, so will ich die Erfüllung dieser Forderung aber nur als Mittel zum Zweck betrachtet wissen. Das Endziel des darstellenden Künstlers ist die Katastrophe, das „Schicksal". Seine Aufgabe ist es, zu zeigen, daß es so hat kommen müssen und nicht anders hat kommen können. Die Ausführung darf ihre überzeugende Gewalt auf den Leser nicht verfehlen, und willenlos muß sich dieser von dem Dichter bis zu den äußersten Konsequenzen fortführen lassen. Die Konsequenz ist zwar der Kardinalpunkt des Werkes an sich, der Vereinigungspunkt aller angesponnenen Fäden, der notwendige Abschluß, die erwartete, beruhigende Auflösung der Konso- und Dissonanzenfolge, das Fallen des Vorhanges, begründet in dem unserer Natur innewohnenden Drange nach dem Begrenzten, in sich Abgeschlossenen; aber der Wert des Werkes ist nicht hier zu suchen. Die Wirkung eines Kunstwerkes liegt vor allem in der Methode der psychischen Objektbehandlung. Hier offenbart sich hauptsächlich die Kunst des Poeten. Vorzügliche psychische Analysen wird der Psychologe, wenn er zugleich Physiologe und Philosoph ist, auch liefern können; aber während dieser seinen Leser an dem Gängelband abstrakter, demonstrierender Logik zum gewünschten Ziele führt, heißt des Künstlers Weg „Anschauung". Und das ist hier gleichbedeutend mit Leben. In dem, was die Methode des Schaffens erst zu einem rein dichterischen Vollbringen macht, beruht zum größten Teil die Freude an litterarischen Kunstschöpfungen. Diese, und nur diese Methode zeigt das Leben, wie es uns umgiebt, wie wir es in unserer Brust gewahren. Unverstandene Regungen des eigenen Herzens, bislang ungehörte Stimmen unseres Innern werden uns bei einer derartigen, mit Kunst und Wahrheit zugleich ausgeführten Objektbehandlung klar; unbeachtete Saiten unserer Seele kommen zum Erklingen — indem wir das Leben sehen, lernen wir selber uns besser verstehen. Und gewannen wir Einblick in das Räderwerk der Werkstätte, in der das Schicksal geschmiedet wird, dann sind wir auch imstande, das eigene Geschick wenn auch nicht umzugestalten, so doch zu modificieren — die Menschen werden nicht nur einsichtsvoller und darum besser, sondern auch — mächtiger. Es kommt lediglich, wie ich schon sagte, auf die Methode an. Die psychische Analyse darf nicht systematisch, doktrinär, nicht wie

mit dem Seciermeſſer der Anatomen ausgeführt werden, was wir dann zu ſehen bekämen, wären Leichen. Wie man ſich im Frühling nicht zufrieden geben will mit der Demonſtration der Lebensgeſetze an Präparaten, ſondern das Leben ſelber, ſein Entſtehen, Wachſen, Blühen und Vergehen, das Springen der Knoſpen, den Farbenſchmelz der Blumen ſehen, das Rauſchen der Kronen, den Geſang der Vögel hören, den kräftigen Waldgeruch, den Duft der Blüten empfinden will, ſo muß auch das Leben am Leben und im Leben gezeigt werden. Und um das Darzuſtellende eben als im Leben begriffen vor unſre Augen zu rücken, dazu bedarf es der Handlung. Sie iſt es, die das ſonſt nur als Bild Anzuſchauende aus dem Rahmen der Skizze heraus und in das Körperliche hebt. Sie zeigt uns die Objekte in den verſchiedenſten Situationen, den mannigfaltigſten Bewegungen, und dem geringſten Wechſel des Ausdrucks muß die pſychologiſche Analyſierungskunſt folgen. Die Handlung iſt demnach unumgänglich nötig, um eine umfaſſende und ſo erſt naturgetreue Wiedergabe des Objektes zu erzielen. Da aber die Handlung wiederum als Ausfluß der individuellen Qualität dargeſtellt werden muß, ſo erſcheint hier das Objekt — in den meiſten Fällen wohl der Menſch — für den Dichter als das wahre Perpetuum mobile. Jede Summe von pſychiſchen Vorgängen führt zu einer That, und jede That, alſo jede Handlung entrollt dem Beobachter ein neues Bild inneren Lebens, und dieſes Leben giebt ſeinerſeits wieder neue Anſtöße zu Handlungen. So rollen in ſteter Wechſelwirkung, ein vielverſchlungenes Gewebe, die Bilder an uns vorüber bis zur Kataſtrophe. Ich faſſe noch einmal das Geſagte kurz zuſammen: Das Schickſal ſoll Ausfluß der perſönlichen Qualität ſein. Das überzeugend darzuſtellen, dazu bedarf es der pſychologiſchen Analyſe (im Geiſte des Dichters) und der darauffolgenden, das Werk des Künſtlers ausmachenden Syntheſe (auf dem Papier, für den Leſer). Dieſer Aufbau aus ſeeliſchen Einzelheiten wird aber nur durch die Handlung zu einem Stück Natur, zur Lebenswahrheit, zum Panorama; ohne Handlung bleibt das Wiedergegebene einſeitig, ein Momentbild. Man wolle alſo beachten, daß die Handlung erſt als Mittel zweiten Grades auftritt, nicht im entfernteſten als die Hauptſache. Nun waren wir von jeher, und ſind es noch heute, geneigt, den Wert eines erzählenden Werkes nach der Bewegtheit und Originalität der Handlung zu bemeſſen, wenn wir heute auch nicht mehr auf gewiſſe moderne Zuthaten verzichten mögen. Was die Originalität anbetrifft, ſo wird jeder einſehen, daß ganz bekannte, alltägliche Geſchehniſſe dennoch ein ſehr anziehendes, in künſtleriſcher Hinſicht höchſte Anforderungen an den Dichter ſtellendes Gemälde vorausſetzen können, ganz abgeſehen von der Thatſache, daß man auf ganz verſchiedenen

Wegen zu gleichen Resultaten kommen kann. Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe; gleiche Erscheinungen können zuweilen durchaus entgegengesetzte Ursachen haben. Es kommt eben nicht auf das „Was?“, sondern auf das „Wie?“ an. Halte ich die Originalität der Handlung durchaus nicht für nötig, so will mir eine lebhafte, spannende Handlung als geradezu schädlich erscheinen, gefahrdrohend für den Schriftsteller und gefahrbringend für den Leser. Jener wird verleitet, unter dem Eindruck seines Sujets die Handlung zu schnell vorwärts zu führen, diese lediglich als um ihrer selbst willen vorhanden zu betrachten; und daß dabei die nötige psychologische Vertiefung zu kurz kommen muß, liegt auf der Hand. Der Künstler kommt bei einer derartigen Stoffbehandlung in den seltensten Fällen über eine bloße, wenn auch markante Umrißzeichnung hinaus. Und hier liegen die Mängel der alten Kunst. Aber selbst angenommen, daß ein Dichter seine Kunst soweit beherrscht, daß er auch nicht einen Zug in seinem Seelengemälde vergißt oder unterschlägt, so ist doch die andere Gefahr gewiß, daß er seine Arbeit nutzlos vollbrachte, seine Saat in die Winde verstreute. Die so natürliche Vorliebe für das Überraschende, Spannende wird den Leser zu keinem ruhigen Anschauen, folglich auch zu keinem Genießen kommen lassen. Es drängt ihn vorwärts, bis seine Erwartung befriedigt ist. Wie sollte er da, bei diesem raschen Sonnenwechsel, noch dazu, wenn seine ganze Aufmerksamkeit auf den Schluß gerichtet ist, Zeit und Interesse für das eigentlich Künstlerische in dem Werke haben? Ein so schaffender Autor vollbringt die Arbeit einer Penelope; denn was er schuf, zerstört er wieder. Mögen die Bilder eines Wandeldioramas noch so vollendet ausgeführt sein — welchen Vorteil hat der Schöpfer und welchen Genuß hat das Publikum davon, wenn sie in ruheloser Hast vor dem Auge vorüberjagen? Der Leser einer derartig geschriebenen Erzählung gliche dem Passagier, der, obwohl auf einer Vergnügungsfahrt begriffen, in dem Eisenbahnzuge mit rasender Geschwindigkeit durch die herrlichsten Gelände seinem Bestimmungsorte zueilt. Das darf nicht sein! Es ist auch ganz unkünstlerisch, irgend eine Nebensächlichkeit so scharf hervortreten zu lassen, daß die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abgelenkt wird, und diese Hauptsache ist, wie ich immer wieder betone, das Herausreifen des Schicksals aus der inneren Qualität des Objektes. Die Handlung darf nur eine untergeordnete Rolle spielen; sie hat eben nur den Zweck, den dargestellten Gegenstand bald in dieser, bald in jener Beleuchtung, in dieser und in jener Stellung zu zeigen.

Mir fällt dabei als passender Vergleich eine Errungenschaft neueren Datums auf dem Gebiete der Photographie ein: Mit präciser Genauigkeit aufgenommene Momentbilder sich bewegender Objekte reiht man in natur-

gemäßer und lückenloser Folge aneinander; diese dann in Bewegung gesetzte Kette von Bildern läßt das Objekt als etwas Körperliches, im Leben Begriffenes erscheinen. Ähnlich so verhält es sich mit der erzählenden Kunst des Dichters. Aus der Darstellung schematisch und pagodenhaft steif gedachter Figuren (mexikanische, babylonische, ägyptische Kunst!) gingen die Griechen zuerst zu echt natürlicher Wiedergabe des Lebens über; aber ihre Götter und Menschen befanden sich in der Anfangsepoche noch in einem Zustand apathischer oder auch stoischer, häufig für majestätisch gehaltener Ruhe. Erst in späterer Periode löste sich diese starre Unbeweglichkeit zur Aktion. Jetzt griff ihre Kunst das handelnde Objekt in einem Bewegungsmoment heraus und suchte durch verschiedentliche Kunstgriffe das Vorausgegangene und Zukünftige im Gegebenen anzudeuten. Hierin spiegelt sich das Entwickelungsprinzip unserer Kunst auf das klarste. Wir müssen eben noch eine Stufe höher steigen und das Leben in seiner Totalität, in allen seinen Verknüpfungen und Äußerungen, und nicht bloß in herausgerissenen Momenten erfassen. Wollte Gott, alle hätten diese Forderung begriffen, damit wir endlich einmal diesen geistlosen Reporterstil los werden, der sich mit der einfachen, zuweilen pseudo-realistisch aufgeputzten Mitteilung von Thatsachen begnügt. Symptome sind nicht identisch mit Krankheiten, und so spielen auch die eigentlichen Handlungen, die treibenden Faktoren an ganz anderer Stelle, als man bisher glaubte. Freilich ist das Publikum an eine derartige Kost noch sehr wenig gewöhnt, und es wird schwer halten, dasselbe dahin zu bringen; aber wer macht denn die Kunst? Das Publikum? Niemals! Der Künstler jedoch ist es, der sich sein Publikum erst schaffen, sein Terrain erobern muß; denn jeder Künstler ist ein Lehrer und ein Eroberer zugleich. Also fort mit den Familienblatt- und Sensationsgeschichten, mit den Romanen, die nichts weiter wollen und können, als dem „tiefgefühlten", gedankenlosen Unterhaltungsbedürfnis entgegenkommen. Sie mochten gut sein, so lange die Welt noch in den Kinderschuhen steckte; aber es wächst die Menschheit mit den größeren Zwecken, und mit ihr wächst die Kunst.

Militarismus und Friedensgesellschaft.

Von Maximilian Stein.

(Berlin.)

In der letzten Nummer der „Gesellschaft" heißt es bei der Besprechung von Dr. Bruno Willes „Philosophie der Befreiung" wörtlich: „Was hilft es z. B. mit W. gegen den Militarismus zu donnern, wenn wir von unversöhnlichen Feinden umlagert sind." Daß dieser Satz in einer Zeitschrift Raum finden konnte, die es als ihr Programm betrachtet, der modernen Zeit zu dienen und ihr in ihren Erscheinungen den Puls zu fühlen, ist nicht ganz verständlich. Weiß der Kritiker der „Gesellschaft" nichts von der Existenz der Friedensgesellschaften aller Länder, ihrer Ausdehnung, ihren ansehnlichen Erfolgen? Wird immer noch der alte Satz vom „bösen Nachbar", der nicht Ruhe geben will, gläubig und — gedankenlos — nachgesprochen —! Nur hält der eine immer den anderen für den ruhestörenden Bösewicht. Dieses gegenseitige Mißtrauen der einzelnen Nationen ist in gewissem Sinne ein Irrtum, ein Mißverständnis. Der Franzose traut dem Deutschen nicht, der Deutsche nicht dem Franzosen, aber nur so lange, bis sie sich — aussprechen und verständigen und ihre etwaigen sich gegenüberstehenden Interessen ausgleichen.

Keine Nation, kein Volk will heute den Krieg, das deutsche ebensowenig wie das französische oder das russische Volk. Diese Thatsache wird dadurch nicht aufgehoben, daß es in dem einen Lande mehr Chauvinisten giebt, als in dem anderen, oder einzelne Kreise, die ein Interesse am Krieg haben, abgesehen davon, daß der Chauvinismus auf Temperament und auf historische Ursachen zurückgeht, die sich mit der Zeit abschwächen.

Dagegen liegt im Militarismus, in diesem künstlichen Züchten des Kriegtums, der Kriegsbereitschaft, die Kriegsgefahr.

Die Kriegsmaschine wird so scharf geheizt, daß es zur Explosion kommen muß, auf die man sich im Militarismus vorbereitet.

Frankreich hat heute etwa zwanzig Friedensgesellschaften, mehr als irgend ein anderes Land.

Der Friedensgedanke hat also in Frankreich unbestreitbar Wurzel gefaßt. Jules Simon ist ein Hauptkämpfer der Friedensbewegung. Der Figaro-Artikel, in dem der berühmte französische Staatsmann und Gelehrte einen zehnjährigen Gottesfrieden als Vorstufe zur definitiven Abrüstung vorschlägt, hat viel Aufsehen und Zustimmung erfahren. An gleicher Stelle führt Jules Simon beweisend aus, daß das französische Volk in sich durchaus

nicht kriegsluſtig noch „unverſöhnlich“ iſt, — eine Beobachtung, die vielfach und von durchaus berufener Seite beſtätigt wird.

Wenn die Nationen ſich wirklich noch mißtrauiſch gegenüberſtehen, ſo iſt es unſere Aufgabe, das urſächliche Vorurteil hinwegzuräumen, anſtatt Verhältniſſe zu befürworten und beſtehen zu laſſen, in denen dieſes Vorurteil wurzelt.

Eine Abſchaffung des Militarismus würde der Völkerverſtändigung freie Bahn ſchaffen, würde mit einem Schlage dazu führen, daß die Völker brüderlich und vernünftig ſich erkennen und kennen lernen, ſich nähern. Die eiſerne Schranke des Militarismus muß fallen. Deutſche und Franzoſen und Ruſſen würden ſich beſſer verſtehen, wenn der Unterſchied der Uniformen verſchwände, wenn jener äußerliche Gegenſatz aufhörte, der heute die Annäherung der Völker erſchwert.

Die Möglichkeit einer Völkerverſtändigung iſt gegeben und iſt in den gelegentlichen Kongreſſen und internationalen Vereinbarungen bewieſen. Was ſteht ſo Unüberwindliches dem entgegen, von den gelegentlichen europäiſchen Kongreſſen zu einem ſtändigen Schiedsgericht der Nationen zu gelangen, zu einem Schiedsrichtkongreß, der, im Frieden zuſammengeſetzt, bei jedem auftretenden Streitfall zur Schlichtung desſelben berufen wird. Das ſind keine utopiſchen Phantaſtereien! Gladſtone ſelbſt hat als engliſcher Miniſterpräſident ſich im Parlament für „einen Rat der Großmächte“ begeiſtert, „in deren Mitte man den rivaliſierenden Eigenintereſſen vorbeugen oder doch erreichen könnte, daß dieſelben ſich gegenſeitig neutraliſieren und daraus eine unparteiiſche Autorität hervorginge, um Streitigkeiten zu ſchlichten“. —

Wie ſagt der Kritiker der „Geſellſchaft“? — „ſo lange wir von unverſöhnlichen Feinden umlagert ſind“! Lauern wirklich noch wilde Horden um uns herum, um tückiſch und liſtig und beutegierig über uns herzufallen? Herrſcht immer noch Gewalt, Fauſtrecht, das Recht des Stärkeren und nicht poſitives wahres Recht?

Der Krieg ſoll und muß überwunden werden, wie wir manches überwunden haben, das man aus der menſchlichen Natur nicht ausſcheiden zu können glaubte, das man uns durchaus „angeboren“ wähnte.

Wir haben Aberglauben und Beſtialität, wir haben Kindlichkeit und Unvernunft überwunden und uns zu einer gewiſſen Erkenntnis durchgerungen, die, wenn ſie auch nicht überſchätzt werden ſoll, doch bald hinreichen wird, uns auch vom Militarismus und dem Kriege zu befreien.

Wir haben für den Verkehr der Individuen, zum Schutze der menſchlichen Geſellſchaft die Rechtsformel gefunden, daß ſtreitende Parteien nicht ſelbſt entſcheiden dürfen, auf welcher Seite das Recht ſei, noch ſich dieſes

Recht selbst nehmen, sondern daß stets von einem Dritten möglichst unparteiisch entschieden und Recht gesprochen werden solle. Warum diesen Rechtsgrundsatz nicht auch auf den Verkehr der Völker ausdehnen, damit es auch den Völkern nicht gestattet sei, übereinander herzufallen und sich gegenseitig zu vernichten?

Die Interessen der Völker sind eminent friedliche. Kein Volk hat Interesse am Krieg, kein Objekt kann thatsächlich groß und wert genug sein, um seinetwegen Krieg zu führen und Hunderttausende totschießen zu lassen. Die Zeit der Eroberungskriege, der Kriege der Kabinette, Diplomaten und Potentaten ist vorbei. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker ist entscheidend oder soll es sein, und dieses wird in absehbarer Zeit Krieg und Militarismus beseitigen.

Schon hat der vorletzte deutsche Reichstag die neue Militärvorlage abgelehnt, die zuletzt mit nur ganz geringer Majorität zur Annahme gelangte.

Wäre die riesenhafte Neubelastung nicht in einem kleinen Teile durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit kompensiert worden, so hätte die Militärvorlage keine Majorität erlangt.

Wenn die Volksvertretungen aller großen Kulturstaaten ernstlich Front machen gegen die erdrückenden Rüstungen, wenn die gesamte öffentliche Meinung Europas es fordern wird, daß abgerüstet werde und die europäischen Staaten zu einem Friedensbund sich vereinigen, dann werden sich auch Staatsmänner von Ruf und Bedeutung finden, die ihren Ehrgeiz in der Verwirklichung dieser Völkerforderung suchen. —

Militarismus ist wirtschaftlicher Ruin und, auf die Spitze getrieben, so schlimm oder noch schlimmer als der Krieg. Deshalb bekämpft die Friedensgesellschaft beides und begnügt und tröstet sich nicht mit der Phrase, daß Militarismus den Frieden schützt. Europa könnte etwa 5 Milliarden jährlich am Militarismus ersparen. Welche Perspektive, wenn man diese Unsummen zu Kulturzwecken verwenden könnte! Wie würde Europa aufatmen, wenn dergestalt die Mittel frei würden, durchgreifende praktische Sozialpolitik zu treiben.

Krieg und Militarismus bekämpfen heißt unsere bedrohte Kultur schützen und ihren Fortschritt sichern.

Es kann wohl und muß und soll helfen, „gegen den Militarismus zu donnern“. —

Doktor Faust und die modernen Sozialpolitiker.

Von Albert Kniepf.

(Hamburg.)

In den Qualm einer dampfenden Betriebsamkeit ist unsere Kultur gehüllt, wir ersticken schier in einer schweißig riechenden Atmosphäre. Man hat die Grundbedeutung des Goetheschen Faustgedichts trotz aller Kommentare noch nicht gehörig gewürdigt: nach einer romantischen Hetzjagd in den kaleidoskopisch wechselnden Idealen von Jahrtausenden findet der erschöpfte Faust Befriedigung in einer Hallucination, die ihm ein Gewimmel von — Arbeit vorspiegelt. Das neunzehnte Jahrhundert mußte diesen Schluß bewundern, obgleich es doch klar zu Tage liegt, daß ihn nicht mehr der Olympier in Goethe komponiert hat. Auch ein Goethe unterlag dem modernen, durch Bewunderung für Arbeit schlecht verhehlten Pessimismus und Fatalismus unseres ideallos gewordenen Jahrhunderts. Trotzdem ist wirklich eine tiefe Tragik darin enthalten, daß der romantische Idealismus der modernen Bildung in der Verherrlichung der besinnungslosen Arbeit versanden mußte, und das Faustgedicht schließt jene große Kultur der Ideale ästhetisch ab, welche durch die göttliche Komödie Dantes eingeleitet wurde. Auf ein wildes Ringen noch ungebrochener mittelalterlicher Kräfte blickt Dante zurück, um endlich mit seiner Beatrice, mit seinem Schönheitsideal, in den Himmel einzuziehen. Mit dieser Prophetie begann eine große Kultur der Ideale! — Auch Goethen zieht es zum Schluß des ersten Teils seines Hauptwerkes himmelwärts, allein es war ein Jugendtraum und nur die Vorbereitung auf die historisch-romantische Universalität des zweiten Teils, die zum modernen „Ideal" der Arbeit hinabführte. Denn es ist hier kein Aufwärts mehr, sondern ein Abwärts, die Arbeiter graben dem müden Idealisten Faust das Grab. Selbst ein Goethe hatte damit seiner Zeit nach langem Widerstande und trotz glücklichster gegenteiliger Veranlagung seinen Tribut gezollt, und sein Meisterwerk war das Produkt dieses langen Kampfes. Die Moral der Arbeit hatte gesiegt, aber aus dem Himmelsstürmer Faust war ein müder Greis geworden. Was dokumentiert sich darin? — Die Erschöpfung einer großen Kultur der Ideale in — „Arbeitskultur"; das will jedoch nicht weniger heißen, als die Erschöpfung einer langen Kultur, unserer Kultur überhaupt!

Man sieht an Dante und Goethe, daß die Orakel noch nicht verstummt sind, nur erwählte sich Apollo neue Mundstücke in den großen Dichtern, er ist noch immer der Oberregisseur der Prophetie wie einst zu Delphi.

Ja er treibt auch noch immer „große Politik", das lehrt der Faust, dessen Politik allerdings zuletzt ganz modern auf die „Arbeit" herunterkam — das lehrt ferner der Gesang Dantes, der von Politik strotzt und doch so gar kein garstig Lied ist.

Aber die Arbeitsmoral ist nicht neu, sie macht schon in der fast prähistorischen Paradiesesfabel dem Idealismus brutal ein Ende. „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen" — donnert der Herr den zerknirschten Adam an, und — „der Rest ist — Arbeit", doziert der enttäuschte Faust. Damit wurde Goethe der erste moderne „Sozialpolitiker", damit erstickte er die Philosophie im modernen „Ideal" der Arbeit. Ein Hamlet vermochte noch nicht so hausbacken zu meditieren, er blieb noch immer ein Prinz, trotzdem ihm alle Ideale zusammengebrochen waren, seine Philosophie endet in einem langen, grübelnden Schweigen — er hatte die Arbeit noch nicht nötig: Fausten aber war alles zerstoben, was ihn über die gemeine Menschheit erhob; seine profunde Gelehrsamkeit hatte ihn nicht oben zu erhalten vermocht, im Gegenteil mußte er erleben, wie gerade dadurch, daß er sich mit dieser tiefen Gelehrsamkeit auf alle Ideale der Vergangenheit warf, ihm aller Spiritus zum Teufel ging.

Als Faust aus der schaffenden Arbeit seinen letzten Trost schöpfte, wurde er zwar zum Seher für sein Jahrhundert, aber in seiner Erschöpfung kündigte sich auch zugleich die Erschöpfung seiner Kultur an, ihr letzter moralischer Halt wurde die „Arbeit", sie gilt heute für die Moral an sich und für das „wahrhaft staatserhaltende" Element. Sozialpolitiker aber wie Faust — und sie sind heute am Ruder — wollen davon nichts wissen, daß die Betriebsamkeit neben der schaffenden und erhaltenden Eigenschaft auch eine zerstörende Kehrseite hat. Die politischen Darwinisten erkennen das zwar an und beschönigen diese unangenehme Wahrheit mit den Redensarten von natürlicher „Auslese" und Zuchtwahl, nehmen jedoch ebenfalls keinen Anstand, ihrem Darwinismus ein Schnippchen zu schlagen, indem sie sich an der parlamentarischen Volksbeglückung durch Sozialpolitik beteiligen. Die Verhältnisse erheischen es, daß die Arbeitsmoral vorläufig noch Oberwasser behält. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen" — sagt ein spießbürgerlicher Spruch; Faust kleidet diese Moral nur in hochtönendere Worte („nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß" . . .); unsere sozialpolitischen Geheimräte konnten weiter folgern, daß nur der gerade Arbeitende Anspruch auf soziale Versicherungsgelder hat, und — so schufen sie die Betriebskrankenkassen, die Versicherung gegen Betriebsunfälle (für die natürlich der reiche „Arbeitgeber" zuvor „haftpflichtig" gemacht worden war), und krönten zuletzt ihre Arbeitsmoral mit der Schöpfung der wöchentlichen Klebemarke! .

Die Freude sollte nicht lange dauern. Denn die Plattitude von der staatserhaltenden Kraft der Arbeit geht gegenwärtig einer Widerlegung im großen Stile entgegen, die Arbeit züchtete die Arbeitslosigkeit, und damit wurde die nur auf Arbeit gegründete Sozialpolitik hinfällig. Eine habgierige Betriebsamkeit mit und ohne Arbeit vernichtet tagtäglich die Früchte der Arbeit vieler, und so lobenswert der Fleiß an sich sein mag, so wenig staatserhaltende Moral läßt sich vom Standpunkte des Gesetzgebers mit ihm machen, so lange hundert unberechenbare und übermächtige Einflüsse auf die Ökonomie eines Volkes einstürmen und viele fleißigen Hände lahm legen. Denn gar oft tritt der Fleiß als Vernichter auf, einem Wolfe in Schafskleidern gleichend.

Die moralische Pedanterie aber will ihre Opfer haben, sie setzte auf die Arbeit ihre sozialpolitischen Prämien, so allein ist es „sittlich"! — Indessen wir sehen ja schon, wie die Sozialpolitik durch die Konsequenzen, welche sie auf dem Gebiete der Gesetzgebung zu Gunsten auch des nicht beschäftigten Proletariats immer weiter zu ziehen gezwungen wird, den Glauben an ihre Moral ad absurdum führt. — Ohnehin fand diese Politik wenig „Glauben", weil sie gleichzeitig eine enorme Besteuerung der Arbeit zu Gunsten der Bureaukratie schuf, und damit befinden wir uns sowieso schon nicht mehr auf dem Gebiete der reinen Arbeitsmoral. Wenn überhaupt durch solche Besteuerung künstlich Arbeit und Einkommen für viele Beamten geschaffen werden muß, so war das auch bereits ein Beweis national-ökonomischer Erschöpfung, wurde auch die bureaukratische Betriebsamkeit dadurch ins Große vermehrt. In dieser Beziehung bedeutete die ganze Sozialpolitik von Hause aus weiter nichts als einen mechanischen Rückschlag gegen den ökonomischen Centralisations- und Verarmungsprozeß, der zu Gunsten des Großkapitalismus Platz gegriffen hat.

Während nun das Idol von einer „Arbeitskultur" durch die teils gewinnlose, teils übertriebene Produktion und durch die Verarmung der allermeisten seiner Auflösung heute mit Riesenschritten entgegengeht, greift das System der sozialpolitischen Fürsorge notwendigerweise um so mehr um sich, da das Volk immer notleidender wird und den Staat durch die proletarische Agitation zum Eingreifen beständig anregt. Hierbei enthüllt sich immer klarer der wahre Charakter der Staatsfürsorge als einer bloßen Notstandspolitik um jeden Preis, bei welcher die ursprüngliche moralische Grundlage auf der Basis der Arbeit mehr und mehr zurücktritt. Schon diskutiert man eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit oder doch gegen deren Folgen, und der arbeitslose Arbeiter wird damit auch in den Bereich der bereits bestehenden Unterstützungen gezogen. Wer wird dies alles aber bezahlen? Offenbar nicht mehr allein der „Arbeitgeber", sondern

der Staat oder die Kommune, das heißt also alle, womit auch die „Haftpflicht" der sogenannten Arbeitgeber endgültig beseitigt ist.

Der § 20 des Entwurfs zur Erweiterung der Unfallversicherung beseitigt übrigens schon jetzt die Haftpflicht der Arbeitgeber für noch näher zu bestimmende Bezirke und Fälle und läßt die Versicherungskosten durch die Kommunen aufbringen. Man hat eingesehen, daß die Erweiterung der obligatorischen Unfallversicherung auf fast alle Erwerbskreise viele kleine Unternehmer allzu sehr belasten und belästigen würde, wenn man an der Haftpflicht der Arbeitgeber festhielte, und so hat man sich entschlossen — offenbar zunächst nur aus technischen Gründen und ohne an die revolutionären Folgen dieser Ausnahme zu denken — das Prinzip der Haftpflicht zu verlassen.

In gleicher Weise wird dasselbe verletzt durch die Erweiterung der Entschädigungen auf die Witwen und Waisen, die doch der Unternehmer nicht in seinem Betriebe beschäftigt. Auch hier entsteht eine unentwirrbare Konfusion in den Prinzipien der bisherigen Sozialpolitik. Man bürdet dem Unternehmer plötzlich die Pflicht zur Unterhaltung ganzer Familien auf, für wie „reich" muß man ihn im Grunde genommen wohl halten und welches stramme Zugeständnis an die sozialdemokratische Ausbeutungstheorie könnte man in dieser Art „Erweiterung" der Sozialpolitik wohl erblicken! — Dort im § 20 eine völlige Entlastung der „Arbeitgeber", hier eine ungeheuere neue genossenschaftliche Überbürdung derselben, welche der bestehenden ökonomischen Ordnung geradezu ins Gesicht schlägt — deutlicher kann sich der Bankerott der bürgerlichen Arbeitsmoral unserer sozialpolitischen Heilkünstler nicht dokumentieren!

Der Keim zu dieser hilflosen Zerflossenheit war überhaupt schon gelegt, als man die Haftpflicht der Arbeitgeber dekretiert hatte und sich alsdann staatlich mit obligatorischen Versicherungsorganisationen einmischte. Mit dieser staatlichen Einmischung hat man bezeugt, daß allein der „Staat", d. h. die gesamte Bevölkerung oder doch die gesamte leitende Bourgeoisie, ein Interesse an der Notstandspolitik hat, und die einzig logische Konsequenz wäre allein gewesen und muß es in Zukunft auch werden, daß Alle zu den Kosten beitragen, daß die Haftpflicht der Arbeitgeber hinfällig und das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter weder moralisch noch ökonomisch das rechte Besteuerungsobjekt ist. Der Arbeitgeber hat durchaus kein größeres Interesse an der Versicherung der Arbeiter als alle anderen Leute im Staate, und der bestehenden Eigentumsordnung ist es geradezu zuwider, wenn man ihn zwingt, auch noch obendrein für die Familien der bei ihm Beschäftigten aufzukommen. Erkennt man die Notwendigkeit solcher Unterstützungen an, so muß man alle Leute, auch wenn sie direkt keine Arbeiter beschäftigen,

zu den Beiträgen heranziehen. Denn das Ganze ist in der That nur Notstandspolitik und „Nächstenliebe“ von Staatswegen — nota bene, soweit für die Bureaukratie und den Staat nicht auch das eigene Interesse zur Machtvermehrung in Frage kommt.

Man wird sich auf die Dauer allen diesen Erwägungen nicht entziehen können, zumal die Sozialpolitiker in ihrem neuesten Opus ihre früheren Grundsätze selbst abtragen. — Daß ferner nach dem Vorgange des neusten Entwurfs, der den Witwen und Waisen bei tödlichen „Unfällen“ ihrer Ernährer eine Pension sichert, eine solche auch in Todesfällen infolge von gewöhnlicher Krankheit der Familienväter nicht mehr länger verweigert werden kann, versteht sich von selbst und ist für die nächste Zukunft eine Forderung der sozialpolitischen „Gerechtigkeit“.

Die sozialpolitische Logik ist stärker als die moralisierende Pedanterie der Gesetzgeber und treibt diese in eine allgemeine Volksunterstützung der Armen durch die Reichen hinein, wobei die Arbeitsmoral völlig in den Hintergrund gerät. Es ist auch nur eine Modetheorie gewesen, die den unmittelbaren Arbeitgeber haftpflichtig machte; man stand unter dem Einfluß sozialistisch-proletarischer Theoreme, denn die Haftpflicht ist nur vernünftig, wenn man annimmt, daß der Arbeitgeber den Arbeiter „ausbeutet“, den Löwenanteil vom „Arbeitsertrage“ für sich behält. Welche Willkür und Phantastik liegt aber bereits im Begriff des „Arbeitsertrages“, mit dem eine sogenannte moderne Wissenschaft operiert!*)

Schon die Dreigliedrigkeit der Sozialpolitik für Krankheit, Unfall und Invalidität kennzeichnet sie als nach und nach entstandenes abbruchsbedürftiges Flickwerk, und wenn nun die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit hinzukommt, wenn man ferner die gesamte Bourgeoisie wie billig zur Bestreitung der Kosten heranzieht und alles unter ein Dach bringt, dann sind zugleich auch die auf Arbeit basierten Grundsätze zermürbt (im besseren moralischen Sinne sind sie es jetzt schon), und das Proletariat ist in eine Kaste von Bettelpensionären verwandelt, die auf alle Fälle unterhalten werden muß. Das ist die logische Entwicklung der Dinge, und dann ist, sofern dies alles technisch und wirtschaftlich ins Werk zu setzen möglich wäre, eine neue Art proletarischen Staatssklaventums da.

Doch es ist nicht meine Absicht, diese Zeichnung weiter zu detaillieren, zeigen wollte ich nur, wie die sozialpolitische Arbeitsmoral — manche nennen sie auch die christliche Moral — durch sich selbst und durch die Macht der

*) Den Herren Sozialökonomen muß es gesagt werden, daß unter Arbeitsertrag doch immer nur das Produkt an sich verstanden werden kann, niemals die Verwertung oder der Markt-Wert desselben, der immer nur ein Ergebnis entweder der Macht, der List oder des Glückes ist.

schnell veränderlichen heutigen ökonomischen Verhältnisse zugrunde geht. Auch das ist eine Tragödie, nämlich die Tragödie der bürgerlichen Schlußmoral des Dr. Faust, und die bürgerliche Gesellschaft muß durch die Entartung ihrer Betriebsamkeit zur Spekulation und zu vielem Schwindel selbst daran mitarbeiten. Die Totengräber, welche der ausgehöhlte Idealist Faust „schaffen" sah, haben sich inzwischen millionenfach vermehrt und graben einer Kultur das Grab. Es nutzt nichts, ihre Existenz noch zu versichern. Man will mit Ruhe und Überlegung, mit allerlei „Wissenschaft" neue Menschen und ein neues Zeitalter hervorzaubern, aber alle diese sozialpolitischen und sozialistischen Experimente sind Homunkulus-Spielereien.

Gewiß bedingt der Niedergang eines Zeitalters auch die Entstehung eines neuen, aber es geht trotz aller Doktoren nicht ohne Todes- und Geburtsschmerzen ab, und warum die Tragödien abschaffen? Die große Götterdämmerung, welche jedermann heute schon in den Lüften brausen hören kann, setzt eine Völkerdämmerung voraus, und das unbestreitbare Herannahen jener ist für diese heute ein wichtiges Anzeichen. Die „soziale" Gährung der Gegenwart giebt auch nur die Wehen ab für das Heraufkommen einer neuen idealen Konzentration, an der Alles arbeitet und welche ebensowenig wie im Altertum durch einen Einzigen fix und fertig der Welt geschenkt werden kann — wenn auch der christliche Mythus es anders darstellt*). Faust hatte den Sturz der alten Ideale bereits durchgekostet, aber er war nicht Skeptiker, nicht Philosoph genug, das Fragwürdige an seinem neuen bürgerlichen „Ideal" der Arbeit zu bemerken. Seine Arbeitsmoral war nur eine kurze Täuschung, die Täuschung einer geistig ermüdeten Menschheit, welche keine Ideale, d. h. nichts mehr zu hoffen hat, als höchstens — das allgemeine gleiche Gewimmel der „Arbeit" — „Zeitalter des Verkehrs" lautet eine andere Wendung dafür.

Nichtsdestoweniger spricht dieser Schluß des Goetheschen Werkes seine Sprache. Die große Symbolik fehlt nicht; es ist ein müder Mann, der den Blick auf den kommenden Rest seines Jahrhunderts wirft und aus dessen äußerlicher Betriebsamkeit einen neuen Menschheitsglauben am Rande des Grabes schöpfte. Aber der Spiritus war trotzdem zum Teufel — eine verhängnisvolle Vorbedeutung für seine Nachtreter, die Sozialpolitiker von heute, die mit ihrer Gründlichkeit wiederum zur Kritik sogar der Litteratur das Ihrige beitragen — quod erat demonstrandum.

*) Ich bin offen gestanden nicht allzu neugierig auf diesen „neuen Glauben", aber es ist wieder Futter für unsere Zähne. (Anmerkung Mephistos.)

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.
(München.)

Die Ausstellungen.

Die Besorgnis, daß wir gleichzeitig zwei Jahresausstellungen nicht ertragen könnten, ist verschwunden. Wir haben uns sogar schon daran gewöhnt, das Vergnügen der Auswahl als besonderen Vorzug zu empfinden.

Man schlendert in den Glaspalast, man giebt sich Stelldichein in der Prinzregentenstraße, man nascht da und dort — um schließlich befriedigt zu sagen: Es ist doch eine herrliche Sache um die Sezession, sie hat nicht nur Bewegung, sie hat auch Vereinfachung und Kraft gebracht.

Wie ermüdend war sonst der Glaspalast, solange es noch keine Prinzregentenstraße gab! Und wie leicht thut man sich jetzt mit dem ungeheuren Glaspalast, wie rasch ist man mit ihm fertig — und wie labend ist dann der Aufenthalt in der kleinen, reizvollen Kunsthalle der Sezession!

Der Glaspalast wird von Jahr zu Jahr kleiner, man läuft sich die Beine nicht mehr ab und schaut sich den Nacken nicht mehr steif — und in der Prinzregentenstraße hat man seine Elite-Ausstellung hübsch bequem und gemütlich beieinander. Der Kunstgenuß ist wieder menschlich geworden.

Und mit dem Überdenken und Beurteilen fühlt man sich auch nicht mehr zu erschöpfender Sträflingsarbeit verdammt. Man weiß jetzt im voraus, wo die Werke zu finden, auf die's ankommt: Im Glaspalast im Lenbachsaal und an drei, vier Orten, wo die neuen Max, Böcklin, Bartels, Sandreuter und einige andere ältere und jüngere Größen hängen, in der Kunsthalle der Sezession an allen Wänden der wenigen Säle.

Die Ausstellung der Sezession ist in diesem Jahre erst jetzt, Mitte August, endgültig fertig gestellt worden. Die Franzosen durften nicht früher von ihrem Marsfelde herüberschwenken, und andere Nachzügler konnten sich mit allerlei Lebens- und Sterbensfällen das Gewissen salvieren. Aber wie gesagt, jetzt haben wir sie für dieses Jahr wieder richtig beisammen, die tapferen Meister alt und jung, fremd und einheimisch.

Das Hauptbild Bruno Piglheins, des verstorbenen ersten Präsidenten des Vereins, „Moritur in Deo", welches vom Kommerzienrat Krupp in Essen für die Berliner Nationalgallerie erworben wurde, ist im Kuppelsaale der Ausstellung in denkbar würdigster Weise aufgestellt worden. Der Verein hat den verewigten Meister durch Niederlegung eines Lorbeerkranzes zu Füßen seines Werkes geehrt. Es ist ein wenig nachgedunkelt und wirkt schwer in der Farbe, erschüttert aber immer noch durch die Kraft der Empfindung und die Größe der Auffassung. Noch zwei andere Bilder Piglheins sind mit ausgestellt: ein „Centaurenpaar" am Meeresstrande, das sich im Schein der sinkenden Sonne brünstig umschlungen hält, und ein Pastell „Frühlingsidylle", ein junges Mädchen darstellend, das nackt im Grase liegend, mit Schmetterlingen spielt.

Im Kuppelsaale hängen jetzt ferner zwei vorzügliche, stimmungsvolle Seestücke des bekannten Marinemalers Henry Moore. Auch die französische Abteilung, von Karl v. Stetten (Paris) zusammengebracht, besteht hauptsächlich aus Bildern neuerer Richtung und enthält Sachen, welche für diese sehr charakteristisch sind, so: Blanches „Christus bei Tische in der Familie des Künstlers", A. Binets „Versuchung des hl.

Antonius", Dinets „Aufruhr" (eine Scene von den Pariſer Krawallen im letzten Karneval), Rolls „Feierabend", ferner Werke von Aman Jean, Aublet, Courtois, Duez, Gandara, Griveau, Raffaeli, Sisley, Lerolle, Hellen u. ſ. w. Bedeutende Werke haben in letzter Zeit noch eingeſandt der eminente ſchottiſche Maler Guthrie, der in Paris lebende Maler Weeks und F. Skarbina (Berlin).

Inmitten des Kuppelſaales iſt die prächtige Figur eines geharniſchten Standartenträgers zu Pferde aufgeſtellt, die Rudolf Maiſon zum Schmucke des Reichstagsgebäudes in Berlin modelliert hat. Auch von Rodin, Troubetzkoi u. a. ſind intereſſante plaſtiſche Arbeiten zu ſehen.

Das neue Maiſonſche Werk iſt eine in beſtem Sinne deutſche Leiſtung, die ganze Kraft und Tüchtigkeit der Renaiſſance ſpricht aus dieſem wundervollen Reiterbilde. Ganz hervorragend iſt die kühne Miſchung von echtem Naturalismus und monumentalem Stil. In dieſem vom Kopf bis zur Zehe gepanzerten Reiter mit dem Reichsfähnlein ſieht man die eherne, kraftſtrotzende Zeit verkörpert, die in Kampf und Sieg ihr Lebenselement fand, wo der Mann galt und nicht die Maſſe, der wuchtig ſauſende Schwerthieb und nicht das Geſchütz, wo Rom zitterte, wenn ein ſolcher Heroid ſeinem Herrn voran über die Alpen ritt. Bravo, Meiſter Maiſon!

Ich bin glücklich, mit meiner rückhaltloſen Bewunderung dieſes Werkes und ſeines genialen Schöpfers nicht allein zu ſtehen: Der treffliche Hans Roſenhagen hat die nämlichen ſtarken Worte der Anerkennung ausgeſprochen.

Und nun einen Sprung hinüber in den Glaspalaſt, wo eine gleich außerordentliche Leiſtung auf einem anderen Gebiete wiederum einen jungen deutſchen Meiſter mit einem Schlage in den Vordergrund des öffentlichen Intereſſes gerückt hat.

Ich meine die unvergleichlich ſchöne, geiſtig und techniſch gleich bewundernswerte Original-Radierung „Darwiniſtiſche Disputation über das erſte Menſchenkind" von E. M. Geyger. Nächſt Gabriel Max, der ja auch im Glaspalaſt wieder mit einem ſenſationellen Affenbilde vertreten iſt, dem „Pithecanthropus alalus", wüßte ich keinen zweiten Meiſter, der mit ſolchem Tiefſinn, ſolcher humorvollen Divination die Natur unſeres edlen Vetters ſtudiert hat. Dieſe Geygerſchen Typen von gelehrten Affen gehören in jeder Beziehung zu den hervorragendſten Schöpfungen deutſcher Griffelkunſt. Und wie iſt das Bild geiſtig geſchaut und durchgeführt, wie genial iſt es rein als Kompoſition und welche Summe von Fleiß und Ausdauer ſteckt in ſeiner techniſchen Vollendung — es iſt einfach wundervoll! Mit dieſem Werke hat Ernſt Moritz Geyger neben den erſten Maler-Radierern der Gegenwart, neben Meiſtern wie Klinger, Herkomer, Koepping, Stauffer-Bern, Seymour-Haden, Hellen, Krüger u. ſ. w. ſeinen Platz genommen. Bekanntlich verdanken wir Geyger auch eine der allerſchönſten Nachbildungen des berühmten Bildes von Botticelli „Primavera".

Ja, der Herrlichkeiten ſind viele in dieſem Jahre: Böcklin, Hans Thoma, Fritz v. Uhde, Stuck, Albert Keller, Dill, Samberger und viele andere, die erſt im rüſtigen Anſtieg ſtehen zu den Höhen deutſcher Kunſt, ſind mit prachtvollen Werken erſchienen. Ich werde ſpäter noch eins und das andere zur Beſprechung herausgreifen.

Heute will ich den Blick noch einmal zurücklenken zu dem viel zu früh dahingeſchiedenen Meiſter Bruno Piglhein. Von all den Nachrufen, die ihm von berufenen Kunſtſchriftſtellern gewidmet wurden, hat vielleicht keiner das Weſen dieſes herrlichen Künſtlers beſſer getroffen, als der Nachruf, den Hans Roſenhagen in der „Tägl. Rundſchau" veröffentlichte. Ich kann mich nicht enthalten, ihn zum größeren Teile in unſere „Geſellſchaft" herüber zu nehmen.

Hans Roſenhagen ſchreibt: Piglhein war eins jener Sonntagskinder der Schöpfung,

die ſich, was ſie auch thun mögen, der Sympathien ihrer Mitmenſchen erfreuen, und dieſer Zauber einer liebenswürdigen Perſönlichkeit wirkte auch aus ſeinen Werken. Und das Wunderbare iſt: er hat als Künſtler niemals eine Alltäglichkeit geſagt, niemals mit billigen Mitteln um die Gunſt des Publikums gebuhlt. Von wie wenigen Künſtlern kann das geſagt werden! Piglhein iſt von der Höhe ſeines Schaffens abgerufen worden. Mit 46 Jahren hat er die Welt verlaſſen müſſen, die er in ihren erhabenſten und irdiſchſten Erſcheinungen geſchildert, wie kein anderer. In ſeiner Kunſt begegnen ſich ein ins Hohe und Ewige ſtrebender Geiſt und das Weltkind, das ſich Lebensluſt von roten Mädchenlippen und ſchäumenden Champagnerkelchen trinkt. Piglhein hat den ſterbenden Heiland am Kreuz mit tiefem religiöſen Gefühl gemalt und mit derſelben künſtleriſchen Vollendung jene Schnellläuferinnen in der Liebe und Kaffeehausexiſtenzen geſchildert, die für die Großſtadt ſo bezeichnend ſind. Was in der Darſtellung eines anderen zur platten Gemeinheit geworden wäre, wurde unter ſeiner künſtleriſch geſtaltenden Hand ein Werk, das durch ſeine liebenswürdige Anmut und künſtleriſche Eigenſchaften ſeine materielle Veranlaſſung vergeſſen machte. Piglheins unglaublich feiner Geſchmack adelte ſelbſt das Gewöhnliche. Er gehörte nicht zu den Naturen, die alles ſagen, was ſie wiſſen; er wartete vielmehr die Gelegenheit ab, wo man etwas von ihm verlangen würde. Wenn dieſes Verlangen an ihn herantrat, zeigte es ſich, daß er mühelos die ſchönſten Früchte vom Baume ſeiner künſtleriſchen Phantaſie herabſchütteln konnte; er war immer reich an Gedanken und wußte ihnen ſtets einen Ausdruck zu geben, der neu und eigenartig war. Er hatte das Zeug zu einem Univerſalkünſtler, wie Rubens, und daß er vor der Welt nicht als ſolcher erſchien, lag an dem Mangel an Auftraggebern, die dieſer Vollnatur ein Feld der Thätigkeit geboten hätten. Richard Muther hat von Piglhein, als er noch unter uns weilte, das treffende Wort geſagt: Sein Beſtes ſind — ſeine ungemalten Bilder, und es iſt troſtlos, daß ſie ewig ungemalt bleiben müſſen, daß die Nachwelt dieſen vornehmen Künſtlergeiſt vielleicht für weniger umfaſſend halten wird, als er ſeinen Zeitgenoſſen, die ſeine hohen Ideale, die Leichtigkeit ſeines Schaffens und die Schwungkraft ſeiner Phantaſie kannten, erſchienen iſt. Obwohl Piglhein niemals modiſch gemalt hat, beſteht doch nach keiner Richtung hin ein Zweifel, daß er ein moderner Künſtler im beſten Sinne des Wortes geweſen iſt und modern bleiben wird, wie alle wahrhaft großen Künſtler.

Der Aufgang dieſes maleriſchen Geſtirns fiel in die Zeit, da in der Diez-Schule in München das Malen im Stil und in der Technik der holländiſchen Genremaler des 16. und 17. Jahrhunderts gelehrt wurde, als man wieder Gefühl für die materiſche Idee bekam, für Holbein und für Rembrandtſches Helldunkel ſchwärmte und die täſſige Eleganz Van Dycks bewunderte. Auch Piglhein konnte ſich dem Einfluß dieſer ſtarken Bewegung nicht entziehen; zu gleicher Zeit wirkte auf ihn der dämoniſche Farbenzauber Makarts und die bald jauchzenden, bald tiefſinnig klingenden Farbendichtungen Böcklins ein; aber er war nie ein Nachahmer, er war eine Perſönlichkeit, die aus dem Grunde ihres Seins ſchöpfte und Gold mit eigener Prägung ausgab.

Bruno Piglhein, einer alten niederdeutſchen Paſtorenfamilie entſtammend, war am 19. Februar 1848 in Hamburg geboren und widmete ſich als Jüngling zunächſt der Bildhauerei unter der Führung des Bildhauers Lippert in ſeiner Heimatſtadt. Das Jahr 1866 fand ihn als Schüler der Dresdener Akademie und Schillings, immer noch der Meinung, daß ſein Talent ihn zum Bildner berufe. Allein bei ſeinen erſten Arbeiten ſtellte ſich bereits ſo deutlich ſeine Neigung, maleriſch zu wirken, heraus, daß er ſich nach einer ihn in ſeinem Vorhaben bekräftigenden Reiſe nach Italien kurzer Hand entſchloß, der Phidiaskunſt zu entſagen und ſich der Malerei zuzuwenden. Da Weimar,

wohin er ſich zunächſt wandte, ihm nichts bieten konnte, ging er 1870 zu Diez nach München. Zu dieſer Zeit wehte, durch die Gründung des Deutſchen Reiches erzeugt, ein friſcher, kunſtfroher Zug durch unſer Vaterland; man war der Scholle und des eigenen Hauſes wieder froh geworden, und es war ſo natürlich, dieſer Freude an ſicheren Verhältniſſen einen ſichtbaren Ausdruck durch den künſtleriſchen Schmuck der Innenräume zu geben. Damals kam das üppige dekorative Talent Makarts in Schwung, und auch Piglhein, der ſo unendlich viel beſſer zeichnen konnte als der öſterreichiſche Meiſter, der ſo viel mehr Phantaſie beſaß, als dieſer, durfte einige Münchener, Wiesbadener und Hamburger Patrizierhäuſer mit dekorativen Gemälden ſchmücken. Bei dieſen zum Teil in Haſt geſchaffenen Gelegenheitsarbeiten offenbarte ſich aber bereits eine ganz eigenartige Perſönlichkeit, die über einen unverſiegbaren Schatz von Erfindungsgabe, Humor und lachender Sinnlichkeit zu verfügen ſchien. Zugleich jedoch ein maleriſches Genie erſten Ranges. Dieſen nur einem beſchränkten Publikum zugänglichen dekorativen Schöpfungen folgte 1879 das erſte, den Künſtler in ſeiner vollen Größe zeigende Bild „Moritur in deo“, den Heiland am Kreuze darſtellend, dem ein herabſchwebender Engel den Todesſchweiß von der bleichen Stirne küßt. Das Bild war in ſeinen Einzelheiten faſt naturaliſtiſch durchgebildet, aber die Wahrheit und die Kraft der Empfindung, die ſich in den beiden Geſtalten ausſprach, die wundervolle koloriſtiſche Stimmung, der tiefe Ernſt der Auffaſſung ließen das Gemälde gleich einem Meiſterwerk der beſten klaſſiſchen Zeit wirken, obſchon es keinem derſelben ähnlich war. Kurze Zeit nach dieſem eine tiefe Religioſität verratenden Bilde überraſchte Piglhein die Schar ſeiner Bewunderer mit einer Reihe von Paſtellen, dem künſtleriſchen Gewinn einer Reiſe nach Paris. Nach den weihevollen Orgelklängen der Kirche die Cancanmelodien von Moulin-Rouge, nach dem Todesſeufzer des Welterlöſers das girrende Lachen der Pariſer Kokotte. So groß die moraliſche Enttäuſchung beim erſten Anblick dieſer Darſtellungen einer verlotterten und morſchen Welt war, man mußte doch immer wieder die künſtleriſchen Reize der Darbietung bewundern und den Geſchmack, der über die Widerlichkeit mancher Scene triumphierte. Das Ganze war ein Tribut an die verbuhlten Reize Lutetias, ein offener Brief über die Erlebniſſe des Künſtlers während ſeines Pariſer Aufenthalts. Daß er ſich nicht verloren hatte, bewies er durch eine Reihe ganz köſtlicher Kinderbilder, von denen das bekannteſte jenes iſt, wo ein niedliches nacktes kleines Mädchen neben einem Dackel auf einem Stege am Waſſer ſitzt. Von beiden Weſen ſah man nur die Rücken, aber Kind und Hund waren trotzdem in ihrer Naivetät, ihrer Zuneigung zu einander ſo unendlich fein charakteriſiert, daß der Erfolg des luſtigen Bildes keineswegs übertrieben war. Eine in der erſten Hälfte der achtziger Jahre unternommene Reiſe nach Paläſtina gab Veranlaſſung zu dem Werke, das Pigheins Namen am bekannteſten gemacht hat, zu dem inzwiſchen verbrannten Panorama der Kreuzigung Chriſti. Mit dem Begriffe Panoramenmalerei verbindet ſich die Empfindung von etwas Rohem, ans Unkünſtleriſche Streifendem. Piglhein hat mit ſeinem Panorama bewieſen, daß man auch auf dieſem Gebiete künſtleriſche Lorbeeren pflücken kann. Sein Rundgemälde hatte einen mächtigen Stimmungsinhalt; die Tragödie von Golgatha mit ihrer landſchaftlichen Umgebung, mit den zur Feier des Oſterfeſtes heranziehenden Karawanen, dem Blick auf Jeruſalem, wirkte, obgleich nur Epiſode in dieſer ausgedehnten Schilderung, ergreifend. Eine „Grablegung Chriſti“, die jetzt die Pinakothek in München ziert, gehört auch in dieſe Periode des Meiſters. In Berlin wurde er durch ſein Koloſſalbild „Die Blinde“, welches auf der internationalen Ausſtellung 1891 erſchien, ſehr volkstümlich. Das blinde, ſchöne ſyriſche Weib, das, einen Waſſerkrug auf dem Kopfe, ſich durch ein blühendes Mohnfeld mit ſeinem Stabe forttaſtet, fand allgemeine Anerkennung, auch bei denen,

die kein Verſtändnis für die außerordentliche maleriſche Leiſtung dieſer Sinfonie in Rot hatten. Und ſo war es bei allen ſeinen Bildern: Wer Kunſt ſehen wollte, fand ſie bei ihm, wer ſich bei einem Kunſtwerk etwas denken können mußte, ſtand nicht vergeblich vor einer Piglheiniſchen Schöpfung. Der Künſtler wußte Ausführung und Inhalt ſo zu vereinigen, daß ſein Werk zu jedem ſprach, daß niemand nach irgend einer Seite einen Mangel empfand.

Zwiſchen dieſen großen Leiſtungen entſtanden zahlreiche kleinere Arbeiten, Bildniſſe und Idyllen von hinreißender Anmut und Farbenſchöne. Der Name Piglhein wurde überall mit Achtung genannt, wo Kunſt geſchätzt wurde. Als ſich vor zwei Jahren die Spaltung in der Münchener Künſtlerſchaft vollzog, ging der Maler, der längſt Profeſſor geworden war, ins Lager der Jungen, und man darf behaupten, daß ſein Name an der Spitze der „Sezeſſion“ dieſer mit zu ihrem Erfolge verholfen hat; denn eine Vereinigung, der Piglhein vorſtand, mußte etwas Gutes ſein. Leider befiel ihn damals ſchon das Herzleiden, welches ſein Ende herbeigeführt hat. Er konnte weder künſtleriſch, noch perſönlich mehr für die Sezeſſion thätig ſein, aber er ließ ihr ſeinen Namen bis vor etwa einem halben Jahre. Ein Aufenthalt in Abbazia, eine Kur bei Schweninger, alles war vergeblich, und ſo ging er im April als todkranker Mann nach München zurück. Nach unſäglichen Qualen, die eine Herzwaſſerſucht mit ſich brachte, iſt er nun in der Heimat aller Kunſt, in den Schoß der Schöpfung zurückgekehrt.

In den Schmerz, dieſen großen Künſtler verloren zu haben, miſcht ſich das Bedauern, daß er, der berufen war, monumentale Werke deutſcher Kunſt zu ſchaffen, keine Gelegenheit dazu finden konnte, daß man Durchſchnittskünſtler zu großen Aufgaben heranzog, während das Genie keinen Ort fand, wo es ſich und ſeinem Volke ein unvergängliches Denkmal hätte errichten können. Die Geſchichte der verpaßten Gelegenheiten in Deutſchland iſt wieder um einen traurigen Fall bereichert, wie Muther ſehr richtig bei Erwähnung Pigleins ſagt. Der Künſtler iſt bis jetzt nicht einmal in der Berliner Nationalgallerie vertreten. Man konnte ſich nicht eher zum Ankauf der Blinden entſchließen, als bis ein Amerikaner die dollarſchwere Hand darauf gelegt und da war es natürlich zu ſpät. Pigleins „Moritur in deo“ ſtand bis zuletzt in ſeinem Atelier, und der Sterbende hatte eine letzte Freude, als der Großinduſtrielle Krupp das Bild erwarb mit der ausgeſprochenen Abſicht, es der Berliner Nationalgallerie zu ſchenken.

Piglhein hinterläßt keinen Feind, nur Freunde. Die große Liebenswürdigkeit ſeines Weſens, ſein ehrenhafter Charakter, ſein goldenes Herz und ſein hochgeſinnter Geiſt haben es jeden angethan, der das Glück hatte, ihn perſönlich zu kennen. Er war ein ganzer Mann und ein ganzer, vollwertiger Künſtler, eine Prachtnatur, wie ſie in unſerer ſchwachherzigen, mutarmen Zeit immer ſeltener wird. Mag er der aufſtrebenden jungen deutſchen Kunſt zum leuchtenden Leitſtern werden. Ehre ſeinem Andenken!

* * *

Im nächſten Hefte werde ich die Beſprechung der Ausſtellungen fortſetzen und zugleich berichten, was ſich in dieſer Zeit an bemerkenswerten Begebenheiten auf den Münchener Schau- und Muſikbühnen abgeſpielt hat. —

Akkorde und Dissonanzen vom deutschen Olympia.

Von Wilhelm Mauke.

(München.)

I. Im Festspielhause.

Im Jahrgang 1891 dieser Zeitschrift veröffentlichte der geistvolle Spötter Panizza einen „Stoßseufzer aus Bayreuth“. Panizza machte damals in Nietzsche. Es lagen eben noch die Nachwehen des mit Theaterdonner inscenierten Gewitters: „der Fall Wagner“ in den deutschen Lüften. Und was dem Generalumstürzler erlaubt war, gegen die Heilslehre Wagner'scher Kunst mit Gift getränkte Lanzen zu brechen, warum sollte das nicht „auch Einer“, der sich zudem berufsmäßig mit der Heilslehre abgab, versuchen? Und so setzte sich Panizza hin, und damit die Sache etwas pikanter erschien, hing er dem Ganzen ein medizinisches Mäntelchen um. Er konstatierte bei und nach Anhörung der Tristan- resp. Parsifalmusik „glänzende Augen, Starrheit der Glieder, allerlei Anzeichen der Geistesabwesenheit, eine konstitutionelle Verkümmerung der Gehörs-Perception, ein Analogon der Farbenblindheit, welches sich im Mangel der Dreiklang-Müdigkeit äußerte und ein atavistisches Retourgehen auf die Tierstufe bedeutete,“ — und wie alle diese gelehrt-geistreichelnden ironischen Wendungen gelautet haben mögen. Nun aber: Scherz und Ironie beiseite! Ich frage mit bitterem Ernst: Sind diese nach Anhörung des „Tristan“ und des „Parsifal“ in Bayreuth 1891 niedergeschriebenen Auslassungen Panizzas, des feinfühligen Kunstmenschen, der für alles Moderne, Starkgeistige eine so bedeutsame Kraft des genialen Mitempfindens und Nachschaffens verrät, innerste Überzeugung? Und wenn —, ist Panizza des Wahns, man könne über Richard Wagner und die weltgeschichtliche Bedeutung seiner Schöpfungen mit solchen Späßen hinwegkommen?

Hat ihm damals nicht eine innere Stimme die Feder übers Papier zögern lassen und ihm zugerufen, sich nicht am Erwecker eines neuen Geistes in der Kunst zu versündigen? Oder ist es wirklich nur ein Nachahmungstrieb Nietzsche'scher Umwertungspolitik gewesen, welcher ihn bewog, Wagner, dieses Urbild *gesunder* Schöpferkraft, als krank, nervös, überreizt, seine Kunst als Krankheit, als Décadencekunst hinzustellen?

Aber Panizza liebt ja schwärmerisch die Anzeichen der Décadence, die mit Alkoholicis und Neuroticis durchfurchten und vergifteten Hirne, den Haarschwund, „die tote Stirn, die Gedankenbläße, den müden Blick, den schlappen Gang“. „So wie wir sind, eine körperlich verkrüppelte und schwindsüchtige, aber cerebral hochentwickelte Rasse, so wollen wir bleiben. Wir verbitten uns die Verbesserung“. So stand zu lesen in seinen „Prolegomena zum Preisausschreiben: Verbesserung unserer Rasse.“ Nach seiner Darstellung im „Stoßseufzer“ hätte er demnach Wagner als Repräsentanten der Décadence eher verehren als lächerlich machen sollen.

Mir war es diesen Sommer zum ersten Male vergönnt, die heiligen Hallen des Gral*) zu schauen. Ich „wallte“ mit der festen Absicht „in den Tempel“, mich von dem berüchtigten Bayreuther Milieu, welches seit des Meisters Tode dort herrscht, nicht

*) Der Gral (sanguis realis, sang *realls*, das wahre Blut) war eine aus einem kostbaren und glänzenden Steine, der bei Lucifers Sturz aus dessen Krone fiel, gefertigte Schale. In diese Schale wurde Brot und Wein vom Heiland beim Abendmahl gesegnet; in ihr fing Josef von Arimathia das Blut auf, welches aus der Seitenwunde des am Kreuze Sterbenden floß. Nach mancherlei Irrfahrten kam er auf die aragonische Burg Montsalvat. (Nach Wolfram von Eschenbach.)

Digitized by Google

verwirren zu lassen und war entschlossen, nach der ersten Sturmflut der Gefühle die kritische Sonde der Objektivität nicht fallen zu lassen. Beim „Tannhäuser" habe ich sogar manchmal an den „Stoßseufzer" denken müssen. Als mehr oder minder „große Oper", als Vergangenheitsmusik gehört er überhaupt nicht nach Bayreuth, der Idealbühne des Musikdramas. Die verzückten Grimassen und mystischen Konvulsionen der Panizza'schen „Richard Wagner-Verein-Bauern" schwebten mir vor bei dem neubearbeiteten, d. i. mit einer wollustkitzelnden Chromatik neuer Tonfluten übergossenen Bacchanal, bei den orgiastischen Faunstänzen, bei den sexuellen Explosionen der Nymphen, Najaden, Jünglinge, Satyrn und Faunen, die schließlich von mächtigem Liebessehnen ergriffen in krampfhaften, immer matter werdenden Verzückungen und Verschlingungen zu Boden sinken: ein wollustdampfendes Fleischmeer. Hier werden allerdings auch die stärksten modernen Nerven schließlich in einen Wahnsinnsveitstanz gepeitscht.*) Zur möglichst naturalistischen Inscenesetzung dieser Brunst- und Taumelorgien hat Madame Kosima die prima ballerina assoluta Sgna. Zucchi aus Mailand für sehr schweres Geld kommen lassen. Jedenfalls ist dies im Interesse der internationalen Jeunesse dorée beabsichtigt, welche denn auch dankerfüllt in den jeweiligen Tannhäuser-Aufführungen stark vertreten ist und sich in dem erwarteten Kitzel der Rückenmarksnerven, speciell regio lumbalis nicht verrechnet hat.

Allenfalls konnte man also hier von einem „pathologischen Taumel der Erregung, welcher die gehörskranke Minderheit ergriffen", sprechen. — Aber der Parsifal, der Parsifal! Das ist das Verbrechen, daß Panizza diese weihevolle Wunderblume religiöser Kunst mit in seinen Hexenkessel geworfen hat. Ich will das Verbrechen jetzt für ihn sühnen, will ihn erlösen. — Doch zuvor ein paar Worte über das Innere des Festspielhauses.

Das Wagner'sche Reformtheater kann man am kürzesten als die Wiedergeburt des griechischen Amphitheaters aus dem Geiste der Renaissance bezeichnen. Die wichtigsten und genialsten äußeren Reformen sind bekanntlich: die amphitheatralisch emporsteigenden Sitzreihen, oben von einer einzigen Logenreihe harmonisch abgeschlossen, zu den Seiten flankiert von mächtigen korinthischen Säulen, welche dem Hause den Charakter eines Tempels verleihen; die fast absolute Verdunkelung des Zuhörerraums**); die Unsichtbarkeit des Orchesters; die Schaffung eines zweiten, vor dem leeren Raum des Orchesters befindlichen Proscheniums, welches in seinem Verhältnis zu dem dahinterliegenden engeren Proscenium ein Fernerrücken des Bühnenbildes bewirkt und damit das „beleidigend freche Hervortreten des scenischen Bildes bis zur Betastbarkeit durch den Zuschauer" beseitigt. Durch die ersten beiden Reformen vereitelt Wagner die bekannten gesellschaftlichen Unarten des Publikums unserer Opernhäuser. Daß diese Mittel, welche die Aufmerksamkeit so ungemein fördern, nicht längst bei dem Neubau von Opernhäusern nachgeahmt werden, ist sehr zu bedauern. Über die Notwendigkeit der Versenkung des Orchesters aus äußeren Gründen, namentlich aber im Interesse der Veredelung, Vergeistigung und wohlthuenden Milderung des Klanges ist die „musikalische Welt" nun wohl auch einig? Interessant ist, was der junge Wagner hierüber sagt: „Von jeher hatte ich die Unglücklichen bedauert, die genötigt waren, oder es vorzogen, in der unmittelbaren Nähe des Orchesters zu verweilen; ich vermochte gar nicht zu begreifen, wie es ihnen Freude machen konnte, die Musik zu sehen, anstatt zu

*) Nietzsche, Panizzas Vorbild, spottet hierüber: der Fall Tannhäuser lehrt uns, daß man durch ein Wagnerisches Ballett zur Verzweiflung gebracht werden kann — — und zur Tugend.

**) Sehr angenehm fiel mir das vollständige Fehlen der Uniformträger und Säbelrassler auf. Ihre Abwesenheit steht ohne Zweifel im ursächlichen Zusammenhang mit der Verdunkelung des Raumes.

hören; denn anders konnte ich mir die Gespanntheit nicht deuten, mit der sie unverwandt und starr den verschiedenartigen Bewegungen der Musiker zusahen, besonders aber mit begeisterter Teilnahme den Paukenschläger betrachteten, wenn er nach den mit umsichtiger Ängstlichkeit abgezählten Pausen sich endlich zu einer erschütternden Mitwirkung herbeiließ. Ich war der Überzeugung geworden, daß es nichts Prosaischeres und Herabstimmenderes gebe, als den Anblick der gräßlich aufgeblasenen Backen und verzerrten Physiognomien der Bläser, des unästhetischen Bekrabbelns der Contrabässe und Violoncelle, ja selbst des langweiligen Hinundherziehens der Violinbögen, wenn es sich darum handelt, der Ausführung einer schönen Instrumentalmusik zu lauschen."

Dem aufmerksamen Besucher werden aber noch andere Abweichungen von unserer Zunftbühne auffallen; alle ersonnen von dem zum Höchsten gewandten Kunstgenius Wagners zur Verstärkung des weihevollen Gesamteindrucks. Statt des an den Bahnhof gemahnenden prosaischen Glockensignals ertönen in Bayreuth vor Beginn jedes Aufzuges in dreimaliger Wiederholung gewaltige Fanfaren, Motive aus dem jeweiligen Akte, vom Meister selbst ausgewählt. Der vertikal sich erhebende Vorhang, welcher so hübsch zollweise erst die Stiefel, dann die Hosen der Akteurs zeigte, ist verschwunden. Statt seiner enthüllt die seitlich auseinandergehende Gardine mit einem Schlage das Bühnenbild. Vergebens sucht das Auge die Rampe mit ihren zahllosen roten und grünen Lampencylindern; vergebens den Souffleurkasten, diesen Notstuhl des Gedächtnisses. Endlich sei erwähnt, daß die hydraulischen Maschinen auf der Bühne, die Nebel und Wolken entsendenden Dampfrohre ꝛc. vollständig geräuschlos arbeiten. Die inneren Reformen erstrecken sich auf den Geist der Darstellung, auf die Einheitlichkeit des dramatisch-musikalischen Stils des Ensembles und der Solisten. Diese mögen zu Lebzeiten und unter den Augen ihres Schöpfers vollkommener und besser zu seiner Zufriedenheit ausgefallen sein.

II. Lohengrin.

Im Mythus der Gralsage spielt die Lohengrindichtung später wie die Parsifaldichtung, denn Lohengrin ist Parsifals Sohn. (Nietzsche: Eine Thatsache endlich, die uns fassungslos läßt: Parsifal ist der Vater Lohengrins! Wie hat er das gemacht? Muß man sich hier daran erinnern, daß „Keuschheit *Wunder*" thut?) In der Reihe der Wagnerschen Schöpfungen steht sie vor dem Parsifal. Zweifellos läßt sich Lohengrin, welchem übrigens die Bezeichnung *Musikdrama* mit größerer innerer Berechtigung zukommt wie: Oper, mit dem letzten Werke Wagners schwer vergleichen, weil er einer ziemlich frühen Schaffensperiode des Meisters entstammt. Das Hauptmotiv des dichterischen Vorwurfs ist in beiden ein religiöses: *der Glaube ist das letzte Ziel aller Liebe*. *Elsa* hat sich durch die Stärke ihres kindlich reinen Glaubens zu der übersinnlichen Erscheinung ihres Geliebten erhoben und wenn sie in angeborener weiblicher Schwäche einen Augenblick dem Versucher das Ohr geliehen, kehrt sie im Momente, wo dieser erscheint, um ihre Neugier zu befriedigen, mit vollster Reue, ihren Irrtum erkennend, glaubensvoll zu Lohengrin zurück, geliebt von ihm bis an das unsagbar traurige Ende. *Parsifal*, der thöricht Reine, fühlt sich nach furchtbaren Kämpfen der Seelenqual und Selbstüberwindung als Erlöser und Heilsbringer der sündigen Ritterschaft geweiht; damit verwandelt er die Fleischesliebe Kundrys in die glaubensvoll reinere Liebe an den Erlöser. (Nietzsche: der Fall Kundry lehrt uns, daß alte verdorbene Frauenzimmer es vorziehen, von keuschen Jünglingen erlöst zu werden.)

Am Freitag, den 3. Auguſt, führte man Lohengrin auf. Eine ganz wunderſame, beinahe möcht' ich ſagen gläubige Stimmung überkam mich, als aus dem „myſtiſchen Abgrund, welcher die Realität von der Idealität trennt", die ätheriſchen (vielberufenen) Adurdreiklänge des Gralsmotivs geiſterhaft gleich pythiſchen Dämpfen zur Decke ſchwebten. Die Wirkung der Streichinſtrumente, namentlich in den hohen Lagen, iſt ungemein zart und zu Herzen gehend. Gewaltig klingt aus dieſem akuſtiſchen Hohlraum, der wie ein Rieſenreſonanzboden wirkt, der Ton der Poſaunen und Tuben hervor. Weit furchtbarer als im offenen Orcheſter dröhnt das ſchmetternde Donnern der Keſſelpauken. Aber wie geſagt, alles klingt wie aus der Ferne; von brutalem Lärm keine Rede. Dieſe ideale Geſamtwirkung, welche doch jedem einzelnen Inſtrument ſeinen individuellen Klangcharakter wahrt, iſt nur zu erreichen durch die Wagnerſche Reform. Wie lange wird es nun noch dauern, daß die deutſchen Theaterdirektoren dieſe mit faſt gar keinen Koſten verbundene, ſeit 1872 beſtehende „Neuerung" auch außerhalb Bayreuths einführen? Dazu kommt, daß das Organ der Sänger ſich weit mehr ſchonen kann und trotzdem ſiegreicher über den inſtrumentalen Tonfluten ſchwebt.

Die Chöre in Bayreuth ſind vollkommen zu nennen. Heinrich Porges, der langjährige Korrepetitor der Bühnenfeſtſpiele, erklärte auf meine freudige Verwunderung ſchmunzelnd: „Ja, mein Lieber, in unſerm Chore ſind aber auch verſchiedene Lohengrin und König Heinriche verborgen!" — Dieſer ungemein ſchöne und harmoniſche Geſamteindruck, den ich ſo erhielt, dauerte an — bis der „Held des Abends", Lohengrin in der Geſtalt des Monſieur v. Dyck aus Wien ſtolzen Theaterſchrittes vom Ufer der Schelde unter die erſtaunten Mannen von Brabant herunterſtelzte. Da war es aus mit der Weihe des Abends. Galliger Ärger und höhniſche Verwunderung traten an ihre Stelle. Die erſte Bayreuther Diſſonanz ſchrillte durch mein Inneres.

Ich will mich kurz faſſen. Man denke ſich einen Theaterprinzen nach bewährter Schablone, einen blaſierten, aufgedunſenen Heldentenor mit krankhaft bleich geſchminkter Geſichtsfarbe. Ein modiſcher, weichlich gepflegter Vollbart kräuſelt ſich um Wang' und Kinn. In ſchön geſchwungenen Bogen wölben ſich die ſemmelblonden Brauen über den raffiniert bläulich umſchatteten Augen. Ob dieſe dirnenhaften Schatten unter den Augen die Keuſchheit des Gralsritters oder die angenehme Geſchwächtheit nach durchſpielter oder durchliebter Nacht ſymboliſieren ſollten, weiß ich nicht. An den weißen Fingern blitzen zahlreiche Diamantringe. In wohlabgemeſſenem Pas, mit Geſten und Blicken, die von minutiöſem Spiegelſtudium zeugen, tänzelt dieſe verweibſte Ritterkarrikatur vor den mannhaften Königsrecken Heinrich, macht eine tadelloſe Salonverbeugung und beginnt: Heil, König Heinrich! Segenvoll möge Gott bei deinem Schwerte ſtehen! — Die Stimme, ein ſehr hoher Tenor, klingt bis zur Mittellage gequetſcht und dünn, entbehrt jedes edlen Klanges, des weichen vollen Timbres jener echten Tenorſtimme, die uns ſo zu Herzen dringt. Die Töne werden durch ein heftiges Tremolo entſtellt. Die Ausſprache iſt undeutſch, affektiert, unnatürlich. Statt: ich muß, ich muß — ſingt Monſieur v. Dyck mit dem eingeſchobenen e des falſchen Pathos oder wie ein Spreeathener: icke muß, icke muß! — Mit ſolch ſeltenen Mitteln ausgerüſtet, ſingt dieſer franzöſiſche Salon-Lohengrin ſeit einer Reihe von Jahren die erſten Partien in Bayreuth. Daß unter dieſen Umſtänden die ergreifende Scene der Neuvermählten im Brautgemach, wo ſich die feinſten Gefühlsnuancen des Mannes entfalten müſſen, wo die unausſprechliche Zärtlichkeit, das heiligſte Erſchauern bevorſtehender Wonnen aus ſeiner Bruſt brechen, wo er mit ſanfter Glut zu jenem reinen Weſen vor ihm die ſüße Melodie flüſtert:

— „Zum erstenmal allein, seit wir uns sah'n,
Nun sollen wir der Welt entronnen sein,
Kein Lauscher darf des Herzens Grüßen nah'n.
Elsa, mein Weib! Du süße, reine Braut!
Ob glücklich Du, das sei mir nun vertraut!"

für mich zur Höllenqual ward, wird man mir nachfühlen können. Und die gesamte Zunftkritik schweigt einhellig zu diesem Skandal? Warum? Weil Monsieur v. Dyck ein Protektionskind der allmächtigen Kosima ist? Weil er Kapellmeister und Berichterstatter — doch halt, dieses Mäntelchen soll erst später weggezogen werden.

Daß es auch noch Leute giebt, deren Musikverständnis mit ihrer Wahrheitsliebe im harmonischen Einklang steht, dafür ist wohl Beweis genug, daß vier Festgäste, die des Augenblicks Laune am Abend nach der Lohengrin-Aufführung am Biertisch bunt zusammengewürfelt hatte, nämlich eine Münchener Wagnerkapazität, der Berichterstatter des „Musikal. Wochendtattes", ein Leipziger Maler und ein junger unbekannter Münchener Künstler, — daß wir Vier in unserer Verdammung dieser unmännlichen, unschönen und blasierten Monsieur v. Dyck'schen Sing- und Spielmanier unbedingt übereinstimmten. Daß ein Repräsentant jenes modernsten Sängertypus, welcher in seinem Spiele jede Spur natürlichen Empfindens verbannt, welcher die herrlichsten Stimmmittel im Fistelton der Kastraten, im Tremolando der italienischen und Pariser Schule systematisch verdirbt, seinen Weg in die Kulturstätte der deutschesten, hehrsten und reinsten Kunst gefunden hat, ist ein Zeichen der Zeit. Und das traurigste an der Sache ist, daß die Geschmacksverirrung der großen Masse internationaler Kunstesel und die durch diese beeinflußte feile Zunftkunstschreiberei solche Sänger selbst in Bayreuth Jahre lang über Wasser halten kann, ohne daß die hellsehende Minderheit, die Leute, die abseits stehen, etwas dagegen ausrichten können.

Welch ein Abstand, wenn ich mir an dieses koketten Capauns Stelle unsern Heinrich Vogl denke, mit seiner in allen Lagen runden, voll hervorquellenden Stimme, seinem durchgeistigten Spiel, über welchem stets die herbe Frische der Natürlichkeit liegt!

Desto herrlicher waren die Leistungen der Elsa Fr. Lillian Nordica, einer eminenten Bostoner Gesangskünstlerin. Ihre richtige Auffassung des halb somnambulen, halb unschuldig naiven Elsagemütes muß um so mehr Bewunderung erregen, bedenkt man, daß diese Frau außer ihrer Rolle kein Wort Deutsch versteht! Die kernige Heldengestalt König Heinrichs des Finklers stellte dar, mein ihn lebte Hermann Döring aus Mannheim. Gesanglich vollendet, königlich im Spiel. Zwei Gestalten voll dämonischer Leidenschaft sind die Vertreter des heidnischen, bösen Elements: Ortrud: Frau Brema aus London; Telramund: der Czeche Popovici vom Prager Landestheater. Vollsaftige Künstlernaturen von starkgeistiger Individualität!

Man nimmt zwei Überzeugungen vom Lohengrin in Bayreuth mit sich fort. Einmal, daß diese Tragödie sich hier, mit diesem Ensemble, diesem Chor, zu ungeahnter Größe erhebt und eine weit einheitlichere musikalische wie innere dramatische Architektur aufweist, als wir sie auf der traditionellen Operndühne wahrzunehmen gewohnt sind. Zweitens aber, daß unter den sogenannten Wagneropern *nur Lohengrin die innerliche Berechtigung hat, neben dem Bühnenweihfestspiel auf dem Plane zu stehen*. Wäre Herr Possart in Bayreuth gewesen (ich glaube, er ist zerkriegt mit Frau Kosima), so hätte er sich doch gestehen müssen, daß die kostenreiche, stilgerechte und pomphafte Neustudierung und -Inscenierung des Münchener Lohengrin verlorene Liedesmüh' gewesen ist, und nichts anderes sein konnte, weil die künstlerischen Vordedingungen zu solchem Unternehmen nur im *deutschen Olympia* und *nirgends anderswo in der Welt* gegeben sind.

III. Parſifal.

Über den tieferen Sinn, den phlloſophiſch ſymboliſchen Gehalt der Parſifaldichtung, oder, wie Wagner ſo bedeutungsvoll ſagt: des Liebesmahls der Gralsritter*), giebt es verſchiedene Lesarten. Am geiſtvollſten und dabei dem Wagnerſchen Univerſalismus entſprechend, welcher hinter dem offenkundigen Dichtungsſtoff ſtets eine höhere Idee, ein menſchheitliches, ja metaphyſiſches Problem im Verborgenen walten läßt, ſcheint mir die Nohl'ſche Auslegung zu ſein. Anſchließend an den Aufſatz Wagners, den dieſer im Jahre 1850 unter dem bezeichnenden Namen Freigedenk ſchrieb, meint er, daß der Meiſter im Parſifal die große Menſchheitsfrage der Erlöſung und Vernichtung des ruheloſen Judentums durch Aufgehen im freien, pfaffenzwangsledigen Chriſtentum angedeutet habe. Der weibliche Ahasver *Kundry*, die Vertreterin des jüdiſchen Geiſtes, findet ihre endliche Erlöſung und damit ihren Untergang durch gläubiges Aufgehen im Geiſt des reinen Menſchentums, durch die chriſtliche Taufe, welche Parſifal, der ſich dieſes von Jeſu Tode her mit Fluch beladenen irren Geiſtes erbarmende Gralsheiland, ihr ſpendet. *Parſifal*, der reine Thor, der durch Mitleid wiſſende Held, bringt Amfortas und der ſündigen Ritterſchaft, welche die Leiden der Menſchheit vertreten, die Erlöſung in Geſtalt des heiligen Speers, der in der Hand des unreinen Zauberers alle die leidensvollen Wunden ſchlug, zurück als vom Fluche befreites Symbol des chriſtlichen Kreuzes. In dieſer hohen Miſſion iſt der durch ſeeliſche Qualen ſchnell vom Jüngling zum Manne gereifte Held berufen, weil *in ihm die altruiſtiſche Kraft des erbarmungsvollen Mitleids über die egoiſtiſche der Sinnenluſt geſiegt hat*. So ſtellt Parſifal in jenem ſymboliſchen höhern Sinne *die Verkörperung dar des ſich ſeiner Reinheit bewußten Genius der Menſchheit, der Zeit und der Kunſt*, der, wenn auch zeitweilig in dumpfen Irren und niedrigem Wahn verſunken, ſich doch ſtets aus ſich ſelbſt wiedergebärt zu neuen und freien Daſeinsperioden. Parſifal iſt endlich *der Geiſt der von Wagner geſchaffenen nationalen Kunſt*, welcher unſer Volk an die Spitze der Kulturvölker führen ſoll. — *Amfortas* erſcheint uns als ein myſtiſcher Schopenhauerſcher Typus der Lebensverneinung. Furchtbare Sehnſucht packt den Sündigen, d. i. fleiſchlich Schwachen, nach Selbſtvernichtung durch Willensentſagung. Doch der Wille Titurels und der Gralsritter zwingen den ohnmächtig Raſenden, das heilige Gefäß, welchem die Wundergabe innewohnt, das Leben des Schauenden zu verlängern, zu enthüllen und dadurch ſeiner Wunde und ſeiner Seele Qual endlos zu ſteigern**).

Ich möchte jetzt dem trefflichen Wagnerbiographen ſelbſt das Wort geben. Nohl ſchreibt: „Kein Volk der Welt hat die von aller Welt verſtoßenen Juden mit ſolchem heilig reinen Menſchengefühl aufgenommen, wie die Deutſchen, — ſollten ſie hier endlich ihre Erlöſung von dem Fluch der Heimatloſigkeit, ihre Neuexiſtenz durch Untergang in ein größeres, reicheres, tieferes Ganze finden? Dieſe Frage iſt es, die Wagner beſeelt und bewegt. Aber nicht entfernt in dem Sinne eines zufälligen und wechſelnden Haders unterſchiedener Raſſen oder gar religiöſer Parteien! Sondern er ahnt, daß gerade dieſe Frage eine Lebensfrage der Zeit iſt und ihrer endlichen Löſung entgegengeht. Nicht aber die Juden ſind es, ſondern der *jüdiſche Geiſt*, was hier

*) „So glaubte ich das myſtiſch bedeutſame Liebesmahl meiner Gralsritter dem heutigen Opernpublikum nicht anders vorführen zu können, als wenn ich das Bühnenfeſtſpielhaus zur Darſtellung eines ſolchen erhabenen Vorganges beſonders *geweiht* mir dachte."

**) Es iſt auffallend, wie durch dieſe letzte Offenbarung des alternden Genius eine wunderſam tiefe Glaubensinbrunſt an die Erlöſung des Schlechten und Schwachen in der Welt durch das Heiltum Chriſti tönt. Die herzensrahen Spötter keifen: Da ſeht hin, der alte Sünder wird fromm à la Talſtoj.

den Gegner im Kampf darstellt, jener Geist, der erst nach der Entstehung des Christentums dieses Volk an dem Schmutze der römischen Civilisation aus angebornen übien Keimen zu einer weithistorischen Macht des Bösen geschaffen und der selbst in seiner glänzendsten Erscheinung, in Spinoza, wie am deutlichsten aus dessen eigenen Schriften Schopenhauer nachgewiesen hat, nur den eigenen Vorteil, dem er das Ganze opfert, nicht aber ein Ganzes kennt, dem er sich liebend opfert! Solche konkrete lebendige Erscheinung der Geschichte also nimmt sich Wagner nicht etwa zum Gegenstande, sondern zum innerlichen Anhalte seiner Kunstwerke. Denn irgend eines Raum- und Zeitinhaltes bedarf die Dichtung, um ihre Anschauung von der fortschreitenden Geistesentwickelung der Menschheit zu versinnlichen. Wagner verlegt den Schauplatz des Kampfes sogar in jene fernen Jahrhunderte, in denen der Kampf zwischen Christen und Heiden gar gewaltig, aber der von Juden und Occidentalen noch gar nicht vorhanden war. Er nimmt wie der echte Künstler auch nur einzelne Porträtzüge aus der Gegenwart, die sich allerdings dem Wesen jener arabischen Welt, die einst einen Weltkampf mit dem Christentum führte, nur zu verwandt zeigen, und bewährt überall, daß ihm am allerwenigsten diese Frage eine vergängliche Zeit- und Streitfrage, sondern daß sie eine ewige Menschheitsfrage ist, die nur diesmal wieder in einer besonders akuten Form ins Leben getreten ist. Sein freies Gefühl für das rein Menschliche, wie wir es überall in seinem Schaffen mit so ergreifender Wärme sich bethätigen sehen, das uns die wahren Menschheitsgestalten eines Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Siegfried geschaffen hat, es verleugnet sich uns diesmal nicht. Er ahnt die Sehnsucht, die hier waltet; er sieht die Gestalt schon an die Fläche des Daseins emportauchen und will nur echt menschlich anteilnehmend die wahre und volle Lösung zeigen, die keiner der beiden streitenden Seiten das gottgegebene Recht des Daseins versagt.

Klingsor, der Zauberer, Repräsentant alles dessen, was dem heiligen Gral und dessen Rittern feindlich ist, ruft dessen Dienerin Kundry, die seinem Zauber, das heißt eben jenem bösen Moralgesetze, dem der einzelne nicht zu widerstehen vermag, unterthan ist, vorwurfsvoll zu:

„Pfui! Dort bei dem Rittergesipp
Wo wie ein Vieh du dich halten läßt!"

Ist damit der germanische Standeshochmut, der sich „einen Leibjuden hielt", kernig genug gezeichnet und drückt sich unser eigenes altes Unrecht noch schärfer in Klingsors Worten aus:

„Möge denn so das ganze Rittergeschlecht
Unter sich selber sich würgen!"

so deckt doch Wagner hier noch tiefer, als schon im „Holländer" mit seinem „fabelhaften Heimweh" geschehen, einen Zug dessen auf, was sich nach Erlösung, nach Menschsein mit Menschen sehnt: Kundry bricht vor dem Anblick des Höheren und wahrhaft Menschenwürdigen, das sie in der Gestalt des aus der Erkenntnis des Wahren wiedergeborenen Parsifal zum zweiten Male in ihrem Leben sieht, in sich zusammen und wirft mit dem einzigen Worte, das sie nur noch kennt: „Dienen! Dienen!" alle böse Selbstsucht von sich.

Wie wahr ist hier Goethes Wort von jener Kraft geworden, die stets das Böse will und doch das Gute schafft! Kundry ist Botin des gleichen heiligen Grals, gegen den ihr Herr und Meister den tödlichen Krieg führt: in alle Fernen bringt gerade sie das höhere Stück Kultur, die sie dem Gral und seinem Leben entnimmt. Der Dichter hat denn auch hier, so sehr die besondere Physiognomie Kundrys der eigenen Gegen-

wartserfahrung entnommen ist, weitaus am meisten die allezeit und aller Orten wiederkehrende Natur des Bösen gezeichnet, die nie durch reines Mitleiden mit dem Leid des andern über das ewige Leid der Welt wissend werden kann. Klingsor zitiert aus dem chaotischen Urgrund der Welt, wo Gutes und Böses noch ungetrennt liegen, den blinden Naturtrieb als jene wunderbare Gestalt der Weltgeschichte, die überall Teufelsdiener und Heilsbote zugleich sein muß, mit den weitumfassenden Worten:

„Dein Meister ruft dich Namenlose:
Urteufelin! Höllenrose!
Herodias warst du und was noch?
Gundryggia dort, Kundry hier!"

Es ist der weibliche Ahasver, in allen Zeiten und Welten gegenwärtig, für unsre Gegenwart in dem waltenden Geiste des Judentums gesetzet. Aber wie ihre Sündnatur zuletzt an Parsifals Reinheit scheitert und sie ihm demütig naht, um die Taufe zu empfangen, die jedem Gläubigen und Thätigen zu Gebote steht, so verkündigt derselbe, als er Kundrys Verführung bestanden und dadurch von Klingsor den heiligen Speer des Grals wiedergewonnen hat, die nahende Katastrophe, indem er mit demselben das Zeichen des Kreuzes schwingt:

„Mit diesem Zeichen dann ich deinen Zauber
Wie die Wunde er schließe,
Die mit ihm du schlugst —
In Trauer und Trümmer stürze die trügende Pracht!"

Als im vorigen Jahrhundert der Katholicismus durch die Jesuiten ganz sinnlich veräußert wurde, der Protestantismus aber orthodox verknöchert oder rationalistisch verwaschen war, thaten sich geheime Gemeinschaften wie die Freimaurerei auf. An ihrem gutgemeinten aber flachen Humanitätsideal nahmen auch jene Volks- und Religionsfremden, die bisher verachteten Juden, lebendigen Anteil, und welch „trügende Pracht" haben sie nicht in Litteratur, Kunst und allgemeinem Dasein seitdem geschaffen! Ein einziges thatsächliches Wiedererstehen jenes Zeichens, in welchem wir Deutsche einzig Weltkultur und Weltbedeutung erlangt haben, hat diese „trügende Pracht in Trauer und Trümmer gestürzt" und wir hoffen in Wahrheit einer neuen Epoche unseres geistigen wie moralischen Seins entgegen. War schon aus dem ersten Erwachen eines rein menschlichen Gefühls, wie es uns im Gegensatz zum Pfaffentum das Christentum gebracht hat, ein Werk wie die „Zauberflöte" kindlich naiv, aber innig rein und seelenvoll entstanden, so ertönt als mächtiger Weckruf zu diesem vollen Wiedererstehen in der Nation Wagners Parsifal."

Die Musik zu Parsifal, herausgerissen aus dem harmonischen Verbande der Schwesterkünste, darf ja jetzt leider, wenn auch nur bruchstückweise, durch die Konzertsäle geschleift werden, wobei überdies imitierte blecherne Gralsglocken, Trompeten statt der menschlichen Singstimme und ähnlicher Unsinn jede Weihe vernichten. Daß der einzig denkbare Ort, wo diese Töne erklingen dürfen, der ist, wo sie als dramatisches Ausdrucksmittel wirken, also der „mystische Abgrund" in Bayreuth, wird wohl nur jenen klar zum Bewußtsein kommen, welche jemals im Tempel des heiligen Gral von der Gewalt dieser Tonsprache erschüttert, gerührt und sittlich gehoben wurden.

Wie in der Dichtung das fast vollständige Verschwinden des Stabreims auffällt, so in der Musik zunächst das, daß die Chromatik, welche im Tristan den denkbar möglichen Höhepunkt erreicht hatte, der ruhig dahinschreitenden Diatonik wieder hat Platz machen müssen. Eigentümlich, diese doppelte Selbstumkehr! Das Ohr des modern-differenzierten, akustischen Reizen zugänglichen Musikers wird ferner

mit Bewunderung die dem Auge in der Partitur schon graphisch kenntlich gemachten wunderbar-kombinierten Klangfarben vernehmen, welche entstanden durch geistreiche und ganz neuartige Tonmischungen nach den Gesetzen der Enharmonik.

Tritt die Chromatik noch auf, so hat sie gewöhnlich die Oberstimme verlassen und ist eine mehr verinnerlichte haldtönige Melodik der Mittelstimmen geworden. Beispiel: das Schmerzensmotiv des Amfortas, das Thorenmotiv. Auch das gewaltige Klingsormotiv kann hierher gezählt werden. Ein ungemein charakteristisches Motiv ist der entsetzliche, sich abwärtsbäumende Höllenschrei der Clarinetten, welcher das gellende Lachen der Urteufelin schildert. Sie hatte einst den zu ihren Füßen niedergebrochenen Heiland mit diesem Lachen verhöhnt: jetzt schrillt es der Ruhelosen als Fluch durch das endlose Dasein, bis die Stunde der Erlösung, der Vernichtung schlägt.

Kundry:

Oh! — Kennteſt du den Fluch
der mich durch Schlaf und Wachen,
durch Tod und Leben,
Pein und Lachen,
zu neuem Leben neu gestählt,
endlos durch das Dasein quält!
Ich sah — Ihn — Ihn — .
und lachte — — — —
da traf mich sein Blick. —
Nun such' ich ihn von Welt zu Welt,
ihm wieder zu begegnen:
in höchster Not —
wähn ich sein Auge schon nah',
den Blick schon auf mir ruhn: —
Da kehrt mir das verfluchte Lachen wieder,
ein Sünder sinkt mir in die Arme!
Da lach' ich, — lache —,
kann nicht weinen:
nur schreien, wüten,
toben, rasen,
in stets erneuten Wahnsinns Nacht, —
aus der ich büßend kaum erwacht. —

Sind die Vertreter des Bösen und Sündigen: Klingsor, Kundry und Amfortas, durch diese mehr reflektierten, entochromatischen, dämonisch leidenschaftlichen Tonsymbole deutlich gezeichnet, so klingen uns, das Gute, den Glauben, das Mitleid und das Heil der Erlösung schildernd, eine Reihe diatonischer, ergreifend einfacher Naturmotive entgegen. Vor allem das „heroische Parsifalmotiv", welches gewöhnlich in Es-dur auftritt, wie Wagner überhaupt diese Tonart für das Heldenhafte, das überirdisch Machtvolle verwendet (vergleiche den ins Grandiose erweiterten „Hornruf Siegfrieds" am Ende des Trauermarsches). Gleich am Anfang des Vorspiels erhebt sich im sanften As-dur die schwermütig edle „Christenweise" der Einsetzungsworte. Während der Abendmahlsfeier singen unsichtbare Engelstimmen (Alt) die Worte selbst: „Nehmet hin meinen Leib, nehmet hin mein Blut." Die leidende Heilandsruhe dieser plastischen As-dur-Melodie, welche später in der Mediante, im düstern C-moll noch klagender ertönt, erweckt Seelenschmerzen im Hörer. Zu den Knabenstimmen aus der höchsten Höhe der Kuppel malen nur die tremolierenden Instrumentalbässe den harmonischen Untergrund; erst nach dem Motiv fallen allmählich die sanftflutenden As-dur-Wogen des gesamten Orchesters ein, wie Äolsharfen leis verklingend im ätherischen Pianissimo. Wie das Genie mit den einfachsten Kunstmitteln doch diese unvergleichliche Wirkung zu erreichen versteht! — Jetzt setzt das am häufigsten wiederkehrende, das ganze Drama wie ein roter Faden durchziehende Gralsmotiv, ebenfalls in As-dur, ein.

Als ich das Lohengrin-Gralsmotiv (harmonisch sich der Hauptsache nach zwischen A-dur*) und Fis-moll bewegend) mit dem einen halben Ton tiefer stehenden Parsifal-Gralsmotiv (harmonisch: As-dur und F-moll, Des-dur und mittelst der vier prägnanten Sexten $\frac{b}{dos}$ $\frac{c}{es}$ $\frac{des}{f}$ $\frac{es}{g}$ zur Tonika As-dur zurückkehrend) im Geiste miteinander

*) Vanizzas „ungeordnete, rhythmenlose A-dur-Dreiklänge in hoher Violinlage, mit beliebiger Umkehrung nach fünf bis zehn Minuten".

verglich, fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen: das erstere ist das melodische Urbild des letzteren.

Es würde zu weit führen, wollte ich auch nur die Hauptmotive analysieren. Überhaupt eine undankbare Aufgabe, Tongebilde mit dürren Prosaworten zu zergliedern. Dazu gehört eine Tizianische glühende Farbenpracht auf der Palette der Sprache, und dann bleiben diese lautlichen Schilderungsversuche dem klanglichen, tönenden Leben gegenüber doch immer Stümperei. Nur des Abendmahlmotivs sei noch gedacht. Dieses ist ohne Zweifel der musikalische Höhepunkt des Werkes. Aus den schlichten, melodisch abwärtsschreitenden, einfach modulierenden Klängen dieses in F-moll beginnenden genialen Naturmotivs atmet ein so tiefreligiöses Empfinden seines Schöpfers, ein so bedingungsloser Glaube an des Mitleids erlösende Kraft, an die Reinheit der christlichen Caritas, daß es wie tiefer beseligender Friede durch die Brust des Hörers zieht. Nachdem Parsifal die Wunde Amfortas mit dem heiligen Speer geschlossen, ergreift er den erglühenden Gral: eine sanfte Glorienbeleuchtung ergießt sich über alle; aus der Kuppel schwebt eine weiße Taube herab und verweilt über Parsifals Haupt. Dieser schwenkt den Gral sanft vor der aufblickenden Ritterschaft. Kundry sinkt, mit dem Blick zu ihm auf, langsam, entseelt zu Boden. Amfortas und Gurnemanz huldigen kniend Parsifal. Während dieser ergreifenden scenischen Vorgänge steigen aus dem Orchester auf die vollen, doch gedämpften und von anschwellenden Harfentönen getragenen Klangwogen der drei vereinigten Motive, des Grals-, Abendmahls- und des harmonisch geläuterten Thorenmotivs, in wechselvollem Reigen und ungeahnten Modulationen die Erlösung des Grals durch den reinen Thoren, den thöricht Reinen, den durch Mitleid Wissenden versinnbildlichend. Die Chöre der Ritter und der unsichtbaren Engelsstimmen „aus der mittlern und höchsten Höhe" singen kaum hörbar leise: „Höchsten Heiles Wunder! Erlösung dem Erlöser!" — Ein stiller Abglanz überirdischer Wonnen zieht durch die Menschenbrust, entwaffnet durch diese höchste Offenbarung religiöser Kunst. —

Der Vorhang schließt sich langsam. Händeklatschen und Stühleklappern ruft uns wieder zur schaudervoll-nüchternen Realität zurück. Doch der Geist weilt noch lange im Banne dieser Klänge, der letzten, welche Richard Wagner für sein Volk geschaffen. So müßig es ist, Vergleiche zwischen Wagner'schen Tondramen anzustellen, so drängte sich doch ganz unwillkürlich ein solcher mir auf, als ich im Waldesfrieden des nächsten Tages über die Musik des Weihfestspiels und des von mir so geliebten Tristans, den ich auch jetzt noch für das größte menschliche Kunstwerk aller Zeiten und Zonen beachte, nachdenkliche Betrachtungen anstellte. Es schien mir da, als gliche der Gesamtcharakter der ekstatischen Tonsprache im „Hohen Lied der endlos ewigen, todessüchtigen Liebesnacht" der vom Sturme chaotisch durchwühlten, wildaufschäumenden Meeresbrandung, die prophetische, fast spiritualistische Parsifalmusik dagegen spiegeln die leidenschaftslose, abgeklärte Ruhe eines ätherblauen Stillen Oceans wieder.

Über die selbstlose, aufopfernde Mitwirkung des Orchesters, der er so viel zu verdanken hatte, sprach sich Wagner selbst in dem bekannten Aufsatz: „Das Bühnenweihfestspiel in Bayreuth 1882", also nach der ersten Parsifalaufführung, wie folgt aus: „Es zeigte sich hier, welcher Veredelung der Anlagen für Zartsinn und Gefühlsschönheit der Vortrag deutscher Orchestermusiker fähig ist, wenn diese der ungleich wechselnden Verwendung ihrer Fähigkeiten anhaltend sich enthoben fühlen, um bei der Lösung höherer Aufgaben zu verweilen, an denen sie sonst nur hastig vorüber getrieben werden. Von der glücklichen Akustik seiner Aufstellung im zweckmäßigsten Verhältnis zur deutlichen Sonorität der Gesamtwirkung mit den

Sängern der Scene getragen, erreichte unser Orchester eine Schönheit und Geistigkeit des Vortrags, welche von jedem Anhörer unserer Aufführungen auf das Schmerzlichste vermißt werden, sobald er in den prunkenden Operntheatern unserer Großstädte wieder der Wirkung der rohen Anordnungen für die dort gewöhnte Orchesterverwertung sich ausgesetzt fühlt." Wenn auch heute das Auge des Meisters und sein elektrisierender Stab diese Künstlerschar nicht mehr leitet, sein Geist weilt lebendig unter ihnen und das ehrende Lob bleibt bestehen.

Einige Bemerkungen über die Inscenierung und die Aufführung am 5. August. Wie sehr Wagner im Einklang mit seinen sonstigen großen Reformen, die Scene im weitesten Sinne, die Kostüme und Dekorationen befreit vom traditionellen Opernprunk und möglichst einfach und naturgetreu hergestellt*) wissen wollte, geht ebenfalls aus der oben citierten Schrift hervor: „Sobald es sich um die Erfindung eines Kostüms der Blumenzaubermädchen Klingsors handelte, trafen wir hierfür nur auf Vorlagen aus Ballet und Maskerade: namentlich die jetzt so beliebten Hofmaskenfeste hatten unsere talentvollsten Künstler zu einer gewissen konventionellen Üppigkeit im Arrangement von Trachten verführt, deren Verwendung zu unserm Zwecke, der nur im Sinne einer idealen Natürlichkeit zu erreichen war, sich durchaus untaugtich erwies. Diese Kostüme mußten in Übereinstimmung mit dem Zaubergarten Klingsors selbst befunden werden, und nach vielen Versuchen mußte es uns erst geglückt erscheinen, des richtigen Motives für diese Blumenmächtigkeit uns zu versichern, welche uns die Erscheinung lebender weiblicher Wesen ermöglichen sollte, die dieser zaubergewaltigen Flora wiederum wie natürtich entwachsen zu sein schienen. Mit zweien jener Blumenkelche, welche in üppiger Größe den Garten schmückten, hatten wir das Gewand des Zaubermädchens hergestellt, das nun, galt es seinen Schmuck zu vollenden, nur eine der buntbauschigen Blumen, wie sie rings her zerstreut anzutreffen waren, in kindischer Hast sich auf den Kopf zu stülpen hatte, um uns, jeder Opern-Ballet-Konvention vergessend, als das zu genügen, was hier einzig dargestellt werden sollte."

„Waren wir durchaus beflissen, dem idealen Gralstempel die höchste feierliche Würde zu geben und konnten wir das Vorbild hierfür nur den edelsten Denkmälern der christlichen Baukunst entnehmen, so tag es uns wiederum daran, die Tracht dieses Gehäuses eines göttlichsten Heiligtums keineswegs auf die Tracht der Gralsritter selbst übertragen zu wissen: eine edle klosterritterliche Einfachheit bekleidete die Gestalten mit malerischer Feierlichkeit, doch menschlich anmutend. Die Bedeutung des Königs dieser Ritterschaft suchten wir in dem ursprünglichen Sinne des Wortes „König", als des Hauptes des Geschlechts, welches hier das zur Hut des Grals auserwählte war: durch nichts hatte er sich von den andern Rittern zu unterscheiden als durch die mystische Wichtigkeit der ihm allein vorbehaltenen, erhabenen Funktion, sowie durch sein weithin unverstandenes Leiden."

„Für das Leichenbegängnis des Urkönigs Titurel hatte man uns einen pomphaften Katafalk mit darüber hängender schwarzer Sammet-Draperie vorgeschlagen, die Leiche selbst aber in kostbarem Prunkgewand mit Krone und Stab, ungefähr so wie uns öfter schon der König von Thule bei seinem letzten Trunke vorgestellt worden war. Wir überließen diesen grandiosen Effekt einer zukünftigen Oper und verblieben bei unserem durchgehends eingehaltenen Prinzipe einer weihevollen Einfachheit."

---

*) Gerade in diesem Punkte bezichtigen ihn seine oberflächlichen Gegner, stille oder offene Teilhaber der Weltfirma Beckmesser u. Co., des Gegenteils, einer Vorliebe für übertriebenen Pomp der Dekorationen und Maschinerien, für raffinierte Verschwendung der Kostüme ꝛc.

Um aus der Fülle der Bühnenbilder zwei gegensätzliche herauszugreifen, welche dauernd in der Phantasie haften bleiben: Klingsors Zauberblumengarten und die sanftansteigende Blumenaue in freier anmutiger Frühlingsgegend. Hier die sirenenhaften Lockrufe der brünstigen Blumenmädchen, die schwüle Glut, welche diesen tropisch üppigen Wunderblumen entduftet, das Haupt des Jünglings süchtig umrankend, die Sinne zum schwachen Vergessen betäubend. Dort am quelldurchrieselten Waldessaum die milden Klänge des Charfreitagszaubers, der taufrische Geruch der unschuldigen Wiesenblumen vor der Einsiedlerhütte des christlichen Gralsritters Gurnemanz. Welch genialer Zug des Meisters, den tiefen Wesenskontrast zwischen heidnisch-zaubrischer Sinnenlust und christlich-natürlicher Einfachheit auf die farbigen Kinder der Natur, die Blumen zu übertragen!

Parsifal. (III. Aufzug.)

(Wendet sich um und blickt mit sanftem Entzücken auf Wald und Wiese.)

Wie dünkt mich doch die Aue heut' so schön! —
Wohl traf ich Wunderblumen an,
die bis zum Haupte süchtig mich umrankten;
doch sah ich nie so mild und zart
die Halmen, Blüten und Blumen,
noch duftete All' so kindisch hold
und sprach so lieblich traut zu mir. —

Die Freude, welche ich empfand, als der ursprünglich angekündigte Monsieur v. Dyck-Parsifal durch Willy Birrenkoven ersetzt wurde, mäßigte sich sehr bald. Die Stimme des Hamburger „Heldentenors" entbehrt der für Bayreuth unerläßlichen Größe und Rundung; das Spiel ist zu akademisch; vor allem aber ist seine Gestalt sehr störend, weil für den idealen Heldenjüngling, den man sich doch viel eher als magern durchgeistigten Grübler vorstellt, zu auseinandergegangen, von zu positiver Körperlichkeit. Man kommt eben über die traurige Thatsache nicht hinweg, daß Bayreuth dieses Jahr keinen Tenor besitzt. —

Desto vollendeter war wieder Frau Brema als Kundry. Und dazu trat sie an jenem Tage zum ersten Male als Kundry vor die in Bayreuth versammelte musikalische Welt. Bei der feinen Ausarbeitung dieses dämonischen Weibercharakters, bei der Sicherheit des unbändig leidenschaftlichen Spieles, bei der Größe der rein musikalischen und deklamatorischen Wiedergabe, deren eminente Schwierigkeit wohl die wenigsten ahnen, war ich der festen Meinung, dies alles beruhe auf einem durch langjährige Darstellung der Rolle gesammelten Erfahrungsschatze. Und dabei hatte sie noch mit Kabalen und Intriguen freundnachbarlicher Schwestern in Apoll zu kämpfen. Ihre liebe Kollegin Rosa Sucher, welche in den fünf vorausgegangenen Aufführungen bewiesen hatte, daß ihr künstlerischer Stern im rapiden Erlöschen begriffen sei, hatte auf alle mögliche Weise zu verhindern gesucht, daß Frau Brema in dieser Rolle nach ihr auftrete. Sie mochte ahnen, daß das ihr Todesstoß werden würde. Doch der Wille Frau Kosimas und Kapellmeister Levis, welcher sich rühmen darf, die geniale Engländerin entdeckt zu haben, war mächtiger als sie. Frau Brema studierte in vierzehn Tagen die Kundry-Partie am Klavier ein, sang vor Levi in München Probe, erhielt dank Frau Suchers Bemühungen in Bayreuth nur eine einzige Orchesterprobe bewilligt, und sang am Abend siegreich auf der ganzen Linie. Mit dem Kundrysieg hat sie die Fähigkeit bewiesen, die schwierigsten Wagnerschen Frauengestalten musikalisch und dichterisch nachzuschaffen. Ihr Stimmumfang ist riesig; das Organ in allen Lagen von gleicher Stärke und gleichem Adel der Tongebung. Wenn sie im zweiten Aufzug in höchster Ekstase den furchtbaren Seelenschrei: ich sah ihn und lachte! lachte!

ausstößt (nebenbei ein musikalischer Riesensprung vom zweigestrichenen h bis zum eingestrichenen eis hinunter), da faßt uns Grausen ob des Geschickes dieses weiblichen Ahasvers, ob der Quai des verfluchten Lachens, welches sie packt, so oft ihr ein Sünder in die Arme sinkt. — Die Bahn liegt jetzt strahlend offen vor ihren Füßen. Eine stolze Bahn! Die Welt wird noch viel von dieser genialen Frau hören. —

Man mag daheim mit noch so heißem Bemühen die schwarzen Hieroglyphen in Klavier-Auszug oder Partitur studiert haben, das volle Verständnis erwächst uns erst durch die hinreißende Schönheit der orchestralen Tonsprache, durch die Deutlichkeit, womit das contrapunktische Stimmgewebe entwirrt wird. So z. B. im Vorspiel zum dritten Aufzuge, wo uns das rhythmisch wild zerrissene und harmonisch entstellte Thorenmotiv so bekannt und doch so fremdartig entgegentönt, wie wenn zuckende tückische Lichter dem Wanderer in pfadloser Irre zwischen Sümpfen und Dorngestrüpp entgegenflimmerten, da machte mich das tönende Leben des Orchesters zum ersten Male „weithellsichtig" und ich erkannte, daß dies zerrissene atemlose Thorenmotiv die musikalische Illustration des in Erfüllung gegangenen Fluches Kundrys ist, den sie mit dämonischer Kraft als letztwillige Äußerung des bösen Teils in ihr ausgestoßen, als Parsifal seiner Erlösermission gewiß die Lüsterne voll heiligen Zorns zurückweist.

Kundry:

Und flöh'st du von hier, und fändest
alle Wege der Welt,
den Weg, den du suchst,
dess' Pfade sollst du nicht finden!
Denn Pfad und Wege,
die mir dich entführen,
so verwünsch' ich sie dir:
Irre! Irre, —
mir so vertraut —
dich weih' ich ihm zum Geleit!

Was die als großer Operneffekt von bewußter Beckmesserfirma verschrienen Gralsglocken in c, g, a, e betrifft, so wirken sie thatsächlich gar nicht aufdringlicher, denn ein Tamtam im modernen Orchester. Ihre tiefen vollen Schallwellen vermischen sich höchst harmonisch mit den Instrumentalbässen und dienen nur zur Verstärkung derselben. So erhöhen sie in unauffälligster Weise den feierlichsten Eindruck der Abendmahlsmusik.

Als musikalisch-dramatische Höhepunkte, deren die menschliche Psyche in höhere Schwingungen versetzende Kraft freilich nur durch die harmonische Vereinigung der Schwesterkünste zur vollen Geltung kommen kann, muß ich noch das Beschwörungsmotiv Klingsors erwähnen; die phantastisch aufzüngelnden Violinfiguren, wovon die Tuben und Posaunen in der Tiefe die melodischen Grundelemente losschmettern lassen.

Endlich die Peripetie des Dramas, am Schluß des II. Aufzugs: „Klingsor schleudert auf Parsifal den Speer, welcher über dessen Haupte schweben bleibt. Parsifal erfaßt den Speer mit der Hand und schwingt ihn langsam im Zeichen des Kreuzes. Wie durch ein Erdbeben versinkt das Schloß; der Garten ist schnell zu einer Einöde verdorrt; verweikte Blumen verstreuen sich auf dem Boden. Kundry ist schreiend zusammengesunken." Hier schwingt der Pendel der Tonsprache vom Erhabenen zum Erhabensten. Der Grundcharakter der Musik ist naturgemäß durchaus diatonisch. Die Grundlage derselben bildet das Gralsmotiv im lichten D-dur. Wie eine Siegesgloriade schwebt über diesem strahlenden emporsteigenden Wunderbau das ekstatische Tremolo der Geigen im hohen d, g und c, je nach der harmonischen Basis, bis der furchtbare Donnerschlag des einstürzenden Schlosses, ein kolossaler C-dur-

Akkord in der Quintlage und stärkster Instrumentation auf dem tiefen fis (!) aufgebaut wie die derstenden Todesstöße des jüngsten Gerichts allem Bestehenden ein Ende macht. — Es ist litterarischer Usus, über ein Kunstwerk, das man besprochen, ein Gesamturteil zu fällen. Selbst wenn ich dies wollte — die Sprache müßte mir versagen. Darum schweig ich still und überlasse das berufenen Federn. Aber eins möcht' ich rufen, immer lauter rufen, daß es durch des Vaterlandes Gauen wiederhallt: Geht hin, ihr Deutschen, erfüllt wenigstens nachträglich diese Ehrenpflicht dem größten Sohne eures Volkes! Geht hin gen Bayreuth und schaut das Nationalheiligtum deutscher Kunst mit eigenen Augen!

IV. Hautgôut international.

Jawohl! — „geht hin, ihr Deutschen!" — Sie gehen aber nicht hin. Der brave reichsdeutsche Bürgersmann geht bekanntlich mit größter Regelmäßigkeit zu allen Schützen-, Sänger-, Kegel- und Turnfesten, zu Manövern und verwandten militaristischen Spielereien. Dazu hat er stets Muße und Kleingeld genug. Aber zu einem Bühnenweihfestspiel? — dabei giebt's ja nichts zu trinken! — Ich will nun nicht sagen, daß ich diese vergnügungssüchtigen Volkselemente in Bayreuth gerade vermißte; aber unter diesen Tausenden sind doch gewiß Hunderte, welche ernstes Wollen, einigermaßen Verständnis und vor allem ein unbefangenes, empfängliches Herz für die Schönheiten der dramatischen Kunst Wagners mitbringen könnten. Man wende nicht den Kostenpunkt ein! Allerdings ist heute noch der Eintritt in den Gralstempel mit erheblichen Opfern verbunden, aber etwas Überlegung muß lehren, daß jene niedrigen Volksfeste teurer zu stehen kommen, ganz abgesehen von den idealen Gütern, die man in Bayreuth eintauscht.

Es ist eine jedes wahrhaft deutsch fühlende Herz sehr betrübende Thatsache, daß im deutschen Olympia das fremdländische Wesen sich unangenehm breit macht, daß der Fremdenkult in ungläublicher Weise blüht. An der Hand der letzten Fremdenliste stellte ich eine kleine Nationalitätenstatistik auf. Danach kam auf sechs Ausländer ein Deutscher! Was würde Hans Sachs da wieder sagen?

Ein babylonisches Sprachengewirr!*) Vom därtigen Moskowiter bis zum gelben Iberer, vom schnellsprechenden Schweden zum seztragenden Moslemiten! Am stärksten vertreten sind natürlich die plattfüßigen, tabakkauenden Jusulaner! Ich mußte sehr lebhaft an Heines „steifbritische Gesichter mit ihrer pödethaft roten Gesundheit" und an seine „englische Schönheiten, die Plumpuddings mit Rosinenaugen, Rostbeefbusen festoniert mit weißen Merrettig-Streifen" denken. Ein stickig parfümierter Dunstschwall schwebte über diesem Gewoge von dummstolz blasierten Amerikanern, die den Tag über Schlagball spielen und dann Abends mit dem Ballnetz ins Theater rennen und dann vergeblich warten, ob nicht bald eine schöne Koloratur, ein Triller auf dem hohen A kommt; von patschouliduftenden, frousroukisternden Französinnen, von Gigerln undestimmter Nationalität mit Armbändern und schneeweißen Gamaschen; von dicken Jüdinnen mit Schminke und Diamanten bedeckt. Kurzum eine höchst distinguierte „Gesellschaftscrême", welcher Standesdünkel, Halbbildung, Geistesarmut, Herzensroheit und der allzu intime Verkehr mit dem alleinseligmachenden Geide einen deutlichen Stempel aufgedrückt hatte.

Alle fünf Minuten sieht man aber doch ein ehrliches deutsches Gesicht, einen rotbäckigen, nichtbehandschuhten Stammesgenossen leuchtenden Auges, im Geiste nachschauend, oder eifrig im Textbuch studierend. Ich armer deutscher Musiker kam mir recht einsam vor, als ich, um mein kritisches Wissen zu beruhigen, mich auf wenige

*) Scene: in der Zwischenpause auf der großen Terrasse vor dem Theater.

Minuten in diesem „internationalen Hautgoût“ bewegte. Bald kam infolge der verschiedenen Parfüms, womit sich diese Menschensorte zu umgeben liebt, Ekel und heftiger Brechreiz über mich. Ich floh in den einsamen Kiefernwald hinter dem Theater, welcher die schöne Fortsetzung des Festspielhügels bildet, und atmete in vollen Zügen ein Naturparfüm, gemischt aus Baumharz, Erika- und Tannennadelduft. —

Diese Internationalität wäre nun ja recht schön, wenn ihr die Deutschen die Wage zu halten vermöchten, und dann, wenn die Leutchen wirklich etwas von dem tiefen Gehalt dieser aus urdeutschem Geiste geborenen Dramen verstünden. Einzelne Beobachtungen lassen mich sehr daran zweifeln.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß leider auch hinter den Coulissen vieles faul ist. Vor allem die Günstlingswirtschaft der allmächtigen Frau Kosima Wagner. Dieses Konnexionsunwesen erstreckt sich vom ersten Kapellmeister bis zum letzten Statisten. Nur wer nach der oft sehr launischen, bizarren, ja unkünstlerischen Pfeife dieser Frau tanzt, darf mitthun. Wen sie aber einmal protegiert, den weiß sie vor jedermann, selbst vor den Unbilden einer allzu fre—ien Kritik zu schützen. Ihre autokratischen Gelüste gehen soweit, daß so manche selbstdenkende Künstlerindividualität nach den ersten Bühnenproben, welche von Frau Wagner stets geleitet werden, Bayreuth, Unmutstränen in den Augen, den Rücken gewendet hat, weil ihr die scholarischen Vorschriften der Frau Kosima, welche sich auf jede Handbewegung, jedes Augenblinzeln erstrecken und womit sie im Geiste ihres Mannes zu handeln vorgiebt, zu viel wurden. In welch' unkünstlerischer Weise der „gute Stern von Bayreuth“ oft die Chorsänger und Statisten drillen läßt, davon legt das paarweise, taktmäßige Marschieren großer Gruppenaufzüge in „Lohengrin“ und „Parsifal“ ein dröhnendes Zeugnis ab. Man fühlt sich auf des Deutschen liebsten Spielplatz, den Kasernenhof, versetzt und unwillkürlich sucht das Auge den: Links, rechts! kommandierenden Unteroffizier.

Daß gewisse Sänger von großem Bayreuther-Ruf also ebenso großer Kosimakonnexion sich überdies die Zukunftskritik durch gewisse Mittel erkaufen, deutete ich schon an. Diese Mittel sind ganz angenehmer Natur für die Herren Recensenten und Musik-Referenten der internationalen Presse. Man munkelt viel von gastfreien, jedermann offenen Sängerwillen mit allnächtlicher Spielbank, Champagnerorgien u. s. w. „Schmutz — Schmutz — Schmutz! Was mich aber im Innersten verletzt hat, — daß Frau Kosima Wagner auf ihren Empfangsabenden (ich weiß den englischen High-life-Ausdruck nicht), wobei natürlich strengste Etikette, Frack- und Bindenzwang herrscht, mit Vorliebe hört, wenn allerseits französisch parliert wird! Heiliger Richard Wagner! Welch schreiender Gegensatz zwischen deiner durchs Leben bewiesenen Sinnesart, du deutschester der deutschen Künstler, und der Lebensführung deiner Witwe!

Am frühen Morgen nach der Parsifalaufführung stand ich mit wehmütiger Andacht im Herzen vor der Villa Wahnfried und betrachtete mir den Krausefschen Fries. Die Pforte wird aufgestoßen: ein junger Herr in echt englischem Jokey-Kostüm nimmt dem alten, sich bis zur Erde neigenden Diener die Zügel aus der Hand, schwingt sich auf den scharrenden Fuchs und trabt, mich mit einem vornehm lässigen Blicke musternd, davon. Das war Richard Wagners Sohn Siegfried. Neben mir standen Fremde. Trockenen Tons erklärt ihnen eben ihr Führer die allegorische Komposition im Giebelfeld der Villa: „Wotan lauscht als Wanderer der Unterhaltung zweier Raben und berichtet die geheimnisvolle Mitteilung den ihn umgebenden Gestalten; rechts steht die allegorische Gestalt der griechischen Tragödie, links die der Musik mit dem Knaben Siegfried an der Hand, welch' letzterer Symbol und Zukunft der deutschen Kunst darstellt.“

Deshalb hatte mich wahrscheinlich der junge Cavalier vorhin so selbstbewußt angeschaut.

V. Perſpektiven.

Die Sorge, daß durch dieſe Mißſtände vor und hinter den Couliſſen der deutſche Geiſt in Bayreuth nicht erkranke, der Herzenswunſch, daß das deutſche Volk dieſen Weihetempel ſeiner Kunſt rein erhalten, nicht zur Mördergrube werden laſſen möge, ließ mich jene Diſſonanzen erwähnen. Wie kann hier für die Zukunft Beſſerung eintreten?

Zwei Vorſchläge ſind es, die ich hiermit der Öffentlichkeit, d. i. den Kreiſen, von deren gutem Willen allein jegliche Reform abhängig iſt, unterbreite, des ohnehin ſchon zu ſtark in Anſpruch genommenen Raumes wegen jedoch nur andeuten kann.

1. Die wichtigern „Rollen" in den Wagnerſchen Bühnenfeſtſpielen ſollen nur von Sängern deutſcher Zunge übernommen werden, welche die Mutterſprache dialektfrei und rein ſprechen und ſingen können, welche gemäß ihrer allgemeinen und ſpeziell muſikaliſchen Vorbildung befähigt ſind, auch in den Geiſt ihrer Partien einzudringen. Mutatis mutandis gilt dieſes auch von den Vertretern der kleinern Rollen und den Chorſängern.

Zu dieſem Zwecke müſſen ſämtliche deutſche Muſikſchulen und Konſervatorien, den überall verbreiteten Mitgliedern der Beckmeſſerfirma zum Trotz, ihre Pforten der Wagnerſchen Muſik öffnen. Am eheſten geſchieht dies durch Errichtung von „Wagnerſtil-Bildungs-Abteilungen für Solo- und Chorgeſang". Jeder ſich heranbildende Bühnenſänger muß dieſe Abteilung beſuchen.

2. Um die Beteiligung der Deutſchen an den alljährlichen Feſtſpielen allgemeiner zu geſtalten, um namentlich den geiſtig hoch, materiell alſo ſchlecht ſtehenden Kreiſen der Künſtler, Schriftſteller und Lehrer den regelmäßigen Beſuch zu erleichtern (die jetzt durch die Gunſt des Verwaltungsrates zur Verteilung kommenden Stipendien reichen bei weitem nicht aus) giebt es nur ein Mittel: Ermäßigung des Eintrittspreiſes von 20 Mark auf beiſpielsweiſe 3 Mark für jede Aufführung. Vertrieb der Billette in allen deutſchen Hauptſtädten. Die Eiſenbahndirektionen befördern die Feſtgäſte (wie nach Tuntenhauſen zum Schützenfeſt und zum Kegelkongreß nach „Schlempenſett") nach Bayreuth zu halben Preiſen. Die Vertreter der großen Partien erklären es für eine Ehre in Bayreuth zu ſingen (wie es jetzt erfreulicherweiſe ſchon bei Einzelnen der Fall iſt) und verzichten auf jedes Honorar. Der Nachweis in Bayreuth geſungen zu haben, öffnet ihnen bei jeder Theaterleitung Thür und Thor. Das wäre im Sinne des großen Olympiers gehandelt! Dann hätten wir erſt in Wahrheit ein deutſches Olympia.

Kritik.

Romane und Novellen.

Joſef Ruederer: Ein Verrückter. Kampf und Ende eines Lehrers. (München, Dr. E. Albert u. Co. Separat-Konto.)

Als vor zwei Jahren die „Ballonmütze" Ruederers Erſtling „Geopfert" beſprach und neben ſchwerem Tadel mit hohem Lobe nicht kargte, da ſchüttelten hochwohlweiſe Herrn die Köpfe ob dieſer ſeltſamen Grille des geheimnisvollen und grillenreichen Kritikers. Aber der Mann hat recht behalten; das vorliegende Buch zeigt Ruederer als eine reſpektable dichteriſche Kraft — freilich nicht als eine modiſche Größe. Was er bringt, iſt geſunde Koſt, die zartbeſaiteten Nerven-

knaben nicht behagen wird. Herrgott, es ist darin kaum von Nerven die Rede, und die psychologischen Kunststückchen fehlen. Dafür wachsen die Gestalten um so lebensvoller vor unsern Augen, und mir will scheinen, daß diese einfache Kunst auf sicherern Füßen steht, als die der modernen Hochsaison. Vor allem schon, weil sie ihr Publikum hat, da sie aus dem Volke herausgewachsen ist. Das Buch ist national. Nicht in dem Sinne, daß ein dutzendmal „Deutschland, Deutschland über alles" gesungen wird. Deshalb, weil es wieder einmal den Kampf einer ehrlichen deutschen Natur darstellt mit der Macht, die jenseits der Berge ihre Wurzeln hat. Das gibt eine Grundstimmung ab, die geradgewachsne Seelen in ihren Bann ziehn muß. Der Kampf, den der verrückte Lehrer kämpft, ist nicht politisch, trotzdem auch die Seite nicht fehlt; es stehen sich zwei Welten gegenüber, die eigenkräftige deutsche Natur, die ihr Recht fordert, und die fremdbürtige kirchliche Macht, die in deutschem Fühlen immer den Erzfeind sehn muß. Es kämpft nicht Aufklärung gegen Kirche; der verrückte Lehrer ist kirchlich fromm; nicht Liberalismus gegen Ultramontanismus; sondern die deutsche Natur gegen den importierten Geist und sein Gefolge. Das ist der Hauptvorzug der Ruedererschen Erzählung in stofflicher Beziehung: die Weite des Gesichtspunkts in beschränktem Rahmen.

In nationaler Eigenart beruht auch die Stärke von August Strindbergs Roman: Die Hemsöer. (Berlin, Paul List.) Von Dorfgeschichten lassen sich diesem Buche nur die Schweizer Dorfgeschichten an die Seite stellen, an brutaler Kraft rivalisiert es mit Zolas „Mutter Erde". Es ist das klassische Meisterwerk des schwedischen Rationalismus.

Heinrich Mann: In einer Familie. Roman. München, Dr. E. Albert u. Co. Separat-Konto. Das Buch ist Paul Bourget gewidmet und ganz in seiner Art gehalten. Nur daß ihm die Eleganz des Franzosen fehlt. Es ist fein gearbeitet, aber die psychologische Kleinkrämerei erdrückt eine starke kräftige Wirkung. Es wird so viel um die Handlungen und Entschlüsse der Personen herumgeredet, daß ein künstlerischer Genuß kaum aufkommen kann. Außerdem hapert es mit der psychologischen Begründung gerade in einem Hauptmomente, da wo die Gattin den Mann, der mit der Stiefmutter Ehebruch getrieben, nicht verlassen will.

Ein eigentümliches Buch ist Pastor Mors, Eine seltsame Geschichte von Karl Gjellerup. (Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. Preis: 2 Mk.) Ein Professor der Theologie hat eben ein Buch über die Unsterblichkeit vollendet. Da läßt sich Pastor Mors melden, der Sensenmann in neuer Verkleidung. Im Gespräch macht er den Professor irre an allem, was er geschrieben. Es ist eminent seine Arbeit, wie wir im Verlauf der Unterhaltung zugleich den Inhalt des Unsterblichkeitsbuchs kennen lernen und mit erleben, wie der Professor Punkt für Punkt seine Positionen räumt, um endlich den ganzen Schmöker zu vernichten. Dann aber setzt er sich hin und schreibt ein neues Werk — hochorthodox, starr am Buchstaben der Schrift hängen bleibend, er hat gemerkt, auf welche Abwege selbständiges Denken führt. Es ist vielleicht die beste Arbeit, die der dänische-deutsche Dichter bis jetzt veröffentlicht hat.

Ins Gebiet des Lächerlichen gehört die Novelle: Ewige Krankheiten von Gustav Steinbrecht. (Berlin, Eduard Rentzel.) Kindlich in seiner nationalökonomischen Weisheit hat der Verfasser keine Ahnung von künstlerischer Gestaltung. Aber er verdient einen Orden als Stütze des Staates.

Reine Unterhaltungslektüre sind Manuel Schnitzer: Käthe und ich, Erlebnisse aus junger Ehe (Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft) und George R. Sims: Erinnerungen einer Schwiegermutter (Engelhorns Romanbibliothek X, 17. 18). Hier herrscht possenhafter Humor, beim Deutschen etwas seiner

als bei dem Engländer. Ohne künstlerischen Wert, sind beide Bücher wenigstens amüsante Lektüre und werden ihre Leser finden.

Kaum mehr litterarischen Wert besitzt das neueste Werk von Johannes Trojan: Das Wustrower Königsschießen und andre Humoresken. (Leipzig, A. G. Liedeskind.) Auch Trojan hat ja sein Publikum, und das nette kleine Buch wird schon seinen Weg machen, ob nun die Kritik ja und amen dazu sagt, oder nicht.

Aus Ludwig Anzengrubers Nachlaß sind herausgegeben: Letzte Dorfgänge, Kalendergeschichten und Skizzen. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger). Ein stattlicher Band, der neben einigen recht oberflächlichen Sachen vieles Anzengruber würdiges enthält. Obenan stehn die humoristischen Sachen (z. B. „Im Dienste der Wissenschaft", „Die Vorangegangenen und die Dahintergebliebenen"). Jeder Verehrer Anzengrubers wird den Band gern seiner Bibliothek einverleiben.

G. Morgenstern.

Gust. Andr. Ressel: Wiener Vorstadtgeschichten. Mit einem Vorwort von Adam Müller-Guttenbrunn. (Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.)

Bücher mit einem Vorwort? — Ich habe so ein gewisses, erfahrungentstammtes Mißtrauen dagegen. Man weiß ja, wie derlei oft zustande kommt, wenn auch der Vorwortschreiber gewöhnlich einen berühmten Namen hat. Es giebt eben Verhältnisse u. s. w. Umsomehr freute es mich, als ich in Ressels Vorstadtgeschichten ein Buch fand, das ein Vorwort von dem tapferen Müller-Guttenbrunn redlich verdient. Ressel reiht sich mit seinen Sittenbildern aus dem Wiener Leben Schlögl, Pötzl und Chiavacci würdig an, wobei er mit ersterem die meiste Verwandtschaft zeigt, indem er mit beißender Satire das hervorsucht, woran das Wienertum unbedingt zugrunde gehen muß. Wo aber Schlögl polternd dreinfuhr, da lächelt Ressel nur spöttisch; wenn jener oft sagte: „So sollt ihr sein!" so sagt dieser nur: „So seid ihr!" Wer von beiden den meisten Einfluß ausüben wird? Ich glaube keiner. Denn was ein echter Wiener fühlt in den von Ressel geschilderten Kreisen, läßt sich überhaupt nicht bessern, weil er prinzipiell alles besser weiß. Als Unparteiischer muß man aber an dem auch seine helle Freude haben. Es sind besonders die mittleren Schichten der Bevölkerung Wiens, die Bürgerfamilien, aus denen sich Ressel seine Gestalten holt. Hie und da greift er wohl auch etwas tiefer hinab. Immer sind es aber wirkliche Menschen, solche, denen wir hundertmal begegnen, die wir gut kennen. So z. B. die „Frauen vom Grund" mit ihrem löblichen Grundsatz: „Die Männer haben ihr Vergnügen im Geschäft, wir wollen auch eins haben!" und darnach verprassen, was die Männer mühsam verdienten: die „Kleingewerbetreibenden", die den feldstverschuldeten Ruin den „Juden" aufhalsen; die famosen Hausherrnsöhnchen, die bei allem noblen und unnoblen Sport das Geld der Väter in die Luft schlagen; die Bierdank- und Tarokphilister; die im Henrigentrudel für alles Edlere abgestumpften „Gaudibrüder" u. s. w.

Wer ein Stück Wiener Leben kennen lernen will, dem kann ich nur raten, sich für 3 Mark Ressels Buch zu kaufen.

Karl Bienenstein.

Lyrik.

Neue Gedichte von Arthur Pfungst. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.) — Arthur Pfungst nimmt unter den modernen Lyrikern eine eigenartige Stelle ein. Er singt nicht von Lenz und Liebe, den Ur- und Grundthemen aller Liederdichter, durch seine Verse brausen keine Stürme der Leidenschaft, ja man findet kaum ein eigentliches, subjektiv geschautes Stimmungsbild in seinen Gedichtbüchern. Was Pfungst in seinen Gedichten anstrebt, ist vor allem die Herausarbeitung und poetische Gestaltung eines philosophischen Gedankens, einer Lebenswahrheit, eines alten Weisheitsspruches. Das ver-

leicht seiner Lyrik etwas Sprödes, Kühles, fast Orientalisch-Quietistisches, das natürlich nicht nach jedermanns Geschmack ist. Es soll aber selbst in unserer wildbewegten Zeit immer noch Leute geben, die das Glück haben, wenigstens zu Zeiten und auf Stunden oder Augenblicke abseits gehen und ihren eigenen Gedanken über Gott und die Welt nachhängen zu können. Solchen einsamen Wanderern werden Pfungsts Gedichte treue Begleiter sein auf ihren Pfaden, und um so mehr, als eben doch — trotz aller Ruhe und Beschaulichkeit — ein echt moderner Zug durch alle Verse des Dichters geht: die Erlösungssehnsucht. Als typische Probe sei hier das Gedicht „Der alte Ruf" wörtlich angeführt:

Rauh und ohn' Erbarmen ziehn die Zeiten,
Und die Menschen, die so groß sich wähnen,
Die vom Leid gebeugt durchs Leben schreiten,
Mit dem Schicksal hadernd unter Thränen,
Denken oft zurück in ihrer Pein;
Denken jener Worte, die erklangen
Überall, wo Menschen blutig rangen:
Wer uns Trost bringt, soll willkommen sein.

Jenes Glück, das einst der Menschheit blühte,
Wie die alten Schriften uns erzählten
— Ach! es ward ja längst zur schönen Mythe!
Und ich denk der Menschen, die sich quälten,
Finstern Mächten ihren Dienst zu weih'n,
Und mir ist, als hörte ich sie rufen,
Knieend auf den kalten Tempelstufen:
Wer uns Trost bringt, soll willkommen sein.

Wohl sind die Jahrtausende entflohn,
Und Geschlechter still hinabgestiegen,
Wohl ist längst zerstört der Götter Thron,
Doch die Menschen nach im Staube liegen.
Und ich hör' sie laut und lauter schrein:
Zeiget uns in unsrer Nacht ein Licht,
Das verheißend aus den Wolken bricht —
Wer uns Trost bringt, soll willkommen sein.

Diesen Trost und Leitstern, der die Menschen aus der Nacht zum Lichte führen soll, erblickt Arthur Pfungst in der Erlösungs- und Entsagungslehre Gautama Buddhas. Auch diesen Zug teilt er mit vielen Modernen. Ob uns aber die „große Entsagung" aus unseren sozialen Nöten erretten und eine neue Kultur heraufführen wird, wer könnte das sagen? Mir will es nicht eben wahrscheintich dünken, denn aller Kulturfortschritt beruhte bis heute auf Arbeit, nicht auf Beschaulichkeit, auf fröhlichem Männerkampf, nicht auf weibischer Entsagung. Aber die abgehetzte, müde gearbeitete Menschheit sehnt sich nach einem Ruhepunkt, sie sucht Ersatz für ihre alten verblaßten Götter, — und da mag denn der Dichter manchem aus der Seele sprechen, wenn er singt: „Wer uns Trost bringt, soll willkommen sein." H. M.

Zeit-Sonette von Theodor Maurer. (Worms, H. Kraeutersche Buchhandlung, Julius Stern.)

Ja, wenn brave Gesinnung und guter Wille zum Dichter machten! Aber es geht denn doch nicht, dem Reim zuliebe die deutsche Sprache zu mißhandeln. S. 9: „Ach, ihr Mut, Ist's Wunder, er in solchem Sturme wanke?" Daß der sterbende Kaiser Friedrich die Hand seiner Gemahlin in die Bismarcks legt, wird in demselben Gedichte folgendermaßen erzählt:

„In eine Eisenhand, trotz Götzens weiland,
Legend die ihre, beiden er vermacht:
Mein Friede mit euch, wenn ich nicht mehr bin!"

So geht es von Seite zu Seite, von Gedicht zu Gedicht. Wer nicht Verse machen kann, soll, was er auf dem Herzen hat, in Prosa sagen.

Gedichte von Robert Kothe. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) — Kothe wird es leicht, einen Vers zu schmieden, und er ist ein lustiger Geselle, der nicht gern mit seiner Habe geizt: er wirft mit vollen Händen dem armen Leser zu, ohne sich viel zu kümmern, ob die Gedichte einander wert sind. Ein alter Ton steht neben einem frischen; und so wie sich der Dichter jetzt präsentiert, ist's am besten, mit dem Urteil zurückzuhalten. G. Morgenstern.

Dramen.

Lassaline. Schauspiel in drei Akten von G. Bötle. (Berlin W., F. Fontane & Co.)

In die Familie des Schuhmachermeisters und Sozialdemokraten Berg zieht das Glück

ein. Der älteste Sohn kommt heim als reicher Mann. Die Familie schwimmt plötzlich in Überfluß. Da zeigt es sich denn, daß die guten Leute das Glück nicht vertragen können. Vater Berg wird ein eitler Geck, der seiner Frau schließlich gar mit einer hübschen Person durchbrennen will. Seine Frau läßt sich mit einem sozialdemokratischen Agitator ein, der sich von den Blutgroschen der Arbeiter eine Villa baut. Nur Lassaline, die Tochter des Agitators, und der jüngre Sohn Bergs bleiben seuchenfrei. Dafür wenden sie sich auch von der sozialdemokratischen Partei ab; denn sie sehn nicht die Zukunftsmenschen, die des Zukunftsstaates würdig wären. Die Tendenz ist etwas plump aufgetragen. Das würde hingehn, wenn die Handlung nicht ebenso plump gefügt wäre. Und nun die Form, die Sprache. Der Aktenstaub liegt fingerdick darüber. Da sagt z. B. der Agitator: „Der Zukunftsstaat steckt aller Welt im Kopfe. Unsre vornehmen Herrn warten nur noch, daß wir jedem derselben (!) ein Dutzend Ballettänzerinnen konzedieren." Ein liebestoller junger Mann, der seiner Paula in der Laube den Schuh anzieht, spricht folgendermaßen: „Es kommt niemand. Die Laube verdeckt uns den Blicken solcher, die etwa nahen sollten. Darum, Paula, gönne mir das Glück, Dein Kammerkätzchen zu sein." Paula antwortet gütig: „So sei's." Als dann Karlchen fertig ist, „hebt er seinen Mund nach ihr" und sagt: „Paula, meine Lippen verlangen nach den Deinigen." — — — — — — — — —

Georg Jenatsch, Trauerspiel in fünf Akten von Rudolf Balm. (Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.) — Eine in dramatische Form gegoßne Chronik. Also weder Chronik noch Drama, weder Geschichte noch Poesie.

Zwei Dramen aus der Schweizer Geschichte bringt Frau M. Bach-Gelpke: Wieland und Julia. Drama in vier Akten, 2. Aufl., und Arsent. Drama in fünf Akten. (Glarus, Verlagshandlung Vogel.) — Zwei Jambenstücke, die merkwürdigerweise nicht 100 Jahre alt sind. Ich will nur eine Stelle aus dem ersten Drama anführen, die zur Charakterisierung der dichterischen Kraft genügen mag. Wieland macht der Schwester seiner Verlobten eine Liebeserklärung. Sie fragt: „Und meine teure Schwester?" Wieland hat daraufhin den köstlichen Blankvers parat: „Hat leider nicht mein Herz ganz ausgefüllt." Nun sage einer, das sei keine Poesie! G. Morgenstern.

Litteraturgeschichte.

Hermann Türck: Die Übereinstimmung von Kuno Fischers und Hermann Türcks Hamlet-Erklärung. —: Kuno Fischers kritische Methode. Eine Antwort auf seinen Artikel „Der Türck'sche Hamlet" in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung". (Jena. Fr. Maukes Verlag (A. Schenk).)

Die beiden Schriften haben mit Litteraturgeschichte wenig zu thun. Sie fördern das Verständnis der Hamlettragödie nicht. Türck ficht einen Kampf ums Recht. Er hat seiner Zeit seine bekannten Hamletbroschüren Kuno Fischer übersandt. Dieser hat brieflich sich anerkennend darüber geäußert und in der zweiten Auflage der Schillerschriften aufs klarste Türck benutzt. Nun bespricht Fischer in der „Allgemeinen Zeitung" 1894 Nr. 57, 58, 60 Lönings Hamletbuch und giebt, ohne Türck zu nennen, eine Deutung des Hamletcharakters, die mit der Türck'schen, sagen wir, sich sehr nahe berührt. Von Türck ersucht, nachträglich die Übereinstimmung in der „Allgemeinen Zeitung" bekannt zu geben, veröffentlicht Herr Professor Fischer in Nr. 132 der „Allgemeinen Zeitung" einen Artikel „Der Türck'sche Hamlet", worin er grimmig allerhand Äußerlichkeiten und Nebensächliches an Türcks Schriften zeigt, die Hauptsache aber kaum berührt. Der Artikel ist lediglich psychologisch interessant. Der zweiten Schrift Türcks hätte es kaum bedurft, um unparteiischen Zu-

ſchauern klar zu machen, auf welcher Seite ſie Stellung zu nehmen haben.

Kultur- und Litteratur-Bilder. Herausgegeben von Rudolf Heinrich Greinz. Heft 2. Heinrich Heine und das deutſche Volkslied. (Neuwied und Leipzig, Auguſt Schupp.) — Greinz ſtellt die ſtofflichen Berührungen Heineſcher Poeſie mit dem deutſchen Volksliede zuſammen. Er beſcheidet ſich mit dem Sammeln und Regiſtrieren, zur Beurteilung von Heines Schaffen ſchreitet er nicht vor. Er zeigt nicht, wie Heine ſehr oft rein geſchäftsmäßig ſeine Lyrik fabriziert, einen menſchlich kleinen Gedanken- und Gefühlsinhalt geſchickt aufbauſcht, ſo daß ſchließlich die Geſchichte nach etwas ausſieht. Immerhin iſt das Buch als Materialſammlung wertvoll.

Mein Leben. Selbſtbiographie, Tagebuchblätter und Briefe von Franz Niſſel. Aus dem Nachlaß herausgegeben von ſeiner Schweſter Caroline Niſſel. (Stuttgart, J. G. Cottaſche Buchhandlung Nachf.)

Das Buch erzählt eine der troſtloſeſten Leidensgeſchichten, die die deutſche Litteraturgeſchichte kennt. Als Niſſel Ende 1889 ſeine Selbſtbiographie begann, ſchrieb er die Worte nieder: „Ich blicke zurück auf ein unerhört trauriges und nahezu verlorenes Leben.“ Der 58jährige Mann beklagt, daß er nichts erreicht hat und nichts mehr hofft. Auch die Litteraturgeſchichte der Zukunft wird dem Dichter kaum einen hohen Platz anweiſen, und wer in großen Zügen die Entwicklung des deutſchen Schrifttums im neunzehnten Jahrhundert überblickt, wird kaum je Niſſel hervorzuheben haben. Und doch ſteht man ſchaudernd vor dieſem Buche. Ein Leben, das nur ein langſames Abſteigen iſt, ohne eigentlichen Höhepunkt. Ein Mann, der einen Beruf ergreift und heilig hält, und niemals darin anerkannt wird; der niemals im Leben reſolut zugegriffen hat und niemals beim Glück zu Tiſch geladen iſt. Auch wer nicht daran glaubt, daß Niſſels Werke je große Anerkennung finden werden, kann dieſem Lebensbuche die wärmſte Teilnahme nicht verſagen.

Ausgewählte kleine Schriften von Georg Forſter. Herausgegeben von Albert Leitzmann. (Stuttgart. G. J. Göſchenſche Verlagshandlung. [Deutſche Litteraturdenkmale. 46, 47.])

Leitzmann hat aus den kleineren Aufſätzen des bekannten Reiſenden und Politikers acht ausgewählt, die auch für das heutige nichtphilologiſche Publikum von Intereſſe ſind. So namentlich der Aufſatz über Proſelytenmacherei. Nebenbei iſt Forſter ein glänzender Stiliſt. Mag die Auswahl dazu beitragen, daß der eine und der andere dem merkwürdigen Manne das Intereſſe entgegenbringt, das er verdient.

G. Morgenſtern.

Vermiſchte Schriften.

Felix Dubois, Die anarchiſtiſche Gefahr. Deutſch von Max Trübjen. Mit 70 Illuſtrationen und Dokumenten. (Amſterdam, Aug. Dieckmann.)

Das Buch verdankt, wie der Überſetzer mitteilt, ſeine Entſtehung einer Anregung des „Figaro“. Dies erklärt den eigentümlichen Charakter der Schrift. Sie iſt ſchwach im geſchichtlichen Teil und ſtellt die Entwicklung der anarchiſtiſchen Ideen nur oberflächlich und ſehr ungenügend dar. Der Wert des Buches liegt in den Angaben über das Leben und Treiben der anarchiſtiſchen Gruppen in Paris, ihre Verſammlungen und vor allem ihre Preſſe. Die Angaben des Verfaſſers machen den Eindruck der Glaubwürdigkeit, und die beigegebenen Dokumente geben dem Werke einen hohen Wert. Beſonders intereſſant ſind die aus dem Père Peinard reproduzierten Bilder; ſie ſind teilweiſe von nicht geringem künſtleriſchen Werte. Es wird niemand, der ſich über die anarchiſtiſchen Zuſtände in Paris unterrichten will, verſäumen dürfen, das Buch zu leſen. Die Überſetzung iſt offenbar Schnellarbeit. Auf S. 106 ſteht z. B. zu leſen: „Der dritte, augenblicklich im Gefängnis, iſt dem Publi-

kum unbekannt, nichts deſto weniger verdient er alle Andacht“ (!). Bei Gelegenheit einer zweiten Auflage ſollte das Buch ſorgfältig auf ſolche Überſetzungsblüten hin durchgeſehen werden. G. Morgenſtern.

Meine Herren Kollegen! Moment-Aufnahmen einer jungen Schriftſtellerin. (Berlin, Guſtav Pohlmann.)

Die Verfaſſerin iſt alſo jung, laut Vorrede ein paar Jahre älter als zwanzig; denn mit zwanzig Jahren ſtand ſie noch nicht auf der Höhe ihrer jetzigen Einſicht, doch war ſie damals ſchon klüger als mit 15 Jahren. Als ſie nun merkte, daß ſie reif genug geworden, um auf Entdeckungsreiſen auszugehn, hatte ſie den Mut, ein paar Kollegen von der Feder aufzuſuchen, ſie ein paar Minuten anzugucken, vielleicht auch ſich mit ihnen zu unterhalten — und als ſie dann ihre Wanderung, die ſich nicht über Berlin hinaus erſtreckte, vollendet, da hatte ſie natürlich auch ein kleines Heft fertig, das ihr hoffentlich ſoviel einbringt, daß ſie in die Sommerfriſche wandern kann. Was die Verfaſſerin bei ihrer Expedition unter Kollegen geſehn, iſt von ſehr verſchiedner Qualität, und für die eine und die andre Perſon iſt wohl ihr Sehorgan nicht gerade günſtig konſtruiert. Am beſten gelingt ihr ein einfaches Bildchen, wenn ſie ſich ein bißchen moquieren kann ... Ich will nichts verraten. Sie hat dem Braten auch ein Quantum Sauce beigegeben in Geſtalt von allgemeinen Bemerkungen, die über das Perſönliche hinausgehn. Ich will auch darüber nichts verraten, nur ſoviel: ohne Sauce hätte mir der Braten viel beſſer geſchmeckt. Der Himmel aber bewahre uns vor „jungen Schriftſtellerinnen“, die nun, wo die erſte Expedition geglückt, auch auf Entdeckungsreiſen ausgehn. Ballonius.

Geiſteshelden, eine Sammlung von Biographien, herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. (Berlin, Ernſt Hofmann & Co.) — Von dieſer bekannten Sammlung ſind drei neue Bände erſchienen. Alois Brandl ſtellt überſichtlich zuſammen, was wir von Shakeſpeare wirklich wiſſen. Es iſt gerade jetzt, wo der Baconunfug wieder floriert, ein nützliches Buch, ein getreuer Führer, auf den man ſich verlaſſen kann. Franz Guntram Schultheiß würdigt den Turnvater Jahn. Begeiſtert für das Lebenswerk ſeines Helden, hält ſich Schultheiß von Überſchätzung der Perſönlichkeit Jahns frei und giebt ein klares und gutes Bild ſeiner Entwicklung. Endlich bringt Max Jähns in Moltkes Lehr- und Wanderjahre den erſten Band einer umfaſſenden Biographie. Er ſchließt mit Moltkes Ernennung zum Chef des Generalſtabes. Ein Urteil wird erſt nach Erſcheinen des zweiten Bandes möglich ſein, der die folgenreichſte Wirkſamkeit Moltkes behandeln wird. ***

Kate Marsden, Reiſe zu den Ausſätzigen in Sibirien. Überſ. von Marie Gräfin zu Erdach-Schönberg. Zweite Auflage. (Leipzig, W. Friedrich.)

Die Verfaſſerin iſt ausgezogen, um den Ausſätzigen in Sibirien Hilfe zu bringen. Die Strapazen, die ſie überwunden, ſind kaum glaublicher Art; das, was ſie geſehen, iſt grauſiger, als man ohnehin erwarten konnte. Man legt das Buch aus der Hand mit einer gewiſſen ehrfürchtigen Scheu vor der Verfaſſerin, die unüberwindlich ſcheinende Schwierigkeiten frohgemut überwand in dem Glauben, von Gott berufen zu ſein. Die Darſtellung iſt nicht glänzend, ſie iſt ſo einfach wie nur möglich. Was hätte ein federgewandter Journaliſt zu Tage gefördert! Kate Marsden verſcherzt große Effekte. Hin und wieder klingt ein eigener Humor an, wie er tiefe Frömmigkeit wohl zu begleiten pflegt. Das Buch iſt vornehm ausgeſtattet und mit einer Reihe von Bildern geſchmückt.

Die neue Kunſt und der „Schaupöbel“. Von einem Mitgliede des „Schaupöbels“. (Dresden, Verlag: Kunſtdruckerei „Union“, Herzog & Schwinge.) — In dieſer vernünftigſten aller Welten halten ſich die, die von einer Sache nichts verſtehn, für am meiſten berufen, den Mund weit

aufzuthun. Der ſonderbare Heilige, der die vorliegende Broſchüre verbrochen hat, bildet ſich etwas darauf ein, zum Schaupöbel zu gehören, der unfähig iſt, moderne Kunſt zu verſtehn und zu würdigen. Laſſen wir ihm das Vergnügen, ſich an den Pranger zu ſtellen. Es wird wohl auch ohne ihn weitergehn.

Wilhelm Fiſcher, Die „Moderne“. (Wiesbaden, Jurany und Henſels Nachfolger [Wende & Habermann].)

Der Herr Verfaſſer gebraucht den Ausdruck „wir Realiſten“ mit beſondrer Vorliebe. Er muß alſo ganz genau wiſſen, was moderner Realismus iſt. Auf der erſten Seite der Einleitung bittet unſer Herr Realiſt, den modernen Realismus „nicht mit der Unnatur in der Kunſt, mit dem Naturalismus zu verwechſeln“. Herr Wilhelm Fiſcher, der Realiſt, bekämpft dieſen ſchrecklichen Naturalismus auf S. 35 „vom künſtleriſchen und litterariſchen Standpunkte“ aus. Dieſe Widerlegung hat folgenden Wortlaut: „und da ſtelle ich mich entſchieden auf die Seite derjenigen, welche ihn der Brutalitäten ſeines Fühlens und den Stil ſeiner unkünſtleriſchen Manierthheit wegen beklagen und verdammen. Im Schmutze wühlen, in der erbärmlichſten Dekadenz Inſpirationen ſuchen, ſich brutal, einer brünſtigen Beſtie gleich inſtinktiv, krank an geiſtiger Satyriaſis in die dunſtige, ſexuelle Sphäre begeben, das vermag kein Künſtler, das identificiert den, der ſchreibt mit dem, was er beſchreibt, mit ſeinem Milieu! Dann dieſer barocke, lächerliche, unſchöne, unkünſtleriſche Stil, dies jämmerliche Effekthaſchen, und oft dieſe Gemeinheit in Sprache und Form!“ Auf S. 37 iſt der Realiſt W. Fiſcher ſo gütig, zu erklären: „was wir erreichen werden und wollen, iſt, die naturaliſtiſche Schule wiederum in den Dienſt der Kunſt zu ſtellen, von der ſie gegenwärtig leider abirrt.“ Wie gütig! Wenn nur Herr Fiſcher ein einziges Mal klipp und klar herausgeſagt hätte, was er unter Realismus und Naturalismus verſteht! Er bringt Phraſen, Phraſen, nichts als Phraſen. Aber vielleicht iſt das Buch für die Realiſten vom Schlage Fiſchers eine Offenbarung — wer weiß? G. Morgenſtern.

Franzöſiſche Litteratur.

Jean Aicard, „Fleur d'abîme“ (Paris, Flammarion). — Aicard verdankt ſein litterariſches Anſehen vornehmlich ſeinen formvollendeten und leidenſchaftsdurchglühten Dichtungen, erſt in jüngſter Zeit hat ſich der geſchätzte Dichter, der unter den zeitgenöſſiſchen Lyrikern Frankreichs der beſten einer iſt, auch auf dem Felde des modernen Romans verſucht, ohne indeſſen über das Durchſchnittsniveau der landläufigen Produktion weſentlich hinaus zu gelangen. Das vorliegende Werk des Autors bedeutet einen gewaltigen Schritt nach vorwärts auf der Bahn ſelbſtändiger Lebensbeobachtung und eigenmächtiger Wahrheitsſchilderung. Aicard hat hier das ausgefahrene Gleis, in dem er ſich noch in ſeinem „Ibis bleu“ bewegte, ganz und gar verlaſſen, um mit der Ruhe und der Sicherheit eines Mannes, der weiß, was er will, ſein künſtleriſches Ziel auf neuem Wege zu erreichen. Solch kühne Art realiſtiſcher Charakterzeichnung, wie ſie in „Fleur d'abîme“ hervortritt, durfte man unſerem Autor, der bisher ſtets ſo zahm und vorſichtig zu Werke zu gehen pflegte, am allerwenigſten zutrauen. Nichts Halbes und Schwankendes ſtört in dieſem Buch, alles iſt aus dem Vollen herausgeſchöpft, feſt gefügt und in ſich geſchloſſen, ſowohl hinſichtlich der Technik wie auch der verſtändigen Auffaſſung und gewiſſenhaften pſychologiſchen Arbeit. In Marie Deperrier, der Heldin des Romans, hat Aicard den Typus der heiratswütigen, jungen Dame der modernen Geſellſchaft meiſterlich gekennzeichnet. Das feingebildete, jungfräulich ſtolze Mädchen, das ſich im Denken und Fühlen ſo wenig von der lumpigſten Dirne unterſcheidet, wenn es ſeinen Gedanken auch den gehörigen ſalonfähigen Ausdruck zu geben weiß, iſt in Wahrheit ein moraliſches

Scheusal, das einzig und allein darauf bedacht ist, eine Partie zu machen, die ihre standesgemäße Versorgung und die Aussicht auf endliche Befriedigung der lange unterdrückten sinnlichen Begierden eröffnet. Mit dem Erreichen dieses Zieles ist auch die Zeit der Tugendheuchelei zu Ende, die sittsame Jungfrau wirft die unbequeme Maske mit Vergnügen beiseite, und der arg betölpelte Gatte wird mit Schrecken gewahr, daß seine Gemahlin zwar physisch untadelig, im übrigen aber ein moralisch verkommenes Geschöpf ist, das die Ehre und das Glück seines Gatten mit cynischem Gleichmut unter die Füße tritt. Ricard hat sich mit seiner „Fleur d'abime" in die vorderste Reihe der modernen französischen Romanschriftsteller gestellt, wir wollen hoffen und wünschen, daß er auf dem Wege, den er hier betreten, rüstig vorwärts schreitet.

Léon A. Daudet, der Sohn Alphonse und Neffe Ernestes Daudets, veröffentlichte unter dem Titel „Les Morticoles" bei Charpentier in Paris eine bitterböse Satire, die ihre Spitze gegen die modernen Naturwissenschaftler und die materialistische Weltanschauung im allgemeinen, und gegen die Ärzte im besonderen richtet. Léon scheint von seinem Vater das gallige Temperament und die Gepflogenheit, sich in seinen Büchern für erlittene Schlappen zu rächen, geerbt zu haben; die Absicht des Verfassers, an den Koryphäen der medizinischen Wissenschaft sein Mütchen zu kühlen, tritt in seinem satirischen Roman nur allzu deutlich zu Tage. Das Fabelland, so da von den Morticolen bevölkert wird, ist eine weltvergessene Insel, auf der es nur Ärzte und Kranke giebt, die ersteren als Versuchsobjekte dienen und die unmenschlichste Behandlung über sich ergehen lassen müssen. Die mannigfachen Abenteuer der unglückseligen Schiffbrüchigen, die ein widriges Schicksal auf das ungastliche Eiland, das Eldorado dummstolzer Medizinmänner, verschlägt, sind im Anfange recht ergötzlich geschildert, schade nur, daß der hübsche Einfall totgehetzt wird, und da dem Autor nichts besonderes einfallen will, so hält er es für angezeigt, im Interesse des Lesers ganze Abschnitte aus medizinischen Hand- und Lehrbüchern abzuschreiben und seinem Buche einzuverleiben. Das wirkt auf die Dauer langweilig und ekelerregend obendrein, weil Daudet geschmacklos genug ist, sich gerade die unsaubersten Krankheitsfälle herauszusuchen, um mit wenig Witz und viel Behagen über allerlei unappetitliche Dinge ein langes und breites zu reden. An Talent fehlt es dem Autor nicht, aber dieses Talent bedarf noch sehr der Reife, ehe seine Hervorbringungen auf künstlerischen Wert Anspruch machen können.

Die zwölf Novellen und Skizzen, die Sander Pierron unter dem Titel „Pages de charité" bei Lacomblez in Brüssel erscheinen ließ, bilden ein vielversprechendes Erstlingswerk, in dem ein ernstes künstlerisches Streben und eine starke Individualität vorteilhaft in die Erscheinung treten. In allen diesen Geschichten atmet die echte Begeisterung einer elementaren Dichternatur, die auch dem Nebensächlichen und Unscheinbaren Wert und Bedeutung zu geben weiß. Pierron ist es heiliger Ernst mit der Kunst, er ist weder ein geleckter Unterhaltungsfabulist, noch ein Routinier, der die Bücherschreiberei nur als litterarisches Handwerk betreibt, er greift zur Feder, wenn er wirklich etwas zu sagen hat, und weiß seinen Erzählungen den schlichten Wahrheitston und die innige Gefühlsstimmung zu geben, deren anheimelnder Reiz den Leser wie in einem Zauberbann gefesselt hält. Der Verfasser der „Pages de charité" ist ein Glied der kampf- und arbeitsfrohen jungbelgischen Dichterschule, und es spricht für den Wert des Pierronschen Buches, daß es Eekhoud nicht verschmäht hat, dem Werke seines talentvollen Schülers ein warmgehaltenes Geleitswort mit auf den Weg zu geben.

Gleichfalls bei Lacomblez in Brüssel gelangten soeben die „Nouvelles Kermesses" von Georges Eekhoud, dem

markanteſten und eigenartigſten Charakterkopf unter der belgiſchen Schriftſtellerſchar, in einer „Edition definitive“ zu erneuter Ausgabe. In den flämiſchen Erzählungen, die der Band enthält und die den litterariſchen Ruf des Autors begründen halfen, zeigen ſich all die Eigenſchaften, die wir an Eekhoud ſchätzen und lieben, im reinſten und glänzendſten Lichte. Mit welchem innigen Naturgefühl weiß uns der Dichter die Reize ſeiner Heimat zu ſchildern! Wie kräftig und menſchlich wahr zeichnet uns der hellängige Herzenskündiger die einfachen Menſchen, die ſich im Denken und Handeln die köſtlichſte Naturfriſche bewahrt haben! Die „Nouvelles Kermesses“ ſind nach Form und Inhalt wahre Meiſter- und Muſterſtücke vollendeter realiſtiſcher Erzählkunſt, die noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt werden.

Nur der Vollſtändigkeit wegen ſeien hier noch die Novellenbände „Maquettes et Pastels“ von Moreau-Vauthier und „Au pays des cigalos“ von Georges Beaumo erwähnt, die beide bei Plon in Paris erſchienen ſind. Die Geſchichten ſind nicht beſſer und nicht ſchlechter als all die andern, die geſchickte Fabuliſten jahraus jahrein dem leſehungrigen Publikum aufzutiſchen pflegen.

Die im Monat Juli erſchienenen beiden Bände der „Petite Collection Guillaume“ (Paris, Dentu), die von Picard mit prächtigen Bildern geſchmückt ſind, enthalten Ch. Nodiers Novellen „Seraphine“, „Amélio“, „Jean-François“, „Les Bas-bleus“, „Inès de bas Sierras“ und „Madomoiselle de Marsan“, wodurch die Sammlung ausgewählter Erzählungen von Nodier zum Abſchluß gelangt.

L. Bernardini, „La litterature scandinave“ (Paris, Plon, Nourrit & Cie.). — Den Inhalt des Bandes bilden eine Reihe von intereſſanten Studien, die wert ſind, die Aufmerkſamkeit aller derjenigen zu erregen, die ſich für die Entwickelungsgeſchichte der modernen Litteratur intereſſieren; die einzelnen Kapitel ſind Belman, Rydberg, Garborg, Strindberg, Jacobſen, Bang, Björnſon, Ibſen u. a. gewidmet. Bernardini kennt Land und Leute genau, das zeigt ſich auf jeder Seite des leſenswerten Buchs, das gut geſchrieben iſt und eine Fülle trefflicher Bemerkungen enthält.

Die „Mémoiros pour sorvir à l'histoire de Napoléon Ier“, die der rührige Dentuſche Verlag in Paris in einer vornehm ausgeſtatteten und mit ſchönen Porträts geſchmückten dreibändigen Ausgabe veröffentlichte, ſind nicht nur eine Vermehrung, ſondern eine wertvolle Bereicherung der ſtattlichen Sammlung von Werken, die ſich mit der Perſon und dem Wirken des großen Korſen beſchäftigen. Der Verfaſſer dieſer Denkwürdigkeiten, Baron François do Méneval, bekleidete von 1802—12 die verantwortliche Vertrauensſtellung eines Geheimſekretärs bei dem Konſul bez. Kaiſer. Dem langjährigen Zuſammenarbeiten und dem vertraulichen Verkehr mit Bonaparte, der mit ſeinem Sekretär auf freundſchaftlichſtem Fuße verkehrte, hatte Méneval die intime Kenntnis des Charakters Napoleons zu danken, von der er uns in ſeinen Memoiren mehr als eine Probe giebt. Daß der Memoirenſchreiber, geblendet von der gewaltigen Perſon ſeines Herrn, in Napoleon einen Gott ſieht und ſeine Bewunderung in die überſchwenglichſten Worte kleidet, iſt im Grunde natürlich genug, auch darf man es ihm billigerweiſe zugute halten, wenn er in ſeinem Bemühen, alles was dem Andenken ſeines vergötterten Lieblings verhängnisvoll werden könnte, zu beſchönigen und zu entſchuldigen, des Guten etwas zu viel thut. In jedem Falle enthalten dieſe Aufzeichnungen eine Fülle von charakteriſtiſchen Anekdoten und Einzelzügen, die einen wertvollen Beitrag zur Pſychologie Bonapartes bilden, und man darf dem Baron Joſeph Erneſt de Méneval dankbar dafür ſein, daß er die intereſſanten Memoiren ſeines Großvaters veröffentlicht und dem Publikum zugänglich gemacht hat.

Einen weiteren schätzbaren Beitrag zu der reichen Litteratur über den ersten Napoleon bildete die fleißige Arbeit, die der Gesandtschaftssekretär Georges Firmin-Didot nach den unedierten Rapporten des Marquis de Montchenu unter dem Titel „La captivité de Sainte-Hélène“ veröffentlichte (Paris, Didot). Haben uns Monevais Memoiren das Leben und Schaffen des Helden geschildert, so entrollt sich uns in den Berichten de Montchenus, der als Bevollmächtigter der Regierung Ludwig XVIII. auf Helena seines Amtes waltete, das ergreifende Schlußtableau der gewaltigen Tragödie. Die von Firmin-Didot herausgegebenen Dokumente werden der historischen Forschung als wertvolles Quellenmaterial willkommen sein, der Band wird durch acht hübsche Bilder ansprechend illustriert.

Adrien Moureau, der Verfasser der interessanten Moureau-Monographie, veröffentlichte im Rahmen der von der Librairie de l'Art herausgegebenen „Artistes célèbres“ eine kunsthistorische Studie, die dem Leben und Schaffen des venezianischen Malers Antonio Canal, genannt Le Canaletto, gewidmet ist. Der reiche Bilderschmuck des Bandes bringt die Hauptwerke des Malers in trefflich ausgeführten Reproduktionen. — Die von der Librairie de l'Art edierte „Bibliothèque d'éducation artistique“ publiziert in acht wohlfeilen Heften die hervorragendsten Stücke der in der Kunstwelt bestbekannten japanischen Sammlung Ch. Gillots. Die nach den Originalen mit peinlichster Sorgfalt hergestellten Zeichnungen bieten eine erlesene Auswahl des vorzüglichsten, was die altjapanische Kunst hervorgebracht hat.

Maurice Pujo, „Le règne de la grâce“ (l'idéalisme intégral) [Paris, Alcan]. — Zum ersten Mal unternimmt es hier ein Vertreter der modernen Richtung der französischen Litteratur, in eine kritische Untersuchung der Ideen einzutreten, die von 1850 bis heute in der Philosophie, Litteratur und Kunst, im politischen, sozialen und moralischen Leben die herrschenden gewesen sind, um im Verlaufe dieser Geistesinventur den Zielpunkt zu bestimmen, dem die Menschheit in ihrem Entwickelungsgange entgegengeht.

Ein neues humoristisches Bilderbuch für große Leute gelangte im Plonschen Verlage in Paris unter dem Titel „Histoires de Saint-Hubertin“ zur Ausgabe. Zu den lustigen Schnurren, die uns Manchecourt — hinter dem Pseudonym verbirgt sich der bekannte Chronikeur Henri Lavedan — erzählt, hat der geistsprühende Karikaturist Crafty eine Reihe von Bildern gezeichnet, in denen die feinpointierte Komik des launigen Zeichners zu prächtiger Wirkung kommt. A. G—tzo.

Vermischtes.

Dr. phil. Paul Kühn, Assistent an der Universitätsbibliothek zu Leipzig, plant die Herausgabe einer Monatsschrift für dramatische Kunst und Litteratur „Deutsche Dramaturgie“ (Verlag von O. Schmidt, Leipzig), deren erstes Heft Anfang Oktober ausgegeben werden soll. Der Inhalt dieser Monatsschrift soll bestehn aus Aufsätzen über allgemein-dramatische Fragen, genauen Analysen und Untersuchungen einzelner Dramen, Aufsätzen über die Geschichte des Dramas und die Reformen der Theaterzustände unsrer Zeit, biographischen Darstellungen einzelner Dichter. Daran soll sich ein bibliographisch-kritischer Teil, eine Umschau über das gesamte Theaterleben, Bühnenaufführungen, dramatische Festspiele, Personalien ꝛc., sowie eine Zeitschriftenschau anschließen. Letztere soll nicht nur den Titel der in Betracht kommenden Aufsätze in systematischer, inhaltlich geordneter Zusammenstellung bringen, sondern eine knappe Inhaltsangabe mit Citierung der erlangten Resultate und besonders wichtigen Beobachtungen. Die „deutsche Dramaturgie“ soll das Centralorgan für das ganze umfangreiche Gebiet des dramatischen Lebens werden.

Soweit die uns zugegangenen Mitteilungen. Hoffentlich leistet der thatendurstige Herausgeber, was er verspricht. Die „Gesellschaft“ wird gelegentlich über den Fortgang des Unternehmens berichten.

***

Bibliographie.

Bei der Redaktion der „Gesellschaft“ sind vom 15. Juli bis 15. August folgende Bücher und Schriften eingegangen:

W. E. Backhaus: Vom rechten Staate. Sechs staatsphilosophische Abhandlungen. (Braunschweig, Albert Limbach.)

Dr. Jul. Baumann: Preußisch? oder zugleich Deutsch und auch Allgemeinmenschlich? Eine angewandte Rechts- und Staatslehre. (Frankfurt a. M., Jaeger [C. Koenitzer].)

G. Boile: Lassaliine. Schauspiel in drei Akten. (Berlin W., Fontane & Co.)

Chillonius: In der Kreide. Schwank in einem Akte. (Leipzig, Oswald Mutze.)

Chillonius: Frondeurs. Lustspiel in drei Akten (aus dem Wiener Leben). (Leipzig, Oswald Mutze.)

Hermann Claus: Fünfundzwanzig Thesen über Menschentum nach Körper, Seele und Geist. Ein Beitrag zur Erlösung des Menschen von Aberglauben und Unwissenheit über sich selbst. (Leipzig, Oswald Mutze.)

Eberhard Cronemeyer: Eine Zuflucht der Elenden. (Bremerhaven und Leipzig, Chr. G. Tienken.) (Tages- und Lebensfragen, herausg. von Dr. W. Bode. 15. 16. 1 Mk.)

Juliane Déry: D'Schand'. Volksstück in sechs Bildern. (München, Dr. E. Albert & Co. Separat-Konto.)

Felix Dubois: Die anarchistische Gefahr. Deutsch von Max Trüdjen. (Amsterdam, August Dieckmann.)

Wilhelm Fischer: Die „Moderne“. (Wiesbaden, Jurany und Henseis Nachf. [Wende & Habermann].)

August Freudenthal: Heidefahrten III. (Bremen, M. Heinsius Nachfolger.)

Alfred Friedmann: Der Geiger von Gmünd. Ein Wunder- und Zauber-Märchen in drei Akten, nach einer alten Sage gedichtet. (Berlin, Rosenbaum & Hart.)

Rudolf Heinrich Greinz: Der Sündenfall. Volksstück in vier Aufzügen. (Neuwied und Leipzig, August Schupp.)

F. A. H.: Schlagende Wetter. Zur Aufklärung und Belehrung für Nicht-Bergleute. (Leipzig, W. Friedrich.)

Max Jähns: Moltkes Lehr- und Wanderjahre. (Geistesheiden, herausg. von Anton Bettelheim, 10.—11. Band.) (Berlin, Ernst Hofmann & Co.)

Dr. Moritz Kandt: Über die Entwicklung der australischen Eisenbahnpolitik nebst einer Einleitung über das Problem der Eisenbahnpolitik in Theorie und Praxis. (Berlin, Hans Mamroth.)

F. von Kapff-Essenther: Himmel und Hölle. Roman. (Berlin, Rosenbaum & Hart.)

Dr. E. Koschwitz: Französische Volksstimmungen während des Krieges 1870/71. (Heilbronn, Eugen Salzer.)

Oskar Kraus: Das Bedürfnis. Ein Beitrag zur beschreibenden Psychologie. (Leipzig, W. Friedrich.)

G. v. Langsdorff, Dr. med.: Ein Wegweiser für das Magnetisieren und Massage. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. (Leipzig, Oswald Mutze.)

R. Ed. Liesegang: Rhapsodie. (Düsseldorf, Ed. Liesegang. 2 Mk.)

Cesare Lombroso: Neue Fortschritte in den Verbrecherstudien. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Hans Merian. Mit zahlreichen Illustrationen und 2 Tafeln. (Leipzig, W. Friedrich.)

J. Lütgenau: Die Jesuitenfrage. Eine politisch-geschichtliche Abhandlung zur Aufklärung des arbeitenden Volkes. (Bielefeld, G. Siomke. 0,40 Mk.)

Philipp Mainländer: Die Philosophie der Erlösung. 1. Band 3. Aufl. 2. Band 2. Aufl. (Frankfurt a. M., Jaegersche Buchhandlung [C. Koenitzer].)

Heinrich Mann: In einer Familie. Roman. (München, Dr. E. Albert & Co. Separat-Konto.)

Theodor Maurer: Zeit-Sonette. (Worms, H. Kraeutersche Buchhandlung. Julius Stern.)

Meine Herrn Kollegen! Moment-Aufnahmen einer jungen Schriftstellerin. (Berlin, Gustav Pohlmann.)

Hans Merian: Die Varusschlacht. Ein Fastnachtspiel in drei Aufzügen. (Leipzig, W. Friedrich.)

Jule Nicole: Le livre du préfet on l'édit do l'empereur Léon le sage sur los corporations de Constantinople. Traduction française du texte grec de Genève. (Geneve et Bâle, Georg & Co. 2 Mk.)

Dr. Richard Pappritz: Ulrich von Hutten. Ein Lebensbild. (Marburg, R. G. Elwert.)

Rudolf Pfeilsticker: Weltanschauung des praktischen Lebens. Grundlegende Gedanken. Zweite Auflage. (Schwäb. Hall, Wilhelm Germans Verlag.)

Arthur Pfungst: Neue Gedichte. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Hermine von Preuschen: Tollkraut. Novelletten. (Leipzig, Karl Reißner. 1893.)

Eugen Raspi: Emancipiert. (Zürich, Verlagsmagazin [J. Schabelitz]. 1 Mark.)

Joseph Ruederer: Ein Verrückter. Kampf und Ende eines Lehrers. (München, Dr. E. Albert & Co. Separat-Konto.)

Adolf Schafheitlin: Die Götterfarce. (Berlin, Rosenbaum & Hart.)

Eugen Heinrich Schmitt: Mammon und Belial. (Leipzig, Alfred Janssen.)

Oskar Schwindrazheim: Die Volkskunst! Tages- und Lebensfragen, herausgegeben von Dr. W. Bode. 13. 14. (Bremerhaven und Leipzig, Chr. G Tienken. 1 Mark.)

August Strindberg: Die Hemsöer. Roman. (Berlin, Paul List. 3 Mk.)

Johannes Trojan: Das Wustrower Königsschießen und andere Humoresken. (Leipzig, A. G. Liebeskind.)

Dr. Otto Weddigen: Was ist die Bibel? Kritische Betrachtungen zu Nutz und Frommen für das deutsche Volk. (Berlin, Paul List.)

Richard Wagner: La Tétralogie de l'anneau du Nibelung publiée avec l'autorisation spéciale de la Maison B. Schotts Söhne, Editeurs, par Louis-Pilate de Brinn' Gaubast et Edmond Barthèlemy. (Paris, E. Dentu, Editeur.)

Adolf Wahrmund: Abbasa. Trauerspiel. (Leipzig, Hermann Beyer.)

Leopold Weber: Gedichte. (München, Dr. E. Albert & Co. Separat-Konto.)

B. von Werner, Contreadmiral a. D.: Unsere Kriegsmarine, ihr Personal und ihre Organisation. (Leipzig, W. Friedrich.)

Friedrich Zöllner: Beiträge zur deutschen Judenfrage mit akademischen Arabesken als Unterlagen zu einer Reform der deutschen Universitäten. Herausgeg. und mit einer Einleitung versehen von Moritz Wirth. (Leipzig, Oswald Mutze.)

☛ Wir bitten sämtliche **Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen** ausschließlich an den **Verlag** der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig**,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet und herausgegeben

von

M. G. Conrad.

Schriftleitung: **Hans Merian.**

Jahrgang 1894. Viertes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Conrad, M. G., Nord und Süd 1243
Exmemea 1395
Demokratismus und Künstlertum 1527
Aus dem Münchener Kunstleben 1365, 1490, 1608
Cop-Marlet, Mara, Einst! Eine utopische Umsturzidee 1419
Ein Duell 1553
Dichteralbum, Unser, mit Beiträgen von Hans Benzmann, Karl Bleibtreu, Emanuel von Bodman, Franz Evers, Paul Gutmann, Adam Held, Marie Jerschke, C. Klings, Rudolf Knussert, Willy Lentrodt, Oskar Linke, Karl Maria, Anna Nitschke, Heinrich von Reder, A. von Sommerfeld, Ottokar Stauf von der March, Gottlieb Steger, Valentin Traudt, Paul Wilhelm 1268, 1426, 1546
Eckardt, Raimund, Die moderne Dichtung an den deutschen Universitäten . . 1565
Eller, George, Aus dem Pariser Kunstleben 1374
Epstein, Dr. S. Sigismund, Don Quixote in entwickelungsgeschichtlicher Beleuchtung 1482
Eschwege, Ludwig, Die Quelle des Glücks 1354
Eulenstein, Bernhard, Das verfluchte Haus 1574
Fern, Edna, Hans 1305
Fischer, Otto, Dank dem Herrn Jesesle! 1467
Fuld, Ludwig, Aberglaube und Rechtspflege 1571
Graeser, Karl, Das geheilte Kopfweh 1593
Häfker, H., Sudermanns „Schmetterlingsschlacht“ 1496
Die Kunst in Berlin 1616
Helberg, Gunnar, Der Balkon 1284
Heinrich, Curt, Der Naturalismus und das deutsche Publikum 1476
Holzamer, Wilhelm, Der Lump 1322
Isarius, Hans, Politik und Gemeinschaftsgefühl 1580
Kritik: Romane und Novellen: S. 1376, 1498, 1621. — Lyrik und Epos: S. 1379, 1504, 1623. — Dramen: S. 1381, 1624. — Soziale Litteratur: S. 1506. — Kunstschriften: S. 1382, 1628. — Erziehungsschriften: S. 1508. — Vermischte Schriften: S. 1383, 1508, 1633. — Neue Zeitschriften: S. 1511. — Volkswirtschaftliche Litteratur: S. 1506, 1626. — Französische Litteratur: S. 1388, 1636. — Holländische Litteratur: S. 1513. — Spanische Litteratur: S. 1638. — Skandinavische Litteratur: S. 1515. — Isländische Litteratur: S. 1640. — Czechische Litteratur: S. 1642. — Ungarische Litteratur: S. 1517. — Soziale Dokumente: S. 1646. — Vermischtes: S. 1390, 1518, 1646. — Bibliographie: S. 1394, 1525, 1652.

Seite
Lacroma, P. M., Mara Cop-Marlet (Marie Edle von Berks) 1562
Mann, L., Der Feuerſtoff und die wirklichen Urſachen der Epidemien 1328
Mann, Thomas, Gefallen 1433
Mauch, Theodor, Stuttgarter Theater 1370
Merian, Hans, Otto Schelper 1471
Morgenſtern, Guſtav, Gunnar Heiberg 1315
Paul, Adolf, Angſt 1318
Pauloff, Andrea, Die Geſchlechter 1362
Rechtsſtaat, Klaſſenſtaat oder Juriſtenſtaat? Von ***. 1397
Reitzel, Robert, Das Recht auf den Tod 1575
Revent, F. von, Der alte Herr 1560
Schäfer, Wilhelm, In die Ehe. Eine Weſterwälder Bauerngeſchichte . . . 1458
Schikowski, John, Die „Weber"-Première im Deutſchen Theater in Berlin . 1493
Schwann, M., Freies Vernunftmenſchentum 1246
Starkenburg, Heinz, Die Erhaltung des Bauernſtandes 1530

Porträts:

Gunnar Heiberg.
Otto Schelper.
Mara Cop-Marlet.

In dieſem Hefte befindet ſich je eine Beilage der Firmen:

Wilhelm Friedrich, Leipzig.
Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt,
vorm. **S. Schottlaender, Breslau.**
Bacmeiſters Verlag, Leipzig.
Wilhelm Beſſer, Leipzig.

Gunnar Heiberg

Digitized by Google

Süd und Nord.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Gehörte zur deutſchen Welt nur der heutige deutſche Staatsmenſch, der Unterthan, der Konfeſſionsgläubige, der Vereinsbruder, der Zunftgenoſſe, der Parteirabuliſt und ähnliche Sonderarten der ſchwarzweißrot eingepferchten Herde, wahrhaftig, es wäre wenig erfreulich um die deutſche Welt beſtellt.

Glücklicherweiſe gehören zur deutſchen Welt auch die Alpen, die Nordſee, der Rhein, der Main, die Elbe, Leipzig, Berlin zwiſchen dem Anhalter und Lehrter Bahnhof, der Sachſenwald, Hamburg, das Rittergut Neuhof, Lübeck mit dem Weinlager von Behnke und Söhne, Blankeneſe, die Hamburg-Amerikaniſche Packetfahrt-A.-G. mit ihrer Columbia, die Vierländerinnen, die litterariſchen Zigeuner, die Matroſen, die publiziſtiſchen Strandläufer, die verkommenen Genies, die Nietzſcheſchen Übermenſchen im Gigerlkleid, die Helgoländerinnen, die Hummern, die Seehunde von Juiſt, die Ochſen und Pferde von Oſtfriesland, die gemütlichen Pfarrherren und Lehrer von Thüringen, das heilige Köln mit ſeiner grandioſen, ſündhaften Lebensluſt, Holger Drachmann, Emanuel Backhaus, Eichenhaine, Weinberge, weſtfäliſche Schinken, die Penſionsanſtalt deutſcher Journaliſten und Schriftſteller, Wolken, Sonnenuntergänge, Muſik, Volkslieder, bayeriſches Bier, Doornkaat und unzählige andere gute und problematiſche Dinge.

Sie iſt unbeſchreiblich reich, dieſe deutſche Welt, unbeſchreiblich ſchön, im Süden wie im Norden. Wir kommen nur ſo ſelten zuſammen und noch ſeltener in der rechten Weiſe, wir Deutſchen von Oben und Unten, und die Stimmung, die wie neue Erkenntnis und Offenbarung wirkt, den Geiſt erleuchtet, das Herz entflammt, große, mannhafte Gefühle entzündet,

daß sie gleich Leuchtkugeln aufsteigen, die alles befruchtende, segensreiche Stimmung wird uns durch schlechte Erziehung und üble Gewohnheiten und politischen Alltagsjammer erschwert.

Wie sind uns die Wege erschwert und verteuert, die uns aus dem Süden gen Norden führen, uns, dem Volk, das in Preußen seine besondere Platzkarte zahlen muß, wenn's schnell kutschieren will, und sich vierte Klasse gefallen lassen muß, wenn's billig reisen will. Das Volk, das freie Volk, das nach eigenem Sinn und Gefühl sich begegnen und sich verständigen will, wie ist's im Reich in allen seinen Mitteln verkürzt. Welche Hemmnisse werden vor ihm aufgetürmt, wenn's zu sich selber kommen, wenn sich's im Norden und Süden die Hand reichen und Freude gewinnen und Glückesernten seiner besonderen Art einheimsen will. Es ist ja nicht zu sagen, was man ersonnen hat, um das Volk vor dem Volke abzusperren, damit es nicht seine überwältigend mächtige Einheit spüre, was man für Schliche ersonnen und Vorurteile unter uns verbreitet hat, um den Süden vor dem Norden stutzig zu machen.

Es ist, einmal die Sache offen und streng genommen, doch nur ein Märchen, dieses offizielle Singen und Sagen von der Einheit aller deutschen Stämme seit 1871. Die schönsten Alpenländer sind weg, Tirol und Steiermark, und die deutschen Österreicher sind draußen, und was zwischen den Reichsgrenzen am mächtigsten und behaglichsten sich fühlt, das sind nicht die Massen des Volkes, sondern bloß die Auserwählten, die im Mammonismus herrschen, der Ring der Bevorrechteten und Allesmögenden. Da fabelt man vom Partikularismus der Volksstämme. Geht mir doch! Was haben denn die dynastischen Häuser dem deutschen Volke 1871 geopfert? Was bedeutet denn der Bundesrat, der zuoberst sitzt im Reich? Die Fürsten haben sich zusammengeschlossen und sich ihre Majestät gegenseitig garantiert und den mächtigsten zu ihrem Vertreter und Sachwalter nach außen und innen ernannt und mit dem Kaisertitel geschmückt. Das neue deutsche Kaiserreich ist in erster Linie ein Dynastenreich zu gegenseitigem Schutz und Trutz dem Volke gegenüber. Das Volk als Volk hat für sich nichts an Macht und Herrlichkeit gewonnen, nicht einmal die Einverleibung seiner Grundrechte in die neue Reichsverfassung hat man ihm zugestanden. Die zwanzig oder zweiundzwanzig regierenden Fürsten haben ihre Civillisten erhöht, einer nach dem andern, so daß sie jetzt jährlich an die 50 Millionen aus der Tasche des Volkes beziehen, aber den Abgeordneten zum deutschen Reichstag, den erwählten Vertretern des Volkes, hat man nicht einmal Diäten zugebilligt, kaum freie Fahrt auf den deutschen Eisenbahnen. Sie sollen um Gotteslohn arbeiten, während das Gottesgnadentum sich reichlich bezahlen läßt. Ist's nicht so? Liegt das nicht alles offen zu Tage? Macht

jemand ein Geheimnis daraus? Nimmt man Ärgernis daran? Ist nicht alles wunderschön in Ordnung in Süd und Nord? Lassen wir uns nicht mit größtem Vergnügen regieren wie wir regiert werden? Blüht nicht die Zufriedenheit in üppiger Fülle?

Nein — die Zufriedenheit ist etwas, das uns schließlich doch abhanden gekommen ist. Wohin man hört, landauf, landab, wenig Liebliches und Wohllautendes hört man über die Zustände im Reich. Der Geist der Opposition kreischt überall auf in grellen Tönen. Und wieder sehen wir, daß das Volk seine eigene Natur und Bestimmung nicht erkennt. Es läßt sich hetzen und zerren, dahin und dorthin, und die Parteien, die in den Schoß des Volkes selbst giftigste Zwietracht säen, sind am schnellsten gewachsen. Wer Klassenkampf predigt, hat den stärksten Zulauf; wer an Konfessions- und Rassenunterschiede appelliert, erfreut sich des lautesten Beifalls. Und so ist der Bruder mit dem Bruder entzweit, der Nachbar gegen den Nachbar gewappnet — und wo es geht, wird noch der Süden gegen den Norden, der Westen gegen den Osten ausgespielt.

Ein in sich uneiniges, haßerfülltes Volk bringt sich selbst um jedes Zielbewußtsein und vergeudet unnütz seine beste Kraft. Es betrügt sich auch um die Freude an seiner geistigen Schaffenskraft und künstlerischen Größe.

Nur wenn die einzelnen Parteien und Berufsstände ihre „Tage" feiern, fließt der Mund der Festredner über von Süßigkeit, und Stolz schwellt den männlichen Busen. Wir! Wir! Wir! Es sind aber immer nur einzelne, welche den Ton angeben, und die anderen begnügen sich, den zustimmenden Chor zu bilden. Einen „Tag", an dem das Volk als Volk zu sich kommt, giebt's noch nicht. Das Volk als Volk hat keine Stimme und kein Programm. Nur irgend einem „Erbfeind" von jenseits der Grenzen gegenüber erwacht sein Gemeinschaftsgefühl, wenn die Trommel wirbelt und der Massentotschlag kommandiert wird.

Zu den besten „Tagen" gehören noch diejenigen, die den Geist feiern in Litteratur oder Kunst, oder für des Lebens Notdurft derjenigen beraten, für die das offizielle Reich keine Organe und keine Hilfe hat. Was thut das Reich für die Dichter und Musiker? Keinen Finger rührt's für sie. Für die Architekten, Bildhauer und Maler hat es noch Staatsaufträge, Staatsankäufe, Staatswürden. Nicht sehr viel, aber immerhin soviel, um den guten Anstand zu wahren. Aber die Poesie, die Schriftstellerei — schabab!

Und das hat nun das Volk der Federhelden endlich satt bekommen und statt fortzufahren, in kleinen Vereinchen und Konventikelchen sich zu zerreiben, hat es sich seinen großen „Tag" für alle, die in deutscher Zunge dichten und trachten, zur Pflege und Wahrung seiner Berufs- und Standes-

intereſſen geſchaffen. Der deutſche Journaliſten- und Schriftſtellertag iſt die erſte großdeutſche Einrichtung im Reich, ein Volksmeeting impoſanten Stils. Die drei „Tage", die bis jetzt in Dresden, München, Hamburg abgehalten worden ſind, haben in erfreulichſter Weiſe den Gegenſatz zwiſchen Süd und Nord in Verträglichkeit und gute Kameraderie verwandelt. Es möge ununterſucht bleiben, ob die Ritter vom Geiſte, die zum „Tage" geeilt, lauter Ritter ohne Furcht und Tadel geweſen, das aber kann feſtgeſtellt werden, ein verheißungsvoller Anfang iſt gemacht zur Entwicklung jener neuen gutdeutſchen Geſinnung, die im Süden wie im Norden des Reiches in Einigenden baut und nicht im Trennenden — und zwar aus dem Weſen derjenigen Volkskreiſe heraus, die in der Freiheit und Unabhängigkeit des Denkens und Urteilens leben und weben. —

Freies Vernunftmenſchentum.

Von M. Schwann.

(Zürich.)

„Man kann nicht Dichter und Philoſoph zugleich ſein," ſagt Schopenhauer. Wenn nun auch jede Regel ihre Ausnahme hat, ſo ſcheint mir doch bei Betrachtung des neueſten Buches Bruno Willes, welches den ſtolzen Titel trägt: „Philoſophie der Befreiung durch das reine Mittel" (Berlin, S. Fiſcher, Verlag), daß hier eine ſolche Ausnahme nicht vorliegt. Denn ein anderes iſt es, Gedanken haben, und ein anderes, Philoſoph ſein. Hätte ſich Wille mit dem zweiten Titel, den er ſeinem Buche gab: „Beiträge zur Pädagogik des Menſchengeſchlechts", begnügt, ſo wäre der Inhalt ſeiner Arbeit beſſer charakteriſiert worden.

Das Ziel, welches ſich der Autor geſteckt hat, iſt ein hohes. Es heißt: „Herrſchafts- und Schrankenloſigkeit." Herrſchaftsloſigkeit kann nur auf zwei Vorbedingungen beruhen: entweder ſind die natürlichen Verhältniſſe bei allen ſo gleich tiefſtehend, daß eine Herrſchaft noch nicht möglich iſt, oder aber jedes Individuum iſt ſo hoch entwickelt, daß eine Herrſchaft nicht mehr möglich iſt. Im erſteren Falle iſt keiner Herr, weil die Vernunftloſigkeit aller noch keine Ausnahme erzeugt hat, im letzteren Falle iſt jeder ſein eigener Herr, d. h. nur die eigene hochentwickelte Vernunft iſt die Herrſcherin über das individuelle Denken und Handeln. Zu dieſem Ziele möchte Wille den Weg zeigen. Er will den „freien Vernunftmenſchen"

erziehen. Das Ziel zu erreichen, halten wir nicht für unmöglich, aber der Weg dahin iſt lang und ſchwer.

Schon Leopold Jacoby hat in ſeinem gedankenreichen Buche: „Die Idee der Entwicklung“ die beiden Werdereihen, welche durch die Begriffe Abſicht—Zweck und Idee—Ziel umſchrieben werden, beleuchtet. Er unterſchied ſie folgendermaßen: „Als das Weſen des Begriffes Ziel finden wir eine Sache, als das Weſen des Begriffes Zweck finden wir eine Perſon.“ Weil er konſequent, d. h. einſeitig ſozial dachte, verwarf er die Entwicklungsreihe Abſicht—Zweck; denn „überall, wo man irgend eine Abſicht fühlt, und ſei es ſcheinbar die edelſte und ſchönſte, was in ſich einen Widerſpruch enthält, denn in Wahrheit giebt es keine ſchöne Abſicht, ſondern jede Abſicht iſt naturnotwendig häßlich; überall, wo man irgend eine Abſicht fühlt, da iſt es mit dem Eindruck des Schönen auf der Stelle aus“. Dem gegenüber hält ſich Wille gerade an dieſe von Jacoby verworfene Reihe, nur thut er es unvollſtändig, indem er die Grundlinie zeichnet: „Mittel—Zweck“. Unter Mittel will er die „gewollte“ Urſache deſſen verſtanden wiſſen, was man Zweck nennt, und unter Zweck verſteht er die „gewollte Wirkung deſſen, was man Mittel nennt“. Statt dieſer ſchwerfälligen Umſchreibung hätte er ſeine Grundlinie reiner zeichnen können, wenn er ſie mit der von Jacoby verworfenen ergänzt hätte: Abſicht—Mittel—Zweck. Damit wäre der Hinzutritt des Wollens deutlich und klar ausgedrückt worden. Wo nun etwas gewollt wird, da iſt auch immer einer, der will, und Jacoby hat recht, wenn er als das Weſen des Begriffes Zweck eine Perſon erkennt. Aber unrecht hat er mit der Konſequenz: deshalb iſt jeder Zweck zu verwerfen. Denn worum es ſich hier handelt, iſt klar: der vermeintliche Gegenſatz zwiſchen Subjektivität und Objektivität hat Jacoby zur Verwerfung der erſteren veranlaßt, er will nur die objektive Reihe: Idee—Ziel gelten laſſen, deren Weſen ein Objekt, eine Sache iſt. Wille dagegen verfährt rein ſubjektiv und ſchließt die andere Reihe aus. Beide Reihen aber exiſtieren in Wirklichkeit, denn der Menſch hat die Fähigkeit vernünftiger Erkenntnis. Sie allein kann die Vermittlerin zwiſchen den ſcheinbar feindlichen Polen ſein. Wohl giebt es eine Entwicklung, welche uns ſelbſt umfaßt und deren Objekt wir daher ſelbſt mit ſind, aber die Gabe des Bewußtſeins läßt uns dieſe Entwicklung bewußt werden, und es hieße darum die Funktion unſeres Bewußtſeins ausſchließen, wollten wir die Entwicklung, welche ſich auf der Grundlinie: Abſicht—Mittel—Zweck bewegt, als eine unſchöne und unberechtigte mit Jacoby zurückweiſen. Das Bewußtſein überträgt den objektiven Weltvorgang nur ins Subjektiv-Menſchliche, und darum iſt die Reihe: Abſicht—Mittel—Zweck nur die ins Menſchenbewußtſein überſetzte Parallele zu jener objektiven Reihe von Idee durch

Entwicklung zum Ziele. Die Natur hat Zielstrebigkeit, der Mensch Zweckbewußtsein. In der reinen Harmonie würde sich dieses mit jener decken. Diese Harmonie kann nur durch volle Naturerkenntnis erreicht werden. Wo also der Irrtum obwaltet, wird die Harmonie gestört, und da die Natur nicht irren kann, da sie ebensowenig von ihrer Zielstrebigkeit abgelenkt werden kann, so provoziert der Irrtum den Mißerfolg und Schaden, d. h. die Natur versagt sich dem Menschen, der irrt und sich vergreift, sie bedient sich ihrer Macht einer natürlichen Korrektur durch den Schaden. „Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe?" — fragte schon Goethe ahnungsvoll, und wir antworten, daß sie dies fort und fort thut durch das Organ des Bewußtseins, mit welchem sie unzählige Wesen, zu denen auch wir Menschen gehören, ausstattet. Es kann sich also nicht darum handeln, die eine Entwicklungsart, welche das ganze Universum umfaßt, durch die andere, welche von unserm Bewußtsein, Denken und Handeln begleitet ist, auszuschließen, sondern nur darum, die erstere durch die letztere zu begreifen und es allmählich dahin zu bringen, daß wir uns bei diesem Begreifen möglichst wenig vergreifen. Auf diesem Wege bewegt sich unser Fortschritt zur Erkenntnis, auf ihm allein.

Wille stellt nun die Besonderheit des Fühlens der Normalität des Fühlens gegenüber; jener läßt er die individuelle Wertung, dieser die normative Wertung entspringen. Rasse, Lebenslage, Verkehr, Beruf, die wirtschaftliche Lage und die geistigen Interessen bewirken Unterschiede in der individuellen Auffassung. Ihnen *entgegen* arbeitet, wie Wille meint, in erster Linie „die Gleichartigkeit der menschlichen Natur, welche eine gewisse Normalität des Fühlens und Denkens, daher der Wertung hervorruft". — „Der Einzelmensch hat nämlich eine Eigenschaft — meint Wille —, die zuweilen latent ist, zuweilen aber sich stark äußert: seine Herdennatur." An dieser Stelle und der ihr folgenden Entwicklung tritt uns ein Deficit in der Willeschen Denkart deutlich entgegen: er nimmt einen landläufigen Ausdruck und operiert mit ihm als einem philosophisch festen Begriff. Das aber giebt seinem ganzen Fundament etwas Wackeliges und Unsicheres. Was ist denn eigentlich Herdennatur? Wir glauben, sie ist das Produkt einer früheren Entwicklung. Sie entstammt einer einstigen Notwendigkeit, welche den Menschen zwang, Kraft zu Kraft zu fügen. Und diese Notwendigkeit besteht auch heute zum Teil noch, wenn instinktiv oder bewußt auf die Summe rein physischer Kräfte als auf die letzte Retterin im Daseinskampfe spekuliert wird. Ja, sie besteht auch auf idealem Gebiete, wo gerade die Notwendigkeit der *Arbeitsteilung* die Notwendigkeit der *Arbeiterſammlung* hervorgerufen hat. Das gemeinsame Interesse an dem Gelingen *eines* Werkes ist der Urboden unseres heutigen sozialen

Fühlens. Als es sich darum handelte, Gefahren zu überwinden, denen der einzelne nicht gewachsen war, schlossen sich die einzelnen zu Verbänden zusammen. Die äußere Organisation aber wirkte zurück auf das innere Leben, auf Fühlen und Denken, welches sich gewöhnte, das ganze Leben vom Standpunkte des Gesellschaftsmenschen zu betrachten und zu beurteilen. Gewohnheit entspringt nun häufig der Trägheit, ebenso häufig aber entstammt sie auch einer dauernden Notwendigkeit. Die Menschen haben sich gewöhnt, zu essen und zu trinken, weil sie ohne das nicht existieren können. Gegen diese Gewohnheit ankämpfen zu wollen, wäre eine Thorheit. Nun haben sie aber ebenso die Gewohnheit, zusammenzuleben und nach diesem Zusammenleben ihr Denken und Urteilen zu regeln. Will man dagegen ankämpfen, so hätte man zuerst den Beweis zu liefern, daß diese Gewohnheit nicht zu den Notwendigkeiten des menschlichen Lebens gehört, daß sie also nur ein Produkt einer zeitweiligen, also relativen Notwendigkeit ist. Wille untersucht da nicht lange, sondern polemisiert einfach darauf los. Gegen die Gewohnheit im Denken und Handeln, gegen die Trägheit, die in den Massen wirkt, geht sein Kampf. Trägheit aber ist nur mit Kraft zu überwinden. Diese Kraft mag einen individuellen Ursprung haben, aber sie muß ebenso wieder ihr Wachstum in der Masse suchen; denn erst so kann es ihr gelingen, die entgegenstehende Trägheitsmasse zu heben. So bliebe denn das „Herdengefühl" in steter Wirkung und bedürfte nur von Zeit zu Zeit einer Umstimmung? Gewiß! Wenigstens so lange, als die Bedingung bleibt, aus der es erwuchs: aus dem Unsicherheitsgefühl des einzelnen. Sicherheit in jeder Beziehung, Sicherheit der Existenz wie der individuellen Entwicklung allein könnte das sogenannte Herdengefühl zum Absterben bringen, denn Sicherheit ist der Urboden der Selbständigkeit. Das Herdengefühl dagegen ist das historische Produkt der Furcht, und von jeher hat darum der als Held gegolten, der die Furcht nicht kannte, und, auf sich allein gestellt, sich zu behaupten und durchzusetzen wagte. Wille hat da nicht genügend unterschieden; er hat die Herdennatur nicht als eine durch Not erzeugte Deformation der allgemeinen Menschennatur erkannt, sondern nennt sie eine Eigenschaft des Einzelmenschen. Der Gesellschaftstrieb ist ein wirklicher, und er gelangt erst zur Entartung, wo die Gesellschaft zur Tyrannin des Individuums wird. Aus jener uns allen gemeinsamen Menschennatur kann sich eben zweierlei entwickeln: das Individuum und der Herdenmensch. Eins von beiden muß kommen. Deformiert sich die allgemeine Menschennatur zur Herdennatur, so ist dies ein Schlag ins Gesicht der Natur, welche nach Mannigfaltigkeit, also nach Individualisierung strebt, und die Natur rächt darum ihre Vergewaltigung, indem sie die Deformation so weit fortschreiten läßt, bis die Opposition

erwacht und die Entwicklung zurücktreibt. Gegen die allgemeine Menschennatur aber läßt sich so wenig ankämpfen, wie gegen die Notwendigkeit des Essens und Trinkens, aber gegen Deformation beider, gegen Fressen und Saufen, erhebt die Natur Protest, wie gegen die Deformation der allgemeinen Menschennatur zum Herdenmenschen.

Wieaber kam es nun, daß andere Menschen den „Helden" feierten? — Knechtseligkeit, sagt Wille, ist eben die vornehmlichste Eigenschaft der Herdennatur. Diese Motivierung wäre richtig, wenn wir es überhaupt mit reinen und absoluten Gegensätzen zu thun hätten, so z. B. mit dem reinen Egoismus irgend einer That. Aber jede That ist an sich weder egoistisch noch altruistisch, sondern beides, und nur eine ganz verkehrte Logik, die dann die traurigste Entsagungsheuchelei und ihren Gegenwert egoistischster Brutalität erzeugte, konnte von dem Thäter den Verzicht auf den etwaigen Vorteil verlangen, den ihm sein Thun vielleicht verschaffte. Hätte man sich an die natürliche Logik gehalten, so würde man dem Menschen nicht verwehrt haben, seinen Vorteil zu suchen, sondern man hätte darauf gesehen, jeden fähig zu machen, die Folgen einer fremden Handlung, so viel sie ihn betreffen, möglichst zu übersehen, dadurch also den Vorteil des andern auf jenes Maß zu beschränken, welches mit dem eigenen Vortell hätte bestehen können. Also an der jeweiligen Einsicht fehlte es, und dieser Mangel erst führte zur Ausbeutung auf der einen, zur Knechtseligkeit auf der andern Seite. Dazu kam, daß eben noch lange nicht jede Handlung zum Vorteil des Handelnden ausschlug. Wo aber Nachteil die Folge einer Handlung war, suchte man den Nachteil möglichst vollständig auf die Schultern des Handelnden abzuwälzen, versetzte diesen also in die Notwendigkeit, durch eine neue That mit um so größerer Rücksichtslosigkeit den erlittenen Schaden wieder auszugleichen. Wohl weckte demnach eine gelungene That nicht nur die Freude des Meisters, sondern vieler, während es nur zu leicht geschah, daß eine mißlungene That nur das Leid des Thäters, nicht aber das Mitleid vieler hervorrief, sondern die Abwehr, die Verurteilung dieser vielen. Wir ersehen daraus, daß von Knechtseligkeit so lange keine Rede sein konnte, als das instinktive Gefühl oder das natürliche Bewußtsein lebendig war, daß jede That den Keim eines Vorteils oder Nachteils für jeden enthält, der in ihrem Bereiche steht. Sobald aber die Anteilnahme zu erlöschen begann, trat die Deformation zur Knechtseligkeit ein. An die Stelle des aktiven Thuns trat das passive, das Erleiden.

Ein weiteres Moment tritt hinzu. Die wirtschaftliche Entwicklung bildete eine Einheit, solange jener natürlich-soziale Geist lebendig blieb. Als er auf einer Seite zu verkümmern und demgemäß auf der andern Seite zur Bevormundung sich auszubilden begann, war das Bestreben ebenso

natürlich, die Einheit der wirtschaftlichen Entwicklung nicht zu zerstören. Arbeitsmittel und Arbeitskraft durften sich nicht trennen, sondern mußten zusammenbleiben. Die Herrschaft und ihr gegenüber die Sklaverei — das war die einzige Form, welche jetzt möglich war. Diese Form blieb, solange die Menschenhand die erste Arbeitskraft repräsentierte, eine erträgliche. Als die Maschine hinzutrat und der Menschenkraft Konkurrenz zu machen begann, sank diese im Preise und immer mehr begann man die Unwürdigkeit der Sklaverei zu empfinden. Diese Empfindung steigerte sich bis zur Unerträglichkeit, und die Folge war die Spaltung der wirtschaftlichen Entwicklung. Das war die Folge der sogenannten Abschaffung der Sklaverei. Die menschliche Arbeitskraft stellte sich dem Arbeitsmittel feindlich gegenüber. Bei dieser Feindschaft ist ein Gedeihen unmöglich. Die Einheit der wirtschaftlichen Entwicklung muß wieder hergestellt werden. Sklaverei will man nicht, in keiner Form, also bleibt logisch nichts anderes übrig, als Auslieferung der Arbeitsmittel an die Arbeitskräfte. Kompromisse können da auf die Dauer nicht helfen. Nur ein Entweder-Oder kann die Lösung bringen, entweder Unterwerfung der Arbeiter unter den Willen derer, welche Besitzer der Arbeitsmittel sind, oder Auslieferung der Arbeitsmittel an die Arbeiter. Warum diese natürliche Logik bisher zu keiner Verwirklichung führte, beruht einzig und allein wieder in jener Furcht, in jenem Gefühle persönlicher Unsicherheit, welche den einzelnen abhält, jene zu seiner Sicherheit von ihm selbst geschmiedete Waffe demjenigen auszuliefern, den er für seinen Feind zu halten nicht bloß einen eingebildeten Grund hat. Nicht bloß einen eingebildeten Grund — sagen wir, denn die ganze heutige Agitationsweise der Arbeiter hat nicht Aufklärung als letztes Ziel, sondern die Aufklärung dient nur als Mittel zum Zweck, und dieser heißt: Eroberung. Beweis hierfür ist die kolossale Inanspruchnahme der Opferfreudigkeit der Arbeiter zu politischen, statt zu wirtschaftlichen Zwecken. Statt diese mächtigen Mittel in positiver Weise, d. h. wirtschaftlich anzulegen, und so aus der nach und nach errungenen wirtschaftlichen Position eine gesunde politische Macht herauwachsen zu lassen, strebt man zunächst nach der politischen Macht, um dann mit ihr, d. h. auf gewaltsame Weise die wirtschaftliche Stellung zu erringen. Diese Verwendung des Zweckes als Mittel aber wird sich einmal rächen, weil sie eine Vergewaltigung der Natur bedeutet.

Den sechsten Abschnitt seines Buches betitelt Wille: „Das Schwert oder die physische Gewalt." Wir betreten also hier das Gebiet, welches durch die Spaltung der wirtschaftlichen Entwicklung jene Form erhielt, die wir heute noch haben. Sklaverei und Herrschaft sind ihre Pole. Wille wertet da nicht mehr als Philosoph, der die jeweiligen Möglichkeiten in

Betracht zieht, sondern als Dichter. Die „Helden“ sind ihm nichts andres, als schlaue Füchse, welche die Masse übertölpelten, um sie in jenen Zustand der Sklaverei zu bringen, der ihnen, den Helden und Herren, den größten Vorteil versprach. Er kommt zu dem abstrakten Schlusse: „Der Vernunft ist das Schwert, wie überhaupt jede physische Gewalt, nicht förderlich.“ Die Vernunft aber ist kein Absolutes, sondern ein Werdendes, und ihr Werden ist an die jeweilige Entwicklung des Menschenlebens insgesamt gefesselt. So lange die tierischen Instinkte in der Menschennatur überwiegen, bedarf das Tier der Waffe. Die Waffe aber ist zu zwei Dingen dienlich: zur Offensive und zur Defensive. Heute versucht man da vielfach zu trennen und sagt: wir haben das Heer nur zu unsrer Verteidigung. Wille weist darauf hin, daß dies eine Täuschung ist, denn das stehende Heer ist nicht lediglich ein passives Werkzeug. „Das Heer hat auch Initiative; seine bloße Existenz tendiert zum Kriege.“ „Unsere stehenden Armeen bringen den Krieg mitten in den Schoß des Friedens“ — sagte schon Wilhelm von Humboldt, und es ist falsch, zu glauben, ein Heer sei bloß defensiv, nicht auch offensiv, es ist seiner innersten Natur nach stets beides. Deshalb hat Wille recht, wenn er es keineswegs als Garantie des Friedens gelten lassen will, sondern im Heere ein „unreines Mittel“ sieht, ein Mittel, welches nicht nur unsere Sicherheit verstärkt, sondern mit ihr zugleich die Entfremdung und den Haß der Völker, welche Vernunft und Verkehr zusammenführen möchten. Das Heer hebt also hier wieder auf, was es dort wirkt, d. h. es vereitelt die Wirkungen der Vernunft, es ist vernunftwidrig. — Ebenso vernunftwidrig erscheint Wille die Rute und die auf sie sich stützende pädagogische Autorität, zu deren Beleuchtung er im siebenten Abschnitte gelangt.

Aber im achten Kapitel polemisiert Wille dann auf einmal gegen die absolute Gewaltlosigkeit und den Hauptvertreter dieses Prinzips, gegen Leo Tolstoj. Wie Wille dazu kommt, sagt er selbst: „Es liegt mir fern, absolute Grundsätze aufzustellen; ja, ich halte derartige Moral-Dogmen für unvereinbar mit Freiheit und Vernunft.“ Was Tolstoj will, ist mir sehr klar, und seine Übertreibungen, die falschen Folgerungen aus seinem Prinzipe sind leicht zu beseitigen, aber was Wille will, wird mir nicht mehr klar, wenn er nun auf einmal den Menschen zuruft: „Laßt Euch nicht knechten, empört Euch aus Eurer Niedrigkeit und verschmähet nicht die Gewalt da, wo sie ein reines Mittel ist, wo sie nämlich die Freiheit zum Zwecke hat und wo es darauf ankommt, physische Widerstände zu brechen.“ Wille drückt hier offenbar den Leuten das Schwert wieder in die Hand, welches er ihnen eben aus der Hand genommen. Und doch kommt er dann am Schlusse seines Buches wieder darauf zurück, daß er

über die bewaffnete Opposition gegen die Staatsgewalt anders denkt, als das Gros der Revolutionäre. Er stellt der rohen Gewalttaktik derselben seine Meinung gegenüber, „daß Aufstände zwar eine bewaffnete Macht niederwerfen und die Volksmasse aus ihrer Trägheit aufrütteln können, daß aber nicht bewaffnete Mächte, sondern Unvernunft und Knechtseligkeit, verbunden mit einem System von Abhängigkeitsverhältnissen die wesentliche Stütze der Herrschaft bilden, daß . . . . solange die Masse des Volkes in Unvernunft und Knechtseligkeit verharrt, kein Aufstand den gepriesenen Beruf eines Geburtshelfers der Freiheit erfüllen wird". Wille läßt es hier allerdings unentschieden, ob er dem Aufstande, also der Gewalt zustimmt, wenn jener Grad von Vernunft und Knechtsfeindschaft in der Volksmasse erreicht ist. Aber wir meinen doch sein innerstes Denken zu treffen, wenn wir sagen, daß er den Aufstand alsdann für unnötig und für verfehlt hält, daß er der Meinung ist, jener Grad von Vernunft sei eben noch nicht erreicht, so lange es der Gewaltthat bedarf, der sogenannten Vernunft den Weg zu bereiten. Und es ist in der That so, je weniger Vernunft, um so mehr Gewaltthat ist notwendig, ein Ziel zu erreichen, und umgekehrt. Aber jedenfalls liegen hier unausgetragene Gedanken und daher Widersprüche vor, und ihrer Ursache auf den Grund zu kommen, wollen wir daher versuchen.

„Gehorsam, durch Schläge eingebläut, ist etwas Tierisches und entzieht dem Menschen das Schönste, was er hat, das Bewußtsein einer freien Unterwerfung unter das Gesetz. Daher schlugen auch die Alten nur ihre Sklaven' — meint Jacobs, und ich stimme ihm bei (wenn ich auch den Begriff ‚Unterwerfung unter das Gesetz' perhorresziere)." So Wille.

„In einem meiner Schulaufsätze — bemerkt Dühring — nahm ich mir die Freiheit, einen der Gründe zu tadeln, den Plato dem im Gefängnis befindlichen Sokrates für die Fluchtverweigerung in den Mund legt. Nach Platos Unterstellung hätte Sokrates der Gesetzlichkeit wegen das Todesurteil respektieren wollen. Er hätte die Gesetze Athens, denen er sein ganzes Leben hindurch gehorsam gewesen, nicht noch als Greis verletzen wollen. Dies kam mir nun schon damals nicht recht wahr, ja sogar an philiströse Gesetzlichkeit streifend vor. Ich war der Überzeugung, daß man wirkliche Gesetzlichkeit bis in den Tod zu achten, sich aber moralisch an schlechte Gesetze und ungerechte Richter oder an den bloßen Schein der Gesetzlichkeit nicht zu binden habe. Dieser Standpunkt ist kennzeichnend. Es war bei mir schon damals derjenige der Individualsouveränetät, auf dem es allein ein lebendiges Gewissen giebt, und der stets die letzte Instanz bildet.' Ich stimme Dühring bei — fügt Wille hinzu — wenn er Sokrates wegen seines Respektes vor den Staatsgesetzen einen Philister nennt, leugne aber,

daß Dühring für seinen Standpunkt den Titel ‚Individual-Souveränetät beanspruchen darf; denn seine Überzeugung, ‚wirkliche‘ Gesetzlichkeit sei ‚bis in den Tod zu achten‘, ist ebenfalls philiströs, ist Fanatismus, ‚Besessenheit‘, ein ‚Spuk‘, ein ‚Sparren‘ — wie Stirner sagt — ein Seitenstück z. B. zur Seelenverfassung des Kreuzfahrers, der ‚in den Tod geht‘, weil es der ‚wahre‘ Gott will. Der Herrschaftscharakter der von Dühring proklamierten Moralsatzung wird schon durch die herrische Form — ‚man hat zu achten‘ — auch durch das Opfergelüst — ‚bis in den Tod‘ — angedeutet. Die wirkliche Individual-Souveränetät erwidert auf solches Ansinnen: Ob ich die Gesetzlichkeit achte, wie ich sie werte, und was ich für sie — oder gegen sie — thue, will ich, ganz allein ich, entscheiden. Die ‚Gerechtigkeit‘, welche Dühring hier im Gegensatz zu ‚schlechten‘ Gesetzen überschwenglich verherrlicht, ist einer jener Götzen, unter deren Hierarchie die Moralisten in ihrer autoritären, gewaltsamen Weise die ganze Welt bringen möchten . . . .“

In der Polemik gegen Tolstoj sagt Wille: „Wenn aber Tolstoj sein neues Wirken das ‚wahre‘, das einzig wertvolle und vernünftige nennt, so verfällt er eben in den Fehler der Normalisierung, den ich zu vermeiden suche. Solchen Aufdringlichkeiten gegenüber wehrt man sich seiner Haut, seiner Individualität, und ist geneigt, Tolstojs ‚wahres‘, ‚ewiges‘, ‚vernünftiges‘ Leben mit Stirnerschen Spottworten ‚Spuk‘ und ‚Sparren‘ zu titulieren.“

Diese Beispiele, welche sich vermehren ließen, mögen uns genügen. Sie sagen uns zunächst einmal, daß Wille an einer Idiosynkrasie gegen gewisse Worte, wie „Gesetz“, „Normal“ und andere, leidet, daß er infolge dieser Alterierung seiner Nerven nicht mehr zu erkennen vermag, wie gerade er einem andern Fanatismus verfällt und das Wort redet, dem Fanatismus der Gesetzlosigkeit. In seiner Polemik gegen Dühring tritt dies besonders auffallend zu Tage. Er setzt hier der wirklichen Gesetzlichkeit Dührings die wirkliche Individualsouveränetät entgegen und will nur sie gelten lassen. Er thut also im Prinzip ganz dasselbe, was er an Dühring so scharf tadelt; außerdem aber thut er, wie dies ganz natürlich ist bei solcher Einseitigkeit, Dühring unrecht, indem er sich gar nicht die Mühe nimmt, ihn zu verstehen. Dühring sagt doch ausdrücklich, die wirkliche Gesetzlichkeit, welche sich in Übereinstimmung mit meiner Individualsouveränetät befindet, bildet stets die letzte Instanz, an die ich zu appellieren habe. Ob das nun etwas so ganz anderes ist, als was Wille seine „wirkliche“ Individualsouveränetät erwidern läßt, überlasse ich denen zu entscheiden, die an einer Idiosynkrasie gegen Worte nicht leiden. Dem Willeschen Fanatismus gebührten mithin wohl dieselben Attribute, welche er an Dühring und Tolstoj so freigebig austeilt. Außerdem aber ist die Exemplifizierung auf die

Seelenverfassung des Kreuzfahrers falsch, denn Dühring achtet die wirkliche Gesetzlichkeit seiner Individualsouveränetät bis in den Tod, d. h. er setzt für die Behauptung seines Ich sein Leben ein, während der Kreuzfahrer sich von einer ihm von fremder Seite suggerierten Gesetzlichkeit leiten läßt.

Wir gelangen damit zu einer weiteren Konsequenz der Willeschen Einseitigkeit. Er hat, wie wir sahen, die von Jacoby betonte zweite Entwicklungsreihe, welche wir die allgemeine oder kosmische nennen könnten, und die sich auf der Linie: Idee—Entwicklung—Ziel vollzieht, vollkommen außer acht gelassen. Diese Entwicklung aber existiert, und ob sie uns ins Bewußtsein kommt oder nicht, sie vollzieht sich fort und fort und wirkt auf uns ein. Mit dieser Außerachtlassung eines wirklichen Prinzips hängt die Mißachtung Willes vor der allgemeinen Menschennatur, die trotz aller Individualität die Grundlage von uns allen ist, zusammen; mit ihr hängt ferner Willes Opposition gegen jede Normalisierung zusammen, mit ihr hängt ferner zusammen, daß Wille die absolute Gewaltlosigkeit verwirft, denn wer einseitig ist, kann eben der Gewalt nie entbehren, ob er nun einseitig sozial denkt oder einseitig individuell.

Wir stoßen da auf eine Anmerkung, welche uns in dieser Denkart fremd erscheint. „Ich möchte erwähnen, daß nicht allein die Moralgesetze, sondern die Gesetze überhaupt der Kunst schädlich sind, auch die ‚Kunstgesetze'. Ich meine natürlich nicht die dem künstlerischen Schaffen immanenten Gestaltungskräfte, sondern die von Kunst-‚Richtern', ästhetischen Despoten verordneten Gesetze." Das ist zwar etwas unklar ausgedrückt, läßt uns indessen soviel erkennen, daß Wille neben den äußeren Gesetzesparagraphen, die er verwirft, für den Künstler noch etwas anderes Maßgebendes betont, was er „die dem künstlerischen Schaffen immanenten Gestaltungskräfte" nennt. Wir weisen darauf hin, Wille individualisiert hier nicht, er spricht hier von einem Allgemeinen, welches dem künstlerischen Schaffen innewohnt. Wille normalisiert also. Und weil er es hier thut, wie er es oben bei seiner Stabilierung einer wirklichen Individualsouveränetät that, wie er es ebenso da thut, wo er sein soziales Denken erörtert und wieder, wo er allgemeine Ratschläge giebt, darum sagen wir, sein Fühlen ist mit seinem Denken nicht im Einklang, er fühlt richtig, aber er denkt falsch, er ist Dichter, nicht Philosoph.

Da es uns aber nicht darum zu thun sein kann, ihn „herunterzumachen", sondern aus seinen Anregungen, deren das Buch sehr viele enthält, die möglichste Klarheit zu gewinnen, wollen wir versuchen, mit ihm noch einige Strecken weiterzugehen und ihm vielleicht einige neue Anregungen zu tieferem Selbstdenken, nicht zu Citaten — deren enthält das Buch ebenso eine unverhältnismäßige Menge, und sie haben offenbar Willes

eigenes Durchdenken beeinträchtigt — zu geben. Darum zunächst ein Citat: „Weil die meisten Menschen — sagt Goethe — selbst formlos sind, weil sie sich und ihrem Wesen selbst keine Gestalt geben können, so arbeiten sie, den Gegenständen ihre Gestalt zu nehmen, damit ja alles loser und lockerer Stoff werde, wozu sie auch gehören. Alles reduzieren sie zuletzt auf den sogenannten Effekt, alles ist relativ, und so wird auch alles relativ, außer dem Unsinn und der Abgeschmacktheit, die denn auch ganz absolut regiert."

„Unterwerfung unter das Gesetz!" — Warum perhorresziert Wille dieselbe? Weil er ihr nicht ins Gesicht zu sehen wagte und sie ihm deshalb ein Schreckgespenst blieb. Jedes Wesen, jeder Mensch untersteht einem Gesetze, dem seiner eigenen Entwicklung. Und diesem Gesetze hat sich daher auch jeder zu unterwerfen. Das kann nun auf zweierlei Weise geschehen: frei durch natürlich richtigen Instinkt und frei durch natürlich richtige Erkenntnis, oder aus Unfreiheit, wie sie der Irrtum erzeugt und aus Unkenntnis, wie sie die Folge des Verharrens im Irrtum ist. Das Gesetz drängt auf Erfüllung, und so bedient es sich im letzteren Falle einer fremden Erkenntnis, um die dem irrenden Individuum fehlende zu ersetzen. Geht diese fremde Erkenntnis der Natur, wie sie sich in den Wünschen und Neigungen des Zöglings ausspricht, nach, so folgt sie dem Grundsatze einer vernünftigen Erziehung. Geht die fremde Erkenntnis der Natur des Zöglings nicht nach, sondern handelt sie abstrakt nach gewissen Maximen, so kommt eine Pädagogik heraus, wie wir sie heute leider meistens haben, und aus dieser Pädagogik erwächst dann der Schablonenmensch, der *seine* Natur nicht mehr kennt, weil sie von einer ihm fremden Natur verdrängt und beherrscht wird. Individuelle Erziehung wäre für dieses Übel das Heilmittel.

Nun aber kompliziert sich die Sache. Jenes Gesetz, dem jeder Mensch untersteht, umfaßt zwei Seiten des menschlichen Werdens, die der Entwicklung der uns allen gemeinsamen Menschennatur und die der Entwicklung unsrer persönlichen Natur auf dem Grunde jener. Das Verkennen dieser doppelten Thatsache hat zu jener Schablonisierung unsrer Erziehungsweise geführt. Man glaubte genug gethan zu haben, wenn man der allgemeinen Menschennatur in uns die Möglichkeit einer kümmerlichen Entfaltung verschaffte, und übersah bei dieser Fürsorge, daß gerade der allgemeine Mensch in uns sich der individuellen Anlage als seines Ausbildungsorgans bedient und jener daher nur zur vollen Entfaltung zu kommen vermag, wenn die individuelle Natur eines jeden möglichst gepflegt und berücksichtigt wird. Die Erfahrung hat uns belehrt, daß die Nichtberücksichtigung unserer individuellen Anlage diese verkümmern läßt, die Verkümmerung des Individuums in uns aber die Verkümmerung der allgemeinen Menschennatur in uns zur Folge hat,

und diese es daher nur zu einem Vegetieren, nicht aber zu einer kraftvollen Entfaltung zu bringen vermag. Die Harmonie zwischen den beiden Strahlungen unsrer Natur zu erzielen, wäre das Ideal, ein Ideal, welches auch Wille verfolgt, wie aus seiner Anerkennung der Pflichten Wahrhaftigkeit, Treue, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Menschenliebe deutlich wird, ein Ideal aber, dem er dann wieder mit seiner Stabilierung der Gewissenlosigkeit vollkommen ins Gesicht schlägt. „Der freie Vernunftmensch ist gewissenlos" — das ist wieder so ein Kraftspruch, der durch den Nachdruck, mit dem er hingeworfen wird, die Halbwahrheit verdecken soll, welche in ihm steckt. Und ob in diesem Nachdruck nicht auch ein Stückchen Brutalität steckt? Nein, der freie Vernunftmensch ist *seiner* Vernunft verpflichtet, ihr gegenüber muß er ein Gewissen haben, und nicht der Zustand der Gewissenlosigkeit, sondern höchster Gewissenhaftigkeit und tiefsten Pflichtgefühls wird das unterscheidende Kennzeichen des freien Vernunftmenschen sein. Und das ist es, was Dühring in dem von Wille so angefeindeten Bekenntnisse betont, wenn er von *wirklicher* Gesetzlichkeit und Gewissen redet. Denn diese Gesetzlichkeit ist das dem freien Vernunftmenschen aus seiner *allgemeinen* Menschennatur mitgegebene lebendige Bewußtsein des für ihn Rechten und Schlechten, und je größer die Rechte sind, welche er für sich beansprucht, um so größer werden die Pflichten sein, welche er gegen seine Mitmenschen in Wirkung treten läßt. Ein anderes gedeihliches Wachstum als dieses Parallelwachstum von Recht- und Pflichtbewußtsein giebt es nicht, weil nur in dieser Harmonie die Doppelstrahlung der Menschennatur zum Ausdruck zu gelangen vermag. Willes Idealgesellschaft aber würde zur absoluten Unmöglichkeit bei Außerachtlassung der einen Seite dieses Werdens.

Es giebt also doch Gesetze, die für den Menschen, für jeden Menschen bindend sind, und eines dieser Gebote z. B. heißt: Du mußt essen und trinken, damit du am Leben bleibst; ein anderes: Du mußt deiner geistigen Natur diejenige beste Nahrung zuführen, die deine gesunde geistige Entfaltung am vollkommensten sichert, denn du *hast die Pflicht*, aus deinen Anlagen das Beste zu machen, was sich aus ihnen machen läßt, weil, wofern du das nicht thust, du deinen Mitmenschen zur Last und ein Hindernis ihrer Entwicklung wirst. — Oder sollte Wille nicht auch glauben, daß es besser um uns alle stünde, daß wir insgesamt ein weit glücklicheres Dasein heute schon zu führen vermöchten, wenn es nicht so viele geistige Krüppel und Rückständige unter uns gäbe? Wenn das Pflichtbewußtsein, aus seinen Anlagen das Beste zu machen, ein allgemein lebendigeres gewesen, und nicht diese entsetzliche Gewissenlosigkeit auf diesem Gebiete, wie wir sie heute haben und im Reiche der freien Vernunftmenschen einmal auf das Tiefste verabscheuen werden, epidemisch geworden wäre? Und es giebt eine Gewalt,

einen Zwang, dem wir alle unterworfen sind, das ist die Gewalt der Vernunft, die uns mit der Geißel der Unvernunft blutig schlägt, wenn die Pflichtvergessenheit uns erfaßt.

Was wir bei Wille schon beklagten, ist seine Idiosynkrasie gegen gewisse Worte. „Staat" ist auch so ein Wort. Er prüft diese Begriffe nicht auf ihren natürlichen Gehalt, wie es einem Philosophen geziemt hätte, sondern er bedient sich ihrer in jener willkürlichen und zufälligen Weise, wie dies wohl oberflächliche, aber nicht solche Leute thun, denen es in allererster Linie darauf ankommen müßte, feste Begriffe zur Verfügung zu haben, um mit ihnen ein festes Fundament zu ihren Ausführungen legen zu können. Dabei entgeht dann dem „Philosophen" jede Möglichkeit einer tieferen Deutung und kraftvolleren Beleuchtung. Civitas ist doch so wenig Staat, wie πόλις gleich état ist. Was ist ferner Gesetz, Regel, Ordnung, Satzung, Kirche, Religion, Freiheit, Vernunft? Alle diese Begriffe hätten auf ihre eigentliche Bedeutung geprüft werden müssen, um festzustellen, welche natürliche Anschauung sich einst damit verband. So hätte Wille den Weg zur Natur zurückgewonnen und wäre damit in den Besitz ihres gediegenen festen Materiales gekommen. Vor Gespenstern aber hätte er sich dann nicht zu fürchten brauchen. Denn was die Natur uns sagt, ist wahr, und an dem, was sie einst dem naiven Hörer sagte, dessen Ohr noch nicht verdorben war, ließe sich ermessen, wo wir geirrt und wo eine willkürliche Deutung, d. h. eine Deutung aus verdorbenen Zuständen hinzugekommen.

So kommt es denn, daß Wille, statt zu philosophieren, meist zu polemisieren sich gezwungen sieht, und eine Polemik, welche sich dann doch wieder auf schwankende Begriffe stützt, führt denn auch nicht weit. Das wird uns besonders deutlich in seiner Polemik gegen Treitschke. Dieser meint: „Für den Staat besteht die physische Notwendigkeit und die sittliche Pflicht, alles zu befördern, was der persönlichen Ausbildung seiner Bürger dient. Und wieder besteht für den einzelnen die physische Notwendigkeit und die sittliche Pflicht, an einem Staate teilzunehmen und ihm jedes persönliche Opfer zu bringen, das die Erhaltung der Gesamtheit fordert, sogar das Opfer des Lebens. Und zwar unterliegt der Mensch dieser Pflicht nicht bloß darum, weil er nur als Bürger ein ganzer Mensch werden kann, sondern auch weil es ein historisches Gebot ist, daß die Menschheit Staaten, schöne und gute Staaten bilde." Wille übersetzt nun „Staat" sofort in „Gewaltstaat" und polemisiert dann gegen diesen. Aber Staat braucht doch nicht notwendig Gewaltstaat zu sein. Wenn Treitschke nun den Vernunftstaat, den Staat der freien Vernunftmenschen gemeint hätte? — Aber nicht bloß das, Willes Idiosynkrasie gegen das Wort „Staat" und für das

Wort „Schrankenlosigkeit“ läßt ihn die Achillesverse der Treitschkeschen Erörterung vollkommen übersehen. Wo ist denn der Staat, der eine Gesamtheit umfaßt? Wo sind die schönen und guten Staaten, an denen die historische Welt so reich sein soll? Wo ist der Staat, der sich seiner sittlichen Pflicht fort und fort bewußt wäre, alles zu befördern, was der persönlichen Ausbildung seiner Bürger dient? Nur der Staat könnte persönliche Opfer von mir verlangen, der mir und jedem seiner Bürger gegenüber seine Pflicht stetig erfüllt. Dieser schöne und gute Staat existiert aber doch nirgendwo und hat noch niemals existiert, denn alle bisherigen Staatsbildungen kümmerten sich nicht um die Erhaltung und Ausbildung der Gesamtheit, sondern opferten täglich und stündlich das Wohl unendlich vieler dem Wohle, der Erhaltung unendlich weniger. Der Staat, welcher von dem einen nur ausschließlich Opfer verlangt, um dem andern nur ausschließlich Wohlthaten zu erweisen, ist und kann nicht der schöne und gute Staat sein, den Treitschkes besseres Fühlen hier einmal traumhaft streifte.

Und was die persönliche Ausbildung der Bürger betrifft, so blicken wir wohl mit Wehmut in eine Zeit zurück, wo ein Wilhelm von Humboldt lehrte, daß jede nur äußerliche Einwirkung auf die Erziehung des Menschen die Kraft seiner Seele nicht erhöhe. „Weder seine Ideen über seine Bestimmung und seinen Wert erhalten dadurch mehr Aufklärung, noch sein Wille mehr Kraft, die herrschende Neigung zu besiegen: an wahrer, eigentlicher Vollkommenheit gewinnt er folglich nichts. Wer also Menschen bilden, nicht zu äußeren Zwecken ziehen will, wird sich dieser Mittel nie bedienen. Denn abgerechnet, daß Zwang und Leitung nie Tugend hervorbringen, so schwächen sie auch immer die Kraft.“ Und Menschen, nicht Bürger zu erziehen, hält Humboldt für die Aufgabe jeder Erziehung. Die wohlthätige Wechselwirkung, welche er aus dem Zwiespalt des frei gebildeten Menschen mit einem überkommenen Staatswesen hervorgehen sieht, verschwindet für ihn in dem Grade, „in welchem der Bürger von seiner Kindheit an schon zum Bürger gebildet wird. Gewiß — so meint er — ist es wohlthätig, wenn die Verhältnisse des Menschen und des Bürgers, so viel als möglich, zusammenfallen; aber es bleibt dies doch nur alsdann, wenn das Verhältnis des Bürgers so wenig eigentümliche Eigenschaften fordert, daß sich die natürliche Gestalt des Menschen, ohne etwas aufzuopfern, erhalten kann.... Ganz und gar aber hört es auf, heilsam zu sein, wenn der Mensch dem Bürger geopfert wird.“ Hiermit können wir es wohl Treitschke überlassen, sich mit Humboldt weiter auseinanderzusetzen, und nur für uns selbst fügen wir noch eine weitere Darlegung Humboldts hinzu, die er in seiner tief erleuchteten Denkweise mit energischer Logik zu offenbaren sich nicht scheute: „Überhaupt: soll die Erziehung nur, ohne Rücksicht auf

bestimmte, dem Menschen zu erteilende bürgerliche Formen Menschen bilden, so bedarf es des Staates nicht. Unter freien Menschen gewinnen alle Gewerbe besseren Fortgang; blühen alle Künste schöner auf, erweitern sich alle Wissenschaften. Unter ihnen sind alle Familienbande enger: die Eltern eifriger bestrebt, für ihre Kinder zu sorgen; und bei höherem Wohlstande, auch vermögender, ihren Wünschen hierin zu folgen. Bei freien Menschen entsteht Nacheiferung; und es bilden sich bessere Erzieher, wo ihr Schicksal von dem Erfolge ihrer Arbeiten, als wo es von der Beförderung abhängt, die sie vom Staate zu erwarten haben." — Zu diesen Rufen einer sehnsüchtigen Menschenseele weitere übereinstimmende aus den Werken Goethes, Pestalozzis und anderer beizubringen, würde nicht schwer fallen, aber darauf kommt es uns hier zunächst nicht an, sondern darauf, zu zeigen, daß Wille mit seinem Sehnen den Bahnen zu folgen suchte, die andere vor ihm gegangen, jene Grundsätze wieder neu zu beleben, von denen der Liberalismus einst seine belebende Kraft empfangen, die er durchzusetzen versuchte, bis ihm die lebendig ins Große strömende Kraft im kleinlichen Tageskampfe zu versiegen begann.

Aber ein großer Unterschied ist zwischen Wille und seinen Vorgängern. Er lehnt eine Normalisierung in seinen Deduktionen prinzipiell ab. Das ist ein Zeichen seiner eigenen Unsicherheit, und diese stammt aus der Nichtberücksichtigung oder Mißachtung jener normalisierenden Macht unsrer allgemeinen Menschennatur. Wille übersieht vollkommen, daß das „Muß", daß der Zwang in der Natur begründet ist, daß demzufolge auch die Heranziehung und Berücksichtigung dieser und jener im Werden wirkenden Faktoren ein ganz bestimmtes Resultat ergeben muß. Die Nichtberücksichtigung des einen oder andern Faktors verschiebt das Resultat sofort. Das Resultat, zu dem er gelangen möchte, ist nun der freie Vernunftmensch, und als Philosoph hätte er darum die Pflicht, die ganze Anzahl der Faktoren, welche dieses Resultat ergeben, vor uns auszubreiten. Ich weiß sehr wohl, daß eine Zahl durch alle möglichen Kompositionen erreicht werden kann, aber diese Möglichkeiten müßten dem Philosophen ebenfalls bekannt sein. Auf den Gipfel eines Berges führen unendlich viele ideale Wege, aber auf den meisten derselben werden die meisten den Hals brechen. Ein Führer aber wird uns den sichersten und bequemsten Weg führen. Und das hätte auch Wille zu thun. Er kann sagen: so kommen wir sicher hinauf, wenn ihr mir folgt, aber er kann nicht sagen: wenn jeder seiner Nase nachgeht, kommt er auch hinauf! Jenes „Muß", dem Wille so ängstlich ausweicht, ist also in doppelter Weise ein wirkliches und kein willkürliches. Zuerst muß das Ziel erreicht werden, zweitens muß es auf dem Wege sicher erreicht werden, den Wille angiebt. Das „Muß" ist daher auch in zwie-

facher Weise für ihn verpflichtend: erstens muß er sicher sein, daß das Ziel das ist, wo das Glück blüht, zweitens muß er des Weges dahin sicher sein. Er muß sicher sein, daß zu seinem Resultate alle Faktoren berücksichtigt wurden, sowohl die, welche den Weg betreffen, als auch die, welche die Kräfte derer betreffen, welche den Weg wandeln sollen. Sagt man mir darauf: ja, der Faktoren sind aber unendliche, und kein Mensch ist imstande, die Unendlichkeit zu begreifen, so erwidere ich, daß es erstens nicht bewiesen ist, daß die Zahl der Faktoren unendlich ist, da ja, wie die äußere Natur sich auf einer ganz beschränkten Anzahl von Elementen aufbaut, dies auch der Fall betreffs unsrer inneren Natur sein könnte. Es wären die Faktoren, von denen keiner fehlen darf, wenn das Resultat erreicht werden soll. Und weil keiner fehlen darf, so muß der Philosoph seiner Rechnung sicher sein. Zweitens erwidere ich: wären es unendliche Faktoren, so wäre damit erwiesen, daß Wille in seinem Denken nicht konsequent war. Denn unendliche Faktoren ergeben ein unendliches Resultat, sein freier Vernunftmensch wäre mithin eine Utopie, d. h. nur durch eine unendliche Entwicklung zu erreichen. Wille aber hätte uns überzeugen wollen, daß man zu einem Absoluten mit relativen, d. h. beschränkten Mitteln gelangen könnte. — Aber so verzweifelt steht die Sache nicht.

Wir sprachen von einem absolut scheinenden Ziele und nannten das Glück als solches. Nun aber kann sich der Mensch von diesem sogenannten absoluten Glück gar keine Vorstellung machen. Seine Vorstellung von Glück wird immer dem Bilde nahe kommen, welches seine Sehnsucht ihm von seinem Glücke entwirft. Hier verrät sich seine Anlage und seine Neigung. Da wir also vom absoluten Glück keine Vorstellung haben, so verstehen wir unter demselben nur das Glück, welches unserer Vorstellung entspricht. Diese aber entwickelt sich, also mit ihr auch unser Begriff „Glück". Das Glück des Menschen ist also identisch mit dem Fortschreiten zum Glück, mit der Entwicklung. Und so könnten wir sagen: wo allgemeiner Fortschritt, wo ungehemmte Entwicklung ist, da ist das Glück. Die jeweilige Entwicklung beruht aber auf ganz bestimmten und daher wohl erkennbaren Faktoren. Wir haben es also nicht mit dem absoluten Resultate zu thun, sondern mit einem relativen, welches sich aus einer Anzahl, nicht aus unendlichen Faktoren ergiebt. Diese Faktoren zu erforschen und bekannt zu geben, wäre die Aufgabe der jeweiligen Philosophie. Sie hat das Facit zu ziehen zwischen dem wirklich Erreichten und dem nach dem Stande der jeweiligen Erkenntnis Erreichbaren. Sie hat darauf hinzuweisen, wie weit die Entwicklung der Wirklichkeit hinter der Entwicklung unsrer Erkenntnis zurückgeblieben ist; sie hat die Mittel anzugeben, mit denen am raschesten und sichersten die Distanz zu vermindern wäre. Denn die Erkenntnis lebt

von der Erfahrung, und um ihres eigenen Lebens willen muß sie den Fortschritt beleben, da jeder Fortschritt neue Erfahrungen bringt, also die Erkenntnis bereichert. Vergleicht nun der Philosoph das Minus der Wirklichkeitsentwicklung mit dem Plus der heutigen Erkenntnis, so kommt er abermals zu ganz bestimmten Resultaten, und daher kann er niemals sagen, er gebe nur ohne Verbindlichkeit und ohne Verantwortlichkeit, sondern er *muß* fordern, daß der durch ihn vermittelten heutigen Erkenntnis eine kategorische Macht zukomme. Verzichtet er auf diese Forderung, und verzichtet er darauf, weil er seines Resultates nicht sicher ist und keine Verantwortlichkeit auf sich nehmen will, so handelt er als Dichter, nicht als Philosoph. Auch das ist von hoher Berechtigung, aber man muß ein solches Verfahren dann auch mit dem rechten Namen bezeichnen und nicht falsch etikettieren. Der Dichter hat Flügel, die den gewöhnlichen Menschen abgehen; der Philosoph darf, wenn er solche hat, sich derselben nur für sich bedienen, um Ziel und Terrain zuerst einmal zu rekognoszieren, dann aber muß er hinab und Schritt für Schritt den Weg suchen und zeigen. Er darf den Leuten nicht zurufen: fliegt mir nach! Denn er hat nicht wie der Dichter den Beruf, die Sehnsucht zu wecken, sondern er soll aus der von jenem bereits erweckten Sehnsucht die That erwachsen lassen.

Zu bestimmten Thaten nun bedürfen wir bestimmter Menschen, zu edlen Thaten der Edelmenschen oder, wie Wille sich ausdrückt: „Was wir brauchen, sind ausgebildete Individuen, Adelsmenschen, die ihren Kraftüberschuß den zurückgebliebenen Mitmenschen widmen und mit ihrer Begeisterung und intellektuellen Überlegenheit ganze Massen mit sich fortreißen und veredeln.“ Der Edelmensch ist das Resultat einer langen Entwicklung, er wird nicht gemacht von heute auf morgen, ja er wird nicht einmal vorzugsweise gemacht durch Erziehung, Bildung u. s. w., sondern er wird in erster Linie geboren. Das klingt schrecklich konservativ und veraltet, und doch sind es die Lehren der Naturforschung und der praktischen Erfahrung, welche mich diesen Satz unumwunden aussprechen lassen. „Wenn sich bisher — sagt Wille — die edlen Geister, die Genien und Talente der Wissenschaft und Kunst wesentlich aus einem Zwanzigstel des Volkes rekrutiert haben, aus demjenigen Teile nämlich, der gute oder einigermaßen günstige Entwicklungsbedingungen genoß, so darf man daraus schließen, daß unter *allgemein* günstigen Bedingungen mindestens zwanzigmal so viel gute Anlagen gedeihen und Früchte tragen werden. Man darf das mit derselben Sicherheit erwarten, wie ein Landwirt auf eine zwanzigfache Ernte rechnen darf, wenn er zwanzigmal soviel Land und zwar *gleichwertiges* Land anbaut.“ Also auf die Gleichwertigkeit kommt es an. Diese wäre zu beweisen. Statt des Beweises hängt Wille wieder einen Kraftspruch an:

„Daß die unterdrückte Volksmaſſe geiſtig nicht ſchechter veranlagt iſt, als die Wohlhabenden, wird heutzutage außer einer bornierten „Ariſtokratie“ wohl niemand leugnen.“ — Dieſe Darlegung aber berührt den Punkt, um den es ſich hier handelt, nur obenhin. Angenommen darum zuerſt einmal, wir hätten infolge der allgemein günſtigen Bedingungen ſchon zwanzigmal mehr Edelmenſchen, als wir heute haben, es wäre immer noch eine verſchwindend kleine Zahl gegenüber der großen Volksmaſſe, welche übrig bliebe, und die Frage bliebe immer noch: wie erhalten wir mehr Edelmenſchen? „Die Natur iſt ſtreng ariſtokratiſch,“ ſagt Schopenhauer, und trotz Willes Polemik gegen Häckel ſtimmen wir doch dieſem bei, daß der Darwinismus „ein ariſtokratiſches Prinzip iſt und auf der Ausleſe der Beſten beruht“. Aber mir will ſcheinen, daß weder Häckel noch Wille über die Polemik hinaus zur Philoſophie gekommen ſind.

Die erſte Frage iſt doch die, ob eine „Ausleſe der Beſten“ zu beſſeren Zuſtänden im allgemeinen führt? Dieſe Frage wird von Häckel, wie von Wille bejaht. Alſo fragen wir weiter: iſt denn eine allgemeine Hebung der menſchlichen Durchſchnittsnatur möglich? — Gewiß! Denn erſtens hat uns die bisherige Entwicklung der Völker und Menſchen geſagt, daß dieſe Hebung nicht nur möglich iſt, ſondern auch thatſächlich ſtattgefunden hat. Freilich war der natürliche Inſtinkt weit mehr der Führer auf dieſem Wege, als Bewußtſein und Erkenntnis; darum aber war auch der Irrtum ſo maſſenhaft. Zweitens ſagen uns die Erfolge der Obſt-, Pferde-, Hunde- und anderer Züchter, daß es möglich iſt, mit Bewußtſein auf die Veredlung einer folgenden Generation zu wirken. Wer gute Pferde haben will, ſieht auf eine geſunde und ſchöne Natur bei Mutter und Vater. Wer gute Menſchen haben will, ſoll es nicht dem Zufall, dem Zwang und der Unbeſonnenheit überlaſſen, Dreck mit Dreck zu miſchen. Nur können wir es bei der Zucht edler Menſchen nicht ebenſo machen, wie im Geſtüte, wo wir den Hengſt einfach zur Stute führen. Denn bei den Menſchen muß freie Wahl, geſtützt auf vernünftige Erkenntnis maßgebend bleiben. Nicht daß wir die Freiheit der Wahl haben, iſt die Urſache des Mangels an Edelmenſchen, ſondern die Freiheit der Wahl iſt abſolut beſchränkt, und beſchränkt noch mehr als die Freiheit iſt die ſie leiten ſollende vernünftige Erkenntnis. Steht es nun in den beſſer ſituierten Kreiſen ſchon ſo, daß der Menſch, welcher zur Ehe ſchreitet, wohl meiſtens weiß, was der andere Teil hat oder mitbekommt, unter zehn Fällen aber neunmal nicht weiß, was der andere Teil eigentlich iſt, ſo ſind Freiheit und vernünftige Erkenntnis in den unteren Volksſchichten noch weit mehr beſchränkt, infolgedeſſen die Anlagen dazu auch noch weit mehr verkümmert, und darum können wir die Gleichwertigkeit des hier in Angriff zu nehmenden Bodens nicht ſo ohne

weiteres zugeben. Der gut und einsichtsvoll seit Jahren behandelte Boden bietet dem Landwirte jedenfalls mehr und bessere Chancen, als der eben erst gebrochene oder seit Jahren von Stümpern behandelte und ausgesogene. Es sind darum diese Fragen absolut nicht so obenhin abzuthun, wie Wille meint, und je rascher und sicherer wir vorwärts kommen wollen, je ehrlicher wir um eine wirkliche Erkenntnis ringen, um so intensiver werden wir nach einer befriedigend sicheren Antwort auf diese Fragen suchen. Nichts aber wird uns auf die Dauer darau vorbeihelfen, der Erkenntnis die Sorge folgen zu lassen, die Sorge dafür, daß Edelmenschen geboren werden.

Gerade die Polemik Willes gegen Luther, noch mehr aber diejenige gegen die sozialdemokratische Partei, scheint mir nun darzuthun, daß Willes inneres Fühlen mit seinem Denken nicht übereinstimmt. Denn Wille übersieht vollkommen die Art des historischen Werdens, wie es bis heute, vom Zwange der Unvernunft geleitet, sich erhielt. Dasselbe schreitet fort von Form zu Form. Das Dogma, welches Luther schuf, war die notwendige Folge des Dogmas, welches ihm die alte Kirche in den Weg schob. Diesem Festen ein Festes gegenüberzustellen, mußte Luthers instinktives Bemühen sein, als er bemerkte, wie der Strom der Zeit- und Geistbewegung sich in unendliche Strömungen teilte und es ihm selbst an Kraft gebrach, diese Strömungen zusammenzuhalten. Er mußte fürchten, daß seine Lehre versande, und so lenkte er die Glaubensbewegung in ein fest umgrenztes Becken, wo die Versandung ausgeschlossen blieb. Der sozialdemokratischen Partei ergeht es heute ebenso. Sie bedarf des Dogmas, weil es die Einsicht weniger Menschen ist, die hier einer fast unvorbereiteten Masse von Menschen mitgeteilt werden soll. Diese Masse besitzt einstweilen noch gar nicht die genügende Übung und Kraft, sich in mächtiger Strömung über Wasser zu halten. Darum heißt es, den Strom möglichst stauen und flach halten. Es liegt daran, daß eben nur der freie Vernunftmensch fähig ist, sich wohlzufühlen in ewiger Bewegung, im freien Flusse der Ideen, denn er hat das Schwimmen gelernt und kann das Land erreichen, wo und wann er will. Man müßte also freier Vernunftmensch *sein*, um dies zu können, es werden zu wollen im freien Strome, ist möglich, aber auch mit der Gefahr verknüpft, im Strome zu ertrinken. Gegen solchen Wagemut, der das Leben einsetzt, um das Leben zu gewinnen, habe ich nichts, aber die Menge hat ihn nicht, sie kann ihn nicht haben, weil sie ja bisher stets daran gewöhnt wurde, im eng umschlossenen, seichten Becken ihre Gedanken zu tummeln. Und weil die Sozialdemokratie dies erkannte, schnitt sie den frischen Zufluß neuer Ideen von ihrem Becken ab und bindet diejenigen vorsichtig an das Schwimmseil ihres Dogmas und ihrer Disziplin, welche sich in den freien Strom der Gedanken hinauswagen möchten.

Es ist nun ganz natürlich, daß Wille im Liberalismus das Element zu entdecken glaubte, welches dem Sozialismus fehlt. Denn der Liberalismus als solcher hat es bis heute trotz mancher Ansätze nicht zur Formulierung eines wirklichen Dogmas gebracht. Wohl giebt es da einige Sätze, über welche sich die Mitglieder dieser oder jener liberalen Partei einigten, aber wie im Protestantismus die Lutheraner, Calvinisten u. s. w. ihr Dogma haben, der Protestantismus aber nicht, so hat auch der Liberalismus kein solches. Darin liegt seine Stärke, darin aber auch im Kampfe des Festen gegen Festes, der Form gegen Form seine Schwäche. Er bildet entweder gar nicht, oder aber er bildet den freien Vernunftmenschen, der sich zu jenen Prinzipien durcharbeitet, wie sie ein Kant, Schopenhauer, Humboldt, Goethe und manche andere bedeutende Männer vertreten und in ihren Leben zur Darstellung gebracht haben. Das letztere ist die Ausnahme bis heute, nicht die Regel. Es käme also darauf an, gerade die Ausnahme zur Regel zu machen. An der Möglichkeit brauchen wir mit Wille nicht zu verzweifeln. Denn ein absolut stichhaltiger Grund besteht nicht für die Annahme, daß mehrere nicht können sollten, was einer konnte, daß viele nicht können sollten, was mehrere konnten, und daß zuletzt auch alle nicht können sollten, was viele gekonnt. „Daß alle Goethe werden sollten, ist doch unmöglich," höre ich sagen. Ja, gewiß! Das ist aber auch gar nicht die Meinung. Jeder soll er selbst werden, d. h. jeder soll seine Anlagen und Kräfte so zu einem harmonischen Ganzen bilden, wie es Goethe mit den seinen that. Das ist möglich und muß möglich werden.

Wie Wille also die heutige Sozialdemokratie verwirft, weil sie der Gewalt und der Vergewaltigung nicht entbehren kann, weil sie die Edelmenschen von sich abthut und der Verdammnis überliefert, so also, wenn auch in anderer Form die gleich rohe Taktik verfolgt, wie die französischen Jakobiner, welche sich in ihrer fanatischen Gleichheitswut nicht mehr anders zu helfen wußten, als alle hervorragenden Köpfe einfach abzuschlagen, so wendet er sich dem Liberalismus zu, von dem er glaubt, daß er dem Individuum freieren Raum gewähre. Er predigt den Individualismus, ja den mächtigsten Egoismus, indem er annimmt, daß sich mit diesem Egoismus ein soziales Denken vollkommen vereinigen lasse. Das ist an sich nicht unrichtig; trotzdem empfängt man aus den Darlegungen Willes den Eindruck, daß das egoistisch-individuelle Denken trotz aller sozialen An- und Nachklänge gänzlich überwuchere. Und dies kann auch gar nicht anders sein, da das individualistische Denken Willes auf ein paar gesunden Menschensüßen steht, während sein soziales Denken in der Luft hängt, und man eigentlich gar nicht sieht, wie er daran kommt. Infolge seiner einseitigen Betonung der individuellen Entwicklungsgrundlage: Absicht—Mittel—Zweck

vermochte er die natürliche Basis für sein soziales Denken nicht zu finden. Und doch hätte allein die von ihm sehr wohl erkannte Thatsache, daß wir nicht nur die Fähigkeit besitzen, unsern eigenen Vorteil und Nachteil zu erkennen, sondern ebenso den Vorteil und Nachteil des Mitmenschen zu bemessen, ihn darüber belehren können, daß es auch für diese letzte, die altruistische Erkenntnis eine natürliche Vermittlerin in uns geben muß, daß es daher nicht angeht, den Vorteil oder Nachteil andrer nicht mit in unsre Rechnung zu ziehen. Die Vermittlerin dieser altruistischen Erkenntnis aber ist eben die uns allen gemeinsame menschliche Natur.

Ich mache nun auf eine historische Thatsache aufmerksam, welche mir bisher nirgendwo genugsam gewürdigt zu sein scheint. Der Liberalismus entwickelte sich in Parallele mit dem Nationalismus. Wohl lagen seiner Entwicklung die individualistischen Erkenntnisse unsrer großen Denker zu Grunde, aber der Liberalismus vermochte diese Erkenntnisse nur zu einem Teile in die Wirklichkeit zu übertragen, da ein romantischer Chauvinismus, zu dem der Nationalismus entartete, sein Fortschreiten hemmte. Da erstand aus dem Grabe des Kosmopolitismus ein neues allgemeines Prinzip, welches an die Stelle des Nationalismus zu treten suchte, die Internationalität. Der Sozialismus bemächtigte sich ihrer als seiner Basis. Mit diesem Hinauswachsen des allgemeinen Prinzips über das nationale Denken hinaus ist nun auch eine Verjüngung und Weiterbildung des liberalen, als des besonderen Prinzipes zur Notwendigkeit geworden. Das aber kann nur auf der Bahn geschehen, welche von jenen großen Denkern in der Idee bereits vorgezeichnet wurde, auf der Bahn zur vollen Entfaltung des individualistischen Prinzips. Die bisherige Entwicklung beider Prinzipien in zwei feindlichen Lagern ist indes auf die Dauer unmöglich, da Sozialismus und Individualismus keine natürlichen Feinde sind, sondern nur durch Unverständnis und doktrinären Dogmatismus zu solchen gemacht werden können. Daß Wille diesen Feinden einer jeden gesunden Fortentwicklung auf den Leib rückt, ist ein Verdienst. Aber Wille ist eine Künstler-, keine philosophische Natur, er ist ein recht-fühlender, nicht ein recht-denkender Mensch. Und aus dem Grunde möchten wir ihn weit lieber in die Praxis, als in die Theorie gestellt sehen, in die Praxis, in welche der Künstler gehört. In der pädagogischen Praxis würde er in Wahrheit und lebendig die Werte schaffen, deren philosophische Begründung ihm nicht genügend gelang. Das sichere Gefühl, welches den Künstler leitet, der sich der ästhetisch-theoretischen Begründung nicht oder nur teilweise bewußt ist, würde Wille hier zur Seite stehen, es würde zu seiner ganzen Entfaltung gelangen. Denn erst vor den Stoff gestellt, vermag der Künstler Kunstwerke zu schaffen, während die Einquartierung desselben in der Schreibstube

nur ein armſeliger Notbehelf für ihn iſt. Auch für Wille iſt die philoſophiſche Schriftſtellerei ein Notbehelf, ſein Naturell, ſein ganzes Sehnen geht auf die Wirkung im Stoffe, d. h. hier im Menſchen- und Seelenmaterial. Kurz, ſein Buch mit den vielen Citaten ſagt uns weit mehr, was Wille wirken und erfahren möchte und könnte, als was er erfahren hat. Und doch gerade ein ſolches Buch ſollte nur ganz erlebt, ganz erfahren ſein, um die überzeugende Tiefe zu gewinnen, welche der Verfaſſer heute noch vergebens anſtrebte. Aber was hoch anzuerkennen iſt, iſt die Wärme des altruiſtiſchen Gefühls, welche trotz allem obwaltet und der darum gerade die prononcierte Betonung des Egoismus ſo ſchlecht zu Geſicht ſtünde, wenn wir nicht herausfühlten, wie ſeine Künſtlerſeele die Ahnung der noch ſchlummernden Wahrheit durchbebte, daß der vollendete Egoiſt eben auch der vollendete Altruiſt iſt und ſein muß.

Wir ſahen, daß es auf der Baſis des einſeitig ſozialen Prinzips, welches Jacoby vertritt, ſo wenig gehen will, wie auf der des einſeitig individualiſtiſchen. Von Idee durch Entwicklung zum Ziele ſchreitet die allgemeine Entwicklung fort, welche in dem Bewußtſein des erkennenden Menſchen als eine Entwicklung von Abſicht durch Mittel zum Zweck ihren Ausdruck findet. Dieſe ſollte ſich mit jener decken, d. h. unſere Erkenntnis muß die Geſetzmäßigkeit der allgemeinen Naturentwicklung, welche die Menſchenentwicklung umſchließt, zu umfaſſen ſuchen. Dann aber müßte jedem Fortſchreiten der Erkenntnis die geſtaltende That folgen, denn „worauf alles ankommt“, meint Goethe, „iſt bald geſagt: Denken und Thun, Thun und Denken, das iſt die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingeſehen von jedem. Beides muß wie Ein- und Ausatmen ſich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort ſollte eins ohne das andere nicht ſtattfinden. Wer ſich zum Geſetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menſchenverſtandes heimlich ins Ohr flüſtert, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, ſo wird er ſich bald auf den rechten Weg zurückfinden.“

Und wenn es nun nicht möglich iſt, dieſer Einſicht ſchnell und ſicher bei der Mehrzahl der Menſchen Eingang zu verſchaffen, eines ſollte doch möglich ſein, was derſelbe Weltweiſe das „Wünſchenswerteſte“ nennt: „Die Verbreitung des allgemeinen guten Willens.“ Verſuchen wir es einmal ernſtlich damit!

Unſer Dichteralbum.

Puritaner.

I.

Der Bibel Pilgerſtab in Händen,
Fort aus Ägyptens feilem Brodem,
Fort in der Wüſte freien Odem,
Das Schwert gegürtet um die Lenden.

Naht Pharao mit ſeinen Speeren?
Des Roten Meeres Wogen prallen,
Die Feuerſäulen winkend wallen,
Das Meer ſich ſtaut vor beiden Heeren.

Es bäumt ſich über ihren Wagen,
Sie werden alleſamt erſchlagen.
Die Knechte müſſen alle ſterben,
Wir aber ſind des Reiches Erben.

II.

Es zieht der Fürſt der Finſternis
Herbei auf ſtolzen Roſſen,
Mit Henkerbeil und Marterkeil
Und Rüſtzeug und Geſchoſſen!

Die Krone, ein Gefäß des Zorns,
Erfüllen arge Lüſte,
Es naht die Zeit, zum großen Streit
Von Joſafat dich rüſte!

Und ob die Könige der Welt
Und Gog und Magog toben,
So feſt ſie ſei, ſie geht entzwei.
Das werden wir erproben!

Der alte Gott ſoll Wunder thun,
Daß alle Völker ſtaunen.
Zerfülebe ſo dies Jericho!
Zum Sturm! blaſt die Poſaunen!

III.

Ihr Brüder, geht mir aus dem Weg
Und laßt mir freien Blick
Und öffnet mir das Speergeheg
Und richtet aufwärts mein Genick!

Hell, Oliver! Wie mag ſo gern
Der Geiſt von hinnen fahren,
Da er leibhaftig ſah den Herrn,
Den Herrn der Heeresſcharen!

Der Entſatz von Lucknow (1865).

Regenbogenfarbig dunſtumwoben
Stand der Mond am Tropenhimmel droben,
In des Ganges grüne Flut die Sonne, eine runde Purpurroſe, ſank.
Drunten die Mahrattenhengſte ſchnoben
Zu der Inderpauken dumpfem Toben,
Und von braunen Händen ward erhoben
Roßſchweifhalbmond unter Kriegsgeſang.
Doch von hoher Citadelle
Trägt Geſang des Windes Welle.
Denn im Pſalm die Inſelſöhne loben
Ihren Chriſtenheiland trüb und bang.

Eine Jungfrau lehnt am Mauerhange,
Büchſe lehnend an die bleiche Wange,
Feucht ihr blaues Auge folgt am Äther der Geſtirne wechſelloſer Bahn.
Nach dem Himalaya lauſcht ſie lange,
Ob kein Ton zu ihrem Ohr gelange,
Kündend der Befreier frohes Nahn.
Nichts! Nur Regenſchauer baden
Drunten morſche Palliſaden.
Schellen klingeln fern mit ſchrillem Klange,
Bajadere tanzt im Lagerplan.
. . . . . .
Schilde raſſeln, Feuerbrände praſſeln,
Pfeile ſchwirren, Bajonette klirren,
Braune Stürmer ſchon die Stadt erklettern,
Bomben in verſchanzte Wälle ſchmettern,
Und es wogt ein wütend wildes Wirren.
Sieche, Wunde, Frauen, Kinder fechten in der Breſche ſchon. .
Aber horch, welch dumpfer Ton
Dort wie fernen Donners Drohn?
Lauter wird der Wiederhall. .
Und der Kämpfer lauſcht und ahnt. .
Ja, an Räderrollen mahnt auf Gebirgspfad ungebahnt
Von Geſchützen dieſer Schall. .
Iſt das ferne Marſchmuſik?
Der bedrohten Feſte Fall
Rettend vor dem gräßlichen Geſchick?

Ja, das dröhnt und wirbelt immer näher!
Sendet auf den Turm erprobte Späher!
Ja, ſie kommen! tönt ihr Jubelruf.
Haltet aus!
Und horch, was ſchallt hernieder
Vom Gebirg? Der Heimat alte Lieder
Hell durch Marſchtritt und durch Roſſeshuf!
Ja, ihr Ton durchſchneidet langgezogen
All das Lärmen der geſpannten Bogen,
All der Elephanten gell Geſchmetter,
All der Zinken Kreiſchen, Schlachtgewetter.
Englands Seele ſingt die frohe Kunde.
Keinen Orient und keine Heiden ſieht das trunkne Auge in der Runde.
Nur die Heimat taucht aus Meeresgrunde,
Nur zur Heimat ſie das Lied entrückte,
Wo ſie Jugendliebe einſt entzückte,
Wo die Kindheit ihre Blumen pflückte,
Märchen lauſchend aus der Mutter Munde.
Pfeif und Dudelſack ſie mahnen
An die Thaten hoher Ahnen.
Der Befreiten und der Retter Fahnen
Miſchen ſich in einem Sangesbunde!

Die Märtyrer von Iſandlana.

Der Kaffern Axt und Spieß die ſtöhnende Luft durchſchwirrt,
Es flieht das britiſche Heer vernichtet und verwirrt,
Und jeder Krieger ſucht zu retten das nackte Leben.
Doch Lieutenant Melville ſah noch hoch ſich heben und ſchweben
Und ſchwur, es nimmermehr in Feindeshände zu geben —
Albions Banner.

Des Fähnrichs blutiger Hand, den eben durchbohrt ein Speer,
Entriß er ſchnell das Panier und floh aus dem fliehenden Heer,
Zwei tapfern Freunden geſellt, nach Korkesdrift's felſigem Hügel.
Auch der beſetzt! Zurück! Zum Strom mit verhängtem Zügel!
Fort über Stock und Stein, Verfolger nahe am Bügel,
Mit Albions Banner!

Sie ſuchten die Furt im Fluß, doch waren die Feinde ſo nah,
Daß nur in entſchloſſenem Sprung noch Rettung Melville ſah.
Dem Hengſte den Sporn! Hinab! Verwogen in mächtigem Bogen!
Über Reiter und Roß zuſammenſchlugen die Wogen,
Machtlos Kugel und Pfeil aus Kaffernhänden flogen
Nach Albions Banner.

Da hat ſich die Fahne entrollt — von ihrem Flattern betäubt,
Vom reißenden Wirbel erfaßt, deß Schaum ihre Mähne beſtäubt,
Abwerfen zwei Roſſe die Herrn: Stromabwärts treibt nun der eine,
Während den Uferhang erklimmt der dritte alleine —
Melville klammert ſich feſt an eines Riffes Geſteine
Mit Albions Banner.

Der Gerettete blickt zurück zu den Freunden im Fluß,
Eine Salve jenſeits kracht und den Sattel er räumen muß.
Vom gefallenen Roß ſtürzt er ſich raſch in die Wellen,
Und er ringt ſich durch zu dem tapferen Heergeſellen,
Und er ſtreckt ſeine Hand, ob Kugeln ihn auch umgellen,
Nach Albions Banner.

Doch die Stange entglitt ſeiner waſſerſchlüpfrigen Hand,
Blitzſchnell ſchoß ſie hinab auf der Strömung oberſtem Rand.
Und mit thränendem Aug' ſahn die verzweifelnden Wächter,
Wie ihr Kleinod verſank unter hölliſchem Hohngelächter.
Ha, ein Tand, ein Spott für des britiſchen Szepters Verächter
Albions Banner!

Der Zweite, welchen die Flut ſtromabwärts ſchleuderte, fand
Inzwiſchen ſein Roß im Schilf und erreichte ſicher den Strand.
Sein Schwert vermochte nicht viel den Freunden Hilfe zu ſchaffen,
Drum ruft er hinab: „Ich will die Sehnen zum Springen ſtraffen,
Zum nächſten Poſten geht's, die Unſern zuſammenzuraffen
Für Albions Banner."

Digitized by Google

Sie nickten ſtumm, einen Blick noch warf er zurück in den Fluß,
Dann winkt' übers Steppengras ſeine Mütze den Scheidegruß.
Doch jene, ſie hingen ſtets am Riffe, dem ſchaumbenetzten.
Waffenſtarrende Reihen beide Ufer beſetzten.
Kugeln ringsumher das nackte Geſtein zerfetzten.
Weh, Albions Banner!

Der Waffenbruder, er jagt voran in raſender Eil',
Zu Halpmakaar er hofft einen britiſchen Truppenteil.
Hier! — Wo die Unſrigen? — Fort auf die Kunde der Niederlage!
Weiter! Die Hoffnung ſinkt! Weiter beim ſinkenden Tage!
Nacht! — Erſt dann er vernimmt engliſche Werbafrage —
Sieht Albions Banner.

„Rettet, rettet!" „Bei Nacht?" — Doch am Tage der Feind ſich naht.
Wohl ſchlagen ſie ihn zurück, doch verzögern die Rettungsthat.
Am zweiten Tage ſie ziehn zu des Büffelgewäſſers Borden.
Lauern dort immer noch der ſchwarzen Dämonen Horden?
Dauert das Morden fort? Was iſt aus den Helden geworden?
Und Albions Banner?

Die Fahne zuerſt! Im Schilf gelandet iſt ſie vielleicht
Oder hat eine Bucht an ſeichter Stelle erreicht.
Waſſerpflanzengeniſt — ſeht, dort leuchtet's wie Farben —
Hurrah! Küßt das Panier, das nicht Feuer noch Fluten verdarben.
Aber wo finden wir ſie, die ſelbſt wie Märtyrer ſtarben
Für Albions Banner?

Über dem Röhricht dort zieht Kreiſe ein Steppenaar,
Seite an Seite hier ſchlummert das Heldenpaar,
In der erſtarrten Fauſt den Säbel, den blutbefleckten.
Tote Feinde rings um ſie den Boden bedeckten.
Endlich flatterte jetzt über den Hingeſtreckten
Albions Banner.

Des Harrens und Bangens müd, waren geſchwommen zum Strand
Kurz entſchloſſen die Zwei, hatten erklommen den Rand.
Feinde umringten ſie dicht und ſo iſt es gekommen!
Haben noch ſchweren Zoll für ihr Leben genommen,
Starben Soldatentod, den friſchen, freien und frommen,
Für Albions Banner.

Die Hände gefaltet ſtand der greiſe Führer der Schar,
Und er entblößte ſtill vor den Leichen ſein graues Haar,
Thräne floß auf die Wang', gegerbt vom Winde und Wetter:
„Spreitet als Leichentuch, eh ſie verſargt unter Bretter,
Das Palladium noch, das gerettete, über die Retter —
Albions Banner."

Fahne, die Du geherrſcht in jeder Zone der Welt,
Die vom Hauche des Siegs glorreich immer geſchwellt,
Nicht vermodern Du ſollſt im Urwald oder im Kraale.
Sollten die Leichen denn modern im Tropenthale?
Eine Weſtminſtergruft die Ehrenſchuld bezahle
Für Albions Banner!

Kraniche des Ibikus.

Der Sieger beherrſchte eroberte Flur:
Durch Verräterhilfe errang er ſie nur.
Da ging einſt am geknechteten Strand
Der Führer der Feinde Hand in Hand
Mit dem Landesverräter.

Der war noch jung, ſein Mund voll Witz,
Sein Blick und Schwert ſcharfſchnell wie der Blitz.
Er hatte verraten die Heimat wert,
Weil den Feldherrnſtab man ihm verwehrt,
Dem ſtolzen Verräter.

Die Beiden ſcherzten und plauderten lang.
War manche Geſchichte von üblem Klang.
Der Sieger prahlt, wie im Land er gehauſt —
Der hört es ruhig und gar nicht grauſt
Dem kalten Verräter.

Da ſprach der Tyrann: „Einſt traf ich im Wald
Eine Jungfrau, königlich von Geſtalt.
„„Hinweg mit Dir, in mein Lager, fort! —
Als Geiſel und Sklavin zu dienen dort!““
Was ſtutzt der Verräter?

„Da lachte ſie mich verächtlich an:
„„Verſuch' es, ehrvergeſſener Mann! —
Wehrloſe Frauen bedrohſt Du, Wicht,
In der Schlacht ſahn Männer noch nie Dein Geſicht!““
Auflacht der Verräter.

„Da ward ich von Zorn und Scham übermannt
Und griff ſie an mit gieriger Hand.
„„Den Trotz, Verwegene, beuge ich bald:
Ergieb Dich mir! Wo nicht — Gewalt!““
Blaß ward der Verräter.

„Sie rang mit mir verzweifelt ſtark,
Ich merkte, ſie war von Heldenmark.
Sie ſpie mich an — da gerlet ich in Wut,
Da zog ich den Stahl, da floß ihr Blut!“
Aufſtöhnt der Verräter.

„Und färbte ihr Blut Deine Klinge rot,
So ſollſt Du ſchmecken denſelben Tod!“
Von der Hüfte dem Sieger er riß das Schwert,
Das gleich durchs erſchrockene Herz ihm fährt.
Wild jauchzt der Verräter.

„So hat es der Gott der Rache gewandt:
Bluträcher endlich den Mörder fand.
Meine Schweſter war es, die Du erſchlugſt,
Zum Block Dein eigenes Haupt Du trugſt!

Weil ich verraten mein Vaterland,
So iſt dies Weh mir als Sühne geſandt.
Der Himmel verlieh das Rächeramt
Für mein verratenes Volk mitſamt
Mir, dem Verräter.

Meine Mutter, die ich ermordet hab',
Soll auferſtehen aus ihrem Grab:
Befreien will ich mein Vaterland
Und mich dann opfern mit eigener Hand!“
So geſchah's dem Verräter.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Danae.

Eine Künſtlerbeichte.

Pour ung plaisir mille doulours.
F. Villon.

Geliebter Freund, ach hätten wir kein Herz,
Vor Lebensſtürmen wären wir geſchützt;
Wir fühlten keine Luſt und keinen Schmerz,
Auf des Verſtandes Fundament geſtützt;
Doch haben wir ein Herz und keins von Erz,
Drum hat uns auch die Weisheit erſt genützt,
Wenn iſt verrauſcht die erſte Glut der Jugend,
Und wir uns umſehn nach der Zaub'rin Tugend.

O ſei geprieſen, Hüt'rin der Erkenntnis,
Philoſophie, des Lebens höchſte Fei!
Doch ſtill mein Herz — du fragſt, was für Bewendnis
Es damit habe, daß die Malerei,
Mein Ideal nach eigenem Geſtändnis,
Mir wie ein Traum bei Tag zerronnen ſei?
So höre mich, bin jetzt ein Peſſimiſt,
Ein Stand, der meiſtens unverſtanden iſt!

„Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn?"
Die Weiſe hört' ich nächtens mich umſummen,
Und in mir regte ſich ein fiebernd Glühn;
Mocht' auch die alte, liebe Mutter brummen
Und weinend ſeufzen von verlor'nen Müh'n,
Die Sehnſucht konnte nicht in mir verſtummen,
Das Land der Schönheit mußt' ich endlich ſehn,
Und trauernd ließen ſie den „Jungen" gehn.

Bald ſah ich die Lagunenſtadt Venedig,
Und ſchöner noch, als ich ſie mir erträumt,
War jene Wirklichkeit. Und weil ich ledig,
So hab' ich Kunſt und Leben nicht verſäumt.
Doch nimmer von den Zauberbildern red' ich,
Die mehr als einer ſchön und ſchlecht bereimt:
Es ſpornte Rom mich an zu größ'rer Eile
Aus meiner wonnig ſüßen langen Weile.

Ich ſah Florenz, ich ſah die ew'ge Stadt,
Doch mit der Wonne war es nun vorbei.
Hier, wo Jahrtauſend auf Jahrtauſend hat
Gehäuft der Wunderwerke mancherlei,
Hier fühlt' ich mich ſo leer, ſo müd und matt,
So unbedeutend, und die Phantaſei,
Die hier in Werken ſollte ſich entfalten,
Fühlt' ich von Tag zu Tage mehr erkalten.

Unglücklich war ich. Ein Kollege, der
In meinem ewig düſt'ren Gram mich ſah,
Riet mir Neapel an. Ich ging zum Meer,
Zur Hafenſtadt Civitavecchia.
O wär' ich ſeinem Rate nimmermehr
Gefolgt, noch thront' ich wie ein Padiſchah,
Nein, wie ein Zeus in meinem Atelier —
Und malte niemals eine Danae!

Ich ſah Neapel und bin nicht verdorben
In dieſem prächtigſten Naturbordelle;
Die Seele, halb im Moder Roms erſtorben,
Trank neues Leben an des Lebens Quelle.
Der Götter Heiterkeit war neu erworben,
Das Blut floß leicht wie eines Bächleins Welle —
Ich würde dir noch der Natur Reiz ſchildern,
Doch kennſt du ihn aus tauſend Reiſebildern!

Ich mochte fleißig über meiner Arbeit ſchwitzen.
Ich hieß genial, — jetzt ohne Eitelkeit! —
Ich malt' in Öl und zeichnet' ewig Skizzen.
Man kaufte mich . . . . . Und die „Unſterblichkeit"

Begann zu ſchimmern. Da ſah einſt mich ſitzen
Im Atelier ſo eine junge „Maid"
Von neunzehn Lenzen, ſchön und blond und rein:
Nur Deutſchland konnte ihre Heimat ſein.

Du ahnſt das Ende von dem Liebeslied?
O knüpfe nicht zu früh der Logik Schlüſſe!
Du ſiehſt ſchon, wie ſie ſchüchtern naht, entflieht
Und wieder naht, bis endlich heiße Küſſe,
Die keiner neidiſch zählt, die keiner ſieht,
Den Bund beſiegeln, aus der Ferne Grüße
Den Freunden melden: „Als verlobt empfehlen
Sich zwei geliebte, langgeſuchte Seelen!" . . . . . .

Wie eine Wolke hängt das Schickſal über
Der Menſchen Scheitel. Roſ'ger Sonnenſchimmer
Zerfließt, und öde Dämmerung trüb und trüber
Verſcheucht das letzte, bleichende Geflimmer.
Und auch der Dämmerſchatten wallt vorüber,
Einhüllt der Nächte Dunkel uns für immer. —
Das klingt ſo ernſt? Das Luſtſpiel iſt zu Ende,
Nun rüſte zum Tragödienſchluß die Hände!

Ich war verlobt. Mir war ſo duſelig
Von all dem Zauberglück, und doch und doch
Mir war, als ob ein Dämon mich umſchlich,
Ich fühlt' ein unbekanntes Zwangesjoch;
Es ſchien, als flüſterten ſo dumpf um mich
Dämonen geiſterhaft: Freund, harre noch!
Doch, um die düſtre Stimmung zu vertreiben,
Wollt' ich in meinem Neſt nicht länger bleiben.

Es winkt der Abend. An dem Meeresſtrande,
Noch ſchien die Sonne, ging ich ſtill ſpazieren.
Leis rauſcht die Flut im weißen Muſchelſande,
Herabgedrückt von ſchweigenden Zephyren;
Mir wurde wohl in dieſem Edenlande,
Als hätt' ich alles, nichts mehr zu verlieren;
Und die Erinn'rung an das deutſche Lieb
Jedwede Sehnſucht aus dem Herzen trieb.

Und träumend wandl' ich weiter. Welch ein Klingen
Erweckt mich, daß geſpannt ich lauſchen muß?
So ſchalkhaft hold tönt eines Mädchens Singen,
Für dich auch, Freund, ein echter Kunſtgenuß!
Und leiſe wie auf weichen Weſtwindſchwingen
Nah' ich dem holden Ort mit ſcheuem Fuß,
Ich kann die Holde ungeſehn beſchauen,
Mich an dem Bild minutenlang erbauen.

Da lag ſie unter einem ſchatt'gen Baum,
Die Händchen unter ihres Hauptes Locken
Als Stütze bergend; auf zum Himmelsraum
Die Augen ſehn; gleichwie mit Silberglocken
Umſpielt den kleinen Fuß mit ihrem Schaum
Die Flut, die ewig naht und weicht erſchrocken,
Das linke ſtützt das rechte Bein — mit Waden,
Die nicht zum Anblick ſchienen bloß zu laden!

Ein Götterbild! Es reifte die Idee,
Die ich im fernen Deutſchland ſchon empfangen,
Und die mir ſchuf ſo manches bittre Weh,
Weil dort ich nimmer ſolch ein Bild ſah prangen.
So war das Urbild meiner Danae!
Und mochten Lumpenkleider auch umfangen
Den Körper dieſes kindlich ſchönen Weibes:
Mein Aug' umfloß die Schönheit ihres Leibes.

Noch ſteh' ich zweifelnd .... Neues Staunen hält
Mich feſtgebannt — ein Schauſpiel zum Entzücken!
Ich ſeh' und höre, wie ſie lachend ſchnellt
Empor die Füßchen, gleich als wollt' entrücken
Sie dieſe raſch der Schmeichelwogenwelt.
Feſt mußt' ich an die Stirn die Hand mir drücken;
War ich berauſcht? O nein, wie lang ich lauſchte!
Ich war berauſcht, wenn je ein Bild berauſchte!

Doch vom Verſtand wird ſchnell das Herz beſiegt;
Die Danae! ruft meine Phantaſie;
Und während ſie noch ohne Ahnung liegt,
Geruhig blickend auf das weiße Knie,
Eil' ich zu ihr; mein wilder Arm umſchmiegt
Den Leib. Sie ſchweigt. War ſie beſtürzt, verzieh
Sie mir? Ich hab' es nicht ſogleich gewußt —
Und lange lag ich nur an ihrer Bruſt!

Dann wie nach Haus wir gingen froh beiſammen,
Sie mir ſo liebes mancherlei geſtand;
Nun möge ſie getroſt die Welt verdammen,
Sie, die man „ſpröde Furie" genannt,
Ich ſei der Prinz geweſen, der in Flammen
Ihr Herz auflodern ließ: ob auch das Band
Der ſogenannten Sitte ſei geſprungen,
Sie habe mich, ihr Traumbild, jetzt errungen!

Nach manchem Zaudern — mochte wohl erröten! —
Erklärt' auch ich ihr ernſthaft, deutſch — gelehrt,
Zu einem Bilde ſei ſie mir vonnöten,
Als ſchönres Urbild — war das nicht geehrt? —

Und da ſich die Gelegenheiten böten
Heut ſeltner u. ſ. w., denn ſie hört
Nicht ferner ſinnend, was ich Tölpel ſprach,
Und gab mir nickend, heimlich lächelnd, nach.

So ſelig mit dem zarten, leichten Fange
Wandl' ich nach Haus; ich ſah ſie ſchweigend an;
Lag ich in höh'rer Geiſter dunklem Zwange?
Es war um des Verlobten Ruf gethan!
Es ſchlug mein Herz ſo feurig, wonnig bange,
Umzaubert von der ſchwarzen Augen Bann;
Mit einem Herzen liebt' ich nun zwei Herzen,
Doch fühlt' ich jetzt nicht dieſer Sünde Schmerzen.

Erfüllt nur von des Bildes Idealen,
Will ich denſelben Abend noch verſuchen
Den Umriß auf die Leinewand zu malen,
Doch muß ich meinem Ungeſchicke fluchen,
Die Kohle will mir aus den Händen fallen,
Das Auge flimmert, taſtend will ich ſuchen.
Ich zittre wie ein Kind und ſeh' und ſeh'
Nur auf dem Divan nackt ruhn meine Fee.

Wenn zum Zerſprengen ſich das Herz bewegt,
Durchraſt von lodernd glüh'nder Sinnenbrunſt,
Beſonders wenn ſich jener „Teufel" regt,
Des Leibes „Südpol", ach, kein Weisheitsdunſt!
Dann weißt du, daß die Sterbeglocke ſchlägt
Für reines Schaffen in der heil'gen Kunſt,
Und Herz und Teufel erſt vertoben müſſen,
Bevor die Muſen uns voll Gnade küſſen!

Du mußt ſie dir erſt menſchlich näher bringen! —
Verſtehſt du dieſen weiſen Künſtlerſatz?
Ob ja, ob nein! erſt ward mit and'ren Dingen
Gefühlt, geſpielt an ſüßer hold'rem Platz.
Sie ruhte feſt in meiner Arme Schlingen,
Ich ſchwur ihr Treue, meinem „einz'gen" Schatz,
Ich . . ., ſag' ich zornig ſchlagend jetzt vor's Haupt mir,
Nicht damals, wo das ſüßeſte erlaubt mir!

Es ſchwand die Nacht, die uns ſo ſanft umſchmiegte,
Ruh'voller ward mein Herz, es wallte nur.
Jetzt wollt' ich malen, die mich hold beſiegte,
Ich weckte ſie, die raſch vom Lager fuhr.
Doch ach, kein Zeus in dieſer Nacht ſie wiegte,
Zeus ließ ſie in der alten Poſitur . . . . . .
Auf's neue las mein Blick des Leibes Urſchrift,
Die ſchöne, gottbegnadete Naturſchrift!

Jetzt iſt es Morgen, dacht' ich, und geſunden
Wirſt du zum ſchönen Werk in deinem Zimmer,
Auf das in meerhauchkühlen Morgenſtunden
Erfriſchend ſtrömt der blaue Himmelsſchimmer.
Ich ſeh' ſie an, ihr Netz hat mich umwunden,
Neu ſpielt vor Augen mir ein wirr Geflimmer.
Ich ſeh ſie auf dem Sofa ſitzend, liegend,
Und nackt und ſchön, im Göttertraum ſich wiegend.

Wie bin ich ſchwach dem ſtarken Götterbild
Genüber! Dieſe Brüſtchen, dieſen Arm,
Dies Auge, dieſen Leib, ſo reizend mild,
So lebensblühend und ſo wonnewarm —
Dieſes alles ſoll ich malen, während wild
Mich noch umbrauſt der Sinnengeiſter Schwarm?
Der Strom der Phantaſie im Sand verrauſcht,
Ich ſank auf ſie, von Wonneluſt berauſcht.

Es gab das Götterkind mir hold Gewähren,
Die blühende Anadyomene . . . . .
Die Schäferſtunde mochte lange währen,
Da überſchlich ſie heimlich ſtilles Weh.
Und während Schlaf und Traumgott mich beehren
Und ſchlummern laſſen bei der Danae,
Erwach' ich plötzlich auf der Erde liegend,
Umſonſt an einen Blumenleib mich ſchmiegend!

Wohl ſich in mir ein Schamgefühl erregte,
Ein dumpfer Ton: es ſei nicht recht gethan;
Dann die Geſtalt, wie ſie ſich hold bewegte,
Seh wieder ich im ſchwachen Traumeswahn.
Entſchuld'gung auf Entſchuld'gung immer legte
Sich der Verſtand zurecht, und dann, doch dann?
Dann fühlt' ich in mir raſen blinde Liebe
Und wußte, daß auch ſie mich wieder liebe.

Der Liebesſturm hat endlich ausgetobt,
Ich fühlte ſanfter mich in ihrer Nähe.
Das Bild gelang, ich hab' es ſelbſt gelobt,
Und ſehr gefiel es meinem jungen Rehe.
Als Eh'mann hatt' ich wacker mich erprobt
In einer echten, freien Herzensehe;
Und wollte wieder Trauer mich umdüſtern,
Ward ſie verſcheucht von dieſes Engels Flüſtern.

O hätteſt du die „Danae" geſehn,
Dies Bild mit ſeiner ſchönen Vorgeſchichte!
Ja, neidlos mochte kein „Kollege" gehn,
Sah er den Leib mit dieſem Angeſichte.

Was bot nicht mancher dumme Kunſtmäcen!
Manch ein Poet ſchrieb darauf „Sinngedichte".
Doch ewig wollt' ich es mein eigen nennen,
Um es nachher — verzweifelnd zu verbrennen.

Affunta! Armes und betrog'nes Kind!
Doch nein! Ich habe nimmer dich betrogen!
Ach, Künſtlerſeelen Schönheit ſtets umſpinnt,
Die mehr als einen in den Tod gezogen.
Auch dir, Maria, war ich treu geſinnt,
Auch dich, Maria, hab' ich nicht belogen!
Doch warſt du fern in jener Schickſalsſtunde,
Fern, als ich ſchritt zum unbedachten Bunde.

Das alles hab' ich damals nicht bedacht,
Im Honigmonde meines Frühlingslebens.
In der Erinnerung an die Liebesnacht,
Und dieſer Zauber blieb ihm nicht vergebens,
Ward dieſe erſte Schöpferthat vollbracht,
Zu leicht erkämpft auf Bahnen ernſten Strebens.
Die Irdiſche, wie göttlich prangt ſie nun,
Und auf dem Bildnis unſre Augen ruhn.

Da ohne Pochen tritt ein Weib herein,
So engelsmild und ſo madonnenhaft,
Und — Trennung macht den Liebesherzen Pein!
Sinkt hin in meinen Arm voll Leidenſchaft;
Ich küß ſie auf der Wangen Roſenſchein . . . . .
O, Liebe, ſchilt mich jetzt nicht flatterhaft:
Jetzt weilt' ich in der Himmelsgöttin Bann,
Wo mich die Erdengöttin erſt umſpann!

Affunta! Armes und betrog'nes Kind!
Ach eh' ich, armer, ahnend es verſpüre,
Entſchlüpft ſie leiſe wie der Zephyrwind
Gebrochnen Herzens durch die offne Thüre.
Ich dachte nicht, daß ſie, ſo treu geſinnt,
Von dem Verhältnis je ein Wort erführe,
Doch kurz nur hat mich dieſer Traum geblendet,
Kollegenneid hat ihn mir ſchnell geendet.

Am nächſten Morgen ſaß ich voller Bangen
Einſam in meinem ſchweigend ſtillen Zimmer,
Eintrat ein Bote, ſeine Worte klangen
So ſchaurig mir: Ein Brief! — „Leb wohl auf immer!" —
Der einz'ge Inhalt! Thränen ſah ich hangen
Noch an der Lettern ungewiſſem Schimmer,
„Leb wohl auf immer! Du mögſt büßen nie,
Was treulos Du an mir gethan! — Mariel"

Allein das Schickſal gab dem Unglück nicht
Nur einen Boten, viele müſſen dienen
Des Unglücks marmorhartem Angeſicht.
Ein neuer Unglücksvogel war erſchienen,
Ein ſogenannter Freund. Der edle Wicht
Fragt mich mit neugierklugen Neidermienen:
„„Weißt Du ſchon, daß den Engel heute früh,
Im Tod noch ſchön, das Meer ans Land ausſpie?““

Wie lang ich ſtarr ins Leere blickend ſaß,
Ich weiß es nicht, weiß nicht, daß Monde lang
Das Gift der Krankheit an dem Herzen fraß;
Doch, dunkles Schickſal, bin ich dir zu Dank
Verpflichtet, daß ich halb ergraut genas?
Und nun begann des Lebens alter Gang —
Nein, nicht der alte: Umgewandelt nun
Ließ ich die Kunſt — war es aus Abſcheu? — ruhn.

Aſſunta und Marie und Danae!
Vergeſſen! Ja, vergeſſen, ſüß vergeſſen!
Und wieder nein! Kann je mein Herz voll Weh
Des nicht gedenken, was es einſt beſeſſen?
Doch reuvoll büß' ich, wenn auch nimmer je
Bei Orgelklang, mit ſchwerbezahlten Meſſen!
Denn andre Menſchen, und das ſind auch Pfaffen,
Erlöſung niemals einem Sünder ſchaffen!

Langſamer, kühler wird des Herzens Pochen,
Und faltenreicher wird mein Angeſicht;
Nicht klag' ich, daß ſo ſchnell vergehn die Wochen. —
Wenn mich noch labt das warme Sonnenlicht,
Mich, der zwei Herzen treulos hat zerbrochen,
Und wenn ich lebe, nenn' es Feigheit nicht:
Könnt' ich durch meinen Tod die Sünde büßen,
Ich wollte gern mein Herzensblut vergießen!

Doch ſchwur ich, nie ein Mädchen zu berühren;
Und mocht' es manchmal in mir ſtürmend wühlen,
Und wollten feuchte Augen mich verführen,
Und mußt' ich fühlen, wie ſie ſehnend fühlen,
Kurz mocht' ich nur ein Liebesſehnen ſpüren,
Schnell that ich es — mit kaltem Waſſer kühlen!
Ich blieb mein eigner Sieger. Heil'ge Fluten,
Ihr ſpültet weg unheilig ſchnöde Gluten!

Dies meine Beichte! — Jetzo zu den Füßen
Der ernſterhabenen Philoſophei
Ruh' ich und lauſche nimmermehr dem ſüßen
Sirenenruf der Lebensmelodei.

„Der lauten Sünde folge ſtilles Büßen!“
Stöhnt des Gewiſſens nie erſtickter Schrei. —
Wenn dir kryſtallklar hart die Worte ſcheinen,
Gott weiß, darunter birgt ſich heißes Weinen.

Berlin. Oskar Linke.

Capriccio.

Laß mich Dir ins Auge blicken,
Laß mich Deine Locken ſtreichen,
Öffne Deine ſchmalen Lippen,
Frag' noch einmal ſcheu und ratlos:
Was denn?

Was ich will? Ich will Dich küſſen,
Will an meine Bruſt Dich drücken,
Aber frage mich noch einmal,
Kleines, dummes, hübſches Mädchen:
Was denn?

München. Paul Gutmann.

Der Abendfriede.

(Nach einem Gemälde.)

Von Diſteldolden tropft der Tau,
Die Wieſe ſchwimmt in Nebelgrau,
Und zitternd über die Blumenflur
Wellt ſchrill der Schlag der Kloſteruhr...

Schwül weht des Abends feuchter Hauch,
Schwer über'm Moore liegt's wie Rauch,
Liegt's fahl und grau — und her und hin
Glimmt's wie ein Lämplein goldig drin...

Und über Moor und Wieſenrain
Zieht ſtumm ein Mann im Heilgenſchein,
Ein Kloſtermännlein, grau und krumm,
Ein Heil'ger geht im Feld herum ....

Sein Lämplein ſchwingt er dann und wann,
Summt über's Korn den Friedensbann...
Ein Leuchtwurm zieht die goldne Spur ...
Dünn klingt und ſchrill die Kloſteruhr ...

In gelben Ähren.

Wir gingen in gelben Ähren.
Nachmittagsſtille! Von Grillenheeren
Nur ein ſummender Sang,
Nur der leiſe Klang
Verliebter Worte,
Von Deines Kleides ſeidener Borte
Ein Flüſtern in gelben Ähren ...

Wir legten uns müde nieder ...
Leiſes Kniſtern von Deinem Mieder ...
Kornblumen ſtanden
Zu Häupten uns, wir wanden
Zu Kränzen ſie, und bliesen vom Mohn
Die roten Fahnen — kein Ton —
Nur Kniſtern von Deinem Mieder.

Und der Abend kühlte die Ähren. —
Unſre Augen, die liebeſchweren,
Tranken den Purpurwein
Der Abendröten in ſich hinein,
Unſre Seelen in ſich verſanken,
In Liebesgedanken,
In Frieden, in liebeſchweren ...

Am Waldesrand.

Die ſilbergraue Dämm'rung ſchlich
Wie ſchüchtern über's gelbe Korn,
Ein weißer Falter milde ſtrich
Um roten Mohn und Ritterſporn . . .

Zu unſren Füßen klar und kalt
Lief über's Feld ein Rieſelborn,
Es tönte herbſtlich aus dem Wald
Verhallend leis ein Jägerhorn . . .

Ein Wandrer zog den Weg entlang
So wanderſelig, — leis verklang
Das Lied, das er von Liebe ſang, —
Mich überkam es weh und bang . . .

Noch hab' ich Dich und küſſe Dich,
Mein blondes, roſenwangiges Lieb,
Bald meid' ich Dich und ſchleiche mich
Von Dir wie in der Nacht ein Dieb . . .

Berlin. Hans Benzmann.

Martyrium.

Es ſpie ihm der Wahnſinn ins Angeſicht
Seinen berauſchenden giftigen Dunſt,
Er fühlt ſein qualvolles Leben nicht
Und iſt doch ein Märtyrer der Kunſt.

Sie martern noch ſeine zerſchundenen Knochen
Und gönnen ihm nicht ein bißchen Ruh,
An ſeine wirbelnden Schläfen pochen
Falter der Nacht und nicken ihm zu.

Berlin. Franz Evers.

Notturno.

Winternacht — Flockengeſtiebe —
Wie wenn ein Rieſenſchimmel
Seine Mähne ſchüttelte
Über das ſchlafende Frankfurt.
Vor mir reckt ſich
Ein Erzguß:
Goethe.
Ich ſtiere hinauf nach der herrlichen Stirn,
Die alle Glorien
Und Golgathas
Dieſer Erde durchkoſtet —
Ich ſtiere hinauf
Mit denſelben Augen,
Verzweiflungszerquälten Augen,
Die heute wieder die halbe Nacht
Am Schreibtiſch niedergeſtiert
Auf meine arme, ſtammelnde,
Stümpernde Hand . . . .
Ich ſtiere hinauf:
Goethe!
Niemals mir deine Adlerſchwingen!
— Dein Sonnenherz! —
Weiter ringeln muß ich mein Regenwurmleben . . .
— Regenwurm unter Regenwürmern —
Immer . . . immer . . .
— — — — — — — — — — — —
Winternacht — Flockengeſtiebe —
Durch die frierenden Straßen
Schlendre ich nach Hauſe . . .
Eine Gaſſendirne ſtreift mir die Schulter
Und bettelt mir nach:
„Komm mit ein Stündchen!"

Köln. Karl Maria.

Traumnacht.

Ein zarter Traum hat mich heut Nacht umſponnen.
Von weichen Armen ward ich eingewiegt,
Ein weicher, warmer Leib hat mich umſchmiegt,
Und einmal ſchlürft' ich alle Weltenwonnen.

Doch als der Morgen dann heraufgeſchwommen,
Hohläugig, auf dem aſchenfahlen Kahn,
Sah er mich ſchadenfroh und höhniſch an
Und hat das liebe Bild mit fortgenommen.

Konſtanz. Emanuel von Bodman.

Halali!

Das Wild wird feiſter, voll Saft und Blut.
Schon naht der Herbſt ſich, die Jagd wird gut.
Halali!
Stahlhart ſind die Muskeln der Jäger
Vom Hammerſchwingen und Ambosſchlag,
Von ſtählender Arbeit Nacht und Tag.
Halali!

Und wem der Hunger die Glieder entnervt,
Dem hat es die gierigen Augen geſchärft.
Halali!
Das ſind die ſpürenden Hunde.
Sie finden die Fährte, ſie wittern das Wild
Trotz Schloß und Mauer und ſchirmendem Schild.
Halali!

Die Hörner gellen, die Keſſel klirrn,
Bald wird auch die erſte Kugel ſchwirrn.
Halali!
Wenn über den Gipfeln der Berge
Aufflammt im Oſten das Morgenrot,
Dann gilt es des feiſten Wildes Tod.
Halali!

New-York. Gottlieb Steger.

Der Balkon.

Drei Akte von Gunnar Heiberg.

(Christiania.)

Autorisierte Übersetzung.

(Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt.)

Personen:

Reßmann.	Antonio.
Julie.	Ein Doktor.
Abel.	Ein Diener.

Erster Akt.

Ein großes hohes Zimmer. Dunkel. Früher Morgen.
Abel und Julie treten aus dem Schlafzimmer herein, das man gedämpft erleuchtet erblickt.
Julie in loser, langer, zarter Morgenkleidung.
Sie gehn nach der Balkonthür, bleiben aber stehn.

Abel: Leb wohl! (Küßt sie, nimmt ihren Kopf zwischen beide Hände.) Leb wohl!

Julie (streicht ihm langsam über den Arm): Ich weiß ja, daß Du gehn mußt.

Abel: Mein Lieb! Mein Lieb! (Küßt ihre Augen.) Lebt wohl, meine lieben Augen — mein nicht, ich komme ja heut Abend. — Leb wohl, mein lieber Mund, meine weißen Zähne. — Mein kleines Ohr. (Küßt sie heftiger und heftiger.)

Julie: Nein. Nein. Du mußt gehn. Es ist spät heut. Er kommt bald. (Schlägt die Arme um seinen Hals.) Alles in der Welt bist Du für mich. Wie herrlich, so neben Dir zu stehn — bloß Dich mir nahe zu fühlen — denk, in einem Augenblick ist es vorbei — da ist alles um mich leer, schwarz, kalt — alles wechselt die Farbe, wenn Du gehst, und ich kenne die Stuben erst wieder, wenn Du kommst. Wie lang der Tag ist — überall, überall bist Du nicht! Ich liebe Dich.

Abel: Daß ich nicht immer in Deiner Nähe sein kann!

Julie (zieht die Portièren von der Balkonthür): Du mußt gehn.

Abel: Nein sieh! (Sie sehn hinaus auf den Fluß. Es wird hell. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen.) — Nein sieh, Julie! Wir sind die ersten, die die Sonne bescheint. Wir bekommen Sonne. Sieh die ganze Welt! Aber sieh, Julie! (Umarmt sie.)

Julie: Mit der Sonne gehst Du.

Abel: Arme Julie! Und er kommt!

Julie: Das macht nichts.

Abel: Macht nichts?

Julie: Ich ſehe ihn nicht. Ich verſchließe alles — mein kleines Ohr, mein großes Herz, meinen Verſtand.

Abel: Deinen kleinen Verſtand.

Julie: Meinen großen Verſtand. Ich kleide mich in Sack und Aſche. Ich werfe einen Sack über das Ganze und ſtreue Aſche in meine Glut. Und in die Aſche ſtecke ich dieſe ſchwarzen Perlen, die Du mir geſtern gabſt, und die ich in meiner Hand halten werde, wenn ich ſterbe.

Abel: Julie. Julie — daß ich nicht Tag für Tag offen zu Dir kommen — und offen bei Dir ſein kann.

Julie: Es iſt herrlich, wie's jetzt iſt — in der Heimlichkeit.

Abel: Aber möchteſt Du denn nicht lieber —?

Julie: Ich weiß nicht. Offen wie heimlich! Aber mir ſcheint, es iſt doppelt herrlich, wenn es heimlich iſt.

Abel: Nein. Nein!

Julie: Nicht? Geſtern Abend, bevor Du kamſt, ging ich hier und ſtreckte meine Arme aus. Mir war's, als wärmte der Mond — und dann war's doch nur, daß ich mich bangte — und als es jedes Mal, daß ich über den Mondſtreifen ging, ſtiller und ſtiller wurde, da flüſterte ich: Abel, Abel, Abel, lauter und lauter, und zuletzt flüſterte ich ganz laut: Abel. Und mir war's, als wäre der Mond und ich und Dein Name und alles eine große Heimlichkeit, von der niemand wußte.

Abel: Und dann hob ich Dich vorſichtig empor und trug Dich hinein, auf den grünen Teppich, daß das Licht der Ampel über den Fliederbaum hernieder ſtrömte und über Deinen herrlichen Leib — über Deinen Hals — über Deine Bruſt — Deine Augen — Deine Arme — Deine Arme!! (Sie ſitzen ſtill, endlich lächelt er.)

Julie: Nun?

Abel: Ich leſe auf Deiner Bruſt. Ich liebe Dich, ſchrieb ich.

Julie: Schriebſt Du? Womit ſchriebſt Du?

Abel: Mit einem Fliederzweig. (Sie ſitzen Wange an Wange, ohne zu ſprechen.)

Julie (leiſe): Wär ich hübſch!

Abel: Du!

Julie: Ich lieb Dich ja ſo innig. (Noch gedämpfter): Du mußt gehn, Du mußt gehn. Ach, wie ſtark Du biſt. Nie hab ich gewußt, daß ein Mann ſchön ſein könnte. Du mußt gehn. Wenn Du gehſt, iſt's, als müßt ich ſterben. Nacht und Mond und Du allein können ſchmelzen, was der Tag und die Sonne eishart gefroren haben. Ich liebe Dich. Du mußt gehn.

Abel: Leb wohl. Gieb mir ein Lächeln, daß ich's bewahre, bis ich Dich

ſelbſt wieder habe. Nun lächelſt Du. Aber da drinnen biſt Du ernſt. Du entkleideſt Dich Deines Lächelns, wie Du Deine weichen Kleider ablegſt. Wenn Du in der einen Ecke unſres breiten Lagers ſitzt und ich die blauen Äderchen ſehe —

Julie: Abel!

Abel: Dann ſitzt Du ernſt und glühſt wie eine bleiche Roſe, wie eine ſtille Brautfackel.

Und Deine Keuſchheit macht mich wollüſtig.

Und Du biſt keuſch, da Du nicht leugnen willſt, daß Du Freuden fühlſt.

Und würdeſt Du leugnen, könnt ich's an Deinen Augen ſehn, die in tauſend Glasſplitter gehn.

Du leugneſt nicht.

Julie (birgt ihr Geſicht an Abels Bruſt): Abel!

Abel: Sondern geſtehſt. (Streicht ihr Haar.) Dein langes ſchwarzes Haar!

Julie: Abel!

Abel: Nicht wahr?

Julie (leiſe): Ja.

Abel: Du willſt!

Julie Abel!

Abel (will ihr Geſicht ſehn): Thuſt Du es nicht? Sag es! Sag es! Du willſt! Sag es!

Julie (ſteht auf): Nun mußt Du gehn. (Sie lächeln und ſehn ſich an.)

Julie: Kannſt Du mit einem Fliederzweig ſchreiben?

Abel: Ich tauchte ihn in den Mund. Das half.

Julie: Nein, aber Abel? (Sie lachen.) Mit grünen Buchſtaben? Iſt es häßlich?

Abel: Schön!

Julie (fährt zuſammen): Da kommt jemand. Da iſt er. (Zeigt nach dem Balkon.) Verbirg Dich draußen. Aber geh nicht hinunter. Es iſt zu hell.

Abel (geht auf den Balkon).

Reßmann (kommt eilig herein, ſo raſch als ſein Alter es erlaubt. Er legt ein großes rotes Tuch ab, das er vielmals um den Hals gewunden hat): Guten Tag, meine Taube. Du ſiehſt mich an. Haſt Du lange gewartet? — Präcis! Weshalb wendeſt Du Dich ab? Merkſt Du meinen hohlen Zahn? Er hat die ganze Wachezeit weh gethan. (Fühlt an den Zahn.) Und der andre hat die ganze Nacht geklappert; ſo kalt war's. — Schiff aus Sizilien! Eine herrliche Steuer für den Staat! — Iſt der Maurer da geweſen, den Balkon zu reparieren?

Julie: Nein, er iſt nicht dageweſen.

Reßmann: Haſt Du den Riß draußen geſehn?

Julie: Ja.

Reßmann: Mich wundert, daß er vom Geländer bis zum Boden geht. Der iſt morſch.

Julie: Nein. Das iſt er nicht. Ich bin heute dort geweſen.

Reßmann: Du fängſt an, Dich um unſer Haus zu kümmern? Haha. — Könnten wir das Haus verkaufen, ſo kämen wir um die Reparatur herum. (Geht zu den Kanarienvögeln und reizt ſie.) Ha, ha! wie ſie ſich fürchten. Sie thun nur ſo, als ob ſie ſich fürchteten — genau wie Frauenzimmer, wenn eine Maus in der Stube iſt. (Geht zum Papagei, reizt ihn, ſteckt den Finger in das Bauer, ſchlägt ihn auf den Schnabel, macht ihm Grimaſſen — macht fürchterlichen Lärm.) Hahaha! Du giftiger Satan! hahaha! (Ruft): Ja! der gleicht meiner Mutter — haha — als ſie alt wurde. Stolze Dame. — So Alter, ſo, ſo. — Bäh, Du trafſt nicht — bäh — aber ich traf, haha. — Sie behandelte mich wie einen Säugling, bis ich ſo alt geworden, daß ich keine Zähne hatte und für jeden Buſen ungefährlich war. — Du willſt alſo keinen Zucker. — Nimm, nimm! Bekamſt du was? bäh — hahaha. — Vor zwei Jahren ſtarb ſie, und vor nicht mehr als drei Jahren ſchickte ſie mich aus der Stube, weil ich ihr widerſprach. Ich hatte Pietät, ſiehſt Du. (Reizt die Vögel in beiden Bauern zugleich und lacht laut. Dann wird er es müde und ſagt ernſthaft.) Das war das. Nun will ich ſchlafen. Sag mir, wenn der Maurer kommt. Aber der Doktor kann warten. (Nimmt plötzlich ein Stück Papier vom Tiſche und eilt nach dem Ausgang; in der Thür begegnet er dem Doktor.) Nein, es hat keinen Sinn, den Doktor warten zu laſſen. — Es koſtet.

Der Doktor (lächelt und reibt die Hände): Sie beſtimmen ja ſelber das Honorar.

Reßmann (ärgerlich): Das Honorar wird nicht höher. Aber das Gefühl der Verpflichtung zu einem höhern Honorar — wird größer.

Der Doktor (wohlwollend lachend): Haha — „Wird größer.“ Wie geht es uns denn heute?

Reßmann: Heut geht's uns ſchlecht. Wir haben auf den Herrn Doktor warten müſſen, anſtatt daß wir uns ſchlafen legen konnten. — „Und die Frau?“ Ihr geht es ſehr gut. Meine weißen Haare und meine dünnen Beine verkünden es laut (ſtampft) au — daß ihr nichts fehlt. — — Immer noch kein Wochenbett! Immer noch kein Extrahonorar! — — — Die Zunge? Bitte. — Und der Puls? — Bitte! Wünſchen Sie noch mehr Raritäten in Augenſchein zu nehmen? Dann gehn

wir am beſten in die Stube nebenan. Genieren Sie ſich nicht vor meiner Frau! Kommen Sie nun. Soll ich warten? Julie — Du haſt vergeſſen die Nachtlampe auszulöſchen. (Geht ins Schlafzimmer.)

Der Doktor (lächelt freundlich und nachſichtsvoll, geht hinter Reßmann ins Schlafzimmer).

Julie (läuft ſchnell zum Balkon): Komm!

Abel (kommt herein, ſie gehn nach dem Ausgang): Ich hab nicht gewußt, wie er war. Ich zittre vor Wut.

Julie (laut): Ja, thu das!

Abel: Still! Still!

Julie: Wenn er Dich nun ſähe!

Abel: Fürchteſt Du Dich nicht?

Julie: Nein.

Abel: Komm etwas ſchnell!

Julie: (lacht laut).

Abel: Pſſt, pſſt!

Reßmann: (ſteckt zunächſt den Kopf zur Thür herein und kommt dann. Lange Pauſe, während der Reßmann zunächſt Julie, dann Abel anſieht. Abel ſagt nichts, da Julie nicht ſprechen will. Reßmann beginnt langſam auf Abel zuzugehn. Endlich nimmt Julie das Wort).

Julie: Ein junger Herr, der ſich das Haus anſehn will. Herr Abel — mein Mann.

Reßmann: So früh!

Abel: Ja. — Ich geh immer morgens ſpazieren. Und als ich hier vorbeiging, erinnert ich mich daran — daß ich gehört hatte, das Haus wäre zu verkaufen.

Reßmann. Glaubten Sie, wir wären ſo früh auf?

Julie: Herr Abel hat Dich nachhauſe kommen ſehn.

Reßmann (fährt auf Julie los): Du lachteſt?

Julie: Lachte ich?

Reßmann: Du lachteſt ſo laut.

Julie: Lachte ich ſo laut?

Reßmann (wendet ſich wieder an Abel): Von zehn bis zwölf.

Abel: Ja, es iſt noch nicht ſo ſpät.

Reßmann: Von zehn bis zwölf iſt das Haus zu beſichtigen.

Abel: Ich wünſche es jetzt zu ſehn. — Ich möchte das Haus kaufen, und Sie ſind ja zu Hauſe.

Reßmann: Sie ſprechen wie ein Geſchäftsmann. Sie haben recht. Wie Sie wünſchen, Herr Abel. Ich will nur meinen Arzt verabſchieden. Doktor! Doktor! — Kommen Sie herein!

Der Doktor (kommt herein).

Reßmann: Sie können gehn!

Der Doktor (lacht den andern verständnisinnig zu).

Reßmann: Ach, weit gefehlt! Er fühlt sich verletzt, aber er thut's des Geldes wegen. Ich bin ein guter Patient.

Der Doktor: O —

Reßmann: Bin ich's nicht?

Der Doktor (zuckt die Achsel und lächelt nachsichtsvoll).

Reßmann: Bloß des Geldes wegen. Akkurat wie ich Herrn Abel gegenüber. Sie müssen wissen, Herr Doktor, hier kommt dieser fremde Mann und kommandiert — kommandiert, hihi — ihm mein Haus zu zeigen, trotzdem die Zeit von zehn bis zwölf ist, und ich hatte die beste Lust — na! Aber ich thu's. Verbeuge mich und sage: bitte. — Bloß des Geldes wegen. Menschen vergehn, Geld bleibt bestehn. Wir spielen alle vor einander Komödie. — Wir sind alle wie Schauspieler. Denen kann man auch alles mögliche bieten, wenn man ihnen nur etwas bietet, sonst halten sie einen nur zum Narren und sind undankbar. Wissen Sie das nicht, meine Herrn? Sind Sie niemals mit Schauspielern zusammen gewesen, Herr Doktor, und haben sich's gemütlich gemacht, haben getrunken und gewitzelt und über Rollen gesprochen, gelogen und aufgeschnitten? — Nicht? — Nicht? — Sie haben doch so ein Wesen, sind ich, und lockiges Haar haben Sie auch. — Ja, ja — undankbar wie ein Schauspieler — sollte ein Sprichwort sein, sagte ein Freund von mir, ein Dichter. Ja, kein Freund von mir, aber (sieht etwas auf Abel) ja, er lieh Geld von mir. — Nun müssen Sie aber bald gehn, Doktor, der fremde Herr kommt ja gar nicht dazu, das Haus zu sehn. — Adieu. Sie haben heut vergessen, nach meinem Stuhlgang zu fragen.

Der Doktor (lächelt verstehend und nachsichtsvoll, grüßt und geht).

Abel (zeigt sich ungeduldig).

Julie (lächelt gleichgültig).

Reßmann (nachdem er Julie und Abel etwas beobachtet hat): Na, das Haus. Nun steh ich zu Diensten.

Abel: Es ist auch an der Zeit. Behaglich ist es gewiß auch nicht für Ihre junge Frau. —

Reßmann: Meine junge Frau, Sie! (ruft): Doktor! Doktor!

Der Doktor (kommt zurück).

Reßmann: Warum haben Sie heute nicht nach meinem Stuhlgang gefragt? Können Sie Ihren Vers nicht auswendig?

Der Doktor (lächelt verständnisvoll): Herrgott, Herr Reßmann, Herrgott, Herr Reßmann.

Reßmann: Und was iſt das für ein lächerliches Wort? Brauchen Sie das Wort nur, weil ich Patient bin, weil ich in den Klauen des Medizinmanns bin? Soll ich für Stuhlgang extra bezahlen? Soll das bürgerliche Ding geadelt werden? Von Stuhlgang vielleicht? Wollten Sie meine junge Frau fragen, ob ſie Magenſchmerzen hat, oder den jungen Fremden, dann würden Sie kaum Stuhlgang ſagen. Der Name nützt ja nichts, wenn die Sache ſonſt ihre Schwierigkeiten hat.

Der Doktor: Herrgott, Herr Reßmann. — Herrgott, Herr Reßmann — (Sieht auf ſeine Uhr.) Ich hab auch andre Patienten.

Reßmann: Kaum! — Adieu, Herr Doktor. Sie halten uns auf.

Der Doktor (geht).

Reßmann: Der Eſel! Ich weiß, er iſt der ſchlechteſte Arzt in der Stadt. — Aber billig! Er iſt doch Doktor. Und infolgedeſſen iſt er mir ein Troſt. Sich zu denken — ich weiß es, und doch! Wir Thoren! Wir Thoren! Aber man klammert ſich ans Leben, und wenn man ſich mit dem Buckel feſt bohren ſollte. — Sie wünſchen vielleicht lieber, daß meine junge Frau Ihnen das Haus zeigt?

Abel: Ja, wenn die gnädige Frau ſo freundlich ſein wollte.

Reßmann: Ich bin müde, ſehn Sie. Ich bin die ganze Nacht auf. Die Arme muß allein ſchlafen. (Er ſieht Julie an.) Vielleicht wär's das beſte.

Julie: Befiehlſt Du's?

Reßmann: Befiehlſt? Weshalb befiehlſt? Hier ſind Fremde.

Julie (ſchwächer): Ich meine, wenn Du es wünſchſt.

Reßmann: Ich rieche Chriſtenblut. Haha.

Abel: Vielleicht iſt meine Anweſenheit der gnädigen Frau unbehaglich. Die gnädige Frau ſehn ſo ernſt aus.

Reßmann: Ernſter als ſonſt?

Abel: Ja!

Reßmann: Haben Sie früher Gelegenheit gehabt, ſie zu beobachten?

Julie: Ich ſitze ja zuweilen und ſtarre zum Fenſter hinaus. Da hat Herr Abel vielleicht —

Reßmann: Du ſtarrſt? Du ſtarrſt alſo? Das iſt ſo ein Wort mit doppeltem Boden. Nicht bloß ſehn, ſondern mit einer kleinen Herzkammer drinnen ſehn. (Stark): Aber Du biſt mein — (im gewöhnlichen Tone): Meine junge Frau biſt Du. — (Halblaut zu Abel): Es iſt gewiß am beſten, wenn ich Sie herumführe. Sie kann Ihnen die äußern Bequemlichkeiten nicht ſo gut zeigen. Man muß auf die junge Frau Rückſicht nehmen. Sie verſtehn mich.

Julie (ſetzt ſich auf das niedre Sofa mitten in der Stube, wo ſie vor einer Weile mit Abel zuſammen ſaß.)

Reßmann: Hier haben wir den Vorſaal. Hell und groß. — (Er hat die Thür geöffnet.) Den haben Sie ja geſehn, als Sie kamen. Und hier haben wir alſo die Stube. Warm im Winter und kalt im Sommer, ganz wie's ſein ſoll. Hier iſt Platz zu Freud und Leid, hihi. Edle Architektur! Man ſieht es am beſten, wenn das Mondlicht durch die großen Fenſter hereinfällt. Hier ſitzt meine junge Frau gern, wenn ich abends auf Wache gehe. Aber bevor ich gehe, ſtehn wir beide manchmal im Mondſchein zuſammen. Mondſchein kleidet ſie.

Julie: Das weiß Herr Abel —

Reßmann: Weiß er?

Abel: Ja, das kann ich mir denken.

Reßmann: Und hier iſt die Thür zum Allerheiligſten.

Abel und Julie (wechſeln ſchnell ein Lächeln).

Reßmann: Darf der fremde Herr hinein ſehn, Julie?

Julie: Nein!

Reßmann: Doch! — Bitte, ſehn Sie nur hinein. Jungfräulich — was? Halbjungfräulich — ach ja. Wenn die Mondſcheinlampe angezündet iſt — oh! Sie würden ſich hier bald heimiſch fühlen. (Wirft die Thür ſchnell zu.) So, nun ſchließen wir. (Geht vor und ſetzt ſich neben Julie; leiſe): Sie wünſchen vielleicht nicht, daß ich den Platz an ihrer Seite wärme. (Er ſieht ſie, ſie ihn geſpannt an.) Ja — was könnte ich wohl damit meinen? Haha! Als ob es auf Erden ſo zuginge. Ein alter ehrwürdiger Mann, eine junge hübſche Frau, ein junger Mann, der — die Wohnung beſieht und der Wirtin am liebſten die Miete in natura bezahlen möchte. Haha. Lache auch, Julie! (Sie lachen alle, dann eine kleine Pauſe.) Und doch wird der Unterſchied auf der feinen Wage, die unter dem Himmel hängt, kaum ſo groß ſein. Fühle ich mich nicht auch ſtolz darauf, daß ich eine elende Made bin, da das Große dann ſo feierlich groß gefühlt wird? Oder bin ich Alter mehr hilflos komiſch als Ihr Jungen, wenn wir's von der Bank der Spötter aus betrachten? Oder iſt das Rätſelhafte nicht auch rätſelhaft für mich — ſelbſt wenn ich nicht edel bin? Denn edel bin ich nicht, nicht wahr, Julie? Und fein bin ich nicht. Und das Alter hat mir alle meine Glieder umgedreht, ſo daß ich nur zurück ſehn kann. Und Glück hab ich in der Welt nicht gehabt. Und andre hab ich nicht glücklich gemacht. Und das ſoll ja das allergrößte Glück ſein. Haha. (Raſend, ballt die Fauſt gen Himmel.) Aber er ſoll mir Rechenſchaft geben am Tage des Gerichts. (Kurz darauf): Viele glauben, daß ich gemütlich bin, weil ich ſo viel rede, und daß ich ſchlimmer bin, wenn ich ſchweige. Still, Alter. (Geht weiter.) Und hier ſchließt ein Balkon an. Immer eine

Herrlichkeit für ein Haus. Besonders für die Damen des Hauses. — — — — „Starrst" Du nun, Julie? — Jede Dame will einmal in ihrem Leben einen Balkon haben! Wissen Sie das nicht? Wenn man bloß den Weg daher kommt, so öffnen sie sofort und sagen: Mein Held, mein Held, und wenn auch seine Kniee zittern, so daß er weder zum Helden noch zu sonst was zu brauchen ist.

Abel: Was kostet das Haus?

Reßmann: 100000. Das kann man nicht teuer heißen. Das Haus liegt allein gerade am Fluß. Wenn man will, kann man direkt ins Wasser springen. Und was ist Geld? Rost und Staub. Verzehrt übrigens niemals Gold und Silber. Hahaha! Ich verdiene beim Verkauf selber nicht viel. Denn ehrlich bin ich. Ich hab mich immer innerhalb der zehn Gebote gehalten. Es ist gut, die Tafeln des Gesetzes über sich zu fühlen. Sonst würden unsre besondern Anlagen bis in den Himmel hinein wachsen. Denken Sie! Meine besondern Anlagen! Herrgott! Wollen Sie nicht hinausgehn und die Aussicht betrachten?

Julie: Der Balkon hat einen Riß.

Reßmann: Das macht nichts. (Sieht sie an.) Es ist nicht der Rede wert. Es paßt zu dem antiken Charakter des Balkons. (Geht hinaus.) Sehn Sie, ich kann darauf herumspringen. (Mit fürchterlichem Krachen stürzt der Balkon hinunter. Man hört ihn schreien): Julie! Julie!

Abel (eilt hinzu und sieht nach ihm).

Julie (bleibt still stehn).

Abel (kommt bald darauf herein): Der Kopf ist zerschmettert.

Julie (kniet nieder, hebt die Hand zum Himmel): Dank!

Abel (betrachtet sie — eilt zu ihr und kniet an ihrer Seite): Ja — Julie!

Zweiter Akt.

Jahre sind vergangen.

Dasselbe Zimmer wie damals, aber behaglicher, wohnlicher eingerichtet.

Julie sitzt am Fenster in einem alten großen lederüberzognen Lehnstuhl.

Abel geht im Zimmer auf und ab.

Ein alter Diener kommt mit einem Handkoffer herein. Er geht still und ruhig. Abel zeigt mit der Hand, wo der Koffer stehn soll. Der Diener geht darauf ab.

Abel: Aber Du bist jung. Ich sehe, wie das Blut frisch durch Deine Adern rollt — — und Du willst mir einreden, daß es langsam fließt — Du willst mich glauben machen, Du wärst müde und warm in der Mittagssonne. Wenn ich des Morgens hier sitze und warte und Du dann aus Deinem Zimmer hereintrittst, dann ist's als strömte ein Duft

frischen Heus herein. Und wüßte ich's nicht selber, glaubst Du, daß ich blind bin? Glaubst Du nicht, daß ich's sehe, wie Du ihre Augen anzündest, wenn Du in einen Saal trittst, wo viele Menschen sind? Du gehst wie in einer Allee von kleinen Lichtern, flammenden und aufsprühenden, funkelnden und tiefen, flackernden und einzelnen stillen, die Dir nicht folgen, sondern stehn bleiben.

Julie: Aber Abel, Abel! Du sprichst so gut und so schön zu mir.

Abel: Aber danke mir dadurch, daß Du thust, worum ich Dich bitte. Im Licht sollst Du glänzen — Deine Jugend, Deine Schönheit, Dein schlanker Gang, Deine Stimme, Dein Lächeln — fordert Licht. Was wird sonst aus den Strahlen? Sie dringen in Dich hinein, sie verzehren Dich, sie brennen Dich aus. Ich will Dich plagen. — — (Lächelnd): Bereust Du nicht? Bereust Du's nicht, daß Du mit mir reisen sollst, um die Menschen zu verbessern? Wärest Du nicht lieber heute Abend auf Antonios Fest gegangen?

Julie (lächelt): Nein.

Abel: Sein Siegesfest.

Julie: Ich hasse Antonio.

Abel: Du haßt ihn?

Julie: Er ist mir zuwider. — Ich will lieber zuhause bei Dir sein und mich wohl fühlen als allein ausgehn und mich unwohl fühlen.

Abel (streichelt sie): Allein! Aber wann soll ich Zeit finden? Tag für Tag arbeite ich für andre — und den Sonntag muß ich für mich selber haben, um zu sammeln, um in meiner Seele aufzubauen und aus meiner Seele auszurotten, und, glaub mir, das letzte nicht zum wenigsten. Aber Du! Du bist anders als ich. Meine Arbeit liegt Dir nicht in gleicher Weise am Herzen wie mir.

Julie: O doch, doch!

Abel: Du weißt ja oft nicht einmal, was Du für mich abgeschrieben hast. Haha. Aber meine Arbeit, meine Gedanken sind doch wenigstens nichts Neues für Dich. Das hab ich ja alles mit Dir zusammen gedacht.

Julie: Mit mir?

Abel: Weißt Du es nicht? Hörst Du nicht einmal auf mich, wenn ich hier umhergehe und meine Worte wähle und meine Gedanken füge?

Julie: Doch, das thue ich. Und ich finde Dich reizend.

Abel: Bin ich reizend, wenn ich denke?

Julie: Mein Herz klopft jedesmal, wenn Du vor alle Menschen trittst; und über die ganze Versammlung kommt ein Lächeln, weil Du so schön bist und weil sie fühlen, wie Deine Rede Dir vom Herzen quillt.

Abel: Ja, einiges bleibt gewiß sitzen. — Aber Du sollst tanzen!

Julie: Tanzen?

Abel: Und Dich in Deine Farben kleiden, daß Du das Auge erfreuſt. Du ſollſt lachen. — Du ſollſt reiten. — Champagner ſoll Dein Trank ſein. Du ſollſt Gemüter in Bewegung ſetzen. Du ſollſt ſchöne Worte hören. Es iſt ſo ſchön in der Welt! Und es iſt doch Deine Natur — folge ihr! Ich thue das. Ich thue, wozu ich Luſt habe. Du ſollſt Dich auch über Deine Freiheit freuen und Dich darauf verlaſſen. Julie! Wir geben ein großes Feſt, und dazu laden wir alle unſre Bekannten ein, auch Herrn Antonio!

Julie: Herrn Antonio nicht!

Abel: Weil er geſagt hat, er liebe Dich?

Julie: Ja!

Abel: Gerade deswegen! Nimm den Kampf auf! Ich glaube nicht, daß es zwiſchen Himmel und Erde etwas giebt, worin wir uns begegnen. Aber kann ich deshalb nicht ſeine Kraft bewundern und genießen, ſeine Herrſchergabe, ſein Führergenie, die Entfaltung ſeiner Perſönlichkeit? Und niemals hat er ſeine alte Mutter und ſeine kranke Schweſter vergeſſen.

Julie: Ich habe fünf Mal mit ihm geſprochen, und jedesmal iſt er gerade auf mich zugegangen und hat geflüſtert: ich liebe Sie.

Abel: Ja, iſt das nicht ſelten in unſrer Zeit? — Niemals ein Wort mehr?

Julie: Ich hab ihm verboten, mit mir zu ſprechen.

Abel: Er hat natürlich nicht gehorcht!

Julie: Ein Jahrlang hat er mich nicht angeſprochen.

Abel: Aber das kann man doch auf tauſend Arten thun, mit Blicken, mit Briefen, mit Grüßen. Denk an uns ſelber!

Julie: Ich denke an uns ſelber.

Abel: Man darf ſich nicht als Sklave von dem fühlen, was möglicherweiſe — einmal in Zukunft geſchehn könnte.

Julie: Aber gerade dadurch, daß Menſchen zuſammen ſind, können ſie ja etwas für einander werden.

Abel: Aber ich will nicht, daß der Tag kommt, wo Du mir ſagſt: In mir iſt etwas erſtorben. Weshalb bandeſt Du mich? — Schläfſt Du?

Julie (lächelnd): Nein, ich träume, wie glücklich ich bin.

Abel: Du träumſt?

Julie: Wir ſind ja glücklich.

Abel: Wenn jemand behauptet, das Glück zu haben, dann hat er es nicht. — Du Liebe! (Hält ihre Hand.)

Julie: Mir iſt, als ſtiege ich herunter, wenn ich fern von Dir bin. Denn alles wird mir ſo klein gegen Deine Gedanken. Ich will nicht lachen, wenn Deine Stirn ernſt iſt. Ich will nicht lärmen, wenn Du mild und

leiſe ſprichſt. Ich will mich nicht heiß tanzen, wenn Deine Augen glühen, die Menſchen zu erziehen. Das feine Gewebe, das zwiſchen uns iſt, iſt nicht etwas, was bindet. Es iſt nur unſre Glücksatmoſphäre, in der ich atmen muß. Denn außerhalb kann ich's nicht.

Abel (ergreift ihre Hand): Julie! Julie! Erinnerſt Du Dich — in alten Tagen — die Morgen auf dem Balkon?

Julie: Ich erinnere mich.

Abel: Ja. Das war ſchön! Und wie viel weiter bin ich nicht jetzt gekommen! — Ich meine, in meinen Gedanken.

Julie (wendet ſich um und ſieht ihn aufmerkſam an, ohne daß er es weiter beachtet).

Abel: O, Julie! Wie blind die Menſchen ſind, die glauben, daß vergangne Zeiten größer waren. Dies iſt die Renaiſſance — denn wann, wann fühlten ſich die Menſchen ſo groß, und wann fühlten ſie ſich ſo klein wie jetzt, in unſrer herrlichen Zeit. Wann war ein ſolcher Abſtand zwiſchen den Menſchen, da jede Seele ihren Platz haben will. Nihil a me alienum puto. Ich bin tief innerlich dankbar, daß ich in dieſer Zeit lebe. Es giebt keine Grenzen. Wir nähern uns großen Geheimniſſen. Aber niemals dürfen wir ruhn, niemals ſtille ſtehn. Ruhe iſt Krankheit, Stillſtand iſt Tod für jeden einzelnen Menſchen. Nicht wahr? Verſtehſt Du?

Julie: Aber die Liebe?

Abel (eifrig): Die Liebe in der einen Hand — alles andre in der andern — wähle! Ja! Denn die Liebe hält die Menſchen auf. Sie geht nicht in die Kultur ein. Sie iſt die einzige Naturmacht, die ſich nicht ausbilden läßt. Eine Menſchheit mit Herz, aber ohne Liebe und all ihr Weſen — nach dieſem Ziel ſteuert der Geiſt hier auf Erden — und da gilt es, ſich mit all ſeinen Waffen zu rüſten. — Denn gewinnt die Liebe, ſo wird man verrückt, dumm, blind, ungerecht. Sie gehört dem Dunkel an, ſie ſtiehlt von Intelligenz, von Charakter, von Willen.

Julie (lächelnd): Und ich?

Abel (lächelnd): St! Jedenfalls muß ſie heimlich ſein. Wir wollen uns nicht zu ihr bekennen. Erinnerſt Du Dich, Julie?

Julie: Ja, ich erinnere mich.

Abel: Und Du biſt der Hauptbeweis gegen alle meine Theorien; und ich faſſe nicht, wie ich ohne Dich exiſtieren ſollte.

(Julie iſt aufgeſtanden. Sie ſehen ſich lächelnd an. Dann reichen ſie ſich die Hände.)

Abel: Es iſt ja nicht meine Schuld — zürnſt Du meinen Theorien?

Julie: Nein. Aber ich bewundre Dich, daß Du alles zum Paſſen bringſt.

Abel: Das kommt, glaub ich, daher, daß ich nicht danach ſtrebe, wie die andern zu ſein und nicht verlange, daß die andern wie ich ſein ſollen.

Sieh, das ſtelle ich mir nun als höchſte Lebensweisheit vor, als das höchſte Glücksziel, das wir erreichen können.

Julie: Soll ich Dir beim Packen helfen?

Abel: Danke!

Julie (ſcherzend): Du darfſt nicht bloß Papiere und Bücher mitnehmen.

Abel: Nein, hab keine Sorge. Ich will auch meine feinſten Kleider nehmen! — (Geht auf ſie zu.) Ich komme bald zurück, und dann fahren wir direkt zum Nachtzug. — (Küßt ſie auf die Stirn.) Mein herrlicher Vogel. Flieg aus dem Neſte, und Du wirſt ſehn, Du haſt Flügel.

Julie: Hier iſt es ſo ſchön.

Abel (geht).

Julie (ſetzt ſich wieder in den großen Lehnſtuhl).

Ein Diener (kommt herein. Julie ſieht ſich um. — Er ſagt nichts, aber zeigt ihr lächelnd, daß er den Koffer holen und hinaustragen will. Er geht lautlos).

Julie (ſchraubt die Lampe nieder, die vor ihr ſteht, ſo daß es dunkler wird. — Sie ſtreckt ſich aus und ſchließt die Augen. So ſitzt ſie lange. Man hört in weiter Ferne ein Violoncell. Die Töne ſterben bald hin).

Ein Mann (kommt vom Balkon herein. Er nähert ſich, ohne daß ſie etwas merkt. Endlich hört ſie ihn und wendet ſich um. Er bleibt ſtehn und betrachtet ſie).

Antonio (leiſe): Ich liebe Sie.

Julie (als wenn ſie noch nicht ganz wach wäre): Kamen Sie vom Balkon?

Antonio: Ja.

Julie (fährt plötzlich auf und geht nach der andern Seite der Stube): Was wollen Sie?

Antonio: Ich liebe Sie.

Julie: Was geht das mich an?

Antonio: Aber mich geht es an. Und ich habe mit mir zu thun. Ich liebe Sie. Sie haben mich empor gehoben. Ich trete nicht mehr feſt auf. Ich ſtrauchle und gehe verkehrt. — Ich werde den Tag über oft rot und bleich wie ein Weib, ich, ich, der glaubt, daß eine harte Haut Glück iſt.

Julie (lacht in überſtrömender guter Laune).

Antonio (gleich ernſt): Aber das muß ein Ende haben.

Julie (lacht).

Antonio (wie vorher): Heute ſprach ich im Parlamente Ihren Namen — laut aus. Sie hielten mich für verrückt, und ich glaubte es eine Sekunde lang ſelber, während die (höhnend) Nächſtgrößten der Partei ſchnell auf mich hinblickten.

Julie (lacht).

Antonio: Aber ich habe mir herausgeholfen.

Julie (lachend): Wie haben Sie sich geholfen?
Antonio: Ich sagte etwas von Shakespeares Julie.
Julie (lacht zunächst, dann): Aber Ihre große Gesellschaft.
Antonio: Ja!
Julie: Und Sie sind gegangen?
Antonio: Als die Gäste einer nach dem andern kamen, und keiner Sie war — da ging ich. Da ging ich hieher.
Julie: Aber Sie wußten doch, daß wir nicht kommen würden.
Antonio: Das wußte ich.
Julie: Aber die Gäste?
Antonio: Reisen Sie mit mir heute Abend!
Julie: Ich — mit Ihnen reisen?
Antonio: Mit dem Nachtzug.
Julie: Aber die Gäste? — Ihre Stellung, Ihr Einfluß. — Der Sieg, den Sie eben errungen haben, Ihr Ansehn im Lande. —
Antonio (geht zu ihr; leise): Mit dem Nachtzuge. In zwei Stunden.
Julie (fährt zurück): Sie sind roh.
Antonio: Ist meine Sehnsucht nach Ihrem Leibe roh, dann bin ich roh, denn ich habe Sehnsucht. Ist es roh, daß mein Gemüt Tag und Nacht und immer krank ist, da ich Sie liebe, dann bin ich roh, denn ich liebe Sie. — (Schreit): Liebe Sie. Liebe. Liebe. Folgen Sie mir, und wir wollen weit weg wohnen, so lange Sie wollen, und jeden Morgen an einem andern Orte aufwachen. Und wir werden heimkommen und die Nacht steigen, unsre Hände stärker werden sehn. Wir werden Nacken beugen und Willen brechen und Meinungen zusammensegen, daß sie uns nachfolgen. Es giebt auch Märchen ohne Prinzen — ein lebendes Märchen ist's, so viel zu wollen, daß man nicht zu wünschen braucht.
Julie: Märchen — Märchen!
Antonio: Ihre Augen sagten ja.
Julie (schlägt die Hände vor die Augen).
Antonio (ruft): Sehn Sie! (Geht zu ihr; ganz leise und mild): Alles kann vergessen werden.
Julie: Ich bin glücklich.
Antonio: Glücklich! Glücklich! Dieses widerwärtige Wort! Giebt es nicht Tod, Krankheit, Leiden, Gemeinheit, Feigheit, Unordnung, Erbärmlichkeit, Ungerechtigkeit, Sinnlosigkeit? Wie kann es da Glück geben? Glück! Aber was hilft es mir, wenn die Leute einmal sagen werden: Ich erinnre mich aus meiner Kinderzeit, er kam in das Haus meiner Eltern. Dann ist es zu spät. Jetzt gilt es.

Julie: Alles kann wohl nicht vergessen werden.

Antonio: Das einzige Bleibende ist die Trauer, daß alles vergessen werden kann. Und die Trauer kann man auch los werden, wenn man sich beeilt.

Julie (schüttelt den Kopf): Ach nein — nein!

Antonio (stark): Haben Sie andres gesehn?

Julie: Aber Sie selber. — Sie, der Sie Ihr ganzes Lebenlang gegen Ihre Mutter und Schwester so gut, so zärtlich gewesen sind — glauben Sie, daß Sie vergessen könnten?

Antonio: Ich habe sie vergessen. Ich dachte an sie, als es ihnen schlecht ging. Nun hab ich sie — glücklich gemacht. Nun sitzen sie still mit einem Dukaten in der Hand.

Julie (ausbrechend): Sollte ich vergessen können —

Antonio (unterbrechend): Ja. Haben Sie nicht Ihre Mutter, Ihren Vater, Ihr Kind vergessen?

Julie: Julie!

Antonio: Welche Rolle spielt Julie jetzt in Ihrem Leben? Was hat das kleine Kind, das vor vielen Jahren starb, jetzt mit Ihrem Leben zu thun? — Solche Erinnerungen sind bloß Parfums, die einschläfern.

Julie: Aber wenn er stürbe — wenn Abel stürbe.

Antonio: Dann wäre er tot. Und Sie würden mehr trauern als wenn ich stürbe. Lassen Sie ihn daher nur leben.

Julie (laut): Wie können Sie wagen — Sie, den ich nicht liebe.

Antonio (langsam): Nun kann ich ja nicht mehr innehalten.

Julie (schreit): Ich will nicht.

Antonio: Sie sollen.

Julie: Ich will nicht.

Antonio (sieht sie lange an, sagt dann langsam, wie zu sich selbst): Liebe ich sie denn nicht mehr?

Julie (bange): Was?

Antonio (atmet schwer, als erwache er und sagt still): Für mich sind Sie das Einzige. — Ohne Sie lebe ich nicht.

Julie: Ich fürchte mich.

Antonio: Ja.

(Julie will fliehen. Er ergreift sie.)

Julie (schreit verwirrt): Ich bin glücklich — glücklich — glücklich. — Ja, ich sehe Ihre Augen. — Wie können Sie — diesen glücklichen Frieden — diese feine Stille — die fühlen Sie niemals mit Ihrem starken Arme, der so fest hält — so fest. — Mir ist, als ob in meinem Kopfe Balken zusammenbrächen — sie stürzen. — Hab ich nicht viele Jahre im Glück

und glücklich gelebt? Es giebt etwas, was Glück heißt. Mann! Mann! Der Bart ſticht mich ins Auge. Aber es iſt nicht mit meinem Willen — es iſt nicht — es iſt nicht.

(Antonio, der, während ſie ſpricht, ſtill geſtanden und ſie ruhig feſtgehalten hat, küßt ſie jetzt. Dann Pauſe, während ſie ſich ins Auge ſtarren.)

Julie (zeigt und ſagt leiſe): Kamen Sie daher?

Antonio: Ja.

Julie: Wie? Weshalb kamen Sie den Weg?

Antonio: Weil Sie Ihren Dienern befohlen hatten, mich nicht vorzulaſſen.

Julie: Aber mein Mann?

Antonio: Er iſt abgereiſt. Ich wußte, daß er reiſen ſollte.

Julie (ganz leiſe): Lieben Sie mich?

Antonio (läßt ſie einen Augenblick los): Julie! Es giebt Thaten ſo groß und Menſchen ſo ſtark, daß ich weine — aber das ſind Thränen des Ehrgeizes. Julie! Julie! Ich habe viel erreicht, und ſie rufen meinen Namen, und ſie beugen ſich. Aber ich will weiter — höher. Und wenn die Gedanken am Tage über mich kommen, dann verjage ich ſie, bis es Nacht wird — ich fürchte, daß jemand ſie ſehn ſollte — — — und wenn es Nacht wird, dann fürchte ich mich, mit ihnen allein zu ſein, und ich verberge ſie, bis es hell wird. Julie. Alles kann ich vergeſſen, alles kann ich ausreißen. Alles vergeſſe ich, alles reiße ich aus, denn ich liebe Dich.

Julie: Aber lieber, lieber — ich bitte ſo innig.

Antonio: Und ich liebe Dich. Liebe Dich, ſodaß ich vergeſſe, daß Du hier im Zimmer biſt, liebe, ſodaß ich vergeſſe, wie herrlich Du biſt, und nicht fühle, wie Du mich anblickſt — und nicht ſehe, wie der Saal groß und hell iſt — ich, der hier im Dunkel ſtand. (Wirft ſich nieder und küßt ihre Hand.)

Julie: Er kann kommen.

Antonio: Jetzt thut es nichts! (Steht auf.)

Abel (kommt).

Antonio (ſieht ſchnell auf Julie).

Julie: Daß Du gerade jetzt kommen mußteſt. (Macht eine kleine Pauſe und ſieht die Herren an.) Du hätteſt die ganze Zeit vorher kommen können, aber gerade jetzt, wo Herr Antonio meine Hand küßt, zeigſt Du Dich. Du biſt auch nicht überraſcht.

Abel (lebhaft und freundlich): Ich bin nicht überraſcht, daß Herr Antonio meiner hübſchen Frau die Hand zu küſſen wünſcht.

Julie: Und Du fragſt nicht, weshalb Herr Antonio gekommen iſt?

Abel: Ich glaubte, Herr Antonio gäbe heute abend ſein großes Feſt, wozu er ſo liebenswürdig war, uns einzuladen —

Antonio: Ja.

Abel: Inſoweit bin ich erſtaunt.

Antonio: Die Geſellſchaft iſt abgeſagt.

Julie: Aber Herr Antonio ſagt das auch in einem Tone, der verſtehn läßt, daß die Abſage ſehr gegen ſeinen Willen erfolgt iſt.

Antonio: Ich habe eine ſehr wichtige Sitzung im Parlament, und meine Schweſter iſt erkrankt, und —

Julie: Mehr als ein Grund iſt verdächtig. Aber ſonſt biſt Du nicht verwundert, Herrn Antonio in unſerm Hauſe zu ſehn?

Abel: Es freut mich.

Julie: Ich verlor geſtern im Theater meine ſchwarzen Perlen — meinen liebſten Schmuck, und das hab ich nicht geſagt, weil Du ſie mir gegeben haſt. — Und die Perlen hatte Herr Antonio gefunden.

Antonio: Ja. (Sucht eifrig in der Taſche.)

Julie (lächelnd): Und hat ſie mir gebracht. (Zeigt auf ihren Hals.)

Antonio: Ja.

Abel: Das iſt ſehr freundlich von Ihnen.

Julie: Aber erſt heute abend entdeckte Herr Antonio, wem die prächtigen Perlen gehörten. — Du biſt ſo unruhig.

Abel (lächelnd): Ich fürchte, daß wir den Zug verpaſſen. (Zu Antonio): Ich ſoll morgen meinen zweiten großen Vortrag halten.

Antonio (noch etwas verdroſſen): Ich meinte, es wäre heute.

Julie: Du dankſt Herrn Antonio nicht, daß er hierher gekommen? — Und was willſt Du ihm als Finderlohn geben?

Abel (lächelnd): Als Finderlohn? Will Herr Antonio ein Glas Champagner trinken, da es einmal nichts aus dem Feſte wird?

Julie: Ja! Du ſagteſt vorhin, ich ſollte Champagner trinken. — — Sie wollen, Herr Antonio. Nicht wahr?

Ein Diener (kommt): Es iſt angeſpannt.

(Abel giebt dem Diener eine Ordre. Der Diener geht ſtill ab. Sie ſetzen ſich.)

Abel: Wir dienen unſern Mitmenſchen auf verſchiedne Art, Herr Antonio.

Antonio: Dienen?

Abel: Nun ja! Dienen iſt vielleicht nicht richtig. — Im Grunde genommen entwickeln wir uns ja nur ſelber, genießen in Freiheit das, was wir am heftigſten begehren, genießen es, in unſrer ſchönen Zeit zu leben. In uns beiden liegt etwas Aktives, das wir befriedigen

müſſen (mit einem Lächeln zu Antonio), ſelbſt wenn es auch gleichzeitig unſern Mitmenſchen zugute kommen ſollte.

(Der Diener iſt mit dem Champagner gekommen.)

Abel: Es iſt mir lieb, Herr Antonio, Sie — einen ſo berühmten Mann, in unſerm Hauſe zu ſehn. Und es freut mich noch mehr, die Freude zu ſehn, die Ihr Beſuch meiner jungen Frau gebracht hat. (Sie trinken. Halblaut zu Julie): Du ſiehſt ſtolz und frei und fröhlich aus, und Du ſprichſt ſo laut und munter!

Der Diener (kommt wieder): Der Wagen iſt da.

Abel: Hol meine Mappe aus meinem Schlafzimmer.

(Der Diener geht in Abels Schlafzimmer.)

Abel: Aber Du haſt Dich nicht umgekleidet. Und vielleicht auch nicht gepackt. — Ja, dann muß ich allein reiſen. Übermorgen früh komm ich alſo zurück. Leb wohl. Entſchuldigen Sie, Herr Antonio. Nein, bleiben Sie nur ſitzen. Es wird meine Frau freuen. Trink auf mein Wohl, Julie — denn von mir haſt Du die Perlen bekommen. Ich bin die ganze Zeit dafür geweſen, daß Du heut Abend die Geſellſchaft des Herrn Antonio genießen ſollteſt, und ich ſchlug Champagner als Finderlohn vor. Adieu. (Er grüßt freundlich und geht, vom Diener gefolgt, ab.)

(Sie ſtehen eine Zeitlang da.)

Antonio (ſieht erſt auf die Thür, durch die Abel gegangen iſt, dann auf Julie; kurz darauf ſagt er): Hält er uns für Greiſe oder Kinder?

(Kleine Pauſe.)

Julie (ſtill, zerſtreut): Weshalb ſollte er uns mißtrauen?

Antonio: Weshalb ſollte er uns glauben?

Julie (lacht plötzlich und unwillkürlich).

Antonio: Ja! Bin ich nicht ein Mann? — Biſt Du nicht ſchön und — liebſt mich?

Julie (ohne Antonio anzuſehn): Sie würden niemals von mir gehn — und mich mit einem Fremden allein laſſen?

Antonio: Nein! (Geht auf ſie zu.)

Julie: Ja, Sie ſind ein Mann!

Antonio (umarmt ſie ſtürmiſch): Iſt er keiner?

Julie (antwortet nicht).

Antonio (lacht): Iſt er keiner?

Dritter Akt.

Es iſt dunkel. Auf dem Tiſche Champagner, Früchte und hohe Pokale.

Abel kommt leiſe mit einem Handleuchter herein. Man ſieht ſein freundliches ernſtes Geſicht. Er blickt auf den Tiſch, nickt und lächelt.

Er geht an Juliens Thür, wo er einen Augenblick lauſcht; dann geht er quer über die Bühne nach ſeiner eignen Thür.

Plötzlich bleibt er stehn, hält den Leuchter über den Kopf und sieht sich in der Stube um. Nein, es war nichts — er will weiter gehn, geht aber doch wieder nach Juliens Thür. Er stößt an einen Stuhl, steht und horcht, ob etwa auf Grund des Lärms, den der Stuhl gemacht, etwas geschehen sollte.

Plötzlich stürzt er vor, bleibt ebenso plötzlich stehn. Die Hände läßt er schlaff sinken. Hilflos schüttelt er ein paar Mal den Kopf.

Dann schnell hinaus auf den Balkon, in dessen Nähe er gekommen ist.

Antonio (kommt kurz darauf aus der Thür im Hintergrunde. Er ist nicht völlig angekleidet. Er hat einen Kandelaber in der Hand und sieht sich flüchtig um). Nein, Du hast Dich geirrt — es ist niemand dagewesen. (Geht wieder hinein.)

Abel (s Gesicht war zwischen den Portièren des Balkons zu sehn. Nun kommt er bleich und schwankend herein. Als er vor dem großen Lehnstuhle im Vordergrunde steht, setzt er sich. Den Nachtleuchter stellt er vor sich auf die Diele. Er sitzt gebeugt. Kraftlos schlägt er sich einige Mal aufs Knie): Ach nein! Ach nein! Ach nein!

(Die Thür geht auf und **Antonio** kommt herein. Er wendet sich in der Thür um, bleibt stehn und sieht hinein.)

Julie (aus dem Zimmer): Was giebt es?

Antonio: Nein, bleib so stehn. Den Arm hoch erhoben. Bleib stehn. Alles ist neu an Dir. Ja lächle nur! Alle die andern sind eine. Du bist tausend.

Abel (lauscht und lauscht).

(**Antonio** geht an den Tisch, setzt den Kandelaber weg. Halbdunkel. Er nimmt eine Flasche Champagner.)

(**Abel** denkt an etwas, was ihm plötzlich einfällt. Lautlos schließt er einen Kasten auf, der auf einem Tischchen vor ihm steht. Er nimmt ein Pistol heraus; sieht nach, ob es geladen ist. Es ist geladen. Er wendet sich im Stuhl, um besser aufspringen zu können. Pause.)

Julie (aus dem Zimmer): Denk, wenn er es gewesen wäre.

Antonio (ruhig lächelnd): Ja.

Julie: Aber er kommt nicht.

Antonio: Nein! — (Kurz darauf): Mit einem Pistol in der Hand?

Julie (kommt in die Thüröffnung): Schieß zuerst!

Abel (fährt zusammen und legt das Pistol leise weg).

Antonio (umarmt Julie stürmisch): Liebst Du mich?

Julie: Ja, ja, ja, ja, ja!

(**Abel** lächelt, stellt sich dann als ob er schlafe, als ob er träume; er fährt auf und stellt sich wieder schlafend, atmet regelmäßig wie ein Schlafender.

Auf Antonio und Julie fällt jetzt Licht vom Kandelaber. Vor Abel leuchtet auf der Diele der kleine Handleuchter. **Antonio** setzt sich an den Tisch. **Julie** setzt sich auf seinen Schoß. Antonio hebt sein Glas hoch, sie auch. Sie trinken und sehn sich lange an.)

Antonio: Wie gelb Deine Bruſt leuchtet. Sie leuchtet aus all dem Halbdunkel um uns hervor. (Plötzlich): Du ſiehſt aus wie Rembrandts Weib. (Küßt ſie auf die Bruſt).

Julie: Wie ſehe ich aus?

Antonio: Auf alle Augenblicke des Lebens! (Sie trinken und ſehn ſich an.)

Julie: Geliebter. Es giebt einen Prinzen in allen Märchen. (Zieht einen Fliederzweig hervor, den ſie in ihrem Zeug trägt.) Schreib mir auf die Bruſt, daß Du mich liebſt.

Antonio: Womit?

Julie: Damit.

Antonio: Nein, damit kann ich nicht ſchreiben.

Julie: Doch, Du kannſt es.

Antonio: Nein.

Julie: Willſt Du nicht?

Antonio: Nein.

Julie (lächelnd): Muß einer Herr ſein?

Antonio: Ja, einer muß Herr ſein.

Julie: Du biſt ernſt, wenn andre lächeln — und Du lächelſt, wenn andre ernſt ſind. (Lächelnd): Ob es Dir wohl deshalb ſo leicht fällt, über die Menſchen zu herrſchen?

Antonio (lachend): In Dir iſt kein Umweg. Du fragſt nach dem, was Du wiſſen willſt. (Küßt ſie.) Alles? Alles?

Julie: Ja — alles!

Antonio: Alles, ſo daß das Hirn erbebt. — Deinen ganzen Leib?

Julie: Ja, ja. Du giebſt mir ja den Deinen.

Antonio: Was ſagſt Du?

Julie (ruhig): Du umfaßt mein Herz ſo feſt, daß es nie mehr ſchlafen kann.

Antonio: Und Deine Erinnerungen?

Julie: Ich hab ſie verborgen und ziehe ſie nie wieder hervor, ſo lange Du ſtarrſt — (küßt ihn) wie ein Panther mir ins Auge ſtarrſt.

(Pauſe.)

(Abel hat während der letzten Repliken das Piſtol genommen, hält es einen Augenblick vor die Stirn, ſchüttelt den Kopf und lächelt. Er ſteht ganz ruhig auf; hält das Piſtol in der Hand.

Julie fährt auf. Antonio erhebt ſich ſteif und ſtarrt auf das Piſtol.)

Abel: Wir mußten mit Extrazug zurückfahren. Der Bahnkörper hatte ſich geſenkt. (Sie ſehn ihn an; dann ſagt er): Niemand nahm Schaden.

Julie: Was — hat — das — damit zu thun?

Abel: Ich meine, ich kam nicht, um zu horchen.

Julie (rasend): Was hat das damit zu thun? (Zeigt.) Er und ich!

(Antonio, der neben Abel getreten ist, greift hastig nach dem Pistol, bekommt es aber nicht zu fassen.)

Abel: Ach so, das! (Legt es lächelnd weit weg. Dann sagt er laut und ernst): Weder der Knall noch Blut kann mir helfen, denn ich fühle, daß es größern Kummer giebt. (Sie sehn sich an. Endlich bricht er das Schweigen.) Ja, so fühle ich. — Und ich meine, jedes Menschen Seele ist wie eine Insel, und jede Brücke ist dem Sturze nah und es ist eine Freude, seine Insel anzubauen. Der Sturm und die Sterne und die Ewigkeit bringen mich zum Denken und ich fühle mit, aber kommen die Seelen zweier Menschen zusammen, dann muß die eine auf die andre warten, und zuweilen muß auch die andre warten und sie bleiben stehn und kommen nicht weiter. Aber wenn die Leiber zweier Menschen zusammenkommen, dann ist gleichsam das Heilige verschlossen und der Schlüssel weggeworfen. So meine ich. Und ich handle danach. Weshalb sollte ich mich anders geben, als ich fühle?

Julie (sieht ihn an und lacht plötzlich).

Abel (mild): Du lachst?

Julie: Ja, ich lache. (Lacht stärker.)

Abel: Weshalb?

Julie: Und Du fragst: weshalb? Du, der Du nur alle Seelen der Welt lieben kannst. Aber kein Weib! Nicht mich!

Antonio (stark und streng): Julie!

Julie (wendet sich blitzschnell gegen Antonio): Hast Du mit den Geistern Mitleid? Ergreifst Du für ihn Partei? Gehst Du über — dann geh! geh, geh, geh!

Antonio (schwächer): Julie!

Julie: Geh, geh, geh!

Antonio (liebevoll): Willst Du, daß ich gehe?

(Julie antwortet nicht. Antonio und Julie sehn einander an, sehn dann zur Seite.)

Abel (sagt mild ironisch zu Antonio): Einer soll Herr sein! (Geht nach dem Balkon, bleibt stehn, bedenkt sich, wendet sich zu Antonio): Sie kamen doch nicht vom Balkon?

Antonio: Ja.

Abel (mit einem schwachen Lächeln, wie von einer Erinnerung): Thaten Sie das! (Er zieht die Portière weg. Man sieht es hell werden. Er kommt schnell zu den andern zurück, stark): Erinnerst Du Dich an den Morgen, wo wir niederknieten und dankten, weil wir unsern Herzenswunsch erreicht hatten? Nun haben wir ja auch erreicht, was wir wünschten, Du und er und

ich. (Kurz darauf, als niemand antwortet): Aber vielleicht fühlen wir uns nicht so dankbar, wenn wir alles erlangt haben, was wir wollen —

(Ein Windstoß schlägt die Balkonthür auf. Die Sonne bricht durch. Die Lichter flackern.)

Abel (geht nach dem Balkon, bleibt stehn): Sieh, die Sonne geht auf. Ich will still ihrer Spur folgen. (Ab, auf den Balkon.)

(Antonio und Julie stehn da, lauschen und starren nach dem Balkon. Pause.)

Julie (ergreift Antonios Hand, flüsternd): Hast Du die Liebe aus Deinem Leibe herauscivilisiert?

Antonio (starrt immer noch Abel nach; ohne sich umzukehren, faßt er in ihr Haar, daß sie unwillkürlich den Kopf heben muß): Nein!

Abel (kommt rasch zurück, nach der Ausgangsthür. Wendet sich um. Sagt still): Was ist dieser Kummer dagegen, daß ich einmal sterben soll. (Geht.)

Antonio (setzt sich, die Wange auf die Hand gestützt).

Julie (sieht leicht lächelnd nach der Thür, sieht dann auf Antonio und flüstert endlich): Geliebter!

Hans.

Von Edna Fern.

(St. Louis.)

Wenn Hans seinen Kopf in die Höhe warf, mit den großen, runden, von langen Wimpern umrahmten Augen schläfrig blinzelte und die starken Glieder dehnte und reckte, dann stand Katharina in stiller Bewunderung vor ihm. Sie rieb ihre Wange an der zarten, seidenweichen Haut seines Halses, kraulte ihm in dem zottigen Stirnhaar, und mit beiden Händen seine mächtigen Hörner fassend, blies sie ihm neckisch in die aufgeblähten Nasenlöcher, bis Hans mit seiner langen Zunge die größten Anstrengungen machte, sie durchs Gesicht zu lecken. Dann gab sie ihm lachend einen Nasenstüber, klatschte noch einmal kräftig in die weichen Flanken und schüttete mit raschem Schwung sein Futter in die reingescheuerte Krippe. — Hans war eigentlich noch der Einzige, den Katharina Heilig anlachte. Und wie sie jetzt weiterschreitet, die Krippe entlang, an der die blanken, stattlichen Kühe stehen und sie mit leisem, dankbarem Muh begrüßen, da lagert der gewöhnliche zornige Ernst wieder auf dem braunen Gesicht, aus dem die schwarzen Augen wild und traurig zugleich unter den zusammengewachsenen Brauen hervorsehen.

„Donnerwetter, iſt das aber eine kräftige Perſon!“ ſagt der neue Verwalter, der eben mit dem Gutsherrn eintritt, um den hohen Kuhſtall mit ſeinen gewölbten Gängen und reinlichen Wegen zu bewundern.

„Pü!“ macht das wilde fünfzehnjährige Gutstöchterchen, das natürlich mitgelaufen iſt, denn der Kuhſtall iſt ihr viel intereſſanter, als Mutters Strickſtrumpf; ſie guckt den neuen Verwalter, Herrn König, der an ſeinen langen Beinen ſo fein gewichſte Stulpenſtiefel trägt und ſo „eeklige“ blaßblaue Augen in dem langgezogenen Geſichte hat, verächtlich über die Achſel an: „Das iſt keine Perſon,“ ſagt ſie ſchnippiſch, „das iſt die heilige Katharine!“ —

Katharina Heilig kümmert ſich um die ganze Geſellſchaft nicht. Sie geht ruhig ihrer Wege durch die langen Gänge, die ſtraffen Glieder in dem kurzen, kaum bis an die Kniee reichenden Kattunrock, über den ſie zum Schutz einen alten Sack gebunden hat, rüſtig bewegend. Der Hitze wegen hat ſie alles Überflüſſige abgeworfen und ſteht nun da, den Oberkörper bloß mit dem groben Linnenhemd bekleidet, aus dem die nackten, gebräunten Arme, der ſchöne Hals und die kräftige Bruſt matt hervorſchimmern. Deſto unruhiger iſt der Hans. Er reibt den ſchlanken Rücken an dem Gitter ſeines abgeteilten Stalles, er ſenkt die breit geſchwungenen Hörner, die ſonſt ſanft ſchläfrigen Augen blitzen zornig zu dem fremden Mann hinüber, der, ſeiner nicht achtend, mit den Augen ſtetig die majeſtätiſche Geſtalt der heiligen Katharina verfolgt. Lächelnd ſieht der Herr das zornige Tier an und ſagt ſtolz: „Sehen Sie, König, der Hans da kommt aufs Canſtatter Volksfeſt und ſoll ſich den erſten Preis holen — iſt's nicht ein Prachttier?“ —

Da ſteht Katharina neben dem Hans und ſtreichelt ſein wunderglattes, ſtahlgraues Fell, und das böſe Grölen des Stieres verwandelt ſich bald in ein behagliches Gemurr.

„Da gehe ich mit, Herr,“ ſagt das Mädchen mit ſeiner tiefen, rauhen Stimme.

„Na ja,“ entgegnet der Herr, „der Schweizer kann Dich mitnehmen.“

„Mitnehmen? Mich? — Der?“ lacht Katharina.

„Na, na, ich kann doch kein Frauensmenſch mit meinem Stier zum Preis ausſchicken! Ein Mannsbild muß mit.“

„Herr — der Schweizer liegt dahinten auf dem Stroh und ſchläft — das verſoffene Vieh! — Ich bin der Kuhknecht, Herr.“

„Ruhig, Kathrin,“ ſagt der Herr ernſt, „ich weiß ja, daß Du die Arbeit thuſt. Aber Deinetwegen muß ich doch den Schweizer behalten, nicht wahr?“ —

Da fliegt ein grimmiger Zug über Katharinens dunkles Geſicht. Sie

zuckt die vollen Schultern aus dem Linnenhemd, stemmt die Arme auf die Hüften und tritt fest mit dem Fuß auf.

„So viel für den!“ sagt sie verächtlich und spuckt kräftig nach der Richtung hin, wo der sogenannte Schweizer seinen Sonntagsrausch ausschläft.

Als die Herren aus der andern Thür des Kuhstalles ins Freie treten, hören sie hinter sich das laute Klatschen einer Peitsche, dem ein jammerndes Geheul, begleitet von dem tiefen Gebrumm des Herrschers des Stalles, Hans, folgt.

„Die heilige Kathi weckt ihren Schweizer,“ lacht der Herr.

Gleich darauf hinkt eine verschlafene Gestalt aus dem Stall; ein schmächtiger Kerl mit einem schiefen Bein und einem Gesichtsausdruck, wie ein verschlagener, heimtückischer Hund.

„Papa,“ flüstert die kleine Mizi und schmiegt sich an ihn, „jag' doch den Schweizer weg — den schlechten Menschen. Und die Katharina will ihn auch nicht.“

„Das verstehst Du nicht, Maus. Es ist merkwürdig,“ fügt er leise hinzu, „wie sich dieses Mädchen an den Kerl hat hängen können.“

Der Verwalter lächelt und dreht das helle Schnurrbärtchen unter der vorspringenden Nase. Stirn, Nase, Kinn, alles ist gewölbt und giebt seinem Gesicht jene dummlige Hammelphysiognomie. In seiner Praxis als Gutsverwalter, die er besonders auf das weibliche Dienstpersonal angewandt hatte, war ihm schon mancherlei Merkwürdiges vorgekommen, noch nie aber ein solches Prachtweib wie diese heilige Katharina.

„Aber das Mädchen hat mit ihren fünfundzwanzig Jahren schon eine böse Vergangenheit hinter sich,“ fährt der Herr nachdenklich fort, „und die Burschen im Dorf fürchten sich jetzt vor ihr. Man sagt — Maus spring voran“ —

„Papa,“ sagt Mizi schmollend, „ich weiß es ja doch — und gethan hat sie's ganz gewiß nicht.“ Dabei wirft sie dem Verwalter einen bitterbösen Blick zu, als sei er schuld an der ganzen Geschichte, und läuft davon.

„Sie sagen, sie wäre eine Kindsmörderin, hätte ihr eigen Kind umgebracht. Ich weiß es nicht; jedenfalls war das Kind tot gleich nach der Geburt. Ein recht liederliches Frauenzimmer war die Kathi, hat mit diesem und jenem zu thun gehabt. Doch jetzt sind die Burschen bange vor ihrer Wildheit, nennen sie auch nur die heilige Katharina, wenn sie's nicht hört. Just, als wenn sie verfehmt wäre, will keiner mehr etwas von ihr wissen, obgleich sie ja eigentlich prächtig zum angucken ist und auch recht gut und sanft sein kann. Und so ist sie an dem Lump, dem Schweizer, hängen geblieben. Das Mädchen ist mir ein Rätsel. Dabei arbeitet sie besser wie ein Mann; aber sie lacht nur mit dem Vieh, dem Hans, sonst nie ein Laut.“

Es war kurz vor dem Cannſtatter Volksfeſt, wo der Haus, der weit und breit berühmte ſchönſte Stier, ſich von dem König des Landes vor verſammeltem Volke den erſten Preis holen ſollte. — Es war Abend. Draußen ſank das deutſche Dämmerlicht langſam über das nun feiernde Dorf. Die großen Linden im Hof dufteten betäubend, und die wilden Akazien ſchütteten ſchlafend ihren ſüßen Blütenſchnee auf die feuchte Erde. Katharina ſtand an der Stallthür und ſog das Dämmerlicht und den Blütenduft in ſich ein. Sie hat die kuhſtallduftende Sackſchürze abgeworfen, hat ſich am Brunnentrog von der ſchmutzigen Arbeit gereinigt, und lehnt nun, die nackten Füße übereinander gekreuzt, in kurzem Röckchen und friſchem Hemde am Thürpfoſten, langſam die über den nackten Hals herabhängenden ſchwarzen Zöpfe flechtend. Eben erſt hat ſie eine lange Unterredung mit dem Hans gehabt, deſſen Stand ſich dicht neben dieſer kleinen Seitenthür befindet. Sie hat auf der Krippe geſeſſen und den Hans geſtreichelt und geſchmeichelt, ihre Zöpfe um ſeine Hörner gewickelt und ihm drollige Schmeichelworte ins Ohr geflüſtert, wie einem Kinde. War denn dieſes Tier auch nicht ihr ein und alles, was ſie noch beſaß? — Schon damals, als er von der Mutter genommen wurde, weil die Menſchen die Muttermilch für ſich verlangten — grad hatte der Herr ſie in den Kuhſtall genommen, weil da einer fehlte, und ſie nicht mehr mit den andern zuſammenarbeiten konnte bei der Mahd, wegen der ewigen Stichelreden und ihrer Wildheit — da hatte das graue Kälbchen mit der weißen Bruſt und den weißen Füßen an ihrem Finger ſaugend, den ſie in die Schüſſel hielt, das Trinken gelernt, und als es ein kleines Öchschen wurde mit zottiger Stirn und klugen Augen, da lief es ihr nach auf Schritt und Tritt. Nun war es ein großer, ſtarker Stier geworden, recht böſe manchmal, aber gegen ſie immer ſanft, denn er hatte ſie lieb. Was hatte ſie auch ſonſt in der Welt, ſie, die ehemalige Bauerntochter, deren Vater alles vergantet und vertrunken hatte, bis er eines Tages ſeine vollen Scheuern in Brand geſteckt — damit die Gläubiger doch wenigſtens das nicht in die gierigen Finger kriegten — und ſich unterm Dachfirſt aufgehängt hatte. Da mußten ſie vom Hof, und die Mutter, die ewig keifende Mutter, ins Dorf ins Altenſpittel. Die kam nur zu ihr, wenn ſie ſchimpfen wollte. Jetzt nie mehr; ſie war tot. Damals aber hatte ſie wohl Grund zum ſchimpfen gehabt. Als die hübſche Kathi zuerſt auf das Gut zu dienen kam, da war ſie gar viel leichtfertig geweſen. Alle die Hofknechte und Burſchen im Dorf liefen ihr nach, und mit einem Wink der Augen hatte ſie jeden am Finger. Damals hat's viel böſes Blut, viel Raufereien gegeben ihretwegen; viel Ermahnungen hat's gegeben von der Herrſchaft, aber geholfen hat's nicht viel. Immer luſtig drauf los getanzt und getollt und geküßt — bis der eine kam, der größer und ſtärker

war als ſie alle, der ſelbſt ſie, die ſtarke Kathi, mit einem Biegen ſeiner Hand in die Knie zwingen konnte. Ah, wie ſie den ſtolzen Burſchen, der Großknecht war auf dem Gut, geliebt hat! Ihr wildes, leidenſchaftliches Herz flog ihm zu — ungerufen. Wo andere bettelten um einen Kuß, den ſie verweigerte, da reichte ſie ihm den roten Mund freiwillig zu unzähligen. Ihr heißes Blut begehrte nach ihm, und ſie gab ſich ihm willenlos. Da mußte er fort zu den Übungen, denn der ſchöne, ſtramme Menſch war natürlich Soldat. Sie weinte und raſte wie eine Tolle und geſtand ihm ſchließlich, daß ſie Mutter werde. Da hatte er grimmig geflucht, hatte ſie von ſich geſtoßen, und — nie hat ſie ihn wiedergeſehen. — Sie ſoll es der Herrſchaft, hatten die andern Mädchen mit höhniſchem Mitleid gemeint, ſoll es der Frau eingeſtehen, vielleicht thun die etwas, das ihn zwingt. — Da hatte die Kathi ſich aufgerichtet, totenblaß, die ſchwarzen Augenbrauen lagen wie ein Balken über den finſtern Augen: „Zwingt!“ hatte ſie geſchrien — „kannſt einen Menſchen zwingen, daß er dich lieb hat!“ —

Und eines Tages, noch ehe die Herrſchaft ihr ein Wort geſagt hatte, war ſie auf und davon. Bei einem alten, als Hexe verſchrienen Weib im Dorf, deren Hütte man in einem großen Bogen umkreiſte, und der Kathi ihre paar zur Hochzeit geſparten Kreuzer gleichgültig hingab, da gebar ſie ihr Kind — das ein paar Augenblicke nach der Geburt ſchon eine Leiche war. — Katharine, die vier Jahr ältere Katharine, die da am Thürpfoſten lehnt, ballt krampfhaft die Hände: war's nicht beſſer ſo, als wenn's bei der Engelmacherin elendig krepiert wäre? — „Die Kindesmörderin!“ ſagten die Leute. Aber ſeitdem die Kathi einen der frechen Burſchen mit der Peitſche gezeichnet hatte, war das Wort verpönt, und ſie hießen ſie nur noch die „heilige Katharine“. Warum wohl ihre Eltern nicht ſchon den Familiennamen Heilig umgeändert hatten? — Grund genug dazu! — Katharine lacht dumpf auf und Hans antwortet mit leiſem Gebrumm.

Da berührt etwas Kaltes, Schlüpfriges ihre Hand —

„Geh, Du, mit den Froſchhänden — faß mich nit an!“ ſagt Katharine ärgerlich, ohne ſich umzuſehen. Da ſchleicht der Schweizer um ſie herum mit ſeinem hinkenden Schritt, ſieht ſie mit den tückiſchen Augen aus dem ſchmalen, grauen Geſicht demütig an und ſagt leiſe:

„Kathi, bin Dir doch einmal gut genug geweſen, Dich anzurühren.“

„O Du —“ fährt das Mädchen auf und ſtößt mit dem Fuß nach ihm. „Glaubſt denn, all das andere macht mich ſo wild, wie juſt das? — Weiß der Herrgott und mein heißes Blut, warum ich mich an Dich gehängt habe — Tropf, elendiger. In den Tod zuwider biſt mir, und ich kann Dich nit loswerden. Aber damals, als der Herr mich hier in den Stall genommen hat, als ich ſo ein verlorenes Ding war, daß die Leut nach mir

gespuckt haben — warum grad ich schlechter war, als das andre Lumpenpack, weiß ich halt nimmer — da bist kommen und hast um mich herum gethan vor Mitleid und Zartheit, hast nit gewußt, was Du mir alles anthun sollst vor lauter Barmherzigkeit — und drüben hast Deinen Stall gehabt und hier ich meinen — und ich hab' mir auf'm Strohsack das Herz schier abgekrampft vor Sehnsucht nach eim bissel was liebes — und dunkel ist's gewesen, daß ich Dich Tropf nit hab' sehen gekonnt — und mein Blut vom Vater her und mein Lieb und mein Sehnen zu dem — ach, zu dem — 's ist einerlei — und da hast mich gehabt. Und nun meinst, Du kannst mich halten, meinst? — Du, Du — Kröt' —" und das starke Mädchen schüttelt den Mann, daß er bebt — „schon lang hast mir nimmer nah kommen dürfen. Schwer ist, die Kette, die ich selber mir angethan, wieder los zu schütteln — aber rührst mich noch einmal an, so schlag' ich Dir die Knochen im Leib entzwei. Hörst's!" —

„He, he," lacht der Schweizer, als das Mädchen ihn losgelassen hat, „weiß wohl, warum Du so bist, hast eine neue Liebschaft im Kopfe; meinst, ich hab' keine Augen, daß ich nicht sehen kann, wer immer im Kuhstall steckt, und Dich auffressen will vor lauter Angucken, und immer nach Dir tätschelt? — Das sag' ich Dir, Heilige, wenn's ein andrer ist, dann thue ich Dir was an, so was, was Du nimmer verwindest. Ich find's schon!"

Und sie, die nur höhnisch auflacht, mit einem hungrigen Katzenblick anlauernd, schlürft der Schweizer davon und kauert sich, von dem Mädchen ungesehen, in einen Winkel des Stalles.

Katharina verschränkt die starken Arme über dem Haupt, den vollen Oberkörper gegen den Thürpfosten zurückbiegend. „Warum bin ich nicht auch hin gewesen, wie das arme Viecherl dazumal?" stöhnt sie. — Wie dumpf hat es aber auch damals in ihrem Kopfe ausgesehen! Kein Mensch war gut gegen sie, außer dem Herrn und dem Kind, der Fräulein Mizi. Warum denn? War sie vielleicht schlechter als die Genofeva, die als fünfzehnjährig Ding den Soldaten nachgelaufen war, als die dahier exerziert hatten? Oder die Josef, der lange Stecken, die sich den Mannsbildern grad anbot? — Da schluchzt sie dumpf auf. Hatte sie es denn anders gemacht? Hing sie nicht jetzt an dem elenden Menschen, so fest, daß selbst der Herr meinte, er dürfte ihn nicht wegjagen — ihretwegen. „O Du armes Mensch! Weil Du Dich ihm einmal gegeben hast, mußt ihm dann für die Ewigkeit gehören?" — Warum muß sie denn jetzt darüber grübeln — sie hat doch sonst so hingelebt, von einem Tag zum andern? Ist es, weil sie älter wird, und klüger? Oder ist es der Herr, der einzige Mensch, der freundlich zu ihr war, der noch einmal ein gutes Lachen für sie hatte? Oder die Mizi, das liebe Tierchen, mit ihrem Gewäsch? — Und dann war

der Hans zu hüten und zu pflegen — dann ſtampft er juſt neben dran. Uff, wie die Linden ſtark riechen, und der Dunſt aus dem Kuhſtall dazu —, und ſo dick die Luft und ſchwül — und das Herz, das brennende Herz, ſo weh! — Nein, gewiß nicht, es war nicht der lange Menſch mit den häßlichen Augen, der neue Verwalter, wie der Schweizer meinte — nein, nein, nicht der. Es war nur die viele Lieb in ihr, die Lieb nach irgend was.

Sie war ganz in ſich und in ihr heißes Liebesgefühl verſunken; ſie fühlte nur wie einen Hauch, daß jemand den Arm um ſie legte, und ein warmer Mund ihren Nacken ſtreifte — die Hand eines andern Menſchen faßte ſie liebevoll an, ein andrer war ihr gut, nur das empfand, dachte ſie. — Da fährt Hans mit einem zornigen Murren an ſeiner Krippe in die Höhe, ſeine Kette raſſelt, ſein heißer Atem ſtreift faſt Katharinens Ohr. Die erſchrickt. Sie wendet ſich und ſchleudert die Männerhand von ſich ab. Hochaufgerichtet ſteht ſie vor dem Verwalter, Herrn König, der verlegen flüſtert: „Aber Kathi, hübſche Kathi! Nun laß Dich doch ein biſſel gern haben.“ Aber Katharine ſtößt ihn zur Seite: „Bei mir giebt's nichts zu holen, mein Herr,“ ſagt ſie, als ſie an ihm vorbeiſchreitet, die innere Stalltreppe hinauf.

Der Schweizer hat wohl geſehen, wie die Beiden dort geſtanden haben, ſo dicht zuſammen. Aber was ſie ſprachen, das konnte er nicht verſtehen. War's eine Verabredung? — Als der Verwalter jetzt leiſe über den Hof geht, ſchließt der Schweizer die Stallthür hinter ihm und hinkt fluchend nach ſeiner Lagerſtätte. — —

Auf dem Hof hat ſich alles verſammelt, um die heilige Katharine und den Schweizer mit dem Hans abreiſen zu ſehen; nach Cannſtatt zum alljährlichen großen Volksfeſt, von dem man hier in dieſem abgelegenen Teile des Landes immer nur erzählen hörte. Und die ſollten alle die Herrlichkeiten nun mit eigenen Augen ſehen. Der Herr Verwalter war ſchon vorangegangen zum Städtchen, um alles zur Eiſenbahnfahrt in Ordnung zu bringen. — Da ſteht die Kathrin im Sonntagsſtaat, die ſchwarzen Zöpfe um den Kopf gewunden, und ſelbſt die ſtarren Falten des ſteifgeſtärkten Kattunkleides können die prächtige Anmut dieſer Geſtalt nicht verbergen. Wohlgefällig, faſt liebevoll ruhen die Augen des Gutsherrn auf dieſem Mädchen, das er aus tiefer Verzweiflung zum Leben, wenn auch nur zu einem harten, arbeitreichen, wieder erweckt hatte. — Jetzt führt der Schweizer den Hans heraus, der verwundert ſtehen bleibt und ein kurzes Gebrüll ausſtößt. Sein glattes Fell glänzt in dem goldenen Sonnenſchein, er ſtreckt den ſchlanken Rücken und ſeine weißen, zierlichen Hufe ſtampfen die Erde. An den breiten Hörnern ſchwanken kleine Sträuße, die Mizi mit Katharinens Hilfe daran befeſtigt hat. Voll Stolz ſieht der Herr das ſchöne Geſchöpf an.

„Kathi," ſagt er und legt die Hand ſchwer auf den Arm des Mädchens, „Du bringſt mir den Hans ſo geſund wieder, wie er geht."

Kathrine wendet ihm das dunkle Geſicht zu; wie immer, wenn der Herr mit ihr ſpricht, glätten ſich die finſtern Augenbrauen, und ein kurzes Lächeln huſcht wie ein Sonnenſtrahl um den vollen Mund.

„Herr — dafür ſteh ich," ſagt ſie und ihre Augen hängen an ſeinem Geſicht. — Er giebt ihr lachend einen kräftigen Schlag auf die Schulter, und dann ſieht er dem Zuge nach, ſieht, wie Katharina den Schweizer unſanft zur Seite ſchiebt, den Strick, der im Naſenring des Stieres befeſtigt iſt, loſe um die Hörner ſchlingt, und an einem am Horn feſtgebundenen Bindfädchen das Tier davon leitet.

Nachdem der Hans in einem Viehwagen ganz für ſich allein untergebracht iſt, klettern Katharina und der Schweizer in einen jener langen ſüddeutſchen Wagen dritter Klaſſe, die nicht in einzelne Coupés eingeteilt ſind. Katharina iſt ſehr ſchweigſam unterwegs; ſie lehnt, den Kopf in die Hand geſtützt, am Fenſter und läßt Berg und Thal, Wald und Feld, das ganze ſchöne Schwabenländle, an ſich vorüberfliegen. Der Schweizer bietet ihr einen Trunk aus ſeiner Schnapsflaſche an; als ſie ihm unmutig den Rücken kehrt, trinkt er ſelber einen langen Schluck, wirft ihr einen tückiſchen Blick zu und verkriecht ſich, häßliches Zeug vor ſich hinmurmelnd, in ſeine Ecke. Als ſie aber in Cannſtatt angekommen ſind, den Hans untergebracht haben, und nun durch die Straßen des freundlichen, geſchmückten Städtchens wandern, zwiſchen den lachenden, fröhlichen Menſchen, an Jahrmarktsbuden und Biergärten vorüber, aus denen luſtige Muſik erſchallt, da überkommt Kathi eine Art von Feſtſtimmung. Sie wirft fröhliche Blicke um ſich aus den großen feurigen Augen, ruft den Leuten, die ſtehen bleiben, um die prächtige Erſcheinung anzuſchauen, derbe Scherzworte zu, und lacht und plaudert harmlos mit dem Verwalter. Herr König ſieht ſie ganz ſiegesgewiß an: einmal iſt jedes Mädchen zu erobern — und er überlegt ſich ſchon, welches von den bunten Seidentüchelchen Kathis ſchönen, braunen Hals am netteſten kleiden würde. Der nachhinkende Schweizer aber grollt in ſich hinein und überlegt ſich, wie er die „Liederliche" am tiefſten verletzen kann: zwingen, zwingen will er die Heilige! Einen Tort will er ihr anthun, den ſie ihr Lebtag nicht vergißt! —

Und dann ſteht die Kathi im Stall, wo die Herren vom Preisausſchuß ihren Hans von allen Seiten muſtern, und ihre ſchwarzen Augen blitzen einen kleinen „Grashupf" im graugrünen Ökonomenanzug vernichtend an, da er ſich herausnimmt, an dem ſchönſten aller Stiere einen Fehler entdecken zu wollen.

„Wollen wir nicht dem Mädel auch gleich einen Preis geben?" fragt

ein dicker Herr mit einem fidelen, roten Gesicht schmunzelnd und kneift sie in die braune Wange, „verdient hat sie's!“ Lachend gehen sie weiter, und Katharine lacht mit, zur großen Wut des Schweizers, statt „es denen Herren einmal gewaltig zu sagen“.

Dann kommt die Preisverteilung draußen auf dem Platz, wo die vielen feinen Herren und Damen sitzen und das Volk sich drängt. Ein alter Herr mit einem blöden Gesicht — sie sagen, das wäre der König; er hat aber keine Krone auf und sieht nur ganz gewöhnlich aus — der giebt dem Herrn Verwalter eine Medaille in einer blauen Sammetschachtel für den Herrn daheim, und der Schweizer führt den Hans vorbei, daß ihn auch alle sehen können. — Aber was ist denn das? Ärgert den Hans der dicke Blumenkranz, den sie ihm um den Hals gehängt haben? Macht ihn die Musik und die vielen bunten Soldaten bös? Oder die sechs gelben, sonderbaren Pferde, mit denen die Königin da herangebraust kommt? Oder will er vor dem König nicht vorbei — will sich der eine Herrscher nicht vor dem andern ducken? — Da liegt der schiefe Schweizer am Boden, der Hans senkt den Kopf mit den breiten Hörnern, peitscht mit dem Schwanz die Flanken und stürzt blindlings auf die kreischende, flüchtende Menge los. Aber da steht stark und hoch eine Frauengestalt vor dem wütenden Tier — ein banger Schrei gellt durch die Menge. Doch das Mädchen steht gelassen, streckt die kräftigen Arme vor, mit festem Griff die Nüstern des mehr geängstigten als zornigen Stiers packend.

„Aber Hans, Hans, bischt denn toll?“ sagt sie mit ihrer tiefen Stimme, und Hans beruhigt sich bei den bekannten Lauten, bei dem Schmeicheln und Klopfen. Ein schönes Bild ist's nun, als das große, majestätische Mädchen, den Arm durch den Kranz des Stieres geschoben, diesen leicht daher geleitet, heiter lächelnd in die Beifall jauchzende Menge. Und Hans trappst gutmütig neben ihr her.

„Tropf, elendiger,“ höhnt Kathi, als sie am grollend dastehenden Schweizer vorüberschreitet, und freundlich lächelt sie den Verwalter an, der sie überschwänglich belobt. — — —

Friedlich ruht der Hans auf seinen Lorbeeren im einsamen Frachtwagen. Der Zug steht bereit zur Abfahrt. „Fertig!“ schreit der Schaffner. Da hinkt eine Gestalt an den Wagen heran, in dem Hans wiederkäuend Betrachtungen anstellt. Schnaps und blinde Wut haben ihr bestes gethan, um einen bösen Racheplan in dem Gehirn dieses elenden Menschen zu entzünden. Schnell, mit wütender Anstrengung öffnet der Schweizer die Schiebethür an der Seite des Viehwagens, in seiner trunkenen Schlauheit berechnend, daß die Bewegung beim schnellen Fahren sie ganz aufschleudern muß — der Hans wird herausschauen, fallen, hin sein, und die Heilige

mit Schimpf und Schande vom Hofe gejagt — haha, und dann kann ſie vor ihm kriechen — auf den Knien! —

Gerade als ſich der Zug in Bewegung ſetzt, taumelt der Schweizer ins Coupé. Er und Katharine ſind ganz allein in ihrer Ecke; ganz am andern Ende des langen Wagens ſitzt ein Handwerker, in ſein „Blättle" vertieft. Kathi ſtellt ſich ſchlafend und träumt dabei davon, wie gut alles gegangen iſt, und wie froh der Herr ausſchauen wird — und die Mizi. Wie der Zug weiter rollt in den Abend hinein, und der Schweizer ſich gluckſend mit ſeiner Flaſche unterhalten hat, rückt ihr der betrunkene Burſche näher, will ihre Hand faſſen, und „Kathi," flüſtert er, „ſei auch wieder gut." — Aber das Mädchen ſtößt ihn zurück, und da hockt er ihr gegenüber und ſieht ſie höhniſch an: „Meinſt, der Hund kann nicht endlich einmal beißen, wenn Du ihn trittſt!" knurrt er mit dem Mut des Trunkenen.

„Wirſt ſchon klein werden, wenn's erſt paſſiert iſt."

„Was paſſiert iſt?" ruft Kathi und fliegt in die Höhe.

„Nun," ſagt er lallend, und will nach ihr greifen, „wenn Du den Hans nicht lebendig wiederbringſt?"

„Menſch!" ſchreit das Mädchen ihn an, „was haſt gethan?"

„Nix hab ich than!" trotzt der Berauſchte.

Da iſt ſie ſchon an ihm vorüber, aus der Coupéthür hinaus, auf dem Trittbrett. Als der Schweizer ihr nachgetaumelt iſt, ſieht er ſie vorgebeugt an dem Griff des eiſernen Treppchens hängen.

„Die Thür haſt aufgemacht, Du Luder," ſagt ſie ruhig, „juſt kann ich's ſehen — und der Hans ſchaut naus!" —

Und nun beginnt ſie, ſich hinüberzuſchwingen nach dem Trittbrett des angehängten Viehwagens. Der Schweizer will ihr Kleid erfaſſen, aber erſtarrt bleibt er ſtehen, als das Mädchen ſich anſchickt, von außen, an den Stäben ſich haltend, auf der ſchmalen eiſernen Brüſtung hinzuklettern nach der Thür, aus der Hans ſeinen großen Kopf witternd herausſtreckt. Mit ungewohnter Schnelligkeit brauſt der Zug den Berg hinab. Da hängt das Mädchen, ihr Kleid flattert im Wind, Hände und Füße halten feſt an den Stäben. Jetzt hat ſie die Thür erreicht — ſie ſchiebt — Hans zieht unwillkürlich den Kopf zurück — die Thür fällt zu. Nun den Weg noch einmal — Kathi will ſich drehen — da — ihr Kleid hängt feſt — ſie zerrt daran — ſie ſchwankt — da ein gellender Schrei, und darauf des Schweizers trunkene Stimme: „Hilfe, Hilfe!"

Der Handwerker in der dritten Klaſſe iſt entſetzt in die Höhe gefahren, als der Schweizer ſchreiend hereingeſtürzt kommt; kaum begreift er, da zieht er ſchon die Notleine, und nach wenigen Minuten ſteht der Zug. Sie eilen zurück — da liegt Kathi mit zerſchmetterten Gliedern an der Böſchung, die

schweren Räder haben sie getroffen. Noch lebt sie. Ein tiefer Atemzug bebt durch die blühende Brust. Neben ihr kniet der Verwalter: „Kathi, Kathi, was hast Du gethan!“ stöhnt er.

Da bebt ein süßes Lächeln um den blassen Mund, die dunklen Augen sehen groß und mild aus dem entstellten Gesicht:

„Ich steh für den Hans!“ haucht sie, „der Herr —“

Ihre Stimme vergeht; ein heftiges Zucken durch die armen verstümmelten Glieder — das wilde, heiße Herz ist still. —

Mit wahnsinnig entsetzten Augen kauert der Schweizer neben der Leiche, weint und lacht in einem Atem und schreit wie ein Verrückter in die Welt hinaus, wie gescheit er sich an der Heiligen gerächt habe. Als aber der Zug im kleinen Städtchen ankommt, als der Hans und die Leiche der Katharina Heilig ausgeladen und nach dem Gut geschafft werden, da hinkt der Schweizer davon, in all der Unruhe und Aufregung unbemerkt, und keiner hat je wieder etwas von ihm gesehen, keiner nach ihm gefragt.

Der Hans aber ist ganz verändert, seit er sich den ersten Preis geholt hat. Er ist ein wildes, böses Tier geworden, vor dem die neuen Kuhknechte sich fürchten. Der Herr geht mit dem Gedanken um, ihn zu verkaufen. — Nur die kleine, blonde Mizi steht zuweilen, die Ellenbogen aufgestützt, vor dem Hans an der Krippe und sieht ihm in die runden, trotzigen Augen:

„Gelt Du, Hans,“ sagt sie, „Du weißt auch, daß die heilige Katharina tot ist!“ — worauf Hans mit einem dumpfen zornigen Gebrüll antwortet. —

Gunnar Heiberg.

Ein paar Andeutungen von Gustav Morgenstern.

(Leipzig.)

Es ist eine sehr einfache Geschichte, sie ist an sich so wahrscheinlich und klar, daß ich die handelnden Personen nur mit Buchstaben zu benennen brauche.

Die junge Frau A ist an einen unleidlichen Alten verheiratet. Da kommt der junge Herr B. Es ist ganz natürlich, daß sich die jungen Leute lieben. Als dann der Alte mit demselben Balkon in die Tiefe stürzt, über den der Liebhaber zu seiner Geliebten kommt, da ist es ganz natürlich, daß

die endlich fesſellos gewordne Leidenſchaft die beiden Sünder dem Himmel Dank ſtammeln läßt.

Und nun leben ſie weiter und lieben einander. Aber wie es ſo zu gehn pflegt — der junge Mann hat ſeine Lebensaufgabe; die Liebe iſt ihm nicht alles wie der Frau. In dieſer ſteigen unklare Wünſche auf, und ſie gewinnen Geſtalt, als vom Balkon aus Herr C ins Zimmer kommt und die Zauberworte ſpricht: ich liebe Dich. Er iſt wieder ganz Liebe. Ihn, der rückſichtslos um die Macht gekämpft hat, hat die Liebe blind und faſt lächerlich gemacht. Ihn ergreift die Liebe als Naturmacht, die keinen Widerſtand kennt. Und A und C werden eine Einheit. Der Tropf B, der auszieht, die Menſchheit zu kultivieren und für die Liebe in ſeiner Kultur keinen Raum hat — er wird beiſeite geſchoben. Amor triumphans! In Frau A ſind die Erinnerungen geſtorben. Sie will Liebe, nichts als Liebe vom Manne. Das findet ſie bei C. Sie iſt am Ziel. Was vorher glänzte, hat die Farbe verloren. B iſt vergeſſen. Die Liebe kennt kein Mitleid.

Das ſind die Grundzüge von Gunnar Heibergs Balkon, die Geſchichte von Julie, Abel und Antonio.

Wer ſind ſie? Ach, fragt doch nicht. Es ſind Menſchen.

Sie brauchen keinen Stand, ſie brauchen keinen Namen, ſie brauchen kein Milieu.

So lange wir ſie auf der Bühne ſehen, haben ſie ja nichts weiter zu thun, als ſich mit jener Macht abzufinden, die ſich nicht kultivieren läßt. Und würden ſie mit den feinſten perſönlichen Zügen ausgeſtattet, mit reifſtem Naturalismus dargeſtellt, wir achteten doch nicht auf die perſönlichen Züge und intereſſierten uns nur für den menſchlichen Kern.

Heiberg hat nicht immer ſo gedichtet.

Sein erſtes Drama „Tante Ulrike“ war ſo naturaliſtiſch wie nur möglich. Da iſt die Hauptperſon bis ins kleinſte ausgearbeitet, dieſe merkwürdige Taubſtummenlehrerin, dieſe halb lächerliche, halb rührende alte Jungfer, die mit Entſetzen gewahr wird, wie ihre Nichte allmählich auf denſelben Weg getrieben wird, den ſie gehn muß; das arme Weib, das bei all ihrer Güte und all ihrer edlen Begeiſtrung doch unrettbar dem Fluche der Lächerlichkeit preisgegeben iſt.

Das Stück hat einen ſtarken politiſch-ſozialen Ton. Im dritten Akte wird die erſte öffentliche Sozialiſtenverſammlung in Chriſtiania unter Leitung von Fjörtoft geſchildert.

Auch Heibergs zweites Drama „König Midas“ iſt ganz naturaliſtiſch. Noch keine Spur von dem Stil, den er im Balkon gefunden hat. Es iſt ja das Stück, das in Deutſchland am bekannteſten geworden. Wir haben bislang Heiberg nur als den Verfaſſer des „Königs Midas“ gekannt, als

den Polemiker, der gegen die Wahrheitsfexerei auftritt, mit der in seiner Heimat und auch bei uns Unfug genug getrieben ist.

Mit seinem dritten Drama, den „Künstlern", überschritt Heiberg die Schwelle der Kunst, mit der er dann den „Balkon" erzeugt hat.

Der Dichter Per Sommerfelt hat nach seiner Verheiratung nichts veröffentlicht. Er hat das Litteratenwesen satt, und will nur seiner Liebe leben. „Die Liebe will das beste haben, das feinste — alles." Und ebenso die Dichtkunst: „Wenn das, was man liebt und geliebt hat, geglaubt, geahnt und gedacht, wenn das sich sammelt und zu neuen Wesen werden will — zu neuen Organismen, wenn man sich als Kind des schaffenden Gottes fühlt, da wird auch das beste, das feinste — alles verlangt. Und da will man allein sein. Da stören die andern. Da sind sie im Wege — da hat man keine Zeit übrig; denn plötzlich fürchtet man, man könnte sterben oder wahnsinnig werden, wenn man in sich die Kraft zum höchsten fühlt. Darin will man einsam und allein sein. Und hat die Liebe nur eine Sekunde weichen müssen, dann kommt sie nicht wieder, oder sie kommt nicht wieder wie sie war." Die Frau kann das nicht fassen. Immer und immer wieder drängt sie zum Schreiben. So entfernen sich die beiden Gatten von einander. Er schafft ein neues Werk, und dann bricht die Liebe wieder hervor — bis zum nächsten Male, bis der Gott wieder über ihn kommen wird.

Es sind in den „Künstlern" Gedanken angedeutet, die dann im „Balkon" feste Gestalt gewinnen. Die Form ist in den ersten Akten die alte. Der erste Akt ist nichts als Schilderung des Milieus und nichts weniger als dramatisch. Aber im vierten Akt ist der Stil des „Balkon" gefunden. So macht das Stück einen halbschierigen Eindruck, der freilich nicht dazu berechtigt, es so abweisend zu behandeln, wie es die nordische Kritik gethan hat; denn für die Kenntnis der Künstlerseele hat Heiberg hier mehr gegeben, als alle Künstlerdramenverfasser zusammengenommen.

Überblickt man die Dramen Heibergs, so zeigt sich eine Entwicklung, die bis zu einem gewissen Grade typisch ist für die Schriftstellergeneration, die um das Jahr 1884 auftrat: die Entwicklung vom Diskussionsdrama mit seiner Milieuschilderung zur reinen Dichtung des Verständnisses, die von der Darstellung von Personen zur Darstellung von Menschen übergeht.

Man redet da wohl von Décadence. Und die Philister sind froh, wenn sie auf so bequeme Weise einen Dichter in eine weite Rubrik hineingestoßen haben. Heiberg hat es erfahren.

Ich weiß nicht, was Décadence ist. Das einzige, was allen sogenannten Décadents gemein ist, ist wohl die negative Eigenschaft, daß sie sich von der Politik im weitesten Sinne abwenden und die Aufgabe der Dichtung in etwas andrem finden, als in der Diskussion der sozialen Verhältnisse.

Und ich meine, daß das kein Frevel ist. Wir müssen die Kunst genießen, von welcher Seite sie auch kommen mag. Seien wir froh, daß nicht alle dieselbe Straße gehn, und immer und immer wieder einzelne aufkommen, die ihre eigene Melodie aufspielen wollen.

Wenn sie nur eine haben! Tauft sie dann Décadents oder Symbolisten oder Gott weiß was. Der Name ist Nebensache, Hauptsache die Kunst.

Gunnar Heiberg war uns bisher der Dichter des „König Midas". Mag die Übersetzung, die dieses Heft der „Gesellschaft" schmückt, dazu verhelfen, daß er uns der Dichter des „Balkon" wird. Denn im „Balkon" hat er seinen eignen Stil gefunden.

Angst.

Von Adolf Paul.

(Berlin.)

Wir saßen da alle beisammen und plauderten — ganz gewöhnlichen Unsinn —, eben nur Worte, beinahe ohne jede andere Bedeutung, als daß der Mund, den das Abendessen in Gang gebracht hatte, sich weiter bewegen konnte.

Ein jeder sprach von jemandem, der eben nicht anwesend war, — von irgend einem Freunde — irgend einem Verwandten, welcher weit in der Ferne weilte.

Denn wir waren alle aus fernen Ländern hier zusammengekommen, — weit von Norden der eine, — vom Süden oder Osten der andere oder der dritte. — Niemand war hier recht zu Hause, in fremder Erde wurzelten wir und auf den unsichtbaren, geheimnisvollen Fäden, die unser Seelenleben mit der Heimat verbanden, ließ jeder seine Gefühle der Freundschaft — der Sehnsucht oder gar des Hasses hinübergleiten und sich hier um die leise summende Theemaschine rendez-vous geben.

Eine Unterhaltung ohne weitere Bedeutung, als daß wir eben in Kontakt mit einander waren.

Plötzlich ein leises Klopfen irgendwo — — dann noch eins — — —

— „Es war im Kleiderschranke!" —

— „Nein — an der Thürklinke!" — —

— „Im Nebenzimmer dünkt mich!" — —

— „Vielleicht der Wind, der die Perſiennen bewegte?!“ —

Im Nebenzimmer war niemand, — der Kleiderſchrank konnte es wohl geweſen ſein, weil die Thüre loſe geſtanden und das Haus vom Straßenleben zitterte. — Hinter der Thür war alles leer und ſtill — —

Was konnte das bedeuten? Alle fragten es ſich im ſtillen, — aber niemand wollte die Frage ausſprechen.

Alle hatten wir es deutlich gehört, — zwei Mal — leiſe — nicht laut, aber beſtimmt hatte es geklopft, — gerade ſolch ein Laut, den man fühlen müßte, wenn man ihn auch nicht gehört hätte, — und wäre die Unterhaltung noch ſo lebhaft geweſen.

— „Hier möchte ich nicht allein ſein,“ ſagte einer.

— „Glauben Sie denn an ſo etwas?“ — fragte der andere und erzwang ſich ſelbſt ein Lächeln.

— „Es iſt mir ſo etwas ein paar Mal im Leben paſſiert — ich muß ſchon daran glauben,“ — ſuchte ſich der dritte zu rechtfertigen.

Der vierte ſah auf die Uhr und ſagte: — „zehn Minuten vor neun — 29. Auguſt — halten wir dies feſt! — Es muß ſoeben jemand geſtorben ſein!“ —

— „Aber wer — — wer?!“

— „Irgend ein Anhöriger — von unſeren Anhörigen, meine ich, oder ein Freund — ein Bekannter! — Vielleicht gar einer, von dem wir ſoeben erzählten?“

— Jeder that, als nähme er die Erklärung nur als einen alten Aberglauben hin, und verſuchte von etwas anderem zu ſprechen. Aber die Unterhaltung kam nicht mehr in Fluß. — Die Flügel eines Todesengels hatten ſie berührt und ſie ſtarb hin.

Und da ſaßen wir ſchließlich alle und ſtarrten ſinnend vor uns hin und wußten, daß keiner den anderen täuſchen konnte. Alle waren wir von derſelben Stimmung beſeſſen und brüteten über denſelben Gedanken — — jemand muß ſoeben geſtorben ſein — aber wer — — wer?!

Es lief mir ein Schauer über den Rücken — die Angſt ſchwoll mir durch den ganzen Körper — krabbelte mir in eiskaltem Fröſteln über die ganze Haut — — machte mein Herz langſamer klopfen und ſetzte ſich als unüberwindbares Entſetzen in mir feſt. — —

Meine Gedanken ließen nicht davon ab, das „wer?“ in einer Richtung zu ſuchen, die ich durchaus nicht wollte — und um mich vor Verſuchung zu retten, ſtotterte ich innerlich ohne anderen Sinn, als nur nicht antworten zu müſſen: — wer — — wer?! —

— Mir wurde unheimlich zu Mute — ich konnte nicht mehr da bleiben — — ſtammelte ein paar höfliche Worte und war auf der Straße.

Aber der Schauer hatte ſich in mir feſtgebiſſen — fröſtelte in mächtigen Wogen durch mich hin und zurück, — erzeugte einen ſinnloſen Schrecken, der mich nur vorwärts jagte — vorwärts, ohne daß ich wußte warum. — Plötzlich hatte ich das Gefühl, als liefe mir jemand nach — — jemand, der mir etwas mitzuteilen hatte, — der mich mit etwas bedrohte, — dem ich entfliehen möchte, aber nicht konnte, — den ich ſprechen mußte, aber nicht wollte — ſprechen über jemanden, der mich geliebt — — den ich geliebt — — aber wer? —

Ich wandte mich plötzlich um und ſah ihm ins Geſicht, jenem, der hinter mir kam auf dem Pflaſter.

— — Ein Arbeiter nur — ein ganz gewöhnlicher Arbeiter, der müde nach Hauſe ſchlenderte!

Aber es lief mir wieder eiskalt durch die Adern — — ich wurde allmählich im Innern ſteif, ſtarr und todſtill, wie als ich im Leichenzimmer meines Vaters ſtand und nicht mehr weinen konnte und mir ſagte: — „was nützt hier noch das Trauern!“ — aber doch trauerte. —

Die Menſchen auf der Straße zeigten alle ſolch feierliche Geſichter — — — und ſie ſprachen ſo eigentümlich geheimnisvoll mit einander — als ſprächen ſie von irgend einem großen Unglück — einer Begebenheit, die ſie alle kannten — von der ſie alle wußten, aber von der ich allein nichts wiſſen durfte. — — Die beiden Mädchen, die da ſtanden — ſahen mich ſo bemitleidend an — ein alter Herr drehte ſich nach mir um, als wollte er's mir erzählen, das große Unglück.

— Nein — nein! Sag' mir nichts! — Schweige — — ich weiß es ja — — — es iſt jemand geſtorben — ja! —

— Aber wer?! —

— Die Mutter? — — Nein — — die Schweſter — iſt's wohl?! — — Nein, nein! — Nicht ſie! — Sie iſt noch ſo jung — hat noch ſo wenig Freude gehabt — hat ſchon ſo viel gelitten — — hat noch Hoffnungen, um die ſie wohl noch erſt betrogen werden ſoll, — — die nicht — die nicht! — Und die Mutter auch nicht! — Um Gotteswillen nicht die Mutter! — — Sie muß noch warten — — ſie muß ja noch etwas Glück haben, — noch ſehen, wie es uns einmal beſſer geht! — —

Die Mutter — ach, ihre Zeit iſt ja doch bald da! — Warum ihr denn die paar Tage rauben, die ſie noch leiden kann!?

— Aber mit wem ſpreche ich denn — — wer hat mir da was zu ſagen?! Sagen Sie es nur — — ſagen Sie es nur, Sie, der Sie ſich ſo wichtig thun und mich mit Ihrem Geheimniſſe verfolgen! —

Mir iſt nicht bange — — oh — was glauben Sie wohl! Es iſt nicht die Furcht, die mir die Zähne klappern macht!

Es iſt ja kalt geworden — — bald Herbſt — — mich friert! — — aber bange iſt mir nicht! —

Doch — bange iſt mir um ſie — um die Mutter — —, ich habe ja ſo lange nichts von ihr gehört — — man ſchrieb mir ja lange nichts — — —

Was bedeutet denn ihr Schweigen?! — Will man mir etwa verheimlichen, daß ſie — — —

Nein — nicht das? — Da kann er nicht eingekehrt ſein — der Tod!

Jetzt weiß ich es! Er muß es ſein, von dem wir im ſelben Momente ſprachen — der Freund, ja — die Mutter nicht, die Schweſter nicht — Gott ſei Dank! nur er! Ich gebe ihn gerne hin um ſie. So viel ſind ſie doch wert!

— Aber was habe ich geſagt! Ich habe ihn ja doch ſo lieb gehabt — — ich liebe ihn noch — — kann ihn nicht entbehren —

Nimm mich lieber gleich, Tod, mich willſt du ja doch damit treffen. Schlag mich lieber gleich zu Boden — — lieber das als dieſe Angſt! Warum mich peinigen — warum mir ſo allmählich die Wurzel abnagen und die Fäden, die mich noch ans Leben feſſeln, zerreißen! — Warum ſchleicheſt du mir ſo hinterliſtig nach — —

Lieber gleich zuſchlagen — nicht peinigen — — leiſte ich dir denn Wiederſtand!? —

— Aber — muß denn jemand geſtorben ſein — — und von ihnen!? — Und wer — — — wer? —

Und — warum denn! — Ach Unſinn! Kinderaberglaube! —

— — — Ich möchte es aber doch wiſſen — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und ich gehe weiter — komme nach Hauſe — ſtolpre die Treppen hinauf — zünde Licht an, — und ich komme wie in ein fremdes Zimmer.

Es ſind da ſo viele Geheimniſſe eingezogen — wo ich bisher allein wohnte. Und ſie haben ſich da ſo traulich wohl eingerichtet — und mich ſehen ſie alle wie einen Eindringling an.

Aus allen Ecken grinſen ſie mich an, drohend — verräteriſch — hinterliſtig, — ſie lauern auf Gelegenheit, ſich auf mich loszuſtürzen aus ihrer Dunkelheit, um mich zu erwürgen, wenn nur erſt die Lampe ausgebrannt iſt.

— Und es zittert ſo etwas wie ein unhörbares Hohngelächter mir durch die Luft entgegen, — — die weißen Fenſtergardinen flattern hin und her und durch das offene Fenſter weht ein leiſes Flüſtern — — es kommt näher und näher, und ich höre es wieder — dem ich ausweichen möchte aber nicht kann:

— „Es muß ſoeben jemand — — es muß ſoeben jemand — — es muß — — es muß —“ — — —

— „Aber wer!“ ſchreie ich wieder, entſetzt bis zum Erſtarren, und halte mir die Ohren zu.

— Da fühlte ich ihn hinter mir kommen — — leiſe ſchleicht er näher und näher — es wächſt — — gleitet lautlos über die Rückenlehnen meines Seſſels — — es ſchmiegt ſich auf mich zu, drückt ſich dicht an mich von allen Seiten, daß ich mich nicht rühren kann — — und jetzt — — jetzt hat er mich! —

Es flüſtern mir auf einmal alle die tauſend Geheimniſſe ins Ohr — — es packt mich mit eiſernen Krallen — — ſchüttelt mich in wahnſinniger Angſt, daß mir der Atem vergeht, und bohrt ſich wie mit ſpitzen ſcharfen Zähnen ins Genick — ſaugt mir die Seele aus — —

— — Bis mir langſam das Bewußtſein in Vergeſſen erlahmt und die Gedanken in die Leere hinübergleiten, der eine nach dem anderen — — bis auf einen. — —

— — — Ja — das habe ich ja aber ſchon lange gewußt: — — es muß jemand — ja gewiß muß jemand — — gewiß! — Soeben! — Aber fragen Sie mich nur nicht wer!

Es darf keiner wiſſen — keiner in der ganzen Welt, das große Geheimnis, außer mir allein!

Geſtorben? — Jemand geſtorben! Wer denn!? — — — Ha, ha! Nur nicht fragen — nur nicht fragen! — —

Der Lump.

Skizze von Wilhelm Holzamer.

(Heppenheim.)

Er ging mitten auf der Landſtraße und ſchlug mit ſeinem Stock die Steine aus dem Wege. Das ſchien ihn zu beluſtigen. Beſonders wenn ein Stein recht weit wegflog. Wollte aber das Steintreiben nicht ſo leicht gehen, dann fluchte er.

So trollte er immer weiter.

Jetzt kam er in die Pappelallee. Zum erſtenmale guckte er auf. In

der Allee war eine eigenartige Beleuchtung. Die kam ihn so vornehm an, und er mußte einmal sehen, woher das kam.

„Hm, hm!“ machte er und ging weiter.

Aber das eigen gedämpfte Licht hielt ihn fest. Er blieb stehen. Da hätte er immer bleiben mögen. Zunächst konnte man sich da ja ein bißchen aufhalten. Am liebsten hätte er sich gerade mitten auf die Straße gesetzt. Aber das ging nicht. Da vorn kam schon ein Mistbauer mit seinem Fuhrwerk.

„Wenn der Bauer doch aus der Allee bliebe, der paßt garnicht daherein.“

Dann lachte er spöttisch.

Weiß der Teufel, heut kamen ihm ganz andere Gedanken. Woher die nur auf einmal kamen? Wenn man halt so lange allein auf der sonnigen Landstraße walzen muß, durch den verdammt trockenen Staub, da fährt einem alles mögliche durch den Kopf. Daher kamen wohl heut die dummen Gedanken. Er hätte fast gerührt sein mögen.

So, nun saß er doch. Ganz schön weich! Die Beine hingen so bequem den Rain hinunter, — ein bißchen schief gerückt, und der Pappelbaum war eine ganz charmante Rücklehne. Freilich die bloßen Kniee! Na, aber was lag daran, wenn die auch durch die Hosen guckten. Aber jetzt drückt noch der verdammte Hut. Wenn diese alte Haushälterin, diese verdrehte Schraube in Dingsda, keinen besseren hatte, den hätte sie auch behalten können. Er würde ihn wahrhaftig nicht aufsetzen, dieses dreieckige Gestell. Aber des Lebens Not — man kann sich doch die Sonne nicht auf den werten bloßen Kopf scheinen lassen. Und er lachte wieder so spöttisch.

Der gescholtene Hut lag friedlich im Grase neben ihm, und er legte zart den linken Arm auf ihn. Er war doch ein guter Kerl, daß er so mitmachte — —

Da konnte man schon eine Zeitlang sitzen bleiben. Wenn's ihn nur heute nicht so dumm ankäme. Fünfzehn Jahre ist er nun von Muttern fort, und jetzt denkt er heim, wie wenn er gestern erst auf die Walze wäre. Da fällt ihm der Tag ein, wie er fort ist. Er war damals ein rechter Kindskopf, daß er weinte. Und das halbe Dorf hat ihm nachgeguckt. Nein, da zu weinen! Das machten aber die alten Weiber, die gleich die Schürze an den Augen hatten. Ein gutes Stück ist der Vater mit ihm gegangen. Was sie doch damals dummes Zeug miteinander geschwatzt haben! Die allergleichgültigsten Dinge! Das war doch die reinste Gefühlsduselei. Der Vater wollte drüberweg kommen, über das schwere Herz. Na, der gute Alte! Jetzt ist er tot. Nur Mutter lebt noch. Ob sie wohl noch lebt? —

Was er damals doch für ein Kerl war. Man hätte Rosenkränze an ihm anstreichen können*). Noch so ein rechtes Milchgesicht. Kaum einen Schoppen Bier konnte er trinken, Schnaps nicht riechen und nicht Cigarren rauchen! — Bei jedem Zug kam's ihm. Der dumme Ullerich!

Er lachte wieder. Das war auch Spott, aber er that weh.

Die dummen Gedanken heute.

Was er war, das war er nun einmal. Da kann man nichts machen. Das haben die Hamburger auf dem Gewissen. Als er da hinkam, war er noch ein ordentlicher Kerl. Aber die scharfe Luft und die Gesellschaft. Sakerment, was er aber auch einen Durst in Hamburg hatte. Das war ein Mordsbrand. Und die lustigen Brüder dort und die Mädels, diese Sakermentsfrätzchen mit ihren sauberen weißen Schürzen und ihren Spitzenhäubchen. — Wie einem doch so eine weiße Schürze in Feuer kriegen kann. Von da an war's aus mit ihm.

Er guckte lange vor sich hin und schlug mit seinem Stock einen Grasbusch klein.

Dann lachte er wieder. Es war ein Schmerz in diesem Lachen; so ein harter weher Ton.

Die dummen Gedanken! — Dann sprang er auf. Es kann auch anders werden. — —

Er setzte den Hut auf seinen Struwwelkopf und trollte weiter. Er dachte nur daran, wie's jetzt anders werden könnte.

So kam er aus der Allee heraus.

Über die Landstraße ging der Bahndamm. Er mußte jetzt durch einen Viadukt. Da sah er zwei Mädchen, die auf einem Acker hackten. Sie waren schon bis in die Mitte gekommen.

„Es muß anders werden," war noch sein einziger Gedanke. Er wollte wieder arbeiten, was gerade vor ihn kam. Und er wollte es gleich einmal probieren. Er ging auf die beiden zu.

Sie guckten sich ängstlich um, wie er so bei ihnen stand. Das war die Angst vor dem Stromer, er verstand das.

„Sie brauchen sich nicht zu fürchten, meine Fräuleins. Ich bin ein ehrlicher Kerl, hä! Thu kei'm Menschen was zu leide, wenn sie mich in Ruhe lassen. Aber, meine schöne Fräulein, verzeihen Se, ich wollt' Ihnen ein bißchen behilflich sein. Wollen Se mal die Hacke geben, Sie Schönste. Möchte mal probieren, ob ich's noch kann."

So sprach er, den Hut in der Hand, ein bißchen steif und doch etwas

---

*) In katholischen Gegenden am Rhein gebräuchlicher Ausdruck für einen guten Kerl. D. Verf.

beſſer, wie's die Bauernmädchen gewohnt waren, und er lachte dabei ſo ſchelmiſch, und ſeine rote Naſe ſtand dabei ſo verſchmitzt nach der einen Seite, daß ſie auch lachen mußten. Sie fürchteten ſich nicht mehr. Aber doch wollte ihm keine die Hacke geben. Es war ihnen ſo ſonderbar.

„Bitt' ſchön! meine Schönſte — ich ſchlag' Sie nicht damit tot und lauf auch nicht damit fort. Ich möcht' eben nur mal hacken," — ſagte er noch einmal und hatte dann gleich die Hacke der einen in der Hand.

Er mußte, mußte jetzt wieder einmal arbeiten, und wenn's nur Feldarbeit war.

„So nun. Ich danke ſehr. Wollen mal ſehen, wie's noch geht," und er begann zu arbeiten. Die Mädchen blieben bei einander ſtehen und ſahen ihm lachend zu.

Das Hacken machte ihm Spaß, und er ſchaffte für zwei. Es gab ein gehörig Stück.

Er ruhte nicht ein einziges Mal aus. Immer weiter. Nur manchmal guckte er herum, um das Stück abzuſchätzen. Und jedesmal war's ein ordentlich Stück mehr. Das machte ihm Weltſpaß.

So hackte er, bis er oben am Weg war. Der ganze Acker war jetzt gehackt, und die Mädchen ſtanden noch auf ihrem Platz und guckten ihm zu und waren froh.

Er kam jetzt herunter.

„Dank' ſchön, meine Schönſte! — wie Sie auch geſehen haben — es geht noch, nicht wahr? Aber, ich bitt' Sie, haben Se nicht einen Schluck Waſſer? Es hat dabei Brand gegeben."

Die Bauernmädels wußten nichts zu ſagen und lachten nur. Aber die eine lief nach der Furche und brachte einen Krug.

Er ſetzte ihn an und that einen kräftigen Zug, daß ihm die Lippen anhängen blieben.

Es war Wein. Der that ihm gut.

„So, danke ſchön."

Er wollte den Krug wieder zurückgeben.

„Trinke Se nor, trinke S'en aus," ſagte die eine.

Da guckte er ſie mit ſeinen ſchönſten Blicken dankbar an, ſperrte dann den Mund auf und ließ den Wein hinunterlaufen. Er verſtand's doch, aus einem Krug zu trinken...

„Sie haben geſehen, meine Fräuleins, daß ich arbeiten kann. Ich bin zwar meines Zeichens Schuſter, aber wenn ich Feldarbeit bei Ihnen kriegen könnte — es wäre mir ſehr recht, ich könnte ja mal Ihren Herrn Papa fragen. Das Arbeiten würde mir recht Spaß machen."

Aber die Mädels ſagten gar nichts. Sie betrachteten ihn von oben

bis unten. Das war ihm genierlich, seine Kleider waren zerrissen, der Hosenlatz stand sicher auch auf, an den Schuhen guckten die Zehen heraus. Er spürte, daß er ganz rot wurde. Die dummen Dinger standen aber auch gar zu dumm vor ihm!

Da rief's von der Straße: „Jagt doch den Stromer zum Deiwel! Hc, Lisbet, Lisett! Wie kennt Er denn mit so 'me Stromer, so 'me Lump bappele. Ich wärr' se mol Eier'm Vatter sa!"

Er drehte sich um. Wie ihm das weh that! So ein duckiger Bauer hatte es gerufen; derselbe, der ihm vorhin in der Allee begegnet war. Jetzt bekam er eine Höllenwut. Der Wein that auch noch sein Teil, und sich ganz vergessend, rief er:

„Sie Mistbauer, Sie Fink — ich — Sie wollen sich — wer weiß, wer der größte Lump ist! Ich bin ein ehrlicher Mensch, ob Du! Fahr' heim, Du Mistfink, Du Bauernvieh!"

Der Bauer drohte ihm mit seiner Peitsche und fuhr ruhig weiter. Und jetzt — jetzt sprangen die beiden Mädchen dort den Rain herab und gingen neben seinem Fuhrwerk her. Einmal drehten sie sich noch um und lachten. Jetzt konnten sie auch plaudern.

„Oh, Ihr undankbaren Bauerntrampeln," knurrte der Schuster ihnen nach. Dann war er still.

Aber nichts — er war doch ein Lump, wenn er auch arbeiten wollte .... Ja, ja! Und so dreckige Bauern konnten ihn ... ja, ja!

Er lachte jetzt wieder, auch ein bißchen spöttisch, aber mehr zornig.

Dann ging er müde die Straße weiter, nach dem Dorfe zu.

Er war also doch ein Lump und mußte auch einer bleiben. So war's also nichts mit dem Anderswerden.

Ja, aber was war denn da noch etwas?!

Weiter stromern? Nein, nein. Er fühlte etwas besseres in sich, und dabei mußte er wieder an den Vater und an die Mutter denken. Besonders an die Mutter, die noch lebte. Und er mußte auch daran denken, wie er noch ordentlich war, in guten Kleidern ging, etwas auf sich hielt, in Hamburg ein dralles, sauberes Mädchen am Arm spazieren führte. Ganz besonders daran mußte er denken, an all die guten und schönen Tage. Da faßte ihn eine Sehnsucht nach den besseren Tagen. Es wurde ihm ganz heiß dabei.

Doch es war ja nichts damit. Selbst dieser Bauer durfte ihn ja jagen, und diese Bauernmädchen mußten sich seiner schämen. O, gegen früher! Und er schämte sich vor sich selbst.

Das that ihm bitter weh. Alles war lahm gelegt. Er selbst hatte sich alles lahm gelegt, und er war — er war ausgestoßen worden. Er

war ein Tagedieb, ein Faulenzer, ein Lump geworden. Damit war alle Ehre hin. Die Arbeit ist doch die höchste Ehre für den Mann. O, wenn er nur wieder arbeiten dürfte, wenn er nur dürfte!

Aber diese arbeitenden stolzen Menschen, sie wollten ihn ja nicht mehr. Er durfte nicht mehr arbeiten, er war dieser Ehre nicht wert. . . . . .

Aber es muß anders werden. . Er hatte einen Entschluß gefaßt. . .

So kam er ans Dorf.

Eigentlich hätte er gern noch einen Schnaps getrunken. Aber er hatte keinen Pfennig mehr in der Tasche. Und betteln, bei diesen Bauern bettein! — Nicht für alles, und er verzichtete auf einen Schnaps.

Am ersten Hause blieb er stehen. Nur nicht mehr unter Menschen, — und er schlug den Feldweg ein, der ins Wiesenthal führte. Durch die Wiesen floß ein Bach, an dessen Ufern Weidenbäume gepflanzt waren. Er suchte sich einen schönen Weidenbaum aus und hockte sich unter ihn. So langsam fing's an zu dämmern. Aber ganz blaß wandelte schon die volle Mondscheibe am Himmel, es war also Vollmond zu erwarten. Bis er kam, konnte er ja noch warten. Und er legte sich ins grüne Gras. . .

Allmählich war das Feld leer geworden. Der Vollmond wollte auch gar nicht kommen. Licht, Licht! Und endlich kam auch der Vollmond.

Der arme Verzweifelte zog jetzt seine Papiere heraus. Da der Heimatschein. Er hielt ihn in die Höhe und las mit Mühe: „Johannes Dewall, geboren 25. August 1862 zu Hallersklingen, Sohn des Jakob Dewall I. und seiner Ehefrau Margarethe, geb. Freising, wurde getauft am 31. August in der Pfarrkirche zu Hallersklingen. Der Pfarrer: Bückler."

„Wurde Schuster, soff dann Schnaps und wurde ein Lump, der fürs Leben nichts mehr wert ist," ergänzte er noch bitter.

Dann riß er den vergriffenen Schein in viele winzig kleine Fetzchen. „Kein Mensch soll wissen, wer ich bin," und damit warf er sie ins Wasser.

Dann nahm er sein Wanderbuch. Er blätterte es durch und las laut die Namen der Städte, in denen er gearbeitet hatte. Das dauerte lange. Dann riß er auch das in kleine Fetzchen, sagte: „Gar nichts soll meine Mutter erfahren können," und warf sie ins Wasser. Auch der Hut folgte und der Stock. Dann zog er den Rock und die Hosen aus, so daß er nur noch im Hemd war. Von den Hosen riß er zwei Streifen herunter, band sie zusammen und prüfte die Schlinge auf ihre Festigkeit an einem Aste, indem er sie um diesen legte und sich mit beiden Händen daran hängte. Sie trug ihn.

Dann guckte er sich um. Niemand in der Nähe. Auf dem Kirchturm des Dorfes schlug es zehn. Es fiel ihm jetzt ein: war nicht seine Mutter um zehn Uhr abends auch mit ihm niedergekommen? Ja — na also, „um

zehn Uhr war dein Eingang, sei nun auch dein Ausgang," deklamierte er. Wie es ihm nun so wohlig ward!

Er saß auf dem Weidenbaum und knüpfte sich die Schlinge um den Hals. Wollust durchrieselte ihn, wie er die Schlinge spürte, wahre Wollust. Ha, und dazu der prächtige Mondschein! Wie das lustig war, wie der tanzte, von Feld zu Feld, von Baum zu Baum und immer lustig durch die Äste. Und er hörte seine Töne, und vor seinen Augen entstand ein rotes Bild, das so warm aufregte, — eine Stunde des Glückes aus seinem Leben. Ein Glück in heißer Brunst. . . . Eine schöne Hamburgerin, mit runden Formen, so rund, so zart, ha so zart! Und er allein bei ihr, hoch droben im Dachstübchen, und ringsum schwieg die weite Welt für sie beide, — nur der Mondschein tanzte vor dem Fenster, von Dach zu Dach. Und das — war — gar — zu — lustig — gar — zu — lu — — — — — — —

Er hatte sich aufgehängt. . .

Und der Vollmond schien auf sein schmutziges Hemd und auf sein entstelltes Gesicht. Sein Herz stand still — und ringsum war heilige Ruhe.

Der Feuerstoff und die wirkliche Ursache der Epidemien.

Von L. Mann.

(Berlin.)

„In den Wasserstoffatomen liegt das Gefühl," offenbarte neulich ein Berliner Blatt seinen akademisch gebildeten Lesern. Mag diese kühne Behauptung auch mehr durch das Bedürfnis einer neuen Reklame für den großen Wasserkopf, als durch die Erinnerung an die thränenreiche Hekuba veranlaßt sein, so kennzeichnet sie doch recht deutlich die schreckliche Geistesepidemie, welche das Eindringen der materialistischen Dogmen und die Beseitigung aller früheren Annahmen von feineren, als Grund und Träger der psychischen Erscheinungen dienenden Substanzen erzeugt hat.

Immer und immer wieder hat Verfasser darauf hingewiesen, daß die jetzt herrschenden Hypothesen von geheimen, den Körperteilchen selbst immanenten Anziehungskräften und deren unvermittelten Fernwirkungen nicht nur mit allen Erfahrungsthatsachen im schroffsten Widerspruch stehen, sondern selbst mit den klar ausgesprochenen Ansichten eines Newton und Lavoisier, auf deren Autorität sich die Materialisten bei Verbreitung ihrer Irrlehren hauptsächlich berufen. Auch in diesem Blatte war schon zweimal

(1891, Heft 12 und 1892, Heft 10) versucht worden, den Leser von dem Vorhandensein feinerer, mit keinem chemischen Element vergleichbarer und in verschiedenen Aggregatzuständen auftretenden Substanzen zu überzeugen und aus deren Wechselwirkungen mit der groben Körpermaterie das Wesen der Elektrizität, die Ursache aller chemischen, physikalischen und physiologischen Erscheinungen und den Zusammenhang zwischen physischer und psychischer Welt zu erklären. Dabei waren schon einige Andeutungen über die Wirkungsweise des Feuerfluidums als Lebenssaftes und Gewebekittes im menschlichen Körper und über die Entstehung der Epidemien gegeben worden; heute nun, wo die Hinfälligkeit aller Dogmen der modernen, recht eigentlich als Religion des Materialismus bezeichneten Schulmedizin wieder offenbar geworden und wo selbst viele Ärzte sich mit Reue und Scham von der Irrlehre abwenden, scheint der richtige Augenblick gekommen, dem Leser auch den epidemiologischen Teil unseres Werkes*) eingehender darzulegen und die Übereinstimmung unserer Annahmen mit allen Erfahrungsthatsachen zu zeigen.

Aller Anfang ist zwar schwer, dem Eindringen unserer neuen Lehre aber wurden noch ganz bedeutende Hindernisse durch die Tartüfferien der Zünftler bereitet. Nachdem man sich einmal mit der Unbegreiflichkeit von geheimen, latenten und potentialen Kräften abgefunden hatte, konnte man jedes Nachdenken über den Zusammenhang der Dinge sparen und brauchte bei jeder späteren wahrgenommenen Erscheinung nur der Körpermaterie eine neue Kraft anzudichten und diese auf einen schönen, fremdartig klingenden Namen zu taufen, wenn auch das Wesen der Sache dadurch ebensowenig erklärt wurde, wie die Wirkung des Opiums durch dessen vertu soporifique.

Die unermeßbare Menge der allein schon der unorganischen Materie beigelegten geheimen Kräfte reichte aber noch lange nicht zur Erklärung der einfachsten physiologischen Erscheinung aus; hier mußte man unter den vielen neuen Kräften selbst solche einführen, die sich gegenseitig aufheben, so in jedem Nervenelement eine angesammelte Spannkraft und daneben eine ebenfalls immanente Kraft, welche die Umsetzung der Spannkraft in lebendige Kraft verhindert; an allen Fragen nach Ursprung, Wirkungssphäre und Verbleib dieser Kräfte, nach Entstehungsweise einer festen Struktur und der Vererbung aller Formen und Eigenschaften ging man stumm vorüber oder suchte durch nichtssagende Phrasen über das Dunkel hinwegzutäuschen. Nur auf zwei solcher in physiologischen Schriften stets wiederkehrenden leeren und zu den wildesten Konjekturen führenden Behauptungen wollen wir hier eingehen, weil sie zu unserem Thema hinüberleiten.

*) Der Feuerstoff, S. 72—80. Berlin, Verlag von H. Steinitz.

Nach der einen Ansicht sollen alle Lebenserscheinungen ausnahmslos auf Oxydationsprozessen beruhen. Nun wissen wir jetzt bestimmt aus den eigenen Schriften von Lavoisier, daß die bei der Verbrennung wahrgenommenen Erscheinungen gar nicht von den Sauerstoffteilchen selbst, sondern gerade durch das von den modernen Physiologen abgeleugnete Phlogiston erzeugt werden; auch ist allgemein bekannt, daß Halogene und andere, keine Spur von Sauerstoff enthaltende Substanzen ebenfalls die Verbrennungserscheinungen bewirken, sowie daß manche Organismen sogar nur bei Luftabschluß gedeihen, andere wieder zeitweise ein latentes oder Keimleben führen. Andererseits wird eine Umwandlung des Lichtes in Lebenskraft behauptet, obwohl dies gerade nach den atomistischen Anschauungen ganz unbegreiflich ist, aber auch mit allen Erfahrungsthatsachen in Widerspruch steht. Im Gegenteil beobachten wir täglich, daß das Licht die organische Materie auch zerstört und für diese Wirkung bietet unsere Lehre die einfachste Erklärung, die zu völlig neuen Ansichten über das Freiwerden der latenten Kräfte führt und sofort Licht über den Zusammenhang der Erd- und Himmelskräfte bringt.

Wir hatten nämlich nachgewiesen, daß die sogenannten Elementaratome wirklich kleine Körper von unveränderlicher Masse, Größe und Gestalt sind, daß sie in allen Weltwesen lediglich als starre Bausteine dienen, und daß sie in der organischen Materie die eigentlichen conservatores formarum et specierum bilden, weil sie hier, wie die Knochen in Wirbeltieren, zu einem festen Gerippe verbunden sind. Weiter war gezeigt worden, daß der schon jetzt als Träger der Lichtbewegung supponierte Äther auch bei seiner äußerst geringen Dichte doch wegen der ungeheuren Geschwindigkeit seiner Teilchen eine Spannkraft von über hunderttausend Atmosphären besitzen muß, daher alle sich unmittelbar berührenden Körperteilchen zusammenpreßt, wie der Luftdruck die Magdeburger Halbkugeln; im permanenten Ätherdruck liegt die Ursache der verschiedenartigsten, jetzt auf Anziehungskräfte und geheime Eigenschaften zurückgeführten Erscheinungen. Diese Erklärung der Ätherwirkungen scheint jetzt endlich auch den Fachgelehrten einzuleuchten, wenigstens beginnt man schon, den Ätherteilchen wieder Masse und damit Stoßkräfte beizulegen, obwohl schon dadurch alle bisherigen, rein atomistischen Anschauungen erschüttert werden.

Nun hatte aber Verfasser zugleich noch eine dritte Weltsubstanz eingeführt, nämlich einen an Dichte zwischen Körpermaterie und freiem Äther stehenden Feuerstoff, der durch die ungeheure Ätherspannkraft an die Körper gefesselt und in deren Poren eingepreßt wird, hier zu dem sogenannten Elektricitätsfluidum condensiert und durch gute Leiter strömt, wie das Wasser in kommunizierenden Röhren. Sobald dieser flüssige Feuerstoff den auf ihm

lastenden Ätherdruck überwindet und aus der festen Materie hervorquillt, wird er unmittelbar als elektrischer Funke, Blitz, Feuerkugel und überhaupt in jeder Licht- und Feuererscheinung wahrgenommen. Erst aus der Wechselwirkung dieser drei Substanzarten konnten alle Erscheinungen völlig erklärt und durch Vergleich der Körperatome mit festen Körpern, des freien Äthers mit einem äußerst feinen Gase und des elektrischen Fluidums mit einer überhitzten Flüssigkeit deutlich veranschaulicht werden.

Durch die neue Lehre wurden zunächst Wesen und alle Erscheinungen der Elektricität klipp und klar. Bisher hatte man in Fachkreisen die Elektricität nicht als eine besondere Substanzart, sondern als eine Energieform der groben Körpermaterie aufgefaßt; dann kam durch die Untersuchungen von Clerk Maxwell und Hertz plötzlich die Meinung auf, daß der supponierte Lichtäther auch gleichzeitig Träger der Elektricitätsbewegung sei, und man behauptet demnach, daß die für den Äther undurchdringlichen Metalle wirklich Nichtleiter seien und nur an ihrer Oberfläche eine Leitung erfolge. Diese Hypothese steht nun nicht allein mit allen Erfahrungsthatsachen in Widerspruch, sondern zerstört das ganze Fundament der Elektricitätslehre.

So unmöglich eine Hydraulik ohne Supposition einer Flüssigkeit und des Luftdrucks erscheint, so undenkbar ist eine Elektricitätslehre ohne Annahme der Existenz eines elektrischen Fluidums und eines den flüssigen Feuerstoff an die Körpermaterie fesselnden Äthers. Weil an der Berührungsstelle der beiden feineren Medien stets Gleichgewicht herrschen oder mit Lichtgeschwindigkeit hergestellt werden muß, findet eine unmittelbare Übertragung aller Druckänderungen, Niveauverschiebungen und Strömungen im Elektricitätsfluidum eines Körpers auf den ihn umgebenden Äther und durch diesen wieder auf den in allen anderen Gebilden enthaltenen flüssigen Feuerstoff statt; alle elektrischen und magnetischen Erscheinungen lassen sich danach einfach auf Verdampfen und Kondensieren des Feuerstoffes, auf Ätherwehen, Ätherwellen und Veränderungen im Ätherdruck zurückführen. Zur Bestätigung dieser Annahme von verschiedenen Aggregatzuständen bei den feineren Substanzen können gerade die Versuche des Prof. Hertz über Beziehungen zwischen Licht und Elektricität, welche zur irrigen Hypothese von der Identität des Äthers mit dem Elektricitätsträger verleitet haben, am besten dienen.

Man sieht nämlich nach der obigen Darstellung sofort, daß bei dem Überströmen des elektrischen Funkens in der Hauptleitung im umgebenden Äther auch Wellen von bestimmter Form und Länge entstehen und daß beim Anlangen tiefer Wellenthäler an offenen Stellen einer Nebenleitung elektrische Funken herausgesaugt werden, da der das Feuerfluidum am

Hervorquellen allein hindernde Ätherdruck momentan geschwächt wird. Den Bluterguß aus den Hautporen bei Anwendung von Schröpfköpfen, das Herausdrücken der Stubenfenster beim Passieren von Schallwellen und viele ähnliche Beispiele hatte Verfasser früher zur deutlichen Veranschaulichung des Vorganges benutzt und immer wieder an die Analogie mit Körperaggregatzuständen und die Wechselwirkungen zwischen Luftdruck und Flüssigkeitsbewegungen erinnert. Die Anhänger der Hertzschen Hypothese vermögen ja nicht einmal für die Unterbrechung des elektrischen Stromes durch Trennung der Pole eine Erklärung zu bieten, während jeder Leser unserer Darstellung ganz begreiflich finden wird, daß der freie Äther den elektrischen Strom in derselben Weise absperrt, wie eine eingedrungene Luftblase die Flüssigkeit in kommunizierenden Röhren und daß alle durchsichtigen oder freien Äther enthaltenden Substanzen die besten Isolatoren der Elektricität sind.

Während nach den bisherigen atomistischen Anschauungen alle Erscheinungen auf Kräfte der Körpermaterie zurückgeführt werden sollten, wollen die durch die Hertzsche Theorie irregeführten Fachmänner jetzt auf einmal alle Kräfte, Licht, Elektricität, Magnetismus, sogar Wärme und chemische Affinität als Ätherwirkungen annehmen und erwähnen die Existenz einer Körpermaterie überhaupt nicht mehr. Nach unserer Lehre dagegen üben Eigenschaften und Aufbau der präformierten Körperatome den wesentlichsten Einfluß auf die Erscheinungen und führen die Wechselwirkungen unserer drei Weltbildungssubstanzen sogleich zur Erkenntnis eines bisher ungeahnten Zusammenhanges.

Derselbe durch den Ätherdruck condensierte Feuerstoff, welcher Träger der Elektricität, der latenten Wärme und der potentiellen Energie ist und dessen Ausbruch die gewaltigsten Wirkungen entfaltet, bildet doch zugleich den Kitt der Körperteilchen und bewirkt die chemischen Bindungen, den Zusammenhang in der galvanischen Kette und die Kohäsion der festen Körper. Auch hier dient wieder die Analogie der Aggregatzustände der feineren Substanzen mit denen der groben Körpermaterie zur deutlichsten Veranschaulichung. Wie durch Anfeuchten lose Staubteilchen zu einer plastischen Masse geballt oder zwei geschliffene Platten fest verbunden werden können, lassen sich durch das elektrische Fluidum Metallteilchen zusammenschweißen oder als galvanische Belegung festkitten, weil dabei der freie Äther aus den Poren verdrängt wird und nun der enorme Druck des umgebenden Äthers zur vollen Wirkung gelangt. Man braucht nur an die momentane Bindung und Trennung der Glieder der galvanischen Kette beim Öffnen und Schließen des elektrischen Stromes oder an die Fesselung unseres Körpers bei leichtester Berührung des Leitungsdrahtes bei sehr starkem Strom zu denken, um die ganze Absurdität der materialistischen Dogmen einzusehen,

wonach die unveränderlichen Körperteilchen selbst die Anziehungskräfte ausüben sollen. Vermag schon der Luftdruck die Magdeburger Halbkugeln so stark zusammenzupressen, so ist doch wohl leicht begreiflich, daß der enorme Ätherdruck die Glieder der galvanischen Kette fest verbinden muß, sobald das hindurchrieselnde elektrische Fluidum den freien Äther aus den Zwischenräumen verdrängt.

Durch die verschiedensten Mittel kann den Körpersubstanzen das elektrische Fluidum und damit der Feuerkitt entzogen werden, wir wollen hier aber nur auf die Lichtwirkungen eingehen. Durch Ätherbewegung, namentlich durch die kleineren, in die engsten Körperporen eindringenden Lichtwellen wird der auf dem Feuerfluidum lastende Ätherdruck geschwächt, der flüssige Feuerstoff verdampft oder wird in elektrischen Funken herausgesaugt, damit verschwindet dann der die Körperteilchen bindende Feuerkitt. Wie der Wind ein rasches Austrocknen feuchter Erde und deren Zerfall in Staub veranlaßt, so bewirkt starke Sonnenbestrahlung einen starken Verlust des Feuerstoffes, der latenten Wärme und des Atomkittes bei der unorganischen und organischen Materie. Diese zersetzenden Wirkungen von Ätherstrahlen bemerken wir unmittelbar bei den neuesten Versuchen von Tesla, wo verschiedene Substanzen in luftleeren und mit keinem Konduktor verbundenen Gefäßen eingeschlossen sind und nur durch die heftige, bei raschem Stromwechsel stattfindende Ätherbewegung glühend werden, ausbrennen und zerfallen. Auf einem ähnlichen Hervorlocken des Feuerfluidums durch Ätherbewegung beruhen das Leuchten und Irisieren der Wolken, das Auftreten von Elmsfeuern und Polarlichtern, die Schweifbildung und Auflösung der Kometen, wie überhaupt die wichtigsten Naturphänomene; diese Vorgänge gewähren uns aber auch sofort Aufschluß über den Einfluß des Lichtes auf die Organismen. Es findet nie eine Umwandlung des Lichtes in Lebenskraft statt, vielmehr wird durch die Sonnenbestrahlung die auf dem Feuerfluidum oder Lebenssaft der Geschöpfe lastende Ätherpressung geringer, daher die Entfaltung aller Triebe, die Auslösung der Spannkräfte und die Entwickelung der lebenden Wesen begünstigt. Natürlich muß aber der durch das Licht hervorgelockte und entzogene Lebenssaft immer wieder ersetzt werden; bei völliger Erschöpfung des Nährbodens oder bei Unterbrechung der Feuerstoffzuleitung verwelken oder verfaulen die Gewächse auch bei hinreichendem Wassergehalt, wie wir bei abgerissenen Pflanzenteilen bemerken.

Schließlich wäre noch der Zusammenhang der Lichtwirkung mit dem Auftreten von physikalischer, auf Atombewegung beruhender Wärme zu erörtern, zur Aufklärung dieses wichtigen Punktes aber ist wieder eine Beleuchtung der materialistischen Dogmen erforderlich, und es muß daher nochmals die Geduld des Lesers in Anspruch genommen werden.

Da nach den herrschenden Hypothesen der Lichtäther nicht die geringste Masse besitzen sollte, so kann er unmöglich durch seine Bewegung die Körperteilchen erschüttern und so Wärme erzeugen; unsere ganze Mechanik wäre sonst hinfällig. Es wurde nun der Körpermaterie noch eine besondere latente oder spezifische Wärme zugeschrieben, die aber nach den atomistischen Anschauungen auch nur auf Atombewegung beruhen könnte und für deren Freiwerden oder Übergang in wahrnehmbare Wärme dann jede Erklärung fehlt; in der That begnügte man sich auch hier entweder mit tautologischen Bezeichnungen, wie Auslösung, Umwandlung, Katalyse und chemischer Prozeß, oder mit einem von der betreffenden Körpersubstanz entlehnten Namen.

Und doch hatte schon Lavoisier die Ursache der Wärmeentstehung, wenigstens bei dem gewöhnlichen Verbrennungs- oder Oxydationsprozeß klar erkannt und zwar in der Verdrängung des Phlogistons aus den Körperporen und in der Ausbreitung dieses Wärmestoffes in das umgebende Mittel. Diese einfache Erklärung wird durch unsere neue Lehre bestätigt, aber durch den Nachweis des Zusammenhanges zwischen Wärme und Elektricität noch ergänzt.

Wir hatten gesehen, daß die starren Körperatome als feste Bausteine in allen Gebilden dienen und daß von ihrer Gestalt und Lagerung die Form und Weite der zur Aufnahme der feineren Substanzen bestimmten Gefäße abhängt. Bei guten Leitern sind nun die engeren Kanäle völlig mit dem flüssigen Feuerstoff gefüllt, und ein Einpressen von Sauerstoff- oder anderen Körperteilchen in das Fluidum erzeugt zunächst dessen Verschiebung oder einen elektrischen Strom, was wir bei jedem Akkumulator wahrnehmen. Kann der verdrängte flüssige Feuerstoff aber wegen schlechter Leitungsfähigkeit nicht abfließen, so quillt er aus den Körpern heraus und verdampft; die Spannkraft dieses im umgebenden Mittel sich ausbreitenden Feuerdampfes erzeugt nun zunächst die sogenannte chemische Wärme, und erst, wenn dadurch die Körperatome gelockert und gehoben werden, wie der Kolben im Dampfkessel durch den Wasserdampf, tritt auch die physikalische, am Thermometer zu messende und überhaupt die Ausdehnung der Körper bewirkende Wärme auf. Es ist zugleich einleuchtend, daß gerade durch den Verlust des sowohl die latente Wärme, wie den Atomkitt bildenden Feuerfluidums erst eine freie Bewegung der Körperteilchen möglich wird. Die Hinfälligkeit der materialistischen, auch die latente Wärme auf Atombewegung zurückführenden Hypothesen zeigt sich noch frappanter bei Betrachtung der momentanen Zersetzung von Explosivstoffen, da nach diesen auch hier Äquivalenz von Ursache und Wirkung stattfinden müßte. Wir wissen dagegen, daß schon ein geringer Stoß die Trennung der in diesen Präparaten sehr locker verbundenen Körperatome bewirkt, worauf sofort

freier Äther eindringt und nun das in ganz bestimmter Menge aufgespeicherte Feuerfluidum verdampft und die physikalische Wärme oder kinetische Energie erzeugt; der Vergleich mit der raschen Auflösung einer im sphäroïdalen Zustande befindlichen Flüssigkeitsmenge macht die Plötzlichkeit des Ausbruches beim Platzen der Ätherbande und das ganze Wesen des katalytischen Prozesses völlig begreiflich.

Man ersieht hieraus, daß die physikalische Wärme nicht nur scharf von der latenten Wärme zu unterscheiden ist, sondern daß beide Wärmearten sogar in bestimmtem Gegensatz stehen. Dieser kommt auch überall in der kinetischen Wärmetheorie zum Ausdruck, indem alle Bezeichnungen für die Wirkungen der latenten Wärme aus der älteren Wärmelehre entnommen sind, die nur bei Voraussetzung eines besonderen, von einem Körper auf den anderen übergehenden Wärmestoffes einen Sinn haben, wie beispielsweise Emission und Absorption von Wärme. Nach unserer Annahme nimmt bei höherer Körpertemperatur oder bei größerer Ausdehnung der Gefäße die Spannkraft des darin eingeschlossenen Feuerstoffes ab, während durch Temperaturerniedrigung oder Verengung der Leitungsröhren das Feuerfluidum zusammengepreßt wird. Dies bemerken wir an dem Wiederaufglühen des Eisens bei bestimmter Temperaturabnahme, an der Erhitzung dünner oder abgekühlter Stellen des elektrischen Leitungsdrahtes und an zahllosen thermochemischen und thermoelektrischen, nach den atomistischen Vorstellungen ganz unbegreiflichen Erscheinungen. Übrigens ist der Unterschied beider Wärmearten auch durch das Gefühl deutlich wahrnehmbar, wie schon in unserem zweiten Aufsatz an der Pneumapressung bei hoher Elektricitätsspannung gezeigt wurde; auch im menschlichen Körper erzeugt eine starke Abkühlung eine Verengung der Feuerstoffkanäle und damit das Unlust- und Druckgefühl, während eine den Normalzustand herstellende Erwärmung oder eine Ausdehnung der Gefäße als Erleichterung empfunden wird. Diese diametral verschiedenen, für die Krankheitsdiagnose äußerst wichtigen Wärmewirkungen werden wir unten ausführlicher erörtern, hier aber endlich unsere chemisch-physikalischen Untersuchungen abschließen und sie unmittelbar auf die Lebenserscheinungen anwenden.

Derselbe Feuerstoff, der durch starke Sonnenbestrahlung der Erde im Feuerdampf entweicht und als trockner Dunst zum Himmel steigt, bei starker Ansammlung in der Atmosphäre wieder kondensiert und im Blitz und Feuerregen zur Erde strömt, aus dieser auch als Feuerkugelquellen oder mittelst einer Elektrisiermaschine in beliebiger Menge geschöpft werden kann, wie das Wasser aus einem Ziehbrunnen, dieses selbe Feuerelement dringt auch in den dem Erdschoße einverleibten Samen, wird durch die Wurzeln in die Pflanzen gesaugt und gelangt mit den Nahrungsstoffen in die lebenden

Geschöpfe, deren eigentliche vitale Kraftquelle bildend. Als Kennzeichen jedes organischen Einzelwesens hatten wir die Entstehung eines vom äußeren Äthermedium abgeschlossenen Ätherleibes nachgewiesen, womit die Möglichkeit einer Involution und der Zeugung neuer, den präformierten Wesen ähnlicher Individuen gegeben war. Auf die Thätigkeiten der als Pneuma bezeichneten Substanz des Ätherleibes soll hier nicht nochmals eingegangen, sondern nur daran erinnert werden, daß der Spirallauf unseres Lebenssaftes oder des flüssigen Feuerstoffes in unserem Körper unter dem Druck eines äußeren und inneren Äthermediums erfolgt, daher von allen darin stattfindenden Veränderungen beeinflußt wird.

Aus obiger Erklärung der Wechselwirkungen unserer drei Weltbildungssubstanzen ergiebt sich ohne weiteres, daß auch in unseren Organen die Fülle des Feuerstoffes stets der Kapazität der betreffenden, aus Körpermaterie hergestellten Gefäße entsprechen muß und daß bei Überschreitung gewisser Grenzen oder bei zu schroffem Wechsel der Verhältnisse in der Lebensthätigkeit Störungen eintreten müssen, welche als Krankheiten zu bezeichnen sind. Den bewährten Weisheitsspruch der Alten „*μηδὲν ἄγαν*“ können wir daher im eigentlichsten Sinne auf unsere Gesundheitslehre anwenden: die Überfüllung der Gefäße mit feineren Substanzen erweist sich ebenso schädlich, wie eine zu starke Entziehung des Lebenssaftes und Gewebekittes. Abgesehen natürlich von traumatischen Schädigungen und von allen Unregelmäßigkeiten im Kreislauf des Blutes, der Säfte und der gröberen Bestandteile, haben wir daher zwei Krankheitsursachen scharf zu unterscheiden, und können wir, weil bei den Epidemien neben individuellen Zuständen auch alle tellurischen und atmosphärischen Elektricitätsverhältnisse von wesentlichem Einfluß sind, an diesen die grundverschiedenen Erscheinungen am klarsten zeigen und sie — entsprechend unserer Erklärung vom Wesen der Elektricität — in positive und in negative Krankheiten einteilen.

Die extremste Form der Seuchen positiven Charakters finden wir in der sogenannten asiatischen Pest; da diese jedoch aus den unten angegebenen Gründen heutzutage nur selten in Europa vorkommt, daher weniger allgemeines Interesse beansprucht, sollen Wesen und Symptome der positiven Epidemien zunächst an der in den letzten Jahren häufig bei uns aufgetretenen Influenza dargelegt werden, deren Benennung schon den früher wahrgenommenen Zusammenhang mit Elektricitätszuständen andeutet.

Das in dem Erdkörper befindliche und ganz allein durch den permanenten Ätherdruck an ihn gefesselte Feuerfluidum cirkuliert hier, wie das Nervenfluidum im menschlichen Körper; die Niveauverhältnisse im terrestrischen Feuerkanalsystem und Richtung und Stärke der Erdströme werden nun von Konfiguration und Leitungsvermögen der Bodenschichten, von der sort-

schreitenden und drehenden Bewegung des Erdkörpers, von allen Verhältnissen und Prozessen im Weltraum, hauptsächlich aber durch die Sonnenbestrahlung beeinflußt. Wie Zeiten von großer Dürre und Regenmangel oft mit Regen- und Überschwemmungsperioden wechseln, so können in demselben Landstrich zeitweise Mangel und zeitweise Überfluß an ätherischer Feuchtigkeit herrschen. Aus unserem Nachweis, daß gerade durch die Lichtstrahlen dem Erdkörper der flüssige Feuerstoff oder die latente Wärme entzogen wird, ist sogleich offensichtlich, daß unsere Zone im Winter am feuerstoffreichsten sein muß und daß daher diese Jahreszeit das Auftreten der Influenza und aller positiven Krankheiten begünstigt. Bei der Kürze der Tage, der schrägen Richtung und geringen Kraft der Sonnenstrahlen verdampft auch bei klarem Wetter der Erdfeuerstoff nur wenig. Veranlaßt nun eine Stauung der Erdströme in einzelnen Landstrichen eine Feuerstoffüberschwemmung und wird die Emission der latenten Wärme noch durch Windstille, Luftfeuchtigkeit, bedeckten Himmel und Schneedecke verhindert, so steigt natürlich die Influenzagefahr ganz bedeutend. In vielen Fällen ferner wird gerade zur Winterszeit und bei Eintritt ungünstiger Witterung eine fehlerhafte Lebensweise befolgt und der Ausbruch positiver Krankheiten dadurch noch begünstigt. Während im Sommer durch längeren Aufenthalt im Freien, viel Bewegung oder anstrengendere Beschäftigung der Feuerstoffverbrauch recht erheblich zu sein pflegt, wird dieser im Winter bei Aufenthalt in geschlossenen Räumen und Enthaltung von jeder erschöpfenden Thätigkeit meistens beschränkt, trotzdem aber durch kräftige, nämlich feuerstoffreiche Nahrung dem Körper noch weit mehr latente Wärme und Lebenssaft zugeführt, als im Sommer. Nahe liegt der Vergleich dieses Verfahrens mit dem Überheizen eines Dampfkessels, dem weder durch Wärmeemission noch durch Arbeitsleistung die überschüssige Kraft entzogen wird. Alle Beobachtungen während der in den letzten Jahren aufgetretenen Influenzaepidemien haben unsere Annahme bestätigt und immer mußten die in materialistischen Anschauungen befangenen Ärzte zu ihrer größten Verwunderung konstatieren, daß gerade die robustesten, wohlhabendsten und im besten Lebensalter stehenden Leute den heftigsten Anfällen unterworfen waren, daß dagegen Säuglinge, fentle Schwächlinge, Vegetarianer und alle durch harte Arbeit erschöpften Personen verschont blieben.

Längst bekannt war ja das Vorkommen der Influenza bei Tieren, namentlich bei Dienstpferden, wo besonders der schroffe Wechsel im Verbrauch der Lebenskraft und des Nervenfluidums nach Beendigung der Übungen und Feldzüge, sowie bei Übergang zur Stallfütterung im Herbst, wesentlich zu ihrer Entstehung beiträgt; hier haben endlich die Praktiker die Hinfälligkeit der bisherigen Theorien erkannt und eine mit unserer Lehre überein-

ſtimmende Behandlungsweiſe eingeführt, nämlich während des Winters recht viel Bewegung im Freien und Darreichen von leichtem, offenen Leib erhaltenden Futter; dies hat ſich namentlich bei den kräftigen Remonten ſchon glänzend bewährt.

Nach obiger Darlegung erzeugt die übermäßige Anſchoppung des Feuerſtoffes oder die Zunahme der latenten Wärme in unſerem Körper auch eine verſtärkte Pneumapreſſung, die als Druck und Schmerz empfunden wird. Daher beobachten wir als Initialſymptome der Influenza das Spannungs-, Beklemmungs- und Unluſtgefühl, Schmerz in verſchiedenen, als Akkumulatoren dienenden Organen, namentlich im Vorderhaupt und in den Augen, auch Hyperäſtheſie und Melancholie, endlich ein ganz eigentümliches Überſättigungsgefühl und das inſtinktive Verlangen nach den richtigen Heilmitteln, nämlich nach ſäuerlichen, den Feuerſtoff abſorbierenden Speiſen und Getränken. Auch alle ſonſtigen Prodromalerſcheinungen dieſer poſitiven Krankheit, wie Obſtipation, Zähigkeit und Klebrigkeit aller Säfte, Blutverdickung, Leberanſchwellung und Verſtopfung der feineren Kanäle in Nieren und anderen Organen laſſen ſich in der einfachſten Weiſe aus der Wirkung des reichlich aufgeſpeicherten, den Gewebekitt bildenden Feuerfluidums erklären.

Der eigentliche Anfall der Influenza oder des Blitzkatarrhs beruht nun auf dem gewaltſamen Ausbruch des Feuerſtoffes aus ſeinen Leitungen und Gefäßen, und kann ſowohl ſpontan erfolgen, wie durch beſondere Umſtände, namentlich leicht durch eine Erkältung veranlaßt werden. Der ſeine Feſſeln ſprengende Feuerſtoff ergießt ſich dann in das umgebende Medium, was durch Röte, Hitze, Entzündung, Gewebeſchmelzung, Exantheme, Leuchten des Atems und des Schweißes, Funkenſehen und pathologiſche Farbenerſcheinungen ſich kundgeben, aber auch die verſchiedenſten Störungen in den inneren Organen, Katarrh, Bronchitis, Bruſt- und Lungenentzündungen, gaſtriſches Fieber, Nerven- und Geiſteskrankheiten herbeiführen kann. Am heftigſten werden ſelbſtverſtändlich die Teile ergriffen, denen der Feuerſtoff in größter Menge zuſtrömt und deren Leitungen und Gefäße durch Vererbung, Überanſtrengung oder durch frühere Verletzungen und Krankheiten ſchon ſchadhaft geworden ſind. Am deutlichſten zeigt ſich aber das Freiwerden des Feuerſtoffes oder der latenten Wärme in der Fiebererſcheinung, die bei allen ſchweren Influenzafällen beobachtet wird und eigentlich den Naturheilprozeß bildet, jedoch bei allzu heftiger Entladung auch leicht zu einer Zerſtörung der Leitungen und Gefäße führt.

Seit Jahrtauſenden iſt die Thatſache allbekannt, daß eine ſtarke Erkältung unſeres Körpers oder einzelner Organe ſtets Hitze, Entzündung und Fieber veranlaßt und nach unſerer Lehre liegt der Zuſammenhang

ganz offen vor Augen, während die Schulmedizin, welche die Existenz von feineren Substanzen ableugnet und auch die latente Wärme für eine Atombewegung hält, den krassen Widerspruch zwischen ihrer Theorie und den Erfahrungsthatsachen durch immer neue Redewendungen zu verhüllen suchen muß. Absichtlich hatten wir oben ausführlicher den Gegensatz der beiden Wärmearten, der physikalischen, an der Ausdehnung der Körper zu messenden Wärme, und der latenten, auf dem Feuerstoffgehalt beruhenden Wärme, dargelegt und an dem Wiederaufglühen des Eisens beim Abkühlen und ähnlichen Beispielen die Entstehung der inneren Hitze durch die Körperkälte oder durch das Zusammenziehen der Feuerstoffgefäße veranschaulicht. Zum Vergleich mit den Vorgängen in unseren Organen können jedoch am besten die elektrischen Erscheinungen herangezogen werden, da hier die Mitwirkung von Elektricität von den Materialisten selbst zugestanden, wenngleich das Wesen nicht ergründet wird.

Nach unserer Erklärung strömt das die latente Wärme und potentielle Energie der Körpersubstanzen bildende elektrische Fluidum durch gute Leiter, wie etwa kochendes Wasser in kommunicierenden Röhren. Wird nun der Leitungsdraht durch kaltes Wasser geführt oder auf andere Weise an einer Stelle abgekühlt, so lagern sich die Körperteilchen dichter zusammen, und die feineren Kanäle darin werden verengt; natürlich muß sich hier der elektrische Strom stauen und bei größerer Stärke das Feuerfluidum hervorquellen, das umgebende Mittel erwärmen, die Drahtsubstanz selbst aber schmelzen und zerstören. Bei dem äußerst verwickelten Feuerkanalsystem im menschlichen Körper und namentlich wegen der Elasticität des vom Feuerfluidum eingeschlossenen Ätherleibes kann zwar hier die Reaktion sehr verzögert werden und je nach den im Inneren erzeugten Umwandlungen in verschiedener Weise verlaufen, immerhin beruht die spätere Entstehung von Hitze, Entzündung und Fieber auf dem Ausbruch der latenten Wärme oder des Feuerstoffes aus seinen zu eng gewordenen Leitungen und Behältern.

Wir wissen ferner, daß das Feuerfluidum den eigentlichen Lebenssaft und die Triebkraft der organischen Wesen bildet, daß daher durch Überfüllung der Lymph-, Epithelial-, Blut- und Nervenzellen neue Involutionsformen, Embryonalgestalten, Plasmodien, Sporen und andere Neubildungen entstehen, welche nach ihrer Trennung von den Urformen oder nach letzterer Zerfall wie Samen ausgestreut werden, auf günstigem, feuerstoffreichem Nährboden sich weiter entwickeln und als eigentliche Infektionskeime wirken können. Wie bei unrichtiger Behandlung der Pferdeinfluenza die Rotzkrankheit entsteht, so kann noch heutzutage durch unzweckmäßiges Verfahren jede positive Krankheit der Menschen einen pestartigen Charakter annehmen und dann infektiös und kontagiös werden. Das Auftreten der extremsten

Form der auf Überfülle an Feuerstoff beruhenden Epidemien, der sogenannten asiatischen Pest, war früher mehr begünstigt durch Wohnungsverhältnisse und Lebensweise; so erzeugten enge Abschließung, üppige Genüsse und Enthaltung von jeder anstrengenden Thätigkeit einst in den reichen englischen Klöstern pestartige Krankheiten. Jetzt ist diese Seuche wegen Änderung der sozialen und Kulturverhältnisse fast völlig aus Europa verschwunden, kommt aber noch in einigen dichtbevölkerten Distrikten Ostasiens vor, ja wütet sogar häufig unter den Kurden, solange diese Carnivoren in ihren Winterwohnräumen hausen und die Elektricitätsausstrahlung durch hohe Schneedecke und ungünstige atmosphärische Verhältnisse verhindert ist; sobald die Horden ihr Zeltlager beziehen, ist die Pest wie durch Zauber verschwunden, weil nämlich die Bewegung und Arbeit in freier Luft den in einzelnen Organen angeschoppten Feuerstoff rasch entzieht.

Auch aus den croupösen Krankheiten kann sich eine wirkliche Rachenpest oder die Diphtheritis entwickeln; das jetzt häufigere Vorkommen dieser positiven Seuche in den meisten Ländern Europas wird sogar durch unzweckmäßige Lebensweise und unrichtige Vorsichtsmaßregeln noch herbeigeführt. Die bewährte Lehre „ubi irritatio, ibi affluxus“ findet recht eigentlich auf die Bewegung des als Lebenssaft und Nervenfluidum dienenden flüssigen Feuerstoffes Anwendung; den am meisten gereizten oder gebrauchten Organen muß es in der größten Menge zufließen. Bei viel Bewegung und Aufenthalt der Kinder im Freien ist natürlich die Thätigkeit der Atmungs- und Sprachorgane besonders lebhaft; wird diese nun bei Eintritt ungünstiger Witterung plötzlich eingestellt, wie es namentlich im Herbst oft geschieht, so wird der reichlich zuströmende Feuerstoff fast gar nicht verbraucht, sammelt sich in den betreffenden Membranen, Mandeln und Bronchien an, und bei Überfülle erfolgt der Ausbruch des Feuerstoffes, was sich durch Schwellung und Entzündung der Organe kundgiebt. Die bakteriologischen Dogmen werden späterhin eingehend erörtert werden, hier mag zur Bestätigung unserer Annahme, daß die Zunahme der latenten Wärme die eigentliche Ursache ist, auf die Erfahrungsthatsachen hingewiesen werden, daß alle schweren Diphtheritis-Epidemien im Winter vorkommen und daß gerade die sorgfältig gehüteten Kinder in wohlhabenden Familien ihnen unterworfen sind, während Krankenwärter, Dienstboten und sonstige vorzugsweise der Ansteckungsgefahr ausgesetzte Personen ganz verschont bleiben.

Übrigens können bei uns auch im Sommer durch besonders ungünstige lokale und atmosphärische Elektricitätsverhältnisse, hauptsächlich durch Übersättigung der Luft mit Feuer- und Wasserdampf, Epidemien positiven Charakters herbeigeführt werden, die aber bei der meistens herrschenden hohen Temperatur einige abweichende Krankheitserscheinungen zeigen; so

sind bei Schweißfriesel, Icterus, Sumpffieber, febris recurrens und anderen positiven Krankheiten ähnliche Symptome wahrzunehmen, wie bei dem in den Tropenländern häufig grassierenden gelben Fieber.

Schließlich mag von den verschiedenen durch individuelle Disposition und Lebensweise hervorgerufenen positiven Krankheiten nur die Gicht und Plethora erwähnt werden; der ganze Verlauf beweist, daß weder harnsaure Salze, noch Vollblütigkeit, noch spezifische Infektionskeime die eigentliche Ursache bilden, sondern der in der opulenten Kost zugeführte und wegen sitzender Lebensweise nicht verbrauchte Feuerstoff; bei der Gicht staut sich das Feuerfluidum in einzelnen Organen, hindert den Kreislauf des inneren Äthermediums und erzeugt die heftigen Schmerzen, während bei der Plethora die Überfülle an Lebenssaft das Pneuma verdrängt und zur wirklichen Erstickung führt.

In jeder Beziehung entgegengesetzte Erscheinungen beobachten wir bei den negativen, durch einen Mangel an Feuerstoff erzeugten Krankheiten, deren wesentlichstes Kennzeichen daher eine Abnahme und Erschöpfung der Lebenskraft bildet. Da aber nach obigem Nachweis das Feuerfluidum nicht nur als Lebenssaft und Nervenfluidum dient, sondern auch als Kitt der Atome, chemischen Verbindungen und aller aus diesen aufgebauten organischen Zellen, Gewebe und Gefäße, so ist einleuchtend, daß sich der Verlust des Feuerstoffes auch durch Erweichung und Aufschwellung der festen Bestandteile, Zerfall der Zellen und Gewebe und schließlich durch Auflösungs- und Fäulnisprozesse kundgeben muß. Die Gährung aller organischen Substanzen beruht lediglich auf dem Freiwerden des condensierten Feuerstoffes, und weil damit auch der Atomkitt verschwindet, folgt der Gährung stets die chemische Zersetzung oder die Fäulnis. Die extremste Form der negativen Krankheiten bildet die sogenannte asiatische Cholera, weil hier neben individuellen Zuständen und Lebensgewohnheiten alle örtlichen und zeitlichen Elektricitätsverhältnisse ungünstig wirken, daher soll an dem endemischen und epidemischen Auftreten dieser Seuche der Zusammenhang aller Erscheinungen demonstriert werden.

Im mittleren Europa entsteht die Cholera gerade im Spätsommer, weil dann durch die langdauernde und intensive Sonnenbestrahlung dem Boden, der Luft, den Gewässern und allen Erderzeugnissen viel Feuerstoff entzogen ist. Ein epidemisches Auftreten wird ferner veranlaßt durch alle Umstände, welche die Zuleitung der Erdelektricität erschweren, deren Ausstrahlung aber begünstigen, so große Dürre des Bodens, heller Sonnenschein und feuer- und wasserdampfarme Luft; weil die Ausstrahlung der latenten Wärme stets abends stärker und durch keine Gegenströmung gehemmt wird, beobachten wir den schädlichen Einfluß des Aufenthaltes im

Freien während der Abendſtunden. Nie entſteht die Cholera während einer Regenperiode, bei anhaltender Bedeckung des Himmels oder bei Gewitterſchwüle, die ja nur auf der bedeutenden Spannkraft des Feuerſtoffes beruht; dagegen nicht ſelten nach Gewittern, bei beſtimmten Landwinden, die feuerſtoffarme Luft zuführen, ſowie nach allen meteorologiſchen Prozeſſen, welche die Elektricitätsſpannung in Luft und Erde beſeitigen.

Sobald man ſich nur von dem oben konſtatierten Gegenſatz der phyſikaliſchen, auf Atombewegung zurückzuführenden Wärme und der latenten, vom Feuerſtoffgehalt bedingten Wärme völlig überzeugt hat, erkennt man ſofort den ganzen Zuſammenhang der bei der Cholera mitwirkenden Faktoren. So erklärt ſich die bei allen großen Epidemien, namentlich 1892 wieder in Hamburg, gemachte Wahrnehmung, daß der heftige Ausbruch der Cholera mit rapidem Temperaturfall verbunden iſt, aus dem gleichen Urſprunge beider Erſcheinungen; erſt das Freiwerden der latenten Wärme oder die Entwickelung des Feuerdampfes bewirkt die Erwärmung der Luftſchichten, bei plötzlicher Entziehung des Feuerdampfes ſchwindet auch die Spannkraft, die Luftteilchen ziehen ſich zuſammen und die Temperatur ſinkt.

Außer der Beeinträchtigung des Erdleitungsvermögens hat große Trockenheit noch den ſchädlichen Einfluß, daß viel am Boden, namentlich an Flußufern und Mündungen aufgeſpeicherter Detritus nicht mehr vom Waſſer bedeckt und dann durch Sonnenbeſtrahlung ſehr raſch zerſetzt wird; gelangen aber dieſe Fäuluisprodukte mit dem Waſſer und Nahrungsſtoffen oder als verflüchtigte Subſtanzen mit der Luft in den menſchlichen Körper, ſo müſſen ſie wie Gifte wirken, weil ſie den Organen den Lebensſaft entziehen. Auch hier iſt die Sache ſo äußerſt einfach, ſobald man die materialiſtiſchen Dogmen völlig aufgegeben und ſich von der Identität des flüſſigen Feuerſtoffes mit unſerem Lebensſaft überzeugt hat. Wir hatten ja erſehen, daß dasſelbe Feuerelement, welches als Blitz und Feuerregen niederſtrömt und aus leitendem Erdboden geſchöpft werden kann, auch in die Pflanzen dringt und mit den Nahrungsmitteln uns zukommt. Unſere Verdauungsorgane haben den Hauptzweck, dieſen Feuerſtoff aufzuſaugen und ihn im Chylus den einzelnen Organen zuzuführen; iſt nun deren Feuerſtoffgehalt ſehr gering oder erleiden die Nährmittel bei dem Paſſieren der Organe noch chemiſche Veränderungen durch Zerfall von Atomgruppen, durch Waſſerausſcheidung oder Verflüchtigung, wobei neue leere Feuerſtoffgefäße entſtehen, ſo können ſie natürlich nicht nur keinen Feuerſtoff abgeben, ſondern ſie entziehen ſogar dem Körper noch den Lebensſaft und Gewebekitt, erzeugen an verſchiedenen Stellen, vorzugsweiſe im Magen und Darm, eigentliche Gährungen und damit die Krankheiten negativen Charakters.

Aus diesem Grunde sind schon unreife Früchte, Most, junge Weine und Biere, sowie alle längere Zeit in der Hitze aufbewahrten oder den Sonnenstrahlen ausgesetzten animalischen Nährsubstanzen in Cholerazeiten schädlich; übrigens beruht die Wirkung der Muschel-, Fleisch- und Wurstgifte, der Toxine und Ptomaine auf einem ähnlichen chemischen Prozeß, nur daß je nach der Stärke der Gifte und der Zersetzungsstelle noch abweichende Krankheitserscheinungen hinzukommen.

Natürlich können auf solche Weise zu allen Zeiten, selbst im Winter, negative Krankheiten erzeugt werden, namentlich wenn solche Zersetzungsprodukte in das Trinkwasser gelangen; da jedoch nach obiger Erklärung immer im Spätsommer die Entziehung des Feuerstoffes oder der latenten Wärme besonders stark ist und dadurch die Gährung und Zersetzung der vegetabilischen und animalischen Substanzen veranlaßt wird, so beobachten wir das Vorkommen von Diarrhöe, Brechruhr und aller sogenannten, nur graduell verschiedenen Choleraerkrankungen am häufigsten zu dieser Jahreszeit; die Entwickelung der schweren Formen aus den leichtesten und eine epidemische Ausbreitung wird aber lediglich durch besonders ungünstige tellurische und atmosphärische Elektricitätszustände der betreffenden Erdstriche herbeigeführt.

Sonnenklar zeigt sich aber die fundamentale Verschiedenheit der negativen und der positiven Krankheiten bei Betrachtung des Einflusses von individueller Disposition und Lebensweise. Während die Influenza vorzugsweise die kräftigsten Männer bei opulentem und bequemem Leben befällt, befinden sich diese in Cholerazeiten am allerwohlsten; die Choleraluft wirkt sogar als Heilmittel bei positiven Krankheiten und beseitigt Ekzeme, Gichtschmerzen und andere Symptome derselben. Dagegen unterliegen der Cholera und allen negativen Krankheiten namentlich Säuglinge, die ärmsten, ungenügend genährten Bevölkerungsklassen, sowie die durch aufreibende Arbeit oder Alkoholgenuß herabgekommenen Individuen. Ebenso deutlich lehren alle Erfahrungsthatsachen, daß, wie der Aufenthalt in engen, überfüllten Räumen zur Influenza und sonstigen positiven Krankheiten disponiert, so die freie, hauptsächlich die feuer- und wasserdampfarme Luft als eigentliches Choleragift wirkt. Ärzte, Krankenwärter, Bewohner enger Quartiere und dicht belegter Kasernen bleiben von der Cholera verschont, hingegen werden Wachtposten, Ordonnanzen, Schiffer, Fischer, die Truppen im Felde nach anstrengenden Märschen und großen Entbehrungen, namentlich aber die Pilgerscharen und alle im Freien nächtigenden Leute von ihr ergriffen. Schon 1831 hatte man das plötzliche Auftreten der Cholera bei Ausflügen, öffentlichen Nachtfesten und Ausschweifungen deutlich beobachtet, und immer wieder ist diese Erfahrung bestätigt worden; selbst die Bazillen-

forſcher haben den ſchädlichen Einfluß der meiſtens Sonntags ſtattfindenden Exzeſſe nicht beſtreiten können und deshalb die Bezeichnung „Montags-Cholera“ eingeführt, obwohl bei der Plötzlichkeit des Ausbruches und der raſchen Ausbreitung doch von einer Infektionswirkung von Vibrionen gar keine Rede ſein kann.

Der Kardinalpunkt unſerer Lehre, die völlige Verſchiedenheit der Cholera von allen Krankheiten poſitiven Charakters, war früher ſchon klar erkannt und wird auch von allen Beobachtern der vielen ſeit der Bazillenentdeckung aufgetretenen Epidemien hervorgehoben; da die Thatſachen jedoch allen bakteriologiſchen Dogmen widerſprechen, wiederholen ſich in den Berichten ſtets die Äußerungen der Verwunderung, daß die Cholera gerade in den geſundeſten und in neuen, nach hygieniſchen Grundſätzen gebauten Stadtteilen, in den breiten Straßen der Vororte, in iſolierten Häuſern und auf dem flachen Lande weit ſtärker gewütet habe, als in enggebauten und übervölkerten Stadtvierteln, daß das Zuſammenwohnen großer Menſchenmaſſen nichts geſchadet und der geſteigerte Eiſenbahnverkehr nicht den geringſten Einfluß auf die Ausbreitung gehabt habe. Wenn in einzelnen Fällen auch enge Quartiere der Großſtädte von der Seuche befallen werden, ſo erklärt ſich dies einfach aus der Thatſache, daß hier die ärmſte Bevölkerung hauſt und daß dieſe wegen der ſchlechten oder feuerſtoffarmen Nahrung beſonders zur Cholera disponiert iſt.

Erzeugt nun die Entziehung des Gewebekittes durch unreife Vegetabilien und verdorbene animaliſche Subſtanzen hauptſächlich die Magen- und Darmkrankheiten, ſo wirkt der geſteigerte Verbrauch der latenten Wärme und des Lebensſaftes bei erſchöpfender Arbeit, hoher Körpertemperatur und ungünſtigen lokalen Elektricitätszuſtänden mehr auf den Blutkreislauf und das Nervenſyſtem und verurſacht Mattigkeit, Cyanoſe, Asphyxie, Anämie und ähnliche Erſcheinungen der negativen Krankheiten. Allgemein bekannt iſt endlich, daß bei Kindern und leicht erregbaren Perſonen auch Schreck und Angſt plötzlich Diarrhöe, Myelitis und ſonſtige Krankheiten negativen Charakters herbeiführen, was nach unſeren Ausführungen im zweiten Artikel über den Zuſammenhang der phyſiologiſchen und pſychiſchen Erſcheinungen leicht begreiflich iſt; zweifellos muß die Angſt vor dem Kommabazillus, ſowie die Aufregung und Ruheſtörung, welche die Kontagioniſten durch ihre brutalen Maßregeln veranlaſſen, die Choleragefahr weſentlich vergrößern.

Aus der großen Zahl der durch individuelle Konſtitution und kulturelle Einflüſſe herbeigeführten Krankheiten negativen Charakters wollen wir allein die Lungenſchwindſucht erwähnen, weil hier an allen Symptomen die wirkliche Urſache, das Schwinden des den Lebensſaft und Gewebekitt bildenden Feuerſtoffes, beſonders klar hervortritt.

Das einem elektrischen Extricator vergleichbare Lungenorgan muß sehr locker und elastisch aufgebaut sein, damit eine möglichst große Oberfläche mit der einströmenden Luft in Berührung kommt. Nach der Annahme von Lavoisier beruht der Oxydationsprozeß auf dem Verdrängen des Phlogistons durch Sauerstoffteilchen; auch beim Atmen wird nun dieser im Venenblut angehäufte Feuerstoff oder die latente Wärme frei und verleiht dem Körper die erforderliche Lebenswärme und Spannkraft. Es ist wohl ohne weiteres klar, daß der Verbrauch mit der Menge des zugeführten Lebenssaftes in richtigem Verhältnis stehen und daß der Gang des Trieb- und Pumpwerkes stets ungestört bleiben muß. Abgesehen von mechanischen Einwirkungen, Quetschungen, Eindringen von Staub oder anderen Fremdkörpern, lassen sich die Störungen im Lungenorgan auf zwei Ursachen zurückführen. Einmal kann durch übermäßige Anstrengung, besonders beim Laufen und Tanzen, eine zu heftige Strömung der feineren Substanzen und ein Ausbruch des Feuerstoffes erfolgen, der selbst, wenn nicht sofort eine Gefäßzerreißung oder ein Blutsturz eintritt, doch eine Entzündung und Gewebeschmelzung veranlassen kann, die dann als galoppierende Schwindsucht erscheint. Andererseits wird durch mangelnde Übung und unzureichende Ernährung des Organs, durch Schlaflosigkeit, geistige Beunruhigung und Kummer die schleichende Schwindsucht oder die eigentliche Auszehrung (consumption) herbeigeführt. Hier kann die Auflösung des Lungengewebes mit dem raschen Zerfall eines brennenden Lampendochtes beim Fehlen des Brennmaterials verglichen werden. An dem Verlauf und den Folgen des Fiebers bei dieser Schwindsuchtsform erkennt man wieder recht deutlich den diametralen Unterschied der negativen und positiven Krankheiten; während bei Influenza und den verwandten Krankheitsarten das Fieber den überflüssigen Feuerstoff beseitigt und deshalb als Naturheilprozeß betrachtet werden kann, ist das hektische Fieber eine Folge der Auflösung der inneren Feuerstoffgefäße und des Freiwerdens des Restes der latenten Wärme, und darum ist hier der Verlust des Lebenssaftes und Gewebekittes in der Regel der nahe Vorläufer des Todes. Aus den Erfahrungsthatsachen hatte man übrigens längst die höchst gefährlichen Fieberwirkungen bei der Auszehrung erkannt und war überhaupt schon zu richtigen Ansichten über Einfluß von Lebensweise, Konstitution und Vererbung auf die Schwindsuchtsentstehung gelangt, nach unseren Untersuchungen ist ja auch leicht begreiflich, daß Engbrüstigkeit, fehlerhafte Einrichtung des Feuerkanalsystems und Lockerheit des Lungengewebes ebenso leicht vererbt werden können, wie Augen- und Haarfarbe, Körpergestalt und besondere Geistes- und Charaktereigenschaften.

Allen früheren, auf Erfahrungsthatsachen begründeten Anschauungen entgegen wurde nun vor einigen Jahren apodiktisch behauptet, daß die

Lungenschwindsucht und eine der verschiedenen Choleraformen, die als asiatische Cholera bezeichnet wurde, lediglich durch das Eindringen eines spezifischen Spaltpilzes erzeugt würden, und obwohl kein einziger stichhaltiger Beweis dafür erbracht wurde, fand die Ankündigung bei den meisten Vertretern der exakten medizinischen Wissenschaft blinden Glauben. Jeder Leser unseres Nachweises von der groben Fälschung der Lehre von Lavoisier und von der Existenz der feineren, als Träger des Lichtes, der Elektricität, der latenten Wärme und der chemischen Kräfte dienenden Substanzen wird wohl überzeugt sein, daß die materialistischen Dogmen über diese physiologischen und biologischen Fragen noch weniger Auskunft gewähren können, als über die Erscheinungen der unorganischen Natur; die heillose Verwirrung und Beunruhigung, welche die neuen kontagionistischen Hypothesen hervorgerufen haben, erheischen doch einen kurzen Rückblick auf die Bazillenentdeckung. Dabei mag vorweg bemerkt werden, daß unsere Angaben sich nur auf allgemein bekannte Thatsachen und auf Berichte, die in medizinischen Zeitschriften veröffentlicht und unwiderlegt geblieben sind, stützen sollen.

Bei dem als Erzeuger der asiatischen Cholera supponierten Vibrio wurde zunächst die Konstanz der Kommagestalt mit aller Entschiedenheit betont, die ersten Einwendungen erfahrener Naturforscher, selbst einiger Universitätsprofessoren, in der schroffsten Weise abgewiesen und sogar erklärt, daß der geringste Zweifel an der Konstanz der Form den Wert der ganzen bakteriologischen Untersuchung beeinträchtigen würde. Anfänglich wurde den Gegnern völliger Mangel an Verständnis und Anwendung fehlerhafter Methoden vorgeworfen, dann sollten Verunreinigungen stattgefunden haben, späterhin wurde die Ableugnung unmöglich, und deshalb das Vorkommen von Veränderungen auf Erkrankungen und Verkrüppelungen zurückgeführt. Bei strengster Befolgung des vorgeschriebenen Kulturverfahrens konnte nicht einmal eine Formveränderung verhindert und ein typisches Wachstum der Kommas erzielt werden, und doch sollten im Körper des Cholerakranken, wo eine rapide Zersetzung der Epithelschichten stattfindet und fast keine Zelle unverändert bleibt, ganz allein die Kommas ihre Gestalt behalten! Erst als auf Ärzte-Kongressen von den verschiedensten Seiten berichtet war, daß man durch geeignete Behandlung aus den Kommas völlig abweichende und ganz wunderbare Formen gezüchtet habe, wagte man keinen Widerspruch mehr.

Man suchte deshalb zweitens ganz bestimmte Merkmale und Wirkungen zu konstatieren, wie Farbenreaktionen, Verflüssigungsart des Nährbodens und Phosphorescenz, an denen die echten Choleravibrionen von allen ähnlichen Formen zu unterscheiden wären; bei der Nachprüfung jedoch haben sich auch diese Annahmen als hinfällig erwiesen, und namentlich hat die Rotreaktion, das Hauptkriterium für die Differentialdiagnose der Cholera,

augenblicklich jeden Wert verloren, weil sie auch bei Vibrionen beobachtet worden ist, die sicher nichts mit der Cholera zu thun haben.

Vor allen Dingen fehlt aber drittens der bakteriologischen Hypothese jede Grundlage, weil weder vor noch nach Verkündigung derselben irgend ein Beweis erbracht ist, daß das Eindringen des Choleravibrio wirklich die Cholera erzeugt. Alle Tierexperimente waren anfänglich mißlungen, und als man späterhin durch scharfe Extraktivstoffe das Epithel zerstört hatte, erzeugten enorme Mengen von Kulturflüssigkeit wohl bei schwächlichen Tieren eine Lähmung, wie dies auch bei Durchschneidung der Darmnerven wahrgenommen wird, nie aber eine wirkliche und durch Kontagion auf andere Tiere übertragbare Choleraerkrankung.

Viertens haben sich viele Ärzte und Laien zu Versuchsobjekten selbst hergegeben und ganze Kommakolonien ohne Schädigung ihrer Gesundheit verschluckt; bei schwacher Konstitution und besonderer Disposition für negative Krankheiten erzeugten natürlich die in großer Menge in der Kulturflüssigkeit enthaltenen Zersetzungsprodukte Darmkrankheiten, die Symptome einer schweren Choleraerkrankung fehlten aber stets. Nach unserer Lehre von den Funktionen des Feuerstoffes als Lebenssaft und Gewebekitt ist es ganz selbstverständlich, daß auch die Virulenz der Choleravibrionen ebenso nach Belieben verändert werden kann, wie ihre Form; dies ist jetzt auch von den Ärzten erkannt und durch die neuesten Forschungen obenein erwiesen worden, daß viele andere im menschlichen Körper gefundene Mikrobien, sogar die stets vorhandenen und nicht für pathogen gehaltenen Saprophyten, durch geeignete Behandlung noch virulenter werden können als die Choleravibrionen.

Trotz alledem wird auch gegenwärtig noch an der Behauptung festgehalten, daß jeder Mensch an der asiatischen Cholera leide, in dessen Entleerungen auch nur ein Kommabazillus gefunden wird. In allen seit der Kommaentdeckung aufgetretenen Epidemien war nun schon sicher konstatiert, daß die Schwere der Erkrankung nie mit der Menge der Bazillen im Verhältnis steht und daß in vielen tödlich verlaufenen Fällen überhaupt keine Vibrionen gefunden werden konnten; jetzt sind vielfach die echten Kommas bei anderen Krankheiten entdeckt worden, ja sogar bei Personen, die sich völlig wohl befanden und auch vorher weder krank noch einer Ansteckungsgefahr ausgesetzt waren: nach der Grundannahme, auf welcher die moderne Bakteriologie beruht, kann man somit an der echten asiatischen Cholera leiden, ohne die geringste Störung des Wohlbefindens zu bemerken!

Nach den kontagionistischen Anschauungen hätten doch gerade durch die eben erwähnten Versuche an Menschen die heftigsten Epidemien entstehen können; wenn schon das Auffinden einzelner Kommas bei choleraverdächtigen Personen Veranlassung giebt, sie und ihre Angehörigen zu isolieren, ihre

Wohnungen und Effekten der gründlichsten Desinfektion zu unterwerfen und die schärfsten Absperrungsmaßregeln zu ergreifen, so mußten unbedingt alle jene Ärzte, die anerkannt echte Vibrionen massenweise verschluckt hatten, als die gefährlichsten Infektionsträger betrachtet und isoliert werden; natürlich brachten diese Versuche, selbst wo Erkrankungen eintraten, ebensowenig, wie etwa Fleisch- und Wurstvergiftungen, Gefahr für ihre Umgebung.

Statt von den Einwendungen ihrer Gegner Notiz zu nehmen und wenigstens zu versuchen, ihre perverse Hypothese mit den Erfahrungsthatsachen einigermaßen in Übereinstimmung zu bringen, haben sich die Kontagionisten seit der Bazillenentdeckung lediglich bemüht, bei jedem Choleraausbruch einen Einschleppungsweg nachzuweisen und ist dies trotz der großen Zahl der Erkrankungen in keinem einzigen Falle gelungen; entweder beruhten die betreffenden Berichte auf ganz willkürlichen Annahmen, oder sie stellten sich bei näherem Nachforschen als völlig unwahr heraus. Gleich im Herbst 1886, wo man in Finthen bei Mainz bei einigen durch Obst- und Mostgenuß erkrankten Personen zum ersten Mal in Deutschland die Kommas gefunden hatte, zeigte sich die völlige Unmöglichkeit einer Einschleppung; die Kontagionisten wollten daher glaubhaft machen, daß die Bazillen von einem Eisenbahnzuge abgesprungen seien, der aus Ungarn, dem einzigen damals verseuchten Lande, gekommen und in einer Stunde Entfernung an Finthen vorübergefahren war. Zu ähnlichen phantastischen Konjekturen mußte man bei allen späteren Bazillenfunden greifen und als man damit keinen Glauben mehr fand, als namentlich 1892 durch die vielen Flüchtlinge aus Hamburg nirgends eine Epidemie entstanden war, wurde man in seinen Behauptungen etwas vorsichtiger und suchte nur durch Redewendungen, wie „so gut wie gewiß" oder „weist darauf hin" die Annahme einer Einschleppung als wahrscheinlich hinzustellen, wenn im Umkreis von 50 Meilen schon ein Cholerafall vorgekommen war.

Nach dem Mißlingen aller Versuche, die kontagionistische Hypothese zu retten, verfiel man schließlich wieder auf die alte Trinkwassertheorie und mußte den bakteriologischen Dogmen gemäß nun behaupten, daß durch das Vorkommen einzelner Choleravibrionen die größten Ströme verseucht würden und daß überall die asiatische Cholera entstehe, wo das Trinkwasser aus ihnen geschöpft werde. Diese letzte Ausfluchtshypothese wurde jedoch sofort widerlegt, da man bei dem eifrigen Suchen schon im April 1893 in mehreren Flüssen Frankreichs und anderer Länder zahlreiche Kommas fand, ohne daß dadurch irgendeine Epidemie entstand, während bei der Änderung der Elektricitätszustände im Hochsommer fast in allen Ländern Europas gleichzeitig die verschiedenen Formen der Cholera und Ruhr auftraten, denen auch Alkoholisten und andere Feinde des Wassertrinkens unterlagen.

Daß das Trinkwasser übrigens in Cholerazeiten wegen des Verlustes an latenter Wärme und seiner häufigen Verunreinigung durch Zersetzungsprodukte schädlich wirken kann, und daß Fischer, Schiffer und alle am Wasser beschäftigten Leute der Choleragefahr besonders ausgesetzt sind, ergaben ja unsere obigen Untersuchungen.

Stehen nun schon alle bei Choleraausbrüchen beobachteten Thatsachen, das plötzliche Entstehen und Verschwinden der Epidemie, die Immunität vieler Ortschaften trotz lebhaftestem Verkehr mit verseuchten Distrikten, die seit 1831 stets wahrgenommene Nichtkontagiosität und das gleichzeitige Auftreten von Diarrhöe, Brechruhr und der verschiedenen choleraähnlichen Krankheiten zu einer bestimmten Jahreszeit, im schroffsten Widerspruch mit den bakteriologischen Dogmen, so hat sich deren Hinfälligkeit noch eklatanter bei ihrer Anwendung in Schutzmaßregeln und Heilmethoden gezeigt; hier wenigstens haben alle Anhänger der antiparasitären Behandlung das Walten der Nemesis erkannt.

Aus dem nachgewiesenen Gegensatz der positiven und der negativen Krankheiten können wir sicher schließen, daß auch die allgemeinen Heilmittel für jede der beiden Krankheitsarten grundverschieden sein müssen. Wie man Elektrophore laden und entladen, Eiweiß in Toxalbumin verwandeln, elektrische Fische unschädlich machen und nach der wahren Lehre von Lavoisier den Körpern die latente Wärme oder den Feuerstoff entziehen kann, so läßt sich auch bei dem menschlichen Organismus durch phlogistonische und antiphlogistonische Mittel die Lebenssaftmenge regulieren und ein kräftiger Kreislauf des Feuerfluidums herstellen. Mit den allerneuesten Experimenten, die Trennung der Toxine von den Antitoxinen durch Elektrolyse zu bewirken, gelangen eigentlich die Bakteriologen auf denselben Weg.

Spezifische Medikamente können natürlich nicht an dieser Stelle vorgeschlagen werden, aber ohne weiteres ist aus unserer Lehre zu entnehmen, daß beim Herrschen der Influenza und ähnlicher positiver Krankheiten eine vegetarische Lebensweise, der Genuß von Essig, Salz, Citronen, Dünnbieren und jungen Weinen, anhaltende Bewegung im Freien, Dampfbäder und alle dem Körper den überflüssigen Feuerstoff entziehenden Mittel zweckmäßig sein müssen. Die Wirkung des Alkohols und aller sogenannten Excitantien beruht ja gerade darauf, daß das Feuerfluidum frei wird und dadurch die Pressung auf das eingeschlossene Pneuma oder den Ätherleib, welche das Druck- und Unlustgefühl erzeugt, sich vermindert. Man muß nur völlig klar darüber sein, daß man durch diese Heilmittel keine Stärkung, sondern eine Entziehung des Lebenssaftes, also eigentlich eine Schwächung des Organismus erzielen will, dann erscheint es selbstverständlich, daß Alkohol und sonstige Erregungsmittel in allen Fällen schädlich sind, wo kein Überfluß an Lebenssaft vorhanden ist.

In Perioden degegen, wo viel Brechruhr, Cholera und ähnliche negative Krankheiten vorkommen, muß die einzige Aufgabe sein, den Verlust an Feuerstoff, latenter Wärme und Gewebekitt möglichst zu verhindern oder bald zu ersetzen, was durch roborierende Kost, stickstoffreiche Nährstoffe, Bouillon, Fleisch, Eier, Käse und Butter, durch Aufenthalt in geschlossenen Räumen und Enthaltung von unnötiger Bewegung im Freien und erschöpfender Arbeit zu erreichen ist. Mit diesen auf eigene Beobachtungen gestützten Grundsätzen stehen nun alle Maßregeln und antibazillären Behandlungsmethoden der Kontagionisten im schroffsten Widerspruch. Als 1885 die Begeisterung für die Kommaentdeckung den Höhepunkt erreicht hatte, schrieb Verfasser wörtlich: „Einfach kann man konstatieren, daß alle das Wachstum der Kommas befördernden Mittel auch für den Cholerakranken geeignet sind, daß dagegen sämtliche dem Bazillus schädlichen Stoffe dem Cholerapatienten Verderben bringen.“ Diese Voraussage hat während aller seitdem aufgetretenen Choleraepidemien volle Bestätigung erhalten, und kein Arzt hegt jetzt noch Hoffnung auf die sogenannte innere Desinfektion oder die antiparasitäre Behandlung. Praktische Ärzte sind auch schon zu unserer Heilmethode übergegangen, und ein Direktor eines Berliner Krankenhauses empfahl zuletzt als bestes Choleramittel „die denkbar kräftigste Bouillon“, also gerade die dem Gedeihen des Choleravibrio günstigste Nährsubstanz, vor deren Anwendung die Theoretiker deshalb heute noch warnen.

Nach unseren Untersuchungen sind alle Zersetzungsprodukte und faulenden Substanzen in Cholerazeiten für die Menschen äußerst gefährlich; die durch die bakteriologischen Dogmen erzeugte grenzenlose Verwirrung offenbarte sich nun am deutlichsten, als bei dem Choleraausbruche in Wien 1886 die Sanitätsbehörden die Beseitigung der Fäkalien verbieten wollten, weil diese erfahrungsmäßig die Kommabazillen rasch vernichten, daher nach logischen Konsequenzen der Bakteriologie ihre Anhäufung dienlich sein müßte; hier zeigte sich aber die Macht der Thatsachen doch stärker, als der Glaube an die Errungenschaften der Schulwissenschaft, und die verhängnisvolle Maßregel mußte unterbleiben.

Von allen Behauptungen der Bakteriologen blieb ganz allein unwiderlegt das Vorkommen von Kommaformen auch bei vielen Cholerafällen, und dies Zusammentreffen ist der einzige Grund, weshalb heute auch viele unbefangene Ärzte noch glauben, daß dieser Vibrio doch etwas mit der Cholera zu thun haben müsse. Aber auch diesen Punkt hatte Verfasser bereits vor zehn Jahren aufgeklärt und die Entstehung der Bazillen aus den zerstörten Geweben nachgewiesen. Die Zellen des Darmepithels und der Follikel sind nach unseren Untersuchungen korbartige Gebilde, deren Teile vom flüssigen Feuerstoff verkittet werden, wie die Glieder einer

galvanischen Kette durch das hindurchrieselnde elektrische Fluidum. Bei starker Entziehung dieses Gewebekittes erweitern und lockern sich zunächst die Zellen, dann zerfallen sie der Reihe nach in Reifen, Fasern, Perlschnüre, Doppelkommas, Spirillen und Kokken. Bei dieser Entstehungsweise ist völlig begreiflich, daß die isolierten Kommagestalten nur in einem bestimmten Zersetzungsstadium vorkommen, daß sie mit zahlreichen anderen Formen vermischt sind, daß sie immer in den tiefsten Schichten des Darmepithels liegen, dagegen fast nie in anderen, noch unverletzten Organen oder gar in den sogenannten Eingangspforten gefunden werden. Den sichersten Beweis für die Richtigkeit dieser, jetzt schon von mehreren Ärzten geteilten Ansicht liefern die Bakteriologen selbst durch ihre Zeichnungen der betreffenden Präparate; aus der Anordnung der Bazillen läßt sich nämlich ihr früherer Zusammenhang in gezackten Rändern, wellenförmigen Ketten und Perlschnüren noch deutlich erkennen; die Bazillenforscher haben dies ebenfalls wahrgenommen, sind jedoch durch den blinden Glauben an ein Eindringen von Bionten zu der sonderbaren Auffassung verleitet worden, die Kokken hätten sich aus unbekannten Gründen zu Streptokokken und anderen Gebilden aneinandergereiht.

Nach dieser Erklärung liegt es nun auf der flachen Hand, daß jede innere Desinfektion oder die antiparasitäre Behandlungsweise bei der Cholera prinzipiell unrichtig ist; die Zersetzung der Zellen und auch die des intakten Epithels wird dadurch nur beschleunigt oder herbeigeführt, während gerade durch recht nahrhafte oder feuerstoffreiche Substanzen den Organen der fehlende Lebenssaft und Gewebekitt wieder zugeführt werden müßte.

Die gleiche Entstehungsweise von sogenannten spezifischen Mikrobien hatte Verfasser bei anderen negativen Krankheiten und namentlich auch bei der Lungenschwindsucht nachgewiesen. Hier ist aus den Zeichnungen der Zerfall der organischen Gewebe in Fasern, Spirillen, Tuberkelbazillen und Kokken sogar noch leichter zu erkennen, als bei den Cholerakulturen; selbst ein eifriger Bakteriologe, der verstorbene Prof. Fischl in Prag, hatte aus der Anordnung der Tuberkelbazillen auf deren Entstehung aus den Ästen und Zweigen eines größeren Strahlenpilzes geschlossen, nur hielt er dies Gebilde für einen Fremdkörper, während es ebenfalls ein Zersetzungsprodukt des Lungenorgans ist. Dem einfachen Menschenverstand muß doch einleuchten, daß die gelockerten und aufgelösten Gewebe und Zellenhaufen nicht momentan in Atome zersplittert und verschwunden sein können; unsere Lehre gewährt aber auch Aufschluß über die Ursache der Anabiose der organischen Materie und der wunderbarsten Erscheinungen der Epigenese. Übrigens sind die Ansichten über die Bazillenwirkungen bei der Schwindsucht und anderen

negativen Krankheiten nach den neueſten Berichten ſchon weſentlich modifiziert worden; erſt wenn auf irgend eine Weiſe die ſchützende Epithelſchicht zerſtört oder eine Breſche darin gelegt iſt, ſollen die Vibrionen eindringen können; ſelbſtverſtändlich iſt aber die Zerſtörung des Epithels gerade die eigentliche Krankheitserſcheinung und allein Wirkung des Lebensſaftmangels; deshalb liegen die Rudimente der Epithelzellen als Mikrobienhaufen an der Zerſetzungsſtelle ſelbſt und nur einzelne Bazillen, welche von dort weggeſchwemmt ſind, werden in anderen unverletzten Organen gefunden.

Auch in ſeinen Anſchauungen über die Schwindſuchtsheilung war Verfaſſer nicht einen Augenblick durch das Triumphgeſchrei der Gegner irre geworden; als man der Welt mit großem Lärm verkündete, daß durch die Tuberkulinentdeckung die Schwindſucht völlig aus der Welt verſchwinden und man künftig nur aus alten Chroniken noch von deren einſtiger Exiſtenz erfahren würde, hatte er das entſtehende Unheil vorausgeſagt, weil durch die im Tuberkulin enthaltenen leicht zerſetzlichen Subſtanzen alle lockeren Gewebe völlig aufgelöſt werden müſſen; dieſe Wirkungen offenbarten ſich auch ſofort durch die Fieberreaktion, und hätte dieſe bei der Schwindſucht ſo bedrohliche Erſcheinung gleich von der Anwendung des Mittels abhalten ſollen. Anfänglich ſuchte man die ſchrecklichen Folgen der Tuberkulininjektionen zu vertuſchen, ſpäterhin aber durch ſtarke Verringerung der Doſis und gleichzeitige Anwendung der bewährten, dem Tuberkulingift entgegen wirkenden Überernährungsmethode den Schaden abzuſchwächen; immerhin iſt durch die Entdeckungen der Bakteriologen nicht die Schwindſucht, wohl aber wegen ſeiner verhängnisvollen Wirkung das Tuberkulin aus den Apotheken verſchwunden.

Von den verſchiedenſten Seiten und ſelbſt aus dem deutſchen Bazillenvaterlande erfolgen jetzt die heftigſten Angriffe auf das Treiben der Bakteriologen, und erheben namentlich alle Ärzte, welche ſelbſt den Verlauf ſchwerer Choleraepidemien, wie die in Hamburg 1892, beobachtet haben, die ſchwerſten Anklagen gegen die Verbreiter der unnötigen Bazillenangſt; die Referenten der mediziniſchen Fachblätter äußern ſich auch zuſtimmend, erklären jedoch in aller Seelenruhe, die „Modenarrheit“ müſſe austoben.

Die dringendſte Gefahr liegt augenblicklich darin, daß wie einſt Hegel für ſeine Philoſophie ein Staatsmonopol erlangt hatte, ſo jetzt die modernen Bakteriologen in Deutſchland ſich den mächtigen Reichsſchutz erworben haben und trotz der offenbar gewordenen Hinfälligkeit ihrer früheren Behauptungen noch immer die Unterſtützung aller Behörden und der amtlichen und offiziöſen Preſſe genießen. Nachdem die angeblichen Triumphe der Bazillenforſcher einſt in allen Tagesblättern ausposaunt worden ſind und dieſe auch jetzt noch zur Propaganda für ihre Meinungen und zur Reklame für ihre Heil-

mittel benutzt werden, soll den Ärzten untersagt werden, in den Zeitungen über die Verhandlungen in medizinischen Gesellschaften zu berichten, natürlich weil hier auch die Gegner der Bakteriologen zu Worte kommen und die Resultate der den Entdeckern so unerwünschten Nachprüfungen mitteilen.

Trotzdem nun die kontagionistische Lehre mit aller Macht und List jahrelang verbreitet worden ist, läßt sich doch nicht bestreiten, daß die Bazillenfurcht im Volke sehr geschwunden ist; die brutalen Maßregeln während der Choleraepidemie in Hamburg 1892 und die stets wahrgenommenen Widersprüche zwischen den Lehren der Kontagionisten und allen Erfahrungsthatsachen haben sogar dem „timeo medicos et medicamenta ferentes“ eine gewisse Berechtigung verschafft. Die Kehrseite der Sache ist nun die, daß auch bei vielen positiven Krankheiten, besonders bei Rotz, Pocken und verschiedenen Hautkrankheiten, wo wirklich eine Ansteckungsgefahr besteht, die Sicherheitsmaßregeln nicht mehr streng genommen oder ganz unterlassen werden.

Nur die Wiedereinführung der feineren, als Grund und Träger aller vitalen Kräfte dienenden Weltsubstanzen und die schärfste Unterscheidung der positiven, durch Übersülle an Lebenskraft entstehenden Krankheiten von den negativen, auf einem Mangel an Lebenssaft und Gewebekitt beruhenden Krankheiten, kann hier völlige Klarheit schaffen und zu einer rationellen Gesundheitslehre und Therapie führen.

Als *πρῶτον ψεῦδος* ist daher immer die Beseitigung des Phlogistons durch philisterhafte Chemiker anzusehen, wodurch eine solche Verblendung erzeugt ist, daß man seinen Augen nicht mehr traut und gerade die Existenz des gleich dem Wasser unmittelbar sichtbaren, in elektrischen Funken, goldgelben Schichten, Blitzen und Feuerkugeln wahrzunehmenden reinen Feuerstoffes ableugnet. Nachdem aber vor vier Jahren schon die grobe Fälschung der Lehre von Lavoisier aufgedeckt und sicher festgestellt ist, daß dieser „Schöpfer der modernen Chemie“ seine Verbrennungstheorie selbst auf die Annahme des Phlogistons basiert hat, sollte man wenigstens denken, daß die richtige Lehre sofort wieder hergestellt werden müßte; das einzige Bestreben der Zünftler ist jedoch, das Eindringen der Wahrheit zu verhindern und so die als grundfalsch erwiesenen materialistischen Dogmen möglichst lange vor dem Sturze zu bewahren.

„Mich und den Metternich hält's noch aus!“ sagte doch Kaiser Franz im Hinblick auf eine bevorstehende Revolution.

Die Quelle des Glücks.

Eine Tendenzgeschichte von Ludwig Eschwege.

(Berlin.)

Ein verflucht langweiliges Nest war es doch, dieses Hauenmühle, mit seinen schmalen, holprigen Gassen und seinen eingetrockneten Bewohnern. Mit Schaudern dachten die Geschäftsreisenden, die ein mißgünstiges Geschick dahin verschlagen hatte, an ihren dortigen Aufenthalt. Außer diesen Sendboten der Civilisation aber verirrte sich kaum jemals ein Fremdling hierher, um den langweiligen Frieden des Ortes zu stören. Hauenmühle war von der übrigen Welt vergessen worden.

Und doch hatte es sein Schicksal wirklich nicht verdient. Der Ort besaß eine wundervolle Umgebung. Mitten in einem ausgedehnten Thalkessel gelegen, dessen blaue Grenzen steil ansteigende Berge bildeten, spiegelte es seine weißen Häuschen in den Fluten eines kleinen Flusses, der das ganze weite Thal in zwei gleiche Hälften teilte. Nach jeder Richtung hin bildeten herrliche Hochwälder einen natürlichen Schutz gegen die rauhen Winterstürme wie gegen übergroße Hitze im Sommer, und so hatte die Natur gleichsam als Entschädigung den Ort mit einem Klima und einer Luft bedacht, um die sie mancher sogenannter Luftkurort wahrlich hätte beneiden können. Schon mehr als ein etwas fortgeschrittenerer Bürger hatte den kühnen Gedanken ausgesprochen: „Wenn Hauenmühle nur etwas bekannter wäre, dann könnte es noch einmal ein beliebter Aufenthaltsort für die Fremden werden.“ Die Leute hatten nicht unrecht, es fehlte dem Städtchen nur an Bekanntschaft. Die Bahn ging zwei Stunden seitwärts vorüber und keiner achtete auf das arme, kleine Ding, das abseits vom Wege seine einsame Schönheit vertrauerte. Ein Dornröschen, wartete es auf den Ritter, der es aus seinem Schlafe befreien sollte.

Und der Tag sollte kommen, an dem die Dornenhecke durchbrochen wurde. Der Ritter aber, der kam, der war ein moderner Ritter, angethan mit einer schweren Rüstung von Eisen und glänzenden Schienen und der Atem seines Rosses war dicker weißer Dampf — Wasserdampf.

Jahrelang hatte die Stadtvertretung die Regierung mit Eingaben bestürmt, die projektierte Bahn zu bauen, die Hauenmühle mit der übrigen Welt in Verbindung bringen sollte. Endlich traf eines schönen Tags, noch heute kennt jedes Kind das Datum, die Depesche ein: „Die Bahn ist genehmigt, in drei Jahren soll sie eröffnet werden.“ Nur eine Bedingung war noch dabei, die Stadt müßte unentgeltlich ein Terrain für den Bahn-

hof hergeben. Hier zeigte sich der Patriotismus der Hauenmühler im schönsten Licht. Um das Grundstück zu erwerben, mußten die städtischen Steuern erhöht werden. Aber mit einer wahren Begeisterung wurde diese neue Steuer bezahlt. Arm und Reich, jeder nahm seinen Teil auf sich, wußte doch jeder, daß er später zehnfach alles wieder herausbekommen würde. Ja, wenn erst die Eisenbahn da war, dann würde eine glückliche Zeit anbrechen. Dann müßte sich Handel und Wandel beleben, und die Fremden würden kommen und einen reichen Goldregen mitbringen, von dem sie alle ihr Teil abbekämen! Wenn erst die Eisenbahn fertig war, dann müßte alles gut werden, und Armut und Sorge, die auch in diese idyllische Einsamkeit gedrungen waren, die müßten verschwinden wie Nebel vor der Sonne. Um diese Sonne, um ihre Eisenbahn drehte sich jetzt das ganze Denken und Hoffen der Hauenmühler. Sie war allmählich zu einer Art Fetisch geworden, der alle Gebresten heilen würde. Die Armen sahen im Geiste schon, wie sie sich ebenso gut kleiden und ebenso gut essen könnten wie die andern, und der alte Kunert, dem das Amt des Straßenreinigens oblag, schwelgte in dem Gedanken, daß er noch einmal einen funkelnagelneuen Rock tragen würde statt des alten, aus einem einzigen Flicken bestehenden, der ihn seit zehn Jahren zum Gespött der jeweiligen Straßenjugend machte. Ja selbst in den Träumen der Schulkinder erschien die Eisenbahn als etwas unsagbar Hohes, Herrliches, als etwas, das sie vielleicht von einer Menge Schulstunden befreien würde.

Unter denen, die am heißesten auf die Eisenbahn warteten, war Fritz Mahlmann, zur Zeit Gehilfe beim Kaufmann Mensing und demnächst Inhaber der Kolonialwarenfirma F. Mahlmann. Und das ging so zu. Unser Fritz war vor nunmehr zehn Jahren in das Mensingsche Geschäft als Lehrling eingetreten und hatte es hier durch Fleiß und Tüchtigkeit zu einer vollkommenen Beherrschung des weiten Gebietes der Kolonialwaren gebracht. Durch sein freundliches, still bescheidenes Wesen errang er sich allmählich eine große Beliebtheit unter seinen Mitbürgern, insbesondere aber unter seinen Mitbürgerinnen. Wenn sie ihre häuslichen Einkäufe machten, dann schwatzten sie gern ein bißchen mit dem guten Jungen, während er mit seinen roten Händen das Verlangte mit liebevoller Sorgfalt einwickelte. Fritz behandelte sie alle mit der gleichen Zuvorkommenheit. Mit der gleichen? doch nicht! Wenn Marie, die fünfzehnjährige Tochter der gegenüber wohnenden armen Postschaffnerswitwe ein halbes Pfund Salz oder für fünf Pfennig Pfeffer holte, dann hätten genauere Beobachter sehen können, daß die Wagschale mit den Gewichten ziemlich energisch in die Höhe schnellte. Fritz konnte die niedliche kleine Marie gut leiden, die so verständig in die Welt guckte mit ihren wunderhübschen blauen Augen. Leider hatte sie's immer sehr eilig,

denn sie mußte trotz ihrer Jugend den kleinen Haushalt ihrer gebrechlichen Mutter führen, und dabei nähte sie noch für fremde Leute, weil die kümmerliche Pension nicht ausreichte. Abends aber, wenn sie ein wenig aus dem Fenster sah, um Luft zu schöpfen, dann konnte sie Fritz beobachten, und er hatte seine liebe Freude dran, wie sie so dalag, das niedliche Köpfchen auf die kräftigen Arme gestützt, von Zeit zu Zeit ihrer Mutter eine lustige Bemerkung ins Zimmer hineinrufend.

So vergingen die Jahre, und aus dem freundnachbarlichen Verhältnis zwischen den beiden wurde allmählich eine stille Neigung. Der Platz am Fenster wurde immer seltener leer, und über die Straße herüber pflogen sie ihre süßen Zwiegespräche, lautlos für die anderen, aber verständlich für ihre beiden Herzen, in denen die Liebe aufgeblüht war. Und eines Tages, da faßte er sich ein Herz und sagte ihr, was sie schon lange gewußt, und er vernahm von ihr, was er schon lange gewußt — daß sie sich liebten.

Fritz beschloß, nicht lange zu zögern, er erklärte seinem Prinzipal, daß er ihn zu verlassen gedenke und daß er sich auf eigene Füße stellen wolle.

Einen geeigneten Laden hatte er bald gefunden und mit dem wenigen, das er sich in den zehn Jahren hatte ersparen können, richtete er sich einen Kolonialwarenladen ein. Leider verlangte der Besitzer eine für Fritzens Verhältnisse außerordentlich hohe Ladenmiete. Er rechnete ihm die verschiedenen Vorteile der Lage vor, er genoß die Aussicht auf das Rathaus, auch hatte der Magistrat vor kurzem vor seiner Thür pflastern lassen. Ja, er rechnete ihm sogar die gute Luft und das gute Klima in Hauenmühle vor, die doch auch ihre Vorteile böten. Fritz sah nun zwar nicht ein, daß alle diese schönen Dinge, die man doch nicht dem ehemaligen Herrn Bäckermeister zu verdanken habe, ihm von diesem auf die Rechnung gesetzt werden können, aber schließlich mußte er sich doch bequemen, den Preis zu zahlen, da ein anderer passender Laden nicht vorhanden war. Unter diesen Umständen war an Heiraten noch nicht zu denken, da ihm sein junges Geschäft kaum den eigenen Unterhalt gewährte. Aber den beiden Liebenden leuchtete ein Hoffnungsstern, auf den sie vertrauten, und der ihnen die Zeit des Harrens verkürzte, die Eisenbahn. Sie sollte wie für so viele andere auch für die beiden die Quelle des Glücks werden. Wenn erst die Eisenbahn fertig war, dann mußte alles gut werden, dann würde sich der Verkehr heben und sie könnten so viel einnehmen, wie für so zwei bescheidene Leutchen zum Leben nötig war.

..... Und der große Tag kam heran, der Tag, an dem zum erstenmal der schrille Pfiff einer Lokomotive das Echo der schweigsamen Berge weckte. Es war ein Jubeltag, wie ihn Hauenmühle noch nicht erlebt hatte, größer und begeisternder noch wie damals, als die lorbeerbedeckten Söhne der Stadt

aus dem blutigen Feldzug heimkehrten. Alle Häuser waren geflaggt, Arm und Reich war in festlicher Kleidung, und als der mit grünen Reisern bedeckte Zug, der die befrackten Vertreter der Stadt und Provinz trug, in den Bahnhof einlief, da brach ein vielhundertstimmiger Jubel los, so laut und begeistert, als ob jetzt das Zeitalter der Glückseligkeit angebrochen sei. Ja, es war ein großer Tag und unvergeßlich allen, die ihn mitgemacht. An diesem Tage versöhnten sich langjährige Feinde, und als der alte Kunert abends sein Strohlager aufsuchte, da betrachtete er beim Ausziehen wehmütig seinen geflickten Rock und dachte bei sich: „Dich habe ich auch die längste Zeit getragen!“

..... Es war eingetroffen, was man erwartet hatte. Die Eröffnung der Eisenbahn hatte die Aufmerksamkeit der Welt auf die vergessene kleine Perle gelenkt. Berichterstatter von Zeitungen, die an jenem Tage zum erstenmal nach Hauenmühle gekommen waren, rühmten in ihren Berichten die reizende Lage des Städtchens, das sich zum Aufenthalt für erholungsbedürftige Fremde außerordentlich eigne, ein übriges thaten mehrere Anzeigen in den gelesensten Blättern und als das nächste Frühjahr kam, da stellten sich zahlreiche Ausflügler aus der Hauptstadt ein, die jetzt bequem in zwei Stunden zu erreichen war. Am 17. Juni konnte der „Anzeiger für Hauenmühle und Umgegend“ triumphierend melden, daß eine englische Familie mit Dienerschaft zum vierwöchigen Aufenthalt angemeldet sei. Wie gesagt, der Verkehr hob sich sichtlich, und unser Fritz gedachte so bald wie möglich seinem Glücke die Krone aufzusetzen und Marie heimzuführen. Sein provisorischer Kontrakt mit dem Ladenbesitzer, der in der nächsten Zeit ablief, mußte vorher noch erneuert werden, und er nahm sich vor, einen neuen gleich für zehn Jahre abzuschließen. So saß er an einem schönen Sommertag glücklichen Gedanken nachhängend hinter seinen Düten, als der Besitzer des Hauses bei ihm eintrat. Es war ein runder, behaglicher Herr von fünfzig Jahren, immer noch rosig und frisch anzusehen. Heute morgen zeigte sein Gesicht einen besonders glücklichen Ausdruck, wie dasjenige eines Mannes, der mit sich zufrieden ist. „Ich komme,“ sagte er, „um mit Ihnen über den neuen Kontrakt zu verhandeln.“ „Nun,“ meinte Fritz, „da ist ja kein großes Handeln nötig, ich nehme den Laden für fernere zehn Jahre, man hat zwar seine Not, außer der Miete noch etwas für sich herauszuschlagen, aber ich denke, wenn der Verkehr sich weiter so hebt, dann wird man schon vorwärts kommen.“

„Herr Mahlmann,“ unterbrach ihn der Hausbesitzer, „Sie werden begreiflich finden, daß ich mich bei dem voraussichtlich wachsenden Verkehr nicht auf so lange binden kann. Sehen Sie, der Laden wird doch dann mehr wert und unsereins will doch auch leben.“ Fritz sah den Wirt mit

einem Blick an, als ob er Mühe hätte, sich in die Logik des Sprechers hineinzudenken. „Was nun den Preis betrifft," fuhr dieser fort — „Den Preis," unterbrach ihn Fritz stockend, „ich denke, das wissen wir doch, was ich Ihnen immer gezahlt habe." Der Wirt sah ihn an, als ob er nicht richtig verstanden hätte. „Aber, Herr Mahlmann, Sie können doch nicht verlangen, daß ich Ihnen meinen Laden nun, nachdem wir die schöne Eisenbahn haben, für denselben Preis lasse. Bedenken Sie doch, die Fremden, der Verkehr, der größere Verbrauch!" „Ja, aber das ist doch alles nicht Ihnen zu verdanken," unterbrach ihn aufgeregt Fritz, „wenn der Verbrauch größer wird, dann wird doch auch meine Arbeitsleistung größer, und dann muß auch mein Verdienst größer sein! Wie denken Sie sich denn den Preis?" Der Wirt nannte schmunzelnd eine Summe, die die bisherige fast verdoppelt darstellte. „Herr! Sind Sie des Teufels, Sie wollen mir nur so viel lassen, damit ich gerade mein Leben hier fristen kann? Sie haben doch nicht die Eisenbahn allein gebaut, wir alle haben doch unsere Steuern dazu beigetragen, das ist ja rein unmöglich, das können Sie nicht verlangen." Der Wirt zuckte die Achseln, nahm seinen Hut und sagte: „Es thut mir leid, ich thue nur, was die andern in der Stadt auch thun. Alle Mieten werden jetzt gesteigert, und wenn Sie's nicht wären, ich könnte meinen Laden noch besser vermieten." Damit empfahl sich der freundliche Herr, unsern Fritz vollständig niedergeschmettert zurücklassend. Das waren also die heißerhofften Segnungen der Eisenbahn! Wohin waren seine Aussichten, seine Hoffnungen? Niedergemäht wie eine reifende Saat vom Hagelschlag. Nun hieß es, sich abquälen und abrackern, damit er den Tribut pünktlich zu zahlen imstande war. Siedend heiß wallte es in ihm auf. Es waren staatsgefährliche Gedanken, welche er hinter seiner breiten Stirn wälzte. „Kraft welches Gesetzes," so schrie es in ihm, „kann es jemandem erlaubt sein, eine Wohlthat, die auf Kosten aller erzielt und für alle geschaffen, mit räuberischer Hand wegzunehmen. Wer giebt ihm das Recht, die Früchte meiner Arbeit, meines Fleißes in seine eigene unersättliche Tasche zu stecken! War denn das nicht auch eine „zwangsweise Enteignung", gerade wie jene, von der die hauptstädtischen Zeitungen noch kürzlich berichteten, daß sie von einer weitverbreiteten Gruppe vaterlandsloser Verbrecher als Ziel ihrer Bestrebungen anerkannt würde?" So grübelte er und sann, den Kopf auf seine beiden Fäuste gestützt, bis ihn ein sanfter Kuß Mariens, die unbemerkt eingetreten war, aus seinen gefährlichen Gedanken herausriß.

Die Hoffnungen, die heute so grausam geknickt waren, sie sollten dieses Schicksal mit noch vielen anderen teilen. Ja, es war eingetroffen, was man erhofft hatte. Hauenmühle war aufgewacht und sah mit staunenden Augen auf das rings sich entwickelnde Leben. Kein Tag verging,

an dem nicht zahlreiche Fremde durch die holprigen Straßen gingen oder fuhren. Ein großes Hotel mit allem modernen Komfort wurde in Angriff genommen. Jetzt konnte man auch die natürlichen Bodenschätze wirksam ausbeuten, nachdem die Transportverhältnisse andere geworden waren. Ein großer, mächtiger Steinbruch, mit ausgezeichnetem Material in nächster Nähe der Stadt, der bisher unbenutzt gelegen hatte, wurde durch einen Unternehmer aus der Hauptstadt in Betrieb gesetzt. Damit zugleich siedelten zahlreiche Arbeiter mit ihren Familien nach Hauenmühle über, kurz, es war über Nacht ein Lärmen und Treiben über das stille Städtchen hereingebrochen, als wenn es von einem Zauberstab berührt worden wäre.

Und die Menschen? Hatten sich ihre Hoffnungen erfüllt? O ja, bei einer Anzahl gewiß! Man konnte es diesen beinahe ansehen, wie mit dem Wachstum der Stadt auch ihr eigener körperlicher Umfang zunahm. Aber die anderen? Du lieber Gott, auf einen Zufriedenen kamen zehn andere mit mißvergnügten Gesichtern. Der Kampf ums Dasein war härter geworden in Hauenmühle. Mit dem zunehmenden Reichtum, der einer relativ geringen Anzahl Menschen in den Schoß fiel, begannen sich allmählich die noch etwas patriarchalischen Verhältnisse zu verändern, die Klassenunterschiede wurden schärfer, kurz die Civilisation machte sichtbare Fortschritte.

Man mußte es dem Magistrat lassen, daß er die Aufgaben der Zeit vollkommen begriff. Im Schoße dieser ausschließlich aus Hausbesitzern bestehenden Gemeindevertretung wurden immer neue Pläne für Verbesserung und Verschönerung der Stadt ventiliert. Die Straßen wurden überall gepflastert, eine Gas- und Wasserleitung projektiert und einer Theatertruppe, die sich für den Winter angemeldet hatte, die Konzession zum Spielen verliehen.

Unser Fritz, der im Schweiße seines Angesichts sich redlich abmühte, vorwärts zu kommen, sah diesem Vorwärtshasten mit einem stillen Ingrimm im Herzen zu. Wußte er doch, und hatte er es doch an sich selbst gespürt, daß er und sie alle, die nicht Bodenbesitzer waren, es zu büßen hatten eines Tags durch einen höheren Mietstribut. Alles was die Stadt und die Natur für alle bot, es wurde ihnen später sauber auf einer Rechnung von irgend einem Privatmann präsentiert, die gute Luft, die schöne Aussicht, die gepflasterten Straßen und die schöne neue Feuerwehr.

Unsere beiden Liebenden waren nun schon lange verlobt, und immer noch warteten sie und harrten des Augenblicks, wo ihnen der kleine Laden eine wenn auch noch so bescheidene Existenz gemeinsam ermöglichen würde. Aber noch war keine Aussicht vorhanden. Jeden Monat hieß es den unerbittlichen Zins zu entrichten, der unserm Fritz kaum das zum Leben unumgänglich nötige ließ.

Wenn nicht ein Wunder geschah, dann änderte sich für die nächsten Jahre nichts an diesem Zustand.

* * *

Eine sternenklare Sommernacht hatte sich über Hanenmühle herabgelassen. Ihr schwarzer Schleier deckte den zufrieden schnarchenden Bürger wie den sorgenbeschwerten Armen, dem der Schlaf nur widerwillig nahte. Fritz Mahlmann wälzte sich ruhelos auf seinem Lager. Sorgenvolle Gedanken quälten seinen heißen Kopf. Er dachte über seine Zukunft nach, über seine Aussichten, seine Liebe. Da horch'. Ist das nicht die Sturmglocke, die dumpf und klagend durch die stille Nacht dröhnt? Fritz sprang auf und stürzte zum Fenster, schon zeigten sich auf der gegenüberliegenden Häuserseite einzelne Lichter und weiße Gestalten. Mit bebender Eile warf er sich in seine Kleider und eilte auf die Straße, die mit ihm zugleich ein paar notdürftig bekleidete Nachbarn betraten.

„Was giebt's, wo brennt's?" schrie alles durcheinander, doch schon tönten laute Hilferufe vom Ende der Straße her. Alles stürzte dahin, da kam ihnen ein mächtiger Wasserschwall entgegen, der schwarz und schlammig aus dem Flur des Eckhauses hervorquoll. Brausend und ziſchend, mit unwiderstehlicher Wucht brach das tollgewordene Element aus seinem Kerker hervor, bald die ganze Straße unter Wasser setzend. Die Bewohner des unheimlichen Hauses hatten sich in die obere Etage geflüchtet, und von hier aus wurden die jammernden und wehklagenden Menschen durch die bald anrückende Feuerwehr auf Leitern heruntergeholt. Nun erfuhr man auch, daß schon am Tage feuchte Stellen im Keller entdeckt worden waren, denen man aber keine Beachtung geschenkt hätte, daß aber vor einer halben Stunde sich plötzlich eine Quelle aufgethan hätte, die mit Blitzesschnelle den ganzen Keller füllte, ehe man auch nur an Verstopfung denken konnte.

Noch immer strömte das befreite Element schlammig und mit tödlicher Gleichmäßigkeit, bis endlich nach einer schreckensvollen Stunde die Gewalt nachließ — und als der Morgen graute, da hatten sich die Wassermassen verlaufen, das dem Verderben geweihte Haus aber, das in seinen Grundfesten unterwühlt war, schwankte und schwankte, bis es endlich vor den Augen der vollzählig versammelten Einwohner mit einem dumpfen Krach in sich selbst zusammenstürzte.

Am Mittag schon trafen die telegraphisch berufenen Sachverständigen aus der Hauptstadt ein. Nach mehrwöchigen genauen Untersuchungen wurde durch diese das Vorhandensein einer Wasserader festgestellt, welche die Straße der ganzen Länge nach durchschnitt. Wenn auch die Ader nicht sehr mächtig

sei, so bliebe doch die Gefahr bestehn, daß sich derselbe Vorgang später an einer anderen Stelle der Straße wiederholen könne.

Nachdem das Ergebnis der Kommission bekannt gemacht war, schrieben eine Anzahl ängstlicher Leute ihren Hauswirten, daß sie unter den obwaltenden Umständen auszuziehen gedächten. Auch Fritz erwog diesen Gedanken, wenn auch mehr in Rücksicht auf die hohe Miete.

Wieder saß er eines Tages hinter seinen Düten, als sich mit schrillem Glockenklang die Thüre öffnete, durch die sein Hauswirt eintrat. Der gute, alte Herr hatte sich seit jener Schreckensnacht sehr verändert. Wo waren seine rosigen Backen, sein selbstzufriedenes, behagliches, stets schmunzelndes Gesicht. „Ich komme," sagte er, „weil ich von Ihrer Absicht, auszuziehen, gehört habe." Fritz machte eine Bewegung, die eine Art von Bedauern ausdrücken sollte. „Herr Mahlmann," so fuhr der unglückliche Hausbesitzer mit trauriger Stimme fort, „sind Sie geneigt zu bleiben, wenn Sie die Hälfte der bisherigen Miete zahlen?" Fritz sprang zitternd vor glückseliger Aufregung auf. Traute er seinen Ohren? Er sollte jetzt nicht mehr für andere, sondern für sich und seine Marie arbeiten? Hurrah! jetzt war alles gut, fast wäre er dem lieben, guten, braven Hausbesitzer um den Hals gefallen. Mit tausend Freuden schlug er ein. Vor der Quelle fürchtete er sich nun nicht mehr, die würde sich schon anständig verhalten, und im schlimmsten Fall müßten sie eines Tages mit der Leiter aus dem Fenster geholt werden.

An diesem Abend gab es ein glückseliges Paar in Hauenmühle. Noch spät abends saßen sie zusammen, Fritz und Marie, und tauschten zärtliche Worte und schwelgten in der Ausmalung ihres seligen Glücks, auf das sie lange geharrt und das ihnen nun im wahrhaften Sinne des Worts über Nacht in den Schoß gefallen war.

* * *

Fritz Mahlmann ist der glücklichste Mensch unter der Sonne. Er nennt alles sein eigen, was dazu nötig ist: ein Geschäft, das ihm ein einigermaßen sorgenfreies Leben ermöglicht, und ein Weib, so schön und so lieb und gut, wie es wenige giebt. Nur ein dunkler Gedanke, eine Sorge wirft vorübergehend einen Schatten auf sein heiteres Gemüt.

Im Magistrat hat man den Gedanken erwogen, ob man nicht durch eine radikale Maßregel die unterirdische Wasserader für alle Zeit unschädlich machen soll. Zwar hat man mit Rücksicht auf die hohen Kosten das Projekt bis auf weiteres fallen lassen, aber man könnte wieder darauf zurückkommen, und Fritz weiß, daß er es dann zu büßen hat. Wie er einem vertrauten Freunde gestanden hat, ist er der guten Quelle im stillen dankbar, ist sie

doch für ihn in Wahrheit die Quelle des Glücks geworden. Auch hütet er sich ängstlich, sich an den Verschönerungs- und Verbesserungsplänen zu Gunsten der Stadt zu beteiligen, was ihm schon den Ruf eines Reaktionärs eingetragen hat. Er aber lacht still in sich hinein, wenn man ihn so nennt, weiß er doch, warum er's nicht thut. Hauenmühle aber ist auf dem besten Wege, eine große Stadt zu werden. Man hat den Grundstein zu einem großen Konzertsaal gelegt, auch wird das kleine Stadtgefängnis für die vorhandenen Bedürfnisse schon zu klein. Mit der Civilisation und dem Wachstum sind leider auch die neuen zersetzenden Ideen in die Stadt gedrungen, aber der alte treue patriotische Sinn der reichgewordenen Grundbesitzer bildet einen ehernen Wall gegen jene Gefahren, die leider nun mal unzertrennlich mit dem Fortschritt verknüpft zu sein scheinen. Großstädtischen Luxus zu treiben, sind einige, wenn auch wenige, schon in der Lage, aber der alte Kunert hat immer noch seinen alten geflickten Rock.

Die Geschlechter.

Von Andrea Pauloff (Elisabeth Dauthendey).

(Würzburg.)

— — Wie wenn Wasser mit Feuer sich menget.

Das Weib denkt.

Lange hat es wenig gedacht, wenig gelebt und viel gelitten.

Doch das stehende Wasser seiner vegetativen Existenz wurde von dem Feuer des Freiheitsgedankens berührt, und nun gährt und arbeitet es in seinen Tiefen.

Und was da gährt und arbeitet, will hervor ans Licht. Das Weib will seine eigenen Gedanken greifen und sehen.

Und es sieht die Empörung auflohen gegen das Unrecht, das ihm so lange geschehen.

Und es greift den kalten würgenden Ekel an dem Zwiespalt seines Wollen und Müssen.

Es will frei sein — und muß dienen.

Es will Großes leisten — und muß an Kleinlichem seine Kraft zerbrechen.

Es will lieben — und muß ohne Liebe heiraten.

Es will denken — und auch das will man ihm wehren — aber das läßt es sich nicht mehr nehmen.

Es denkt und ſieht um ſich, und das Leben hält ſtill vor ihm, denn es faßt es mit beiden Händen.

Warum iſt das Leben ein ganz anderes Ding für das Weib als für den Mann — das will es wiſſen.

Schon mit der Erziehung wird für das Weib der friſche Lebenstrank entmiſcht.

Der frohe, kräftige Wagemut iſt nur für den Knaben.

Das Mädchen wird ins Kleine, Schattenhafte geſtellt; das ſchwache, bange Zittern vor dem großen Unbekannten, das ihm das Leben faſt immer bleibt — das iſt für das Mädchen.

Das Entbehren und Entſagen, ſein Beſtes daran geben für den Mann, ſchon bei den Brüdern fängt es an. Opfer um Opfer, große und kleine, werden gern gebracht, den werdenden Mann einem hohen Ziele zuzuführen. — Das Weib ſteht daneben — ſeine Anlage und Begabung wird mit einem Achſelzucken abgefertigt, es muß mit dem beſcheidenſten Loſe — vorlieb nehmen? — nein, noch unausſprechlich dankbar dafür ſein!

Väter, Brüder, Männer benutzen ſeine Schwäche und lachen ſeiner Schwäche. —

Eine Wahl giebt es für das Weib nicht. —

Wo der Lebenszufall es hingeworfen, da iſt unwiderruflich ſein Platz, wenn ſie ſich nicht zum Paria in ihrem Kreiſe machen will.

Der Mann ſchüttelt's ab, was ihm nicht behagt, greift hinein ins Leben und nimmt ſich den Platz, den er braucht; ſeinem feſten Wollen werden die Mittel ſelten verſagt. Das Weib aber, wenn es wirklich den ungeheuren Mut hat, ſich loszureißen, wenn es im engen Heim die Lebensluſt nicht findet, muß allein durch — von Hilfe keine Rede — aber Hohn und lauernde Schadenfreude die Fülle.

Die Lebensbedingungen: Selbſtkraft und Freiheit werden ihm ſyſtematiſch aberzogen.

Und ſo geht das Weib dumpf und ſtumpf im Halbſchlaf ſeines Weges.

Aber des Lebens heiße Pulſe greifen an ſein Herz, und es ſchreit nach dem Glück — doch nur in der ſtillen Kammer, denn niemand darf es hören — denn auch das Glück iſt nicht für das Weib — warten muß es — warten in geduldigem Hinwelken, ob es ihm gebracht wird, es darf ihm nicht frei und offen entgegengehen, denn es hat ja das Glücksbedürfnis des Mannes nicht —

Das ſteht feſt — ſolch fertige Urteile ſind ſo bequeme Brücken, auf denen man ſorglos den toſenden Sturzbach überſchreitet.

Und wenn das Glück für die Frau kommt, dann iſt es ſelten „ihr" Glück, aber ſie nimmt es an, um nur herauszukommen aus dieſer Totenſtille, in

der ſie nur immer ſich hört und mit ſich ſelber nichts anzufangen weiß. Und das Truggold zerfällt auch bald in ihren Händen. Es beginnt dasſelbe Elend — ſie unten — er oben. Und mühſam ſchleppt ſie ſich weiter, ein ſtumpfes Laſttier für Mann und Kinder.

Das iſt ihr Glück. — —

Und wenn ſie es ſo gar nicht als Glück empfindet —

Unſägliche Verachtung — ſpöttiſches Achſelzucken —

Was will ſie denn eigentlich?

Sie weiß es ſelbſt nicht ganz — und ſo fällt ſie wieder in den dumpfen Halbſchlaf, der für ſie Leben heißt.

Und kommt das Glück nicht —

Die einſame, große, furchtbare Leere, die ſie dann begräbt, denkt kein Menſch aus — und ohne Mitgefühl ſteht ſie in dieſer großen grauen Einſamkeit, die ihr die eiſerne Fauſt aufs Herz legt und ihr langſam, ganz langſam den letzten warmen Tropfen Blut aus den Adern preßt.

Und um ſie her huſcht auf ſpitzen Füßen der wartende Spott — ſich mit neugierigen Augen an ihren Schmerz zu ſchleichen und über die letzten armen Zuckungen ihrer Lebenstriebe zu lachen — laut und rückſichtslos, als ſei ſie ſchon eine Tote und höre und ſähe nichts. — Und iſt es dann wirklich ſo weit, daß ſie ſich ſelbſt gepackt und aus ſich hinausgeworfen hat, daß nichts als Bitterkeit und Ekel in ihr bleibt — dann ſind ſie zufrieden um ſie her, dann wird ſie mit einem mitleidigen Blicke abgethan.

Sie iſt alt — ſie iſt tot.

Aber der Mann wird nicht alt, d. h. ſein Recht auf das Leben geht mit ihm durch alle Phaſen, biegt und ſchmiegt ſich nach ſeinen Bedürfniſſen, aber es bleibt immer dasſelbe Recht.

Und das Weib denkt —

Und es fragt.

Warum iſt es ſo? Und muß es ſo bleiben?

Warum dem Weibe das bloße Entſagen, das harte Müſſen?

Dem Manne die friſche Freiheit und das alles umfaſſende Dürfen?

Kann kein Ausgleich zwiſchen den Geſchlechtern ein lebensfroheres Gebiet ſchaffen, auf dem ſie beide glücklich ſind?

Nicht in zügelloſem Auseinanderfließen der edlen Freiheitslinien zu chaotiſcher Unform liegt die Löſung, denn zur Weiterentwicklung der Menſchheit bedarf es des kategoriſchen Imperativs, doch formuliert er ſeine Forderungen immer wieder neu auf der freieren Anſchauungsbaſis neuer Entwicklungsſtadien. Und da das Weib denkt, iſt die Menſchheit in ein neues Stadium getreten.

Aus dem Münchener Kunſtleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Von den Theatern.

Das muß man dem Generaldirektor der k. Theater Herrn Poſſart laſſen: Schwung und Kraft iſt in allem, was er anfaßt, und in den großen, glänzenden Rahmen, den er liebt, weiß er auch ein großes Bild von ſtarker Fernwirkung zu ſtellen.

So war auch das Wohlthätigkeitskonzert, das er zu gunſten der vom Zyklon verwüſteten oberbayeriſchen Ortſchaften im Löwenbräukeller zurüſtete, in allen Stücken eine fein durchdachte ſchauſpieleriſche Meiſterleiſtung. Wie auf dem Feſtſpielhügel zu Bayreuth wurde zu Anfang und nach der großen Pauſe eine heroiſche Fanfare auf der Veranda des Kellers geblaſen, weithin ſchallend in die abendſtille Luft vom Stieglmaierplatz bis hinab zur Schackgallerie und an die Propyläen und an den Königsplatz und ans Lenbachpalais und an die Heyſe-Villa und an das Georg Hirth-Haus. — — —

Der ganz neu hergerichtete, in ſehr ſchönen Verhältniſſen gebaute Saal war von dem Maler Toni Aron prächtig geſchmückt. Der Beginn jeder Programm-Nummer wurde der glänzenden Verſammlung (Sitzplätze zu 6 und 8 Mark) durch einen ſtarken, hallenden Glockenſchlag angekündigt.

Auch das Programm ſelbſt machte einen pompöſen Eindruck: nicht weniger als zwei Komponiſten, die ihre eigenen Sachen dirigierten, und darunter einer, der hier zum erſtenmal in ſeinem Leben öffentlich den Dirigentenſtab geführt haben will: Leoncavallo.

Der andere war Cyrill Kiſtler, der das Konzert mit dem Vorſpiel zu ſeiner Oper „Kunihild“ ſehr ſtimmungsvoll eröffnete. Kiſtler ſieht noch ſchwärzer und wilder aus als ein Italiener aus den Abruzzen, aber ſeine derben, eckigen Bewegungen, ſeine plumpen Verneigungen verrieten den bayeriſch-ſchwäbiſchen Bauern. Er dirigierte ſein gut aufgebautes, melodienreiches Stück mit großer Kraft und Beſtimmtheit, wurde durch dreimaligen Hervorruf ausgezeichnet, erhielt aber keinen Lorbeerkranz.

Leoncavallo, als fremdländiſcher Gaſt, erhielt natürlich einen.

Das Äußere des italieniſchen Meiſters hat mich ſehr enttäuſcht: ein wurſtförmiges, nudelfettes Mannsbild mit kurzen Beinen, Hängeſchultern, gewöhnlichem Kopf mit rieſigem, hoch aufgedrehtem Schnurbart; blaſiert im Ausdruck, träg und ſchlaff in den Bewegungen wie ein Faultier. Dazu dirigierte er die Fanfare und das Vorſpiel ſeiner „Medici“ mit dem kalten Gleichmut eines Automaten.

Was er hören ließ, ſtrotzte von Wagner-Anklängen. Das ſind ja alles Raupen, die ſich auf den üppigen Blättern der Wagner-Partituren fett gefreſſen und jetzt mit ihren Stoffwechſelprodukten außerordentlichen Erfolg haben, aber große, erfindungsreiche Originalkomponiſten ſind es nicht.

Man fällt immer wieder aufs neue in Staunen und Verwunderung, wenn man ſich erinnert, daß dieſer Leoncavallo vom preußiſchen König beauftragt wurde, eine märkiſche Oper zu ſchreiben. Das kann ſo ſchön werden, wie die Marinemalerei des Herrn Salzmann, die auf Befehl desſelbigen preußiſchen Königs jetzt in der Berliner Akademie ausgeübt wird.

Seine Zeitgenossen zum Lachen zu bringen, ist auch eine wohlthätige Handlung. Leoncavallo mit seiner märkischen Oper und Salzmann mit seiner märkischen Marinemalerei werden durch königlich preußischen Auftrag ihre Sache schon gut machen.

Daß wir in München auch nicht vergrämen und versauern, das beweist schon die mächtige Fremden-Flutwelle, die sich allsommerlich in breitem Bogen über unsere Kunststadt stürzt. Die Leute kommen, weil ihnen hier wohl wird, weil sie Neues und Interessantes sehen und hören können. Und die Münchener richten sich von Jahr zu Jahr zweckmäßiger auf die Fremden-Industrie ein.

An dieser Fremden-Industrie nehmen unsere Theater den entsprechenden Anteil, mit den geeigneten Preisabstufungen von 25 bis 2 Mark für den Platz.

Die k. Hofoper brachte heuer wieder zwei Monate hindurch — August und September — die nun bereits zu einer berühmten dauernden Einrichtung gewordenen „Aufführungen Richard Wagnerscher Werke“ — nach dem Plane und unter der Leitung Possarts.

Für die Fremden aus aller Herren Länder bietet sich da eine unschätzbare Gelegenheit, die Wagnerschen Hauptwerke (Tristan und Isolde, Nibelungen, Meistersinger) nicht nur in der heute überhaupt erreichbaren besten musikalischen und scenischen Ausstattung kennen zu lernen, sondern auch in den Hauptrollen die hervorragendsten Wagner-Künstler Deutschlands (und das heißt in diesem Falle: der Welt) abwechselnd zu sehen. Es ist zweifellos, daß gerade in dem Punkte München den Bayreuther Festspielen den Rang abgelaufen hat: Bayreuth ist nicht imstande, seinem Publikum die allerersten Größen Wagnerscher Kunstdarstellung vorzuführen, wie dies München thut. So ist es auch ausgeschlossen z. B. eine Tristan-Aufführung in Bayreuth zu erreichen, wie wir sie in wundervoller Wirkung wiederholt in München gehabt haben: Tristan Hr. Gudehus (Berlin), Isolde Frau Klafsky (Hamburg), Kurwenal Hr. Plank (Karlsruhe), Brangäne Frau Staudigl (Berlin), Marke Hr. Gura (München). Oder eine Rheingold-Aufführung mit Hrn. Schelper (Leipzig) als Alberich, Hrn. Hofmüller (Dresden) als Mime, Hrn. Wiegand (Hamburg) als Fasner, Hrn. Brucks (München) als Wotan u. s. w.? Es hieße wirklich Überflüssiges thun, ernsthaft und ausführlich die jetzt in Bayreuth üblichen Besetzungen mit den Münchener zu vergleichen, um den Wertunterschied derselben festzustellen, denn er ist für jeden Unparteiischen längst endgültig festgestellt. Bayreuth hat seinen Parsifal — im übrigen ist nichts mehr zu sagen. München hat das beste Erbe des Festspielhügels bereits angetreten.

Sehr bedeutend, als künstlerische Persönlichkeit von großer Zukunft hat sich diesmal auch Richard Strauß als Wagner-Dirigent zur Geltung und damit der Münchener Musikbühne einen unvergleichlichen Kraftzuwachs gebracht.

Während dieser außerordentlichen musikdramatischen Thätigkeit konnte auch das Schauspiel seinen Hochsommer nicht verschlafen. Es hatte sich als besondere Darbietung für die Fremden Shakespeares Königsdramen und Lustspiele und eine Anzahl moderner Zug- und Kassenstücke ausgesucht.

Shakespeares Königsdramen!

Einzelnes davon ist ja überaus fesselnd für Kenner wie für das größere Theaterpublikum, allein den Pulsschlag der neuen Zeit mit ihren neuen dichterischen und schauspielerischen Aufgaben darf man da nicht suchen. Ein wahrhaft deutsches Kunstinstitut hat keine zwingende Veranlassung, die englischen Königsdramen mit diesem Eifer zu pflegen, wie es jetzt wieder in München geschieht. Dreiviertel dieser englischen Schauer-Historien sind für uns toter Antiquitätenkram.

Der Münchener Dramaturg Wilhelm Buchholz, der ja nicht bloß ein gewiegter

Theaterpraktiker, sondern eine feine poetische Natur ist, hat sich die Arbeit nicht verdrießen lassen, die fünften und sechsten Heinriche zu brauchbaren Stücken herzurichten. Namentlich durch die Zusammenziehung des 1. und 2. Teils vom sechsten Heinrich ist ein überaus flott sich abspielendes Schaustück geworden. Aber das ist kein ganzer Shakespeare und ist kein ganzer Buchholz — sondern eben eine sogenannte Bearbeitung, und nach unserem strengen künstlerischen Gewissen und Gefühl ist das überhaupt keine künstlerisch berechtigte Gattung, keine rassemäßige Zeugung, sondern ein auf kaltem Wege gemachter Wechselbalg. Jede sogenannte Bearbeitung ist künstlerisch zu verurteilen, denn sie liefert das Originalgewächs dem Surrogate aus, und in der Kunst dürfen Surrogate überhaupt nicht zugelassen werden. Entweder — oder!

Shakespeare bearbeiten! Man stelle sich doch vor: ein Maler wollte Michelangelo oder Rubens bearbeiten! Ein Musiker wollte Beethovens Neunte bearbeiten! Ein Kapellmeister wollte Wagners Nibelungen bearbeiten! Stehen da einem wahrhaften Kunst- und Phantasiemenschen nicht die Haare zu Berge?

Aber man bearbeitet Shakespeare, kaltblütig, systematisch! In Dreitausendsnamen: Man baue sich eine Shakespeare-Bühne, und was darauf von dem großen William nicht spielbar ist, das lasse man einfach ungespielt! Kein Mensch hat das Recht, in der dreimal heiligen Kunst das Unmögliche mit unreinen Mitteln möglich machen zu wollen. Und von allen unreinen Mitteln ist die „Bearbeitung" das unreinste.

Daß solche Dinge noch gesagt werden müssen, daß sie nicht als das Selbstverständlichste im Allgemeingefühl eines gebildeten Volkes und insonderheit der ausübenden Künstler stehen, unverletzlich gleich ewigen Naturgesetzen, beweist, wie unzulänglich es unter uns mit echter Kunst noch bestellt ist, wie roh unsere Begriffe, wie stumpf unsere Gefühle für das Höchste und Feinste sind, was der Menschengeist geschaffen.

Es wäre wohl sehr viel künstlerischer und verdienstlicher, wenn ein großes Theater vom Range der Münchener Hofbühne sich der antiquarischen Experimente mehr und mehr entwöhnte und dafür die neuen Dramatiker in möglichster Vollständigkeit der Reihe nach aufführte. Einiges von Sudermann, von Fulda oder Hauptmann allein thut's nicht, um einem Theater den Ruf einer lebensvollen modernen Kunststätte zu sichern. Ein Bischen Museum und Antiquitäten-Kabinet und Possenbude — „Der Herr Senator!" Hut ab! — kann man ja immer noch daneben sein zum Ergötzen derer, die's ohne diese schönen Sachen in der Kunst nicht aushalten oder nicht die nötigen Silberlinge in der Kasse finden.

Im nächsten Heft wollen wir von den jüngsten Novitäten und deren Darstellern handeln.

Von den Ausstellungen.

Der Glaspalast hat heuer kein Sensationsbild, zu dem sich die Menge drängt, keins dem Format, keins dem Inhalte, keins der reinmalerischen Qualität nach.

Das große Bild von Schereschewski „Morituri" (russische Galgenkandidaten in ihrer letzten Kerkerstunde) hätte eins werden können, wenn der junge Meister das Tüpferl aufs I noch gefunden hätte. Aber da versagte seine Genialität: den letzten wuchtigen Schlag, das Dämonisch-Überragende, seinem Werke den Stempel des Außergewöhnlichen zu verleihen, brachte er nicht hervor.

Das große Bild von Holmberg, ein Kruzifixus, frei in der Luft schwebend, von zwei Engeln flankiert, mit der Ansicht des fränkischen Mainstädtchens Obernburg darunter, in abendlicher Dämmerungs-Stimmung, hätte wohl auch eins werden können. Aber der Maler malte im Auftrag des bayerischen Staates und für den Altar der kleinen

Stadtpfarrkirche — und da verboten ſich geniale Senſations-Exzeſſe von ſelbſt. In Anbetracht ſeiner Beſtimmung als katholiſches Altarbild iſt es ein ganz hervorragend gelungenes Werk und wohl das ſchönſte Beweisſtück inniger religiöſer Malerei innerhalb der vorgeſchriebenen dogmatiſchen Grenzen.

Die Oberndurger können ſich zum Beſitz dieſes edlen Meiſterbildes Glück wünſchen: ihr Heimatsort hat durch Holmbergs Darſtellung eine poetiſche Weihe erhalten, die ſie ſich wohl nie ſelbſt träumen ließen. Dieſes Stückchen Landſchaft iſt entzückend. Hans Thoma, der Meiſter der fränkiſchen Mainlandſchaft, hätte es nicht ſchöner und inniger nachzudichten vermocht. Wir wiſſen für Holmbergs Leiſtung kein größeres Lob.

Wir wiſſen aber auch für die bayeriſche Staatsregierung keine höhere Anerkennung als die öffentliche Äußerung des Wunſches, ſie möge auch ferner alljährlich ähnliche Werke für die Landgemeinden herſtellen laſſen, ſtatt nur die Pinakothek der Hauptſtadt mit Staatsankäufen vollzuſtopfen, wo ſie außer von einigen Bädeker-Reiſenden und profeſſionellen Galleriedummlern doch von niemand geſehen werden.

Gebt die Kunſt dem Volke, gebt ſie dem Leben zurück, ſtatt ſie in die Muſeen zu ſperren für Leute, für die ſie gar nicht gemacht iſt! Hängt die beſten Bilder, die aus dem Säckel des Volkes erworben werden, in die Kirchen, in die Schulen, in die Spitäler, in die Gemeindehäuſer, in die Turnhallen, in die Kaſernen, kurz überall dahin, wo das Volk zuſammen kommt — und nicht in die öden Muſeumskerker!

Die Sezeſſioniſten haben einige Gemälde, die als Senſationsbilder in Schwung gekommen ſind.

Zunächſt den von der bayeriſchen Regierung um 25000 Mk. für die Pinakothek angekauften „Krieg“ von Stuck. Nicht der Krieg als Furie, ſondern als gekrönter Herrſcher, nackt auf ungeſatteltem Gaul, die eine Fauſt in die Hüfte geſtützt, die andere das blutige Schwert ſchwingend. Die Figur iſt von impoſanter Plaſtik und grauſigem Ausdruck. Was ſonſt auf dem Bilde noch zu ſehen, zunächſt die Anſammlung von Leichen, über die der keuchende Gaul den Kriegs-Götzen dahin ſchleppt, iſt koloriſtiſch intereſſant und dient zur Steigerung des Effekts, ohne für ſich ſelbſt einen neuen Gedanken oder eine neue Empfindung zu verſinnbilden.

Sodann die „Kreuzabnahme“ von Böcklin. Ich geſtehe, daß mir die übrigen fünf oder ſechs ausgeſtellten Böcklins beſſer gefallen, namentlich ſeine „Diana von Faunen belauſcht“, ſein „Triton“ und eine nicht näher bezeichnete Landſchaft. Aber ich muß feſtſtellen, daß man an allen Ecken und Enden verſichern hört — der Berliner Ton herrſcht allerdings vor — in dieſem Jahrhundert ſei noch kein großartigeres und deutſcheres Bild gemalt worden. Ich brachte viel guten Willen mit, mich dieſem allgemeinen Kennerurteil anzupaſſen. Es ging aber nicht. Je länger ich mich in dieſe „Kreuzabnahme“ verſenkte, deſto lebhafter wurden meine Bedenken. Gewiß, ſie hat einzelne koloriſtiſche Qualitäten erſten Ranges, wuchtige Stimmung, ausgezeichnete Luft, d. h. eine beklemmende Luft zum Erſticken. Aber das Gemachte ſteht unvermittelt neben dem Echten, die Theaterpoſe neben der natürlichen Bewegung, die koloriſtiſche Feinheit neben der zeichneriſchen Nachläſſigkeit. Die Leiber haben keine Knochen, es ſind mit Sägemehl ausgeſtopfte Prunkgewänder, der Leichnam Chriſti iſt einfach ſchlecht. Ich muß das offen herausſagen, zur Rettung meines kritiſchen Gewiſſens. Ich kann nicht mit den hohen Kennern ins Horn tuten, die Böcklin erſt vorgeſtern entdeckt haben und jetzt der Welt ihre Entdeckung mit naiver Miene vordeklamieren. Ich kenne meinen Meiſter Böcklin ſchon ſeit zwanzig Jahren und kannte ſchon vor zehn Jahren ſeinen beſten kunſtgelehrten und publiziſtiſchen Kenner, den Profeſſor Guſtav Floerke, der damals die feinſten Böcklin-Analyſen ſchrieb, die keine ſpätere Feder bis heute übertroffen hat.

Sodann der neueste Uhde, der glücklicherweise vom bayerischen Staat erworben wurde: Christi Begegnung am Auferstehungsmorgen mit Magdalena: „Rühr' mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater!" Eine ziemlich mystische Geschichte, die nicht nur den Personen, sondern auch der Landschaft ihr eigentümliches Kolorit giebt. Das Bild steckt voll von psychologischen Feinheiten und phantasievollen Beziehungen. Einzelnes, wie Kopf und Hände der Magdalena, ist unübertrefflich in körperlicher Deutlichkeit, anderes, wie der Leib und die Haltung Christi, will in seiner naiven Symbolik des Wunders erst nachdenklich erfaßt und dem modernen Geiste nahegebracht werden. Die huschende Frühlicht-Beleuchtung ist entzückend. Es giebt Leute, die sich über „den frostigen Rosaton" in dem Bilde beklagen. Ich habe den Ton als richtig und gar nicht frostig empfunden.

Ferner die Kreuzigungs-Vision von Albert Keller, sowie eine gekreuzigte Martyrin im Mondlicht von demselben Meister. Die Kreuzigungs-Vision ist eine überaus kraftvoll und packend hingestrichene koloristische Skizze von imposantem Farbenreiz, die Martyrin ein genial gelöstes Beleuchtungsproblem und zugleich tiefste Seelenmalerei.

Schließlich als Vertreter modernster „Phantasiekunst" (oh!) L. v. Hofmann und Julius Exter mit ihren pikanten Sündenfällen und als Antipode der gewaltige Naturalist Leopold v. Kalkreuth mit seinem erschütternden „Alter". Wer sich diese zwei alten Armenhäuslerinnen in ihrer beispiellosen stupiden Jammerseligkeit angesehen und zu Herzen genommen hat, der wird wissen, welcher Schwindel von einigen Neuromantikern mit der Phrase vom überwundenen Naturalismus getrieben wird. Besser als Hofmanns „Verlorenes Paradies" gefällt mir sein märchenhaft schönes Bild „Frühling", worin das Landschaftliche und Figurale um die Palme der Vollendung streiten. Es ist vielleicht das poetischste Bild der Ausstellung.

Von Piglhein hab' ich bereits im vorigen Bericht gesprochen.

An Meister Hans Thoma, der in das Wesen der deutschen Landschaft am tiefsten eingedrungen ist und immer neue und erstaunlichere Züge zu ihrer Charakterisierung beibringt, kommt man auch diesmal nicht ohne Bewunderung und heiligen Genuß vorüber, obwohl er nicht so reich vertreten ist wie sonst. An Reife und Gesundheit unerreicht, ist dieser Künstler, auch wo er sich zurückhaltender giebt, eine der erquickendsten Erscheinungen deutschen Künstlertums.

Ein gefühlsverwandter Meister, der besonders in seiner heuer ausgestellten „H. Cäcilia" viele Züge Thomascher Schlichtheit und Naivetät offenbart, ist Wilhelm Volz.

Und was soll ich erst von Fritz Strobentz „Der Besuch" sagen? Diese beiden festlich herausgeputzten, prachtvoll vergnügten, in der Laube kaffeekneipenden Dachauer Weibsen sind ein herrliches Stück moderner Malerei, die überzeugendste Verschmelzung von Naturalismus und Poesie. Man findet nicht leicht etwas feiner Beobachtetes, kraftvoll Gemaltes und mit heiterster Seele Durchtränktes, als dieses Stimmungsbild.

Stimmung, Stimmung, jawohl!

Nicht die hyperromantisch hinparfümierte, sondern aus der ganzen Grundauffassung des Gegenstandes und seiner malerischen Behandlung, also recht aus dem tiefsten Wesen der künstlerischen Persönlichkeit quellende Stimmung finden wir glücklicherweise bei all den jungen Meistern, die erst seit kurzer Zeit bedeutungsvoll hervorgetreten sind. So bei den Landschaftern Riemerschmied, Dill, Buttersack, König, Eichfeld, Hölzel, Strützel, Reiniger — um nur diese klangvollsten Namen herauszugreifen — sowie bei Josef Block, Ludwig Herterich, Fritz Haß, Hans Anetsberger, die mit ein, zwei Figuren, die sie in ein landschaftliches oder geschlossenes Interieur-

Milieu setzen, mit geradezu dramatischer Intensität die Geschichte einer Seele zu enthüllen wissen.

Nicht wie die Novellisten und Anekdotisten der älteren Richtung, denen man das fabulierende Präparat, das bewußt absichtsvolle Kompositionsbemühen in jedem Pinselstrich ansieht, die immer zuerst eine Geschichte im Kopf haben und dann auf der Palette die Farben dazu zusammensuchen. Gott bewahre. Sondern denen der dargestellte Lebensausschnitt, der dramatische Punkt zugleich und untrennbar als malerische Vision aufgegangen ist. Hiervon hat uns besonders Josef Block in seinen Bildern „Ein Akkord", „Der neue Herr", „Eine Frage" das überzeugendste Beispiel gegeben, Bilder, die mit Herterichs „Dämmerung" zu dem malerisch und dichterisch Eigenartigsten der an fesselnden Eigenarten so reichen Sezessionisten-Ausstellung zählen und im Beschauer einen unverlöschlichen Eindruck hinterlassen.

Und was hier mit den Menschen uns zu ergreifender Nachempfindung vorgezaubert wird, das machen mit nicht geringerer Wirkung die jetzt im Höhepunkt ihrer Kraft schaffenden Meister Weishaupt und Zügel mit den Tieren. Tiermaler sagt der Schabloniker kurzweg, aber das Schlagwort ist Unsinn. Hier wird das Tier des künstlerischen Menschentums bester Teil, ein an Offenbarungen reicher Natursymbolismus, gewaltiger, eindringlicher, seelenfüllender als all die symbolistischen Maskeraden und Versteckspiele gewisser neuromantischer Zärtlinge und Gesichterschneider.

Stuttgarter Theater.

Von Theodor Mauch.

(Stuttgart.)

Nachdem Franziska Ellmenreich in den „Erzählungen der Königin von Navarra" gastiert hatte, wogegen wir nichts einwenden wollen, kam zum Schluß der letzten Saison als stets gern gesehener Gast Konrad Dreher von München und brachte dem Repertoire unseres Hoftheaters als Neuigkeiten „Ein blauer Teufel" und „Mamselle Nitouche". Letztere Operette soll, wie ich gehört habe, im kommenden Winter als festes Repertoirestück der Stuttgarter Hofbühne figurieren. — Franziska Ellmenreich, Konrad Dreher und hin und wieder Ernst Possart, gegen diese Gäste will ich nichts sagen: aber wir haben seit geraumer Zeit eine wahre Gastspielmanie — Gast auf Gast ist im verflossenen Jahr zu uns gekommen, und ebenso oft beinahe waren von den einheimischen Künstlern und Künstlerinnen die besten und besseren auf Gastspielreisen oder sonstwie beurlaubt, so daß wir nächstdem nicht mehr wissen, wer eigentlich noch zu uns gehört.

Unter dieser Gastspielerei, die vielfach auf Engagement stattfindet, leidet das Zusammenspiel immer mehr, und dies ist um so bedauerlicher, da wir hier eine ganz tüchtige Künstlerschaar beisammen haben, unter der sich, Gott sei Dank! kein einziger Virtuose befindet: ich nenne von den Damen Frau Wahlmann-Benzinger, Luise Dumont, Olga Doppler, Fräulein Eysoldt; von den Herren: Salomon, Ellmenreich, Freiburg; diese alle und noch mehr sind Stützen, mit denen sich ein ganz bedeutender Aufschwung des hiesigen Theaters erzielen ließe, und in der That: es hatte auch im

Anfang den Anschein, als sollten wieder Zeiten zurückkehren, in welchen unsere Hofbühne ihren alten Rang wieder erreichen werde: wenn es allerdings so weiter geht, dann sind wir vielleicht in nicht allzuferner Zukunft bitteren Enttäuschungen ausgesetzt. Mit all dem will ich allein gegen die übermäßig vielen Gastspiele mich auslassen: es fällt mir nicht ein, gegen unsern Intendanten, den Herrn von Putlitz, eine Hetze loszulassen, und es werden viele mit mir dahin übereinstimmen, daß wir in anderer Beziehung der Intendanz zu Anerkennung und Dank verpflichtet sind.

So haben wir in den letzten Jahren die Klassiker, insbesondere Goethe und Schiller, leider nicht so auch Shakespeare, nicht nur sehr oft, sondern auch teilweise, namentlich in den hier beliebten Cyklen, sehr gut zu sehen bekommen. Auch die Einführung der Vorstellungen zu ermäßigten Preisen ist unter der neuen Intendanz nicht zum Schaden der Theaterkasse ins Leben getreten. Die Regie, welche in diesen Fällen — und das will ich zu rühmen nicht unterlassen — fast immer in den bewährten Händen Dr. Kasers liegt — die Regieen und Seenerien halten einen Vergleich mit jeder deutschen Bühne aus: Dies zeigte sich namentlich in dem den Mai beherrschenden Schillercyklus. An den neun Abenden, die den Manen unseres größten heimatlichen Dichters geweiht waren, lag eine gewisse Feststimmung über dem überaus zahlreichen Publikum ausgebreitet, und auch von der Bühne herab strahlte mehr Eifer und Sorgfalt und vielfach auch mehr Ernst als sonst. Während ich mein Manuskript fertig stelle, lese ich, daß in der nächsten Saison die Regieen Dr. Kasers an Professor Skraup vom Theater in Cassel übergehen werden. Ich will mich hier nicht in eine Schillerkritik einlassen; aber besonders hervorheben will ich es kurz, daß Alexander Barthel vom Stadttheater in Frankfurt a. M., der als „Fiesko" gastierte, ein vortrefflicher Gast war, an welchem man unter den vielen endlich einmal eine aufrichtige Freude haben konnte; von Herrn Eggerth vom Augsburger Stadttheater, welcher sich als Andreas Doria, als Wachtmeister im „Lager" und als Octavio bei uns einführte und unterdessen wirklich engagiert worden ist, kann ich dasselbe zu meinem Leidwesen unmöglich sagen!

Nach diesen Reminiscenzen, die jetzt beim Beginn der neuen Saison verklingen mögen, gehe ich zum Theater in Berg über.

Wie das Mädchen aus der Fremde alle Jahre bei den armen Hirten im Thal einkehrt, so kommt zu uns seit einer Reihe von Jahren im Spätsommer, wenn es mit dem Hoftheater zu Ende geht, Theodor Brandt, Mitglied des Residenztheaters in Berlin, mit einem vorzüglichen Berliner Ensemble und einem vielseitigen und interessanten Repertoire: wenn Theodor Brandt nicht wäre, wir wüßten hier am Nesenbach verflucht wenig von Ibsen, Strindberg, Sudermann, Halbe u. a. Dieses Jahr begann die Saison im Berger Kurtheater mit dem Kadelburger Schwank „Der Herr Senator", über welchen in der Gesellschaft an anderer Stelle schon berichtet worden ist. Dasselbe ist der Fall mit „Mauerblümchen", „Fräulein Frau" u. a. Von Dumas (Sohn) war für uns hier neu „Francillon" und „Die Fremde"; neu war auch Anzengrubers „Viertes Gebot"; gern gesehene Wiederholungen aus den beiden letzten Jahren Halbes „Jugend" und Ibsens „Gespenster". Der 8. Juli brachte als eine recht anerkennenswerte Novität „Zerstörtes Glück", Schauspiel von P. A. Kirsteln. Wie in der Gesellschaft schon berichtet, hatte dies Stück am 29. April in einer Matinee des Berliner Residenztheaters eine sehr erfolgreiche Aufnahme gefunden. Außerhalb Berlins kam es hier überhaupt zur ersten Aufführung. Der Dichter wurde erwartet, ist aber leider nicht eingetroffen. Mit beinahe einmütigem Beifall wurde das Stück auch hier aufgenommen. Diese erste größere Arbeit Kirsteins verspricht noch viel Gutes. Leider

iſt die eine Hauptperſon des Stücks, der junge Schriftſteller Paul Körner, ſo unglücklich als möglich in den Mittelpunkt geſtellt. Dieſer ſchlappe zerfahrene Charakter mit ſeinem Chaiſelongueliegen als vornehmſte Beſchäftigung kann uns die Sympathie nicht abgewinnen, die mehr und mehr ſein ſich ſelbſt hebendes Weib, Anna, unwillkürlich einem jeden Zuſchauer abringt. Im Ganzen aber hat der Dichter treu ein Stück Leben der Jetztzeit geſchildert und dabei manches Peinliche durch einen geſunden urſprünglichen Humor gemildert. Das Glück, das zerſtört werden ſoll — was eben den Inhalt bildet — iſt ein der Wirklichkeit abgelauſchtes Stück Freiliebe. Paul Körner hat eines Abends ein junges Mädchen, Anna, kennen gelernt; ſie haben ſich lieb gewonnen, aus der Straßenbekanntſchaft iſt ein richtiges Liebesverhältnis geworden, und beide ſind ſchließlich zuſammengezogen; es geht ihnen recht gut bei dieſem freien ſorgloſen Leben à la Bohême; beide arbeiten fleißig und laſſen im übrigen der Welt ihren Lauf.

Der Dritte in dieſem Bunde iſt Pauls Freund, der Maler Raff, er teilt die Garçonwohnung Pauls und Annas. Dieſer von den Menſchen ob ſeines Höckers verſpottete, von den eigenen Eltern mit Mißmut betrachtete Maler iſt die glücklichſte Figur des Stückes; er erweckt Intereſſe und Mitgefühl vom erſten Augenblick: mit der Welt zerfallen und gegen die Menſchen voll Bitterkeit iſt er gegen Paul und Anna offen; da er „niemandes Mann ſein kann, will er jedermanns Freund ſein“; er will den Menſchen ſagen: macht euch unabhängig, ſo daß kein Kreis den anderen ſtöre; ſo ſoll ſich auch Paul *ganz* frei machen von aller Rückſicht auf Familie, Gebräuche und Vorurteile, die ja für andere Kreiſe paſſen mögen, aber nicht für denjenigen, in welchen nun einmal er und Anna durch Leben und Schickſal hineingeraten ſind. Paul aber kommt von all dem nicht ganz los, dieſe Halbheit in ſeinem Charakter wird ſein und Annas Verhängnis; er will ſein Verhältnis zu Anna legitimieren durch eine Heirat, nachdem es ihm endlich gelungen iſt, die Einwilligung ſeiner Mutter hierzu zu erhalten. Dieſe kommt mit der Familie, zwei Töchtern und einem alten Onkel; als ſie erfährt, daß ſich Paul und Anna auf der Straße haben kennen lernen, erſcheint ihr doch wieder manches ſehr bedenklich: aber alles iſt noch umſonſt, Raffs Abrathen, ja die Zweifel an Anna, die nun auch in Paul ſich regen. Die Leutchen heiraten und richten ſich ein: jetzt ſind ſie nicht mehr die freien Menſchen, die ſich eben gefunden haben, jetzt ſind ſie aneinander gekettet in den Augen der Menſchen und berühren ſich wieder mit der Familie Pauls, von der ſich auch innerlich ganz loszulöſen dieſer die Kraft nicht beſeſſen hatte; zudem *denkt* er jetzt über Anna und ihr Vorleben *nach*. Zweifel und Mißtrauen dringt in ſeine Seele; der Gedanke läßt ihn nicht mehr los, daß ein anderer ſchon vorher — — — So zerſtört langſam aber ſicher bei Paul der Zweifel, bei Anna die Angſt das alte Glück. Auch ſonſt geht es zurück; Paul bekommt Arbeit um Arbeit retour: „Sehr ſchön — aber!“ — „Für uns nicht verwendbar!“ — Er wird immer aufgeregter, nervöſer und heftiger; die auf Abſchlagszahlung angeſchafften Möbel ſollen wieder abgeholt werden, da Paul nicht mehr zahlen kann. Eines Tages nun kommt Ella, Pauls jüngere Schweſter, eine harmloſe Ungezogenheit, mit ihrem „Bräutigam“, dem Kaufmann Hengſtenberg. In ihm erkennt Anna ihren Verführer — es folgt eine äußerſt peinliche Scene. Anna eilt hinaus und mit einem Revolver, den ſie ſchon ſeit lange verborgen gehalten hat, erſchießt ſie ſich. — Schmerz, Haß und Verachtung liegt in den Worten Raffs, mit welchen das Stück ſchließt: „O dieſe kluge Welt!“ Das Motiv iſt ja nicht neu; vieles erinnert an Ibſen und Sudermann, an Wolzogens „Lumpengeſindel“ und Nortmanns „Gefallene Engel“. Aber *einen* Vorzug hat „Zerſtörtes Glück“ vor anderen voraus: *es greift ans Herz; es erſchüttert*; und dieſe Wirkung ſichert Kirſtein einen nicht bloß vorüber-

gehenden Platz in den Repertoires. Was schließlich die Aufführung anbelangt, so gab vor allem Frido Grelle den Maler Raff mit einer verblüffenden Naturwahrheit; bei Georg Barelt (Paul) war jedes Wimpernzucken, der kleinste Mienenzug voll Charakteristik; das weiblich Burschikose in der kleinen Hummel Ella brachte Helene Schuele in vorzüglicher Weise zum Ausdruck; während Paula Eberths Anna in Rede und Mimik eine hervorragende Gestaltungskraft verriet.

Die einzige Première der Saison „Der Ehrlose" von G. Friesland wurde nicht mit Unrecht in der hiesigen Tagespresse eine Studie genannt, aber es ist eine Studie, welche am besten im Schreibtisch des Herrn Friesland geblieben wäre. Lobenswert ist die Technik des Stücks, namentlich die des dritten, des letzten Akts: andererseits kommen aber auch ganz abgeschmackte und verbrauchte Theaterkniffe zur Anwendung, z. B. das Zerbrechen eines Spiegels als Unglücksbedeutung. Der Inhalt, den es sich kaum lohnt wiederzugeben, ist ohne Scham und Scheu. Der Ehrlose ist der mit der früheren Maitresse eines Börsianers verheiratete Klavierlehrer Fritz Krüger, dessen Finger aber mehr an den Körpern seiner schönen Schülerinnen als auf dem Klavier herumtasten; auch der Tochter des Großkaufmanns Friedland hat er dereinst Stunde gegeben und ihr dabei einmal auf die Finger oder sonst wohin geklopft „wegen ihres guten Spiels natürlich". Deshalb hat ihm der alte Friedland die Thüre gewiesen. Nun hat sich Oswald, der junge Friedland, in Helene, Krügers ältere Tochter, verliebt. Der Vater Friedland will schließlich in die Ehe einwilligen, wenn sich Krüger von seiner Frau scheiden lasse; denn einen solchen Mädchenjäger und Lüderjan, der das Vermögen seiner Frau mit Dirnen durchgebracht hat, kann er unmöglich in seiner Familie brauchen; davon will aber Krüger nichts wissen. Im zweiten Akt, also auf dem Höhepunkt des dreiaktigen Stücks, ist der geile Klavierlehrer eben im Begriff, seine schöne Schülerin Emma Harden zu vergewaltigen, als plötzlich seine Gemahlin und der junge Friedland erscheinen. Durch 20000 Mark läßt er sich jetzt von Oswald bewegen, nach Petersburg zu reisen und nicht mehr zurückzukehren. Er geht mit der Absicht, sich zu rächen. Am Hochzeitsmorgen nun, als sich Helene und Oswald begrüßen, zerbricht der Toilettenspiegel und das bedeutet Unglück. Ehe die Wagen noch vorgefahren sind, kommt Krüger, wie man dies auch ohne die Scherben des Spiegels voraussieht, zurück und enthüllt dem Bräutigam seiner Tochter die Vergangenheit der Mutter, welche Helene, die so gut wie ihre Schwester Elsa Dank der Feinfühligkeit ihres Papas darum wußte, aus Achtung und Liebe zu ihrer Mutter dem Bräutigam verschwiegen hat. Unter diesen Umständen ist für den Großkaufmann Friedland eine Ehe Helenes mit seinem Sohne eine Unmöglichkeit. Die Auseinandersetzung desselben darüber mit Helene belauscht unter der Thüre stehend die Mutter; sie verschwindet plötzlich, und ein Schuß erklärt uns, was geschehen ist; wo sie so plötzlich ein Schießgewehr hernimmt, das findet der Verfasser nicht nötig anzudeuten, wir wissen es also nicht, ebensowenig wissen wir, was nunmehr aus dem Brautpaar wird, nachdem Helene in Ohnmacht gefallen ist und Oswald ausgerufen hat: „So also endete der Tag, der der glücklichste meines Lebens hätte werden sollen!"

Was das Spiel anbelangt, so gab Theodor Brandt den Klavierlehrer mit photographisch treuer Meisterschaft und Helene Schuele war als sein Dienstmädchen Marie fast die einzig erquickliche Figur des ganzen Abends. Lob verdiente auch noch u. a. Isa Dubois als Helene. Im Übrigen aber muß ich nach einem solchen Stück und in diesem Fall dem Satze beipflichten, welchen Conrad speziell für Premièren in einer der letzten Nummern dieser Zeitschrift aufgestellt hat: „Wer das Stück ablehnt, muß auch das Spiel ablehnen!"

Soiche Stücke diskreditieren die „Modernen“ unnötigerweiſe und bilden den Geſchmack des Publikums erſt recht nicht, aber:

„Auf unſern deutſchen Bühnen wißt,
Probiert ein jeder, was er mag!“

Am Freitag ging die Sommerſaiſon zu Ende mit Halbes oft gegebener und ſtets von einem nahezu ausverkauften Hauſe mit freudigem Beifall aufgenommener „Jugend“.

Am 1. September beginnt das Hoftheater mit „Emilia Galotti“; vielleicht bringt das beginnende Spieljahr einen Leſſingcyklus — damit adieu für die 8mal!

Aus dem Pariser Kunstleben.

Von George Eller.

(Paris.)

Im Juniheft hab ich auf das Werk James Tiſſots, „Das Leben Chriſti“, hingewieſen und gleichzeitig eine beſondere Berichterſtattung über die Kunſtgewerbeausſtellung angemeldet. — Dieſem Verſprechen ſei hier gerecht geworden und bei dieſer Gelegenheit noch einiger Dinge erwähnt, die mir für die Leſer der „Geſellſchaft“ intereſſant erſcheinen.

James Tiſſot iſt ſeit einem Jahrzehnt den öffentlichen Ausſtellungen fern geblieben. Sein Ruf als Maler friwoler Pariſerinnen war begründet, als er ſich — es wird behauptet, tiefinnerlich bekehrt — zurückzog und an ſeine Lebensthat ging: an die Illuſtration der Chriſtgeſchichten nach dem Text der Evangelien. Dieſe Rieſenaufgabe iſt zum größeren Teil ausgeführt. Drei Vierteile ſind gemalt — Aquarelle — und laſſen des Künſtlers Abſichten erkennen. Dieſe Abſichten ſind gut, ehrenswert, verdienen Anerkennung für den daran gewendeten Fleiß, für die erwieſene zähe Ausdauer, den immenſen guten Willen eines ſpät angeeigneten Glaubens. Aber das Werk Tiſſots iſt keine künſtleriſche Großthat. Eine mit viel Eifer, mit recht viel Geſchicklichkeit geſchaffene Illuſtration der Urgeſchichte des Chriſtentums, aber — eben nur eine Illuſtration, keine Geſtaltung im idealen Sinn, konventioneller Glaube an den genialſten aller Gottmenſchen, mitunter kinderfrommes naives Glauben ohne tief-ſeeliſches Verſtändnis an ein unerreichbar Erhabenes, das allzuſehr die Mittelkraft eines halluzinierten Wollens ahnen läßt, aber nicht überzeugen kann, weil ihr das Hehre, Hohe, das Einfache des Glaubens fehlt. Wer die Urgeſchichte Chriſti in ihrer Rieſengröße künſtleriſch veranſchaulichen will, der muß, wie Fra Angelico, Thränen weinen können ob ſeiner Ohnmacht, die rein himmliſchen Empfindungen zu verſinnbildlichen, und nicht mit allerlei Malermätzchen auf naive Gemüter wirken wollen. Die Chriſtuslegende muß einfach erzählt ſein, wenn ſie unmittelbar wirken ſoll. Wer mit Lackſtiefeln unter ihren barfüßigen erſten Jüngern wandern will, der wird zum „Salon-Chriſten“. Man kann allenfalls „Salon-Tyroler“ angenehm finden, aber von „Salon-Chriſten“ muß ſich jeder redliche Miteupfinder der größten aller Lehren, der Chriſtusiehre, abwenden, ſelbſt dann, wenn ſie ihre Rolle mit dem größten Aufwand techniſcher Fertigkeiten ſpielen.

* * *

Zu meinem großen Bedauern iſt es mir nicht möglich, über die hochmerkenswerten Ausſtellungen der Kupferſtecherei und Lithographien in den beiden Salons eingehend zu referieren. Aber einiger ausgezeichneter Werke ſei gedacht. Carrières feinempfundene Lithographien; Duez' Gravierungen, insbeſondere ſeine den raffinierteſt einfachen Japaneſern gleichkommenden Blumenſtücke; Hellens etwas phantaſtiſche aber originelle Kupferſtiche; Raffaëllis fünffarbige Radierungen, nach Originalplatten, etwa wie Chromolithographie; Waltners gewaltiger Stich nach Meiſſonniers letztem Selbſtporträt und Whiſtlers geniale Lithographien — Pariſer Anſichten und Porträts — ſollten von keinem Beſucher des Marsfeld-Salons übergangen werden. In den Champs-Elyſées finden wir hervorragende Leiſtungen von Deloche — Porträt von Rubens Mutter, Holzſchnitt nach dem Bild in der königl. Pinakothek zu München —, Desbroffes — „Der Regenbogen", Radierung nach Conſtable —, Fantin-Latour — Original-Lithographien —, prächtige Radierungen von Helene Formſtecher, Achille Jacques, ein Meiſterſtich, „Le guide", nach Meiſſonnier, Kratkes Radierung nach Meiſſoniers „Napoleon III. bei Solferino"; Lamottes herrlicher Stich von Jules Lefebvres „Wahrheit"; Maneſſes Porträt-Radierungen, Meſplès' lithographierte Pariſer Tänzerinnen; Sirouys treffliche Porträts- und Landſchafts-Lithographien; Willettes, des genialen Zeichners, lithographierte Vignetten zu den Liedern Paul Delmets u. a. m.

* * *

Das Kunſtgewerbe nimmt ſeit einigen Jahren einen gewaltigen Aufſchwung. Künſtler erſten Ranges widmen ihr Talent der Anfertigung von Gebrauchsgegenſtänden, und groß ſind die Erfolge, die ſie erringen. Am Marsfeld finden wir von Jean Baffier den Entwurf zu einer Speiſeſaaldekoration und das Gipsmodell des dazu gehörigen Kamins. Genial erdacht, kühn modelliert, iſt dem Künſtler die Anerkennung zu teil geworden, daß ſein Werk von ſtaatswegen ausgeführt wird. Albert Bettanier ſtellt transparente Glasbilder aus, die ob ihrer Farbenpracht viel Liebhaber finden. Carablu bringt ein Möbel, „Geheimnis-Schrank", das in ſein ausgeführter Holzſchnitzerei die „Hut des Geheimniſſes" ſymboliſiert; Charpentiers Zinngeräte, Chérets Arbeiten im ſelben Metall, Edme Coutys Tapetenentwürfe, Georges Jeans Silberſchmiedereien geben lebhaft Zeugnis von ehrlichem Streben nach künſtleriſcher Geſchmacksveredelung. Intereſſant im höchſten Sinn und von reizender Originalität ſind des tüchtigen Holzſchneiders Lepère Grabſtichel-Gravüren auf Leder zum Büchereinband. Des Bildhauers Maſſeau Nippfiguren, in Holz und Elfenbein, Bronze, Gold und Silber ausgeführt, und Vallgrens, des genialen Finnländers, Thürbeſchläge, Thürklopfer, Silberſpiegel u. a. ſind wahre Kunſtwerke.

Die Kunſtgewerbeausſtellungen ſind vor mehreren Jahren von den Sezeſſioniſten im Marsfeld eingeleitet worden. Dies Jahr haben ſich die Alten vom Induſtriepalaſt gleichfalls zu einer ſolchen Ausſtellung entſchloſſen, die, obſchon nicht allzureich beſchickt, dennoch viel Sehenswertes aufweiſt. Ein trefflicher Thürklopfer von Theophile Barrau; ſchöne Thonvaſen von Louis Carrier-Belleuſe; Silberſchmiedereien von Emil Froment; eine allerliebſte Nippgruppe „Schnecken und Schmetterlinge" von Gardet, dem ausgezeichneten Tierbildner; Kameen, Porträts von Hildebrand; Zinngeräte — ſehr in Mode ſeit einiger Zeit — von Jean Augues; Tafelgeräte, Zinnguß von dem genialen Bildhauer Raoul Larche und von dem hochbegabten Eugène Ledru; ein in Bronze und Zinn ausgeführter Tabaktopf von Moreau Vauthier; emaillierte Möbel von Sandier und Kunſtmöbel von Adrien Simons.

Es iſt mir erfreulich, feſtzuſtellen, daß große Künſtler, wie die hier genannten, ihr

Talent aufwenden, um, wie's zur Zeit der Renaissance gewesen, den alltäglichen Gebrauchsgegenstand künstlerisch zu formen, und ein willkommnes Zeichen ist's mir, daß das große Publikum sich für diese Künstlerthaten interessiert und diese Kunstgewerbegegenstände zahlreich kauft.

* * *

Einiger kleiner Ereignisse, welche in diesem Jahre die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde erregt haben, sei noch mit wenig Worten gedacht.

Vor allem der Ausstellung jener Gemälde, die Meister Alfred Stevens kürzlich erst von seinem Aufenthalt am Kap Martin zurückgebracht. Drei dieser Bilder, im Ganzen etwa dreißig an Zahl, sind wahre Meisterwerke. Eine Ansicht des Kap Martin, volle Sonnenbeleuchtung; ein „Mentone in der Abenddämmerung", wo die mannigfachen grünen Schattierungen der Riviera Vegetation mit einer bislang einzigen Poetik wiedergegeben sind, und eine „Mondnacht zur See", die an Feinfühligkeit und zauberhafter Wirkung kaum ihresgleichen finden dürfte. Und bedacht muß werden, daß dieser jugendfrische Künstler das siebzigste Lebensjahr überschritten hat.

Raffaëlli, für welchen ich stets ehrliche Bewunderung hatte, wollte dies Jahr seine Arbeiten in seinem Atelier ausstellen. Ich bin kein Liebhaber dieser mit viel Reklamelärm in Scene gesetzten Privatausstellungen und kann das Bedauern nicht unterdrücken, das sich mir unwillkürlich aufdrängt, wenn ich einen so bedeutenden Künstler wie Raffaëlli denselben Weg schreiten sehe, den künstlich hinaufgeschraubte Mode-Impressionisten eingeschlagen haben. Der echte Künstler soll bescheiden bleiben. Warum also hat Raffaëlli, der ein echter Künstler ist, solch marktschreierische Anwandlungen?

Munkacsy hat noch einen Christus gemalt, diesmal einen am Kreuz sein Leben aushauchenden. Ohne all den auf seinen allerorts bekannten Christusbildern zum Überfluß aufgewendeten theatralischen Pomp ist dieses letzte Christusbild, und darum und wohl auch, weil's mit naiver Gläubigkeit gemalt und dennoch warm in Farbe ist, halte ich's für eines der besten Bilder des großen ungarischen Malers. Das Bild ist für die Kapelle des Mausoleums des Grafen Julius Andrassy bestimmt.

Kritik.

Romane und Novellen.

Eine Reihe interessanter Werke von weiblichen Autoren liegen uns zur Beurteilung vor:

Die Schwestern, Roman von Ida Boy-Ed. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Tollkraut, Novelletten von Hermine von Preuschen. Leipzig, Karl Reißner.

Gebrochene Flügel, Roman von Ossip Schubin. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Doktor Ferenczy und andere Novellen von Auguste Hauschner. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Äußerlich angesehen, macht Ida Boy-Ed den solidesten Eindruck. Da ist alles, Erfindung, Komposition, Vortrag u. s. w. von der handfestesten Tüchtigkeit. Die handwerkerliche Geschicklichkeit ist erstaunlich. Aber die Dichterin höherer Art glänzt durch Abwesenheit. Nichts Dämonisches im Guten oder Schlimmen, nichts Elementar-Überwältigendes, alles auf die bürgerliche Verdauungs-Fähigkeit berechnete

Routine. Das ist nicht mehr die echte, ursprüngliche, leidenschaftserfüllte Boy-Ed, das ist nur noch die schriftstellernde Dame. Schade! Ossip Schubin und Hermine v. Preuschen geben sich viel kühner und machen aus ihrem Herzen keine Mördergrube. Dennoch merkt man dem neuesten Schubinschen Roman an, daß auch diese starke Künstlerin nach Allerweltserfolgen geizt und zu schlimmen Kompromissen mit der Geschmacklosigkeit der Philisterwelt geneigt ist. „Gebrochene Flügel"! Viel und Vielerlei ist in dem Buche, was höheren Ansprüchen noch genügt. Aber als Ganzes ist es geflissentlich auf den weiblichen Ton der Familienblätter-Ästhetik gestimmt. Hermine v. Preuschen macht diesen Rückzug der Damenschriftstellerei ins Lager der Armen im Geiste nicht mit. Allein wir vermissen in ihrem „Tollkraut" noch die letzte und höchste Anstrengung, aus der bloß malenden Wort-Phantasiekunst zu realistisch-plastischer Darstellungskunst zu gelangen. Ihre Gestalten sind zu oft Schemen, körper- und blutlos, Gespenster statt Vollmenschen. Ihr Vortrag schwelgt zu sehr in starken, bunten Worten, die sich gern zu einer tollen Bilderjagd vereinen. Alles will hoch hinaus, höher, immer höher, Ideen und Gefühle streben unablässig ins Überlebensgroße — und dabei geht die schlichte Tüchtigkeit einer sorgsam darstellenden Kunst verloren. „Tollkraut" enthält an manchen Stellen entzückende Träume und Phantasien, berauschende Notturno-Musik, verblüffende Marionetten-Tänze. Die Meisterin vom Pinsel könnte eine Meisterin der Feder werden, wenn ihr das Eine gelänge: ernste Sammlung, strengste Selbstzucht, weise Beschränkung. Frau Auguste Hauschner sündigt nicht durch wilde, formlose Ausschweifung ins Reich des Hyperphantastischen. Sie ist noch eine Ringende, die von der Scholle des Konventionellen loskommen will. Sie hat die Sehnsucht nach Höhe, aber noch nicht die Kraft, aus sich selbst heraus in die Höhe zu kommen. Sie erinnert sich, sie lehnt sich an, sie sucht Stützen — aber ihre eigenste Natur kommt dabei schwerlich zur vollen, runden Entwicklung. M. G. C.

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath: Bürgerlicher Tod. Novelle. (Litterar. Schatzkästlein II. Band.) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 138 S.

Die Leidensgeschichte eines armen Teufels, den Krankheit und Not ins Wasser treiben. Das Martyrologium dieses modernen Heiligen von der traurigen Gestalt in der Hölle großstädtischer sozialer Verhältnisse ist mit großer Eindringlichkeit erzählt. Kritische Nörgler können dem Dichter den Vorwurf machen, daß er diese Geschichte mit Unrecht eine Novelle nenne, denn sie sei nicht mit den Kunstmitteln des gestaltenden Impressionismus gemacht, sondern einfach erzählend und beschreibend vorgetragen. Sicher ist, daß sich die Wirkung durch eine plastischere Vortragsweise hätte steigern lassen. Aber auch der schlicht referierende Ton wird dem aus innigem Mitleid und scharfer sozialer Kritik geborenen Werk Freunde gewinnen. Jeder Dichter hat schließlich das Recht, sich seine Weise und seinen Stil nach eigenem Gutbefinden zu wählen. Vielleicht hätte Schönaich-Carolath im breiter gespannten Rahmen des sozialen Romans einzelne allzu aphoristisch geratene Partien zu stärkerem Eindruck zu erheben vermocht, wichtige Andeutungen, die sich jetzt im Fragmentarischen verlieren, zu epischer Bildkraft gebracht. Allein so wie die Erzählung nun einmal ist, enthält sie an ernsten Lebensthatsachen und edelmenschlicher Gesinnung und poetischer Tüchtigkeit noch übergenug, um als wertvoller Beitrag zur modernen Litteratur sich Ansehen zu verschaffen. C.

Wenn man unter einem Stoß Bücher, die einem zur Rezension vorliegen, ein gutes Buch findet, so kann man zufrieden sein; sind aber gar zwei drunter, so hat man Glück. Ich bin gegenwärtig in letzterer, beneidenswerter Lage. Zwei Bücher

liegen mir vor, wovon mir jedes lieb und wert iſt. Da iſt erſtens: Siddy: Sommerfäden. (E Pierſons Verlag in Dresden und Leipzig.)

Das Buch ſtellt eine Sammlung von Skizzen dar, von denen eine ſchöner iſt als die andere. Flott, graziös geſchrieben, voll feinem, meiſt wehmütigem Stimmungsgehalt, gemahnen ſie an nichts geringeres, als an die Skizzen Karl Buſſes Beſonders möchte ich hervorheben: Ich ſegne Dich, Zu ſpät, Ein unheimliches Ereignis. Man darf auf die weiteren Darbietungen des Verfaſſers mit Recht geſpannt ſein — Der Preis des Buches iſt 1 Mk. 50 Pf.

Von einem lieben Bekannten, der auch in der „Geſellſchaft" ſchon des öftern genannt wurde, von R. H. Greinz, iſt das Buch: Aus'm Landl (Verlag von Hans Lüſtenöder. Berlin.) Der Inhalt beſteht aus drei Humoresken aus dem tyroliſchen Volksleben. Wir bewundern wieder die prächtigen Charaktere, die Greinz mit ſicherer Meiſterſchaft zeichnet, den köſtlichen, volksentſtammten Witz und die Art und Weiſe, wie der Verfaſſer das Lokalkolorit giebt. Da iſt nirgends eine breite, aufdringliche Landſchaftsſchilderung, und doch wiſſen wir ſofort, wo die Geſchichte ſich zugetragen hat. Das iſt eben auch eine Kunſt, die dem Greinz nicht ſo leicht einer nachmacht.

Noch auf ein anderes Buch desſelben Verfaſſers möchte ich einſtweilen kurz hinweiſen; — eine eingehende Würdigung hebe ich mir für beſſere Gelegenheit auf — es heißt: Das letzte Abendmahl (Verlag von Baumeiſter in Erfurt). Greinz hat aus der heiligen Schrift die ſozialen Ideen gezogen und ſtellt dieſelben in packender, erſchütternder Weiſe dar. In ſeinem Munde wird das Wort Chriſti zur furchtbaren Waffe gegen unſer verlottertes Geſellſchaftsleben. Ich kann dieſem Buche nicht genug Verbreitung wünſchen.

Karl Bienenſtein.

Die Satten und die Hungrigen. Roman von Leopold von Sacher-Maſoch. Zwei Bände. (Jena, Hermann Coſtenoble.)

Wer Sacher-Maſochs erſte Romane kennt, legt das Buch mit ſchmerzlichem Gefühle aus der Hand. Es enthält ſehr viel Gutes, und doch wird das Gute erſtickt durch die Mache, die den Roman zur leichten Lektüre macht und ihm den künſtleriſchen Wert nimmt. Eine gute Unterhaltungslektüre. Das iſt ja etwas. Aber daß es gerade Sacher-Maſoch ſein muß, der ſie fabriziert . . .

Ernſt Rosmer, Madonna. Novellen. (Berlin, S. Fiſcher). Ich fürchte, das Buch wird viele enttäuſchen. Von der Verfaſſerin der „Dämmerung" konnte man ſehr viel erwarten — und nun bringt ſie kleine Stücke, Skizzen, denen jeder perſönliche Ton abgeht. Ich hoffe auf das nächſte Buch.

G. Morgenſtern.

„Das blaue Heft" von Graf Leo Tolſtoj Sohn, Deutſch von Dr. Alexis Markow. Berlin bei Hugo Steinitz.

Ob der alarmierende Subtitel „ein Seitenſtück zur Kreuzerſonate" auch auf dem ruſſiſchen Original ſteht, weiß ich nicht. Ich kann mir nicht denken, daß der Autor ſo geſchmacklos iſt, und nehme daher an, daß dieſe Gloſſe vom deutſchen Verleger aus eigenen Mitteln beigegeben wurde.

Mit der Geſchichte ſelbſt iſt's ſeltſam. Die Familienähnlichkeit mit den Werken von Tolſtoj-Vater und der ſtarke Einfluß dieſes auf die Produktion des Sohnes iſt unverkennbar. Aber auch der Sohn hat Talent. Er hat den Anſatz zu vielem Guten, auch trifft er manche Stimmung, und manche Situation gelingt. Namentlich im Detail bringt er klare Züge. Nur die weiten Conturen weiſen noch grobe Fehler. Da iſt das große Verfehlen der gewollten Tendenz und das beengende Zwängen der hübſchen Anekdote in den gewundenen Rahmen des „blauen Heftes". Das Thema ſelbſt iſt alt:

Es iſt die Geſchichte jenes Ehebruches,

der nicht gebrochen wurde, weil das Kind zur rechten Zeit dazwischen kam. Nur daß diesmal sie die Potiphar und er der Tugendhafte mit der großen Bewegung, der mimischen Phrase ist.

Unerklärt ist mir eines: Der blonde tugendsame Held geht, nachdem er von der Potiphar geflohen, und rein und sich selber treu geblieben, unter den Folgen dieses ausschweifenden Lebenswandels an der Schwindsucht elend zu grunde.

Ist das schon regulierte moralische Valuta? Wollte Tolstoj junior den großen Umwerter der Werte ins Novellistische übersetzen? K. R.

Lyrik und Epos.

Dämmerungen von Paul Wilhelm [W. Dworaczek]. (Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1894.)

Das Buch ist Adolf Wildrandt gewidmet und in einem schlichten herzlichen Gedicht spricht der Dichter — denn das will ich gleich voraus sagen: wir haben es mit einem wirklichen Dichter zu thun — seinem Mentor den Dank dafür aus, daß er durch sein „Zauberwort" die Muse (des Verfassers) aus dem „müden, traumesschweren Schlaf" erweckt hat. Mir hat dieses poetische Vorwort recht gut gefallen, und angenehm berührt las ich weiter, um gleich wieder auf ein Gedicht zu stoßen „An meine Mutter", das mich so tief ergriffen hat, wie seit langem keines. Nun war ich überzeugt, einen Vollblut-Dichter vor mir zu haben. Das Nachfolgende hat mir denn auch in der That gezeigt, daß ich mich nicht enttäuscht habe. Ich müßte sehr viele Titel und Seitenzahlen hersetzen, wollte ich auf alles Schöne im einzelnen hinweisen und so begnüge ich mich damit, von der Individualität des Dichters zu sprechen.

Paul Wilhelm ist Österreicher, speziell Wiener, und das heißt in dichterischer Beziehung, er verfügt über eine bedeutende Kraft der Phantasie und einen großen Reichtum an poetischen Bildern. Auch das musikalische, besonders liedmäßige Element ist vertreten, doch nicht in dem Maße, wie wir es von einem Österreicher gewohnt sind. Dafür finden wir freie Rhythmen und längere Versarten, darunter besonders den fünffüßigen Jambus Nun der Inhalt. Da macht es einem der Dichter wahrlich nicht leicht. Es zittert durch alle Gedichte hindurch wie ein tiefes, tiefes Leid, von dem man nur nicht weiß, woher es kommt. Die sogenannten „gemeinen Lebenssorgen" dürften es nicht sein, wohl aber vielleicht eine unglückliche, vielleicht auch „sündige" Liebe, oder die große, unheilbare Krankheit, an der fast alle wirklichen Talente Wiens kranken, die Decadence. Mich erinnerten eben viele der Gedichte an die hauptsächlich, wenn auch am Ende unbewußt, unter Bahrs Einfluß stehenden Decadence-Dichter, wie Loris, Dörmann und Specht. Ich denke da besonders an die unter den Sammelnamen: „Impromptus" und „Silhouetten" vereinigten Gedichte, sowie an manche andere. Paul Wilhelm ist modern durch und durch, und doch finden wir auch vieles, was direkt an die alte Schule mahnt, wie z. B. eine Ode an Klopstock. Oder ist vielleicht eine chronische Vorliebe für das Vorväterliche, ein gewisser Hang „zum Priester zu gehen", auch ein Zeichen der Decadence? Der Teufel kennt sich dabei aus! Kurz und gut: Paul Wilhelms „Dämmerungen" sind schön, sehr schön; sie stammen aus einem tiefen, wunden Dichtergemüt, es sind wahrhaft empfundene Gedichte, es ist nichts erheucheltes drinnen. Der Dichter giebt, was er wirklich in sich hat, und mehr kann man von keinem verlangen Ist der Dichter Decadent, gut, so mag er's sein, ich will ihn deswegen nicht tadeln; mir ist er trotzdem lieber als die Nachtreter Karl Bulles, die ihr Vorbild doch nie und nie auch nur annähernd erreichen, weil erstens Karl Busse der Empfinder ist und sie sind die Nachempfinder und zweitens weil — nun weil es eben nur einen Karl Busse giebt! Den Gedichten ist noch ein dramatisches Frag-

ment: „Faust und Ahasverus“ angehängt. Das Fragment ist recht hübsch, aber in der Idee nicht neu. Diese, die Gegenüberstellung von wildestem Lebensdrang und tiefster Todessehnsucht, ist von Julius Mosen in seinem „Ritter Wahn“ und von Hamerling in seinem „Ahasver in Rom“ schon so behandelt worden, daß es wohl schwer fällt, es noch besser zu machen. Das könnte höchstens noch in einem gewaltigen, abgeschlossenen Werke geschehen, in einem Fragment, das die kaum aufgenommenen Gedankenfäden gleich wieder fallen läßt, geht es nicht.

Karl Bienenstein.

Vestigia leonis. Die Mär von Bardowiek von Richard Nordhausen. Leipzig, Karl Jacobsen.

Ein sehr beachtenswertes Talent, von dem sich Gutes und Kraftvolles erwarten läßt, wenn es in die rechte Zucht kommt. Jetzt irrlichterliert es noch hin und her und kann sich in äußerlichem Spektakel nicht genug thun. Mehr Sammlung, mehr Verdichtung, mehr Verinnerlichung, mit einem Wort: mehr echtes, starkes Leben, weniger Flausen und Phrasen! Was soll uns diese breite, geschwätzige, wortberauschte Drauflosdichterei? Diese tolle Häufung von Abenteuern? Soll das Kunst sein? Kraft- und Papierverschwendung, Verehrtester, und kein Hahn kräht danach. C.

O herziges Menschenleben! Gedichte von Walter Harlan. Leipzig, W. Friedrich.

Von aller Poesie ist ja die lyrische der größte Luxus, der Luxus par excellence, den sich heutzutage kaum noch andere gönnen, als faulenzende Chaiselongueslieger. Das hat sich Harlan gedacht und konsequent sein Gedichtbuch mit einem Luxus ausstatten lassen, der wohl bislang unerhört gewesen ist. Die Gedichte sind autotypiert. Zwischen elfenbeinweißen Platten liegen die einzelnen Blätter, lose von zwei grünen Seidenbändern zusammengehalten. Eine Ausstattung von entzückend intimem Reiz, passend zu dem Leben eines Luxuskindes, das sich auf diesen Blättern wiederspiegelt. Vom Pennal begleiten wir den jungen Herrn durch die Universitätszeit bis ins Amt. Er hat keine großen Stürme erlebt. Alles ist glatt und ruhig gegangen. Die Leidenschaft fehlt, die über den Strang springen lehrt und den unbehendesten die schwierigsten Künste machen läßt. Wer dieses Leben in schlichter Prosa erzählen wollte, schriebe keine spannenden Kapitel. Es würde fast ein Idyll.

Da verfügt Hans Benzmann über andere Töne: Im Frühlingssturm! Erlebtes und Erträumtes. (Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.) Er giebt sich wie ein Kind und findet reizend einfache Töne; und giebt sich als Titan, der freie Rhythmen stammelt. Mit seinem Mädchen schlüpft er im roten Abendschein durchs reife Korn, rauft im kindischen Übermut die Ähren aus:

Feldblumen wanden lachend wir zum Strauß
Und freuten uns der bunten Farbenpracht,
Die uns wie Bauernstaat entgegenlacht.

Aber er hat auch müde Gedanken. Und nicht immer scheinen sie zu seiner Physiognomie zu passen. Es klingt mir wenigstens nicht echt, wenn es da heißt:

Ich denk' mirs wundervoll (!), von bösen Träumen,
Von Sorgen bar, so still, so unvergessen
Zu ruhn in kühler Erde, von den Bäumen
Umrauscht, umwebt vom Teppich wilder Kressen ....

Ach nein, das ist nicht der echte Benzmann, der so entzückende Landschaftsstimmungen geben kann:

Die silbergraue Dämmrung schlich
Wie schüchtern über's gelbe Korn ....

Man mag das ganze Gedicht nachlesen. —

Zum Schluß will ich noch ein Gedicht hersetzen, das nicht gerade ein vollendetes Musterding ist, um das ich aber den jungen Dichter fast beneiden möchte. Es heißt:

Der Bettler.

Jüngst sah ich einen Bettler stehn,
Der reichte mir mit heißem Flehn
Von seinem sorgengrauen Kopf
Den Deckel hin als Münzentopf.

Und wunderlich wurd' mir zu Mut'
Bei diesem wunderlichen Hut ....
Leis sang der Bettler vor sich hin
Ein armes Lied mit reichem Sinn:

„Das ist mein Doktorhut,
Das ist mein Dichterhut,
Der ist zum Betteln gut,
Zum Betteln gut!

Das ist mein Hungertuch,
Das ist mein Lungerfluch,
Ist meine Wünschelrut,
Zum Betteln gut!" ....

Noch nie hört ich so luft'gen Sang.
Die Thräne mir ins Auge drang —
Ich reichte ihm in holden Hulden
Hinüber einen Goldengulden ...

Da sprang er lauchzend in die Hoh:
„O Musen, o Apoll! Evoe!
O Allewelt, ich hab' ein Lehn!"
Ach, hättet ihr die Freud gesehn.

Kein Meisterwerk, nicht wahr? Aber es läßt mehr hoffen, als manches formell tadellose Gedicht. G. Morgenstern.

Dramen.

Juliane Déry: Verlobung bei Pignerols. Lustspiel in einem Aufzug. Stuttgart, A. Bonz. 30 S.

Juliane Déry: D'Schand'. Volksstück in sechs Bildern. München, Dr. E. Albert & Co. 88 S.

Ihre ersten Lorbeeren hat die Dichterin auf dem Felde der Novelle gepflückt. Ihre Sammelbände „Hoch oben" und „Ohne Führer" wurden von der berufenen Kritik einmütig als ganz hervorragende Leistungen einer genialen, aber noch in gährender Entwicklung begriffenen Begabung registriert. Bei schärferem Zusehen mußte man aber sofort auch das erkennen, daß in Juliane Déry nicht bloß eine höchst eigenartige Novellistin, sondern auch ein dramatisches Talent ersten Ranges in die Erscheinung getreten. Die Straffheit und Klarheit der Komposition, die eindringende und doch so knappe Charakterzeichnung, der temperamentvolle Vortrag, die scharf pointierte Führung der Fabel, die effektvolle Lösung des Problems — sind das nicht lauter eminent dramatische Qualitäten? Nur unseren verzwickten Theaterverhältnissen ist es zuzuschreiben, daß wir Juliane Déry jetzt erst auf dem Umwege des gedruckten Buches als echte und gerechte Dramatikerin kennen lernen, statt daß sie uns längst von der wirklichen Bühne herab als freudig zu begrüßender neuer Stern moderner Theaterdichtung erschienen wäre.

Der famose Einakter „Verlobung bei Pignerols" sollte auf dem Titelblatt den ausdrücklichen Vermerk tragen: Original-Lustspiel. Denn wüßten wir's nicht aus dem eigenen Munde der genialen Dichterin, daß das Werk in jedem Zuge ihre eigenste Leistung, wir wären versucht, an eine Mystifikation zu glauben: denn nur von echten Franzosen sind wir gewohnt, Lustspiele von solch' unbändiger Heiterkeit des Inhalts, von solcher Flottheit und Schneidigkeit der Mache zu empfangen. Das kleine Werk der deutsch-ungarischen Schriftstellerin ist technisch einfach ein Meisterstück. Alles quillt und sprudelt mit einer Frische und einem Humor zum Entzücken. Eine nebensächliche Bemerkung: Ausdrücke wie Maitre und Avoué hätten zum schnelleren Verständnis deutsch mit Notar und Advokat gegeben werden sollen, damit die Spaßhaftigkeit der Situation bei der Schnelligkeit des Tempo keine Einbuße in der Wirkung erleidet.

Viel bedeutsamer als dieser dramatische Scherz ist die zweite Bühnendichtung der Verfasserin „D'Schand'". Mit kühnem Sprung stellt sich die Dramatikerin auf den Boden des modernen Wiener Volkslebens und gestaltet einen tieftragischen Ausschnitt mit den stärksten Effektmitteln der neuesten Technik. Und auch hier in Charakteristik und Ton kein einigermaßen wahrnehmbares Ringen mit dem schweren Stoffe, und auch hier die fabelhaft sichere Bemeisterung des Problems. Es ist wohl darauf zu rechnen — wir können uns dieser optimistischen Anwandlung nicht erwehren — daß wenigstens zunächst Wiener und süddeutsche Bühnen nicht lange säumen werden, dieses lebensvolle Kunstwerk

würdig zu verkörpern. Wir werden dann Gelegenheit haben, auf diese hervorragende Leistung in ausführlicher Besprechung zurückzukommen. M. G. C.

Kunstschriften.

Ferdinand Pfohl: Die moderne Oper. (Leipzig, K. Reißner. 101 S.)

Vorrede S. VI steht der Wunsch: ... „daß mein Buch die sämtlichen deutschen Nichtmusiker zwar lesen, daß aber nur die Musiker darüber sprechen, darüber richten mögen." Man hat sich also dem Herrn Ferdinand Pfohl gegenüber zunächst als Musiker auszuweisen. Das ist in der Ordnung, soweit sich's um die spezifisch musikalischen Schilderungen, Ansichten und Urteile in dem Buche handelt. Allein es stehen auch andere Dinge darin, zu deren Begutachtung man weder ein günstiger noch ein anderer Musiker zu sein braucht. Pfohl hat übrigens auch anderwärts als Musiker über Nichtmusikerliches und Nichtmusikalisches geschrieben, also selbst die von ihm aufgerichtete Fachschranke übersprungen. Der Litteraturkalender nennt ihn als Verfasser der Schriften: „Höllenbreughel als Erzieher" und „Quer durch Afrika" — und in dem vorliegenden Buche finden sich Aussprüche wie: „Die Veristen mühen sich, aus der Kunst eine Skorpionengeißel zu flechten, was das Leben im menschlichen Empfinden geschont, das möchten sie mit ihrer Kunst zerfleischen. Es ist immer und immer nur die schaurige Wahrheit, die sie aufspüren, mit der sie uns den Glauben an die ideale Aufgabe der Kunst selbst zerstören wollen." (S. 267.) „Vergas Volksscenen sind weit davon entfernt, ein naturalistisches Drama in dem schmutzigen Sinne zu sein, in dem Gründeutschland naturalistisch ist." (S. 217.) Daneben groteske Absprechereien ins Blaue und Allgemeine hinein: „Die deutschen Musiker sind schwerfällig ... Die deutschen Opernkomponisten — es sind tüchtige, ehrenwerte Künstler, einige von ihnen haben sogar musikalisches Talent! — ersticken in Erwägungen, in Bedenken, sie berufen sich stets auf die Lehren der Geschichte, sie schwören gerne auf bewährte Formeln, sie kleben immer an Bauernregeln." (S. 15.)

Und als Fußnote (S. 268): „Es braucht wohl kaum darauf hingewiesen zu werden, daß nur der künstlerisch fertige, allseitig gebildete Musiker, der Tonkünstler, der zugleich schriftstellerische Begabung besitzt, als der allein berufene Kritiker zu gelten hat. Das Urteil des Schriftstellers, der sich nebenbei für musikalisch hält, weil er vielleicht einmal Mitglied eines Männergesangvereins war und Klavier spielt, ist im Prinzip als unverbindlich und nach dem Satze Mulier taceat in ecclesia als Anmaßung abzulehnen."

Herr Ferdinand Pfohl, geboren zu Elbogen am 12. Oktober 1863 und z. Z. Musikkritiker der „Hamburger Nachrichten", hält sich offenbar für den „künstlerisch fertigen", „allseitig gebildeten" Musiker, für „den Tonkünstler" schlankweg. Sonst würde er nicht „Die moderne Oper" und nicht in diesem Ton geschrieben haben. Da er nur von seinesgleichen besprochen und gerichtet sein will, also nicht einmal von deutschen Musikern, die ja „schwerfällig" oder von deutschen Opernkomponisten, die in „Erwägungen" und „Bedenken" „erstickt" sind — siehe oben! — so bescheiden wir uns, unsern Lesern bloß die Kapitelüberschriften des Pfohlschen Werkes mitzuteilen: I. Die moderne Oper, II. Peter Cornelius und der Barbier von Bagdad, III. Die Spätromantik und die Nachblüte der großen Oper, IV. Verdi, V. Der Verismus und sein Gefolge, VI. Die komische Oper, VII. Die volkstümliche Richtung. Wir hoffen, mit dieser schlichten Angabe uns Herrn Pfohl gegenüber nicht einer „Anmaßung" schuldig gemacht zu haben.

Zum Schlusse noch eine Anmerkung, Kunstkritik ausschließlich durch Fachkünstler betreffend. Man kann vom Fach und doch

ein bornierter, frecher, ungerechter Kunstrichter sein. Die Forderung, die Pfohl hier produziert, haben schon viele andere vor ihm gestellt, so z. B. vor 12 Jahren der Karlsruher Professor Maler Karl Hoff für seine Fachkollegen in der Streitschrift „Künstler und Kunstschreiber". Bei dieser exklusiven Fachkritik pflegen aber in der Mehrzahl der Fälle die wirklich großen und eigenartigen Künstler bekanntlich am schlechtesten zu fahren. Siehe Richard Wagner! Am verständnislosesten und pödelhaftesten wurde er Jahrzehnte hindurch gerade von den „künstlerisch fertigen, allseitig gebildeten Musikern" in der Presse behandelt. Man vergleiche nur die unerhörten Beckmessereien, die W. Tappert in seinem Wagner-Schimpflexikon gesammelt hat oder die Hanslikiaden des bewußten Wiener Musikprofessors! Die alte Geschichte: „Denn wer als Meister ward geboren, hat unter Meistern den schwersten Stand." Und Herr Pfohl selbst, wenn er als „der Tonkünstler" über seinen Kollegen Leoncavallo herfällt und schreibt: „Der ‚Bajazzo' ist ein freches Tendenzstück" — bewährt er sich da als feinfühliger, vornehmer Fachkritiker gegenüber dem italienischen Dichter-Komponisten? Nein, das bißchen Generalbaß und Kontrapunkt thut's auch in der Musik nicht allein, um die Kunstkritik zu einem einwandfreien Kunstrichtspruch zu erheben. In der Malerei, in der Dichtung u. s. w. ist's nicht anders. Graf Schack, der große Mäzen, hat seiner Lebtag keinen Pinsel in der Hand gehabt, und wo fänden sich feinere und ritterlichere Urteile über Maler und Malwerke als in seiner Schrift „Meine Gemäldesammlung"? Herr Pfohl ist ein gewandter, forscher Schreibersmann, aber in seinem Eifer immer schneidig, geistsprühend, pointenreich zu sein und den gottüberlegenen wahren Jakob zu spielen, passiert es ihm öfter, als für die Fachkritik gut ist, daß er den Fleck neben das Loch setzt. „Ferdinand Pfohl als Erzieher" gäbe auch ein ergötzlich Büchlein. Vielleicht schreibt er's einmal selber — den anderen zum warnenden Exempel. Übrigens: „Die moderne Oper" hat mir Vergnügen gemacht. C.

Maurus Hoffmann: Leitfaden der Ästhetik für den Schul- und Selbstunterricht. (Wien, Hermann u. Altmann. 90 S. Zweite Ausgabe. Preis Mk. 1,80.)

Namentlich für die bildungsuchende Weiblichkeit wird das Schriftchen gute Dienste leisten. Es ist in einem klaren, angenehmen Stil verfaßt. Keinerlei schönrednerischer Schwulst, kein lästiger Wissenskleinkram erschwert das Verständnis. Neue Forschungsresultate finden sich nicht.

XYZ.

Vermischte Schriften.

Schubart, der Gefangene auf Hohenasperg. Ein Bild seines Lebens und Wirkens von Heinrich Solger. Mit einem Porträt Schubarts. Bamberg, Handelsdruckerei. 56 S.

Diese Schrift bringt nicht nur mancherlei weniger Bekanntes und Neues zur Lebensgeschichte Schubarts, sie ist zugleich ein wertvoller Beitrag zur Rechts- und Sittengeschichte des vorigen Jahrhunderts. Sie verdient darum wärmste Empfehlung auch um ihrer volkserzieherischen Bedeutung willen. Die Darstellung ist von glänzender Klarheit und Schärfe. C.

„Volksschriften zur Umwälzung der Geister" giebt die Handelsdruckerei in Bamberg in kleinen Heften zu zwanzig Pfennig heraus. Bis jetzt erschienen:

I. Was ist Krankheit?

II. Geldsack und Gerechtigkeit! Von Ferdinand Heigl.

III. Die Herrschaft der Toten. Von Kuno Faust.

IV. Die neue Weltanschauung. — Zukunftsgedanken. Von demselben.

Über Nr. I werden die „Berufenen" die Köpfe schütteln und auch die anderen werden nicht jede vorgetragene Meinung zu der ihrigen machen. „Umgewälzt" werden durch dieses etwas flaue Schriftchen weder Geister noch Nichtgeister. Viel

beſſer iſt Nr. II. Es iſt flott ſtiliſiert und bringt überzeugende Beiſpiele. Sehr gut ſind die Nrn. III und IV. Mit ruhiger Entſchiedenheit wird der wiſſenſchaftliche Forſchungsſtandpunkt den dogmatiſchen Anmaßungen der „Gläubigen“ gegenüber feſtgehalten und mit ſcharfer Kritik den überlebten Zuſtänden zu Leibe gegangen. Mit ausgebreiteten ſoliden Kenntniſſen verbindet der Verfaſſer die Kunſt klaren volkstümlichen Vortrags.

Die höchſte Kunſt. Lebensbetrachtungen von Hermann Ritter, Prof. a. d. Muſikſchule zu Würzburg. Bamberg, Handelsdruckerei. 130 S.

Der bekannte, in den weiteſten Kreiſen geſchätzte Meiſter der Viola alta iſt auch als Schriftſteller eine feine, liebenswürdige Erſcheinung. Als Denker hält er ſich allen Radikalismen fern, welche die edle Harmonie ſeiner auf Nächſtenliebe, Sittlichkeit und treuer Pflichterfüllung erbauten Lebensanſchauung ſtören könnten. Ein warmherziger Schöngeiſt, erfüllt von den Idealen der Güte, erinnert er vielfach an jene ſympathiſchen Naturen, welche die beſſeren Freimaurer Logen mit Leben und Wärme erfüllen. In Zeiten wilder Kämpfe, gehäſſiger Streitigkeiten wirken ſie ſänftigend wie Öl auf empörte Wellen. Oder auch nicht — je nachdem. Manchen Mann machen die ſanften Heinriche wütend.

Aus dem Leben eines freien Pädagogen betitelt ſich das zehn Druckbogen umfaſſende neue Werk des unermüdlich thätigen Freidenkers und Lehrers Dr. Ewald Hauſe. Der überaus anregenden, die wichtigſten Kulturgebiete unerſchrocken beleuchtenden Schrift möglichſt große Verbreitung zu ſichern, iſt der Ladenpreis auf 1 Mk. feſtgeſetzt. Leipzig, Baemeiſters Verlag. M. G. C.

Encyklopädiſches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Langenſalza, Hermann Beyer & Söhne.

Die erſten drei Lieferungen machen den günſtigſten Eindruck. Alle, die ſich für Schule und Erziehung intereſſieren, erhalten hier gewiß ein Werk, das auf der Höhe der Wiſſenſchaft ſteht. Sehr zu rühmen iſt, daß die einzelnen Beiträge mit dem Verfaſſernamen gezeichnet ſind. Der Leſer findet, zumal wo es ſich um hervorragende Autoren handelt, leichter den ihm zuſagenden kritiſchen Standpunkt. Die vorliegenden Lieferungen beweiſen auch, daß die Redaktion nach allen Seiten die höhere Unbefangenheit zu wahren den Willen und die Kraft hat, ſo daß keine einſeitige Tendenzpflege in ſtrittigen Materien zu befürchten iſt. Man prüfe z. B. den Artikel „Aufklärung und Aufklärungspädagogik“ und man wird ſeine helle Freude an der objektiven Ruhe und am feinen hiſtoriſchen Takte des Verfaſſers haben. C.

Heinrich Stümcke: Litterariſche Sünden und Herzensſachen. Berlin, E. Rentzel. 62 S.

Heinrich Stümcke: Richard Zoozmann. Ein Beitrag zur Pſychologie der modernen Lyrik. Düſſeldorf, „Litter. Korreſpondenz“. 16 S.

Die anſpruchsloſen Heftchen überraſchen durch äußerſt anregenden Inhalt. In leichtem Tone weiß der Verfaſſer den Leſer mit einer Reihe der ſchwierigſten modernen Litteratur-Probleme vertraut zu machen. XYZ.

Hans R. Fiſcher: Heinrich Heine im Lichte unſerer Zeit. München, Dr. E. Albert & Co. 37 S.

Heftausgabe des bekannten Feuilletons in der Frankf. Zeitung, mit einigen Erweiterungen, die übrigens nicht immer glücklich ſind. Der Ton, den der Verfaſſer z. B. Roſegger gegenüber anſchlägt („So Peterchen!“) iſt zu tadeln. Roſegger hat in ſeinen Äußerungen über Heine, ſo befangen und barok ſie auch ſein mögen, doch den allgemeinen und den beſonderen litterariſchen Anſtand niemals verletzt. Wohin ſollen wir in Deutſchland kommen, wenn litterariſche Herzensſachen zum Ausgangspunkte grober öffentlicher Schmähungen und Beleidigungen mißbraucht

werden? Und es ist hierin bedauerlicher Weise von beiden Seiten viel gesündigt worden, von den Heine-Verehrern und den Heine-Widersachern. Als Dokument zur litterarischen Sittengeschichte wird die Fischer'sche Schrift ihren Wert behalten.

XYZ.

Zur Heine-Denkmalfrage äußerte sich M. G. Conrad in der „Frankfurter Zeitung": „In seinen besten Werken spricht jeder Dichter zu der höheren Menschheit, nicht zu der Masse, auch nicht zu Alltagsparteien und Alltagskoterien. In überempfindlichen, nervös erregten Zeiten, die zugleich der Stimmungsbrutalität weiten Spielraum lassen, müssen notwendig höhere Menschheit, Alltagsparteien und Alltagskoterien in heftigen Zwiespielt geraten, sobald sich's um die Schätzung und Ehrung eines so großen Dichters und von so komplizierter persönlicher Eigenart wie Heinrich Heine handelt. Von Antisemiten, Philistern, Höflingen, Sittlichkeitsbündlern u. s. w. wird kein Mensch erwarten, daß sie Heine zujubeln oder ihm öffentliche Ehrenzeichen errichten. Da aber, wo die höhere Menschheit bereits in der Mehrheit ist und die Denkmalsmode noch Anhänger findet, wird sich kein Widerspruch rühren, wenn auch Heinrich Heine als der Dichter der Harzreise und so vieler unsterblicher Lieder sein Denkmal erhalten soll."

E. v. Wildenbruch läßt sich über den nämlichen Gegenstand in der „Nation" also vernehmen: „Meiner Ansicht nach ist in der Sache alles gesagt. Es handelt sich nicht mehr um Gründe und Gegengründe, sondern um Empfindungen. Aus meiner Empfindung heraus erfolgt meine Antwort. Ich bin ein Deutscher von stark ausgeprägtem Nationalgefühl. Mein Nationalgefühl ist aber nicht ein solches, daß es bei der rechten Hosennaht anfängt, um bei der linken zu enden, es ist auch kein Kultus, kein Weihrauchschwingen vor einem Altar, auf dem Germania in altgermanischer oder mittelalterlicher Tracht paradiert, es ist Liebe. Und weil ich dem Grundsatze nicht huldige, daß Liebe blind macht, bin ich nicht blind gegen die Schwächen Deutschlands und gegen die Gefahren, die es bedrohen. Zu diesen rechne ich vor allen den geistigen Pauperismus, der sein Caliban-Gesicht über Deutschland zu erheben beginnt. Ich verstehe darunter die Verödung an Kopf und Herz, die sich bei uns auszubreiten beginnt. Den hauptsächlichen Grund zu dieser Erscheinung erblicke ich in der von Tag zu Tag fortschreitenden Respektlosigkeit vor dem Geiste und vor der geistig überlegenen Individualität. Darum sollten sich, meiner Ansicht nach, die wahrhaft Gebildeten von ganz Deutschland einmütig zusammenfinden, wo sich die Gelegenheit bietet, diesem Respekte vor dem Geiste durch eine greifbare Handlung Ausdruck zu verleihen. Und eine solche Gelegenheit ist hier geboten. Kein Mensch, ob persönlicher Freund oder Feind Heinrich Heines, zweifelt ernsthaft an der Größe seines Geistes. Kein Mensch ist sich ernsthaft unklar darüber, daß Heinrich Heine mit seinen Werken die Seele Deutschlands beschenkt und bereichert hat. Darum sollten sich die Gebildeten Deutschlands klar darüber sein, daß die Frage ganz falsch behandelt wird, wenn man sie von dem beschränkten pro- oder antisemitischen Standpunkte aus behandelt; sie sollten sich klar sein, daß eine viel größere, wichtigere Frage zur Entscheidung steht. Diese Frage aber lautet: Soll in Deutschland Geistesgröße immer und unter allen Umständen anerkannt und soll der Persönlichkeit, von der sie zum Wahle Deutschlands ausgegangen ist, Dank in sichtbarer Gestalt bewahrt werden — oder soll es in Deutschland Zeiten und Stimmungen geben dürfen, wo Geist hinwegdekretiert, Verdienst als nicht vorhanden, Dankbarkeit als überflüssig erklärt wird? So steht die Frage, und so lautet sie. Wer in der Beantwortung derselben zweifeln will, der zweifle — ich für meine Person habe sie beantwortet, indem ich dem Komitee zur Errichtung eines Denkmals für Heine beigetreten bin."

Perſpektiven. Vermiſchte Schriften von A. F. Graf von Schack. Erſter Band. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. 312 S.

Von den zehn Kapiteln des Sammelbandes iſt die Hälfte nur für feingebildete Geiſtmenſchen berechnet. Aufſätze wie „Erinnerungen an Frankreich", „Litterariſches aus Spanien und Italien" werden auch einem weiteren Leſerkreiſe Genuß bereiten. Schack offenbart ſich auf jeder Seite als klaſſiſcher Proſaiſt und vornehmer Geiſt Daß er bei Lebzeiten ſo wenig erzieheriſchen Einfluß auf ſeine Nation auszuüben vermochte, berechtigt noch nicht zu der Befürchtung, daß ſeine Nachlaßwerke wirkungslos vermodern könnten. Wir ſehen den weiteren Bänden der „Perſpektiven" mit freudiger Spannung entgegen. XYZ.

Mit ſeltſamer Litteratur iſt die „Geſellſchaft" beglückt worden durch A. Schlöſſels Selbſtverlag, Verlags-Comptoir „Minerva" in Graz. Das eine Schriftchen nennt ſich:

Tauſend Geiſtesblitze oder die Kunſt, ſich auf jedem Konverſations-Gebiete durch originelle Einfälle, frappante Wortſpiele, Vergleiche und andere witzſprühende Redepikanterien hervorzuthun. Zweite Auflage. 1 Mk.

Ich bedaure, über die Brauchbarkeit des Buches kein Urteil abgeben zu können. Einen praktiſchen Verſuch hab ich nicht gemacht; aber es giebt ja vielleicht Männlein und Fräulein, die ſich gern auf ſo bequeme Weiſe Geiſt und höhere Bildung aneignen.

Das andere Buch führt den Titel: Grauſamkeit und Verbrechen im ſexuellen Leben. Hiſtoriſch-pſychologiſche Studien über den Luſtmord, Sadismus, Maſochismus, grauſame Religionsgebräuche ꝛc. ꝛc. 2 Mark. — Die hiſtoriſch-pſychologiſchen Studien ſind nichts als ein paar aufgeſchnappte Leſefrüchte, mit etwas Sauce übergoſſen. Das Buch ſcheint für Gymnaſiaſten und unreife Burſchen berechnet zu ſein, die es kitzelt, etwas ſchaurig-wollüſtiges zu leſen. Der Herr Verfaſſer nennt ſeinen Namen nicht und hat gut daran gethan!

G. Morgenſtern.

Stand und Beruf im Dichterwort und Volksmund. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Erſter Band: Fürſten und Adel. Zweiter Band: Medizin und Juſtiz. Hannover, Verlag von Karl Meyer (Guſtav Prior). Je 0,80 Mark. Eine der bekannten Eſelsbrücken oder wie man nun ſolche Sammelſurien nennen mag, aus denen halbgebildete Leute ſich einen Citatenſchatz zuſammenſtoppeln können. Als ſolche ſind die beiden Hefte recht brauchbar. R. Maurer.

Von der bekannten „Sammlung Göſchen" ſind neu erſchienen:

Die deutſche Heldenſage von Dr. Otto Luitpold Jiriczek.

Deutſche Geſchichte im Mittelalter bis 1500 von Dr. P. Kurze.

Der Cid, Geſchichte des Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar. Nach ſpaniſchen Romanzen von J. G. Herder, herausg. u. erl. von Dr. Ernſt Naumann.

Jedes der geſchmackvoll ausgeſtatteten und gut gedruckten Bändchen koſtet gebunden 80 Pfennige. Die Sammlung kann aufs wärmſte empfohlen werden, beſonders Jiriczeks Darſtellung der deutſchen Heldenſage. Der Verfaſſer ſteht auf der Höhe der Forſchung und weiß geſchickt darzuſtellen. Die deutſche Geſchichte von Kurze iſt überſichtlich angeordnet und kann gut als Nachſchlagebuch benutzt werden. ***

Ulrich von Hutten. Ein Lebensbild. Von Dr. Richard Pappritz. (Marburg, A. G. Elwertſche Verlagshandlung.)

Ein brauchbares Heftchen, das das wiſſenswerteſte zuſammenfaßt. Es bringt nichts Neues, kann aber anregend wirken, namentlich durch die Heranziehung der kulturhiſtoriſchen Verhältniſſe. Freilich iſt es dem Verfaſſer nicht gelungen, den ganzen Menſchen Hutten klar herauszuarbeiten.

Französische Volksstimmungen während des Krieges 1870/71. Von Dr. E. Koschwitz. (Heilbronn, Eugen Salzer.)

Die hier gesammelten Aufsätze bilden die Grundlage zu dem Buche: Die französische Novellistik und Romanlitteratur über den Krieg von 1870/71. Es ist ein unschätzbares Buch für den, der die Psychologie der französischen Volksseele studieren will. Der Verfasser verschmäht es, viele Worte zu machen; er reiht geschickt Dokument an Dokument und versteht es, die einzelnen Abschnitte gut abzurunden. Die Schrift verdient es, in weitere Kreise zu dringen. Voigtländer.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Nach ethischen Gesichtspunkten ausgewählt und bearbeitet von Georg und Lily von Gizycki. Mit acht farbigen Bildern von F. Holbein. Berlin, Ferd. Dümmler.

Das Buch ist einfach eine Schmach und Schande. Eine Auswahl ließe man sich noch gefallen; aber daß das ethische Ehepaar so kühn ist, den ehrwürdigen Text zu verschandeln, das ist denn doch der Gipfelpunkt ethischen Anstands und litterarischer Ungebühr.

Welchen Sinn hat es übrigens „böse" für „gottlos" einzusetzen? Welchen Sinn hat es, im „Liebsten Roland" die böse Stiefmutter zu eliminieren, im „Sneewittchen" sie aber passieren zu lassen? Sollte eine ethische Bearbeitung nicht auch konsequent zu sein brauchen? Den Schluß von Sneewittchen hat das sittsame Ehepaar freilich ändern müssen, Es heißt bekanntlich: „Und wie sie (die Stiefmutter) hineintrat, erkannte sie Sneewittchen, und vor Angst und Schrecken stand sie da und konnte sich nicht regen. Aber es waren schon eiserne Pantoffeln über Kohlenfeuer gestellt und wurden mit Zangen hereingetragen und vor sie hingestellt. Da mußte sie in die rotglühenden Schuhe treten und so lange tanzen, bis sie tot zur Erde fiel." Nein, das ist denn doch zu arg. Wie, wenn eine Stieftochter sich dadurch verleiten ließe, ihre Stiefmutter gleich warm zu behandeln? Georg und Lily, die Sittsamen, nehmen den Rotstift und ändern: „Und wie sie hineintrat, erkannte sie Sneewittchen, und vor Angst und Schrecken stand sie da und erstarrte zu Stein!" Die Sittlichkeit ist gerettet, der einfachste litterarische Anstand zum Teufel.

G. Morgenstern.

Der teutsche Michel und der römische Papst. Altes und Neues aus dem Kampfe des Teutschtums gegen römisch-wälsche Überlistung und Bevormundung in 666 Thesen und Citaten von Oskar Panizza. Mit einem Begleitwort von Michael Georg Conrad. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Wenn wieder einmal zum Kampf gerufen wird gegen Papst und Klerisei, gegen die Verschandelung deutschen Wesens durch fremdländische Religionsübung — und das muß wieder und wieder geschehn, solange das deutsche Gewissen am Leben bleibt — dann wird man sich aus diesem Buche Waffen holen können. Hohn und Entrüstung und gesundes derbes Fühlen haben das Buch geschrieben. Dokument ist an Dokument gereiht; wo derb zugeschlagen wird, da fallen die Schläge nicht gegen Windmühlen. Es ist nicht landläufiger Liberalismus, der hier zum Worte kommt, und es wird nicht Konfession gegen Konfession ausgespielt. Der teutsche Michel hat sich einmal daran erinnert, daß er ein Deutscher ist und ruft: Hand weg von dem, was uns heilig ist, von unserm Gewissen, von unserm Denken und Fühlen. Und wie es bei starken kräftigen Gesellen zu sein pflegt, liegt ein Lachen auf den Lippen, wenn Michel den Gegner beim Kragen nimmt und weidlich durchwalkt; er haut con amore. Das soll doppelt weh thun, sagt man.

Das Buch zusammenzustellen, ist keine leichte Mühe gewesen. Ich würde mir nicht die Ausdauer zutrauen, den ganzen Wust, von dem ein mephitischer Gestank ausgeht, zu Berge zu karren. Aber es

geht wohl nicht anders. Dem Michel muß der Dreck rings ums Haus aufgetürmt werden, daß er den Gestank riechen muß, wo er auch seine Nase hinwendet.

Als Panizza seinem Volke die „Unbefleckte Empfängnis" bescherte, gab er rein litterarisch etwas abgerundeteres als hier. Aber diesmal hat er einen Ton gefunden, der überall in Nord und Süd gleich kräftig anklingen muß: den nationalen. Während die „Unbefleckte Empfängnis" immer ein beschränktes Lesepublikum finden wird, muß der „teutsche Michel" in allen Kreisen festen Fuß fassen. Er kann es wenigstens.

Man redet jetzt so viel davon, daß Sitte, Gesetz und Ordnung gewahrt werden müssen, und man meint doch wohl deutsche Sitte und deutsches Gesetz. Wie wärs, wenn die deutschen Regierungen Panizzas Michel in den öffentlichen Bibliotheken leicht zugänglich machten?

G. Morgenstern.

Französische Litteratur.

Emile Zola, Lourdes (Paris, Charpentier). Die Lektüre des Buches, das der Geschichtsschreiber der Rougon-Macquart als ersten Band der Romantrilogie „Les trois villes" veröffentlichte, wird wohl allen, ganz gleich welcher litterarischen Richtung sie auch angehören und wie ihr künstlerischer Geschmack auch beschaffen sein mag, Enttäuschung und Mißbehagen bereitet haben. Schon haben die Frommen im Lande laut ihre Stimme erhoben, um gegen die ruchlose Art, wie der Skeptiker Zola über die Marienverkünderin Bernadette Soubirous und das Wunder von Lourdes urteilt, feierlichst zu protestieren. Der Entrüstungsschrei der katholischen Klerisei wäre freilich nur dazu angethan, Stimmung für das Buch zu machen, und wenn der Autor das wütende Gekläff der erregten schwarzen Gesellschaft einer Entgegnung für wert gehalten hat, so bestimmte ihn wohl vor allem die kluge Erwägung, die bequeme Gelegenheit, ein wenig Reklame für sein Werk zu machen, nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Hat „Lourdes" aber bei den Gläubigen Anstoß und Ärgernis erregt, so werden die Ungläubigen erst recht unzufrieden mit der jüngsten Schöpfung Zolas sein. Gerade die Verehrer Zolas müssen es aufs peinlichste empfinden, daß die Gabe, die ihnen der Meister hier bietet, der Vorgänger sogar unwert ist, und der große Haufe des Lesevolkes wird diesmal ausnahmsweise recht behalten, wenn er das Buch, das seiner lüsternen Neugierde so gar nichts bietet, langweilig und interesselos schilt.

Man braucht, um zu einem solch harten Urteil zu kommen, gar nicht einmal die großen Romane Zolas zum Vergleiche heranzuziehen, selbst in der kleinsten seiner Skizzen steckt mehr lebendige Kraft und naturwahre Frische als in diesem dickleibigen Werke, das die Geduld des Lesenden auf eine harte Probe stellt. Wäre nicht der Respekt vor dem Namen des Autors und stieße man nicht hier und dort auf eine Episode, die an den alten Zola gemahnt — spärlich genug sind freilich die Oasen in der öden Sandwüste verstreut — man wäre kaum imstande, „Lourdes" zu Ende zu lesen. Zola, der es sonst so prächtig verstand, einen gewaltigen Stoff souverän zu meistern, ist hier an seiner Aufgabe kläglich gescheitert. Man fühlt auf jeder Seite die ungeheure Anstrengung, die es dem müden Autor gekostet hat, den Erzählfaden von Kapitel zu Kapitel weiter zu spinnen und aus dem wirren Gestrüpp, das sich dem mühsam Fortschreitenden von Schritt zu Schritt fester um die Füße schlingt, herauszukommen. Es ist ein mühseliges Fortschleppen von Satz zu Satz, gleich qualvoll für den Erzähler wie für den Leser, der am glücklich erreichten Schluß gerade so erleichtert aufatmet, wie Zola aufgeatmet haben mag, als es ihm vergönnt war, nach vollbrachter Arbeit die Feder aus der Hand zu legen.

Digitized by Google

Echt Zolaſchen Geiſt in Schilderung und Auffaſſung atmet allein die Expoſition des Romans. Wir befinden uns auf dem Pilger- und Lazarettzuge, der, mit Kranken und Gebrechlichen vollgepfropft, aus der Halle des Pariſer Bahnhofs herausrollt, um ſeine jammervolle Menſchenfracht nach Lourdes zu befördern. Die Kranken und Sterbenden, die auf den Wagenbänken des fahrenden Lazaretts herumſtöhnen, ſind ſamt und ſonders von der Wiſſenſchaft aufgegeben, ſie wiſſen, daß ſie von den Menſchen nichts mehr zu erwarten haben, und hoffen nur noch auf das Wunder von Lourdes, das ihnen Geſundheit und Lebenskraft wiedergeben ſoll. Und die heilige Jungfrau wird ſich in ihrer Gnade gewiß ihres Jammers erbarmen, das iſt die zuverſichtliche Hoffnung, die in der Bruſt jedes einzelnen der Elenden wurzelt. Nur lebendig an die Stätte des Heils kommen, das iſt das brennende Verlangen, das all die Tauſende, die in den engen Wagenkäfigen unſagbare Schmerzen zu erdulden haben, beſeelt; haben ihre Augen erſt einmal die im Kerzenlicht erſtrahlende wunderthätige Grotte erſchaut, ſo iſt der erſte Schritt auf dem Wege der Gnade bereits gethan. Das Bild, das uns Zola hier malt, zeigt uns den Meiſter in der Vollkraft ſeines ganzen Könnens, leider reicht dieſe Kraft aber nur für die Schilderung der Eiſenbahnfahrt von Paris nach Lourdes. Kaum, daß wir an Ort und Stelle angelangt ſind, ſo zeigt ſich auch das Unvermögen des Autors, ſich auf der künſtleriſchen Höhe ſeines Anfangs zu erhalten. Von nun an wird es von Kapitel zu Kapitel ſchlimmer und ſchlimmer: Krankengeſchichten und wieder Krankengeſchichten, die ſich in ewigem Einerlei wiederholen, dazwiſchen bruchſtücksweiſe die langatmige Lebensgeſchichte des heiligen Hirtenmädchens von Lourdes und die Chronik der Wundergrotte. Zu der aufgewandten Mühe ſteht das klägliche Reſultat in ſchreiendem Mißverhältnis. Hier iſt nichts mehr von der geſunden Schöpferkraft des über ſeinem Werk ſtehenden Künſtlers zu verſpüren, wir ſehen nur noch die hilfloſe Ohnmacht eines Schriftſtellers, dem die Aufgabe, die zu löſen er unternahm, über den Kopf gewachſen iſt. Die unerhörte Kraftanſtrengung, die allenthalben zu erkennen iſt, läßt nur allzuklar die Mache des Routiniers erkennen, der ſich mit dem äußeren Aufbau begnügt, ohne auf den Kern der Dinge einzugehen. Daß ſich hier und dort ein hübſches Bild, eine gelungene Epiſode findet, iſt bei einem Mann von der künſtleriſchen Qualität Zolas im Grunde ſelbſtverſtändlich; das alles kann uns indeſſen über die traurige Gewißheit nicht hinwegtäuſchen, daß „Lourdes“ ein verfehltes Buch iſt, das im Intereſſe des Meiſters beſſer ungeſchrieben geblieben wäre. Zola, der der Weltlitteratur eine ganze Reihe von Monumentalwerken geſchenkt hat, hat es wahrlich nicht nötig, ſich beim Leſepublikum alljährlich durch eine Novität in empfehlende Erinnerung zu bringen. Der Geſchichtſchreiber der „Rougon-Macquart“ hätte gut daran gethan, ſich nach Beendigung ſeines Rieſenwerkes eine Ruhepauſe zu gönnen, ſtatt weiter darauf los zu produzieren, auf die Gefahr hin, ſeine Kraft nutzlos zu vergeuden und ſich künſtleriſch ums Leben zu bringen.

An belletriſtiſchen Novitäten hat die heiße Jahreszeit ſonſt nichts von Bedeutung gebracht. Das große Heer der Unterhaltungsfabuliſten ſetzt das litterariſche Geſchäft natürlich auch in der toten Saiſon mit ungeſchwächten Kräften fort. Ich nenne als die bemerkenswerteſten dieſer Sommerromane, die die angenehme Aufgabe, das leſehungrige Publikum in Bädern und Sommerfriſchen mit leichtverdaulicher Geiſteskoſt zu verſorgen, ſchlecht und recht erfüllen: Roger Lambelin, „Fils de Chouan“ (Paris, Plon); Mérouvel, „Pour un regard“; Ner, „L'humeur inquiète“; Méténier, „Marcelle“ und Victor Tissot, „Simone“, letztere vier bei Dentu in Paris erſchienen.

In der an dieser Stelle bereits des öfteren erwähnten Sammlung der „Artistes célèbres“ erschien als neuester Band eine reich illustrierte Studie „Los Saint-Aubin“ aus der Feder Adrien Moureaus. Die vornehm gediegene Ausstattung, die die Verlagsbuchhandlung dem Bande gegeben hat, und die trefflichen Illustrationen tragen das Ihrige dazu bei, den Wert der gewissenhaften Arbeit Moureaus zu erhöhen.

Mit dem eben erschienenen zwölften Bande ist der erste Jahrgang des „Bambou“, des glitzerndsten Schmuckstückes der modernen französischen Zeitschriftenlitteratur, zum Abschluß gelangt. Dieser erste Jahrgang wird gleichzeitig auch der letzte sein, denn die prächtige Fin-de-siècle-Monatsschrift hat auch das vor ihresgleichen voraus, daß sie ungeachtet des großen Beifalls, den sie in der Welt der Bücherliebhaber gefunden, ihr weiteres Erscheinen einstellt, um einem neuen, eigenartigen Unternehmen, mit dessen Vorbereitung die geschätzte Guillaumesche Offizin bereits beschäftigt, ist, Platz zu machen. Die Bände der schmucken, mit raffiniertestem Luxus ausgestatteten und prächtig illustrierten Monatsschrift bilden eine erlesene Kollektion, deren Eigenart sowohl dem litterarischen Feinschmecker wie auch dem verwöhntesten Geschmack des Bibliophilen Neues und Überraschendes bietet. Freunde guter und vornehm ausgestatteter Bücher sollten die Gelegenheit nicht versäumen, die zwölf Bände des „Bambou“, die im Verlage von Dentu in Paris zur Ausgabe gelangten, ihrer Bücherei einzuverleiben.

Die bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris erscheinende „Revue hebdomadaire“ bringt in den im Laufe der letzten Monate veröffentlichten Bänden — die monatlich erscheinenden vier bis fünf Wochenhefte bilden einen stattlichen Band von etwa 800 Seiten, dessen Bezugspreis nur 2 Mark beträgt — von Romanen Rod, „La seconde vie de Michel Teissier“; Stevenson, „Le dynamitour“; Nion, „L'Obex“; Ponvillon, „Bernadette de Lourdes“; Gréville, „Fidélka“; Bourget, „Cosmopolis“, daneben Novellen von Korolenko, Bonnamour, Cim, Thorel, Blondel, Vicaire, Léon Cladel u. a. Des weiteren gelangten zur Veröffentlichung die „Mémoires du général Baron Thiébault“, „La police et les Chonans sous le Consulat“ von Ernest Daudet, Reisebeschreibungen, litterarische Studien, Kunstberichte, politische Plaudereien ꝛc. Ich nehme wiederholt Veranlassung, die trefflich geleitete „Revue hebdomadaire“, die nicht nur die billigste, sondern auch die interessanteste französische Wochenschrift ist, den Lesern der „Gesellschaft“ angelegentlichst zu empfehlen. A. G—tze.

Vermischtes.

In der dänischen Zeitung „Politiken“ giebt Holger Drachmann ein paar Stimmungsbilder vom Hamburger Schriftstellertage. Es wird wohl interessieren, die Meinung eines Mannes zu erfahren, der das Herz auf dem rechten Flecke hat und in seinem Urteil keinerlei Rücksichten zu nehmen braucht. Drachmann schreibt unter anderm:

Alles in Allem genommen, ist diese große Versammlung nicht reich gewesen an treffenden Worten, an Aussprüchen, die über das „Geschäft“ hinaus erheben könnten.

Der deutschen Presse in ihrer Gesamtheit einige Unbehaglichkeiten zu sagen — selbst wenn man sie Wahrheiten nennen wollte — das lohnt kaum die Mühe; man müßte denn gleichzeitig unsre eigne Presse, ja einen großen Teil der europäischen, mitnehmen. Die Tagblatt- und Schönlitteratur der Gegenwart bekommt mehr und mehr das Gepräge von Maschinenarbeit — da die herrschende europäische Bourgeoisie bald ihre letzten Ideale über Bord geworfen hat und nur Geschäft will. Dazu braucht sie die Soldaten, die Polizei und die Kirche — aber was bleibt da für

das freie Wort übrig — geſchweige denn für das wahre Wort — worauf alle Litteratur ruhen ſollte.

Kein Wunder, daß das Wort Freiheit während der Verſammlung gar nicht gehört wurde. Ebenſowenig haben Begriffe wie Jugend, Begeiſterung, Poeſie u. ſ. w. ihr Haupt erhoben während all dieſem Reden, aller dieſer Bewirtung, dieſem Feuerwerk, dieſen gut arrangierten und wohlgelungenen Ausflügen im ſtrahlenden Sommerwetter. Man iſt doch in der Hauptſache rein praktiſcher, materieller Zwecke wegen zuſammengekommen — alle ſind wirklich Journaliſten geweſen; und ein moderner Journaliſt iſt kein Troubadour, kein Sänger, kein Held — ſelbſt wenn er vielleicht Ritter iſt; er iſt Geſchäftsmann.

Zudem ein korrekter, wohlerzogener, etwas nüchterner Geſchäftsmann — ſo wie ihn gerade die große Handelsſtadt brauchen kann.

In der offizlellen Begrüßungsrede des Bürgermeiſters Dr. Mönckeberg klang dies hindurch — und auf Däniſch und Schwediſch, auf Franzöſiſch und Engliſch würde es ebenſo geklungen haben.

Dr. Mönckeberg ſelber iſt eine ſehr anſprechende Perſönlichkeit, eine vornehme Erſcheinung; Klarheit und Energie leuchten aus ſeinen Worten hervor, und er trägt ſein ſtattliches Haupt wie ein Venetianer aus der Dogenzeit. Die Rede war formell tadellos und wurde ausgezeichnet gehalten — es waren ja auch Kenner in ſeinem Auditorium — und doch . . . ſie mündete darauf hinaus: ſei artig, gieb acht auf Deine Feder, wenn Du ſchreibſt, wie ich meinen Mund hüte, wenn ich ſpreche!

So etwas mag ja wohl an der rechten Stelle geſagt ſein — da Hamburg im Cholerajahr unter dem Mangel der deutſchen Federn an Rückſicht zu leiden gehabt hat. Aber ſo etwas konnten im Grunde genommen ſich die hier verſammelten bekannteſten Schriftſteller und Journaliſten Deutſchlands auch ſelber ſagen.

Und deshalb verlief auch dieſe tadelloſe Rede im Sande.

Dann war das große Feſtbankett im Zoologiſchen Garten. Und da kam endlich etwas zu Worte, eine vorübergehende Situation wurde durch eine glückliche Improviſation von ſeiten meines rückſichtsloſen Freundes Dr. Conrad geſchaffen.

Der Saal war gepfropft voll. Die Verſammlung in Galakleidung. Die Damen dekolettiert, ihren Schmuck zur Schau ſtellend — der Speiſezettel lang, die Rednerliſte noch länger, die Wärme betäubend.

Der hohe Senat am Ehrenplatz, oben die Büſte des Kaiſers, zwiſchen Fahnen und Blumen. Der Toaſt für den Kaiſer — ungefähr mit denſelben Worten wie für Könige, Kronprinzen ꝛc. — und dann der eine offizielle Toaſt nach dem andern . . . man meint ſie zu kennen.

Nach und nach ſenkt ſich die Wärme und Langeweile drückender und drückender über dieſe Hunderte von Köpfen — nicht gerade gewöhnliche Köpfe; aber das Offizielle macht bald alle gleich intelligent.

Wo ſollen wir hinfliehn, o Herr? . . .

Man ißt, man trinkt, man ſchwitzt; die Damen haben es am beſten — ſie ſind dekolettiert. Ich ſitze zwiſchen dem Verleger Wilhelm Friedrich, der mir ſeine kleinen Sarkasmen zuflüſtert — und Dr. Conrad, dem bayriſchen Bauernſohn, dem Freiheitsmanne — der brummt.

Man hat keine Luſt mehr, auf die Reden zu hören. Die Redner ſcheinen alle am Tiſche des hohen Senats zu ſitzen — und ſelbſt der ſtark dekorierte Senat, mit dem Bürgermeiſter und dem Präſidenten der Bürgerſchaft — ſcheint ſich nach Luſt und einer Cigarre zu ſehnen.

Aber der Speiſezettel und die Geſchäftsordnung ſind unerbittlich. Es muß noch eine Welle geſchwitzt werden.

Da kommt eine Deputation der Jüngeren zu Dr. Conrad — dem Führer des jungen Süddeutſchland.

Er ſoll reden — ſagen ſie.

Gut, dann will ich reden — antwortet er.

Und er ſpringt auf ſeinen Stuhl, der

unter dem Gewicht dieses Riesen seufzt. Er wirft den Lockenkopf zurück — es wird still — der hohe Senat schaut fragend auf — die Damen verschlingen ihn mit noch mehr fragenden Blicken. . . .

Ich will reden — obwohl unbefugt; trotzdem ich Journalist und Schriftsteller bin — aber hier ist bloß von der Journalistik gesprochen, die ich nicht verstehe — oder nicht hochschätze — und ich will von Poesie sprechen, von Jugend, von Begeisterung, von Freiheit, Schönheit — ich spreche im Namen derer, die Dichter sind, Schwärmer — die niemals dahin kommen! . . .

Und er zeigt mit seinem breiten Lächeln nach dem Tische des Senats.

Die Senatoren sehn etwas verwundert drein — ein einzeiner lächelt, ein kluger, feiner, alter Herr. Beifall dröhnt durch den Saal, die meisten haben sich erhoben, die Wangen der Damen glühn, Gläser werden erhoben dem Redner zu, der fortfährt mit lauter Stimme, mit starkem bayrischen Accent . . ich sitze still, zurückgelehnt, meine meinen alten Freund Ulf Brynjulfsen zu sehn und zu hören — in jüngrer, kräftigerer, mehr südgermanischer Gestalt. Und einer meiner Landsleute, der Sekretär am hiesigen Konsulat, nickt mir zu mit verständnisvollen, hellgrauen, wehmütigen dänischen Augen.

Nur eine solche Stimme bei uns daheim — eine solche schulterbreite, lebensgesunde, dauerngeborne Intelligenz als Führer unsrer Freiheitsbestrebungen!

Und in die offizielle Luft des Saales kommen Schwingungen — Wogen von einem Manneswillen durch die schwüle Repräsentationstemperatur. Was gesprochen wird, ist gleichgültig — was gesagt und was hinter den Worten gehört wird, wird gesagt und gehört aus einer Lebens- und Weltanschauung heraus, die nicht die aller der Jungen ist — weit entfernt — die aber niemals vergebens die Jugend hervormahnt, seidst unter der gefurchten Stirn eines ehrwürdigen Senators.

Es ist neu, solche Töne von den Jungen zu hören, und unter den Jungen, die die dornigen Pfade der Analyse und Kritik wandern müssen, die auch nicht zur Senatsbank führen . . . aber wenn die Saiten von berufener Hand angeschlagen werden — dann ist es mehr als ein paar Gläser, die in augenblicklicher Begeisterung erhoben werden — dann erinnern sich Teile eines großen Volkes an das natürliche Recht und den Grund seines Gemüts.

Endlich hat doch ein Mensch gesprochen! sagt mein Nachbar, der Verleger — und diesmal ist er nicht sarkastisch.

Gesamt-Ausgabe der Werke Friedrich Nietzsches. Die Verlagshandlung von C. G. Naumann macht uns folgende Mitteilung:

Als Friedrich Nietzsche allem Schaffen entrissen wurde und die „Umwertung aller Werte" unvollendet lassen mußte, hinterließ er denen, die zu Hütern seines Lebenswerks berufen sind, die Aufgabe, die bereits veröffentlichten einzelnen Werke in einer würdigen Ausgabe zu vereinigen, — aus den ungedruckten Entwürfen die Bausteine, die das Material zu neuen Schöpfungen bilden sollten, zu sichten, zu ordnen und aufzustellen, — endlich das Bild seines Wesens, seines Lebens und seiner Lehre in einer treuen Darstellung zu überliefern.

Nietzsches einzige Schwester, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, begründete daher das Nietzsche-Archiv zu Naumburg, das bestimmt ist, den Mittelpunkt der Nietzsche-Forschung für jetzt und später zu bilden. Sämtliche Aufzeichnungen und Manuskripte Nietzsches — soweit sie noch vorhanden sind — die verschiedenen Drucke seiner Werke, seine Bibliothek, die an ihn gerichteten Briefe, endlich die meisten Kritiken, Aufsätze und Schriften über ihn sind im Archiv vereinigt; ein großer Teil der von Nietzsche selber geschriebnen Briefe steht zur Verfügung.

Die Bearbeitung der Gesamtausgabe ist den Herren Dr. Fritz Koegel

und Dr. Eduard von der Hellen übertragen. Sie wird in zwei Abteilungen veröffentlicht.

Die erste Abteilung enthält, in einem von Fehlern und Verderbnissen gereinigten Text, alle Werke, die vor Nietzsches Erkrankung erschienen waren oder bei deren Eintritt als abgeschlossenes Ganze druckfertig vorlagen. Diese Abteilung wird acht Bände umfassen.

Die zweite Abteilung bringt aus den ungedruckten Papieren Nietzsches die unvollendeten Schriften und Fragmente, Entwürfe, Pläne, Nachträge und Aphorismen, soweit sie der Veröffentlichung wert erscheinen. Diese Abteilung ist, wie die erste, soweit es angeht, chronologisch angeordnet; sie wird das Bild der geistigen Entwicklung Nietzsches durch eine Fülle von Zügen vervollständigen. Besonders reich an neu zu druckendem Material ist die erste schriftstellerische Periode Nietzsches 1870—76 (Nachträge zur „Geburt der Tragödie"; Vorträge „über die Zukunft unsrer Bildungsanstalten"; „Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne"; „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen"; „Wir Philologen"; „Der Philosoph" u. s. w.) und die letzten Jahre 1885—88: Nachträge und Entwürfe zu geplanten weitern Teilen des „Zarathustra" und die sehr umfangreichen Vorarbeiten zur „Umwertung aller Werte" werden diese Abteilung beschließen. Ihr Umfang wird den der ersten Abteilung nicht erreichen. Den Bänden dieser Abteilung werden genaue Angaben über Ursprung und Zugehörigkeit des darin Mitgeteilten beigefügt. — Ein beide Abteilungen umfassender Registerband, der ein genaues Namen- und Sach-Register bringen wird, ist bestimmt, den Überblick über die Gedankenwelt Nietzsches zu ermöglichen und die systematische Bearbeitung der Nietzsche'schen Ideen vorzubereiten.

Im Anschluß hieran werden zur Ergänzung der Gesamt-Ausgabe erscheinen: „Das Leben Friedrich Nietzsches" von Elisabeth Förster-Nietzsche, in welchem seine Schwester aus der vertrautesten Kenntnis heraus und unter Benutzung einer Fülle von Briefen, Aufzeichnungen und Dokumenten das Bild seines Wesens und Lebensganges zeichnen wird; und „Das Werk Friedrich Nietzsches" von Fritz Koegel, eine mit Hilfe des gesamten im Nietzsche-Archiv vereinigten authentischen Materials zu schreibende Darstellung der Nietzscheschen Lehre. Die von Nietzsche selbst gegen Ende 1888 geschriebene kurze Selbstbiographie „Ecce homo", die die Hauptgesichtspunkte zur Beurteilung seines Lebens und seiner Schriften in gedrängter Form zusammenfaßt, wird fast vollständig in den beiden eben genannten Büchern mitgeteilt werden.

***

Im Magazin (1894, Nr. 33) veröffentlicht Gustav Falke eine reizvolle Studie über Liliencrons Gedicht „Der Kranz". Sie giebt neben allgemeinen Betrachtungen einen interessanten Einblick in das dichterische Schaffen. Falke teilt mit:

„An einem gewöhnlichen Grabkreuz des Ottenser Kirchhofs sah der Dichter eines Tages einen Kranz hängen, mit dessen langen weißen Bändern der Wind spielte.

Von weitem sah es aus, als würde der Kranz von unsichtbaren Händen hin und her gezerrt, als wäre ein lebendes Wesen mit ihm beschäftigt.

Flugs zauberte die Phantasie das Äffchen dorthin. Nun war es wirklich da, für den Dichter leibhaftig da und durch nichts mehr fortzubringen, denn vergessen Sie nie, daß nicht der Dichter die Phantasie hat, sondern die Phantasie hat den Dichter.

Also der Affe war da.

Ei, Du frecher Scheim, was erdreistest Du Dich? Weißt Du nicht, daß dieser Kranz ein geweihter Kranz ist, daß Du hier auf geweihtem Boden bist, daß Du im Garten des Todes Deine leichtsinnigen Scherze treibst?

Dieſer Gedanke zauberte ſofort die Geſtalt des Gartenherrn dem Dichter vor die Sinne. Der Tod war da.

Was mag er mit dem Affen beginnen?

Ah! er hält es unter ſeiner Würde, ſich über dieſe vierhändige Unverſchämtheit zu ärgern. Er iſt bei gutem Humor. Wie eine Katze ſchleicht er ſich heran und entreißt hinterrücks dem überraſchten Entweiher der Grüfte den Kranz.

Aber Joko kennt Hans Klapperbein nicht. Er ſorcht ſich nit. Er huſcht wieder nach dem Kranz und das Spiel iſt im Gange.

So entſtehen Gedichte." — *,*

Bibliographie.

Vom 15. Auguſt bis 10. September ſind bei der Redaktion folgende Bücher und Schriften eingegangen:

Armand: An der Indianer-Grenze, oder: Treuer Liebe Lohn. 1. Bd. 1. und 2. Lieferung. (Weimar, Schriftenvertriebsanſtalt.)

Die Bibel oder die ſogenannten heiligen Schriften der Juden und Chriſten. Eine gemeinfaßliche Darſtellung ihrer Entſtehung, ſowie Erklärung der Bedeutung ihres Inhalts nach den neueſten welt-, kultur- und ſprachgeſchichtlichen Forſchungen. (Berlin, Magazin für Volkslitteratur, F. Harniſch & Co. 3,50 Mk.)

Karl Bienenſtein: Kunſt und Volk. Die Tagespreſſe. Freie Bühne und Volksbühne. Drei Eſſays. (Kultur- und Litteratur-Bilder, herausg. von R. H. Greinz. Heft 3.) (Neuwied und Leipzig, Auguſt Schupp. 0,60 Mk.)

Theodor Flathe: Deutſche Reden. Denkmäler zur vaterländiſchen Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts. 2.—4. Halbband. (Leipzig, F. W. von Biedermann, 1893, 1894.)

Marie von Glaſer: Dämmern. Skizzen. 2. Aufl. (Breslau, S. Schottlaender. 3 Mk.)

Rudolf Goette: Singen und Sagen. Lieder und Geſänge. (Wachwitz-Dresden, Max Geißler.)

Walter Harlan: O herziges Menſchenleben. Gedichte. (Leipzig, W. Friedrich.)

Victor Laverrenz: Ulanenſtreiche. (Berlin, J. L. V. Laverrenz.)

Franz Oppenheimer: Die Ferienwanderung. Wanderbriefe. (Berlin W., F. Fontane & Co. 2 Mk.)

O. Panizza: Der teutſche Michel und der römiſche Papſt. Altes und Neues aus dem Kampfe des Teutſchtums gegen römiſch-wälſche Überliſtung und Bevormundung in 666 Theſen und Citaten. (Leipzig, W. Friedrich.)

Gräfin Giſela von Streitberg: Die deutſchen Frauen und der Bismarckkultus. Zeitgemäße Betrachtungen. (Leipzig, W. Friedrich.)

Heinrich Stümcke: Litterariſche Sünden und Herzensſachen. (Berlin, Eduard Rentzel.)

Jaroslav Vrchlický: Epiſches und Lyriſches. Gedichte. Autoriſierte Überſetzung von Edmund Grün. (Prag, H. Dominicus [Th. Gruß].)

Bruno F. Warrentin: Die Schlacht bei Helgoland. Ein Zukunftsgemälde. (Leipzig, W. Friedrich.)

☛ Wir bitten **ſämtliche Manuſkript-, Bücher- etc. Sendungen ausſchließlich** an den **Verlag** der „Geſellſchaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig**,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Geſellſchaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Otto Scholzer.

November 1894.

Exmemea!

Von M. G. Conrad.

(München.)

Das war seine Zauberformel: Exmemea! Er erinnerte sich nicht mehr, wo er sie zum ersten Mal gehört, wo er sie aufgelesen oder erhandelt, oder wer sie ihm eingetrichtert. Sie war einfach da, sie war immer auf seiner Zunge oder wenigstens immer im Hintergrunde seiner Gedanken, und, wie er sich einbildete, sie gehörte ihm ganz allein, ausschließlich. Von den fünfzig und mehr Millionen Menschen, die um ihn herumwohnten, nach seiner Schätzung alle mehr oder weniger Lumpenpack, niemand durfte in seinem Sinne und seiner Betonung Exmemea! sagen. Bei Todesstrafe!

Woher er kam der Fahrt und wie sein Nam' und Art? Exmemea! Wohin er zielte und was er schuf und was er in seinem Fürwitz trug? Exmemea!

Die größten Gelehrten mit amtlichen Patenten und Insiegeln, die ernsthaftesten Forscher in Sprach- und Geschichtswissenschaften, die schärfsten Rätselrater in allem, was mit Blut und Samen und Zeugung zusammengeht, sie wußten weder die Formel selbst noch ihre Zeitgemäßheit und Wirkungskraft zu ergründen. Es war ein Zauber über allen Zauber, keinem Verstand der Verständigen erreichbar: Nichts sonst, darauf einigten sich schließlich alle. Exmemea!

Und wenn ein Wind in die europäische Laterne fuhr und gewaltig darin rumorte, also daß die Scheiben zitterten und man meinte, der Teufel sei los und das wilde Heer im Anzug, da dachte man sich mancherlei, zumeist gar nichts gescheites, aber man raunte sich mit bedeutungsvoller Miene zu: Exmemea!

Aber mit der Zeit entsetzte sich keiner mehr darüber.

So geschah es, daß das Zauberwort schließlich durch alle Mäuler ging — und was zuerst eine mystische Scheuche und unenträtselbarer Schreck war, sich in Alltagsspaß und Stammtischwitz verwandelte. Bald wurde keine Kellnerin mehr umarmt und keine Köchin im Dunkeln in die Wade gekniffen ohne ein Exmemea! Kein Lakai folgte seiner Gräfin in die Laube, keine Prinzessin küßte den Komödianten ihres Herzens, keine Fürstin frischte mit wildem Blute sich die Nerven auf, keine historische Legitimität schlug ihren Ahnen und dem ganzen Gothaer Almanach ein Schnippchen (und oft was für ein Schnippchen, Kreuzbombenelement!), ohne daß die Luft von einem Exmemea! erzitterte. Die Staßenjungen spielten Räuber und Mörder, schlugen sich Löcher in den Kopf und schimpften sich Bankert und Hurenkinder, die Langfinger griffen in fremde Taschen, die Börsenjobber brachten ihren Raub in Sicherheit, die Staatsstipendiaten drehten die Daumenmühle über ihren edlen Bäuchen, die Streber strebten, die Stellenjäger jägerten, die Pfaffen pfäffelten — alle und alles mit dem famosen Allerweltsgemeinheitswort.

Und da geschah das Unglaubliche, daß einigen Leuten plötzlich ein Licht aufging — —

Eine Bombe war geplatzt in der dunkelsten und stillsten Gegend des Landes, wo man sich dieser Beleuchtung und dieses Knalleffekts am wenigsten versehen hatte. Als man einen ehernen Scherben des blutigen Geschosses auffand, waren darauf geheimnisvolle Schriftzeichen zu sehen. Man suchte und wurde noch einiger Scherben habhaft. Und endlich hatte man die ganze Inschrift, in Erz gegraben, und den Sinn beisammen.

Erstaunen! Erbleichen bis ins Zahnfleisch!

Die alte lächerliche Zauberformel war zum mörderischen Treff- und Stichwort der „Propaganda der That" geworden. Und ein wahnsinniger Großstadtkultur-Idiot, der Mitwirkung an der blutigen Ausschweifung überführt, rühmte sich frei vor dem Gericht: Sein Gewissen rechtfertige mit einem Exmemea das Äußerste und Ungewöhnlichste: Er sei Er und die Millionen Menschen, die um ihn wohnten, seien mehr oder weniger Lumpenpack, Anarchisten allein die Edelsten der Nation —

Die scheußälige That und ihre Interpretation schrie nach Rache. Der Verrückte wurde nach einmütigem Spruch einen Kopf kürzer gemacht. Von Rechts wegen. Ex — — war sein letztes Wort.

Rechtsstaat, Klassenstaat oder Juristenstaat?

Von ***

I.

Der Verlag von Grunow in Leipzig ist die letzten Jahre hindurch außerordentlich rührig gewesen in der Herausgabe kleiner Schriften, sowohl von Memoiren wie Novellen oder novellistisch eingekleideten Augenblicksbildern aus dem öffentlichen Leben des heutigen Deutschland; in bunter Reihe folgten Darstellungen der bisherigen sozialen Utopien und Kritiken der gegenwärtigen sozialistischen Theorieen, herzlich und wohlthuend ehrlich geschriebene Schilderungen aus den verschiedensten Lebenskreisen und zornige und nicht minder ehrlich geschriebene Klagen über die abscheuliche Verlotterung unserer lieben, schönen deutschen Sprache. Alle diese Schriften hatten gewisse gemeinsame Züge: fürs erste waren sie alle, ob broschiert oder gebunden, mit Sorgfalt und Geschmack gedruckt und ausgestattet; sodann schienen sie alle, welchen Gegenstand sie auch behandeln mochten, aus einer festen und zuversichtlichen Anschauung der Dinge hervorzugehen; hier fand sich durchaus jene Methode der Betrachtung, für die das gelehrte Mißverständnis den schiefen Ausdruck „objektiv" gefunden hat, eine Methode, die einzig und allein darin besteht, die Augen ordentlich aufzumachen und mit der Hand derb zuzugreifen, mag das Zeug, das man packen muß, auch manchmal borstig oder stachelig oder ganz verteufelt glatt und schlüpfrig sein.

In der bunten Reihe dieser Veröffentlichungen scheinen ein paar einzelne Schriften ganz besonderer Beachtung wert; hier redet ein einsamer und überzeugter Mann, schlicht und treuherzig, mit scharfem Blicke für die Schäden unseres öffentlichen Lebens ausgestattet, ein echter Patriot, der meilenweit von dem jetzt üblichen unwürdigen „Hoch"- und „Hurrah"-Patriotismus absteht, — kurz und gut, ein Mann, dem man noch gern und aufrichtig die Hand geben kann, mit dem man freudig Zwiesprache hält, und vor dem man Respekt hat, auch wenn man ihm nicht immer beistimmt. Wir meinen Karl Jentsch*). Wir wissen nicht, wo er lebt, was sein Stand ist, ob er einer Partei zugeschworen ist, ob er jung oder alt, wohlhabend oder wenig vermögend ist, ob er dem zünftigen Schrifttum angehört oder bloß aus „Liebhaberei" schreibt — das wissen wir alles nicht; dafür aber wissen wir etwas anderes: daß das, was er schreibt, Hand

*) Siehe dessen neuestes Werk: „Betrachtungen eines Laien über unsere Strafrechtspflege." Leipzig, Grunow.

und Fuß hat, daß er zu jenem geiſtigen Stammbaum gehört, dem die prächtigſten und geſündeſten Naturen unſeres Volkes entſproſſen ſind, der Politiker Walther von der Vogelweid und der Dichter des „Ein feſte Burg", der Schuſter von Nürnberg und der Verfaſſer des Simpliziſſimus, Juſtus Möſer und der alte Riehl, der erlauchte Ludwig Feuerbach und der Schreiber der „Unzeitgemäßen Betrachtungen", Ludwig Pfau und Johannes Scherr, Paul de Lagarde und Michael Georg Conrad.

Der zuletzt genannte Name erinnert uns noch an etwas: Es iſt bekannt, daß im Verlag von Grunow auch die „Grenzboten" herauskommen, es iſt nicht minder bekannt, daß das Verhältnis dieſer Wochenſchrift zu der „Geſellſchaft" nicht das allerbeſte iſt. Wir erinnern uns an manche wenig wohlwollende und auch wenig berechtigte Kritik der „Geſellſchaft" und ihres Verlages durch die „Grenzboten". Das war nicht ſchön. Es war nicht einmal ſehr klug. Es iſt da gerade wie mit den „Fliegenden Blättern": Faſt in jeder Nummer dieſes Witzblattes findet ſich der eine oder andere einfältige Vers oder ein recht idealer und „geſchwollener" „Gedanke" über die moderne Kunſt; iſt das ſchon ſonderbar bei einem Witzblatt, weil ja ein Hanswurſt, der ſich ernſt genommen haben will, nur ein unfreiwilliger Hanswurſt in der zweiten Potenz iſt, ſo iſt das noch ſonderbarer und dümmer, wenn die hervorragendſten Zeichner dieſes Blattes genau die allermodernſten unter den modernen Künſtlern ſind, und gerade als ſolche geſchätzt werden. Deshalb will es uns dünken, als ob auch die „Grenzboten" klüger und dem wahren Gedeihen unſeres Volkes förderlicher handelten, wenn ſie das Gemeinſame in Zielen und Wegen, das ſie doch einmal mit der „Geſellſchaft" haben, einſehen und das Duodezgezänke bleiben ließen. Oder giebt es zwei Richtungen, die einander näher ſtehen, als ein ehrlicher Konſervatismus und ein reinlicher Radikalismus? Wird man nicht im ſelben Grade konſervativer, als man radikaler wird? Man denke an Lagarde, der ſich nicht anders zu helfen wußte, als daß er ſich „radikalkonſervativ" nannte!

Wir dächten, in dieſen Tagen ſtünde es allen überzeugten Freunden unſeres Volks wohl an, den alten Hader und thörichten Zwiſt abzuthun, und einmütig dreinzuhauen, wo es not thut.

An dem Fleck aber, den uns Karl Jentſch in ſeinen „Betrachtungen eines Laien" gezeigt hat, thut's wahrlich not.

II.

Man behauptet, der Staat, in dem wir leben, ſei ein Rechtsſtaat. Das kann nun ſehr verſchieden interpretiert werden. Es kann zum Beiſpiel bedeuten, daß in unſerem Staate einem jeden ſo viel Recht und

so viel Rechte gewährt werden, als ihm nach der Stellung zukommen, die er im Staate von Natur aus einnimmt. Es kann bedeuten, daß die Rechtshilfe einem jeden Angehörigen des Staates in gleicher Weise zugänglich ist. Es kann ferner bedeuten, daß gegen jeden in Rechtssachen gleich verfahren wird, er mag reich oder arm, vornehm oder gering sein. Es kann weiter bedeuten, daß wir uns aller derjenigen Grundrechte, die uns durch unsere Verfassung garantiert sind, auch wirklich und ohne Willkür und Beschränkung erfreuen: also der Unverletzlichkeit des Eigentums, des Schutzes gegen willkürliche Verhaftungen und Bestrafungen, der Preßfreiheit des Versammlungsrechtes, unbedingter Freiheit in Gewissenssachen, endlich der Freizügigkeit, der Auswanderungsfreiheit, der Gewerbefreiheit.

Alle diese Interpretierungen sind möglich, und irgend einer wird dieser unbestimmte Begriff des Rechtsstaates wohl ungefähr entsprechen.

Wollen wir nun einmal an der Hand des Verfassers von „Betrachtungen eines Laien" eine kleine Prüfung anstellen, ob wir in einem Rechtsstaat leben oder nicht. Das Resultat dieser Prüfung wird sehr wichtig sein; wir leben seit fast einem Vierteljahrhundert in einem, wie allgemein bekannt ist, aus einer „gewaltigen nationalen Erhebung" hervorgegangenen Reiche; wir werden daher wohl auch ein diesem schönen und anerkennenswerten Ursprung entsprechendes öffentliches Recht haben; dieses Recht wird sicher streng und unparteiisch gehandhabt werden. Wäre dem nicht so, wäre wirklich unser Recht in entscheidenden Punkten lückenhaft, unentschieden, unbrauchbar, sogar ungerecht — so wäre das ein sehr böses Zeichen: Denn ein Staat, der in einem Fundamentalpunkte nicht viel taugt, der taugt überhaupt nicht viel; ein Reich, dessen Basis, das Recht, unsicher ist, ein solches Reich ist auf Sand gebaut. Einem solchen Staate und einem solchen Reiche helfen alle „glorreichen Errungenschaften", alle „gewaltigen nationalen Erhebungen" keinen Pfifferling, es wird zugrunde gehen und soll zugrunde gehen, wenn nicht an dem entscheidenden Punkte gründliche Abhilfe wird.

III.

„Der „moderne Rechtsstaat" ist ein Phantasiegebilde, wenn man darunter einen Staat versteht, worin gleiches Recht für alle gilt." (Seite 27.)

„Die gegenwärtige Strafrechtspflege ist unhaltbar, weil der Buchstabe unseres Strafrechts die Gleichheit aller vor dem Gesetz zur Voraussetzung hat, während in Wirklichkeit zwei oder vielleicht noch mehr Stände vorhanden sind, die verschiedenes Recht haben." (Seite 23.)

Zwei böse Thesen, Herr Jentsch, zwei sehr kühne Thesen, die Sie mir werden beweisen müssen! Notabene: Ich werde nicht zulassen, daß Sie mir nur mit einzelnen eklatanten Mißgriffen und Ungerechtigkeiten kommen und daraus diese Ihre Behauptungen ableiten. Ich verlange mehr von Ihnen, Sie müssen mir nachweisen, daß der von Ihnen festgestellte Zustand entweder in irgend einem Gesetz, das im deutschen Reiche gilt, mit aller Deutlichkeit beschrieben ist; oder daß Ihre Behauptung von irgend einer amtlichen Autorität bestätigt worden ist; oder endlich, daß die Beschaffenheit unserer Rechtsordnung selbst schon diesen Zustand notwendigerweise mit sich bringen muß.

„Die preußische Gesindeordnung durchbricht die verfassungsmäßige Rechtsordnung nicht allein dem Geiste, sondern auch dem Buchstaben nach. Die §§ 77 und 78 lauten: „Reizt das Gesinde die Herrschaft durch ungebührliches Betragen zum Zorn, und wird in selbigem von ihr mit Scheltworten oder geringen Thätlichkeiten behandelt, so kann es dafür keine gerichtliche Genugthuung fordern. Auch solche Ausdrücke oder Handlungen, die zwischen andern Personen (So!!) als Zeichen der Geringschätzung anerkannt sind, begründen gegen die Herrschaft noch nicht die Vermutung, daß sie die Ehre des Gesindes dadurch habe kränken wollen." Nach §§ 136 und 137 hat das Gesinde nur dann das Recht, den Dienst ohne Kündigung zu verlassen, „wenn es durch Mißhandlungen von der Herrschaft in Gefahr des Lebens (!) oder der Gesundheit (!) versetzt worden, oder wenn die Herrschaft das Gesinde auch ohne solche Gefahr, jedoch mit ausschweifender und ungewöhnlicher Härte behandelt hat". Damit ist den Herrschaften ausdrücklich und in aller Form das Recht verliehen, das Gesinde täglich und bei jeder Gelegenheit zu schlagen, es mit den gröbsten Schimpfworten zu behandeln, da der letzte Fall ausdrücklich gestattet ist, für den ersten aber sich sehr schwer wird nachweisen lassen, daß dadurch das Leben gefährdet oder die Gesundheit geschädigt oder „ausschweifende und ungewöhnliche Härte bekundet worden sei". Und so was nennt sich Dienstbotenordnung! Wir heißen das Dienstbotenwehrlosigkeit, Dienstbotenehrlosigkeit. Also ein wichtiger und notwendiger Stand darf im deutschen Reiche, im glorreichen deutschen Reiche, das allen Grund hat, alle seine Angehörigen anständig zu behandeln, durch ein Gesetz für wehrlos und ehrlos erklärt werden! Ja, beim Teufel, wo bleibt denn ihr da, ihr Juristen??!

Herr Jentsch meint, endlich würden wohl die Staatslenker gezwungen werden, den Klagen der dienenden Klassen Gehör zu geben. Ich vermute, daß sie durch etwas sehr anderes, als durch Klagen, werden gezwungen werden. Ihr macht ja eine Dummheit nach der andern, eine größer als

die andere, und da seid ihr noch so einfältig oder so schamlos, verwundert zu thun, wenn das Resultat kommt! Das Resultat aber heißt hier Revolution! — Als nun dieser Zustand, der im Gesetz mit aller Deutlichkeit ausgesprochen ist, auch von einem Beamten anerkannt und auf der Tribüne des Reichstags bestätigt wurde, da war des Geschreis und Gezeters in den Zeitungen kein Ende. Der Fall lag, wenn auch nicht sehr reinlich, so doch sehr einfach: Das Blatt der Herren Mosse und Levysohn bringt eine Notiz, in der angedeutet war, die Tochter eines höheren Offiziers hätte ein Verhältnis mit dem Burschen desselben Offiziers gehabt. Der betreffende General feuert nun einen Revolverschuß auf den Sitzredakteur des Blattes ab, wird aber nun nur auf kurze Zeit eingesperrt und am nächsten großen Feste noch durch einen Orden ausgezeichnet. Der Fall kommt im Reichstage zur Sprache und der Kriegsminister sagt darauf: „Wenn Ihnen jemand die Frau, Braut, Tochter beleidigt, dann schlagen Sie den nieder, und dazu haben Sie ein Recht."

Was ergiebt sich nun daraus? Der Offiziersstand hat ein anderes, vornehmeres Recht als der Civilstand: Er darf sich selbst Recht verschaffen, bekommt für dieses Attentat einen Orden und wird vor der versammelten Volksvertretung glorifiziert. Stellen wir uns nun einmal den Fall umgekehrt vor: Ein Offizier macht öffentlich eine Bemerkung, daß die Tochter eines Arztes z. B. ein Verhältnis mit dem Diener desselben habe. Der Arzt macht nun einen Mordanfall auf den Offizier, trifft ihn ebenfalls nicht und stellt sich ebenfalls selbst dem Gericht. Wird er nun ebenfalls bei nächster Gelegenheit einen Orden bekommen? Wird er ebenfalls vom Minister die feierliche Bestätigung erhalten, er sei vollkommen im Rechte gewesen? Nein, man wird ihm sagen, da hätte er eine Beleidigungsklage anstrengen und die Bestrafung dem Gerichte überlassen sollen.

Gut. Also der Offizier darf sich sein Recht selbst nehmen, der Civilist nicht. Beim Offizier wird eine Handlung Selbsthilfe genannt, die beim Civilisten Mordanfall heißt, jener kann trotzdem einen Orden bekommen, dieser wird strengstens bestraft, jener verteidigt, dieser verurteilt. Der Offizier hat aber nicht nur ein anderes Recht, er hat auch eine andere Ehre. Eine viel reizbarere, nervösere, zartere, feinere Ehre, die es ihm z. B. nicht erlaubt, dies oder jenes gut bürgerliche Gasthaus zu besuchen, während sie es ihm wohl erlaubt, das Boudoir einer Dirne zu betreten; eine Ehre, die ihn zwingt, eventuell über seine Verhältnisse zu leben, die ihn aber keineswegs hindert, seine Schulden unbezahlt zu lassen; wenn ein Offizier ein Verhältnis mit einem Mädchen niederer Kaste hat, so ist das hübsch, schneidig, nett von ihm; wenn dagegen ein Offizier erfährt, man sage seiner Tochter ein Verhältnis mit einem Manne niederer Kaste nach, so ist dies nur mit Blut zu sühnen.

Dies führt uns zu der anderen Gelegenheit, bei der das Bestehen eines doppelten Ehr- und Rechtsbegriffes konsequent anerkannt wird. Das Duellwesen ist zwar auf dem Papier verboten, in Wirklichkeit aber geduldet, und für den Offizier gegebenen Falles Pflicht. Ein Offizier, der sich nicht schlägt, kann sich nicht mehr halten; Einjährige werden befragt, ob sie sich, wenn der Fall eintrete, schlagen; verneinen sie's, so wird ihnen die Beförderung zum Reserveleutnant verweigert.

Wohlgemerkt: Wir wollen nicht mißverstanden werden: Die Kritik, die wir an diesen Zuständen üben, schließt nicht aus, daß uns einige derselben trotzdem sehr sympathisch seien. Wir erkennen vollkommen an, daß es in vielen Fällen bedeutend einfacher ist, den Beleidiger zu ohrfeigen als ihn anzuklagen. Bei einer Beleidigungsklage hat man gewöhnlich mehr Ärger als die Beleidigung selbst verursachte, einmal wegen der Langsamkeit unseres Gerichtsverfahrens, sodann wegen der beispiellosen Frechheit mancher gegnerischen Advokaten, von denen man sich oft Dinge sagen lassen muß, die ärger sind, als die Beleidigung selbst. Aber dann sei man doch so ehrlich und lasse den Duellverbotsschwindel aus dem Gesetze weg. Oder man sanktioniere das Duell ausdrücklich für gewisse Kasten, als Reservatrecht und Privileg, und verbiete es streng für alle andern. Nur wird man sich dann die Frage gefallen lassen müssen, mit welchem Rechte man den einen erlaube, was man den andern verbiete; nur wird man dann gut thun, die Phrase vom gleichen Recht für alle schleunigst einzukamphern und für passendere Gelegenheiten aufzuheben. Aber man sage, was man eigentlich will, und erspare unseren ohnehin nicht sehr redegewandten Kriegsministern die peinliche Notwendigkeit, den Staat selbst alljährlich vor versammeltem Landtage zu blamieren, so oft die Duellfrage aufs Tapet kommt.

Bleibt nur noch zu beweisen, daß die Beschaffenheit unserer Rechtsordnung selbst schon zweierlei Recht mit sich bringen muß. Unser Recht ist da dehnbar, wo es nicht dehnbar sein sollte, und umgekehrt. Solange es in der Willkür des Staatsanwaltes liegt, ob er die Klage erheben will oder nicht; solange es in der Willkür des Richters liegt, ob bei gleichem Vergehen das höchste oder das niederste Strafmaß anzuwenden sei; solange endlich bei gleichem Vergehen die gleiche Strafe so und so oft eine geradezu blödsinnige Rechtsverletzung involviert, — solange steht es den Herren Juristen noch am besten an, wenn sie beschämt abseits gehen, so oft die Rede auf unsere Rechtszustände kommt. Ein Beispiel für den letzten Fall: „Werden wegen einer Majestätsbeleidigung ein Professor, ein Handwerker und ein stellenloser Lohnarbeiter jeder mit sechs Monaten Gefängnis bestraft, so bedeutet das für den

Professor eine empfindliche Kränkung seiner Ehre und, als Freiheitsentziehung, eine unsägliche Seelenqual, für den Handwerker eine Unterbrechung seiner Erwerbsthätigkeit, die seinen wirtschaftlichen Untergang zur Folge haben kann; für den Arbeitslosen eine vorläufige Versorgung, die er vielleicht beabsichtigt hat. *Hier ist also die mechanische Gleichheit eine Ungerechtigkeit gegen den sozial höher Gestellten. Weit häufiger jedoch sind die Fälle, wo sie von den ärmeren und niederen Klassen als Ungerechtigkeit und Härte empfunden werden muß.* Ein Millionär und ein Tagelöhner werden wegen ein und derselben Übertretung zu 100 Mark Geldstrafe verurteilt. Jener empfindet den Verlust von 100 Mark gar nicht, d. h. er erleidet in Wirklichkeit gar keine Strafe; dieser hat die 100 Mark nicht und muß daher — *weil sich unsere Rechtspflege nicht anders Rat weiß* — zehn Tage ins Gefängnis. Diese zehn Tage kosten ihn vielleicht seine Arbeitsstelle, so daß er sich, wenn er herauskommt, aus Verzweiflung erhängt und seine Familie im Elend zurückläßt." (Seite 14 u. 15.)

Nun, meine Herren Juristen, *hier* bewähren Sie einmal Ihren sprichwörtlich gewordenen Scharfsinn, *hier* reformieren Sie, *hier* schaffen Sie Abhilfe! Wenn Sie das nicht können, dann haben Sie die Güte, das deutsche Volk von einer Institution und den deutschen Geldbeutel von einer Zahlungslast zu befreien, die beide in diesem Falle überflüssig und schädlich geworden sind. Das Volk hat Sie aufgestellt, das Volk ernährt und bezahlt Sie, das Volk will, daß Sie dafür etwas leisten. Wenn Sie sich aber einbilden, daß das Stellen neuer gesetzlicher Fußangeln, das Aushecken neuer Paragraphen — *Leistungen* seien, — dann ist es unsere Pflicht, Sie abzuschaffen! —

Um nochmal auf die erwähnte *Dienstbotenfrage* zu kommen: Wir wollen durchaus nicht mißverstanden werden: daß die Dienstboten den Herrschaften vollständig, auch rechtlich, gleichgestellt seien, halten wir für einen Unfug. Aber, daß sie vollständig, gerade rechtlich und gesetzlich, wehr- und ehrlos gemacht werden sollen, halten wir auch für einen Unfug. Daß endlich alle diese Widersprüche ganz gemütlich in einem Lande gesetzlich sanktioniert sind, in dem der Satz „Gleiches Recht für Alle" gilt, das halten wir erst recht für einen Unfug.

Was sodann die „Verhältnisse" zwischen einem Manne niederer und einem Weibe höherer Kaste angeht, so sind die Konsequenzen dieser unserer heutigen Anschauungen von Herrn Jentsch mit einer solch bewundernswerten Rücksichtslosigkeit gezogen worden, daß wir uns nicht enthalten können, die Stelle in extenso zu citieren: (Seite 24 ff.) „Das Ehrenrührige besteht darin, daß in solchen Fällen die Möglichkeit einer Vermählung ausgeschlossen

ist, d. h. also, daß der Stand, dem die Offizierburschen entstammen, und die Aristokratie durch eine nicht minder tiefe Kluft von einander geschieden sind, wie im alten Rom die Plebejer von den Patriziern, ehe die lex Canuleja bestimmte, ut connubia plebeis cum patribus essent. Auf das Jahr dieses Gesetzes, das Jahr 444 v. Chr., muß man zurückgehen, um unser heutiges Ständeverhältnis zu veranschaulichen; denn im späteren Rom kamen Ehen zwischen Freien und Freigelassenen, im Mittelalter solche zwischen Freien und Leibeigenen vor. Es ist klar, daß zwei durch eine unüberbrückbare Kluft von einander geschiedene Stände nicht dasselbe Recht haben können. Soll der Buchstabe des Gesetzes dem geltenden Recht angepaßt werden, so hat das Strafrecht zu bestimmen, daß die Ehre der Aristokraten von der des Bürgerstandes verschieden, und daß es schon eine strafbare Beleidigung des Aristokraten sei, wenn man ihm irgendwelche intimere Verbindung mit Bürgerlichen nachsagt. Ferner muß das Eherecht geändert, es müssen Ehen zwischen Adligen (den Amts- und Geldadel eingeschlossen) und gemeinen Leuten auch dann für ungültig erklärt werden, wenn die Heiratenden ehemündig sind und der Einwilligung der Eltern nicht mehr bedürfen. Endlich entsteht noch eine ethnologische Schwierigkeit, die zwar nicht mehr in die Rechtspflege, aber in die Politik schlägt. Zwei Stände, zwischen denen kein Konnubium besteht, bilden nicht ein Volk, sondern sind zwei Völker, ein herrschendes und ein beherrschtes, in einem Staate. Es fragt sich nun, welches von beiden das deutsche sei. Die Entscheidung wird besonders dadurch schwierig, daß zwischen der preußischen und der jüdischen Aristokratie sowohl Konnubium wie Kommerzium besteht." (S. 26.)

IV.

„Unser geschriebenes Recht ist ein anderes, als das thatsächlich geltende; dieses thatsächlich geltende aber fordert zugleich auch zweierlei Moral." (37.)

Es freut uns sehr, daß der Verfasser diese Konsequenz zu ziehen ehrlich genug war. Man weiß, wie sich die bisherigen Kritiker Friedrich Nietzsches mit seiner Theorie der „Herrenmoral" und „Sklavenmoral" abgefunden haben. Alle thaten sie, als ob das etwas ganz Neues, Unerhörtes, Fürchterliches sei, während es doch in Wirklichkeit etwas Uraltes, Natürliches und Notwendiges ist. Auf unseren Fall angewendet: Der eine muß sich alles, der andere braucht sich nichts gefallen zu lassen. Wir werden notwendig eine Moral der Offiziere und der Civilisten, eine Moral der Herrschaften und eine Moral der Dienstboten, der Reichen und der Armen anzunehmen haben. Der Fundamentalinstinkt der einen ist das Herrengefühl, die Kon-

sequenz daraus Härte, Rücksichtslosigkeit, Stolz, Hochmut, Habsucht u. s. w.; der Fundamentalinstinkt der anderen das Gefühl des Unterworfenseins, der Unfreiheit, Knechtschaft, die Konsequenz daraus Knechtssinn, Feigheit, Rachsucht, kurz — Pöbelressentiment.

Gehen wir nun dieser fundamentalen Erscheinung ein wenig weiter nach und untersuchen wir, wie es damit im heutigen Deutschland, und besonders mit Anwendung auf unseren Gegenstand bestellt ist. Ich will es im vorhinein verraten: Es ist ganz verteufelt unsauber damit bestellt. Denn gerade hier zeigt sich am allerwiderwärtigsten jene abscheuliche Unreinlichkeit in allen Dingen, bis ins Geistigste hinein, die vielleicht das Merk- und Schandmal κατ' ἐξοχήν unserer Zeit ist: Alles ist gemütlich nebeneinander, ineinander, durcheinander gekommen; alle Kulturen und alle Jahrhunderte haben sich wie zu einem wahnwitzigen Maskentanze bei uns zusammengefunden; wir haben das Adeligste, Edelste, Beste mit dem Niedrigsten, Rohesten, Schlechtesten verschmelzen sehen, und, was das Schlimmste ist, zu einer Art von Einheit! Das Zeug hält, allen Naturgesetzen zum Trotz; es hält leider nur allzu fest! Und welch ein entsetzlicher Leichenhausgeruch geht durch unsere ganze „Kultur"! Unsere Kultur ist ja hauptsächlich ein großes Leichenmuseum! Alles, was die vergangenen Jahrhunderte als tot und vergiftend weggeworfen haben, alles haben wir aufgehoben und sehen Legionen verzückter Aastiere sich davon nähren!

Sehen wir uns diese zweierlei Moral, von der oben geredet ist, genauer an, so finden wir etwas ganz Sonderbares und fast Unglaubliches: die Grundlage dieser Herren- und Knechtsmoral ist nicht eine Herren- und Sklavenrasse, was die einzige vernünftige und wertvolle Grundlage wäre, — sondern eine Herren- und Sklavenkaste, oder vielmehr mehrere Kasten, die aber in keinem deutlich erkennbaren Verhältnis zu einander stehen, sondern bald da, bald dort ineinander übergehen, so daß alle Maßstäbe und Kriterien, wer hier Herr, wer Knecht sei, verloren scheinen. Um es nur gleich herauszusagen, der Fundamentalgesichtspunkt, das wertvollste Kriterium ist gründlich verloren gegangen: Wann hat eine Rangordnung, ein Klassenorganismus überhaupt einen Sinn? Wenn die höhere Klasse sich die biologischen Werte der niederen unvermindert, ja vermehrt bewahrt hat und dazu die ihr angemessene vornehmere Kultur sich erworben hat. Wann hat der Adel z. B. also einen Sinn? Wenn er aus den Gesündesten und wahrhaft Gebildetsten eines Volkes besteht. (Es dürfte schwer halten, für unseren heutigen Adel einen stichhaltigen Berechtigungsgrund zum Dasein nachzuweisen.) Dem heutigen Deutschland aber ist sowohl das Bewußtsein, was körperliche, wie geistige Erziehung und Ausbildung sei, abhanden gekommen. Wir haben keinen Adel, wir haben keinen Mittel-

ſtand, wir haben keinen tauglichen Gelehrtenſtand, in fünfzig Jahren werden wir auch keinen Bauern- und keinen Handwerkerſtand mehr haben. Dieſer Mangel an ſtändiſcher Ordnung, dieſe Disgregation der einzelnen Teile der ſozialen Maſchine (von einem ſozialen Organismus zu reden wäre heute ein Blödſinn!) hat nun etwas anderes, ſehr Gefährliches zur unmittelbaren Folge: dieſe zweierlei Moral hat keinerlei Berechtigung, aber einerlei Raiſonnement: das Raiſonnement einer fürchterlichen Unzufriedenheit. Wir haben das Schauſpiel eines Kampfes aller Stände gegen alle, eines rückſichtsloſen Kampfes um die Obermacht, ſei es ſelbſt um den Preis der radikalen Ausrottung einzelner Stände. Und das iſt das Ende! Das Herauſkommen des dritten Standes war eine Notwendigkeit, das Herauſkommenlaſſen des vierten eine Dummheit, das Aufkommen des fünften wird ein Verhängnis ſein!.....

V.

„Da bei uns das Recht an den Buchſtaben des Geſetzes gebunden iſt, ſo folgt daraus die Verpflichtung des Richters, nach dieſem Buchſtaben zu entſcheiden, mag die Entſcheidung ſo unzweckmäßig und unvernünftig ausfallen, als ſie will.“ (67.)

Anläßlich dieſer Theſe müſſen wir uns mit einem Zuſtande näher befaſſen, der nur von Zeit zu Zeit in unſeren Tageszeitungen erwähnt wird, wenn nämlich das Reichsgericht wieder einmal eine ganz ungeheuerliche Entſcheidung getroffen hat. Ich muß jedoch, aus ſo und ſo viel Gründen, gleich im Vorhinein bemerken, daß mir nichts ferner liegt, als mit dieſen Ausführungen das Reichsgericht beleidigen zu wollen. Es iſt nämlich im deutſchen Reiche nicht nur im allgemeinen die undeutſche und plebeiſche Anſicht ſakroſankt geworden, daß eine Beleidigung auch dann ſtrafbar ſei, wenn ihr Inhalt zutreffe, ſondern es hat ſich der wahnwitzige Unfug immer mehr herausgebildet, hinter jeder einigermaßen ehrlichen Kritik einer Inſtitution gleich eine Beleidigung zu ſuchen. Gut: Entweder iſt der Satz, daß die Nation ein Recht habe, in ihren eigenen Angelegenheiten mitzureden, eine Phraſe, und er entſpricht den thatſächlichen Zuſtänden nicht, — dann wollen wir ſchon ſorgen, daß er nicht mehr allzulang eine Phraſe bleibt. Oder, der Satz iſt richtig, dann haben ſich die Staatsdiener ihre Zimpferlichkeit abzugewöhnen, dann haben ſie, die ſonſt Gelegenheit genug haben, ihre Anſichten zu äußern, auch einmal aufzupaſſen, was denn diejenigen, von denen ſie aufgeſtellt und bezahlt ſind, zu ihren Anſichten ſagen, kurz, wer ſonſt bei jeder Gelegenheit reden darf und ſogar halb und halb ex cathedra reden darf, dem thut es not, auch von Zeit zu Zeit einmal ruhig zuzuhören.

Was nun das Reichsgericht betrifft, so ist es zum ersten eine anerkannte Thatsache, daß diese Behörde die äußerlichen und formalistischen Prinzipien unserer Rechtspflege am äußerlichsten und formalistischsten ausgebildet hat.

Zweitens: Das Reichsgericht, als die letzte und höchste Instanz in Rechtssachen, hat die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, die Normen seiner Entscheidungen als Normen, nicht als Entscheidungen, klipp und klar mitzuteilen. Das geschieht aber nicht. Es werden lediglich die Entscheidungen herausgegeben, und es mag dann jeder zusehen, wie er sich durch diese Papiermauer durchfrißt zum Schlaraffenlande der absoluten Justiz.

Drittens: Wie verschieden diesen Entscheidungen sogar die Fachkreise gegenüberstehen, zeigt die Thatsache, daß an den größeren deutschen juristischen Fakultäten sich bereits zwei antipodische Schulen gebildet haben, deren eine die Theorieen des Reichsgerichts doziert, die andere eben diese Theorieen aufs schroffste bekämpft. Um ein Beispiel zu geben: An der zweitgrößten Universität Deutschlands, in München, liest Professor Ullmann seinen Strafprozeß nach den Prinzipien des Reichsgerichts (soweit hier von „Prinzipien" gesprochen werden darf), Professor Birckmeyer dagegen polemisiert bei jeder Gelegenheit dagegen. Der junge Jurist ist nun, des Examens halber, genötigt, beide zu hören, und „entscheidet" nun seinesteils nach der Meinung des Professors, der ihn gerade examiniert. Ähnlich ist es an anderen Hochschulen.

Viertens: Es ist klar, daß es bei solchen Zuständen zum mindesten ein Euphemismus ist, diese rohe Empirie „Recht" zu nennen, solange nicht das Prinzip einer unendlich höheren Empirie und der Entscheidung von Fall zu Fall selbst das Grundprinzip unserer Rechtspflege geworden ist. Daß damit zwei Drittel unserer bestehenden Gesetze absolut hinfällig würden, ist ebenfalls klar.

Doch wir kommen zu unserer These zurück. „Und so kommen denn Urteile heraus wie diese: Ein Scheusal von einem Weibe setzt ihr Kind auf den heißen Ofen und wird freigesprochen, weil der Ofen „kein gefährliches Werkzeug" ist. Ein Scheusal von einem Vater erstickt sein Kind unter Betten und bekommt — zwei Jahre Gefängnis. Ein anderes Scheusal von einem Vater mißbraucht sein elfjähriges Töchterchen und bekommt nur zwei Jahre Zuchthaus. Eine Dienstmagd versucht ihre Frau mit einem Streichhölzchenabsud zu vergiften, wird aber freigesprochen, weil nach dem Gutachten des Arztes der Absud zu schwach gewesen ist, den Tod eines Menschen herbeizuführen. Ein Mädchen legt zweimal Feuer an; da aber nur Möbel verbrannten, lag eine Sachbeschädigung vor, deren sie nicht angeklagt war, und so mußte sie freigesprochen werden, denn Brandstiftung, deren sie angeklagt war, hatte sie nicht begangen. Ein Mann stirbt an den

Folgen eines Fußtritts; der Thäter wird wegen Totschlags angeklagt und — freigesprochen, denn es war nur eine Körperverletzung mit tödlichem Ausgange gewesen, und daraufhin war er nicht angeklagt worden. Dafür werden dann Eigentumsvergehen um so härter geahndet, besonders an ärmeren Leuten; eine Unterschlagung bringt unter Umständen sieben Jahre, Entwendung von Kleinigkeiten im wiederholten Rückfalle vier Jahre Zuchthaus ein." (68, 69.)

Mit Verlaub: Das ist Karaibenlogik und Hottentottengerechtigkeit: Da ist entweder im Gesetz eine ganz schauerliche Lücke, oder die Auslegung dieses Gesetzes ist grober Unfug. Tertium non datur.

VI.

Es wird nicht ohne Bedeutung sein, nach dem zureichenden Grunde solcher Zustände zu forschen. Wenn wir unserem Gewährsmann glauben wollen, und ich meine, daß er auch in diesem Punkte Glauben verdient, so soll „der starre Buchstabendienst im nichtpolitischen Prozeß die Willkür verdecken, womit zu politischen Zwecken der Buchstabe des Gesetzes bald gedeutet, bald — durch Nichterheben der Anklage — ganz unbeachtet gelassen wird." (S. 70.)

Was sind politische Prozesse? „Mißbrauch der Rechtspflege zur Unterdrückung der Opposition." (S. 40.) Es ist unmöglich, treffender, ehrlicher und für die jetzigen Zustände verurteilender zu antworten.

Gegen wen richten sich die politischen Prozesse im heutigen Deutschland hauptsächlich? Gegen den politisch organisierten vierten Stand, d. h. gegen die Sozialdemokratie.

Ist die Sozialdemokratie denn so gefährlich? Nein, im Gegenteile, sie ist notwendig und nützlich, und zwar aus einem doppelten Grunde: „Erstens, weil ohne die sozialdemokratische Agitation die Industriebevölkerung der Verkümmerung verfallen und so die Wehrhaftigkeit unseres Volkes gefährdet werden würde. Zweitens, weil große Massen Besitzloser unter allen Umständen eine Gefahr für Volk und Staat bilden, eine Agitation daher, die den Staat zwingt, an Ausstattung der Proletarier mit Besitz zu denken, im eminenten Sinne staatserhaltend wirkt: in dem Grade, als die sozialdemokratische Agitation Erfolg hat, hebt die Sozialdemokratie sich selber auf." (54.)

Wie ist daher das Verhalten mancher Behörden in dieser Angelegenheit? — — —

Zeitungen mit der Inbrunst ekstatischer Dromedare nach einem neuen solchen Gesetze schreien. Was war das Sozialistengesetz eigentlich? Es war erstens das Eingeständnis einer Dummheit, und zwar einer ganz kapitalen Dummheit, wie solche höchstens alle hundert Jahre einmal vorkommen. Diese Dummheit bestand darin, daß man großen Scharen Besitzloser das Recht zum Mitreden und Mithandeln im politischen Leben gegeben hat. Wir empfehlen allen denjenigen, die noch so viel Logik haben, um Nietzsche lesen und verstehen zu können, und so viel Ehrlichkeit, auch unangenehme Wahrheiten zu erkennen, die Seiten 86 bis 92 der „Götzendämmerung" (Neue Ausgabe), Seiten, die so ziemlich alles aufwiegen, was seit der Gründung des deutschen Reiches im Reichstag über die betreffenden Themata verhandelt worden ist. Einen Passus daraus können wir uns nicht enthalten, zu citieren, da er, wie wir vermuten, eine Grundstimmung, die von Herrn Jentsch wiederholt angedeutet ist, mit kühner Deutlichkeit zum Ausdrucke bringt: „Die Arbeiterfrage. — Die Dummheit, im Grunde die Instinkt-Entartung, welche heute die Ursache aller Dummheiten ist, liegt darin, daß es eine Arbeiterfrage giebt. Über gewisse Dinge fragt man nicht: erster Imperativ des Instinktes..... Man hat die Instinkte, vermöge deren ein Arbeiter als Stand möglich, sich selber möglich wird, durch die unverantwortlichste Gedankenlosigkeit in Grund und Boden zerstört. Man hat den Arbeiter militärtüchtig gemacht, man hat ihm das Koalitionsrecht, das politische Stimmrecht gegeben: was Wunder, wenn der Arbeiter seine Existenz heute bereits als Notstand (moralisch ausgedrückt als Unrecht) empfindet? Aber was will man? Will man einen Zweck, muß man auch die Mittel wollen: will man Sklaven, so ist man ein Narr, wenn man sie zu Herren erzieht." (l. c.) Das Sozialistengesetz war also das Eingeständnis, daß es ein Nonsens gewesen sei, diese Massen natürlicher und geborener Gegner des Staates im Staate mitreden zu lassen. Aber das Sozialistengesetz war, in der Form, wie es angenommen worden ist, noch ein viel fürchterlicherer Nonsens. Vor zwei Monaten ungefähr ging ein Brief Bismarcks durch verschiedene deutsche Zeitungen, aus dem ersichtlich war, wie das Sozialistengesetz ursprünglich geplant war: Mit einem Worte: Bismarckisch, will sagen eisern, rücksichtslos, mit einem, um einen ausgezeichneten Ausdruck Gasts zu gebrauchen, „Niederländerblick" für die Erscheinungen, — „ce sentiment du réel qui constitue l'intelligence de l'homme de l'état, et cette hardiesse divinatrice qui en constitue le génie". Man betrachte doch einmal Maßregeln wie die folgenden: Kein Sozialdemokrat kann in den Reichstag gewählt werden; er kann nicht den kleinsten staatlichen Posten bekleiden; wer sich nur zu dieser Partei überhaupt deutlich

hinneigt, wird ohne Pension entlassen; es ist strafbar, überhaupt sozialdemokratische Ansichten zu haben. Es ist klar, was daraus gefolgt wäre: Aufhebung des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlsystems; teilweise Aufhebung der Freizügigkeit; die Ehe den ganz Besitzlosen nahezu unmöglich gemacht; im Notfall Beschränkung der Kinderzahl durch die härtesten Maßregeln oder durch irgend eine Art von „Esmarch'schem Krug", worauf wir noch ausführlicher zurückzukommen gedenken. Das hätte einen Sinn gehabt! Es ist hart, grausam, aber das ist egal: mit Mitleid und Sanftmut gründet man eine Kleinkinderbewahranstalt, aber keinen Staat! Und dann muß man wissen, wo Härte nötig, wo sie ein Fehler ist (confer Dienstboten!).

Es ist sehr einfältig, durch halbe Maßregeln, durch Preßprozesse, Versammlungsverbote u. dgl. Niaiserien die Sozialdemokratie bekämpfen zu wollen. Man muß wissen, was gefährlich an ihr ist. Ihre Utopieen? Lächerlich. Ihre Versuche, die eigene Lage zu verbessern? Diese sind staatserhaltend, das ist ja doch klar, denn die „Kölnische Zeitung" behauptet das Gegenteil. Gefährlich ist ihre Zahl, sonst nichts, solange sie Einfluß auf die Gesetzgebung hat. Deutschland ist seit den letzten 25 Jahren um 10 Millionen Einwohner gewachsen, von denen vielleicht 8 Millionen unbemittelt, d. h. geborene, notwendige Gegner unseres heutigen Staates sind. In immer kürzeren Zeiträumen wird Deutschland wieder um 10 Millionen mehr Bevölkerung haben. Solange der Staat Arbeiterfamilien mit 10 Kindern duldet, geschieht ihm recht, wenn ihm die Sozialdemokraten über den Kopf wachsen. Das Rechenexempel ist doch wirklich einfach. Noch einmal gesagt: Ich warne vor der humanitären Verblendung, die glaubt, bei der Gründung und Erhaltung eines Gemeinwesens sei Härte und Schonungslosigkeit auf die Dauer zu entbehren!

Sehen wir nun näher zu, welcher Art die Eingriffe der Behörden in politische Angelegenheiten im gegenwärtigen deutschen Reiche sind, so haben wir aufs Neue jenen für jeden aufrichtigen Freund unseres Volkes geradezu unheimlichen Zufälligkeits- und Ratlosigkeits-Charakter festzustellen, den wir in diesen Ausführungen schon mehreremale konstatieren mußten.

Auf dem Papier stehen die festesten und deutlichsten Grundsätze, in der Praxis sehen wir durchaus das kläglichste und dilettantischeste Umgehen dieser Grundsätze, weil sich diese eben als unbrauchbar und schädlich erwiesen haben und man andererseits nicht den Mut hat, mit ihnen zu brechen.

„Es ist unterhaltend, zu lesen, was die Phantasie der Behörden alles ersinnt, um sozialdemokratische Versammlungen zu erschweren und durch Fußangeln Übertretungen des Vereins- und Versammlungsrechtes herbei-

zuführen, was alles zur Beamtenbeleidigung, zur Störung oder Bedrohung der öffentlichen Ordnung gestempelt wird: ein roter Lappen kann den „deutschen Reichsbürger" ins Gefängnis bringen. . . . . Der Breslauer Oberstaatsanwalt hat unlängst die Obertribunals- und Reichsgerichtsbeschlüsse der letzten Jahre daraufhin durchforscht, was alles nach Ansicht dieser höchsten Instanzen als politischer Gegenstand im Sinne des Vereinsgesetzes anzusehen sei, die Ergebnisse zusammengestellt und den Behörden bekannt gemacht. Wenn man das Verzeichnis durchgesehen hat, so muß man sich auf die Frage: Was sind politische Gegenstände? antworten: Alle Gegenstände ohne Ausnahme, die öffentlich besprochen zu werden pflegen. . . . . Was der Willkür die Krone aufsetzt, das ist die Organisation der Kriegervereine zu Wahlvereinen . . . ." (Seite 50 ff.)

Es ist ein Widerspruch und eine Thorheit zugleich, gegen die Sozialdemokraten einzuschreiten und gegen den Bund der Landwirte nicht. Gegen Majestätsbeleidigungen wird aufs schärfste eingeschritten: „Wenn ein betrunkener Arbeiter, eine alte Jungfer, ein 78jähriges Mütterlein auf die Kinder des Kaisers zu reden kommen, und sich dabei nicht der allerunterthänigsten Redeweise bedienen, sondern mit ihrem deutschen Maule deutsch reden, so werden sie angeklagt und meistens auch verurteilt; aber wenn politische Gegner, die den herrschenden Ständen angehören, oder deren Soldschreiber vom Kaiser und seiner Hofhaltung eine Meinung verbreiten, die geeignet ist, das Vertrauen des Volks auf seinen Herrscher zu erschüttern, so — wird eine Freiheit der Meinungsäußerung gestattet, deren man sich in Preußen noch niemals erfreut hat, was ja an sich wunderschön ist." (58 ff.)

Wenn die Frankfurter Zeitung eine Bemerkung über die Nase Stöckers macht, so liegt ein öffentliches Interesse vor, einzuschreiten.

Wenn der Kladderadatsch gegen zwei hohe Beamte die schwersten Anklagen erhebt, die man überhaupt gegen anständige Menschen erheben kann, so liegt kein öffentliches Interesse vor? Muß man da nicht auf die Vermutung kommen, daß da sehr geheime Interessen vorliegen? — — —

In Summa: 1) Die sozialdemokratische Partei ist, als wirtschaftliche Agitation, notwendig, als unerbittliche Kontrolle aller anderen Parteien sehr nützlich. Sie als Partei bekämpfen zu wollen, ist eine Verrücktheit. Eine Partei, die so vorzüglich organisiert ist, deren Glieder eine solch ungeheuere Besonnenheit bewahren, da wo es darauf ankommt (cfr. Beerdigung der Wabnitz), — eine solche Partei kann man nicht erfolgreich bekämpfen. Was man dann kann? Gebt den berechtigten Forderungen der Arbeiter nach, indem ihr ihre wirtschaftliche Lage verbessert, indem ihr sie gegen Ausbeutung schützt, indem ihr in hygienischer Beziehung für sie sorgt: Das

iſt alles in eurem eigenſten Intereſſe. Und dann habt ihr endlich drei Dinge einzuſehen, daß die drei „Errungenſchaften“ des Liberalismus drei Verbrechen am Staate waren: Die Einführung der Gewerbefreiheit, weil ſie zu den nichtsnutzigſten und ſchädlichſten Geſchäftsgründungen veranlaßt und dem Handwerk nicht nur ſeinen goldenen Boden, ſondern den Boden überhaupt genommen hat; die Freizügigkeit, weil dadurch nur der großſtädtiſche Mob vermehrt wird; die Civilehe ohne wirtſchaftliche Baſis, weil zweimal nichts noch lange nicht etwas iſt. Je mehr ihr eine Stahlklinge biegt, deſto größer wird die Wucht ſein, mit der ſie euch ins Geſicht ſpringt; eine Klinge zu zerbrechen, mit der man fechten muß, iſt Narrheit; eine Partei zu bekämpfen, die man benützen kann, iſt Narrheit; Sozialiſten mit einem Sozialiſtengeſetz bekämpfen wollen, iſt Narrheit. —

2) Ein Dampfkeſſel ohne Sicherheitsventil muß platzen. Schrift und Wort ſind die Sicherheitsventile des Staates. Wenn ihr die zuſtopft, werdet ihr alle miteinander in die Luft fliegen. Jede Macht muß ihre Kontrollmacht haben, ſonſt wird ſie mißbraucht. Wenn ein Körper unreines Blut in ſich hat und dies unreine Blut Ausſchläge verurſacht, wie heißt ihr die Ärzte, die den Ausſchlag heilen wollen anſtatt den Körper? Ihr heißt ſie Pfuſcher. Wohlan, ihr ſeid auch Pfuſcher. Beſſer eine übermütige Preſſe, als eine tote Preſſe. Wißt ihr, welche Regierung den Grundſatz hatte, daß nur der Regierung das Recht zuſtehe, über politiſche Gegenſtände zu reden? Die ſchlechteſte, unfruchtbarſte, unheilvollſte Regierung, die es je auf dem Gebiete der Verwaltung gegeben hat, die Napoleons I.

3) Politik und Polizei ſind zwei verſchiedene Dinge. Politik und Rechtspflege ſind erſt recht zwei verſchiedene Dinge. Wenn ihr die durcheinander bringt, geht alles durcheinander und zum Schluß auseinander. Laßt es nicht erſt auf die Probe ankommen!

4) Zum Kapitel der Majeſtätsbeleidigungsprozeſſe: Sie ſind dem monarchiſchen Gedanken ſchädlich, weil ſie zur Kritik desſelben geradezu herausfordern. Sie ſind unzeitgemäß, weil zwei Drittel Europas ein Königtum von Gottes Gnaden nicht mehr anerkennen. Sie ſind plebeiſch, weil jemand nur von jemand beleidigt werden kann, der über oder neben einem ſteht. Der Majeſtät zumuten, daß ſie von einem Betrunkenen oder von einem alten Weibe oder überhaupt von einem Unterthanen beleidigt werden könne, iſt ſelbſt die ärgſte Majeſtätsbeleidigung. Wo hat ſie am üppigſten geblüht? Im untergehenden Rom. Wo iſt ſie nahezu unbekannt? Im mächtigen England. Schafft die Strafe ab, und ihr habt die Vorausſetzung zur Strafe abgeſchafft, heißt es hier wie in ſoviel anderen Fällen. —

VII.

„Und unser Volkscharakter wird entdeutscht!“ (S. 98.)

Wie diese Worte so stumm, so gleichgültig auf dem Papiere stehen! Gleich als käme es darauf auch nicht mehr an. Es ist alles eins. Andere Völker sind auch zugrunde gegangen. Gehen halt wir auch zugrunde. Es ist ja alles eins. . . . . .

„Und unser Volkscharakter wird entdeutscht.“

Empfindet denn niemand das gräßliche Unglück, wenn ein solcher Satz von einem aufrichtigen Freunde des Vaterlandes, wie Jentsch, hingeschrieben werden mußte? Treibt es niemanden die Schamröte ins Antlitz? Ich möchte sie auf Markt und Gassen ausschrein, diese furchtbaren Worte, an die Thüren unserer Staatsämter möchte ich sie, heimlich, wie ein Dieb in der Nacht, hinschreiben, daß sie am nächsten Morgen wie Gespenster den Eintretenden entgegengrinsten. . . .

Oh, was mag es ein prachtvolles Volk gewesen sein, das der alten Germanen, ein adeliges Herrenvolk, ein königliches Volk! Und was ist für ein klägliches, schäbiges Schlafrockvolk daraus geworden, so greisenhaft, so unlustig, so feig!

Was waren die drei Grundtugenden des Deutschen? Wahrhaftigkeit, Mut, Freiheit!

Wahrhaftigkeit — es ist gefährlich geworden, die Wahrheit zu sagen. Was haben wir für einen Lumpen- und Hundejargon in unserm gesellschaftlichen Leben! Was haben wir für einen ekelhaften, kriechenden, „ehrfurchtsvollsten, ergebensten, hochachtungsvollsten“ Ton im Verkehr mit Behörden! Wo wird unverschämter, niederträchtiger gelogen, als in unseren Zeitungen, den Regierungsblättern obenan!

Neulich ist in einem Prozeß (Thüngen) vom Staatsanwalt der absurde Grundsatz deutlich ausgesprochen worden, der die Hauptursache dieser absurden Beleidigungsprozesse ist: einen Dieb Dieb zu nennen — ist strafbar. Und ich habe nicht gelesen, daß der Richter diesen Staatsanwalt zur Ordnung gerufen habe! Und schießlich hatte der Staatsanwalt recht; was er sagte, war ja nur § 192 unserer Strafprozeßordnung. Herrgott noch einmal, wenn einer im deutschen Reiche bisher ein Lump war, dann hat man ihm gesagt: „Du Lump!“ und hat ihm die Faust dazu ins Gesicht geschlagen und sich darnach die Hände gewaschen. Justus Möser war doch, sozusagen, auch ein Ehrenmann, und einer der besten, die in Deutschland geschrieben haben. Aber nicht wahr, den Gymnasiasten, denen gebt ihr seine Lebensdaten zum auswendiglernen, aber von seinem Geist ist in den Schulen nichts zu spüren, und wenn ihr Männer geworden seid (oh, was für Männer!), dann thut ihr das Gegenteil von den lauteren und goldenen Lehren, die er giebt.

Leſt doch, ihr Staatsanwälte, leſt, ihr Geſetzgeber und Abgeordneten, leſt doch, wie Möſer über euer Gebahren in dieſer Beziehung gedacht hat: „Man kann doch jetzt keinen Bärenhäuter einen Bärenhäuter heißen, ohne daß nicht gleich eine Strafe darauſſitzt; und teilt man vollends Rippenſtöße aus oder jagt ſeinem Feinde eine Kugel durch die Haare, ſo grieſegramt die heilige Kriminaljuſtiz gleich nicht anders, als wenn ſie einen lebendig verſchlingen wollte. Wahrlich, es iſt jetzt eine traurige Sache, ein braver Kerl ſein.“

Es iſt ein uralter deutſcher Rechtsgrundſatz, daß jemand nur von Männern ſeinesgleichen gerichtet werden könne. Dieſer Grundſatz gilt heute noch — nur beim Militär. Der vorſitzende Vertreter einer Obrigkeit war nur Urteilsfrager, nicht Urteilsfinder. So muß es wieder werden! Es iſt ein uralter deutſcher Rechtsgrundſatz, daß das Hausrecht auch die Obrigkeit zu reſpektieren habe. Den Hausfriedensbrecher durfte der Hausherr mit Gewalt vertreiben, dabei verwunden, ſogar töten. Schutz gegen willkürliche Verhaftung iſt ein Wort ohne Inhalt geworden. Wohlan, wir wollen uns eine Magna charta erobern! Dem deutſchen Weſen direkt widerſprechend iſt die Inſtitution des Staatsanwaltes als öffentlichen Anklägers ex officio; das deutſche Recht kannte nur den Ankläger aus eigenem Intereſſe; durch das Staatsanwaltſchaftsſyſtem iſt dieſe ekelhafte Schnüffelei in unſer öffentliches Leben gekommen. Dem deutſchen Weſen direkt widerſprechend iſt die Ausübung der Strafrechtspflege durch gelehrte Richter. Das iſt römiſche Rechtsanſchauung, die ſchon anno 9 n. Chr. die Stämme zwiſchen Rhein und Weſer zum Aufruhr entflammt, die 1525 den Bauernkrieg entfacht hat. Dem deutſchen Weſen widerſpricht endlich der Zeugeneid, denn es galt immer als eine Schande unter uns, zu denunzieren, der Zeugeneid iſt aber nichts als eine Tortur zur Denunziation.

In Summa: Wenn wir nicht als Deutſche, nach alter ererbter Sitte, leben können, ſo ſind wir keine Deutſchen mehr. Dann aber iſt das deutſche Reich eine Lüge. Wir alle, die wir glauben, daß 1870 nur ein Anfang iſt, kein Reſultat, kein abſchließendes Ereignis, wir alle, die wir unter Nationalgefühl mehr und beſſeres verſtehen als Sedanfeſte und Zweckeſſen, — geloben wir uns, nicht eher zu ruhen, bis wieder deutſcher Geiſt, deutſches Herrengefühl, deutſche Wahrhaftigkeit, deutſcher Mut und deutſche Freiheit in Deutſchland heimiſch ſind. Sonſt hol uns alle miteinander der Teufel!

VIII.

Herr Karl Jentſch hat gleich in der Einleitung ſeiner Broſchüre ſein Bedauern darüber ausgeſprochen, daß man ſeine Artikel, gleich als ſie in

den Grenzboten erschienen, als einen Angriff auf den deutschen Juristenstand aufgefaßt habe. Es ist mir kein schriftliches Dokument darüber bekannt, was mir sehr leid thut. Denn ich vermute, daß ich diese Dokumente ganz ausgezeichnet hätte brauchen können. Da ich nun, nachdem ich zu unseren Rechtsverhältnissen mir ein paar Bemerkungen erlaubt habe, auch anläßlich unserer Juristen noch ein paar Dinge bemerken möchte, so muß ich im vorhinein ersuchen, derlei kindisches Geschwätz vom „Angriff auf den deutschen Juristenstand" gefälligst bleiben lassen zu wollen. Der deutsche Juristenstand ist mir absolut unbekannt, da ich das Glück habe, diesem Stande nicht anzugehören. Was mir dagegen ziemlich gut bekannt ist, das ist die Genesis der Juristen, die Art, wie sie zu Juristen gebildet werden, die Stellung und der Einfluß, die sie in unserem öffentlichen Leben inne haben. Auf diesem Gebiete muß ich nun allerdings auf die Führung des Herrn Jentsch verzichten; ich thue das sehr ungern, weil ich überzeugt bin, daß wir von ihm gar manches treffende und kluge Wort über diese Fragen vernommen hätten. Da es ihm aber leider nicht möglich war, diese Fragen in seiner Schrift zu berühren, so muß ich auf gut Glück versuchen, selbst etwas darauf einzugehen, da sie von unserem Thema unmöglich abgetrennt werden können.

Wir haben also einen besonderen Juristenstand. Lassen wir die Frage, ob das auch gut und richtig sei, vorläufig ganz aus dem Spiel! Begnügen wir uns einstweilen, nach den Voraussetzungen dieses Juristenstandes zu forschen. Es wäre eine sehr leichte, wenn auch ziemlich langwierige Arbeit, die Stände zu suchen, aus denen sich unsere Juristen rekrutieren. Man hätte zu dem Zweck lediglich die Personalverzeichnisse sämtlicher deutschen Universitäten seit 1860 ungefähr nötig. Die hieraus aufzustellende Statistik hätte ihr Augenmerk vorzüglich auf folgende Punkte zu richten: 1) Wie groß ist das Kontingent, das die einzelnen Stände unseres Volkes zum Juristenstand stellen? Ist hiebei, bei den einzelnen Kontingenten, eine deutliche Zunahme oder Abnahme innerhalb der letzten drei Dezennien nachweisbar? 2) Ist es durch Ziffern nachzuweisen, daß immer mehr die Söhne von Juristen wieder Juristen werden? 3) Wie steigt der Zugang zur juristischen Fakultät überhaupt und wie im Verhältnis zu den anderen Fakultäten? Das alles sind Fragen, die ihrerseits wieder gar manche andere Frage beantworten könnten, die ich jedoch wegen mangelnden Materials nicht beantworten kann. Wenn es mir aber auch nicht möglich ist, mitzuteilen, aus welchen Ständen sich die Juristen rekrutieren, so kann ich dafür etwas anderes vielleicht eher mitteilen, nämlich aus welchen Gründen ein junger Mann diesen Beruf ergreifen kann.

Einen Grund werden wir nun wohl im Vorhinein ausscheiden müssen:

Wir halten es für sehr unwahrscheinlich, daß ein junger Mann aus wirklicher Begeisterung diesen Beruf ergreife. Man kann Theologe werden aus Begeisterung, man kann Philologe, Mediziner, Naturwissenschaftler werden aus reiner Lust zu dem betreffenden Berufe, aber daß man aus Begeisterung Jurist werde, ist doch ziemlich unwahrscheinlich. Wir berufen uns hier auf das Zeugnis eines der trockensten Geister, eines wahren Bezirksamtmanns der Litteratur, Boileaus: „Il lui parut „que la raison qu'on y (en droit) cultivait n'était point la raison humaine, et celle qu'on appelle le bon sens, mais une raison particulière, fondée sur une multitude de lois qui se contredisent les unes les autres, et où l'on se remplit la mémoire sans se perfectionner l'esprit“.“ (Lanson, Boileau, p. 11.)

Wir bitten, aus der Thatsache, daß ein Beruf die Begeisterung dafür fast von vorhinein ausschließt, gefälligst die Konsequenzen ziehen zu wollen *für den Beruf*!

Oder aber, — für den Fall, daß sich jemand findet, der behauptet, für sein Jus begeistert zu sein, — so bitten wir gefälligst die Schlüsse daraus zu ziehen *für die Geistesanlage dieses Menschen*!

Sehr viele werden Juristen, weil man zwar lange braucht, bis man eine Anstellung erhält, die einigermaßen höheren Stellen aber recht gut bezahlt sind; weil ferner die Juristen eine ihrer thatsächlichen Stellung in einem Staate nicht durchaus entsprechende Hochachtung, *Ausnahme*respektierung genießen.

Viele werden Juristen, weil eben der Herr Papa auch ein Jurist war oder ist, ergo — „Konnexionen“, „Protektionen“, „Schnelles Vorwärtskommen“ ꝛc.

Viele werden Juristen, weil sie zum Theologen zu wenig Neigung, zum Mediziner und Naturwissenschaftler zu wenig Geld, zum Offizier ebenfalls zu wenig Geld oder keine Tauglichkeit, zum Gelehrten entweder nicht die nötige Lust oder die nötige Grütze haben, — kurz, weil sie sonst auch nicht wissen, was sie werden sollten.

Viele endlich werden Juristen, weil sie zum höheren Post- oder Bahndienst gehen wollen, für welche Stellungen der Staat so geistreich ist, juristische Fachbildung zu verlangen.

Wenn nun all diese jungen Männer auf der Universität sind, was thun sie dann? Die ersten zwei Semester werden passabel geschwänzt, was in der Regierungssprache „allgemeine Bildung, dokumentiert durch acht Philosophika“ genannt wird. Als ob allgemeine Bildung und acht philosophische Vorlesungen etwas miteinander zu thun hätten! Bei 50 Prozent tritt an Stelle dieser acht Philosophika das Militärjahr, wo der junge Mann eine Fundamentalweisheit der heutigen Gesellschaft „geistig durchlebt“,

daß nämlich der Reservelieutenant die Spitze der sozialen Pyramide sei. Die folgenden vier Semester „hört" der junge Mann Vorlesungen, und zwar lauter juristische: Das ist nun das entscheidende Moment: In diesen vier Semestern wird er hypnotisiert, stumpfsinnig gemacht, zum „hoffnungsvollen, strebsamen jungen Mann" degradiert. In diesen vier Semestern handelt der Student nach der Vorschrift Mephistos:

„Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;
Seyd drinnen mit dem Glockenschlag!
Habt euch vorher wohl präpariert,
Paragraphos wohl einstudiert,
Damit ihr nachher besser seht,
Daß er nichts sagt, als was im Buche steht:
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als diktiert' euch der Heilig' Geist!"

In den kommenden zwei Semestern wird der Jurist zum Säugetier, Spezies Wiederkäuer. Er braucht nun keine Vorlesungen mehr,

„Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen;"

er büffelt. Dann macht er sein Examen, kommt durch — *ἠὲ καὶ οὐκί* — die Welt ist um einen Juristen, um einen patentierten, konzessionierten, gestempelten, autorisierten, womöglich noch diplomierten und promovierten Juristen reicher — „kurz ist der Schmerz, doch ewig ist die Freude", wie Schiller so sinnreich sagt. —

Doch bleiben wir ernst. Stellen wir uns zwei Fragen: 1) Was hat ein solcher Jurist gelernt? Institutionen, Pandekten, Strafprozeß, Strafrecht, Civilprozeß, Handels- und Wechselrecht, Kirchenrecht, deutsche Rechtsgeschichte, Staatsrecht, sowie ein wenig Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. 2) Was hat er meistens nicht gelernt? Weite des Blicks, Tiefe des Urteils, Verständnis für seine Zeit und seine Nation, daß man noch lange nichts ist, wenn man bloß ein Jurist ist, daß man nicht durch Gesetze und Verordnungen regiert, sondern mit anderen Dingen, daß die Polizei ein notwendiges Übel ist, daß der Beamte, ja der Staat selbst, um des Bürgers willen da ist, und nicht umgekehrt, daß man, je weniger man mit Anführungszeichen „regiert", desto besser ohne Anführungszeichen regiert, daß der ein Esel von einem Schuster ist, der alles über den gleichen Leist schlägt, kurz, daß man, um ein tauglicher Staatsbeamter zu werden, ganz andere Dinge lernen, gelernt haben, wissen, können müsse, als Institutionen und Pandekten, Verordnungen und Paragraphen!

Das hat er nicht gelernt. Das hätte er aber lernen sollen, lernen müssen. Und solange der Staat das unsere jungen

Juristen nicht lehrt, taugt der Staat nichts und die Juristen erst recht nichts.

Warum wir die meisten Maßregeln unseres heutigen Staates immer und immer wieder bekämpfen? Weil sich der Staat überall einmischt, wo er sich aufs sorgfältigste hüten sollte, nur auf eine Meile hinzugehen, will sagen in Kunst, Wissenschaft, Litteratur! Weil er überall feige zurückbleibt, oder aber halbe Maßregeln ergreift, halb zugreift, wo es seine vermaledeite Pflicht und Schuldigkeit wäre, ordentlich Hand anzulegen, will sagen im ganzen sozialen Leben, in Handel und Verkehr, im gesamten Gebiet der Verwaltung. Daß heutzutage ein Jurist als Verwaltungsbeamter überhaupt möglich ist, ist bereits ein tödlicher Beweis gegen den Staat! Man rechne doch einmal nach, wenn man den Mut dazu hat, wie viel unser heutiger Staat durch die unvernünftige Methode und methodische Unvernunft der ganzen öffentlichen Erziehung, durch das systematische, konsequente Unterminieren der höheren Schulen, durch den stupiden und stupidisierenden Militärdienst, durch die brutale und freche Polizeipfuscherei in wissenschaftlichen und künstlerischen Dingen an edelstem, bestem, unschätzbarstem Materiale radikal in seiner Entwickelung hemmt, verkrüppeln läßt, zugrunde richtet! Man rechne nach, wie viele taugliche und wirklich feine Köpfe alljährlich geopfert werden jenem gefräßigen Minotauros, höherer Justiz- und Verwaltungsdienst genannt!

Wie dieser Juristenstand gleich einer Heuschreckenplage unser ganzes öffentliches Leben eingenommen hat, wie überall, wo ein durchaus gebildeter und fertiger Mensch hingehört, nur ein Jurist zu finden ist, (sogar zu Kultusministern macht man Juristen, in Bayern z. B. einen ehemaligen Polizeidirektor!!), wie durch die Juristen fast gerade so wie durch die Offiziere jenes verfluchte nichtswürdige Korrektheitsideal in die deutschen Sitten gekommen ist, das den anständigen Menschen nach unseren Begriffen so gut wie ausschließt — das alles hier zu wiederholen ist überflüssig, das ist alles zu bekannt und zu traurig . . . . .

Man überlege sich das Resumé dieser Ausführungen noch einmal in Kürze:

I.

Der Staat, in dem wir leben, ist auf dem Papier ein Rechtsstaat, in Wirklichkeit ein Klassenstaat, der Form nach ein Juristenstaat. Die Basis unseres Rechtes ist eine Fiktion: „Gleichheit Aller vor dem Gesetz." Wir fordern ein Recht nach dem vornehmen Grundsatze: „Den Gleichen Gleiches, den Ungleichen Ungleiches." Nur auf diese Weise ist unser Recht mit der Realität in Einklang zu bringen.

II.

Die Eingriffe der Behörden in unser öffentliches Leben sind verwerflich, weil sie dem Staate schaden, anstatt ihn zu erhalten, und das Volk korrumpieren, statt es zu kräftigen.

III.

Unser Rechtsapparat taugt nichts, weil er ein Mechanismus ist und eine Konstruktion, anstatt ein Organismus und ein Produkt. Unsere Juristen taugen nichts, weil sie ungenügend gebildet sind, weil aber auch im Falle genügender Bildung es durchaus nicht wünschenswert ist, die Ausübung der richterlichen Gewalt einem besonderen Stande zu überlassen.

Einst!

Eine utopische Umsturzidee von Mara Cop-Marlet.

(Schloss Reifenstein.)

Die angstvolle Frage der müde gehetzten Menschheit — weshalb alle unsere sozialen Verhältnisse wanken, unsere Moral entartet und unsere ganze Zeit an Ekel und Unlust krankt — gellt immer erschreckender an unser Ohr, so sehr wir auch bemüht sind, diesen Ruf mit dem pompösen Lärm der Erfindungen, der Fortschrittsutopien und sozialen Verbesserungstheorien zu übertäuben.

Das ist das dumpfrollende Räderwerk der in eine bestimmte Fortschrittsbahn geratenen Menschheit, von den angenommenen Moralbegriffen, wie in Schienen eingeengt, aus denen sie nicht entgleisen dürfen, ohne daß alles zerstört, gestürzt und zertrümmert übereinanderfällt.

Bei diesem rasenden Lauf in das Dunkel ertönt jedoch plötzlich der schrille Schrei der Lokomotive — eine Funkengarbe sprüht auf — schauerlich, mahnend — wo das Ziel dieser endlosen Fahrt — vorüber an dem blühenden Leben — an dem Frieden der sonnigen Fluren — immer weiter — weiter, bis die Zertrümmerung, an einer geborstenen Schiene, dennoch zustande kommt. Denn die Moral — viele Denker der Neuzeit geben dies zu —, auf deren Bahnen wir gleiten — ist morsch und verrostet. — Kein sittlicher, kein religiöser Stützpunkt ist mehr stark genug,

die wankende soziale Ordnung überall zu festigen. – Der heutige Zustand der menschlichen Gesellschaft ist ein trostloser. — Wir finden in allen unseren religiösen und ethischen Ideen nicht einmal eine forthelfende Krücke — irgend einen sterngleich voranleuchtenden Gedanken, uns vor der großen drohenden Sündflut des Sozialismus und der ihm fußfolgenden Anarchie zu retten.

Nordau nennt diesen Zustand unserer Zeit — ihre „Entartung", wie er schreibt — eine Massenhysterie, deren Ursache die Ermüdung des gegenwärtig lebenden Geschlechtes, dessen Arbeitsleistung seit einem halben Jahrhundert durch die Überfülle der Erfindungen (Eisenbahn, Telegraph, Elektrizität, Zeitungen ꝛc.!) unverhältnismäßig gestiegen sei.

Tolstoj mahnt uns, zum Ideal der Keuschheit und des Christentumes zurückzukehren, den geschlechtlichen Umgang nicht mehr in Kunst und Litteratur zu verherrlichen, der in seinen Augen die von uns auch stets deutlich empfundene Erniedrigung des Menschen ist. Er findet es verwerflich, daß die Regierungen die Ausschweifungen als eine Institution festgesetzt und einen ganzen Stand von Frauen eingerichtet haben, welche körperlich und geistig zugrunde gehen sollen zur Befriedigung der vorgeblichen „Bedürfnisse" der Männer. Es dürfe und könne aber nicht sein, daß man für die Gesundheit der einen das Blut der anderen zum Opfer bringe.

Die Amerikaner Michaelis und Bellamy wissen wieder was anderes. Der erstere schlägt ein kommunistisches Staatsluftschloß vor, während letzterer versuchen möchte, den Hirnkrebs unserer Zeit, die beständige Unsicherheit und die Furcht vor Armut durch Zusammenarbeiten und durch Versicherungs-Gesellschaften, die auf Gegenseitigkeit begründet sind, zu heilen. —

Charcot und Krafft-Ebing sehen nicht nur die Irrenhäuser mit Geisteskranken überfüllt, sondern auch die moderne Gesellschaft von Halbwahnsinnigen fast überwiegend durchmengt.

Hysteriker, Menschen mit angebornem moralischem Idiotismus, Nervöse aller Art wandeln für ihr Auge erkennbar in den Salons, auf den Straßen, in den Verbrecherzellen, unter den Künstlern und Dichtergrößen.

In dieser unheimlichen Gesellschaft nun sollen wir uns wohl fühlen!

Von neuem drängt sich uns gebieterisch angstvoll die Frage auf: Wo ist das Gespenst, welches uns die Kraft aus den Adern saugt, den Lebensmut bricht, die Verbrecherzellen und Irrenhäuser öffnet?

Was Nordau und Tolstoj uns zur Errettung anraten, sind Ausflüchte, keine gründliche neue Umackerung des mit Fäulnisstoffen gedüngten sozialen Bodens.

Alle diese Reformatoren schlagen nur teilweise Besserungen des Bestehenden vor, oder sind für ein weises Zurückgleiten auf der überhasteten Bahn.

Niemand jedoch wagt das Übel tiefer anzufassen — an seiner tiefsten, zähen, schwer auszureißenden Wurzel.

Einen reformatorischen Blick für den schwachen, fehlerhaften Aufbau der modernen Gesellschaft gewinnt man aber nur, wenn man das geistige Auge vor dem schon Bestehenden schließt, alles an überkommenen Moralbegriffen und darauf begründeten Einrichtungen vergißt — und auf der so leer gewordenen Bildfläche einen — nur von der Erkenntnis der natürlichsten und vorteilhaftesten Bedingungen für die Entfaltung eines Menschenlebens — oder vieler solcher individueller Leben nebeneinander — von der Geburt bis zum Tode zusammengefügten Neubau erhebt. Nur wer seinen Geist so stark disziplinieren kann, wird meinen Erörterungen folgen können.

Ich glaube nämlich, daß die Sinnlichkeit das große, zu wenig erkannte Gespenst, der tückische Zerstörer des Menschenlebens ist, und daß unsere ganze soziale Ordnung wankt, weil wir es versuchten, über einer unsittlichen Welt eine sittliche zu erbauen.

Um zu der vollen Klarheit dieser Anschauung zu gelangen, muß ich vor allem betonen, daß ich den großgehätschelten Irrtum, der in der modernen Begeisterung für die „Menschheit" liegt, nicht mehr teile.

Es ist das nicht nur eine sehr niedrige, es ist eine unrichtige Auffassung des Wesentlichen im Menschensein, da die Verhimmelung der „Art" jede Geistigkeit des Individuums ausschließt. Uns als „Menschheit" fühlen, hieße also, uns als Tierart, als Stoff der materiellen Welt groß fühlen zu wollen, statt in dem, was der Mensch vor allen anderen Naturwesen voraus hat, seiner bewußten Geistigkeit, das Entscheidende zu finden.

Diese Geistigkeit — das einzig Bedeutungsvolle der Menschennatur — liegt aber nur in dem starken „Ich"-Bewußtsein des Individuums. Dieses starke geistige Bewußtsein zum Siege über die Unterjochungsangriffe der sinnlichen Natur zu führen, das ist der Umsturz, dessen wir bedürfen, auf dessen Grundlage sich eine neue Gesellschaft, eine neue Welt — nicht leid- und schmerzgeborgen, aber besser gewaffnet gegen die zerstörenden Angriffe eines unerkannten, heimtückischen Feindes — errichten ließe.

Der Mensch befindet sich als Individuum der Natur und ihrer tödlichen Zerstörungswut gegenüber, die ihn als Art fortpflanzt, in einem steten Kampfe, in welchem er eine einzige Wehrkraft, die er in sich selbst vorfindet, zum Treffen führen kann — seine Geistigkeit.

Die Kraft dieses Widerstandes ist bis heute jedoch nur äußerst schwach im Menschen entwickelt, weil die Zersetzungskraft der Natur sich an das Individuum in tausend mitunter reizvollen Verhüllungen heranschleicht, die wir verblendet genug sind, nicht mit ruhiger Überlegenheit erkennen zu wollen.

Ich verwahre mich dagegen, daß ich hier aus bloßer eitler geistiger Spiegelfechterei eine ethische oder religiöse Idee verfechte. Ich möchte meine leidenden Mitmenschen nur aufmerksam machen, wo vielleicht ein Hinweg zu ihrem zeitlichen Wohlergehen liegt, und eine sorgsamere Pflege des natürlichsten Selbsterhaltungstriebes des Menschen anbahnen.

Dieser Selbsterhaltungstrieb aber besteht in dem Siege der Geistigkeit über die Sinnenarme der Natur, die sich von der Geburt an schon mit unserer langsamen Abtötung befaßt.

Nicht nur als Krankheit und Übel, als Genuß in allen Formen nagt sie uns täglich, stündlich an, bis wir wie ein morscher fauler Stamm zusammenbrechen.

Auch Liebe, Freude, stürmische Jugendlust sind nicht Leben, sondern maskiert heranschleichender Tod, dies alles erfordert eine Kraftabgabe des Individuums, die schließlich zu seiner Auflösung führt.

Alles, was mit der Sinnlichkeit der Natur zusammenhängt, ist dem Starken, dem Bleibenden, dem der Auflösung Widerstrebenden im Menschen, welches allein das Geistige ist — feindlich.

Die Askese einzelner hochentwickelter Religionen, so des Christentums — hat dies, wenn auch unter einer anderen ethischen Voraussetzung, dunkel erkannt. Nur nannte man dort „übersinnliche Erlösung", „Sieg des Glaubens" u. s. w., was natürlichster Selbsterhaltungstrieb des Menschen ist oder sein sollte.

Der ruhige schöne Tod großer Asketen im Glauben kommt bei weitem nicht so sehr daher, daß sie ein neues jenseitiges Leben, eine Entlohnung ihrer irdischen Enthaltsamkeit erwarten, sondern es fließt aus dem natürlichen Wohlbehagen eines ganz erfüllten Daseinsgesetzes, des bis zur äußersten Vernichtungsgrenze siegreichen Widerstandes der Geistigkeit des Individuums (seines Selbsterhaltungstriebes gegen die Vernichtungsangriffe seiner Sinnlichkeit).

Der Gottgedanke des Menschen ist der höchste Ausdruck dieses seines geistigen Widerstrebens gegen die Abtötung der Natur, er besiegt letztere in Zeit und Raum, indem er als Gedanke über die Endlichkeit des Stoffes hinausgleitet.

Der Asket steht der Sinnlichkeit vollkommen frei, betrachtend gegenüber, er hat ihre erstickenden Ketten und Fangarme vollständig abgestreift.

Sehen wir nun — da wir das Dasein mit voller Ursprünglichkeit des Anschauungsvermögens betrachten wollen — was das Menschenleben überhaupt ist, ehe wir es im Rahmen einer sozialen Gemeinschaft, den modernen Kulturverhältnissen angepaßt, ausdenken wollen.

Das ganze Leben des Menschen verläuft, tiefer betrachtet, zwischen der

gegen dasselbe gerichteten Zerstörungswut der Natur und dem Erhaltungstrieb des Individuums, d. h. seiner Geistigkeit.

Gegen diese Zerstörungswut zu kämpfen, ihr möglichst starke Dämme zu setzen, wäre nun folgerechtlich unsere Aufgabe.

Statt dessen öffnen wir ihr Thür und Thor. Wir verherrlichen unsere Sinnlichkeit dichterisch, künstlerisch, ja mit der blendenden Umschleierung durch ethische Gründe. Nicht nur der Geist einzelner, der Geist der ganzen Zeit ist dieser kindischen Verblendung anheimgefallen — der Geist einer Zeit, die längst reif genug sein müßte, um sich zu sagen, daß nur das Herrschertum des kühlen, klaren Verstandes menschenwürdig sei und die Freiheit des Menschen in sich schließe.

Der Zukunftsmensch, wie wir uns ihn vorstellen, müßte alle sinnlichen Beziehungen, wie Geschlechtsverkehr, Erzeugung des Nachwuchses u. s. w., seinem geistigen Leben so sehr unterordnen, daß er die Regelung dieser für ihn zerstörenden Naturanforderungen ganz in das Reich der Pathologie, der Krankheiten, und der hygienisch zu lenkenden, richtigen Verteilung des Verbrauches der Körperkräfte zu dem Zwecke einer möglichst langsamen Zersetzung des Individuums verweise. Dann erst wäre die Mündigkeit und Reife des Menschen erreicht.

Dann würde vielleicht jener geistige Friede, der heute nur einzelnen Gelehrten, stillen Denkern oder religiösen Asketen zu teil wird, auch über breitere Schichten der Gesellschaft sich ergießen.

Die Naturnotwendigkeiten würden nach wie vor bestehen — man würde sie nicht heuchlerisch fortleugnen, sondern nur unserer Geistigkeit und vielen anderen vorangehenden ernsteren Anforderungen eines neuorganisierten sozialen Lebens so tief unterordnen, als sie es als anerkannte Zerstörungsfaktoren unseres Daseins verdienen.

Dann besäßen wir auch keine sittliche Welt mehr, die über einer unsittlichen erbaut ist.

Zu dieser unsittlichen Welt gehört beispielsweise die Institution der Ehe, d. h. die gesetzlich geschützte Vereinigung zweier Individuen zum Sinnengenuß — die unfaßlicherweise zum Mittelpunkt und Fundament alles sozialen, alles staatlichen Lebens gemacht wurde.

Und auf dieser unsittlichen Welt, dieser faulen oder mindestens schwachen, ungenügenden Grundlage entwickeln wir heute alle unsere ethischen Ideen und Rechtsbegriffe weiter!

Aus der Fundamental-Institution der Ehe entsteht dann im engeren und weiteren Sinne die Familie, für einzelne vielleicht jener oft verherrlichte Hort eines wohligen Herdengefühles. Welches Hemmnis, welche kleinlichen Fesseln jedoch für eine stark geistige Individualität, die davon parasiten-

artig umklammert und am kraftvollen Emporstreben gehindert wird! Wie viele große Talente, edle starke Charaktere sind da nicht vorzeitig gelähmt und verkrüppelt worden durch die anerzogenen Rücksichten, die ebenso oft nur thörichte Vorurteile sind, den erzwungenen Verein mit inferioren Intelligenzen, während dasselbe Individuum, in einen anderen Mittelpunkt versetzt, Verständnis gefunden und vielleicht Bewunderung hervorgerufen hätte! Und mitten im großen Strome des sozialen Lebens, welcher Schleichwege, welcher Blendwerke bedient sich da nicht die Natur, um mit Hilfe unserer eigenen Kurzsichtigkeit das Individuum anzunagen!

Nehmen wir beispielsweise irgend einen jungen Mann von schönem, kräftigem Körperbau, lassen wir ihn hinaus in das Leben und sehen wir nun zu, wie die Natur ihre Verzehrungswut auf ihr Opfer richtet: Wie sich die Frauen als ihr Werkzeug auf ihn stürzen, wie sie ihn oft mit dem heuchlerischen Hohelied seelischer Liebe, oft in nackter Schamlosigkeit das Mark aus den Knochen saugen. Viele einst herrliche, hervorragend beanlagte Männer endigen so in Rückenmarksleiden, Wahnsinn, Blindheit, ohne den Feind ihres Daseins, die verschleierte Sinnlichkeit, rechtzeitig erkannt und in die richtigen Schranken zurückgewiesen zu haben.

Unzählig sind die Beispiele der Opfer, welche die Sinnlichkeit sich täglich aus unserer Mitte holt, wie die Orgien ihrer Zerstörungswut immer häufiger gefeiert werden, und wie wir selbst ihr Thüre und Thore öffnen, die dann in Irrenhäusern und Krankenzimmern enden, sobald die ursprünglich so schönen geistigen und seelischen Veranlagungen vollständig von den entnervenden Betäubungen der Sinnlichkeit überwuchert sind.

Kein Wunder, daß wir in diesem Wüten gegen uns selbst schließlich dahin gelangten, den Gottgedanken, der das höchste Gefühl geistigen Widerstandes gegen die zersetzende Gier der Natur rings um uns ist, freiwillig hinzuopfern, uns nur mehr als Verzehrungsstoff derselben zu fühlen. Nehmen wir nun noch dazu, daß die moderne Kultur, das ganze christliche, ethische Bewußtsein auf dieser unsittlichen Welt, auf diesem Moraſtgrund der Sinnlichkeit gebaut wurde, so begreifen wir, weshalb auch die edleren im Christentum eingeschlossenen Begriffe der Geistigkeit uns bis heute zu keiner festen Stütze werden konnten.

Das reingeistige Christentum hat sich eben in seinen Anfängen — darüber sind wohl längst alle Forscher einig — den Forderungen einer noch rohen und völlig auf sinnlicher Grundlage organisierten Welt angepaßt. Es hat seine Leuchte herabgesenkt, damit sie nicht von wilder Gewalt verlöscht werde. So kam es, daß das ganze ethische Bewußtsein der Gegenwart — Moral wie Religion — jetzt auf den faulen Stützen des Nebensächlichen, welches wir zum Hauptsächlichen erhoben, auf den ver-

schiedenen Erscheinungen des sinnlichen Lebens, wie Ehe, Liebe u. s w. ruht und von uns systematisch krankhaft fortentwickelt wird.

Welche Wohlthat aber wäre für den erschöpften Menschengeist eine soziale Gemeinschaft, wo der Ernst der Wissenschaft, die kühle, klare Verstandeskraft, das reine, von der Sinnlichkeit unbestochene Mitgefühl zu einem Tempel des Friedens würden, in den alle eingehen dürften.

Eine neue Gesellschaft würde entstehen, eine neue Welt von moralischen und ethischen Begriffen, und auch ein neuer Mensch.

Das Motiv der Sinnlichkeit als Basis der sozialen Ordnung hinweggedacht, gäbe es nur geistige Interessengemeinschaften oder Wahlverwandtschaften.

Die menschliche Gesellschaft würde erstarken, weil ihre Fügungen edlere, reinere und bleibendere wären.

Die Frau, welche die Sinnlichkeit unter der Maske des Liebreizes in die Salons, auf die Straße, in die Schenken und Branntweinstuben trägt, würde, wenn die Gesellschaft die Fangarme ihrer Verblendung wie einen Krankheitsstoff von sich wiese, und ihren geistigen Strebungen strenge unterordnete, nicht mehr ein aus verstümmelter Eitelkeit und verborgener Lüsternheit zusammengesetztes Wesen sein. Sie würde denken und arbeiten lernen und ganz von selbst zu jener geistigen Höhe emporschnellen, zu der man sie jetzt mühsam emporschrauben will.

Der Mann, der kein sinnliches, von sozialen Gesetzen und religiösen Vorschriften überfülltes Leben rings um sich aufzubauen hätte, würde seine ganze Denk- und Urteilskraft für Erfindungen, Wissenschaften, Politik, Staats- und Völkerleben entwickeln können.

Ob es Utopien sind, daß so eine Welt, die uns noch in unsicheren Umrissen vorschwebt, bestehen könnte? Weshalb?

Die Jugend aber müßte hinaus aus dem engen Dunstkreis der Familie zu einer großen Friedensarmee der Arbeit vereint, wo jeder eine kurze Zeit wenigstens, wie heute durch die allgemeine Wehrpflicht, das Gewehr des Gemeinen, die Haue des Arbeiters tragen müßte. Ein Geist der Demokratie würde dadurch entstehen, ein engeres Begreifen und Ineinanderfließen der Gesellschaftsklassen, der Fahneneid des tapferen Zusammenstehens für das Fortblühen der nicht nur mit Menschenblut, sondern auch mit Menschenschweiß zu tränkenden Erde.

Weshalb soll der Friede der reinen Geistigkeit nur dem Einzelnen und nicht der Allgemeinheit erreichbar sein?

Vielleicht gehört diese Umsturzidee nur späteren Jahrhunderten und einer ferneren Epoche noch höherer geistiger Kulturentwickelung an.

Ein gewaltiges Licht hat uns jedenfalls schon in jene verschleierte

Zukunftsferne gewieſen: der Gedanke des Chriſtentums hat die geiſtige Erlöſung angekündigt, aber noch nicht vollführt. Jene aber, die ſich dahin wandten, haben ſich dem Strome der bewußtloſen Vernichtung ſchon kraftvoll entgegengeſtellt, ſie werden noch feſter fußen, wenn ſie ſich der Urſachen dieſes Kampfes, den ſie inſtinktiv aufnahmen, eines Tages bewußt geworden.

Aus der Geiſtigkeit des Menſchen entwickelt ſich der freie Wille, d. h. eine faktiſche Kraft des Widerſtandes für das Individuum inmitten der kosmiſchen Verſchlingungswut der Natur. In dieſem Sinne ſollen wir alle gegen das Dunkel der Verſuchung das edle Wahrzeichen Golgathas, das Kreuz des Chriſtentums erheben, das uns zuerſt den Sieg der Geiſtigkeit über „die Welt und ihre Liſt“ gelehrt. —

Unſer Dichteralbum.

Die Fröſche.

Seeroſenblätter tellergroß
Bedecken grün den dunkeln Teich,
Drin lebt der Fröſche feiſte Schar
Vergnügt im trüben Schlammbereich.

Sie nehmen ſich ein Blatt zum Thron
Und ſchrein am Abend laut: Quak, quak!
Wer ſo wie ſie nicht ſingen kann,
Den halten ſie für Lumpenpack.

Im Buſche ſchlägt die Nachtigall,
Die Fröſche brüllen im Verein:
Wir wollen ſehn, wer Meiſter bleibt,
Denn wir ſind viel und ſie allein.

Trarah!

Trarah! des Jägers Hifthorn ſchallt.
Da ſprang ein Maidlin auf im Wald.
Das ſprang nur eine kurze Streck,
Dann blieb es hangen im Geheck.
Der Jäger nahm kein Netz zum Fang,
Weil er's mit ſeinem Arm umſchlang.
Das Maidlin nicht mehr ſpringen will,
Im Mooſe blieb es liegen ſtill,
Und weil er keins ſchwarzbräuner ſah,
Der Jäger ſtieß ins Horn: Trarah!

Am Stammtiſch.

Gekommen ſind die Tage, die nicht mehr „ſchön“ zu nennen,
Vom Alter will die Jugend ſich unerbittlich trennen.
Jetzt gilt zumeiſt der Geldſack mit Gold- und Silber-Inhalt,
Wo dieſer nicht zu finden, wird jedermannes Sinn kalt.
Daneben gilt die Tafel und guter Wein im Keller,
Sonſt achten Kunſt und Wiſſen die Gäſte keinen Heller.
Und weiters gilt der Einfluß, um Stellen zu erjagen,
Wie man dazu gekommen? wird nur ein Dummkopf fragen.
Es wächſt die Gier nach Orden am Kettchen in dem Knopfloch,
Mit Rang und ſtolzen Titeln der Streber trägt den Schopf hoch.
Er ſucht dann ſeinen Lehnſtuhl dem Throne nah zu rücken
Und biegt als Byzantiner darum den breiten Rücken —
Weil einer jetzt zur Null wird und nichts mehr gilt Geſinnung,
So tritt er in die Herde, in Klub, Verein und Innung.
Man geht noch ſchwarz gekleidet zu eines Freunds Beſtattung
Und raunt, daß der geſtorben aus Sorgen für die Gattung.
Am Grabe wird geräuchert, der Wedel wird geſchwungen
Und wenn die Tax' bezahlt wird, ſo wird auch noch geſungen.
Das alles geht mit Rührung nach dem gewohnten Stile
Und jeder denkt ſich freudig, daß er noch weit vom Ziele.
Am Abend in dem Bierhaus wird noch vom Freund geſprochen,
Zumeiſt von allem, was er im Leben hat verbrochen.
Dann geht's zur Tagesordnung, daß äußerſt kalt das Wetter,
Daß Kardinal geworden des Papſtes jüngſter Vetter,
Daß nun die deutſchen Reiter bekämen alle Lanzen,
Daß heut das Bier nicht ſchmecke, weil lang ſchon lauf der Panzen
Und ſo weiter, gemütlich heiter. —

Judith.

Das ſchönſte Weib, das ich geſchaut,
War echte Berberraſſe,
Zu Tanger nächſt dem Sklavenmarkt
In einer engen Gaſſe.

Die Jüdin ſtand vor ihrer Thür,
Gehüllt in gelbe Seide,
Im Gürtel einen Yatagan
Mit ciſelierter Scheide.

In ihren ſchwarzen Augen brannt'
Die Glut des Venusſternes,
An Judith hab ich ſtill gedacht
Und auch an Holofernes.

Es ſchneit.

Es ſchneit und ſchneit, es ſchneit —
Der Schnee deckt weit und breit
Das frierende Geländ'.
Im Wind die Hütte ächzt,
Am Weg ein Rabe krächzt,
Wo ſich noch Futter fänd'.

Das Feuer hat verzehrt
Das letzte Scheit am Herd,
Tripfhäusler bebt vor Froſt.
Kein Rauch ſteigt aus dem Schlot
Und draußen ſteht der Tod,
Des Armen letzter Troſt.

Der ſtiert durchs Fenſterlein,
Geflock hüllt alles ein
Ins ſtarre Leichenkleid.
Ob Elend, Hunger und Not
Ruft er herein den Tod —
Es ſchneit und ſchneit, es ſchneit.

München. Heinrich v. Reder.

Schulfreunde.

Einſt ſaßen auf der Schulbank ſie zuſammen,
Untrennbar wie der Schatten und das Licht,
Dem einen blitzten der Begeiſt'rung Flammen
Für alles Schöne aus dem Angeſicht.
Die ſcheue Kinderſeele ſuchte ſchüchtern
Dem kecken Nachbarn liebreich ſich zu nah'n,
Der nahm die zart gebot'ne Freundſchaft nüchtern
Mit majeſtät'ſcher Knabenwürde an.

Der ſchlaue Junge wußte überlegen
Den dunkeln Krauskopf ſich an Geiſtesmacht,
Doch nahm er teilend gern von ihm entgegen
Die Früchte mancher emſ'gen Arbeitsnacht;
Und als er nach fidelen Studienjahren,
Nach Nächten voller Liebe und voll Wein,
Des Wiſſens ernſte Prüfung ſollt' erfahren,
Da paukte wiederum der Freund ihn ein.

Dann gingen ihre Wege auseinander,
Den einen führte raſch die Protektion,
Und was ſein Ehrgeiz ſuchte, das auch fand er,
Des eitlen Strebertumes eitler Sohn.
Der andre aber webte nur und lebte
Für jene, deren Schickſal düſt're Not,
Er kämpfte, duldete, er litt und ſtrebte
Für echter Menſchlichkeit urecht Gebot.

Nach Jahren ſahen beide dann ſich wieder
Und gingen aneinander fremd vorbei,
Der eine blickte kalt zur Seite nieder,
Als ob ihm das Begegnen läſtig ſei;
Ihm waren Ruhm und Ordenskreuz beſchieden,
Der andre ſchaute ſtill nach ihm zurück,
Er trug das Kreuz des Lebens, dem der Frieden
Der Menſchheit höher gilt wie eignes Glück.

Straßburg i. E. Marie Jerſchke.

Der Krieg.

Kein Einhorn blickt mehr durch das Waldesſchweigen,
Als Sinnbild rätſelvoller Einſamkeit,
Aus tiefem Tann mit nadelloſen Zweigen;
Es iſt kein Drache mehr, der Feuer ſpeit,
Kein Vogel Greif wird mehr die Kralle zeigen,
Kein Roch mehr brütet Zwietracht aus und Streit;
Der Fortſchritt, der gerodet längſt die Forſte,
Hat auch für Märchenvögel keine Horſte.

Lebt eines noch von jenen Tierkoloſſen,
Entkrochen einſt der großen Waſſerflut,
Wie kleine ſchwarze Molche jetzt den Goſſen
Der Alpenwege, wenn der Regen ruht?
Die Saurier mit ihren Rieſenfloſſen?
Die Megatherien in Waldeshut?
Nur Elephanten ſind noch und Tapire
Verkommne Söhne jener Rieſentiere.

Das Wilde wurde zahm, das Große kleiner.
Was uns in plumpen Blöcken die Natur
Entgegenwarf, gegliedert ward's und feiner
Und iſt nicht Hemmnis mehr, Verzierung nur.
Selbſt die Gewitter waren allgemeiner
Und ſchrecklicher im Anfang der Kultur,
Und Leidenſchaften, einſt wie ſturmbeflügelt,
Sind durch Geſetz und Sitte nun gezügelt.

Heuſchreckenſchwärme, Überſchwemmungsplage,
Die Gräuel einer langen Hungersnot
Und Seuchen, die an einem einz'gen Tage
Vernichtung ganzen Städten einſt gedroht,
In ſolchem Maße ſind ſie heute Sage.
Wo iſt der Ausſatz? wo der ſchwarze Tod?
Gezwungen wurden ſie, zurückzuſteuern
Zu jener Vorzeit erſten Ungeheuern ....

Ein Ungetüm nur lebt noch, nur das eine,
Das nicht getötet, das gezüchtet wird.
Ein Einhorn ſteht es im gehegten Haine
Der Völker, wie aus ferner Zeit verirrt.
Auf Länder treten ſeine Eiſenbeine;
Es wetzt ſein Horn, das wie ein Degen klirrt;
Es ſteht inmitten unſerer Kulturwelt
Ein fabelhaftes Monument der Urwelt.

Doch anders als die andern nahm's an Schwere
Und Stärke zu, je längre Zeit verfloß.
Nun hat's der Saurier Floſſen, über Meere
Zu ſteuern nach dem fernſten Inſelſchloß,
Des Greifen Flügel, daß die Luft es quere,
Die Panzerdecken des Rhinoceros
Und Feuer ſpeit es unter Donnerkrachen
Verderblicher als Tauſende von Drachen.

Auch trotzt es ungezähmt dem Lauf der Zeiten,
Denn furchtbar iſt es heut, wie nie es war:
Ihm unerhörte Opfer zu bereiten,
Iſt ſtündlich thätig eine Wärterſchar;
Die wirft ihm in den Rachen die Geweihten,
Den Kern der Völker, droht von ihm Gefahr;
So ſchwoll es an, genährt von Leichenmaſſen,
Daß ſeine Größe jetzt nicht mehr zu faſſen.

Denn den Koloß zu hegen und zu pflegen
Verknüpft die Mächtigen der Welt ein Band.
Zumeiſt den Scepterträgern iſt gelegen
An ſeinem grauenhaften Fortbeſtand.
Sonſt ſchnaubt er ihnen ſelber ja entgegen
Und Throne werden in den Staub geraunt;
Drum — wie den Minotaurus — gilt's, den Wüt'gen
Mit immer neuen Opfern zu begüt'gen.

O möge bald ein Theſeus niederſteigen,
Der endlich über ihn den Sieg gewinnt,
Auf all den Opfern, die für immer ſchweigen! —
Und, wie Ariadne aus dem Labyrinth,
Mag dann ein Mädchen ihm den Faden zeigen
Aus der Verfolgung ſchlimmrem Irrgewind.
Ein Eiland ſei den Glücklichen beſchieden,
Als erſte ſich zu freun am ew'gen Frieden!

München. Rudolf Knuſſert.

Auf dem alten Zoll.

. . . . Und wenn ſie lacht, wirklich —:
Eins — zwei — drei — vier
Milchzähnchen noch
Im plaudernden Schnütchen . . . .
Nun ſtemmt ſie den Arm
Auf die Sandſteinbrüſtung,
Ihr blonder Zopf
Rutſcht flimmernd über
Mein ſchwarzes Kollegheft . . . .
Sie guckt ſtromauf — ein Veilchen iſt's ſtill
Auf dem alten Zoll,
Zwei Kaſtanienzweige nur
Tuſcheln im Frühwind . . . .
„Hinten dort," — ihr Finger tippt durch die Luft,
„Königswinter, nicht wahr?"
„Ja, Lieschen." „Und ſchräg gegenüber die Höh'
Mit dem Strichlein Bäume?" „Der Rodderberg."
„Hm, — nimmſt Du auch
Dort 'nauf mich 'mal mit?"
„Gewiß, ſobald Du . . . . ?" „Weißt, Freitags ſchwänzt
Sich am leicht'ſten die Schul'l"
„Nächſten Freitag denn?"
„Ja, nächſten Freitag!"
Ihr Körperchen duckt ſich
Und wippt glückſelig . . . .
Aus ihrem Matroſenblüschen blinkt
Entzückend ein dreieckig
Stückchen Bruſt . . . .
Ich nehm' ihr fideles Kameradenhändchen
Und patſche's und kugle's
Und kugle's und patſche's, —
Ellbogen zutraulich
An Ellbogen 'ran . . . .
Da — plötzlich — ritſch! — ſie wendet ſich weg
— Bis ans Ohrläppchen rot —
Unter ihrem Korſettchen bubbert's und bubbert's . . .
Ins Wildfangherzchen fiel,
Eh ſieh's verſah,
Tauglitzernd das erſte Knöſpchen Weib . . . .
Auf dem alten Zoll
Rings alles ſtill, —
Ums Arndt-Denkmal huſchen
Sonnlichter und Spatzen.

Köln a. Rh. Karl Maria.

Nachtluft.

Schwarzblauer Abendſchatten ſchlingt
Den großen Schleier um die Runde,
Und von Millionen Welten bringt
Der dunkle Himmel wieder Kunde.

Nun ſteigt der Mond ſo ſtill und matt,
Den fernen Höhenzug zu ſchmücken,
Als läg' ein bleiches Roſenblatt
Auf eines Rieſentieres Rücken.

Und eine Luft ſo ahnungsſchwül
Umflüſtert meine heißen Wangen
— Sie ſteigt von warmem Liebespfühl
Und weckt ein dunkles Blutverlangen.

— Doch plötzlich wendet ſich der Wind;
Der Staub der Vorſtadt dringt herüber.
Er raubt den Roſenduft geſchwind
Und ſtimmt die Sinne trüb und trüber.

Als finſtres Notgeſpenſt entquillt
Tiefſchwarzer Rauch dem Rieſenſchlote;
Der Pfiff der Dampfmaſchine ſchrillt
Herüber als ſein Siegesbote.

Der Ruß, der ſchwere Kohlendunſt
Erregt im Herzen düſtre Mahnung;
Und ſcheu entflieht die Sinnenbrunſt,
Getroffen von der Todesahnung.

Und zitternd durch die Seele dringt
Des Lebens Glück, des Lebens Wunde:
Vom Tod, — von neuen Weſen bringt
Die ſchwüle Nachtluft wieder Kunde.

Karlsruhe. Adam Heid.

Werbung.

Was hat die heiße Sehnſucht mir
So tief ins Herz getrieben?
Was ſchuf den jähen Drang zu dir,
Dies wilde, lohe Lieben?
Was gab den Wangen dieſe Glut?
Was trieb zu raſchem Fluß
In Herz und Adern all mein Blut?
Was treibt mich wie auf hoher Flut?
Dein Kuß, mein Lieb, dein Kuß.

In Knoſpenhülle lag der Sinn,
Im Morgengrau mein Leben.
Ein ſüßes Tändeln her und hin,
Ein Träumen nur und Weben.
Da ſogen deine Lippen ſich
An meinen Lippen feſt,
Und heiß umfing Erkenntnis mich:
Der Tauber ſucht das Täubchen ſich
Fürs heimatliche Neſt.

Im Zittern löſten unbewußt
Die Knoſpen ihre Hülle.
Nun ſtrömt ins Herz mir Sonnenluſt
Und gold'ne Lebensfülle.
Ich breite meine Arme weit
Im drängenden Genuß
Und juble laut in Seligkeit:
Mein Liebſter hat mich heut gefreit
Im Kuß, im Wonnekuß!

Ohlau. Anna Nitſchke.

Wappenſpruch.

Wer heucheln kann und ſchmeicheln,
Nicht fragt warum und wie,
Den werden alle ſtreicheln
Ob ſeiner Bonhommie —
Wer aber wahr und offen
(Sie ſagen: unverſchämt),
Der wird vom Bann getroffen,
Geächtet und verfehmt.

Das ekle Schweifgewedel,
Mir iſt es eitel Luft, —
Den Edlen nenn' ich edel,
Den Schlechten nenn' ich Schuft:
Kommt an! ich ſteh' und habe
Ans Schwert die Hand gepreßt
Und halte bis zum Grabe
Am Freiheitsbanner feſt!

Wien. Ottokar Stauf von der March.

Gefallen.

Novelle von Thomas Mann.

(München.)

Wir vier waren wieder ganz unter uns.

Der kleine Meyſenberg machte diesmal den Wirt. In ſeinem Atelier ſoupierte es ſich ganz charmant.

Das war ein ſeltſamer Raum, hergerichtet in einem einzigen Stile: bizarre Künſtlerlaune. Etruriſche und japaneſiſche Vaſen, ſpaniſche Fächer und Dolche, chineſiſche Schirme und italieniſche Mandolinen, afrikaniſche Muſchelhörner und kleine antike Statuen, bunte Rokoko-Nippes und wächſerne Madonnen, alte Kupferſtiche und Arbeiten aus Meyſenbergs eigenem Pinſel, — das alles war im ganzen Raum auf Tiſchen, Etagèren, Konſolen und an den Wänden, welche überdies gleich dem Fußboden mit dicken orientaliſchen Teppichen und verblichenen geſtickten Seidenſtoffen bedeckt waren, in ſchreienden Zuſammenſtellungen arrangiert, welche gleichſam auf ſich ſelbſt mit Fingern wieſen.

Wir vier, das heißt der kleine, braunlockige, bewegliche Meyſenberg, Laube, der blutjunge, blonde, idealiſtiſche Nationalökonom, welcher, wo er ging und ſtand, über die gewaltige Berechtigung der Frauenemanzipation dozierte, Dr. med. Selten und ich, — wir vier alſo hatten uns in der Mitte des Ateliers auf den allerverſchiedenſten Sitzvorrichtungen um den ſchweren Mahagonitiſch gruppiert und ſprachen ſeit geraumer Zeit dem vortrefflichen Menü zu, das der geniale Gaſtgeber für uns komponiert

hatte. Mehr noch vielleicht den Weinen. Meyſenberg ließ wieder mal was draufgehn.

Der Doktor ſaß in einem großen, altertümlich geſchnitzten Kirchenſtuhl, über den er ſich beſtändig in ſeiner ſcharfen Weiſe luſtig machte. Er war der Ironiker unter uns. Welterfahrung und -Verachtung in jeder ſeiner wegwerfenden Geſten. Er war der Älteſte unter uns vieren. Wohl ſchon um die dreißig herum. Auch hatte er am meiſten „gelebt". „Wüſcht!" ſagte Meyſenberg, „aber er iſt amüſant."

Man konnte dem Doktor das „Wüſcht" in der That ein wenig anſehen. Seine Augen hatten einen gewiſſen verſchwommenen Glanz, und das ſchwarze, kurzgeſchnittene Kopfhaar wies am Wirbel bereits eine kleine Lichtung auf. Das Geſicht, welches in einen ſpitz zugeſchnittenen Bart verlief, zeigte, von der Naſe zu den Mundwinkeln hinablaufend, ein paar ſpöttiſche Züge, welche ihm manchmal ſogar einen bitteren Ausdruck verleihen konnten. —

Beim Roqueſort waren wir ſchon wieder mitten in den „tiefen Geſprächen". Selten nannte es ſo, mit dem wegwerfenden Hohne eines Mannes, welcher es ſich, wie er ſagte, „längſt zur einzigen Philoſophie gemacht hat, dies von der betreffenden Regie da oben wenig umſichtig inſcenierte Erdenleben völlig frag- und ſkrupellos zu genießen, um dann die Achſeln zu zucken und zu fragen: „Beſſer nicht?"

Aber Laube, auf geſchickten Umwegen richtig in ſein Fahrwaſſer gekommen, war ſchon wieder ganz außer ſich und geſtikulierte von ſeinem tiefen Polſterſtuhl aus verzweifelt in der Luft herum.

„Das iſt es ja! Das iſt es ja! Die ſchmachvolle ſoziale Stellung des Weibes (er ſagte nie „Frau", ſondern immer „Weib", weil ſich das naturwiſſenſchaftlicher machte) wurzelt in den Vorurteilen, den blöden Vorurteilen der Geſellſchaft!"

„Proſit!" ſprach Selten ſehr ſanft und mitleidig und goß ein Glas Rotwein hinunter.

Das nahm dem guten Jungen die letzte Ruhe.

„Ach Du! ach Du!" fuhr er in die Höhe, „Du alter Cyniker! Mit Dir iſt ja nicht zu reden! Aber Ihr," wandte er ſich herausfordernd an Meyſenberg und mich, „Ihr müßt mir recht geben! Ja oder nein?!"

Meyſenberg ſchälte ſich eine Orange.

„Halb und halb ganz gewiß!" ſagte er mit Zuverſicht.

„Nur weiter," ermunterte ich den Redner. Er mußte ſich wieder erſt einmal auslaſſen, eher gab er doch keinen Frieden.

„In den blöden Vorurteilen und der bornierten Ungerechtigkeit der Geſellſchaft, ſage ich! All die Kleinigkeiten — ach Gott, das iſt ja lächerlich. Daß ſie da nun Mädchengymnaſien einrichten und Weiber als

Telegraphistinnen oder so was anstellen, — was hat das zu sagen. Aber im Großen, im Großen! Welche Anschauungen! Etwa was das Erotische, das Sexuelle anbelangt, welche beschränkte Grausamkeit!"

„So," sagte der Doktor ganz erleichtert und legte seine Serviette weg, „nun wird's wenigstens amüsant."

Laube würdigte ihn keines Blickes.

„Seht," fuhr er eindringlich fort und winkte mit einem großen Dessertbonbon, den er hernach mit wichtiger Gebärde in den Mund schob, „seht, wenn zwei sich lieben und er führt das Mädchen ab, so bleibt er ein Ehrenmann nach wie vor, hat sogar ganz schneidig gehandelt, — verfluchter Kerl das! Aber das Weib ist die Verlorene, von der Gesellschaft Ausgestoßene, Vervehmte, die Gefallene. Ja, die Ge—fal—le—ne! Wo bleibt der moralische Halt solcher Anschauung?! Ist der Mann nicht gerade so gut gefallen? Ja, hat er nicht ehrlo—ser gehandelt als das Weib?! ... Na, nun redet! Nun sagt was!"

Meysenberg sah nachdenklich dem Rauch seiner Cigarette nach.

„Eigentlich hast Du recht," sagte er gutmütig.

Laube triumphierte über das ganze Gesicht.

„Hab' ich? hab' ich?" wiederholte er nur immer. „Wo ist die sittliche Berechtigung zu solchem Urteil?"

Ich sah Doktor Selten an. Er war ganz still geworden. Während er mit beiden Händen ein Brotkügelchen drehte, blickte er mit jenem bitteren Gesichtsausdruck schweigend vor sich nieder.

„Wollen aufstehen," sagte er dann ruhig. „Ich will Euch eine Geschichte erzählen." — —

Wir hatten den Speisetisch beiseite gerückt und es uns ganz hinten in dem mit Teppichen und kleinen Polstersesseln traulich hergerichteten Plauderwinkel bequem gemacht. Eine von der Decke niederhängende Ampel erfüllte den Raum mit einem bläulichen Dämmerlicht. Schon lagerte sich eine leise wogende Schicht Cigarettenrauch unter dem Plafond.

„Na, leg' los," sagte Meysenberg, indem er vier Gläschen mit seinem französischen Benediktiner füllte.

„Ja, ich will Euch die Geschichte gern einmal erzählen, weil wir doch so darauf gekommen sind," sagte der Doktor, „gleich fix und fertig in Novellenform. Ihr wißt ja, daß ich mich einmal mit dergleichen beschäftigt habe."

Ich konnte sein Gesicht nicht recht sehen. Er saß, ein Bein über das andere geschlagen, die Hände in den Seitentaschen seines Jacketts, zurückgelehnt in seinem Sessel und blickte ruhig zu der blauen Ampel hinauf.

* * *

„Der Held meiner Geſchichte," begann er nach einer Weile, „hatte in ſeinem kleinen norddeutſchen Heimatort das Gymnaſium abſolviert. Mit neunzehn oder zwanzig Jahren bezog er die Univerſität P., eine übermittelgroße Stadt Süddeutſchlands.

Er war der vollendete „gute Kerl". Kein Menſch konnte ihm böſe ſein. Luſtig und gutmütig-verträglich war er gleich der Liebling aller ſeiner Kameraden. Er war ein hübſcher, ſchlanker Junge mit weichen Geſichtszügen, munteren braunen Augen und zärtlich geſchwungenen Lippen, über welchen der erſte Bart zu ſproſſen begann. Wenn er, den hellen runden Hut auf den ſchwarzen Locken zurückgeſetzt, die Hände in den Hoſentaſchen, durch die Straßen flanierte, neugierig um ſich ſchauend, warfen ihm die Mädchen verliebte Blicke zu.

Dabei war er unſchuldig, — rein am Leibe wie an der Seele. Er konnte mit Tilly von ſich ſagen, er habe noch keine Schlacht verloren und kein Weib berührt. Das erſte, weil er noch keine Gelegenheit dazu gehabt hatte, und das zweite, weil er ebenfalls noch keine Gelegenheit dazu gehabt hatte. —

Kaum war er vierzehn Tage in P., als er ſich natürlich verliebte. Nicht in eine Kellnerin, wie es das gewöhnliche iſt, ſondern in eine junge Schauſpielerin, ein Fräulein Weltner, naive Liebhaberin am Goethe-Theater.

Man ſieht zwar, wie der Dichter ſo treffend bemerkt, mit dem Trunk der Jugend im Leib — Helenen in jedem Weib; aber das Mädchen war wirklich hübſch. Kindlich zarte Geſtalt, mattblondes Haar, fromme, luſtige grau-blaue Augen, feines Näschen, unſchuldig-ſüßer Mund und weiches, rundes Kinn.

Er verliebte ſich zuerſt in ihr Geſicht, dann in ihre Hände, dann in ihre Arme, welche er gelegentlich einer antiken Rolle entblößt ſah, — und eines Tages liebte er ſie ganz und gar. Auch ihre Seele, welche er noch gar nicht kannte.

Seine Liebe koſtete ihn ein Heidengeld. Mindeſtens jeden zweiten Abend hatte er einen Parkettplatz im Goethe-Theater. Alle Augenblicke mußte er der Mama um Geld ſchreiben, wofür er die abenteuerlichſten Erklärungen ausheckte. Aber er log ja um ihretwillen. Das entſchuldigte alles.

Als er wußte, daß er ſie liebte, war das erſte, daß er Gedichte machte. Die bekannte, deutſche „ſtille Lyrik".

Damit ſaß er oft bis ſpät in die Nacht unter ſeinen Büchern. Nur die kleine Weckuhr auf ſeiner Kommode klapperte einförmig, und draußen verhallten hin und wieder einſame Schritte. — Ganz oben in der Bruſt, wo der Hals beginnt, ſaß ihm ein weicher, lauer, flüſſiger Schmerz, welcher oft in die ſchweren Augen hinaufquellen wollte. Aber weil er ſich ſchämte,

wirklich zu weinen, ſo weinte er es nur in Worten auf das geduldige Papier hinunter.

Da ſagte er es ſich in weichen Verſen, wehmütigen Klangfalls, wie ſie ſo ſüß und lieblich ſei und er ſo krank und müde, und wie eine große Unraſt in ſeiner Seele ſei, welche ins Vage trieb, weit — weit, wo unter lauter Roſen und Veilchen ein ſüßes Glück ſchlummerte, aber er war gefeſſelt. . .

Gewiß, es war lächerlich. Ein jeder würde lachen. Die Worte waren ja auch ſo dumm, ſo nichtsſagend hilflos. Aber er liebte ſie! Er liebte ſie!

Gleich natürlich, nach dem Selbſtgeſtändnis, ſchämte er ſich. Es war ja eine ſo armſelige, knieende Liebe, daß er nur ſtill ihr Füßchen hätte küſſen mögen, weil ſie gar ſo lieblich, oder ihre weiße Hand, dann wollte er ja gerne ſterben. An den Mund wagte er garnicht zu denken. — —

Als er einmal nachts erwachte, ſtellte er ſich vor, wie ſie nun wohl daläge, das liebe Haupt in den weißen Kiſſen, den ſüßen Mund ein wenig geöffnet, und die Hände, dieſe unbeſchreiblichen Hände mit dem zartblauen Geäder auf der Decke gefaltet. Dann warf er ſich plötzlich herum, drückte das Geſicht ins Kopfkiſſen und weinte lange in der Dunkelheit.

Damit war der Höhepunkt erreicht. Er war nun ſo weit, daß er keine Gedichte mehr machen und nicht mehr eſſen konnte. Er mied ſeine Bekannten, ging kaum noch aus und hatte tiefe, dunkle Ränder unter den Augen. Dabei arbeitete er garnicht mehr und mochte auch nichts leſen. Er wollte nur immer ſo vor ihrem Bilde, das er ſich längſt gekauft, müde weiterdämmern, in Thränen und Liebe. — —

Eines Abends ſaß er mit ſeinem Freunde Rölling, mit dem er ſchon früher auf der Schule vertraut geweſen war, und der Mediziner war wie er, aber ſchon in höheren Semeſtern, bei einem beſchaulichen Glaſe Bier in irgend einem Kneipenwinkel.

Da ſtellte Rölling plötzlich reſolut ſeinen Maßkrug auf den Tiſch.

„So, Kleiner; nun ſag' mal, was Dir eigentlich iſt."

„Mir?"

Aber dann gab er es doch auf und ſprach ſich aus, über ſie und ſich. —

Rölling wackelte mißlich mit dem Kopfe.

„Schlimm, Kleiner. Nichts zu machen. Biſt nicht der erſte. Völlig unnahbar. Lebte bislang bei ihrer Mutter. Die iſt zwar ſeit einiger Zeit tot, aber trotzdem — durchaus nichts zu machen. Gräßlich anſtändiges Mädel."

„Ja glaubteſt Du denn, ich . . ."

„Na, ich glaubte, Du hofftest . . .“

„Ach Rölling! . . .“

„. . Ah — a so. Pardon, nun komm' ich erst ins Klare. So sentimentalisch hatte ich mir das ja garnicht gedacht. — Also dann schick' ihr ein Bouquet, schreib' ihr dazu keusch und ehrfurchtsvoll, flehe um schriftliche Erlaubnis ihrerseits, ihr Deine Aufwartung machen zu dürfen, zum mündlichen Ausdruck Deiner Bewunderung.“

Er wurde ganz blaß und zitterte am ganzen Leibe.

„Aber . . . aber das geht ja nicht!“

„Warum nicht? Jeder Dienstmann geht für vierzig Pfennig.“

Er zitterte noch mehr.

„Herrgott, — wenn das möglich wäre!“

„Wo wohnt sie noch gleich?“

„Ich — weiß nicht.“

„Das weißt Du noch nicht mal?! Kellner. Das Adreßbuch.“

Rölling hatte es schnell gefunden.

„Gelt? Solange lebte sie in einer höheren Welt, nun wohnt sie auf einmal Heustraße 6a, dritte Etage; siehst Du, hier steht's: Irma Weltner, Mitglied des Goethe-Theaters . . . Du, das ist übrigens eine scheußlich billige Gegend. So wird die Tugend belohnt.“

„Bitte, Rölling . . .!“

„Na ja, schon gut. Also das machst Du. Vielleicht darfst Du ihr mal die Hand küssen, — Gemütsmensch! Die drei Meter für den Parkettplatz wendest Du diesmal an das Bouquet. —“

„Ach Gott, was kümmert mich das lumpige Geld!“

„Es ist doch schön, von Sinnen zu sein!“ deklamierte Rölling. — —

Am folgenden Vormittag schon ging ein rührend naiver Brief nebst einem wunderschönen Bouquet nach der Heustraße ab. — Wenn er eine Antwort von ihr erhielte, — irgend eine Antwort! Wie wollte er aufjubelnd die Zeilen küssen! — — —

Nach acht Tagen war die Klappe des Briefkastens an der Hausthür abgebrochen von dem vielen Öffnen und Schließen. Die Wirtin schimpfte.

Die Ränder unter seinen Augen waren noch tiefer geworden; er sah wirklich recht elend aus. Wenn er sich im Spiegel sah, erschrak er ordentlich; und dann weinte er vor Selbstmitleid.

„Du, Kleiner,“ sagte Rölling eines Tages sehr entschieden, „das geht nicht so weiter. Du gerätst ja immer mehr in Dekadenz. Da muß etwas geschehn. Morgen gehst Du einfach zu ihr.“

Er machte seine kränkelnden Augen ganz groß.

„Einfach . . . zu ihr — —“

„Ja."

„Ach das geht ja nicht; sie hat es mir ja nicht erlaubt."

„Das war ja überhaupt dumm mit dem Geschreibsel. Das hätten wir uns auch gleich denken können, daß sie Dir nicht unbekannterweise gleich schriftliche Avancen machen würde. Du mußt ein—fach zu ihr gehn. Du bist ja doch schon glückstrunken, wenn sie einmal Guten Tag zu Dir gesagt hat. Ein Scheusal bist Du ja auch nicht gerade. Sie wird Dich schon nicht ohne weiteres hinauswerfen. — Morgen gehst Du."

Ihm war ganz schwindlich.

„Ich werde nicht können," sagte er leise.

„Dann ist Dir nicht zu helfen!" Rölling wurde ärgerlich. „Dann mußt Du halt sehen, wie Du's allein überwindest!" — — —

Nun kamen, wie draußen mit dem Mai der Winter ein letztes Ringen versuchte, Tage schweren Kampfes.

Aber als er dann eines Morgens aus tiefem Schlaf erwachte, nachdem er sie im Traum gesehen, und sein Fenster öffnete, da war es Frühling.

Der Himmel war licht — ganz lichtblau, wie in einem milden Lächeln, und die Luft hatte ein so süßes Gewürz.

Er fühlte, roch, schmeckte, sah und hörte den Frühling. Alle Sinne waren ganz Frühling. Und es war ihm, wie wenn der breite Sonnenstreif, der drüben über dem Hause lag, in zitternden Schwingungen bis in sein Herz flösse, klärend und stärkend.

Und dann küßte er stumm ihr Bild und zog ein reines Hemd an und seinen guten Anzug und rasierte sich die Stoppeln am Kinn und ging in die Heustraße. —

Es war eine seltsame Ruhe über ihn gekommen, vor der er fast erschrak. Aber sie blieb doch. Eine traumhafte Ruhe, als ob er es gar nicht selbst wäre, der da die Treppen hinaufging und nun vor der Thür stand und die Karte las: Irma Weltner — —

Da auf einmal durchfuhr es ihn, daß es ein Wahnsinn sei, und was er denn wollte, und daß er schnell umkehren müsse, bevor ihn jemand sähe.

Aber es war nur, wie wenn durch dieses letzte Aufstöhnen seiner Scheu der irre Zustand von vorhin endgültig abgeschüttelt sei, dann zog eine große, sichere, heitere Zuversicht in sein Gemüt, und während er bislang wie unter einem Druck gestanden, unter einer lastenden Notwendigkeit, wie in der Hypnose, handelte er nun mit freiem, zielsicherem, jauchzendem Willen.

Es war ja Frühling! —

Die Glocke klapperte blechern durch die Etage. Ein Mädchen kam und öffnete.

„Das gnädige Fräulein zu Hauſe?“ fragte er munter.

„Zu Hauſe — ja — aber wen darf ich . . .“

„Hier.“

Er gab ihr ſeine Karte, und während ſie dieſelbe forttrug, ging er mit einem übermütigen Lachen im Herzen einfach gleich hinterher. Als das Mädchen ihrer jungen Herrin die Karte überreichte, ſtand er auch ſchon im Zimmer, aufrecht, den Hut in der Hand.

Es war ein mäßig großer Raum mit einfachem, dunklem Ameublement. Die junge Dame hatte ſich von ihrem Platz am Fenſter erhoben; ein Buch auf dem Tiſchchen neben ihr ſchien eben beiſeite gelegt. Er hatte ſie niemals ſo reizend geſehen, in keiner Rolle, wie in der Wirklichkeit. Das graue Kleid mit dunklerem Bruſteinſatz, das ihre feine Geſtalt umſchloß, war von ſchlichter Eleganz. In dem blonden Gekraus über ihrer Stirn zitterte die Maiſonne.

Sein Blut quirlte und rauſchte vor Entzücken, und als ſie nun einen erſtaunten Blick auf ſeine Karte warf und dann einen erſtaunteren auf ihn ſelbſt, da brach, indem er zwei ſchnelle Schritte auf ſie zu that, ſeine warme Sehnſucht in ein paar bangen, heftigen Worten hervor:

„Ach nein . . . böſe dürfen Sie nicht ſein!!“

„Was iſt denn das für ein Überfall?“ fragte ſie beluſtigt.

„Aber ich mußte Ihnen doch, wenn Sie mir's auch nicht erlaubt haben, ich mußte Ihnen doch einmal mündlich ſagen, wie ich Sie bewundere, gnädiges Fräulein —“ Sie deutete freundlich auf einen Seſſel, und indem ſie ſich ſetzten, fuhr er etwas ſtockend fort: „Sehen Sie, — ich bin nun ſchon mal ſo einer, der immer gleich alles ſagen muß und nicht nur ſo immer alles . . . alles mit ſich herumtragen kann, und da bat ich denn . . . warum haben Sie mir eigentlich gar nicht geantwortet, gnädiges Fräulein?“ unterbrach er ſich treuherzig.

„Ja — ich kann Ihnen nicht ſagen,“ erwiderte ſie lächelnd, „wie aufrichtig mich Ihre anerkennenden Worte und der ſchöne Strauß erfreut haben, aber . . . das ging doch nicht, daß ich da gleich ſo . . . ich konnte ja nicht wiſſen . . .“

„Nein, nein, das kann ich mir nun auch ganz gut denken, aber nicht wahr, jetzt ſind Sie mir auch nicht böſe, daß ich ſo ohne Erlaubnis . . .“

„Ach nein, wie kann ich wohl!“

„Sie ſind erſt ſeit ganz kurzer Zeit in P.?“ fügte ſie ſchnell hinzu, feinfühlig eine verlegene Pauſe verhütend.

„Doch ſchon etwa ſechs bis ſieben Wochen, gnädiges Fräulein.“

„So lange? Ich dachte, Sie hätten mich vor anderthalb Wochen zuerſt ſpielen ſehen, als ich Ihre freundlichen Zeilen erhielt?“

„Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein!! Ich hab' Sie ja während der ganzen Zeit beinah jeden Abend gesehen! In allen Ihren Rollen!"

„Ja, warum sind Sie denn da nicht schon früher gekommen?" fragte sie harmlos erstaunt.

„Hätte ich schon früher kommen sollen —?" erwiderte er ganz kokett. Er fühlte sich so namenlos glücklich ihr gegenüber im Sessel, mit ihr in zutraulichem Gespräch, und so unfaßlich war ihm die Situation, daß er fast fürchtete, es möchte wieder wie sonst ein trauriges Erwachen dem süßen Traume folgen. So munter-behaglich war ihm zu Sinn, daß er fast ganz gemütlich ein Bein über das andere geschlagen hätte, und dann wieder so überschwenglich selig, daß er ihr am liebsten gleich aufjauchzend zu Füßen gesunken wäre ... Das ist ja alles dumme Mimerei! ich habe dich ja so lieb ... so lieb!! ...

Sie wurde ein bißchen rot, lachte aber herzlich erheitert über seine lustige Replik.

„Pardon, — Sie mißverstehen mich. Ich sagte das allerdings etwas ungeschickt, aber Sie müssen nicht so schwer von Begriffen sein ..."

„Ich werde mich bemühen, gnädiges Fräulein, von jetzt an — noch leichter von Begriffen zu sein ..."

Er war vollkommen außer Rand und Band. Das erzählte er sich nach dieser Erwiderung gleich noch einmal. Da saß sie! Da saß sie! Und er bei ihr! Er raffte immer wieder all sein Bewußtsein zusammen, um sich zu zeigen, daß er es wirklich selbst war, und seine ungläubig-seligen Blicke glitten immer wieder über ihr Antlitz und ihre Gestalt ... Ja, das war ihr mattblondes Haar, ihr süßer Mund, ihr weiches Kinn mit dieser leisen Neigung zur Doppelung, das war ihre helle Kinderstimme, ihre liebliche Sprache, welche jetzt außerhalb des Theaters den süddeutschen Dialekt ein wenig hervortreten ließ; das waren, wie sie nun noch einmal, ohne auf seine letzte Antwort weiter einzugehen, seine Karte vom Tische nahm, um von seinem Namen noch einmal des genaueren Kenntnis zu nehmen, — das waren ihre geliebten Hände, die er so oft im Traume geküßt, diese unbeschreiblichen Hände, und ihre Augen, die sich nun wieder auf ihn richteten — mit einem Ausdruck, dessen interessierte Freundlichkeit sich noch stetig steigerte! Und ihre Sprache galt wieder ihm, wie sie nun mit Fragen und Antworten das Plaudern fortsetzte, das sich, hin und wieder stockend, dann wieder mit Leichtigkeit von ihrer beider Herkunft über ihre Beschäftigungen und über Irma Weltners Rollen fortspann, deren „Auffassung" ihrerseits er natürlich unumschränkt belobte und bewunderte, obgleich eigentlich, wie sie selbst lachend abwehrte, blitzwenig daran „aufzufassen" war.

Es klang in ihrem luſtigen Lachen immer eine kleine Theater-Note mit, wie wenn etwa der dicke Papa ſoeben einen Moſerſchen Witz ins Parkett dirigiert hätte; aber es entzückte ihn, wenn er dazu mit ganz naiv unverhüllter Innigkeit ihr Geſicht betrachtete, dermaßen, daß er mehrmals die Verſuchung niederkämpfen mußte, ihr ſchnell zu Füßen zu ſinken und ihr ſeine große, große Liebe ehrlich zu geſtehen. —

Eine volle Stunde mochte vergangen ſein, als er endlich ganz beſtürzt auf ſeine Uhr blickte und ſich eilig erhob.

„Aber wie lange halte ich Sie denn auf, Fräulein Weltner! Sie hätten mich längſt fortſchicken ſollen! Sie ſollten das doch allmählich wiſſen, daß einem die Zeit in Ihrer Nähe . . .“

Er machte es unwiſſentlich ganz geſchickt. Er war ſchon faſt ganz von der lauten Bewunderung des Mädchens als Künſtlerin abgekommen; ſeine treuherzig vorgebrachten Komplimente wurden inſtinktiv immer mehr rein perſönlicher Natur.

„Aber wie ſpät iſt es denn? Warum wollen Sie denn ſchon gehen?“ fragte ſie mit einer betrübten Verwunderung, welche, wenn ſie geſpielt war, jedenfalls realiſtiſcher und überzeugender wirkte, als jemals auf der Bühne.

„Lieber Gott, ich habe Sie lange genug gelangweilt! Eine ganze Stunde!“

„Ach nein! Iſt mir die Zeit ſchnell vergangen!“ rief ſie jetzt mit zweifellos aufrichtiger Verwunderung. „Schon eine Stunde!? Da muß ich mich allerdings beeilen, noch etwas von meiner neuen Rolle in den Kopf zu bekommen — für heute Abend — ſind Sie im Theater heute Abend? — auf der Probe konnte ich noch gar nichts. Der Regiſſeur hätte mich beinahe geprügelt!“

„Wann darf ich ihn umbringen?“ fragte er feierlich.

„Lieber heut' als morgen!“ lachte ſie, indem ſie ihm zum Abſchied die Hand reichte.

Da beugte er ſich mit aufwallender Leidenſchaft nieder auf ihre Hand und preßte ſeine Lippen darauf in einem langen, unerſättlichen Kuſſe, von dem er ſich, wie es auch zur Beſonnenheit in ihm mahnte, nicht trennen konnte, nicht trennen von dem ſüßen Duft dieſer Hand, von dieſem ſeligen Gefühlstaumel.

Sie zog ihre Hand etwas haſtig zurück, und als er ſie wieder anblickte, glaubte er auf ihrem Geſicht einen gewiſſen Ausdruck der Verwirrung zu bemerken, über den er wahrſcheinlich ſich hätte von Herzen freuen können, den er aber als Ärger über ſein unſchickliches Betragen deutete, und über den er ſich einen Moment ſchamvoll grämte.

„Meinen herzlichſten Dank, Fräulein Weltner,“ ſagte er ſchnell und in

förmlicher Weise als bisher, „für die große Freundlichkeit, die Sie mir erwiesen haben —“

„Ich bitte Sie; ich bin sehr erfreut, Sie kennen gelernt zu haben.“

„Und nicht wahr?“ bat er nun wieder in seinem früheren treuherzigen Ton, „eine Bitte werden Sie mir auch nicht abschlagen, gnädiges Fräulein, nämlich — daß . . . ich einmal wiederkommen darf!“

„Natürlich! . . . das heißt . . . gewiß, — warum nicht!“ Sie ward ein wenig verlegen. Seine Bitte schien nach dem seltsamen Handkusse etwas unzeitgemäß.

„Ich würde mich sehr freuen, wieder einmal mit Ihnen plaudern zu können,“ fügte sie dann jedoch mit ruhiger Freundlichkeit hinzu und reichte ihm noch einmal die Hand.

„Tausend Dank!“

Noch eine kurze Verbeugung, dann war er draußen. Auf einmal wieder, als er sie nicht mehr sah, wie im Traum.

Aber dann fühlte er aufs neue die Wärme ihrer Hand in der seinen und auf seinen Lippen, dann wußte er wieder, daß es wirklich Wirklichkeit war, und daß seine „verwegenen“, seligen Träume wahr geworden. Und er taumelte wie betrunken die Treppe hinunter, seitwärts auf das Geländer gebeugt, welches sie so oft berührt haben mußte, und welches er küßte, mit jubelnden Küssen, — von oben bis unten. —

Unten, vor dem von der Straßenfront ein wenig zurückweichenden Hause, war ein kleiner Hof- oder gartenartiger Vorplatz, an dessen linker Seite ein Fliederbusch die ersten Blüten trieb. Da blieb er stehen und barg sein glühendes Gesicht in dem kühlen Gesträuch und trank lange, während sein Herz pochte, den jungen, zarten Duft.

Oh — o wie er sie liebte! — — —

Rölling und ein paar andere junge Leute waren schon eine Weile mit Essen fertig, als er das Restaurant betrat und sich erhitzt und mit einem flüchtigen Gruße zu ihnen setzte. Einige Minuten saß er ganz still und sah sie nur nach der Reihe mit einem überlegenen Lächeln an, als machte er sich im Geheimen über sie lustig, die so dasaßen und Cigaretten rauchten und garnichts wußten.

„Kinder!!“ schrie er dann auf einmal, indem er sich über den Tisch beugte, „wißt Ihr was Neues? Ich bin glücklich!!“

„Aha?!“ sagte Rölling und sah ihm sehr ausdrucksvoll ins Gesicht. Dann reichte er ihm mit einer feierlichen Bewegung über dem Tische die Hand.

„Meinen tiefgefühltesten Glückwunsch, Kleiner.“

„Wozu denn?“

„Was ist denn los?“

„Ja so, das wißt Ihr noch garnicht. Also es ist sein Geburtstag heute. Er feiert Geburtstag. Schaut ihn mal an; — ist er nicht ganz wie neugeboren?!"

„Nanu!"

„Donnerwetter!"

„Gratuliere!"

„Du, also da müßtest Du eigentlich . . ."

„Natürlich! — Kell — ner!" —

Man mußte ihm zugestehen, er wisse seinen Geburtstag zu feiern. — — — — —

Dann, nach mühevoll mit sehnender Ungeduld herunter gewarteten acht Tagen, wiederholte er seinen Besuch. Sie hatte es ihm ja erlaubt. All die exaltierten états d'âme, die das erste Mal die Liebesscheu in ihm wachgerufen, kamen da schon in Wegfall.

Nun, und dann sah und sprach er sie halt öfter. Sie erlaubte es ihm ja immer wieder aufs neue.

Sie plauderten ungezwungen miteinander, und ihr Verkehr wäre fast freundschaftlich zu nennen gewesen, hätte sich nicht hin und wieder plötzlich eine gewisse Verlegenheit und Befangenheit, etwas wie eine vage Ängstlichkeit bemerkbar gemacht, die sich gewöhnlich bei beiden gleichzeitig zeigte. Es konnte in solchen Momenten das Gespräch plötzlich stocken und in einem sekundenlangen, stummen Blick sich verlieren, der dann, gleich dem ersten Handkuß, den Anlaß dazu gab, den Verkehr in augenblicklich steiferer Form fortzusetzen. —

Einige Male durfte er sie nach der Vorstellung nach Hause begleiten. Welche Fülle von Glück bargen für ihn diese Frühlingsabende, wenn er an ihrer Seite durch die Straßen wanderte! Vor ihrer Hausthür dankte sie ihm dann herzlich für sein Bemühen, er küßte ihr die Hand und ging mit einer jubelnden Dankbarkeit im Herzen seines Weges.

An einem dieser Abende war es, als er sich nach dem Abschiede, schon einige Schritte von ihr entfernt, noch einmal umwandte. Da sah er, daß sie noch in der Thür stand und scheinbar am Boden etwas suchte. — Doch wollte es ihm dünken, als habe sie erst bei seiner schnellen Wendung plötzlich die Haltung des Suchens angenommen. — — —

„Gestern Abend habe ich Euch gesehen!" sagte Rölling einmal. „Kleiner, nimm den Ausdruck meiner Hochachtung. So weit hat's wahrhaftig noch keiner mit ihr gebracht. Du bist ein Hauptkerl. Aber ein Schaf bist Du doch. Viel mehr Avancen kann sie Dir doch eigentlich gar nicht machen. Dieser notorische Tugendbold! Sie muß ja vollkommen in Dich verliebt sein! Daß Du da nun nicht mal frisch drauflos gehst!"

Er sah ihn einen Augenblick verständnislos an. Dann begriff er und sagte: „Ach schweig!" —

Aber er zitterte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann reifte der Frühling. Schon gegen Ende dieses Mai reihte sich eine Anzahl heißer Tage, in denen kein Tropfen Regen fiel. Mit einem fahlen, dunstigen Blau starrte der Himmel auf die dürstende Erde hernieder, und die starre, grausame Hitze des Tages machte gegen Abend einer dumpfen, lastenden Schwüle Platz, die ein matter Luftzug nur desto fühlbarer machte.

An einem dieser Spätnachmittage strich unser braver Junge einsam in den hügeligen Anlagen vor der Stadt umher.

Es hatte ihn daheim nicht gelitten. Er war wieder krank; wieder trieb ihn diese durstige Sehnsucht, die er doch längst gestillt glaubte durch all das Glück. Aber nun mußte er wieder stöhnen. Nach ihr. — Was wollte er noch! — —

Von Rölling kam es, diesem Mephisto. Nur gutmütiger und weniger geistvoll.

Um dann die hohe Institution
ich darf nicht sagen wie zu schließen . . .

Er schüttelte mit einem Ächzen den Kopf und starrte weit hinaus in die Dämmerung.

Von Rölling kam es! — Oder der hatte es doch, als er ihn wieder bleich werden sah, zuerst in brutalen Worten genannt und nackt vor ihn hingestellt, was sonst noch von den Nebeln weicher, vager Melancholie umhüllt gewesen! — —

Und er wanderte immer weiter, in diesem müden und doch strebenden Schritt, in der Schwüle.

Und er konnte den Jasminbusch nicht finden, dessen Duft er schon immerfort empfand. Es konnte ja noch gar kein Jasmin blühen, aber er hatte doch immer diesen süßen, betäubenden Geruch, überall, so lange er draußen war. —

An einer Biegung des Weges, gelehnt an einen wallartigen Abhang, auf dem verstreute Bäume standen, war eine Bank. Da setzte er sich und sah geradeaus.

An der anderen Seite des Weges senkte sich bald der dürre Grasboden zum Fluß hinab, der träge vorüberglitt. Jenseits die Chaussee, schnurgerade, zwischen zwei Reihen Pappeln. Dort, mühselig dem fahl-violetten Horizont entlang, schleppte sich einsam ein bäuerischer Wagen.

Er ſaß und ſtarrte und wagte keine Bewegung, weil ſonſt auch nichts ſich regte.

Und immer und immer dieſer ſchwüle Jasmin!

Und auf der ganzen Welt dieſe dumpfe Laſt, dieſe lauwarme, brütende Stille, ſo durſtig und lechzend. Er fühlte es, daß irgend eine Befreiung kommen mußte, irgendwoher eine Erlöſung, eine ſtürmiſch erquickende Befriedigung all dieſes Durſtes in ihm und der Natur . . .

Und dann ſah er wieder das Mädchen vor ſich, in dem hellen antiken Koſtüm, und ihren ſchmalen, weißen Arm, der weich und kühl ſein mußte —

Da ſtand er auf mit einem halben, vagen Entſchluß und ging ſchneller und ſchneller den Weg zur Stadt. — — —

Als er ſtehen blieb mit einem unklaren Bewußtſein, am Ziele zu ſein, ſchlug plötzlich ein großer Schreck in ihm empor.

Es war völlig Abend geworden. Alles war ſtill und dunkel um ihn. Nur hin und wieder zeigte ſich noch ein Menſch um dieſe Zeit in der noch vorſtadtartigen Gegend. Unter vielen leis verſchleierten Sternen ſtand der Mond am Himmel, beinahe voll. Ganz fern das phlegmatiſche Licht einer Gaslaterne.

Und er ſtand vor ihrem Hauſe. —

Nein, er hatte nicht hingehen wollen! aber es hatte in ihm gewollt, ohne daß er es wußte.

Und nun, wie er da ſtand und regungslos zum Monde empor ſah, war es doch wohl richtig ſo, und ſein Platz.

— Es war irgendwoher noch mehr Lichtſchein da. —

Es kam von oben, aus dem dritten Stockwerk, aus ihrem Zimmer, wo ein Fenſter offen ſtand. Sie war alſo nicht im Theater beſchäftigt; ſie war daheim und noch nicht zur Ruhe gegangen. —

Er weinte. Er lehnte am Zaun und weinte. Es war alles ſo traurig. Die Welt war ſo ſtumm und durſtig, und der Mond war ſo blaß. —

Er weinte lange, weil er das eine Weile als die erdürſtete Löſung und Erquickung und Befreiung empfand. Aber dann waren ſeine Augen trockener und heißer als zuvor.

Und dieſe dürre Beklommenheit preßte wieder ſeinen ganzen Leib, daß er ſtöhnen mußte, ſtöhnen nach — nach . . .

— Nachgeben — nachgeben. —

Nein! Nicht nachgeben, ſondern ſelbſt —!!

Er reckte ſich. Seine Muskeln ſchwollen.

Aber dann ſpülte wieder ein ſtilles, laues Weh ſeine Kraft hinweg.

Doch lieber nur müde nachgeben.

Er drückte schwach auf den Hausthürgriff und ging langsam und schleppend die Treppen hinauf.

Das Dienstmädchen sah ihn doch etwas erstaunt an, zu dieser Stunde; aber das gnädige Fräulein sei daheim.

Sie meldete ihn nicht mehr; er öffnete gleich selbst nach kurzem Klopfen die Thür zu Irmas Wohnzimmer.

Er war sich keines Handelns bewußt. Er ging nicht zu der Thür, sondern er ließ sich gehen. Es war ihm, als habe er irgend einen Halt aus Schwäche fahren lassen, und als wiese ihn nun eine stille Notwendigkeit mit ernster, fast trauriger Gebärde dahin. Er fühlte, daß irgend ein selbständig überlegter Wille gegen diesen still-mächtigen Befehl sein Inneres nur in wehevollen Widerstreit versetzt hätte. Nachgeben — nachgeben; es würde das Richtige geschehn, das Notwendige. —

Auf sein Klopfen vernahm er ein leises Hüsteln, wie um die Kehle zum Sprechen herzurichten; dann klang ihr „Herein" müde und fragend.

Als er eintrat, saß sie an der Rückwand des Zimmers in der Sofaecke hinter dem runden Tisch im Halbdunkel; die Lampe brannte verhüllt am offenen Fenster auf der kleinen Servante. Sie blickte ihn nicht an, sondern, indem sie zu glauben schien, es sei das Mädchen, verharrte sie in ihrer müden Stellung, die eine Wange an das Rückenpolster geschmiegt.

„Guten Abend, Fräulein Weltner," sagte er leise.

Da hob sie zusammenfahrend den Kopf und sah ihn einen Augenblick mit tiefer Erschrockenheit an.

Sie war bleich und ihre Augen waren gerötet. Ein still hingebender Ausdruck des Leides lag um ihren Mund, und eine namenlos sanfte Müdigkeit klagte in ihrem zu ihm emporgerichteten Blick und in dem Klang ihrer Stimme, als sie dann fragte:

„So spät noch?"

Da quoll es ihm in die Höhe, was er noch niemals empfunden, weil er noch niemals sich selbst vergessen hatte, ein warmes, inniges Weh, auf diesem süßen, süßen Antlitz, und in diesen geliebten Augen, welche als liebliches, heiteres Glück über seinem Leben geschwebt, den Schmerz zu sehen; ja, während er bisher nur immer Mitleid mit sich selbst empfunden hatte — ein tiefes, unendlich hingebendes Mitleid mit ihr.

Und dann blieb er so stehen wie er stand und fragte nur scheu und leise, aber sein Gefühl sprach in innigen Lauten mit:

„Warum haben Sie geweint, Fräulein Irma?"

Sie blickte stumm in ihren Schoß nieder, auf das weiße Tüchlein, das sie dort in der Hand zusammenpreßte.

Da trat er auf sie zu, und indem er sich neben ihr niedersetzte, nahm

er ihre beiden ſchmalen, mattweißen Hände, welche kalt und feucht waren, und küßte zärtlich eine jede, und während ihm tief aus der Bruſt heiße Thränen in die Augen ſtiegen, wiederholte er mit bebender Stimme:

„Sie haben ... ja geweint?“

Aber ſie ließ den Kopf noch tiefer auf die Bruſt ſinken, daß der leiſe Duft ihres Haares ihm entgegenhauchte, und während ihre Bruſt mit einem ſchweren, angſtvollen, lautloſen Leiden rang, und ihre zarten Finger in den ſeinen zuckten, ſah er, wie aus ihren langen, ſeidenen Wimpern zwei Thränen ſich löſten, langſam und ſchwer.

Da preßte er ihre beiden Hände angſtvoll an ſeine Bruſt und klagte laut auf vor verzweifeltem Wehgefühl, mit gewürgter Kehle:

„Ich kann das ja nicht ... anſehn, daß Du weinſt! ich halt' das ja nicht aus!!“

Und ſie hob ihr blaſſes Köpfchen zu ihm empor, daß ſie ſich in die Augen ſehen konnten, tief, tief, bis in die Seele und einander in dieſem Blicke ſagen, daß ſie ſich lieb hatten. Und dann durchbrach ein jubelnd-erlöſender, verzweifelt-ſeliger Liebesſchrei die letzte Scheu, und während ſich ihre jungen Leiber in aufbäumender Krampfſpannung umſchlangen, preßten ſich ihre bebenden Lippen auf einander, und in den erſten, langen Kuß, um welchen die Welt verſank, flutete durch das offne Fenſter der Duft des Flieders hinein, der nun ſchwül und begehrlich geworden war.

Und er hob ihre zarte, faſt überſchlanke Geſtalt vom Sitz empor, und ſie ſtammelten einander in die offnen Lippen, wie ſehr ſie ſich liebten.

Und dann machte es ihn ſeltſam erſchauern, wie ſie, die für ſeine Liebesſcheu hohe Gottheit geweſen, vor der er ſich ſtets ſchwach und ungeſchickt und klein gefühlt, unter ſeinen Küſſen zu wanken begann ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Einmal in der Nacht erwachte er.

Das Mondlicht ſpielte in ihrem Haar, und ihre Hand ruhte auf ſeiner Bruſt.

Da ſah er empor zu Gott und küßte ihre ſchlummernden Augen und war ein beſſerer Kerl als jemals.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein ſtürmiſcher Gewitterregen war über Nacht niedergegangen. Die Natur war aus ihrem dumpfen Fieber erlöſt. Die ganze Welt atmete einen erfriſchten Duft.

In der kühlen Morgenſonne zogen die Ulanen durch die Stadt, und die Leute ſtanden vor den Thüren und rochen in die gute Luft und freuten ſich.

Und wie er, ſeiner Wohnung zu, durch den verjüngten Frühling wanderte, eine träumeriſch-ſelige Schlaffheit in den Gliedern, hätte er nur

immer in den lichtblauen Himmel hineinjauchzen mögen — o du Süße — Süße — Süße —!!! — —

Dann, daheim an ſeinem Arbeitstiſch, vor ihrem Bilde hielt er Einkehr und veranſtaltete eine gewiſſenhafte Prüfung ſeines Inneren, was er gethan, und ob er nicht etwa bei allem Glück ein Lump ſei. Das hätte ihn ſehr geſchmerzt.

Aber es war gut und ſchön.

Ihm war ſo glockenfeierlich im Gemüt, wie etwa bei ſeiner Konfirmation, und wie er hinausblickte in den zwitſchernden Frühling und in den milde lächelnden Himmel, war es ihm wieder wie in der Nacht, als ſähe er dem lieben Gott mit ernſter, ſchweigender Dankbarkeit ins Angeſicht, und ſeine Hände falteten ſich, und mit inbrünſtiger Zärtlichkeit flüſterte er ihren Namen als andächtiges Morgengebet in den Frühling hinaus. — — —

Rölling — nein, der ſollte es nicht wiſſen. Es war ja ein ganz lieber Junge, aber er würde doch nur wieder ſeine Redensarten dazu machen und die Sache ſo — komiſch behandeln. Aber wenn er einmal nach Hauſe käme, — ja, dann wollte er es abends einmal, wenn die Lampe ſummte, ſeiner Mama erzählen, — all — all ſein Glück . . .

Und er verſank wieder darin.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Rölling wußte natürlich nach acht Tagen Beſcheid.

„Kleiner!“ ſagte er, „denkſt Du, ich bin blödſinnig? Ich weiß alles Du könnteſt mir die Sache gern mal ein bißchen detailliert erzählen.“

„Ich weiß nicht, was Du ſprichſt. Wenn ich aber auch wüßte, was Du ſprichſt, würde ich nicht von dem ſprechen, was Du weißt,“ entgegnete er ernſthaft, indem er den Frager mit lehrhafter Miene und geſtikulierendem Zeigefinger durch die geiſtvolle Verwickelung ſeines Satzes wies.

„Nun ſehe einer! Ordentlich witzig wird der Kleine! Der reine Saphir! — Na, ſei recht glücklich, mein Junge.“

„Das bin ich, Rölling!“ ſagte er ernſt und feſt und drückte mit Innigkeit des Freundes Hand.

Aber dem wurde es ſchon wieder zu ſentimental.

„Du,“ fragte er, wird Irmachen nun nicht bald junge Frauen ſpielen? Kapotthütchen müſſen ihr reizend ſtehen! — Übrigens — kann ich nicht Hausfreund werden?“

„Rölling, Du biſt unausſtehlich!“ — — — — — — — — —

— Vielleicht plauderte Rölling. Vielleicht auch konnte die Angelegenheit unſeres Helden, der dadurch ſeinen Bekannten und ſeinen bisherigen Gewohnheiten völlig entfremdet wurde, überhaupt nicht lange unbekannt bleiben. Man erzählte ſich ſehr bald in der Stadt, „die Weltner vom

Goethe-Theater" habe ein „Verhältnis" mit einem blutjungen Studenten, und die Leute versicherten nun, an die Anständigkeit der „Person" ja auch niemals recht geglaubt zu haben. —

Ja, er war allem entfremdet. Um ihn her war die Welt versunken, und unter lauter rosa Wölkchen und Rokoko-Amoretten, welche geigten, schwebte er durch die Wochen — selig, selig, selig! Wenn er nur immer, während unmerklich die Stunden schwanden, zu ihren Füßen liegen konnte und hintüber geworfenen Kopfes ihr den Atem vom Munde trinken, — im übrigen war das ganze Leben aus, aus und vorbei. Jetzt gab es nur noch dies eine — eine, für das in den Büchern das schäbige Wort „Liebe" stand. —

Die erwähnte Position zu ihren Füßen war übrigens charakteristisch für das Verhältnis der beiden jungen Leute. Es zeigte sich darin sehr bald das ganze äußere gesellschaftliche Übergewicht der Frau von zwanzig Jahren über den Mann gleichen Alters. Er war immer derjenige, welcher in dem instinktiven Verlangen, ihr zu gefallen, sich in Worten und Bewegungen zusammennehmen mußte, um ihr richtig zu begegnen. Abgesehen von der völlig freien Hingabe der eigentlichen Liebesscenen war er es, der während ihres einfach gesellschaftlichen Verkehrs sich nicht ganz ungezwungen geben konnte und der völligen Ungeniertheit entbehrte. Er ließ sich, teils gewiß auch aus hingebender Liebe, mehr noch aber wohl weil er der gesellschaftlich Kleinere, Schwächere war, wie ein Kind von ihr ausschelten, um dann de- und wehmütig um Verzeihung zu bitten, bis er wieder den Kopf in ihren Schoß schmiegen durfte und sie ihm liebkosend das Haar streichelte, — mit einer mütterlichen, fast mitleidigen Zärtlichkeit. Ja er blickte, zu ihren Füßen liegend, zu ihr empor, er kam und ging, wann sie es wünschte, er gehorchte jeder ihrer Launen, - und sie hatte Launen.

„Kleiner," sagte Rölling, „ich glaube, Du stehst unter dem Pantoffel. Mir scheint, Du bist zu zahm für die wilde Ehe!"

„Rölling, Du bist ein Esel. Das weißt Du nicht. Das kennst Du nicht. Ich liebe sie. Das ist das Ganze. Ich liebe sie nicht bloß — so ... so, sondern ich — liebe sie eben, ich ... ach, das läßt sich ja gar nicht sagen ...!!"

„Du bist halt ein fabelhaft guter Kerl," sagte Rölling.

„Ach was, Unsinn!" — — —

Ach was, Unsinn! Diese dummen Redensarten von „Pantoffel" und „zu zahm" konnte auch wieder nur Rölling machen. Der verstand auch wirklich gar nichts davon. — Was war er selbst denn? Was war er denn bloß?! Das Verhältnis war ja so einfach und richtig. Er konnte ja doch immer nur ihre Hände in die seinen nehmen und ihr immer aufs neue

ſagen: Ach, daß du mich lieb haſt, daß du mich ein klein bißchen lieb haſt — wie dank' ich dir dafür!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Einmal, an einem ſchönen, weichen Abend, als er einſam durch die Straßen wanderte, machte er wieder einmal ein Gedicht, das ihn ſehr rührte. Es lautete etwa ſo:

Wenn rings der Abendſchein verglomm,
Der Tag ſich ſtill verlor,
Dann falte Deine Hände fromm
Und ſchau zu Gott empor.

Iſt's nicht, als ruh' auf unſerm Glück
Sein Auge wehmutsvoll,
Als ſagte uns ſein ſtiller Blick,
Daß es einſt ſterben ſoll?

Daß einſt, wenn dieſer Lenz entſchwand,
Ein öder Winter wird,
Daß an des Lebens harter Hand
Eins von dem andern irrt? —

Nein, lehn Dein Haupt, Dein ſüßes Haupt
So angſtvoll nicht an meins,
Noch lacht der Frühling unentlaubt
Voll lichten Sonnenſcheins!

Nein, weine nicht! Fern ſchläft das Leid, —
O komm, o komm an mein Herz!
Noch blickt mit jubelnder Dankbarkeit
Die Liebe himmelwärts!

Aber dies Gedicht rührte ihn nicht etwa, weil er ſich wirklich und ernſthaft die Eventualität eines Endes vor Augen geſtellt hätte. Das wäre ja ein ganz wahnſinniger Gedanke geweſen. Recht von Herzen kamen ihm eigentlich nur die letzten Verſe, wo die wehmütige Monotonie des Klangfalls in der freudigen Erregung des gegenwärtigen Glücks von raſchen, freien Rhythmen durchbrochen ward. Das übrige war nur ſo eine muſikaliſche Stimmung, von der er ſich vage Thränen in die Augen ſtreicheln ließ. —

— Dann ſchrieb er wieder Briefe an ſeine Familie daheim, welche ſicher kein Menſch verſtand. Es ſtand eigentlich gar nichts darin; dagegen waren ſie auf das erregteſte interpunktiert und ſtrotzten beſonders von einer Fülle anſcheinend gänzlich unmotivierter Ausrufungszeichen. Aber irgendwie mußte er doch all ſein Glück mitteilen und von ſich geben, und da er, wenn er's überlegte, in dieſer Sache doch nicht ganz offen ſein konnte, ſo hielt er ſich eben an die vieldeutigen Ausrufungszeichen. Er konnte oft ſtill ſelig in ſich hineinlachen, wenn er bedachte, daß ſelbſt ſein gelehrter Papa unmöglich dieſe Hieroglyphen würde entziffern können, die doch nichts weiter bedeuteten, als etwa: Ich bin maß—los glücklich! —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So ging, bis Mitte Juli, in dieſem lieben, dummen, ſüßen, ſprudelnden Glück die Zeit dahin, und die Geſchichte würde langweilig, wenn nicht dann einmal ein luſtiger, ein amüſanter Morgen gekommen wäre.

Der Morgen war in der That wunderhübſch. Es war noch ziemlich

früh, etwa neun Uhr. Die Sonne ſtreichelte nur behaglich die Haut. Auch roch die Luft wieder ſo gut, — gerade ſo, fiel ihm auf, wie damals an jenem Morgen nach der erſten wunderſamen Nacht.

Er war ſehr vergnügt und hieb munter mit ſeinem Stock auf das ſchneeweiße Trottoir ein. Er wollte zu ihr.

Sie erwartete ihn garnicht, das war gerade ſo lieb. Er hatte vorgehabt, dieſen Morgen ins Kolleg zu gehen, aber daraus war natürlich nichts geworden — heute. Das fehlte auch noch! bei dieſem Wetter im Hörſaal ſitzen! Wenn es regnete — allenfalls. Aber unter dieſen Umſtänden, unter dieſem Himmel mit ſeinem hellen, weichen Lachen ... zu ihr! zu ihr! Sein Entſchluß hatte ihn in die roſigſte Laune verſetzt. Er pfiff die kräftigen Rhythmen des Trinkliedes aus der „Cavalleria rusticana“ vor ſich hin, während er die Heuſtraße hinunterging.

Vor ihrem Hauſe blieb er ſtehen und ſchlürfte eine Weile den Flieder-duft. Mit dem Strauch hatte er allmählich eine innige Freundſchaft geſchloſſen. Immer, wenn er kam, machte er vor ihm Halt und hielt ein kleines, ſtummes, überaus gemütvolles Zwiegeſpräch mit ihm. Dann erzählte ihm der Flieder in leiſen, zarten Verheißungen von all dem Süßen, das ihn wieder einmal erwartete, und er betrachtete ihn, wie man gern angeſichts eines großen Glückes oder Schmerzes, an deſſen Mitteilung an irgend einen Menſchen man verzweifelt, ſich mit ſeinem Übermaß von Empfindungen an die große, ſtille Natur wendet, die wirklich manchmal dreinſchaut, als verſtände ſie etwas davon, — er betrachtete ihn längſt als etwas durchaus zur Sache Gehöriges, Mitfühlendes, Vertrautes, und ſah in ihm kraft ſeiner permanenten lyriſchen Entrücktheit weit mehr als eine bloße ſceniſche Beigabe in ſeinem Roman. —

Als er ſich von dem lieben, weichen Duft genug hatte erzählen und verheißen laſſen, ging er hinauf, und nachdem er ſeinen Stock auf dem Korridor abgeſtellt hatte, trat er ohne zu klopfen, beide Hände in übermütiger Fröhlichkeit in den Hoſentaſchen ſeines hellen Sommeranzuges, und den runden Hut zurückgeſchoben auf dem Kopf, weil er wußte, daß ſie ihn damit am liebſten leiden mochte, ins Wohnzimmer.

„Morgen, Irma!! na, Du biſt wohl . . .“ — „überraſcht“ wollte er ſagen, aber er war ſelbſt überraſcht. Bei ſeinem Eintritt ſah er, daß ſie ſich mit einem Ruck vom Tiſche erhob, als wolle ſie eilig etwas holen, wüßte aber nicht recht was. Sie fuhr nur ratlos mit einer Serviette über den Mund, indem ſie daſtand und ihn merkwürdig groß anſah. Auf dem Tiſch ſtand Kaffee und Gebäck. An der einen Seite ſaß ein alter, würdiger Herr mit ſchneeweißem Zwickelbart und durchaus gentil gekleidet, welcher laute und ihn ſehr erſtaunt anſah.

Er nahm ſchnell ſeinen Hut ab und drehte ihn verlegen in den Händen.

„O pardon," ſagte er, „ich wußte nicht, daß Du Beſuch haſt."

Bei dem „Du" hörte der alte Herr auf zu kauen und ſah nunmehr dem jungen Mädchen ins Geſicht.

Der gute Junge erſchrak ordentlich, wie ſie bleich war und noch immer ſo daſtand. Aber der alte Herr ſah ja noch viel ſchlimmer aus! wie eine Leiche! und die Haare, die er hatte, ſchien er ſich auch nicht gekämmt zu haben. Wer das nur ſein mochte?! Er zerbrach ſich haſtig den Kopf darüber. Ein Verwandter von ihr? Aber ſie hatte ihm ja garnichts geſagt —? Na, jedenfalls kam er ungelegen. Wie jammerſchade! Er hatte ſich ſo gefreut! Nun konnte er nur wieder gehen! Es war abſcheulich! — Daß auch niemand was ſagte! — Und wie ſollte er ſich gegen ſie benehmen?

„Wieſo," ſagte plötzlich der alte Herr und ſah ſich mit ſeinen kleinen, tiefliegenden, blanken, grauen Augen um, als erwartete er auch noch eine Antwort auf dieſe rätſelhafte Frage. Er war ja wohl etwas wirr im Kopf. Das Geſicht, das er machte, war dumm genug. Die Unterlippe hing ihm ganz ſchlaff und blöde hinunter.

Es fiel nun unſerem Helden plötzlich ein, ſich vorzuſtellen. Er that es mit viel Anſtand.

„Mein Name iſt ***. Ich wollte nur — ich wollte meine Aufwartung machen . . ."

„Was geht denn mich das an?!" polterte auf einmal der würdige alte Herr. „Was wollen Sie überhaupt?!"

„Entſchuldigen Sie, ich . . ."

„Ach was! machen Sie, daß Sie weiter kommen. Sie ſind hier total überflüſſig. Was, Mauſi?" Dabei blinzelte er liebenswürdig zu Irma hinauf.

Nun war aber unſer Held zwar nicht gerade ein Held, aber der Ton des alten Herrn war ſo durchaus beleidigend geweſen, — ganz abgeſehen davon, daß ihn die ganze Enttäuſchung überhaupt ſeiner guten Laune gänzlich beraubt hatte, — daß er ſein Auftreten ſofort veränderte.

„Erlauben Sie, mein Herr," ſagte er ruhig und beſtimmt, „ich begreife wirklich nicht, was Sie berechtigt, in dieſer Weiſe mit mir zu ſprechen, beſonders da ich auf den Aufenthalt in dieſem Zimmer mindeſtens ebenſoviel Recht zu haben glaube, wie Sie."

Es war zuviel für den alten Herrn. Sowas war er nicht gewohnt. Die Unterlippe wackelte in großer Gemütsbewegung hin und her, und er ſchlug ſich dreimal mit der Serviette aufs Knie, während er unter voller Inhilfenahme ſeiner beſcheidenen ſtimmlichen Mittel die Worte hervorſtieß:

„Sie dummer Junge Sie! Sie dummer, dummer Junge Sie!"

Hatte der alſo Angeredete bei ſeiner letzten Entgegnung noch ſeinen

Zorn zur Ruhe gemäßigt und ſich die Eventualität vor Augen gehalten, der alte Herr könne ein Verwandter Irmas ſein, ſo war es jetzt mit ſeiner Geduld vorbei. Das Bewußtſein ſeiner Stellung dem jungen Mädchen gegenüber richtete ſich ſtolz in ihm empor Wer der andere war, galt ihm jetzt gleich. Er war aufs Gröbſte beleidigt und empfand etwas wie den guten Gebrauch ſeines „Hausrechtes", als er eine kurze Wendung nach der Thür machte und mit wütender Schärfe den würdigen alten Herrn zum ſofortigen Verlaſſen der Wohnung aufforderte.

Der alte Herr war einen Moment ſprachlos. Dann lallte er zwiſchen Lachen und Weinen und indem ſeine Augen irr im Zimmer umhergingen:

„Nö ſo . . was . . aber . . . nö ſowas . . .! Herrgott, — was ſagſt . . . du denn eigentlich dazu?!" Dabei ſah er hilfeflehend zu Irma in die Höhe, welche ſich abgewandt hatte und keinen Laut von ſich gab.

Als der unglückliche Greis erkannte, daß von ihr keine Unterſtützung zu hoffen ſei, und da ihm überdies die drohende Ungeduld, mit der ſein Gegner die Bewegung nach der Thür wiederholte, nicht entging, gab er ſein Spiel verloren.

„Ich werde gehen;" ſprach er mit einer edlen Reſignation, „ich werde ſofort gehen. Aber wir werden uns ſprechen, Sie Bube Sie!"

„Gewiß werden wir uns ſprechen!" ſchrie unſer Held „ganz gewiß! oder glauben Sie — Herr, Sie hätten mir Ihre Beſchimpfungen ſo umſonſt an den Kopf geworfen? Vorläufig — hinaus!"

Zitternd und ächzend rang ſich der alte Herr vom Stuhl in die Höhe. Die weiten Hoſen ſchlotterten ihm um die dürren Beine. Er hielt ſich die Lenden und wäre beinahe auf ſeinen Sitz zurückgeſunken. Dies ſtimmte ihn ſentimental.

„Ich armer alter Mann!" wimmerte er, während er zur Thüre wankte, „ich armer, armer alter Mann! Dieſe bübiſche Roheit! . . Oh — ä! —" und ein edler Zorn regte ſich wieder in ihm — aber wir werden . . . wir werden uns ſprechen! Das werden wir! Das werden wir!"

„Werden wir auch!" verſicherte jetzt ſchon mehr beluſtigt auf dem Korridor ſein grauſamer Peiniger, während der alte Herr mit zitternden Händen ſeinen Cylinder aufſetzte, einen dicken Überzieher auf den Arm packte und damit unſicheren Schrittes die Treppe gewann. „Werden wir auch —" wiederholte der gute Junge ganz ſanft, da ihm das klägliche Ausſehn des alten Herrn allmählich Mitleid einflößte. „Ich ſtehe jederzeit zu Ihrer Verfügung," fuhr er höflich fort, „aber nach Ihrem Auftreten gegen mich können Sie ſich unmöglich über das meine wundern." Er machte eine korrekte Verbeugung und überließ dann den alten Herrn, den er unten noch nach einem Wagen jammern hörte, ſeinem Schickſal. —

Jetzt erst fiel ihm wieder ein, wer das bloß gewesen sein könne, der verrückte alte Herr. Am Ende wirklich ein Verwandter von ihr?! Der Onkel, oder der Großvater, oder so was? Herrgott, dann war er vielleicht doch zu heftig mit ihm umgesprungen. Der alte Herr war vielleicht überhaupt, von Natur so — so geradezu! — Aber sie hätte sich doch was merken lassen, wenn es so war! Sie hatte sich ja um die ganze Sache anscheinend garnicht gekümmert. Erst jetzt fiel ihm das auf. Vorhin war seine ganze Aufmerksamkeit durch den unverschämten alten Herrn gefesselt worden. — Wer mochte er nur sein! Ihm wurde wirklich ganz ungemütlich, und er zögerte einen Augenblick, wieder zu ihr einzutreten bei dem Gedanken, er könne sich ungebildet benommen haben.

Als er darauf die Zimmerthür wieder hinter sich geschlossen hatte, saß Irma seitwärts in der Sofaecke, hatte einen Zipfel ihres Battisttüchleins zwischen den Zähnen und blickte starr geradeaus, ohne eine Wendung ihm entgegen.

Er stand einen Augenblick ganz ratlos da; dann faltete er vor sich die Hände und rief fast weinend vor Hilflosigkeit:

„Aber so sag' mir doch nur, wer das bloß war, Herrgott!!"

Keine Bewegung. Kein Wort.

Es wurde ihm heiß und kalt. Ein vages Grauen stieg in ihm auf. Aber dann hielt er sich eindringlich vor, daß das Ganze ja einfach lächerlich sei, setzte sich neben sie und nahm väterlich ihre Hand.

„Geh', Irmachen, nun sei mal vernünftig. Du kannst mir doch nicht böse sein? Er fing doch an — der alte Herr. — Wer war's nun eigentlich?"

Totenstille.

Er stand auf und ging ratlos ein paar Schritte von ihr weg.

Die Thür neben dem Sofa zu ihrem Schlafzimmer stand halb offen. Auf einmal ging er hinein. Auf dem Nachttisch am Kopfende des offenen Bettes hatte er etwas Auffallendes gesehen. Als er wieder eintrat, hatte er ein paar blaue Zettel in der Hand, Banknoten.

Er war froh, momentan etwas anderes zu sagen zu haben. Er legte die Scheine vor ihr auf den Tisch mit den Worten:

„Schließ das lieber weg; es lag drüben."

Aber plötzlich ward er wachsbleich, seine Augen vergrößerten sich und seine Lippen thaten sich zitternd auseinander.

Sie hatte, als er mit den Banknoten eintrat, die Augen zu ihm aufgeschlagen, und er hatte ihre Augen gesehen.

Etwas Abscheuliches langte mit knochigen, grauen Fingern in ihm empor und ergriff ihn inwendig im Halse.

Und nun war es allerdings traurig zu sehen, wie der arme Junge

die Hände von sich streckte und mit dem kläglichen Ton eines Kindes, dessen Spielzeug zerschlagen am Boden liegt, nur immer hervorstieß:

„Ach nein! . . Ach — ach nein!"

Dann in jagender Angst auf sie zu, mit irren Griffen nach ihren Händen, wie um sie zu sich zu retten und sich zu ihr, mit einem verzweifelten Flehen in der Stimme:

„Bitte nicht . . .! Bitte — bitte nicht!! Du weißt ja nicht — wie . . . wie ich . . . nein!! Sag' doch nein!!!"

Dann wieder, zurück von ihr, stürzte er laut aufjammernd am Fenster in die Kniee, hart mit dem Kopf gegen die Wand.

Das Mädchen rückte sich mit einer verstockten Bewegung fester in die Sofaecke.

„Ich bin schließlich beim Theater. Ich weiß nicht, was Du für Geschichten machst. Das thun ja doch alle. Ich hab' die Heilige satt. Ich hab' gesehen, wohin das führt. Das geht nicht. Das geht bei uns nicht. Das müssen wir den reichen Leuten überlassen. Wir müssen schauen, was wir mit uns anfangen können. Da sind die Toiletten und . . . und alles." Schließlich herausplatzend: „Es wußten ja doch alle, daß ich sowieso . . .!"

Da stürzte er sich auf sie und bedeckte sie mit wahnsinnigen, grausamen, geißelnden Küssen, und es klang, wie wenn in seinem stammelnden „O Du . . . Du . . .!!" seine ganze Liebe verzweiflungsvoll gegen furchtbare, widerstrebende Gefühle rang. —

Vielleicht, daß er es schon aus diesen Küssen lernte, daß für ihn fortan die Liebe im Haß sei und die Wollust in wilder Rache; vielleicht, daß da später noch eins zum anderen kam. Er weiß es selber nicht. — —

Und dann stand er unten, vor dem Hause, unter dem weichen, lächelnden Himmel, vor dem Fliederstrauch.

Regungslos stand er lange, starr, die Arme am Leibe herunter. Aber auf einmal merkte er es, wie wieder ihm der süße Liebesatem des Flieders entgegenquoll, so zärtlich, so rein und lieblich.

Und da schüttelte er mit einer jähen Bewegung aus Jammer und Wut die Faust zu dem lächelnden Himmel hinauf und griff grausam in den lügnerischen Duft hinein, mitten hinein, daß das Gesträuch knickte und brach, und die zarten Blüten zerstoben. — —

Dann saß er daheim an seinem Tisch, still und schwach.

Draußen herrschte in lichter Majestät der liebliche Sommertag.

Und er starrte auf ihr Bild, wie sie noch immer dastand, wie früher, so süß und rein . . .

Über ihm unter rollenden Klavierpassagen klagte ein Cello so seltsam,

und wie die tiefen, weichen Töne ſich quellend und hebend um ſeine Seele legten, ſtiegen wie ein altes, ſtilles, längſtvergeſſenes Leid ein paar loſe, ſanft-wehmütige Rhythmen in ihm auf . . .

. . . Daß einſt, wenn dieſer Lenz entſchwand,
Ein öder Winter wird,
Daß an des Lebens harter Hand
Eins von dem andern irrt . . .

Und das iſt noch der verſöhnlichſte Schluß, den ich machen kann, daß der dumme Bengel da weinen konnte. —

* * *

Es war einen Augenblick ganz ſtill in unſerer Ecke. Auch die beiden Freunde neben mir ſchienen von der wehmütigen Stimmung, die des Doktors Erzählung in mir erweckt hatte, nicht frei zu ſein.

„Aus?" fragte ſchließlich der kleine Meyſenberg.

„Gott ſei Dank!" ſagte Selten mit einer, wie mir ſchien, etwas gemachten Härte und ſtand auf, um ſich einer Vaſe mit friſchem Flieder zu nähern, die ganz hinten im letzten Winkel auf einer kleinen geſchnitzten Etagère ſtand.

Jetzt hatte ich es auf einmal heraus, woher der merkwürdig ſtarke Eindruck kam, den ſeine Geſchichte auf mich gemacht hatte: von dieſem Flieder, deſſen Duft in ihr eine ſo bedeutſame Rolle ſpielte, und der über der Erzählung gelegen hatte. Dieſer Duft war es zweifellos, welcher für den Doktor den Beweggrund für die Mitteilung des Begebniſſes ausgemacht hatte, und der für mich von geradezu ſuggeſtiver Wirkung geweſen war.

„Rührend," ſagte Meyſenberg und zündete ſich mit einem tiefen Seufzer eine neue Cigarette an. „Eine ganz rührende Geſchichte. Und doch ſo rieſig einfach!"

„Ja," ſtimmte ich bei, „und gerade dieſe Einfachheit ſpricht für ihre Wahrheit."

Der Doktor lachte kurz auf, während er ſein Geſicht noch mehr dem Flieder näherte.

Der junge blonde Idealiſt hatte noch garnichts geſagt. Er hielt den Schaukelſtuhl, in dem er ſaß, in fortwährender Bewegung und aß noch immer Deſſert-Bonbons.

„Laube ſcheint furchtbar ergriffen zu ſein," bemerkte Meyſenberg.

„Gewiß iſt die Geſchichte rührend!" antwortete der Angeredete eifrig, indem er mit Schaukeln innehielt und ſich aufrichtete. „Aber Selten wollte mich doch widerlegen. Davon hab' ich nichts gemerkt, daß ihm das geglückt iſt. Wo bleibt, auch angeſichts dieſer Geſchichte, die moraliſche Berechtigung, über das Weib . . ."

„Ach, hör' auf mit Deinen abgeſtandenen Redensarten!" unterbrach ihn der Doktor brüsk und mit einer unerklärlichen Erregung in der Stimme. „Wenn Du mich noch nicht verſtanden haſt, kannſt Du mir leidthun. Wenn eine Frau heute aus Liebe fällt, ſo fällt ſie morgen um Geld. Das hab' ich Dir erzählen wollen. Weiter garnichts. Das enthält vielleicht die moraliſche Berechtigung, nach der Du ſo zeterſt."

„Ja ſag' mal," fragte auf einmal Meyſenberg, „wenn ſie wahr iſt, — woher weißt Du denn eigentlich die ganze Geſchichte ſo genau bis in alle Details, und warum regſt Du Dich überhaupt ſo darüber auf?!"

Der Doktor ſchwieg einen Augenblick. Dann griff plötzlich ſeine rechte Hand mit einer kurzen, eckigen, faſt krampfhaften Bewegung mitten in den Fliederſtrauß hinein, deſſen Duft er eben noch tief und langſam eingeatmet hatte.

„Na Gott," ſagte er, „weil ich das ſelber war, der „gute Kerl", — ſonſt wär' mir's doch ganz egal —!" — —

Wirklich, — wie er das ſo ſagte und dazu mit dieſer verbitterten, traurigen Brutalität in den Flieder griff, . . . gerade wie damals, — wirklich, von dem „guten Kerl" war nichts mehr an ihm zu bemerken.

In die Ehe.

Eine Weſterwälder Bauerngeſchichte von Wilhelm Schäfer.

(Elberfeld.)

Den ganzen Märztag hatte es geregnet.

Ununterbrochen rieſelte es herab, erſt fein wie fallender Nebel, dann immer ſtärker und ſtärker, bis es endlich in dichten Strömen zur Erde rauſchte. Allmählich miſchten ſich einzelne Flöckchen hinein, die auf dem naſſen Boden angekommen, ſofort wieder zerſchmolzen. Aber der Flöckchen wurden mehr und mehr, und als der Abend hereinbrach, waren es nur noch Flöckchen.

Die ganze Nacht hindurch ſtürmte es, und in dichten Wolken trieb der Schnee zur Erde.

Und als Heckels Hannwillm am anderen Morgen hinaus ſah, um ſich nach dem Wetter zu erkundigen, da lag die weiße Decke fußhoch, wie mitten im Winter.

Fluchend warf er das Fenster zu.

Also doch Schnee! Und dahindurch soll ich zum Standesamte. Weiß der Teufel, warum das gerade heute kommen muß. Wenn noch wenigstens Bahn wäre! — Aber der Schnee ist frisch gefallen, und wer wird heute Morgen nach Bergfeld gehen, höchstens der Schreiber!

Knurrend warf er sich in den Sonntagsstaat.

Als er seine Stiefel anziehen wollte, wurde sein Gesichtsausdruck noch um ein weniges bedenklicher. Da war ein Rißchen, und da noch eins! Hm!

Er guckte nach seinen Schuhen. Die waren noch gut. Aber als Hochzeiter konnte er doch nicht mit den schweren Nagelschuhen zum Standesamte gehen.

Nach kurzem Überlegen zog er die Stiefel an. —

Balkes Johann und Birks Peter saßen schon im Hause der Braut und tranken Kaffee, den ihnen die schmächtige, spitznasige Schnucks Juleis trotz ihrer Stellung als Hochzeiterin selbst einschenkte.

„Na, schon da?“ fragte Hannwillm, als er eintrat.

„Mer schlafen nicht so lang wie Du!“ entgegnete der alte Johann und legte sich selbstbewußt hinten über, sodaß ein Strahl der Morgensonne gerade auf seine rote Nase fiel und sie noch funkelnder erscheinen ließ, als sonst.

Peter fand gerade nichts, was er hätte antworten können, und lachte bloß.

Schnucks Juleis aber, die Braut, sagte nichts und lachte auch nicht. Ihr etwas großer Mund aber krampfte sich soweit zusammen, daß er fast eine normale Größe hatte. Sie war verstimmt durch das lange Ausbleiben des Bräutigams.

Hannwillm merkte das, trank schleunigst einige Tassen des schon nicht mehr ganz warmen Gebräus und erklärte sich zum abmarschieren bereit.

Gerade, als sie in der Hausthüre standen, kam auch die Witwe Schnuck aus dem Stall. Bedächtig stellte sie die Milcheimer beiseite, begrüßte die Brautzeugen leichthin und wandte sich dann zu ihrer Tochter.

„Juleis, steck' Dir's Kleid hoch, damit Du unten 'rum nicht naß wirst! Komm, ich will Dir helfen! — So, und dann bind' Dir das Tuch um den Kopf. Der Wind geht scharf!“

Die Tochter that, wie ihr geheißen.

Dann zogen die vier ab zum Standesamte. —

Die erste halbe Stunde bis Thalfeld hatten sie zwar Chaussee. Aber das nützte ihnen nur wenig; denn sie waren die ersten, die an dem Morgen den Weg gingen. So mußten sie sich denn selbst Bahn durch

den ziemlich tiefen Schnee schaffen. Balkes Johann ging voran. Die anderen folgten in ziemlich weiten Abständen: zuerst Birks Peter, dann der Bräutigam und endlich als letzte Juleis. Kein Wort wurde gesprochen. Schweigend stampften sie durch den tiefen Schnee dahin, zunächst den Berg hinan bis zum Kreuzweg und dann hinab nach Thalfeld.

Sie ließen den Ort seitwärts liegen und gingen nur an den untersten Häusern vorbei. Am letzten derselben bog der Fußweg ab, der hinab durch den Wald in zwei Stunden nach Bergfeld führte. — Als Johann an der Ecke angekommen war, blieb er stehen und blickte sehnsüchtig nach dem Schild über der Thür empor. Peter, der ihn bald erreichte, folgte seinem Beispiel, auch der Bräutigam, der allmählich heraukam, blieb überlegend stehen. Juleis war noch ein Stück zurück. Endlich näherte auch sie sich der Gruppe.

„Sag Du's!" flüsterte Hannwillm dem Johann zu.

„Nä, schwätz Du!" gab der zurück.

Juleis hatte die drei erreicht und blickte sie fragend an.

„Na?"

„Johann und Peter meinten," begann Hannwillm schüchtern, „wir sollten uns erst ein wenig stärken!"

Der Gesichtsausdruck der Braut wurde um ein merkliches finsterer.

„Ach was, das können wir in Bergfeld thun! Wir sind ja erst eine halbe Stunde unterwegs. Kommt!"

Hannwillm wagte nicht zu widersprechen und blickte fragend nach Johann.

„Juleis, sei still!" entgegnete der und erhob beschwörend seine beiden Hände, alle zehn Finger von sich spreizend. „Juleis, sei still! 's ist noch weit nach Bergfeld und 's ist kalt; der Kaffee hält nicht wider!"

Ohne die Gegenrede der Braut abzuwarten, schritt er auf das Haus zu und stieg zur Treppe hinan. Peter folgte ihm schweigend. Er war überhaupt nicht für Opposition.

Hannwillm machte eine Gebärde, als wenn er sagen wollte: „Du siehst, wie ich hier vergewaltigt werde! und wandte sich auch zum Wirtshaus, sodaß Juleis allein im tiefen Schnee stehen blieb.

„Na, nun komm doch, Juleis!" rief Hannwillm von der Treppe. „Komm, wir gehen ja gleich wieder!"

Die Angeredete schüttelte zwar noch einmal energisch den Kopf, aber die Nutzlosigkeit ihres Widerstandes einsehend, gab sie nach.

„Mit Eurem dummen Trinken!"

Also trotzend ging auch sie zur Treppe. —

Die anderen hatten sich schon ihren Schnaps bestellt.

„Was willſt Du trinken?“ fragte Hannwillm vorſorglich ſeine Braut.

„Gar nichts!“ gab die zur Antwort. „Macht nur ſchnell, damit wir bald weiter kommen!“

„Juleis, ſei ſtill, wir ſind gleich fertig!“ tröſtete Johann und beſtellte ſich einen zweiten Schnaps.

Dasſelbe ſagte er auch, als er ſich nach einiger Zeit den dritten und dann den vierten geben ließ.

„Juleis, ſei ſtill!“ An dieſem Felſen ſcheiterten alle ſtummen Blicke der Braut, alle bittenden Reden und Zornesworte.

„Juleis, ſei ſtill!“ tröſtete Johann auch, als ſie endlich nach zwanzig Minuten das Wirtshaus „zum goldenen Hahn“ verließen und Juleis zur Eile anſpornen wollte. „Juleis, ſei ſtill, wir kommen noch früh genug!“

Dann betraten ſie den Fußpfad nach Bergfeld.

Von dem war allerdings nur wenig zu ſehen, doch zeigte ihnen die Fußſpur des Schreibergehülfen, der ſchon am Morgen von Thalfeld nach dem Bürgermeiſteramte gepilgert war, den Weg. Ohne dieſen Weiſer wären ſie auch wohl ſchwerlich nach Bergfeld gekommen; denn der Pfad führte immer bergauf, bergab durch den dichten Wald, und die einzelnen Bäume ſahen ſich ſo troſtlos ähnlich, daß ſie, die den Weg nicht ſo oft gingen, wie der Schreiber, wohl bald in die Irre gegangen wären.

Sie ſchritten wieder in derſelben Reihenfolge, wie vorhin; nur wurden jetzt die Abſtände zwiſchen den einzelnen immer größer.

Wenn ſie eine Anhöhe erklettert hatten, blieben ſie puſtend ſtehen, warteten auf einander und berieten, den wievielſten Teil des Weges ſie wohl ſchon zurückgelegt hätten und wie weit es noch wäre. Dann ging es wieder in derſelben ſchweigenden Weiſe wie vorhin hinab in die Schlucht und wieder hinauf bis zur folgenden Höhe. — —

Um halb elf verließen ſie endlich den Wald und ſahen Bergfeld dicht vor ſich liegen. Noch einen Bach mußten ſie überſpringen, noch eine Anhöhe hinanklettern, dann waren ſie dort. —

„Der Bürgermeiſter iſt gerade vor drei Minuten weggegangen; Ihr müßt noch ein Viertelſtündchen warten!“

Mit dieſem Beſcheid empfing ſie der Hilfsſchreiber, der als Alleinherrſcher des ganzen Bürgermeiſtereiamtes auf ſeinem Drehſtuhle thronte, indem er mit würdiger Miene ein Stück Blutwurſt zerlegte, das ihm zum Frühſtück dienen ſollte.

„Seht Ihr's!“ trumpfte Juleis auf. „Nun haben wir's! Nun können wir hier ſitzen und warten. Das kommt von Eurem ewigen Trinken! Wären wir durchgegangen, dann hätten wir ihn gerad' getroffen!“

„Juleis, ſei ſtill!“ begann Johann für das angeklagte Männergeſchlecht

seine Verteidigungsrede, die er aber leider nicht fortsetzen konnte, denn plötzlich wurde die Thür geöffnet, und der Sekretär trat ein.

Betroffen schauten die vier den hohen Herrn an, der sie mit einem strengen Blick musterte, ein wenig an seiner Brille rückte und den Bierschaum aus dem langen struppigen Schnurrbart wischte.

„Na?" fragte er.

Johann stieß Hannwillm in die Seite.

„Los, jetzt mußt Du reden!" flüsterte er ihm zu.

Der scheuerte verlegen seine breiten Hände an den Hosenbeinen.

„Wir wollten getraut werden!" brachte er dann schüchtern hervor.

„So? — Warten!" schnarrte der Sekretär, machte eine scharfe Wendung und schritt seinem Pulte zu.

Der Hilfsschreiber steckte schnell die letzten Brocken seines Frühstücks in den Mund und begab sich auch an seine Arbeit. Bald hörten die vier, die in ehrfurchtsvollem Schweigen an der Thür standen, wie die Federn emsig über das Papier stolperten. —

Entweder war der Bürgermeister ein Freund von gutem Frühstück, oder er hatte gerade ein wichtiges Dienstgeschäft zu besorgen; denn eine halbe Stunde mußte die Hochzeitsgesellschaft auf ihn warten.

Während dessen spürte Juleis, daß ihre Kleider durch das Gehen im tiefen Schnee bis an die Kniee hinauf feucht waren. Immer unangenehmer empfand sie die kalte Nässe, und immer mehr stieg auch der Groll über Hannwillm in ihrer Seele empor; denn ihm maß sie die ganze Schuld bei. Wenn er den anderen kräftig widersprochen hätte, dann wären sie nicht in den goldenen Hahn gegangen. Nun hatten sie die Zeit versäumt und mußten hier sitzen und auf den Bürgermeister warten. Daß sie ihrem Groll nicht sofort Ausdruck geben durfte, vergrößerte ihre Mißstimmung. In stiller Wut blickte sie zu Boden und betrachtete mechanisch das Schneewasser, wie es in breiten Strömen von ihren und den Schuhen der anderen abfloß.

Endlich kam der Bürgermeister.

Durch jahrelange Übung hatte er schon so viel Routine im Schließen von Ehebündnissen erlangt, daß sie schon nach fünf Minuten abziehen konnten.

Als sie quer über die Straße zum Wirtshaus schritten, woselbst die jungen Ehepaare, die zu Bergfeld sich trauen ließen, ihren ersten Kaffee miteinander zu trinken pflegten, schaute Hannwillm seine nunmehrige Frau ein wenig von der Seite an, als dämmere ihm eine Erkenntnis dessen, welch folgenschweren Schritt er soeben gethan. Doch nur einen Augenblick. Dann waren sie in der Schenkstube und empfingen die Gratulation des Wirtes.

Der heiße Kaffee mundete allen recht gut. Nur der alte Balke schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Das Zeugs friert einem doch gleich im Leib zusammen. Gebt mir 'nen Schnaps! Der hält besser vor; da ist Geist drin!"

Es mußte wohl so wahr sein; denn Johann stand plötzlich auf und hielt, jedenfalls vom Geist des Getränkes getrieben, eine Rede, die mehr gut gemeint, als gerade umfangreich war. Sie bestand nur aus den wenigen Worten:

„Das junge Ehepaar soll leben, hoch, hoch, hoch!"

Der Wirt, Birks Peter und auch der junge Bräutigam stimmten begeistert mit ein. Dann stießen sie an auf das Wohl, Johann mit seinem Schnapsglas, der Wirt mit einem Bierseidel und die anderen mit ihren Kaffeetassen. Dem armen Hannwillm war die unverhoffte Ehre, daß auf ihn ein Hoch ausgebracht wurde, wohl arg zu Kopf gestiegen. Ganz begeistert stieß er mit seiner Tasse gegen die seiner Frau und da geschah das erste Unglück in ihrer jungen Ehe. Die Tasse zerbrach. Er hielt den Henkel in der Hand, und das übrige stürzte samt Inhalt in den Schoß seiner Frau, das schöne, neue Kleid übergießend.

Zorneswütig schnellte Juleis empor; eine Flut von Vorwürfen entquoll ihrem Munde und überströmte den armen Hannwillm.

Aller Zorn, den sie unterwegs und auf dem Standesamte hatte unterdrücken müssen, fand endlich seinen Ausweg.

Es half nichts, daß Hannwillm versicherte, er habe ja nicht dafür gekonnt, es half nichts, daß der Wirt die Sache ins Scherzhafte zu ziehen versuchte. Selbst das sonst unfehlbare „Juleis, sei still!" des alten Johann versagte.

Verstimmt standen sie endlich auf und machten sich auf den Heimweg. —

„So," meinte Johann, als sie draußen waren, um Juleis auf andere Gedanken zu bringen, „jetzt haben wir wenigstens Bahn!"

Ja, Bahn war da, wenn auch nicht viel; aber die sich daran schließende Hoffnung, der Heimweg würde besser werden, als der Hingang, sollte leider nicht in Erfüllung gehen. Das Schlimmste hatte das Schicksal noch für sie aufbewahrt.

Sie waren etwa eine halbe Stunde unterwegs, als es anfing zu schneien. Erst ein ganz wenig, dann immer dichter und dichter. Der Wind erhob sich und als sie in der Mitte des Waldes waren, befanden sie sich im tollsten Schneesturm. Der fegte mit ungestümer Wucht daher und erfüllte die Luft mit feinem, dichtem Staube. Dazu wühlte er in den Kronen der Bäume und warf ganze Lasten Schnee, die auf den Zweigen und Ästen lagerten, hinab und überschüttete die Wanderer damit.

Die Reihenfolge, in welcher die vier daher schritten, war noch immer dieselbe. Doch immer größer und größer wurden die Abstände. Keiner bekümmerte sich um den anderen. Jeder kämpfte für sich allein den Kampf mit dem tobenden Elemente.

Gerade kletterten sie eine steile Anhöhe hinan, als Hannwillm durch das Brausen des Schneesturms, der für einige Augenblicke ein wenig nachließ, seinen Namen zu hören glaubte. Er schaute sich um. Drunten am Fuß der Anhöhe stand Juleis und winkte.

„Gottsdunner!“ fluchte Hannwillm, dessen angeborene Gemütsruhe durch den vielen Ärger, den er heute schon gehabt hatte, ins Wanken geriet. „Nun bin ich glücklich oben und soll wieder 'nunter! — Vorwärts, komm doch!“ schrie er, indem er beide Hände zu einem Sprachrohr an den Mund setzte.

„Ich kann nicht, hilf mir!“ rief Juleis zurück.

„Gleich kann ich sie noch tragen!“ knirschte Hannwillm.

„Komm doch!“

Sie kam aber nicht, sondern blieb regungslos stehen und weinte.

Eine Zeit stand der junge Ehemann überlegend. Was war da zu machen? — — Plötzlich fiel ihm ein, daß das ja seine Frau war, die da unten stand, und er stieg das Stück des Abhanges, das er soeben mühsam erklettert hatte, wieder hinab.

Juleis empfing ihn drunten mit Vorwürfen.

Das war ihm zu arg, trotz aller versöhnlichen Gedanken, die er sich beim Hinabsteigen gemacht hatte.

„Was kann ich dafür? Die anderen sind vor, und ich muß machen, daß ich mitkomm'. Kannst Dich ja auch sputen!“

„Wenn ich doch nicht mehr kann!“

„Ach, nicht kann! Wir kommen auch nicht von selbst fort!“

„Ja, Dir ist's gleich, ob ich hier liegen bleib' und erfrier!“ kreischte Juleis und begann wieder zu weinen.

„Flenn' nicht lang und mach vorwärts!“ drängte Hannwillm.

„So wär Dir's recht! Den Mund soll ich halten und sehen, wie ich nachkomm'. 's ist Dir gleich, wie mir's geht!“

„Wenn Du nicht kommst, geh' ich allein!“

„Siehst Du! Jetzt zeigst Du Dich! Wo ist denn da die Lieb', von der Du so viel gesprochen?“

„'s hat mit der Lieb' nichts zu thun!“

„Nein, gar nicht! Die ist bloß zum Schönschwätzen da, damit man 'nen feinen Hof kriegt. Hätt' ich doch auf die alte Engels Liese gehört! Die hat mir's immer gesagt, daß es den Männern bloß um die Äcker

ging. Ich hab's beſſer wiſſen wollen, aber jetzt ſeh' ich, daß ſie recht gehabt hat!"

Wie ein Strom, der endlich ſeine Dämme durchbricht, ſo war es von den Lippen der jungen Frau geflutet.

„Hör auf mit Deinem Gered! Ich ſag' Dir's zum letztenmal!" warnte Hannwillm.

„Ja, droh' nur! Jetzt kannſt ja frech ſein. Nun ſind wir auf dem Standesamte geweſt!"

„Du weißt nicht, was Du ſchwätzt!" brauſte Hannwillm auf. In dem Augenblicke aber bemerkte er, daß die anderen, welche die Anhöhe erklettert hatten, droben ſtanden und warteten.

„Komm, die winken!"

Das ſagend, faßte er die Widerſtrebende an der Hand und zog ſie mit ſich fort, die Anhöhe hinan. — —

„'s Juleis konnt nicht mehr!" erklärte er droben den anderen, die ihn fragend anſchauten.

Juleis ſagte nichts.

Die anderen ſchwiegen auch und wandten ſich wieder zum Gehen. So zogen ſie weiter durch das Toſen und Wüten des Schneeſturmes, der im Herzen der jungen Eheleute einen lauten Widerhall fand.

Namentlich in Hannwillms Seele ſtiegen ſchwere Wetterwolken auf und ballten ſich ſchier undurchdringlich zuſammen. Durch den Zornesausbruch der Juleis war es ihm mit einemmale zum Bewußtſein gekommen, in welche Gefahr er ſich leichtſinnig begeben hatte. Seine Braut war zwar ſchon öfter erregt geworden, aber ſo wie heute war es doch nie geweſen. Ob nicht Baikes Johann doch recht gehabt? Er hatte es ihm immer verſichert, daß Juleis ihn unter den Pantoffel kriegen würde. Jemehr er darüber nachdachte, deſto bänglicher wurde ihm zumute. Er überlegte ſchließlich allen Ernſtes, ob es nicht beſſer wäre, wenn er ſich mit einem kühnen Seitenſprunge aus dem Staube mache. Aber da war der Schneeſturm und dann — die weite Welt! Der Gedanke daran machte ihm noch mehr Angſt als alle die anderen Befürchtungen.

So tappte er denn weiter in der halbverwehten Spur der beiden anderen, deren dunkle Umriſſe im weißen Grunde des feinen Schneeſtaubes ſich ungewiß abhoben. Von Zeit zu Zeit blieb er ſtehen und wartete auf Juleis, bis ſie ſich ihm auf einige Schritte genähert hatte. Dann wandte er ſich und begann den Kampf mit dem Unwetter aufs neue. — —

Mehr tot als lebendig kam die Hochzeitsgeſellſchaft endlich in Thalfeld an.

Baikes Johann wartete diesmal nicht lange auf die anderen. Schnur-

gerade schritt er zu der Thür des goldenen Hahnes und verschwand in derselben. Birks Peter folgte lautlos seinem Beispiele.

Hannwillm ging ebenfalls bis zur Treppe, blieb dort aber stehen und wartete auf Juleis.

„Komm, wir wollen uns erst was wärmen!“ sagte er, als sie endlich herbeigekommen war.

„Nein!“ entgegnete Juleis und schritt weiter.

„Wir können doch nicht allein nach Kallhausen kommen!“

„Warum denn nicht?“ gab Juleis trotzig zurück und ging noch einige Schritte vorwärts.

„Ach, mach keinen Unsinn! Komm!“

„Nein!“

„Na, dann lauf zum Teufel!“

Polternd fiel die Thür hinter Hannwillm zu und Juleis stand allein draußen in dem Unwetter. Sie zog ihr Kleid, das sie um den Kopf geschlagen hatte, noch fester zusammen und schritt entschlossen weiter. Bald war ihre Gestalt im Nebel des Schneestaubes verschwunden. — —

Einige Minuten war es still vor dem goldenen Hahn. Nur der Sturm heulte und rüttelte an der alten Thür. Dann aber wurde diese geöffnet.

Hannwillm erschien. Neugierig schaute er umher. — Nichts zu sehen! — Vorsichtig zog er die Thür hinter sich zu und ging bis auf den Weg. — Auch hier keine Spur mehr von ihr. — Ungewiß schaute er nach den Fenstern der Schenke. Plötzlich aber schlug er den Rockkragen in die Höhe, drückte den Hut fester auf den Kopf und stürzte in eiligem Laufe davon, hinter seiner Frau her. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war am anderen Tage.

Die Strahlen der Morgensonne fielen durch die großen, kahlen Fenster in die Kirche zu Kallhausen und übergossen die Hälfte der Gemeinde mit goldigem Licht.

Am Altare knieten Juleis und Hannwillm.

Der Pastor aber stand vor ihnen und predigte so eindringlich, daß dem alten Johann die Thränen über die Wangen und an der roten Nase herunterliefen.

Der Trautext aber lautete:

„Seid untereinander unterthan in der Furcht Gottes.“

Dank' dem Herrn Jeſesle!

Dramatiſche Skizze von Otto Fiſcher.

(Zell am See.)

Perſonen: { Alte Gröner. / Mizchen, ihre Nichte. / Seph, Tagarbeiter.

Verſchiedene Leute.

Scenerie: Ärmliches Zimmerchen. Winterabend, ſtürmiſch.

Alte Gröner: Brrr! (Legt das Strickzeug fort.) Kalt is! Eiſig kalt is! Mizchen, leg' nach!

Mizchen (im Ofenloch ſuchend): Mahm, 's is nichts mehr da!

Alte: Es wird ſich wohl noch ein Äſtchen im Ofenloch finden.

Mizchen: Nein weg, alles, Mahm! Kein Knorrchen mehr da!

Alte (ſeufzt): Häng's Betttuch vors Fenſter! Der Sturm, der Sturm! Ich hab' die Glieder ſteif wie'n Totes. — Häſt auch 'n paar Äſte mehr erraffen können.

Mizchen: Es find't ſich zu rar, Mahm. Wenn der Sturm 'n paar Zweige über'n Schnee wirft, ſein gleich die Holzweiber drüber her wie die Geyer! 's müßt' grad' Gold ſein.

Alte (höhniſch): Wer Narr wird auch auf 'n Wind paſſen.

Mizchen: Glaub' nur! Der Heger iſt immer hinterher. 's is grad', als hört' er das Knixen von 'm dürren Äſtchen durch 'n ganzen Wald. Huſch, haſt Du ihn da, und er hat Dich beim Kragen!

Alte: Alter Gauner! Stiehlt ſich ſelber ſommersüber 's Haus voll Holz. — Na, jetzt könnt' aber Ännchen auch ſchon da ſein!

Mizchen: Mich ängſtigt's ſchon lange um ſie.

Alte: Geh' zu Emſchers 'nüber fragen, wie ſpät's is, und bitt Dir gleich bis morgen ein biſſel Feuerung aus.

Seph (durch die Mitte): Abend, Mutter Gröner.

Mizchen (ab).

Alte: Abend, Seph. Schon zurück vom Markt?

Seph: An die guten zwei Stunden.

Alte: Was haſt denn ſchönes geholt?

Seph: Faſäner, die fünf Stücker. Morgen giebt's großes Freſſen bei der Herrſchaft.

Alte: Haſt nicht Ännchen getroffen?

Seph: Is ſie noch nicht da?

Alte: Nein!

Seph: Hm! 's geht auf zehne.

Alte: Herr Jeſes!

Seph: Der Matzner hat ſie wohl mit einer Kommiſſion nach Steinbutten geſchickt, aber da müßt ſie doch ſchon ſein. Sie ging doch 'n gute Stund' vor mir weg!

Alte (ſeufzt): Bei der Herrſchaft haben ſie's halt gut. Die können die Kinder ſchön in der Stuben behalten.

Seph: Weil ſie müſſen!

Alte: Wie meinſt Du?

Seph: Hab' lieber meine geſunden Glieder, die's frieren überdauern, als ſo'n herrſchaftlich ſiechen Leib. Der vergeht gleich, wenn ihn 'n Froſtwind trifft. Wenn einmal der Gutsherr ins Gras beißt, is er um die Woch' rum verfault. An unſerei'm hat ſo'n Wurm 'n zäh'n Braten. (Lacht polternd.)

Alte: Ach ja, wenn nur Ännchen ſchon heim wär'.

Seph: Is auch 'n Unverſtand von Euch. Laßt's Mädel bei der Kälten in ei'm kurzen Kattunkleidel 'naus.

Alte: Ich wollt ihr ja mein Tuch geben, aber der Fratz nimmt's ja nicht.

Seph: Dafür ſeid Ihr doch die geſcheite Mahm, daß Ihr ihr's beibringt. Ich möcht ihr!

Alte: Wenn ſie den ſchweren Butterkorb ſchleppt, ſagt ſie, wird ihr's eh heiß, ſagt ſie; da kommt ja's Mädel in dem ſchweren Tuch um!

Seph: Aber zurück hat ſie'n Korb doch leer, he!?

Alte: Sollt ſie'n Bauer nichts beſchaffen?

Seph: Nein! Hab' ſie gefragt. Hätt's ihr mitgenommen, weil ich grad' nicht mehr zu tragen hatt', wie die fünf Faſäner.

Alte: 's macht mir ganz Angſt. Thu mir'n Gefallen, Seph, und geh' zu Matzner 'nüber fragen, ob die Klara ſchon zuhaus is.

Seph (geht).

Alte (macht ſich wieder ans Strickzeug, legt es wieder hin und reibt ſich die Hände).

Mizchen (kommt zurück): Mahm, 's is ſchon nach zehne.

Alte (emporſchreckend): Herrjeh!

Mizchen (weinerlich): Und die Kälten, Mahm und der Sturm!

Alte: Hab'n ſie Dir ein paar Reiſer geb'n?

Mizchen: Sie hab'n ſie ſelber nicht!

Alte: Geiznickel!

Mizchen: Nein, Mahm, ſie haben's kalt in der Stuben. Und im Ofenloch hatten ſie auch nichts, ich hab's gefehn, Mahm. — Ach, wenn nur ſchon Ännchen da wär, mich überſchauert's!

Alte (ſchlägt verſtohlen ein Kreuz).

Mizchen: Hätt' ſie doch nur's Tuch mitgenommen (bricht in Schluchzen aus).

Alte: Raunz' mir nicht!

Mizchen: Hör' ja ſchon auf, Mahm — — — — — Mahm! — — Mahm!

Alte: Was denn?!

Mizchen: Ich hab' heut Nacht 'n Traum gehabt, 'n garſtigen Traum.

Alte: 'n Traum haſt Du gehabt? Erzähl' mir'n!

Mizchen: Bei uns is Feuer rauskommen, unter'n Dielen kam's her. 's hat Dir kein' Augenblick gedauert, und 's Zimmer war Dir rein leergebraunt. Aber kein' Ruß und kein' Qualm hat's gegeb'n. Ich hab' immerzu ins Feuer gegriffen und die brennenden Stücker losgebrochen, aber 's hat mir nichts gethan. Weil's drum gar nicht aufhören wollt', hab' ich immerzu gerufen: Ännchen, hilf mir! Ännchen, ſo bring' doch einen Topf Waſſer! Ännchen lag aber da, ſteif wie ein Stock. Das hat mich ſo geängſtigt, daß ich drüber erwacht bin.

Alte: Haſt Du's Feuer geſeh'n?

Mizchen: Ja, Mahm, und hab' 'neingegriffen, ohne daß mich's verbrannt hätt'.

Alte: Gerußt und gequalmt hat's nicht, ſagſt Du?!

Mizchen: Nein, gerußt und gequalmt hat's nicht!

Alte: Das heißt Glück. Du wirſt noch eine reiche Frau werden.

Mizchen: Und da kam ein Prinz auf herrlichem Roſſe einhergeritten und ließ das arme Mizchen mit prächtigen Kleidern anthun und ſetzte es hinter ſich auf ſein weißes Roß. (Lacht gewaltſam und bricht dann in krampfhaftes Schluchzen aus.)

Alte: Verrücktes Ding!

Mizchen: Ach, ich wär's ja zufrieden, Mahm, wenn wir nur nicht gar ſo arm wären. Aber man hat doch garnichts, rein garnichts! Ännchen und ich können am Sonntag nicht einmal in die Kirch' gehn, weil wir kein' ganzen Rock anzuthun haben. — Ich weiß nicht, Mahm — manchmal — ſo beim Ausziehen — (plötzlich) Mahm, der Forſtadjunkt wird mich heiraten, er hat mir geſtern geſagt, daß ich ſchön bin. (Bricht wieder in Schluchzen aus.)

Alte (ſtreichelt beſänftigend ihre Haare): Nächſten Sommer gehſt in Dienſt, Mizchen, da wirſt Du's ſchon beſſer haben.

Mizchen: Ja, wird mich grad jemand wollen, in den Lumpen.

Alte: Ich werd' ſchon beim Gutsherrn bitten für Dich.

Seph (durch die Mitte).

Alte: Nu, was ſagt die Klara?!

Seph: Sie wär' mit Ännchen über Steinbutten gegangen. Am Bärenloch wär' Ännchen müd' geweſen und hätt' ſich niedergeſetzt.

Alte: Herr Jeſes!

Seph: Die Klara is derweil weiter gegangen.

Mizchen: Sie hätt' doch warten können!

Seph: Ich nehm's ihr nicht übel in der Kälten. Sie hat'n Bild zu tragen gehabt, 's hat ihr die Finger ſchier abgefroren. Sie hat ſich wohl zum öftern umgedreht, aber Änuchen kam und kam halt nicht.

Mizchen: Seph, komm mit mir, wir müſſen ſie ſuchen!

Seph: 's graut mir in der Kälten. — Wenn ſie kommt, kommt ſie wohl von ſelber, 'n Weg kennt ſie ja.

Mizchen: Seph, ich bitt' Dich, komm' mit, vielleicht is ihr am Weg was paſſiert!

Seph: Ich mein halt — hm!

Mizchen: Mahm, 's Tuch! (Sucht danach.)

Seph: Na wart! Ich geh' mit — aber'n, ich — auch'n Unverſtand, in der Kälten ſitzen zu bleiben. Die erfrorenen Spatzen fallen nur ſo, wie die Eiszapfen im Tauwetter, von den Dächern.

Mizchen (aufſchreiend): Jeſus Maria! (Stürzt ab.)

Seph
Alte } (ſchrecken zuſammen).

Alte (nach einer Pauſe): Was mag, — was mag ſie nur hab'n?

Seph: 's wird ihr — 's wird ihr halt ſo 'was durch'n Kopf 'gangen ſein — Sie wird — — hm, ja. Warum ſchauert's Euch denn?

Alte: Sollt's einem nicht bei der Kälten?

Seph: Thut nicht dumm, Mutter Gröner!

Alte: Äh! Ich — ich wüßt nicht! —

Seph: He?!

Alte (ſtockend): Meinſt Du, Seph —?!

Seph: Hm, ja! Am Bärloch ſauſt Euch's da am Abend, als wären die hölliſchen Sataner los. — Ich will Euch keine Vorwürf' machen, — aber die Spatzen fallen nur ſo von den Dächern, wie die Eiszapfen im Tauwetter, und Änuchen, — ich mein nur, is halt auch nur ſo'n Spätzchen, ſo'n — dünne Knochen, mein' ich, hat ſie — Herrgott, 's geht auf elfe, da muß ich aber gleich! Gute Nacht, Mutter Gröner.

Alte (bricht händeringend zuſammen, ſobald Seph fort iſt, und kriecht auf den Knieen zu dem verſchwärzten Zimmerkreuz): Herr Jeſus, liebes Herr Jeſesle, ſoll's ſchon ſein, ſoll's ſchon ſein, ſo gieb ihr's beſte Platzl im Paradies. Nicht wahr, Du verſprichſt mir's, liebes Herr Jeſesle! Wenn Du durch Leiden zur Seligkeit führſt, ſo haſt Du's an keinem irdiſchen Weſen ſtrenger dargethan, als an ihr. Herr Jeſesle, Du mußt ihr's geben. —

Du, du mußt ihr's geben. — Ich, ich muß wiſſen, Herr Jeſesle, daß ſie's verdient hat! (Bricht ſchluchzend vor dem Kreuz zuſammen.)

Seph (kommt haſtig zur Thüre herein, bleibt ſtehn, ſobald er die Alte ſieht, räuſpert ſich): Mutter Gröner! — Mutter Gröner — Herr Gott, da — (man hört kniſternde Schritte und Gemurmel vor der Thür, Seph öffnet ſie, zwei Holzknechte, — hintendrein der Heger und mehrere Leute, — bringen auf einer Tragbahre einen verdeckten Leichnam).

Mizchen (ſtürzt ſchluchzend darüber her und zieht ihm das Tuch vom Kopfe): Ännchen, mein liebes Schweſterchen! Ännchen! Tot! tot! tot! So hab' ich Dich heut Nacht im Traume geſehn, Ännchen, ſo kalt, ſo ſteif. Mein Ännchen! mein Ännchen! (Sie küßt ſie.)

Alte (hat ſich unterdeſſen erhoben und iſt näher gekommen. Sie ſieht mit ſtieren Blicken auf die Scene. Indem ſie Mizchen von dem Leichnam wegreißt): Fort gehſt Du, aber gleich! Du verdammtes Bettelkind, läßt Du ſie ungeſchoren, das ſchöne Engelchen!? Dort, dort geh hin und dank' dem Herrn Jeſesle, daß er ſie zu ſich ins Paradies genommen hat.

Otto Schelper.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Die hohen Anforderungen, die Richard Wagner an die Verkörperer ſeiner Bühnencharaktere ſtellte, haben eine Wandlung zuwege gebracht, die von den Muſikdramatikern aller Zeiten erſehnt und erſtrebt, aber niemals erreicht worden war, — ſie haben aus den ehemaligen ſchablonenmäßigen „Opernſängern" vollwichtige und freiſchaffende „Künſtler" gemacht. Weil Wagner mit der alten Opernſchablone brach und in ſeinen Muſikdramen ſtatt der bekannten Typen vollſaftige Menſchen mit individuellem Charaktergepräge auf die Bretter ſtellte, ſo mußte er größeres Gewicht auf die ſchauſpieleriſche Darſtellung ſeiner Rollen legen, als ſeine Vorgänger. Damit aber ſahen ſich auch die Sänger mit einem Male vor Aufgaben geſtellt, wie ſie ſolchen noch niemals gegenüber geſtanden hatten, vor Aufgaben, die ſie — zum erſten Male — auch als Darſteller intereſſieren konnten und mußten. Hatten die Sänger früher ihre ganze Kraft ausſchließlich auf die virtuoſe Bewältigung des muſikaliſchen Teiles ihrer Rollen verwandt und

ſich mit allem übrigen nur durch ein konventionelles Koſtüm, durch hergebrachte Geſichtsmasken und ſich ewig gleichbleibende, leicht und ſchnell zu erlernende Gebärden abgefunden, ſo mußten ſie ſich nun, bei Richard Wagners Bühnengeſtalten, eine ganz neue Kunſt, die des Darſtellers, des Charakterſpielers völlig zu eigen machen, wenn ſie den Anforderungen des neugeſchaffenen Muſikdramas genügen wollten. Das hielt natürlich im Anfang ſehr ſchwer, und mancher hat es überhaupt niemals gelernt; aber nach den erſten Herlingen zeigten ſich doch bald die an der warmen Sonne der neuen Kunſt gereiften ſüßen Früchte, und es traten Künſtlergeſtalten hervor, wie ſie die alte Opernbühne in ſo harmoniſch ſchöner und allſeitiger Ausbildung überhaupt noch niemals beſeſſen hatte, und Namen glänzten, wie die eines Tiſchaſchek, eines Albert Niemann, eines Scaria, des Ehepaares Vogel, der Reicher-Kindermann, Malten, Marianne Brandt und vieler, vieler anderen, die ohne den allſeitig befruchtenden Einfluß Wagners wohl niemals zu dieſer ſchönen Blüte gelangt wären.

Und was das beſte war: wie bei jeder notwendigen und naturgemäßen Reform, ſo hatte auch hier der Fortſchritt gleichfalls rückwirkende Kraft, und nachdem aus den tüchtigen Sängern auch geniale Darſteller, große Schauſpieler geworden waren, begannen auch die ſchönſten Werke der älteren Meiſter, die ſtellenweiſe ſchon dem Verblaſſen nahe geweſen, in neuem, ſchönerem und friſcherem Glanze zu leuchten, und erſt jetzt ſahen wir einen Fidelio, einen Don Juan, einen Orpheus, eine Iphigenie, wie ſie den alten Komponiſten ſeinerzeit in ihren Künſtlerträumen mochten vorgeſchwebt haben, auf den Brettern verwirklicht.

Es iſt keineswegs ein Zufall, daß ſich dieſer Wandel der Operntechnik gerade in unſeren Tagen vollziehen mußte, bildet er doch zuſammen mit der ganzen Wagnerbewegung, als deren Ausfluß er erſcheint, nur eine Etappe in der ſich gegenwärtig vollziehenden Evolution unſerer äſthetiſchen Anſchauungen, im großen Umſchwung unſeres Kunſtfühlens, das ſich von dem ſtiliſierten Idealismus ab- und einem naturaliſtiſch-ſymboliſchen Realismus zugewendet hat.

Wagner iſt demnach auch der größte Realiſt unter den modernen Künſtlern — trotz ſeiner Romantik und der Einführung des Wunderbaren, Übernatürlichen in ſeine Schöpfungen — und daher müſſen die an ſeinen Schöpfungen geſchulten Darſteller ebenfalls Realiſten werden, d. h. ſie müſſen, wenn ſie des Meiſters Geſtalten verkörpern wollen, mit beiden Beinen auf dem Mutterboden der Erde, ſie müſſen feſt und völlig in der Wirklichkeit ſtehen; denn Wagners hehrſte Geſtalten, auch ſeine Helden und Götter, ſind keine Abſtrakta, keine aus irgend einem Wolkenkuckucksheim hergeholten Schemen, ſondern ſtets und immer nur potenzierte Menſchen,

und gerade in dem echt Menschlichen dieser Gestalten liegt auch ihr Übermenschentum, ihre Göttlichkeit.

Ein Künstler, der dieses Wagnersche Doppelideal vom Sänger und Darsteller in höchstem Maße in sich vereinigt, ist Otto Schelper, der unermüdliche erste Bariton des Leipziger Stadttheaters, dessen Bild die vorliegende Nummer der Gesellschaft schmückt.

Schelper gehört zu jenen außerordentlich seltenen Bühnensängern, die ebensogut sprechen als singen. Er würde, so glaube ich, im Schauspiel ebensogut seinen Mann stellen, wie in der Oper, so zeichnet er sich zum Beispiel als Lynkeus (Faust II) durch den edlen Vortrag der gesprochenen Goetheschen Verse ebensosehr aus, wie durch den ergreifenden Gesang des Türmerliedes (Musik von Lassen). Ebenso vergißt man, wenn er in einer komischen oder einer Spieloper auftritt, bei den Dialogstellen völlig, daß man einen „Sänger" vor sich hat; denn nichts erinnert an jene vielfachen Fehler und Sprachmißhandlungen, in die auch die trefflichsten Sänger zu verfallen pflegen, sobald sie sich des einfachen gesprochenen Wortes bedienen müssen. Ebenso trefflich ist seine gesangliche Schulung. Sein Organ ist groß, umfangreich (er beherrscht mit Leichtigkeit zwei Oktaven: F bis $\overline{f}$) und in allen Lagen vorzüglich ausgeglichen, Kolloratur und Triller sprechen, auch in den tiefen Lagen, mit außerordentlicher Leichtigkeit und Sauberkeit an, und so überwindet er Verzierungen und Passagen spielend. Von einigen Kritikern wurde seine Tonbildung nicht ganz einwandfrei befunden (sie hat einen ganz leichten Gaumenklang); aber das drängt sich nirgends störend auf, im Gegenteil, diese leichte Verschleierung verleiht dem Organ — weil sie eben in inniger Verbindung mit so vielen Vorzügen auftritt und niemals ans Unschöne streift — eine Art von individuellem Gepräge und sogar eine gewisse Wärme und Innigkeit, gerade so, wie die sogenannten Obertöne dem rein musikalischen Ton, der ohne sie kalt und farblos bliebe, erst das warme Kolorit, die eigentliche Seele verleihen. Daß bei seinem tadellosen Sprechen auch Schelpers Aussprache im Gesang eine vorzügliche ist, ergiebt sich beinahe von selbst. Ich habe in der That selten einen Sänger gehört, bei dem man auch in den schnellsten Tempi (z. B. im Champagnerlied des Don Juan, das er so schnell nimmt, wie man es sonst höchstens von Italienern hört) jede Silbe klar und deutlich verstehen kann. Und dabei bleibt doch stets alles gesungen und wird nicht in jenem halbsingenden Parlando vorgebracht, womit mancher Sänger auf Kosten des Gesangstones Deutlichkeit der Aussprache erzwingen will.

Alle diese Vorzüge werden durch Schelpers eminente schauspielerische Begabung gekrönt und zu einem harmonischen Ganzen zusammengefaßt. Wenn ich von dem schauspielerischen Talent Schelpers rede,

ſo meine ich damit nicht jenes outrierte Spiel, jene verzückten und verzwackten Poſen, jene wilde Arm- und Beinwerferei, kurz jenes echte Couliſſenreißertum, womit ſogar berühmte Opernſänger dem Zuſchauer eine Art von „Spiel" vortäuſchen, d. h. eben den Mangel ihrer Fähigkeit zu ſpielen verdecken wollen, auch nicht jene Mätzchen und Späßchen, womit gewiſſe „Lieblinge des Publikums" das Parterre oder die Gallerie zu amüſieren ſuchen, — nein, dann meine ich jene volle und ganze Kunſt des Menſchendarſtellers, die ſich völlig in den darzuſtellenden Charakter vertieft und nichts anderes zum Ausdruck bringen will, als was Dichter und Komponiſt in ihren Geſtalten verwirklichen wollten, — dieſes aber voll und ganz.

Schelpers Repertoir iſt ſo groß, daß es ganz unmöglich iſt, alle ſeine Rollen hier aufzuzählen oder gar auf alle im einzelnen einzugehen. Er iſt — um nur einige zu nennen — der luſtigſte Papageno, den ich kenne und ein vorzüglicher Almaviva, ein ganz prächtiger Kaſpar (Freiſchütz) und ein ungemein finſterer Lyſiart (Euryanthe). Dämoniſche Charaktere, wie z. B. Hans Heiling — der eine ſeiner Glanzrollen iſt —, weiß er ebenſo überzeugend zu interpretieren, wie Volkstypen gleich dem Köhler in Webers „Silvana" oder dem Beſenbinder in Humperdincks „Hänſel und Gretel". Kurz, welche Geſtalt er einem auch vorführen möge, man wird immer ſeine helle Freude daran haben. Ob es ſich um eine kleine Epiſode handelt, wie z. B. den Ottokar im „Freiſchütz", oder um eine große, den Abend beherrſchende Rolle, wie Verdis „Falſtaff", Schelper wird ſie mit gleicher Liebe bis in alle ihre kleinſten Einzelheiten ausarbeiten; beſonders ſein „Falſtaff" geht weit über die Opernfigur hinaus und könnte jeder Shakeſpearebühne Ehre machen. Den Prolog zu den „Pagliazzi" kann man nicht beſſer und wärmer vortragen hören, als von Schelper.

Daß die Baritonpartien der Muſikdramen Richard Wagners zu ſeinen beſten Rollen gehören, verſteht ſich nach alledem von ſelbſt. Den „Holländer" giebt er äußerlich mit der ſtarren Ruhe des Todes; nur innen flammt und lodert das glühende Verlangen nach Erlöſung und macht ſich in herzergreifenden Tönen Luft. Den „Wolfram" habe ich ſchon glatter, ſüßer ſingen hören; doch gefällt mir die derbere Auffaſſung Schelpers beſſer, denn ſie verleiht der Geſtalt mehr Blut und Mark und kommt auch dem hiſtoriſchen Charakter näher. Den Abendſtern mögen andere vielleicht ſchöner anſchmachten, Schelper legt mehr Gewicht auf die prächtigen Stellen des Septetts und auf die konſequente Durchführung des Charakters im „Sängerkrieg", und in der Scene mit dem Tannhäuſer im dritten Akt, wo Wolfram als getreuer Eckhardt auftritt, finden ſich wohl wenige, die ihn an Wärme und Eindringlichkeit des Vortrags übertreffen. Den Telramund giebt er voll finſteren Trotzes, den Kurvenal mit rührender Treuherzigkeit und den

Wotan mit erhabener Würde, die besonders im „Siegfried“ in der sogenannten „Wissenswette“, wo sich der Wanderer dem Minner als Gott entdeckt, in ergreifend einfacher Weise zum Ausdruck kommt.

Die Rolle, in der Schelper aber entschieden unerreicht dasteht, ist sein Hans Sachs. Ich glaube, daß keine Künstlerindividualität mit der Gestalt des Nürnberger Poeten, wie sie uns Wagner in seinen „Meistersingern“ so lebendig vor Augen führt, so voll und ganz verschmelzen kann, wie diejenige Schelpers. Wer Schelper einmal als Hans Sachs gesehen hat, wird sich den liebenswürdigen Dichter der „ungleichen Kinder Evae“ und des „Heiß' Eisen“ gar nicht mehr anders vorstellen können. Hier ist das Darsteller-Ideal Wagners verwirklicht, alles Opernhafte und Schauspielermäßige ist abgefallen, und wir glauben den biederen Nürnberger Meister in seiner Bescheidenheit und seiner inneren Größe, seiner Schalkhaftigkeit und seinem Tiefsinn leibhaftig vor uns zu schauen. Wie natürlich und ungezwungen bewegt er sich im ersten Akt unter den Meistern, sich nirgends vordrängend, sondern immer zurückstehend, wie einfach und doch so warm klingt seine Verteidigung Walter Stolzings und seines Gesanges, wie väterlich spricht er mit Evchen Pogner unter der Thür seiner Schusterwerkstätte, und wie schalkhaft weiß er den Beckmesser zu nehmen, dem er mit seinem Schusterhammer die schönsten Koloraturen verdirbt! Auch den berühmten Anfang des dritten Aktes („Wahn, überall Wahn“) kann man sich nicht schöner und poetischer vorstellen, als in Schelpers Auffassung. Wie herzlich klingen die Worte dieses Selbstgespräches, und doch sind sie stets von einem ganz leisen, unendlich gemütvollen humoristischen Hauch umzittert, wie vom Lächeln des Poeten, der von der sonnigen Höhe seines Genius auf das Weltgetriebe hinabschaut. Die mit so einfacher Bescheidenheit gesungenen Verse (dritter Akt, Scene auf der Festwiese):

„Euch macht ihr's leicht, mir macht ihr's schwer,
Gebt ihr mir armen zu viel Ehr'“

klingen mir immer in den Ohren.

Diese wahre und aufrichtige Bescheidenheit bildet überhaupt den Grundton von Schelpers Künstlercharakter; und gerade dadurch, daß er nichts anderes sein will, als der getreue Interpret des Dichters und des Komponisten, erreicht er in seiner Kunst das Höchste.

Der Naturalismus und das deutsche Publikum.

Von Curt Heinrich.

(Stettin.)

Wenn ich es in Nachfolgendem versuchen will, die Beziehungen zwischen unserem modernen Naturalismus und dem gebildeten deutschen Publikum möglichst klar zu legen, so gilt es zunächst, die traurige Thatsache festzustellen, daß dieselben leider noch sehr gering und, wo vorhanden, die denkbar schlechtesten sind. Über die gewöhnliche, grausam verhunzte Bedeutung von „gebildet“ und „ungebildet“ werde ich nachher noch ein Wort zu reden haben. Daß ich mit meiner Behauptung nicht zu weit gehe, werden mir an erster Stelle die Herren Schriftsteller und Verleger bezeugen, welche kühn die Bahn des alten Schlendrian verlassen haben und nun schmerzlich erfahren müssen, daß die Zeit zwar eine heiligende, aber gerade deshalb sehr unheilige Macht ist, und daß die große Menge nach wie vor hypnotisiert auf der Gebräuche tiefgefahrene Spur starrt.

Das Publikum des Mittelstandes, von jeher der traditionelle Träger unsrer Kultur und Wissenschaft, sträubt sich ängstlich und hartnäckig gegen alles, was den leisesten Beigeschmack von Naturalismus hat. Sehnsüchtig, anhänglich, umklammert es seine Ebers, Dahn, Freytag; die Besseren schwärmen für Paul Heyses Novellen, und langweilen die Hieroglyphen Einen gar zu sehr, so singt man mit Rudolph Baumbach Spielmannslieder oder vergießt Thränen lächelnder Rührung in der friedlichen Klause bei „Leberecht Hühnchen“.

Die zierlichen Goldschnittbände aus dem Verlag von Liebeskind gewähren auf dem Weihnachtstische mit den verschiedenen papyris Ebers eine reizvolle Abwechselung. Eine besondere Spezies ist der Frauenroman. Auch nach dem Tode der genialen Erfinderin ernährt die Marlittiadenindustrie so manches Mitglied des schönen Geschlechts, und ach, das Monopol wird nicht einmal immer von den männlichen Kollegen respektiert.

Die Kunst soll ja erfreuen. Mit diesem, bald seraphisch gehimmelten, bald polemisch gebrüllten Schlagworte wird alles, was die Augen unangenehm öffnen oder Nerven und Leidenschaften in eine, das saufte Maß der aurea mediocritas bös überschreitende Erregung setzen könnte, resolut beiseite geschoben. Den Namen Zolas in Damengesellschaft zu nennen, gilt als Verbrechen, und als ein Unglückspilz kürzlich in allerdings etwas exklusiver Gesellschaft von Halbes Jugend zu sprechen anfing, entstand epidemisches Kopfschütteln und Naserümpfen. In Berlin selbst verschwindet

dieses konservative Element schon vielfach hinter dem zweiten Publikum, von dem ich später reden will. Aber überall verdanken Halbe, Tovote, selbst Sudermann (Ehre, Sodoms Ende bes.) nicht jenen privilegierten Bildungsträgern ihre großen Erfolge, sondern der allmählich heranwachsenden emanzipierten Jugend. Im Gegenteil, Väter und Mütter wetteifern miteinander, ihre christlichen Häuser von dem modernen „Schmutze" rein zu halten, und es ist oft possierlich anzusehen, wie bei solchem Generalwaschfeste Männlein und Weiblein einträchtiglich mit der grünen Seife der Moral und dem Spülwasser ethisch-religiöser Phrasen für Thron und Altar herumhantieren.

Woher diese Scheu? Woher dieser Haß? Welche Faktoren sind es, die so abschreckend wirken? Die Antwort ist kurz: Sinnlichkeit und soziales Elend. Und was macht sie dazu? Die Antwort ist nicht länger: Feigheit und Schwäche. Voilà tout. Das Publikum ist schwach; es muß lernen, stark zu sein. Das Publikum ist feige; es muß lernen, mutig zu sein.

Ihm selbst kann zwar hierbei nur der kleinste Schuldteil an seiner Schwäche aufgebürdet werden. Was es geworden ist, ist es in notwendiger Folge, nach dem ehernen Gesetze historischer Entwicklung geworden. Das Entsagungsgebot Jesu, durch fast zwei Jahrtausende getreulich vom Vater dem Sohne vererbt, läßt auch den Bürger des neunzehnten Jahrhunderts in jeder Fleischeslust nur die Sünde erblicken, und von der Sünde, wenn sie auch noch so süß ist, darf man nicht reden. Ja selbst wo diese Erinnerung schon erloschen ist, wo die Keime moderner Weltanschauung auf fruchtbaren Boden gefallen sind, schämt man sich der „tierischen Leidenschaft".

Die Liebe, der wir die, wenigstens für den Augenblick, ungetrübtesten Stunden des Glücks verdanken, wird bei Tage mit dem grauen Nebelschleier des Unanständigen, shocking verhängt.

Selbst für die Ehe, dieses heilige Institut, die Sünde moralisch zu machen, ist eine Ausnahme selten gestattet. Jeder weiß zwar, daß selbige erfunden ist, das alte Jehovahgebot zu realisieren: „Seid fruchtbar und mehret euch!" und preist von Herzen die Einrichtung, ohne welche kein Exemplar des homo sapiens mehr sündigen und seine Sünde gewissenhaft abbüßen könnte, aber es offen auszusprechen oder gar sinnliche Leidenschaft und brünstige Liebeslust künstlerisch darzustellen, ist auch hier ein horreur. Alles, was auf diese gewaltigste Kraft des menschlichen Organismus und seine mannigfaltigen Bethätigungen und Komplikationen im sozialen Leben deutlich, offen hinweist (weise verhüllt, mit idealen Floskeln verbrämt, steht die Sache ganz anders), ist in Acht und Bann gethan; Unwissenheit heißt Unschuld, Schwäche Tugend. Wahrlich es ist Zeit, daß wieder einer aufstände, um mit schallender Stimme hineinzurufen: μετανοεῖτε Wandelt euch!

Werft die Maske ab, die euch schon lange nicht mehr steht. Laßt den Christen, werdet zum Menschen! —

Die Sinnlichkeit war der eine der Faktoren, welche unserem heutigen Publikum im Mittelstande den Naturalismus unverdaulich machen. Der zweite ist die ungeschminkte Darstellung des sozialen Elends und der Tiefen der menschlichen Natur. Im letzteren, aber auch nur in letzterem, hat es Emile Zola zu unerreichter Meisterschaft gebracht. Er verdankt seinen weiten Leserkreis, der nicht in dem gebildeten Publikum, sondern zu einem leider großen Teile unter einer, aller ernsten Interessen baren, sensationshungrigen Masse zu suchen ist, dem geheimnisvollen Gruseln, der unbekannten Stimme, die bei den scheußlichsten Verbrechen sich in der Brust des Lesers erhebt. C'est moi aussi que cette bête.

Über das soziale Elend und die ungeheuren Mißstände unseres gesellschaftlichen Lebens ist schon unendlich viel geschrieben und gedruckt worden. Ohne großen Nutzen.

Eine andere Feder, die mit anderer Tinte schreibt, wird einst mehr erreichen. Unsere beati possidentes folgen zum größten Teil noch immer dem edlen Vorbilde des Vogels Strauß. Vor allem aber in der Kunst wollen sie von dem grauen Gespenst nichts wissen.

„Daß es Hunger und Elend in der Welt giebt," philosophiert Herr Lehmann, „höre und sehe ich alle Tage; in der Kunst will ich es eben vergessen. Soll ich nur und immer von Armut, Not, Verzweiflung, von Verbrechen und Schande lesen? Dann lasse ich es lieber ganz bleiben."

Hier berühren sich Recht und Unrecht des Publikums, hier beginnt das Sollkonto des Dichters.

Als der Naturalismus zuerst seine Parole ausgab, war es der Ruf nach Wahrheit, Wahrheit des Stoffes und Wahrheit der Form. Gegen den in seiner zimperlichen Schwäche immer anmaßender gewordenen Pseudoidealismus und einen lackierten Realismus, der die Poesie des soliden Bürgerstandes, frisch auf Flaschen gezogen, dem braven Bürgersmann nach des Tages Sorg' und Mühen als Abendtrunk kredenzte, erhob sich die sehr unsolide neue Generation, die ihre Stoffe nicht mehr aus dickleibigen Kontobüchern und modrigen codices ziehen wollte, sondern zuerst wieder der Stimme des eigenen Herzens und des eigenen jugendheißen Blutes lauschte. Sie, die jungen Dichter, sahen die Sinnlichkeit, in der sie die Quintessenz aller Lebenskraft erkannten, aus dem Gebiete poetischer Darstellung verbannt, jede Leidenschaft ängstlich nach den Paragraphen des Wohlanstandes geregelt und gepreßt. Was Wunder, wenn sie zuerst etwas allzuforsch Front machten, überall nur die Sinnlichkeit aufsuchten und später in die Gefahr gerieten, die Sklaven einer Manier zu werden.

Mit der radikalen Opposition gegen alles Shockingtum und jede Leisetreterei verband sich bei diesen Jüngstdeutschen die Neigung, auf der Suche nach Stoffen und Modellen überhaupt aus dem Rahmen der Gesellschaft herauszugehen. Proletariat und Halbwelt mit ihrer Offenheit der Leidenschaften und des Begehrens mußten ihnen den Hintergrund zu ihren Bildern liefern. Sie wollten eben keinen Kulturschmuck und Firlefanz, sondern reine, unverfälschte Natur. Sie haßten die Gesellschaft mit ihrer Verlogenheit, ihrem Egoismus und legten ihr die Verantwortung auf für das entsetzliche Elend, auf das sie bei ihren Entdeckungsreisen stießen. „Seht her, so schön und gut ist alles, so herrlich ist es eingerichtet, so zufrieden und glücklich sind die Menschen," riefen sie höhnisch und deckten mit schonungsloser Hand den ganzen Schmutz, das ganze fast unsagbare Elend der Millionen auf. „Wahrheit," ächzten sie, „glaubt ihr in euren Kirchen zu holen; hier habt ihr sie, seht sie euch an!"

Ein starker sozialistischer Zug ging durch alle Werke dieser Schule, der Henckell, Hauptmann, Kretzer, Alberti u. a., welcher ganz dazu angethan war, dem friedliebenden Bourgeois eine Gänsehaut überlaufen zu lassen. Daß es ganz so schlimm damit nicht gemeint war, konnte er nicht wissen, und einzelnen besonders schneidigen Produkten gegenüber kann man ihm sein Gruseln nicht einmal verdenken. Einige der jungen Stürmer fingen nämlich an, bald nach ihrer berechtigten Opposition gegen eine überlebte Schablonendichtung völlig zu vergessen, daß es außer Dirnen und zu Grunde gerichteten Proletariern noch Wesen gäbe, die zwar nicht ganz tadellos, aber doch immerhin würdig wären, mit dem Namen „Mensch" bezeichnet zu werden.

Nach dem Autoritätsmuster Zolas wurde, wie schon angedeutet, zu der Wahrheit des Stoffes die Wahrheit der Form gefordert. Man pries als das vollkommenste Dichtwerk die möglichst unretouchierte photographische Wiedergabe der Alltagswirklichkeit. Aber daß auch in dieser Schönes neben dem vielen Häßlichen, Edles neben dem Gemeinen vorhanden ist, schien man oft zu vergessen. So, daß die Versuchung nahe trat, zu glauben, die Bestrebungen liefen darauf hinaus, nur das Häßliche häßlich, das Ekelhafte ekelhaft darzustellen und auch Männer von der Lektüre der „Neusten" abschreckte, die redlich bemüht waren, den Geist der neuen Zeit zu fassen. Man nahm begeistert die Losung auf, die uns aus Frankreich im „roman expérimental" frisch importiert wurde.

Die Dichtkunst, hieß es, ist eine Wissenschaft (vide Harsdörfer, poetischer Trichter!), reine Objektivität ist das Poetischste, und vor lauter Wahrheitsbegeisterung war man dahin gekommen — die Wahrheit auf den Kopf zu stellen. Denn Dichtkunst und reine Wissenschaft sind Antinomien in

jedem Punkte, wenn auch von dem Dichter gefordert werden muß, daß er die Ergebnisse der Wissenschaft seiner Zeit in sich aufgenommen und verarbeitet habe. Die Kunst soll ihre Aufgabe noch immer in der Darstellung der Wahrheit, nicht der Wirklichkeit erblicken.

Was macht denn den großen Dichter? Doch nicht seine Kenntnisse, nicht seine Scharfsichtigkeit und Beobachtungsgabe, auch nicht die mehr oder minder bedeutende Fähigkeit des Schreibens und Reimens (wenn dieses alles auch unumgänglich zum Dichter gehört), sondern die große eigenartige Weltanschauung, welche die ganze umgebende Welt, Natur und Menschen, Gegenwart und Vergangenheit in einem Brennpunkte zu sammeln, und den mannigfaltigen Bildern und Gestalten, die sich dem Geiste aufdrängen, um von ihm geläutert und gehoben, wiedergeboren zu werden, denselben ewig lebenskräftigen Herzschlag mitzugeben vermag. Die letzten Jahre haben, wie es scheint, schon manchem Stürmer diese Einsicht gebracht. Daß man dabei nach dem Gesetze vom Stoß und Gegenstoß in einer fast phantastischen Verherrlichung des autonomen Ich zu weit ging, ist ohne große Bedeutung. Auf jeden Fall bezeugen Werke, wie Harts „Sehnsucht", Conrads Schriften, der „Münchener Musenalmanach" und „Neuland", ein Sammelbuch moderner Prosadichtung, daß man dabei ist, den zolaistischen Objektivitätsnaturalismus zu überwinden. Ja Zola selbst, als Mann und Künstler ohne Gleichen, hält in der Praxis seine Theorie nicht ein. Seine Romane sind mehr als naturgetreue objektive Schilderungen eines lambeau de vie, sie sind die von einer einheitlichen großen Weltanschauung getragenen Offenbarungen eines sehenden Dichters, wie sie besonders herrlich im Doktor Pascal in seinem Glauben an das Leben hervortritt.

Ein mächtiger Helfer im Kampfe ist Friedrich Nietzsche, die gewaltigste und eigenartigste Persönlichkeit des fin de siècle. Er mahnt mit Donnerworten, daß wir über der Breite die Höhe nicht vergessen dürfen, daß das Große und Kraftvolle auch das Gute ist, wie er es seit langer Zeit wieder mutig ausspricht, daß wir Wollen und Leidenschaften besitzen, nicht, um sie zu unterdrücken, sondern um uns mit ihnen zu neuer Höhe zu erheben. — —

Das „gebildete" Publikum zwar verhält sich auch dieser neuen fröhlichen Wendung gegenüber äußerst ablehnend. Es schimpft über Nietzsche, ohne eine Zeile von ihm gelesen zu haben, verspottet kindlich, was es nicht versteht, und läßt sich von den erbaulichen, mitunter auch lachhaften, aber immer angenehm und spannend zu lesenden Historien der Frau Baronin von Knobelshof-Brenkendorf geb. von Eschstruth in ein sanftes Nachmittagsnickerchen wiegen. — — —

„Gebildet", ich werde sofort verständlicher, wenn ich ein Wörtchen

hinzusetze, „akademisch gebildet", d. h. diverse staatlich überwachte Examina überstanden habend. Was solch ein Glücklicher weiß, womit er sich beschäftigt, ob er sich auch nur in der geringsten Sache den Luxus einer eigenen Ansicht leisten kann, wen kümmert's? Er ist in die Hallen der Bildung eingetreten, und wird mit freundlichem Händeschütteln empfangen. Nun hat er sie, nun ist das Große erreicht, schwarz auf weiß bezeugt liegt es in seinem Schreibtische. An ihn wenden sich jetzt Schriftsteller und besonders Verleger, für ihn entstehen jedes Jahr neue illustrierte Zeitschriften, was ihm gefällt, bringt Ehre und Gewinn, und endlich, da so viele es ihm sagen, hält er sich selbst für den kompetenten Richter über vernünftige und unvernünftige, gute und „gemeine" Bücher. Sieht er nun gar diese seine Meinung, kraft der geistigen Uniformität aller „ordentlichen Mitglieder an dem Pack der Menschheit" überall bestätigt (wobei einige Leithämmel tüchtig voranposaunen und „kritisch begründen"), so ist sein Litteratururteil fertig, der Modepoet gemacht. Daß der gebildete Mann während seiner ganzen Lehr- und Universitätszeit sich den Kuckuck was um die deutsche Litteratur geschert hat, daß alle die modernen Fragen ihn niemals mehr als recht oberflächlich bewegt haben, oder gar für ihn keine Fragen waren, ja, daß meist die vielgerühmten humanistischen Studien seit dem Abiturientenexamen links liegen geblieben und dem engsten Fachstudium gewichen sind, — weiß er wohl recht gut, aber das traurig-komische Produkt dieser Bildungsfaktoren zu erkennen und durch Zufügung neuer Werte zu verbessern, wird ihm nicht einfallen. Später in Amt und Würden angelangt, wird dann allmählich auch die Erinnerung an die unreife Jugend zum Erlöschen gebracht. Man hat doch (selten, aber doch einigemal) zu sündigen den Mut gehabt, man hat wohl gerade die Bücher eifrig gelesen, welche man heute bitter verdammt. Zwar ist solche Erinnerung an ferne Sünden nicht ohne eine gewisse süße Wehmut, und vor den Augen des gestrengen Herrn Gerichtsrats steigt schattenhaft in rosig flimmernden Wolken ein holder Mädchenleib auf . . . . . aber wo blieben da Moral, Sitte, Gesellschaft und last not least die Religion. Religion muß sein, auch wenn man in aufrührerischen Stunden den bösen Spötter akkompagniert in seinem

„. . . . . Eia popeia vom Himmel,
„Womit man einlullt, wenn es greint,
„Das Volk, den großen Lümmel."

Das ist die alte Bildung, das akademisch gebildete Mittelstandspublikum (der an Zahl geringe Adel schließt sich, soweit er Bücher liest, mit wenigen glänzenden Ausnahmen dem Bürgertume an), aber schon ist eine zweite wahre Bildung und ein zweites Publikum erstanden. Die moderne, emanzipierte Jugend ist auch den alten Weg gegangen, aber sie ist dabei

nicht ſtehen geblieben. Sie hat erkannt, daß, wie jeder Menſch, ſo jede Zeit ſich ſelbſt das Nächſte iſt, ſie hat mutig alle überlebten Vorurteile, alles modrige Gerümpel längſt überholter Zeiten beiſeite geſchoben und ſich dafür eine weite, freie Weltauffaſſung, deren Baſis die Errungenſchaften der modernen Wiſſenſchaft bilden, in tapferer Arbeit erkämpft. Viele Irrtümer mögen dem einzelnen anhaften — es iſt die Jugend —, viel Leid und Unfrieden mag in dem Streite zwiſchen dem Alten und dem Jungen in Haus und Familie getragen werden; doch mit ihm thut unſere Kultur einen, wenn auch heute oft noch unſicher erſcheinenden Schritt vorwärts. Vorwärts kann aber allein die Kraft, und Kraft iſt Leben.

Unſere moderne, emanzipierte Jugend bildet den Leſerkreis unſerer naturaliſtiſchen (wenn dieſer terminus technicus heute noch berechtigt iſt) und modernen Dichter, aus ihr rekrutiert ſich der junge Nachwuchs, und ihr iſt es zu verdanken, daß auch andere Dichter den Mut finden, einen friſcheren, freieren Ton anzuſchlagen, wie, daß ganz allmählich von Jahr zu Jahr das große Publikum anfängt, auch einmal (noch leider recht ſelten) den lebenskräftigen, machtvollen Liedern der neuen Sänger zu lauſchen. Zugleich aber iſt ſeine rückhaltloſe Kritik der beſte Schleifſtein für alle Unebenheiten und Auswüchſe der modernen Dichtung. Nein, wir ſind keineswegs geneigt, dem Häßlichen einen Lorbeerkranz aufzuſetzen. Was wir erlangen, iſt Offenheit, Schönheit und Kraft; was wir verabſcheuen und bekämpfen zimperliche Schwäche und ſelbſtſüchtige Verlogenheit. —

Don Quixote in entwickelungsgeſchichtlicher Beleuchtung.

Eine litterariſch-pſychologiſche Studie von Dr. S. Sigismund Epſtein.

(Bern.)

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung in der Geſchichte der Kritik, daß die jeweiligen Tendenzen und philoſophiſchen Syſteme, welche ſie beherrſchen, ſich gerne an ein und derſelben litterariſchen Geſtalt verſuchen, und an den Peripethien, welche dieſe Geſtalt dann durchmacht, kann man oft mit geradezu chronologiſcher Sicherheit diejenigen Wandlungen abſehen, welche in der Geſchichte der litterariſchen Kritik vor ſich gingen. Es iſt dabei allerdings

nicht zu verwundern, daß der ursprüngliche Charakter der Gestalt dabei oft verloren ging und nur als bequeme Hülle diente, in welche man so viel hineindeuten konnte, daß man sich vollständig der Mühe überhoben hielt, etwas herauszudeuten; erst der entwickelungsgeschichtlichen Methode gelang es, diese verschiedenen litterarischen Gestalten so wiederherzustellen, wie sie waren, und zu zeigen, was der Dichter oder Verfasser eigentlich wollte.

Eine solche vielgeplagte litterarische Gestalt war „Don Quixote". Wollte man alles, was über den Ritter von der traurigen Gestalt schon geschrieben wurde, zusammenstellen, so dürfte sich eine stattliche Bibliothek ergeben. Wie viele haben sich nicht an dem Helden von der Mancha versucht? Ihre Zahl ist Legion, es sind darunter Philosophen wie Schelling und Hegel; Künstler wie Byron, Goethe, Heine; Kritiker wie Sismondi, Hallam, Prescott, Ticknor. Und anstatt daß nun diese Gelehrten alle zu einem wenigstens halbwegs übereinstimmenden Resultat gekommen wären, finden wir unter ihnen nicht zwei, welche die gleiche Meinung teilen.

Hand in Hand mit der Entwickelung der Philosophie und demgemäß auch der Kritik sehen wir, wie auch „Don Quixote" seine Gestalt verändert.

Die Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts, wie St. Evremont und Bodmer, urteilen nach dem unmittelbaren Eindruck, den das Werk des Cervantes auf sie hervorbrachte, ohne nach tieferen Gründen zu forschen. Sie bewunderten den Verfasser, der es verstand, in einem genialen Durcheinander Ernstes und Komisches vorzuführen, sie waren des Lobes voll über die meisterhafte Charakterzeichnung.

Mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts macht sich in der ganzen Litteratur, so auch in der Kritik, der Einfluß Kants geltend, man beginnt in früher wenig beachteten Gestalten nach einer bestimmten Tendenz, nach einer tragenden Idee zu forschen.

Und hier beginnt eben das Hineindeuten eigener Philosopheme in die Gestalten Don Quixotes und Sanchos, so daß mit der Zeit aus diesen zwei Gestalten reine Symbole wurden.

Der erste, der in den „Don Quixote" eine weltschmerzlerische Tendenz hineindeutete, war Bouterweck; er meint nämlich, Cervantes hätte die Absicht gehabt, einen Menschen darzustellen, der, für alles Gute und Edle schwärmend, sich die phantastische Idee in den Kopf gesetzt habe, dieses Gute und Edle in Gestalt des fahrenden Rittertums wieder herzustellen; er sieht daher in Don Quixote den Repräsentanten des idealen Enthusiasmus und in Sancho, als Gegensatz, den trockenen realen Alltagsmenschen, der keine andere Religion kennt, als die seines Magens und seiner Kehle.

Wie wir sehen, kommt Don Quixote bei Bouterweck noch ziemlich glimpflich weg.

Ganz anders geht allerdings Sismondi in ſeiner: „De la litterature du midi de l'Europe“ ins Zeug. Er läßt ſich in folgender Betrachtung ergehen: „Jedes heroiſche Verfechten einer großen Idee erſcheint uns vom idealen Standpunkt edel und rührend; es iſt jedoch ſehr leicht möglich, daß derſelbe Verfechter uns vom Standpunkte des praktiſchen Alltagslebens höchſt lächerlich erſcheint.“ Dies hätte Cervantes zeigen wollen, indem er in Don Quixote einen Typus für die Hinfälligkeit menſchlicher Ideale aufſtellte. „Deshalb,“ ſchließt Sismondi, der, wie es ſcheint, in Don Quixote einen Narren von ganz eigener Kategorie ſah, „iſt Don Quixote das traurigſte Buch auf Gottes Erden, denn die Moral, die ſich daraus ergiebt, iſt höchſt erdrückend.“

Daß Byron und Heine unſeren Ritter nur als Spiegel ihres eigenen Weltſchmerzes betrachteten und in dem Werke eine Satire auf den Idealismus der Menſchheit ſahen, iſt ſo natürlich, daß es kaum erwähnenswert wäre, wenn dieſe Allegoriſierung, dieſes Auffaſſen Don Quixotes als poſitiven Typus nicht dazu geführt hätte, daß all die früher citierten Männer nur für den Ritter von der traurigen Geſtalt und gegen Cervantes Partei ergriffen, indem ſie ihn der Verſpottung der Ideale und der Untergrabung des Patriotismus ziehen.

Die vereinzelt daſtehenden Meinungen, die Don Quixote als negativen Typus auffaßten, fanden beinahe gar keine Beachtung, ſoweit waren die beiden Hauptcharaktere unſeres Romanes verſymboliſiert und verallegoriſiert.

Die Frage lautet demnach: Iſt Don Quixote ein realiſtiſcher oder ein idealiſtiſcher Typus? Man kann mit eben demſelben Rechte antworten: keines von beiden, wie: beides.

Die entwickelungsgeſchichtliche Methode ſoll uns die Richtigkeit dieſer Behauptung darthun und uns zu einer objektiven pſychologiſchen Analyſe Don Quixotes führen. Es iſt vor allem von Bedeutung, uns darüber klar zu werden, unter welchen hiſtoriſchen Bedingungen und in welchem litterariſchen Milieu der Roman des Cervantes entſtand.

Infolge der langjährigen Maurenkämpfe, die Spanien in ein fortwährendes Kriegslager verwandelt hatten, fand dort das fahrende Rittertum mit all ſeinen Auswüchſen beſonders günſtigen Boden. Wie groß ſein Einfluß geweſen ſein muß, geht daraus hervor, daß in dem berühmten Geſetzbuche Alphons des Weiſen aus dem 13. Jahrhundert ſich ganze Stellen finden, die Vorſchriften über die Kampfesart zwiſchen fahrenden Rittern enthalten.

Die ſuggeſtive Wirkung der verſchiedenen Abenteuer und die daraus entſprungenen Verrücktheiten à la Ulrich von Liechtenſtein ſind allzu bekannt, als daß es ſich verlohnen würde, dieſe für ihr Zeitalter aller-

dings typischen Platitüden zu wiederholen; eine geschichtlich verbürgte Ungeheuerlichkeit ist es allerdings, daß König Juan II. diese Narrheiten nicht nur nicht zu verhindern trachtete, sondern sie sogar offen unter seinen Schutz nahm.

Daß dieser Blödsinn nun noch zu einer Zeit fortblühte, wo schon längst die Spur des letzten Mauren verschwunden war, und dadurch, daß ihm jetzt sogar der Schein einer tragenden Idee fehlte, nur noch widerlicher wurde, läßt sich nur aus der üppig fortwuchernden Litteratur der Ritterromane erklären.

Im 15. Jahrhundert erschien der berühmte „Amadis von Gallien" und machte auf die Gemüter einen geradezu sinnverwirrenden Eindruck; er erlebte eine Auflage nach der anderen, so daß er schließlich neben dem Evangelium in keiner spanischen Familie fehlte; und es läßt sich nur durch die allgemein überhitzte Renaissance-Stimmung erklären, daß die Leute alles, was darin stand, für bare Münze nahmen; der spanische Chronist Castillo erzählt uns, daß Philipp II. bei seiner Verheiratung mit Maria Tudor allen Ernstes und feierlich gelobte, dem Throne zu Gunsten des Königs Artus zu entsagen, falls dieser wiedererschiene, und ein anderer Schriftsteller, namens Valdez, erklärt kategorisch, daß zu seiner Zeit, d. h. im 16. Jahrhundert, überhaupt nichts anderes gelesen wurde, als Ritterromane.

Wie groß der Einfluß dieser Litteratur auf die Gemüter war, geht am klarsten daraus hervor, daß Karl V. im Jahre 1553 auf Anraten der Cortes ein Gesetz erließ, das die Ausfuhr von Ritterromanen nach den Kolonien bei strenger Strafe untersagte; dieses Gesetz auf ganz Spanien auszudehnen, war jedoch nicht möglich, da man, so paradox dies auch klingen mag, eine Volkserhebung befürchtete.

Aus all dem gesagten geht hervor, daß es ein edles Unternehmen, eine hochpatriotische That war, den Kampf mit dieser litterarischen Seuche aufzunehmen und durchzuführen bis zur Vernichtung. Unsere nächste Aufgabe wird demnach sein, zu zeigen, daß Cervantes eben diesen und keinen anderen Zweck mit seinem „Don Quixote" verfolgte und welche Mittel er anwendete, um sein Ziel zu erreichen. Welche Absicht Cervantes verfolgte, geht aus dem Vorwort zum ersten Bande des „Don Quixote" am klarsten hervor, wo der Dichter seinem Freunde folgende Worte in den Mund legt: „Trachtet, daß der Melancholiker lache und der Lustige noch lustiger werde; die Hauptsache jedoch ist, daß Ihr nicht Euer Ziel aus den Augen verlieret, nämlich den wankenden Bau der Ritterromane völlig zu zerstören, welche zwar von wenigen getadelt, aber dafür von sehr vielen in den Himmel gehoben werden. Wenn Ihr dieses Ziel erreicht, so wird Euer Verdienst wahrlich kein kleines sein."

So läßt sich Cervantes vernehmen, und die geäußerte Absicht ist so klar, daß man eben über dem Werke den Dichter vergessen muß, um ihm irgend etwas anderes unterzuschieben.

Zwischen dem Erscheinen des ersten und zweiten Bandes vergingen zehn Jahre, und es ist anzunehmen, daß Cervantes von mancher Seite Aufmunterung erhielt, sein so schön begonnenes Werk fortzusetzen und zu Ende zu führen; in der Vorrede zum zweiten Bande sagt er: „Mein einziger Wunsch war, gegenüber den tollen und lügenhaften Ritterromanen Ekel zu erregen, welche, wie ich hoffe, durch mich tödlich getroffen, wanken und hoffentlich bald ganz im Staube liegen werden."

Diese Hoffnung hat sich in einem Maße verwirklicht, wie es Cervantes wohl selbst nicht ahnte. Was der Gesetzgebung, den Denkern nicht glückte, das gelang Cervantes. Es ist festgestellt, daß seit dem Erscheinen des „Don Quixote" kein neuer Ritterroman mehr gedruckt wurde und die alten keine neue Auflage mehr erlebten; das Publikum hatte eben das Interesse an diesen Machwerken vollständig verloren.

Wir legten uns weiter die Frage vor, welche Mittel Cervantes anwandte, um seinen Zweck zu erreichen. Er handelte eben wie ein sehr geschickter Taktiker, indem er einsah, daß man den Feind nur dann schlagen kann, wenn man ihn mit seinen eigenen Waffen angreift.

Cervantes wählte deshalb nicht die Satire, sondern die Karrikatur, indem er in seinem Werke nicht nur Ton und Stil, sondern auch den Geist der Ritterromane aufs gelungenste parodierte.

Wenn nun auch Form und Inhalt naheliegend waren, so lag das Hauptproblem für Cervantes darin, wie er den Charakter seines Helden gestalten sollte?

Wäre die Wahl seines Helden auf irgend einen Bauerntölpel gefallen, so würde er damit wohl Heiterkeit mit demselben erweckt, nie aber den schädlichen Einfluß der Ritterromane auf einen intelligenten Menschen dargethan haben; hätte er einen durch die Ritterromane tief unglücklich Gewordenen in den Mittelpunkt seines Werkes gestellt, so hätte man wahrscheinlich über dem positiven Mitleid mit dem Helden den Hauptzweck gänzlich übersehen.

Was blieb also Cervantes übrig? Er mußte eben in seinem Helden solche Charaktereigenschaften zu vereinigen suchen, welche auf die Sensation komisch, auf die Reflexion ernst wirken würden.

Und da liegt eigentlich der Schlüssel zur Doppelnatur Don Quixotes; er ist eben ein kulminierter Typus der damaligen Zeit.

Personen, die nicht imstande sind, etwas eigenes zu schaffen, sondern etwas abgelebtes aufgreifen, und selbst von diesem nur die Form ohne den Inhalt wiedergeben, müssen auf uns als Karrikatur wirken. Ohne

die ihm anhaftenden Verrücktheiten wäre Don Quixote ein gebildeter, intelligenter Durchschnittsmensch; sein Fehler war eine höchst empfängliche Phantasie bei schwachem Willen. Dies die krankhafte Prädisposition unseres Helden, aus der sein ganzes übriges Thun und Lassen schon logisch folgt. Die Suggestion, welche die Ritterromane auf ihn ausüben, bringt seine ohnehin schon krankhaft starke Reaktionsfähigkeit gänzlich aus dem Gleichgewicht; er bildet sich ein, Held zu sein; da er aber kein Originalheld ist, so sucht er „nach berühmten Mustern" zu handeln, ohne daß das innerste Wesen seiner Vorbilder auf sein Gefühlsleben und seine Empfindung einen tieferen Einfluß ausüben würde. Daraus erklärt es sich auch leicht, warum Don Quixote, so lange kein äußerer Anlaß vorhanden ist, vernünftig handelt und spricht; es bedarf jedoch auf dem Wege der Ideenassociation nur des geringsten Anlasses, der mit seiner idée fixe in irgend einer Verbindung steht, und sofort tritt sein zweites „Ich" in Aktion. Dieser Unterschied zwischen den beiden Wesen, dem wirklichen und dem suggerierten, dieses Mißverhältnis zwischen Form und Inhalt, verbunden mit Gebräuchen, die uns schon an und für sich lächerlich vorkommen, ist es eben, was auf unsere Sensation so bezwingend komisch wirken muß.

Das tragische Moment liegt einzig darin, daß die Reflexion uns sagt, wie aus dem Guten, das aus seinen Schranken heraustritt, nicht Würde, sondern ein Zerrbild entsteht.

Wir sagten oben, Don Quixote sei kein selbständig handelnder Charakter, sondern ein Suggestionsprodukt der Ritterromane; dies wird durch seine Handlungen mehr als bestätigt.

Das psychologische Moment, das treibende Agens seiner Handlungen ist eben nichts anderes als Erinnerungsbilder an seine eingebildeten Vorgänger, Erinnerungsbilder, deren Intensität die Höhe einer Hallucination erreicht.

Don Quixote ist ein nach langem Schlafe wiedererwachter Amadis; aber was hatte er nicht alles verschlafen: den Fall des Feudalsystems und der früheren Staatsordnung, den Anfang der Renaissance. Aber erwacht, merkt er nicht, daß die Zeit der Feen und Zauberer vorbei ist, daß die Rechte der Unterdrückten nicht mehr durch fahrende Ritter, sondern durch das Gesetz beschützt werden; er merkt nicht, daß seine Ideale und Zwecke ebenso rostig und unzeitgemäß sind, wie seine Rüstung, und daß er anstatt Gutes zu stiften, nur Unheil sät und Ungerechtigkeiten verübt. Aber selbst bei Verübung dieser Heldenthaten folgt er nicht seinem Impuls, sondern überlegt erst lange, wie an seiner Stelle dieser oder jener Ritter gehandelt hätte; am typischesten ist die Geschichte mit dem mißhandelten Schenkwirt, dem unser Ritter nicht hilft, weil er sich einbildet, dazu die

Erlaubnis der Prinzeſſin Mikomikon haben zu müſſen; aber ſelbſt dann noch thut er nichts, da er in ſeinem Gedächtnis keinen Fall aufzuſtöbern weiß, wo ein fahrender Ritter einen Mann aus dem Volke verteidigt hätte.

Wo ſteckt nach alledem der edle Enthuſiasmus und die Menſchenliebe Don Quixotes, die Schelling ſo in den Himmel hebt, und dabei gänzlich zu vergeſſen ſcheint, daß Don Quixote ja gar kein Träger einer ſelbſtändigen Idee, ſondern bloß ein Abklatſch alter Ritterromane iſt.

Noch einen wichtigen Punkt in Don Quixotes Doppelcharakter ſcheint die Kritik überſehen zu haben, einen Punkt, der beſonders im zweiten Bande klar und deutlich hervortritt, nämlich daß im ſelben Moment, wo die Verrücktheit Don Quixote verläßt, es eben nicht mehr Don Quixote iſt, der ſpricht, ſondern Cervantes ſelbſt.

Cervantes *wollte* einen Tendenzroman ſchaffen und bekannte dies auch ganz offen; er ſagt: „Die Feder iſt die Zunge der Seele. Was die eine denkt, führt die andere aus. Wenn der Dichter frei iſt im Leben, ſo iſt er es auch in ſeinen Werken.“

Der Wunſch, ſein ganzes Glaubensbekenntnis in ſeinen Werken niederzulegen, war ſo lebhaft, daß er im zweiten Teile des „Don Quixote“ geradezu bedauert, daß ihm der Stoff Schranken auferlege, und er nicht alles ſo ausſprechen könne, wie er es eigentlich wolle.

Zwiſchen dem Erſcheinen des erſten und zweiten Bandes waren zehn Jahre vergangen; in dieſer Zeit hatte die Tendenz bei unſerem Dichter immer feſtere Formen angenommen; er betont, wie wir ſchon oben gezeigt, dieſe Tendenz ſo ſcharf, daß es ganz unmöglich iſt, hinter der Geſtalt des Ritters von der Mancha nicht den Dichter zu erkennen.

Hätte ſich Cervantes entſchließen können, mit dem alten Don Quixote ganz zu brechen, ſo wäre aus dem zweiten Teil ein hochmoraliſches und poſitiv bedeutendes Werk geworden; da er aber die einmal angefangene Arbeit nicht fallen laſſen wollte, da er nach ſeiner eigenen Ausſage von allen Seiten gedrängt wurde, den zweiten Teil doch endlich herauszugeben, ſo läßt er ſeine eigenen Gedanken eben durch Don Quixote ausſprechen; daß ſich Cervantes aber in dieſem zweiten Teil vollſtändig mit ſeinem Helden identifizierte, geht aus folgenden Worten der Vorrede hervor: „Für mich allein kam Don Quixote zur Welt; er verſtand zu handeln, ich zu ſchreiben; *wir bilden zuſammen einen Körper und eine Seele*.“ Eben dieſe Identifizierung erklärt auch den verſöhnenden Schluß auf Koſten der natürlichen Entwickelung.

Von dieſer Seite aus betrachtet, gewinnt der „Don Quixote“ für uns ein neues Intereſſe, inſofern als wir die Anſichten des Cervantes über die verſchiedenſten Gegenſtände aus dem Werke erfahren.

Zur Zeit des Cervantes kannte die dramatische Kunst in Spanien nur eine Aufgabe: sie wollte dem Publikum gefallen, und recht viel neues bringen. Ein typisches Beispiel solcher geradezu beängstigenden Produktionsfähigkeit ist Lope de Vega. Dem gegenüber bekennt sich Cervantes als ein eifriger Verfechter der klassischen Aristotelischen Richtung; er verlangt im Drama das strenge Einhalten der drei Einheiten, verbunden mit Wahrheit und Natürlichkeit der Darstellung; er sagt: „Das Drama soll ein Spiegel des menschlichen Lebens sein und zugleich eine Personifikation der Wahrheit."

Eine ganz besondere Vorliebe äußert Cervantes für den Roman; es ist dies auch sehr begreiflich; denn in dieser Kunstgattung ist dem Dichter das breiteste Feld gewährt, um einerseits seine Talente zu zeigen, andererseits sein Glaubensbekenntnis niederzulegen; er kann im Roman zu gleicher Zeit „bald Astronom, bald Staatsmann, bald Lyriker, bald Epiker, kurz Meister auf allen Gebieten sein".

Gehen wir nun zu unseres Dichters religiösen und politischen Überzeugungen über. In diesem Punkte war Cervantes eben eine echte Renaissance-Natur, unausgeglichen und voller Widersprüche, doch selbst, wo er das Gewand des Vorurteiles nicht abzustreifen vermag, ist dieses Gewand so dünn, daß die wahre Humanität und Gesinnungsfreiheit überall durchleuchtet. Daß zu Cervantes Zeit die Geistlichkeit in Spanien, repräsentiert durch die Inquisition, bei allen auch nur halbwegs frei denkenden Männern nicht sehr beliebt war, ist sehr begreiflich und es finden sich im „Don Quixote" zahlreiche Ausfälle gegen die Übergriffe und Laster der damaligen Geistlichkeit, wie auch gegen die nur äußerliche Religiosität; und obwohl bei Cervantes, als streng gläubigen Katholiken, diese Ausfälle bloß im Lückenbüßergewande figurieren und mit äußerster Vorsicht gebraucht werden, so kam der „Don Quixote" dennoch als ein von der Inquisition verbotenes Buch auf den „Index expurgatorius".

Was seine politischen Anschauungen anbelangt, so kann Cervantes hier am allerwenigsten seine Renaissance-Natur, die voller Widersprüche ist, verleugnen. Dem Sancho sagt er, stolz darauf zu sein, daß er aus niedrig geborenem Geschlecht und nicht ein hochgeborener Sünder, während er andererseits die Berechtigung der Klassenunterschiede anerkennt. Und trotz einer Apologie auf Freiheit und Menschenrechte, die wahrhaft erhaben ist und von einer Weite des Blickes zeugt, wie sie zu seiner Zeit nur sehr wenigen Personen eigen war — verlangt er die Vertreibung sämtlicher Nicht-Christen aus Spanien. In Cervantes kämpfte eben die alte Zeit mit der anbrechenden neuen — und alle die unzählbaren Perlen von Freisinn, Humanität und Edelmut, die im zweiten Teile zerstreut liegen, zeigen deutlich genug, daß der Dichter seinem innersten Wesen nach mit der alten Zeit gebrochen hatte.

Wenn wir schließlich bedenken, daß Cervantes den zweiten Band ein Jahr vor seinem Tode schrieb, und uns in ihm sozusagen sein Vermächtnis hinterließ, so werden wir nicht umhin können, diesem Manne, dem das Leben oft arg mitgespielt hat, unsere aufrichtige Bewunderung zu teil werden zu lassen und ihn an die edelsten, schönsten Renaissance-Charaktere anzureihen.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Theater.

Im k. Residenztheater wurde gleich zu Beginn der spätsommerlichen Spielzeit ein Novitätenabend geboten, der nicht ohne Reiz war.

Zunächst erschien da ein neuer Autor auf der Bildfläche: Maximilian Krauß. Sein tragischer Einakter „Der Proletarier" erwies sich, trotz mancher Mängel, als zweifellose Talentprobe. Das Stück giebt die Schlußkatastrophe aus einem modernen Künstlerleben. Ein junger, verheirateter, bereits mit einem Kinde gesegneter genialer Maler geht in Armut und Krankheit unter. Ein blutsaugerischer Bilderjude beutet ihn schamlos aus. Der Künstler kommt erst zu öffentlicher Anerkennung, als es für seine Schaffenskraft und seine Gesundheit zu spät ist, sein großes Ausstellungsbild „Ein Proletarier" erhält den ersten Preis in dem Augenblick, da der Maler mit dem Tode ringt und unterliegt. Manches ist konventionell dargestellt, manches aber atmet frische und poetische Kraft. Störend wirken namentlich die viel zu breiten Monologe, die obendrein fast immer den nämlichen Gedanken variieren: die kunstindustrielle Erwerbswelt ist eine Gaunerbande, der arme Künstler ein Proletarier wie der ärmste Fabrikarbeiter, Gerechtigkeit ist Humbug — einst aber wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt, so ähnlich und so weiter. Wie gesagt, hier ist der Autor zu verschwenderisch mit dem Wort und zu wenig spiendid mit dem Gedanken gewesen. Aber trotz der Schwächen machte das Stück den erfreulichen hoffnungsvollen Eindruck, daß es von einem Dichter von Geist und Herz und nicht von einem bloßen Theaterstückhandwerker herrührt.

Der zweite Autor des Abends war Frau Kiara Ziegler mit dem Lustspieleinakter „Flirten". Selbstverständlich war da alles höchst theaterwirksam gemacht, jede Figur war eine dankbare Rolle, und alles in rosarote Heiterkeit und Liebenswürdigkeit getaucht. Gesehen hat man diese Theaterherrschaften schon ein wenig überall in der Lustspiel- und Schwanklitteratur: den weiberscheuen Bauernbaron mit seiner alten biedern Haushälterin, den jungen Pussierhengst in Gigerlausgabe und in Gimpelsauce, die wunderschöne Komtesse, halb schnippischer Backfisch, halb routinierte Weltdame, äußerst kurbedürftig, äußerst oberflächlich und zugleich außerordentlich tief — und daß das witzige Gigerl abfällt und der bäuerliche Baron-Biedermann die gefühlvolle Komtesse, die ihr Herz im effektvollsten Augenblick entdeckt, als Braut heimführt, cela va sans dire. Aber

lustig bleibt die alte Geschichte, zumal wenn das Gigeri so glänzend gespielt wird, wie es Herr Rémond gethan, der in dieser Gattung unübertrefflich ist.

Et pour la bonne bouche, Mesdames et Messieurs, eine Arbeit aus dem Französischen von der Firma Labiche und Delacour selig in Paris, verdeutscht von August Fresenius. Der Gipfel des Unsinns und der galanten Zote, der in dieser Beleuchtung zum Gipfel wiehernden Vergnügens für den deutschen Sittlichkeitsmenschen wird. Übrigens soll nicht verschwiegen werden, daß Fresenius das pariser Ding meisterhaft verdeutscht hat.

Und so endete der erste Novitätenabend, der so tragisch begonnen, in Freude und Herrlichkeit. „Morgen wieder lustik, immer lustik!"

Nach diesem Abend folgten einige Dutzend Aufführungen von „Madame Sans Gêne", eingestreut einiges von Shakespeare, Ibsen, Benedix, Töpfer, Sudermann, Björnson.

Inzwischen wurde der Spielplan für den Winter 1894/95 fertiggestellt. Er weist folgende Neuigkeiten und Neueinübungen auf:

In der Oper: Sommers einaktige komische Oper „Saint Foix" (erste Aufführung in Deutschland); „Dalibor", dreiaktige Oper von Smetana (erste Aufführung in deutscher Sprache); Hektor Berliozs „Eroberung von Troja"; Kistlers einaktige komische Oper „Eulenspiegel" (erste Aufführung in Deutschland); Adams komische Oper „Die Nürnberger Puppe". Ferner Neu-Einstudierungen von Mozarts „Figaros Hochzeit" in neuer Inszenierung; „Alceste" von Gluck; „Uthal" von Mehul; Wagners „Rienzi" mit neuen Dekorationen und Kostümen. Im Schauspiel: „Die Minnekönigin" von Hans v. Gumppenberg; „Verbotene Früchte" von Emil Gött; „Die neue Ehe" von Schaumberger (erster Münchener Dichterabend); „Tartuffe" von Molière, übersetzt von Fulda; „Faust", erster Teil in neuer Inszenierung; „Faust", zweiter Teil zum ersten Male; „Inez de Castro", Trauerspiel von Gottfried Böhm (zweiter Münchner Dichterabend); „Wohlthäter der Menschheit" von Felix Philippi; „Des Szepters Schwere", Drama von Lichtenfeld (dritter Münchner Dichterabend); „Ein Nachtlager Corvins", historisches Lustspiel in drei Akten von Franz Nissel; ferner eine Anzahl der für kommende Saison in Aussicht stehenden, aber dem Bühnenbetrieb bis jetzt noch nicht übergebenen Novitäten, sowie eine Reihe von Einstudierungen älterer Werke. Gastspiele sind vereinbart mit: Signora Prevosti („Lucia", „Traviata" und „Barbier von Sevilla", sämtliche Vorstellungen im Abonnement), Signor Francesco d'Andrade („Figaro", „Don Juan", „Troubadour", „Hans Heiling", letzterer in deutscher Sprache; sämtliche Vorstellungen im Abonnement), Frau Lilian Nordika („Elsa" in deutscher, „Aida" in italienischer Sprache), Frau Kiara Ziegler (sämtliche Vorstellungen im Abonnement), Herrn Friedrich Haase, Abschiedsgastspiel (sämtliche Vorstellungen im Abonnement), Frau Eleonore Duse, viermaliges Gastspiel.

Das kann man sich ja in aller Seelenruhe ansehen und anhören. Himmelstürmend, hypermodern und geistaufrüttelnd ist das Programm sicher nicht. Aus den Angeln wird nichts gehoben. Neue Wege zu neuen, höheren Zielen werden nicht gebahnt. Kein großer neuer Name — Hauptmann, Hartleben, Rosmer, Dörp u. s. w. — wird ins Treffen geführt.

Kunstverein.

Im Kunstverein konnten während der Dauer der großen Sommerausstellungen im Glaspalast und in der Prinzregentenstraße erklärlicherweise keine weltbewegenden Thaten geschehen. Es gab zwar fast in jeder Woche einige neue Bilder zu sehen, die außerhalb des Bannkreises des Gewöhnlichen geschaffen waren und daher ein Anrecht auf

erhöhtes Interesse hatten, allein eine bedeutsame große Persönlichkeit trat während dieser Zeit nicht hervor.

Erst in den letzten Wochen bereitete der Kunstverein seinen Mitgliedern und Freunden eine Überraschung großen Stils durch Vorführung von über hundert Werken und Skizzen aus dem künstlerischen Nachlaß des Meisters Adolf von Meckel.

Im Mai 1893 ist dieser hervorragend begabte, unermüdlich wandernde, rasttos arbeitende Künstler aus dem Leben geschieden — freiwillig, durch einen sicher ins Herz gezielten Pistolenschuß, wie ein Jahr später die in München wirkende Malerin Emma Lutteroth.

Adolf von Meckel war kaum 37 Jahre alt geworden, als er von Kunst und Leben Abschied nahm. Wer weiß die letzten Gründe? Wer enthüllt das Mysterium der Todessehnsucht mitten im blühenden Leben? Wer kommt und nennt den Tropfen, der das bittere Gefäß des Ekels am Dasein zum Überfließen bringt?

Adolf von Meckel, einer berühmten Gelehrtenfamilie entstammend und in Berlin geboren, in Stuttgart wissenschaftlich, in Karlsruhe künstlerisch erzogen, ging frühzeitig seine eigenen Wege. Und diese Wege führten ihn bald über Europa hinaus in den Orient. Hier fand er die Heimat seiner Seele, seiner Künstlerträume, seiner liebsten Lichtprobleme.

Hier fühlte er sich sicher vor dem affenmäßig hastenden und grimassierenden und kreischenden Merkantilismus und Industriatismus des mehr und mehr sich verbrutalisierenden, amerikanischer Entseelung sich nähernden Europa.

Das von dem erwerbsgierigen, strebersischen „gebildeten" Europäer so gern unterschätzte Volk des Orientes, bei dem noch Schlichtheit der Sitten, Aufopferungsfähigkeit, Gastfreundschaft, philosophische Ruhe und Weisheit blühen inmitten einer gewaltigen, im großen Stile stimmungs- und farbenreichen Natur, trat seinem Herzen wohlthuend nahe. Seine Phantasie schwelgte in dieser poesieerfüllten Welt.

Und so ist Adolf von Meckel einer der größten und im besten Sinne modernen Orientmaler geworden.

Die von seiner Gemahlin pietätvoll zusammengestellte Nachlaß-Sammlung enthält neben weniger charakteristischen und durchgearbeiteten Sachen fertige Kunstwerke allerersten Ranges. Namentlich die großen Galleriebilder („Auffindung des in der Wüste Erschlagenen", „Martyrer des Islam", einige Wüstenlandschaften mit Hirtenstaffage und zwei verblüffende Seestücke) zeigen Adolf von Meckel auf einer Höhe des Naturempfindens und technischen Könnens, die ihm als einem der größten Maler der Moderne Unsterblichkeit sichert.

Ich möchte die Wirkung sehen, wenn z. B. eines seiner großen lichtüberfluteten Wüstenbilder mitten auf eine Wand des Glaspalastes oder selbst der Secessionistenhalle zwischen andere moderne Bilder gehängt würde!

Hoffentlich säumt unsere Kunstverwaltung nicht, eines dieser herrlichen Werke für die neue Pinakothek zu erwerben.

Rückblick auf die Wagner-Aufführungen.

Es sind mir nun doch bei der diesjährigen Wiederholung der Aufführung der Wagner-Cyklen im Hoftheater Bedenken aufgestiegen, ob es angängig sei, so unvergleichlich eigenartige, tiefsinnige nationale Kunstwerke höchster Gattung wie die „Nibelungen" vor einem internationalen Zufallspublikum drei- bis viermal nach einander herauszuschleudern, als handelte sich's um eine leichte, amüsante Operette, statt um ein Musikdrama schwersten Kalibers.

Digitized by Google

Gewiß, es ist eine Bravourleistung sondergleichen, es ist ein Kraftmaß, dem sich in Europa vielleicht keine zweite Bühne gewachsen zeigen würde, und es stellt dem Organisationstalent der Hofbühnenleitung das glänzendste Zeugnis aus. Allein ist die Kunst dazu da, daß man mit ihren ungeheuersten Gaben und Aufgaben jongliert wie ein Athlet mit Kanonenkugeln? Und heißt das Kunstpflege, Kunstweihe und Kunstwirkung im Sinne des Meisters? Kommt damit nicht ein der Seele der Kunst fremdes, ja ihrer tiefsten Offenbarung und Absicht feindliches Element in solche Veranstaltungen — zur Hebung des Fremdenverkehrs und der Theaterkasse? Fälscht und verwischt man damit nicht den Sinn des Wagnerschen Schöpfungswerkes, die ureigenste Bedeutung seines Genies?

Zudem ist es bei solchen zusammengedrängten Massenleistungen nicht zu vermeiden, daß neben abgerundeten Musteraufführungen von größter Frische und Schönheit müde und mangelhafte Darbietungen vorkommen, daß einzelne Kräfte erlahmen und zu Tode gehetzt werden. Die Solisten und Dirigenten können durch den Wechsel mit fremden Gästen entlastet werden und sind auch in meist höchst interessanter Weise entlastet worden. Aber was soll aus einem Orchester werden, das sechs Wochen lang fast ausschließlich Wagnersche Partituren abzuarbeiten hat? Muß dabei die Begeisterung sich nicht ins Gegenteil verwandeln? Von anderem zu schweigen.

Und zu guter, d. h. schlimmer Letzt: Was hat unsere nationale Kunst und das Münchener Kunstleben gewonnen, wenn es bei diesem Maschinenbetrieb mit der Blasiertheit und Nervosität unserer Zeitgenossen dahin kommt, daß auch Wagner — nicht mehr „zieht"? Wenn das Größte und Heiligste durch Industrialismus und Spekulation dem Volke verekelt und verödet wird? —

Die „Weber"-Première im Deutschen Theater in Berlin.

Von John Schikowski.

(Berlin.)

Am 25. September fand im Deutschen Theater in Berlin die erste öffentliche Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Webern" statt. Das Theater war — zum erstenmal unter der Direktion Brahm — bis auf den letzten Platz ausverkauft. Es ging im Foyer sogar das Gerücht, „die Sozialdemokraten" wären in hellen Haufen herangezogen, um vom hoh'n Olymp herab dem sozialistischen „Parteidichter" ihre Ovationen darzubringen; im Parkett bemerkte man die Fraktionshäuptlinge Singer und Liebknecht. Aber es war wahrhaftig nicht notwendig, sozialdemokratische Hilfstruppen zu kommandieren, denn noch nie habe ich bei einer Première einen so einstimmigen, gewaltigen, geradezu rasenden Beifallsturm erlebt, wie am Abend des 25. September im Deutschen Theater. Auch nicht an einer einzigen Stelle wurde die geringste Opposition laut. Und das will bei der Première eines modern-realistischen Dramas etwas bedeuten. Wenn ich an den Empfang denke, den man 1889 hier dem Erstlings-

drama Hauptmanns angedeihen ließ, wenn ich mich der schmachvollen Première der „Einsamen Menschen“ und des bodenlosen Unverständnisses erinnere, das Zuschauer, Regie und Darsteller diesem Meisterwerke entgegenbrachten, dann kann ich nur konstatieren: Das Berliner Publikum hat in den letzten fünf Jahren Fortschritte gemacht. Die schnoddrigen Witze aus Blumenthals witzreichem Munde und die moralische Entrüstung des tugendhaften Lindau haben die neue Kunst nicht tot machen können — das hat der Beifall am 25. bewiesen. Das Publikum hat Fortschritte gemacht, und die Mimen auf hohem Kothurn haben ebenfalls zu- und umgelernt. Und das war allerdings notwendig. Sie sahen sich plötzlich einer Dichtkunst gegenüber, die ihnen keine „Rollen“ bietet, sondern die Aufgabe, handelnde Menschen darzustellen, einer Kunst, die keine „Schauspieler“ brauchen kann, sondern Menschendarsteller verlangt. Da war denn freilich die Not zuerst groß, und mancher herrliche Histrione, der sich daran gewöhnt hatte, mit wollüstigem Tremolo und schwellenden Beinmuskeln dem keuschen Backfisch im Parkett Verständnis und Schwärmerei für „die Kunst“ beizubringen, mußte vor der neuen Dichtung die stolz geblähten Segel streichen. Daß das Deutsche Theater jetzt immerhin ein ansehnliches naturalistisch geschultes Ensemble besitzt, verdankt es wohl in erster Linie der Anregung, die die Aufführungen des Vereins „Freie Bühne“ in den letzten Jahren den Künstlern boten. Paul Pauli (der alte Baumert), Theodor Müller (Lumpensammler Hornig), Rosa Bertens (Luise Hilse) und vor allem Rudolf Rittner (Moritz Jäger) waren ausgezeichnet. Aber „die Weber“ sind vielleicht das figurenreichste Drama der Weltlitteratur: nicht weniger als 56 (!) Personen werden auf dem Theaterzettel mit Namen aufgeführt. Da kann nicht alles mit ersten Kräften besetzt sein. Sehr thöricht war es z. B., daß man die Vertreter der löblichen Polizei, den Verwalter Heide und den Gendarm Kutsche, als Karikaturen gab. Das verständnisvolle Publikum wurde ja dadurch, wie zu erwarten war, aufs höchste ergötzt, aber eine grobe Ungehörigkeit blieb ein solches Zugeständnis an die Roheit des zahlenden Theaterpöbels trotzdem. Durchaus verfehlt war ferner die allerdings sehr schwierige Darstellung des alten Ansorge durch Hermann Müller. Etwas pathetisches hat die Gestalt zweifellos, aber es laufen so viele andere kleine feine Züge mit unter, die zu dem Charakterbilde gehören, daß es absolut falsch ist, den „Haarmenschen“ schlankweg nach alter Komödiantenschablone als melodramatischen Meergreis zu geben. Auch Pittschau, der die prachtvolle Figur des alten Schmiedes Wittig durch allerlei theatralischen Pomp nichtswürdig verhunzte, und Kraußneck als alter Hilse bewiesen von neuem, daß ein Schauspieler, der Schillersche Jamben-Helden tadellos zu geben versteht, deshalb noch kein Menschendarsteller zu sein braucht. Interessant war Josef Kainz, der den gewagten Versuch machte, den groben, „ausnahmsweise“ vierschrötigen Weber Bäcker in seine schmächtige und magre Figur hineinzuzwängen. Der Versuch gelang diesem genialsten Künstler der älteren Schule vollständig, und es wird lange Zeit dauern, bis ich mir den „roten Bäcker“ anders als in Kainz' Gestalt vorstellen kann.

Die schwierigste Aufgabe fällt bei einer „Weber“-Aufführung der Regie zu. Cord Hachmann, der verdienstvolle frühere Regisseur der „Freien Bühne“, leistete, was eben zu leisten möglich war. Der erste Akt, von wunderbar feiner Stimmung bei der Lektüre, blieb in der Darstellung ganz farblos. Die einzeln besonders vorgeführten Webertypen verschwanden vollständig in dem Gewirre der übrigen Menge. Hätte die Regie den Versuch gemacht, sie schärfer hervortreten zu lassen, so wäre das Gesamtbild verpfuscht gewesen. „Wallensteins Lager“ pflegte bei den Meiningern aus demselben Grunde stets zu verkrachen. Der zweite Akt brachte die stimmungsvollste Dekoration des Stücks. Eine gräuliche, dunkelbraun verräucherte Höhle; rechts, düster, wie ein Gespenst, unge-

ſchlacht, maſſig, bis an die niedrigen Deckbalken ragend, der Webſtuhl; links das halbverfaulte Strohlager, davor ein ſtöhnendes Lumpenbündel: Mutter Baumert. Wie der erſte, ſo litt auch der dritte Akt, die Kretſcham Scene in Peterswaldau, unter der übergroßen Zahl der handelnden Perſonen. Für den vierten Akt hatte ich am meiſten gefürchtet, und zwar wegen der Schluß-Scene. Dreißiger iſt geflohen, die Weber erſtürmen das Haus. Gebrüll, klirrende Fenſter, Radau; ein ſtarker Krach: die Hausthür iſt eingeſchlagen; brauſendes Hurrah! Danach — Stille. Einige Sekunden vergehen, dann hört man leiſes und vorſichtiges Tappen die Stufen empor, dazu „nüchterne und ſchüchterne Ausrufe": „links!" „oben nuff!" „pſcht!" „mir gehn zur Hochzeit!" u. ſ. w. Die Scene gelang aber vortrefflich und machte der Regie alle Ehre. Zum Schluß leiſtete man ſich allerdings den Extraſcherz, den Salon Dreißigers vor den Augen des Publikums zu demolieren! Der fünfte Akt war wieder, mit dem der Dichtung verglichen, ganz matt und farblos.

Alles in allem: Für die moderne Kunſt reicht die alte Bühne nicht mehr aus, das bewies die „Weber"-Aufführung von neuem. Ich habe von Hauptmanns Dramen bisher „Vor Sonnenaufgang", „Einſame Menſchen", „Kollege Crampton" und jetzt die „Weber" auf der Bühne geſehen — bei allen vieren war der Eindruck der gleiche: die eigentlichen Theatereffekte, der Roheit des Publikums zu Liebe von den Komödianten noch dreimal dick unterſtrichen, traten grell hervor; die zierlichen Feinheiten im Detail, die kleinen Moſaikſtückchen, aus denen ſich bei Hauptmann alles zuſammenſetzt, von denen jedes charakteriſtiſch und notwendig iſt zum vollen Verſtändnis der Charaktere und der Stimmungen, und bei denen es auf jede Einzelheit ankommt, auf die Jahreszeit, auf die Tageszeit, auf das Wetter u. ſ. w. u. ſ. w. — alles, alles geht unter und iſt rettungslos verloren. Ich bedaure die Leute geradezu, die heutzutage noch an die Bühne glauben und in dieſem Glauben ſich damit begnügen, die Hauptmannſchen Dramen zu „ſehen", und nicht zu leſen. Aber — Schwamm drüber! — wir müſſen ſchon vorläufig die frommen Wünſche zu Hauſe laſſen und uns ſeufzend mit dem begnügen, was die heutige Bühnenkunſt zu bieten imſtande iſt. Da können wir zugeſtehen: das deutſche Theater hat alles menſchenmögliche geleiſtet, und Herr Brahm verdiente wohl mehr Dank, als ihm von gewiſſer Seite zu teil geworden iſt. Denn ich muß zum Schluß noch eins bemerken. Das Berliner Publikum und die Berliner Schauſpieler haben in ihrem Verſtändnis für die moderne Kunſt Fortſchritte gemacht. Die einzigen, die nichts zugelernt und aus naheliegenden Gründen auch nichts vergeſſen haben, waren die Berliner Kritiker! Einige Blätter hatten die Schamloſigkeit, dem Dichter vorzuwerfen, daß er, „aller künſtleriſchen Beſtrebungen bar," mit ſeinen „Webern" lediglich die ſozialdemokratiſche Propaganda bezwecke; Schauſpieler, hieß es, die es fertig brächten, dergleichen Scheußlichkeiten darzuſtellen, verdienten nicht, Künſtler genannt zu werden u. ſ. w. Selbſt das Publikum bekam was weg und wurde in der „Poſt" wegen ſeines begeiſterten Beifalls „deſtruktiver Tendenzen" bezichtigt. Nun, ich bin nicht in Sorge: wenn ſich der Geſchmack des Publikums erſt gründlich geändert hat, werden dieſe kunſtrichtenden „Tintenkulls", wie ſie von einem der ſcherzhafteſten unter ihren eigenen Genoſſen ſelbſt genannt zu werden pflegen, ihr äſthetiſches Glaubensbekenntnis nolens volens ebenfalls ändern müſſen. Sonſt entziehen ihnen ihre Brotherren die Arbeit.

Die Hofloge im Deutſchen Theater ſoll übrigens, wie die Zeitungen ſoeben melden, wegen der „Weber"-Aufführung gekündigt worden ſein. Es lebe „Charleys Tante!"

Sudermanns „Schmetterlingsschlacht".

Von H. Häfker.

(Berlin.)

Im Leſſingtheater von dem klaſſiſchen Enſemble haben wir am 6. Oktober Sudermanns neues Luſtſpiel „Schmetterlingsſchlacht" geſehen. Das Premièren Publikum hat das Stück — aus unkünſtleriſchen, aber ſehr charakteriſtiſchen Gründen — abgelehnt, die zweite Vorſtellung wurde widerſpruchslos begeiſtert aufgenommen, der Dichter fünf oder ſieben Mal gerufen.

Der Widerſpruch am 6. Oktober geſchah aus ſittlichen Gründen. Das deutſche Publikum widerſprach dem Ergebnis jener Enquête, die in der Neuen Rundſchau unter verſchiedenen Schriftſtellern veranſtaltet war und die unter drei anderen dem Sudermann das Lob zuſprach, in ſeinen Dramen den deutſchen Volksgeiſt der Moderne am nächſten erreicht zu haben. Das Publikum, das es ſich bieten ließ, daß die banale Geiſtloſigkeit und nachher der frivole aber amüſante Leichtſinn junger und ſchöner Mädchen als „Schmetterlingsſchlacht" leicht und luſtig behandelt wird, war empört über die Art, wie mit heiligeren Gefühlen hier geſpielt wird, wie die Pflichten der Mutter und der Erwachſenen einem noch unverdorbenen Kinde gegenüber mit unerhörter Blaſiertheit behandelt werden und wie der brutale menſchenverachtende Leichtſinn der Luſtſpielſtimmung fortwährend auf Dinge ausgedehnt wird — leicht nur und verſuchsweiſe — die dem Deutſchen in den Augenblicken ſeiner größten Frivolität und Selbſtvergeſſenheit ſtets heilig geblieben ſind. Proteſtiert hat auch das Publikum gegen die leichtſinnige und herabziehende Weiſe, wie die ſoziale Frage in dieſe Dinge hineingemiſcht wird. Das Publikum der zweiten Aufführung betäubte ſich an dem Fäulnisgeruch der Dekadence, der Sudermann cyniſcher hier als irgendwo huldigt.

Der Sohn des reichen Kaufmanns Winkelmann, Max geheißen, ein guter, braver, ſchwerfälliger Junge, der infolge eines Riſſes zwiſchen Vater und Mutter ſeine Jugend als armer Waiſenknabe im Krämerladen verbracht hat, und ſeit einiger Zeit von ſeinem Vater wieder in deſſen Geſchäft und Haus aufgenommen iſt, verliebt ſich in Elſe, eine der drei Töchter der Steuerinſpektorswitwe Hergentheim, die alle drei vom Fächermalen leben. Der geizige, hypochondriſche, menſchenfeindliche Alte giebt die Heirat zu, weil er eine billige Hochzeit erhofft und glaubt, für den unbeholfenen, nicht weltgewandten Sohn eine beſſere Frau nicht bekommen zu können. (Ein unrealiſtiſcher Zug in der Fabel. Max wird als überall ſehr beliebt geſchildert.) Die Familie Hergentheim iſt natürlich außer ſich vor Wonne über den „Erbprinzen". Hat ſich doch die Witwe mit ihren drei wunderſchönen Töchtern von früh an auf nichts anderes denn auf reiche Heiraten vorbereitet. Zu dem Zweck haben die beiden Älteſten gefaullenzt und genoſſen, die weichen Händchen und die hübſchen Köpfchen geſchont, während Roſi, das jüngſte, ein unſchuldiges, aber ſehr talentvolles Kind, mit den meiſterhaften „Schmetterlingsſchlachten", die ſie mit Vorliebe auf ihre Fächer malt, die ganze Familie ernährt und erhält. Elſe, verwitwete Schmidt, die älteſte, hat ein intimes Verhältnis mit Keßler, dem Reiſenden der Firma Winkelmann, unterhalten, das nun beide trennen, ohne daß, wie Roſi in kindlicher Ängſtlichkeit fürchtet, die Herzen brechen. Trotzdem kann Elſe, als ſie einmal von einem Balle zurückbleiben muß, weil ihr Verlobter, ſeiner Unbeholfenheit bewußt, nicht unter Menſchen gehen mag, der Verſuchung nicht widerſtehen, mit

Keßler noch einmal rechte Orgien zu feiern. Rosi wird fortwährend in ihrer kindlichen Dummheit als Unterhändlerin mißbraucht; sie verrät im Champagnertraume dem mißtrauisch gewordenen Max das Geschehene; er trennt sich von Else und heiratet nach kurzem Zwischenspiel die Rosi, die ihn schon lange anbetet. Keßler hat sich unmöglich gemacht und verschwindet aus dem Stück.

Dieser Inhalt ist kurz so disponiert: Erster Akt: Exposition, Familie Hergentheim, Nachricht von Maxens Werbung, Bruch mit Keßler und als Schlußszene aufgeregte Erwartung des Besuchs. Zweiter Aufzug: im Comptoir der alte Winkelmann und sein Sohn, der Erstere ein grober, verbitterter, herzloser und geiziger Mann, dem nur seines commis voyageur kecke Unverschämtheit imponiert, weil er ihn braucht; er behandelt seine zukünftige Schwieger-Familie sehr wegwerfend, und einzig zwischen Winkelmann-Rosi-Max scheint sich eine Sympathie anzubahnen; Keßler und Else verabreden ihr Rendezvous. Dritter Akt: Mutter und Tochter in wunderbaren Kostümen und Nicht-Kostümen (Rufe unwillkürlichen Staunens im Publikum) zu Balle; Else und Rosi bleiben zurück, Keßler kommt und die Beiden betäuben in einer sehr peinlichen Szene erst die Zweifel und Gewissensbisse Rosis, dann all ihre Gedanken mit Sekt, so daß sie auf dem Sofa einschläft. Die poetische Genugthuung, die der Ausgang des Aktes giebt, kann die vorhergehende stark peinliche Situation nicht abschwächen. Max verhindert durch sein Erscheinen das Allerpeinlichste (Haubenlerche!) und erfährt von der halbträumenden Rosi genug.

Im vierten Akt kommt's zum Klappen. Szene zwischen Max und Keßler, der sich in ganzer Lumpenhaftigkeit enthüllt; er kann aber doch seine Stellung nicht halten, kündigt dem Chef und will versuchen, Rosi zu heiraten, die ihm in ihrer Unschuld allerlei kindliche Geständnisse gemacht hat. So will er sich etablieren, das Fächergeschäft an sich reißen und Winkelmann die Kunden abjagen. Familie Hergentheim erscheint, und Szene und Stück sollen gipfeln in einer langen und sehr ungeschickt gemachten Rede des alten Weibes, das soeben schamlos genug gewesen ist, von ihrem eigenen Kinde bald mit Bitten, bald mit Berufung auf allerlei kindliche Pflichten das Opfer zu fordern, daß es sich statt der Schwester schuldig erklärt und den Lumpen Keßler heiratet. Eine Rede hält sie, die da versucht, die Quintessenz des Stückes ernst zu nehmen und aufs soziale Gebiet hinüberzuspielen. Zuletzt giebt der Alte seinem Sohne, der auch schon renitent wird, die Rosi, nachdem Familie Hergentheim abgegangen ist. So behält er das Fächergeschäft und Sohn und Tochter, die ihn „lieben“ sollen.

Das Stück ist mit einer ganz kolossalen Fertigkeit gemacht. Nur seiner glänzenden Technik, seinem nicht geistlosen Witz und seiner überaus frischen und energischen Charakterzeichnung verdankt es der Dichter, wenn sich sein Publikum im Lessingtheater über all den Irrealismus und über all den unlauteren Wettbewerb mit ernster denkenden Geistern der Moderne hinwegtäuscht. Und last not least dem glänzenden, wirklich vollkommenen Spiel und Zusammenspiel, das auch nur in Sudermanns Dramen möglich ist, wo nicht allzuviel innerer Gehalt den leichten Fluß der Form hemmt.

Sudermann hat keinen Stil, nur Technik. Und diese Technik gehört nicht ihm, sondern den Franzosen, Ibsen, Hauptmann und anderen selbständigeren Köpfen der Gegenwart. Und Sudermann beherrscht auch nur die Einzelheiten dieser Technik. Er muß nervös sein, leicht, flatterhaft und geistreich, um zu wirken; wollte er ruhig und groß sein, so würde er abfallen. Seine Sprache ist noch ganz unfähig, mehr als geistreich zu sein, sie verträgt keinen Inhalt. Die Konversationssprache harrt noch des Meisters, der einen Kern in ihr findet, oder ihr einen giebt. Längere Reden bei Sudermann sind wirkungslos. — Das letztere auch deshalb, weil der Dichter eben um des

Stiles willen ſtets kalt bleibt. Sudermann iſt eiskalt; und wenn in den Reden des Grafen Traſt nicht die Logik ihre Rolle ſpielte — ihrem Gehalt nach würden ſie nicht ſo viel wirken.

Sudermann iſt mehr als kalt; er iſt blaſiert. Und er iſt gemacht blaſiert; und er hat die Abſicht, ſein Publikum zur Blaſiertheit zu erziehen, damit es deſto leichter von ſeiner Technik ſich blenden laſſe.

Und da liegt's, woran Sudermann ſcheitern wird; das iſt der Grund, warum die richtende Zeit unfehlbar ihn aus der Reihe der deutſchen Dichter einſt ſtreichen wird. Der deutſche Dichter darf kein Egoiſt ſein; er muß ſein Herzblut opfern für ſein Volk; dann nur, wenn er das fühlt, wird es dankbar ihn zu den Sternen erheben. —

Kritik.

Romane und Novellen.

O. Elſter: Verkannt. Roman. (Mannheim, J. Bensheimer.)

Hans Wolff: Prinzeſſin ohne Land und Krone. [Bibliothek intereſſanter Romane, Band 9.] (Berlin, Carl Georgi.)

Unterhaltungslektüre von der bekannten Art, wie ſie der Mittelſtand mit Behagen zu genießen pflegt. Dazu gehört vor allem, daß die Geſchichten in vornehmen Kreiſen ſpielen, von denen man nichts weiß, als daß es dort viel ſeltſamer zugeht, als in bürgerlichen. Aber immer muß die Tugend ſiegen. Die edle keuſche Frau, die an einen Lebemann gekettet iſt, kann ihre Feſſeln abſtreifen und findet das Glück an der Seite eines muſterhaften Gatten. Der tolle Leutnant, der eine Liebſchaft um die andere gehabt hat, wird plötzlich ganz moraliſch, als eine bürgerliche Jungfrau — o, ſie hat adlige Verwandte und Freunde — ihm in den Wurf kommt. Man lieſt die erſten Seiten und weiß ſchon ſo ungefähr, wie's enden wird. Man lieſt weiter und meint all die hohen Herrſchaften, von denen erzählt wird, ſchon zu kennen. Das iſt ja eben das rechte Futter für die leſeluſtige und denkfaule Welt. Und da hilft alles Kritiſieren nichts. Warum nachweiſen, daß aller Wahrſcheinlichkeit hohnlachend ins Geſicht geſchlagen wird, daß alles Mache, nichts als Mache iſt? Die Leſer wollen ſolches Futter. Es iſt nur natürlich, daß ſich Leſefutterfabrikanten finden. Die Leute wollen auch leben. Laſſen wir ſie leben bis an ihr ſeliges Ende.

Aber es kommt auch vor, daß Schriftſteller, die mehr als Durchſchnittsware verſprechen, willig Schritt für Schritt tiefer ſteigen, um ſchließlich rein handwerksmäßig zu ſchaffen und Diener des Publikums zu werden. Zu dieſer Schar gehört F. von Kapff-Eſſenther, deren neueſter Roman „Himmel und Hölle" (Berlin, Roſenbaum & Hart) ſo ziemlich auf demſelben Niveau ſteht, wie die beiden vorher genannten. Die Verfaſſerin nimmt ihren Stoff aus der Schriftſtellerwelt. Ein ſehr dankbares Stoffgebiet; denn die Leſefutterverſchlinger möchten gar gern wiſſen, wie eigentlich ihre Leſefutterlieferanten leben, ob es wirklich bei ihnen ſo merkwürdig zugeht, wie hin und wieder zu hören iſt. Und man denke ſich: in dem Roman von F. von Kapff-Eſſenther geht ein ideal geſinnter Schriftſteller eine zweite Ehe ein mit einem urſittſamen Mädchen, trotzdem ſeine erſte Ehe mit einer liederlichen Schauſpielerin nicht rechtskräftig geſchieden iſt. Natürlich erſcheint die ganz und gar verworfene Perſon, nachdem ſie die halbe Welt durchabenteuert hat, wieder und ver-

ſucht die zweite gute brave Hausfrau ohne Fehl und Tadel aus dem Neſte zu ſtoßen. Der gute brave Schriftſteller wird wegen Bigamie verurteilt, aber eigentlich geht er als Sieger aus dem Rechtskampfe hervor. Im Gefängnis ſchreibt er einen großartigen Roman, er erreicht den Höhepunkt ſeines Schaffens, und nachdem er das Gefängnis verlaſſen, lebt er wieder ſelig mit ſeiner guten Frau zuſammen und iſt obendrein ein berühmter Mann. Das iſt der Lohn der Tugend hier auf Erden.

Zur Unterhaltungslektüre gehört auch die Bade-Novelle von Emil Roland: Fräulein Kunigunde (Berlin, Deutſche Schriftſteller-Genoſſenſchaft). Sie verdient Beachtung, weil die Verfaſſerin hier einen Anlauf nimmt, aus dem gewöhnlichen Gleiſe, in dem ſie ſich bisher bewegt hat, herauszukommen. Ein Gelehrter verliebt ſich vorübergehend in ein reizendes Nichts von einem aufgeblaſenen Dämchen und kommt noch rechtzeitig zur Vernunft. Alles, was in der Novelle Mann iſt, iſt ganz konventionell geſchildert. Dagegen iſt Fräulein Kunigunde, die es vor lauter Oberflächlichkeit und Leutnantsſchwärmerei verſäumt, zur rechten Zeit einen Mann einzufangen, recht glücklich, wenn auch nicht gerade originell, dargeſtellt. Das Buch iſt hübſch ausgeſtattet und wird ſicher ſeine Leſer finden.

Kopf und Herz. Roman von Theodor Duimchen. Zweite Auflage. (Leipzig, Rod. Frieſe, Sep.-Eto. [Arth. Cavael].) — Der Roman ſetzt vorzüglich ein mit der Schilderung eines Stiergefechts zu Madrid, und geſchickt ſind die Vorgänge in der Arena mit der ſeeliſchen Erregung zweier junger Leute verknüpft, deren Liebe aufkeimt. Aber im Verlauf gelingt dem Autor nie wieder eine Situation von gleicher Kraft und unmittelbarer Wahrheit. Er erfindet eine ſpannende Handlung und weiß den Leſer bis an den Schluß zu feſſeln. Aber es ſtört, daß alle Geſtalten, die neben der männlichen Hauptperſon auftreten, zwar ſeltſam genug, aber nicht pſychologiſch vertieft ſind. Eine Figur wie der ſcheinbar ſteinreiche Plantagenbeſitzer von Cuba, der mit ſeiner eminent gebildeten Tochter in Europa herumreiſt, um einen ſteinreichen Schwiegerſohn zu finden, und ſich im Verlauf als Deutſcher und ausgemachter Schuft entpuppt — eine ſolche Figur erinnert bedenklich an den bloßen Unterhaltungsroman. Und das verdirbt den Geſamteindruck und namentlich die Wirkung der Liebesgeſchichte, die das Rückgrat des Romans bildet.

Der einzige Roman von den mir vorliegenden, der unbeſtritten in ſeiner Geſamtheit als Kunſtwerk zu verzeichnen iſt, iſt „Eine Epiſode“ von Gottlieb Steger (Leipzig, W. Friedrich). Ich will nur gleich von vornherein eingeſtehen, daß ich lange ſuchen müßte, um einen Roman aus den letzten zwei Jahren zu finden, den ich mit gleich unbedingter Hingabe auf einen Ritt von Anfang bis zu Ende durchgeleſen hätte. Der Inhalt iſt einfach genug. Ein Kapitän verliebt ſich in Südamerika in die junge, faſt noch kindliche Frau eines alternden Kaufmanns. Er findet Gegenliebe und Hingabe; aber als er, als ehrlicher Mann, mit ihr fliehen will, fehlt der Frau der Mut: ſie iſt Dirne geworden, möchte gern den Liebhaber neben dem Manne, nur keine entſcheidende Wahl. — Was hat nun Steger aus dem Stoffe gemacht! Er ſchildert unvergleichlich die ſeeliſche Entwicklung des Kapitäns von der dumpfen Sehnſucht nach einem Weibe bis zur ſchwülen Brunſt, die Eiferſucht gegenüber dem beſitzenden Manne, die ſich unter dem Eindruck eines Stiergefechts bis zur Mordgier ſteigert, dann wieder das echt moderne zerfaſernde Ergrübeln des Verhältniſſes von Mann zu Weib, die Brutalität des durch die Dirnennatur des Weibes im Innerſten verletzten Mannes, den ſchneidenden Hohn des Abgekühlten. Nicht als ob da viel räſonniert würde und die Gedanken und Empfindungen in ſäuberlichen Präparaten dem erſtaunten Leſer vorgewieſen würden. Alles

ist Handlung. Die einzelnen Handlungen gehen folgerichtig auseinander hervor und verketten sich miteinander. Es ist rein naturalistische impressionistische Kunst, wie sie von den Norwegern etwa Jonas Lie aufweist, nur daß ihm die schwüle und die brutale Kraft Stegers fehlt; beide packen mit ihrer rein synthetischen Kunst, Lie mehr durch das hart ans humoristische streifende Verstehen jeder Person, die ihm in den Wurf kommt, Steger durch das robuste Herausgreifen der leidenschaftlichen Hauptmomente. Seine Kunst ist durchaus männlich.

Ich will noch ganz kurz ein paar Bücher anreihen, die samt und sonders auf künstlerischen Wert keinen Anspruch erheben können.

Georg Paysen Petersen bringt „Geschichten aus der Heimatstadt" (Hamburg, Otto Meißner, 1893). — Eine Sammlung einfacher Schilderungen aus dem Hamburger Leben, schlicht empfunden und erzählt, anspruchslos, teilweise etwas lehrhaft: ein durchaus gesundes Buch.

Bodo Wildberg: „Alpennovellen", „Erste Folge" und „Tödliche Triebe" (beide bei E. Pierson in Dresden und Leipzig). — Wildberg versetzt Kulturmenschen in die Alpenwelt, nimmt seine Stoffe aus dem Leben der Sommerfrischler und Bergfexen. Durchaus Unterhaltungslektüre, hin und wieder mit romantischem Aufputz.

Victor Laverrenz: „Ulanenstreiche" (Berlin, J. L. V. Laverrenz). — Drei Militärhumoresken von der bekannten beliebten Art, die sich an ein künstlerisch ganz anspruchsloses Publikum wenden. Daneben eine ernste Geschichte: „Eine Nacht in Feindesland", die über das gewöhnliche Niveau der Unterhaltungslektüre vergeblich hinausstrebt.

Franz Oppenheimer: „Die Ferienwanderung." Wanderbriefe. (Berlin W., F. Fontane & Co.) — Voraus gehn gute Regeln für Touristen, die dem Buche einen gewissen Wert geben. Den Wanderbriefen fehlt die plastische Schilderung; sie sind nichts als eine bloße Auseinandersetzung von Stimmungen und Erlebnissen.

„Maria Pally", Novelle von Ernst Ewert (Danzig, Theodor Bertling). Eine Künstlernovelle. — Ein Maler trifft die Jugendgeliebte, die ihn schnöde verlassen, als Frau eines Kanzleirates wieder. Die Leidenschaft bricht von neuem hervor. Als der Maler nicht mit dem Weibe entfliehen will, giebt sie sich den Tod, was nicht recht wahrscheinlich ist bei einem Weibe, das als Dirne durch verschiedene Hände gegangen ist. Die Darstellung ist ganz konventionell. Als die beiden Liebenden sich zum erstenmale sehn, wird der Maler folgendermaßen geschildert: „Er verharrte in seiner grabestoten Kälte, in seiner beunruhigenden Starrheit. Kein Zucken des Mundes, kein Leuchten des Auges deuteten an, welcher Sturm in dem Künstlerherzen tobte, wie es dort urplötzlich erstand mit überschäumender, allgewaltiger Kraft, wie sie wieder auflebte, die längst ertötete Liebe zu der — Dirne, auflohte in toller Glut — —"

Im Verlags-Magazin (J. Schabelitz) zu Zürich erschienen:

Carl Alexander Freimuth: „Journalistenlos." Aus den Erinnerungen eines Redakteurs.

Eugen Raspi: „Emanzipiert." Nach den Aufzeichnungen eines Professors der Soziologie für eine Dame des zwanzigsten Jahrhunderts.

Freimuth giebt eine nicht üble Schilderung von Journalistenfreud und -Leid. Es würde nichts schaden, wenn das liebe Publikum sich den Inhalt des Buches zu Gemüte führte. Es hat eine gewisse Berechtigung, wenn der Briefschreiber fragt: Hast du schon einmal ein geringschätziger behandeltes Individuum als einen Journalisten gesehn, von dem man gleichwohl die allererdenklichste Vielseitigkeit verlangt? Leider verdirbt sich der Verfasser am Schluß die Wirkung. Er läßt seinen Journalisten

ein paar hunderttausend Mark erben und sich selig von der Welt zurückziehn. Warum nicht zu dem typischen Anfang das typische Ende?

Raspis Buch bringt ein paar satirische Erzählungen, die Streiflichter auf die Stellung der Frau werfen. Sie sind flott geschrieben und hoffnungsfreudig. Ich fürchte, daß es mit der Frauenemanzipation langsamer gehn wird, als Raspi annimmt. Voigtländer.

Lebensweisheit in Märchenform bietet uns Tolstoj in seinem „Pathenkinde" (Berlin, Bibliogr. Bureau) und erinnert dadurch an unsere alten Märchen, ohne aber deren Originalität und gemütvollen Humor zu erreichen. Es fehlt die Natur, und durch die Übersetzung von De Alexis Markow haben die beiden Erzählungen nicht gewonnen. Gerade bei derartigen Dichtungen muß bei aller Kraft und Schlichtheit poetische Ursprünglichkeit im Stil liegen, wenn nicht der Hauptreiz verloren gehen soll. In der Handlung erinnert das „Pathenkind" namentlich anfangs sehr an den „Pathen des Todes", weicht später ab und lehrt durch lose aneinander gereihte Bilder, daß man durch Geduld und Nachdenken weiter kommt, denn mit Ungestüm, daß man selbst Unmögliches möglich machen kann, wie z. B. Mordgesellen bekehren und aus Holzbränden Apfelbäume erziehen, wenn man nur nicht die Geduld verliert. „Gespräch müßiger Leute" führt den richtigen Titel, wir sind mit Tolstoj einer Meinung, daß stets zu viel müßiges Gespräch geführt wird, und daß es verdienstlicher sei, weniger Worte zu machen, die Worte in Thaten umzusetzen. A. H.

Der Irrweg. Roman von Robert Misch. (Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus.)

Frau Kunst. Roman von Rudolf Herzog. (Berlin, Richard Eckstein Nachf.)

Litterarisch sind beide Romane von einer beneidenswerten Mittelmäßigkeit. Flott hingeschrieben, über alle psychologische Vertiefung hinweg, so recht zum Ergötzen derer, denen die Erzählungslitteratur nichts als müßigen Zeitvertreib bieten soll. Es hat aber doch seine sehr ernste Seite, daß diese Litteratur von Jahr zu Jahr in Deutschland üppiger ins Kraut schießt. XYZ.

Die Geschichte des wackeren Leonhard Labesam von Theodor Loewe. (Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.)

Als diese Mustererzählung, wie Gottfried Keller sie genannt hat, vor bald einem Decennium zum ersten Male auf den Büchermarkt kam, erregte sie durch ihren schlichten Titel Bedenken bei den „sogenannten Bücherkäufern für den Weihnachtstisch". Der Titel ließ eine kleinliche Existenz in engem Rahmen vermuten, und das Gros der Bücherkäufer will hinter dem Titel eher alles andere vermuten als ‚kleine Leute' . . aber der Titel ist der zweiten Auflage treu geblieben und wird hoffentlich auch alle folgenden nennen. Das Buch hat trotzdem einen wackern Kreis gewonnen; seine Leser lesen allerdings nicht nur mit einem Sinne, sondern mit allen Sinnen, sie wollen nicht nur oberflächlich unterhalten, sondern durch die Unterhaltung gebildet werden. Diesen ist es eine hochwillkommene Gabe. Und eine hochwillkommene Gabe kann es der deutschen Litteratur überhaupt sein.

Der Verfasser versteht es, uns seinen Helden ans Herz zu legen, nicht in hergebrachter Schablone, sondern in warmer Innigkeit. Dabei leitet ihn überall das schöne Ebenmaß, die Philosophie der Ästhetik. Nichts künstlich — doch alles künstlerisch. Der wackere Leonhard Labesam ist ein Sonntagskind, drum sind ihm viele Eigenschaften zu eigen, über die Alltags- und Durchschnittsmenschen nicht verfügen . . „er hörte die Vögel sprechen, das heißt, er verstand auch, was sie redeten, weil die Sonntagskinder bekanntlich diesen Blick in die Natur haben." Durch diesen Blick in die Natur schmeichelt sich Leonhard in unser Herz, und der Verfasser mit ihm.

Digitized by Google

Die Jugendjahre Leonhards, der über das niedrige Schuhmacherdach hinauszuwachsen scheint, sind mit so liebevollem Verständnis, so sinniger Sorgfalt geschildert und mit jener natürlichen sonnigen Frische, jenem Schälchen Humor, ohne das ein Sonntagskind sich nicht denken läßt. Der Geist des jungen Leonhard arbeitet rastlos, er will sich emporschwingen aus dem Alltagswust, will mehr lernen, höher steigen, ein Gelehrter werden . . . Der Schreck, die Sorge der Mutter, dieser einfachen stillen Frau, die Mahnungen des vorsichtigen Vaters führen uns das Elternpaar so lebhaft, körperlich greifbar vor Augen, daß wir in ihnen alte Bekannte zu sehen meinen. Und sind sie nicht alte Bekannte? Begegnen wir nicht jeden Tag der Frau Labesam, haben wir nicht eben erst mit dem Meister gesprochen? Das sind Menschen in dem Buche, Menschen aus Fleisch und Bein, keine Zwitter und keine Puppen. Der Abstieg Leonhards, nachdem ihm Mutter, Vater gestorben, alle seine schönen Träume zerstoben sind, ist ergreifend gezeichnet. So ganz allgemach, Schritt vor Schritt fällt ein Stückchen ab von den Idealen, die ihm in seiner Kindheit geleuchtet haben — aber das sonnige Gemüt geht ihm nicht verloren, ihm bleibt die klare, ruhige Heiterkeit, die ihn zufrieden werden läßt auf dem Schusterthrönchen, dem Hockerl, auch dann noch zufrieden, als ihm mehr Leid, mehr Kummer widerfährt. Seine Frau stirbt, die ihm das Leid um seine Eltern hat tragen helfen, sein kleines Geschäft stockt, nachdem überall große Werkstätten mit Schauläden gegründet sind, seine Hütte wird baufällig. Aber Leonhard weiß sich Leid und Weh mit Herz und Verstand zu deuten. Als zum Kummer und Hunger der Ernst des fortschreitenden Alters kommt, verläßt er die Stätte seiner Kindheit und wandert hinaus in Natur und Welt. Er hatte sich diese Wanderung früher anders vorgestellt, aber er findet sich mit seiner ursprünglichen, gesunden Lebensweisheit darein. Auf den Bergen, wo's keine Schuhläden giebt, findet er eine Unterkunft, er zieht dann von einem Dorfe zum andern und macht Hausarbeit und ist überall ein gern gesehener Gast. Dieser neue Abschnitt in Leonhards Leben ist mit seltener Natürlichkeit geschildert! Keinen Augenblick ermüden wir, im Gegenteil, immer mehr wächst unsere Teilnahme an seinem Geschick, das zum großen Teil das Schicksal jedes einzelnen unter uns wiederspiegelt. „Die Menschen gleichen den Pflanzen," sprach er oft zu sich; „wie der Frühling und Herbst kommen und ziehen, ganz geräuschlos, in stetem Flusse, so ziehen auch die Geschlechter herauf und sinken hin. Hier und dort versehrt wohl einmal der Frost, zerschellt ein Blitz, versengt die Glut und zerschmettert der Sturm; aber das Ganze dauert fort, beständig, frisch und lebensfroh."

Der Zauber des schönen, des warmen Empfindens, der wahre Lebensfrohmut und -Ernst, die das Buch durchziehen, machen es dem Leser lieb. Die Sprache ist edel und maßvoll, die Diktion in ihrer Schlichtheit und Tiefe unendlich anziehend.

Dem Buche wünsche ich noch viele Neuauflagen und zu den alten Freunden viele neue, dem Dichter aber, der sich durch dieses Buch den Weg in die Herzen der Leser gebahnt hat, die Anerkennung der weitesten Kreise, auch jener Kreise, die nicht wissen, daß der Novellist, Dramatiker und Philosoph eins sind, und jener, die nach Titeln, Leinwand und Goldpressung fragen und den Kern nicht schauen.

Hedwig Wigger.

Neuromantische Bosheitsromane. Es ist nicht uninteressant, zu beobachten, wie die auch heute noch ihr merkwürdiges Wesen treibenden Nachzügler jener seltsamen Käuze, die Heinrich Heine in seiner „romantischen Schule" so fein gezeichnet hat, den von ihnen allzeit geschmähten modernen Realismus jetzt auch zu eignem Nutzen und Frommen auszubeuten suchen. Sie haben mit der Zeit gar wohl erkannt, daß sich die realistische

Digitized by Google

Schilderung als eine vorzügliche Waffe in der Hand ihrer Meister allerhand feindlichen Mächten gegenüber erweist, und ohne sonderliche Gewissensbisse zu empfinden, versuchen sie es jetzt, das scharfe Schwert des Realismus der modernen Zeit zu entreißen und es gegen diese letztere selbst, resp. gegen deren hervorragendste Erscheinungen zu kehren. Sie wissen es wohl, daß man der Moderne nicht besser beikommen kann, als wenn man die Besten unserer Zeit in möglichst üblen Geruch zu bringen sucht. Nichts dünkt ihnen leichter, als mit jener Waffe, die sie sich erst von anderen schmieden lassen mußten, die allen Stürmen schutzlos preisgegebenen Wunderblumen unserer Zeit einfach abzuschlagen. Die letzten Jahre zeitigten für dieses ehrsame Handwerk bereits einige charakteristische Beispiele. Ein solcher Nachzügler der abgelebten Romantik (Adolf Wildbrandt), der nicht genug von Ideal und Idealismus faseln konnte, bediente sich gleichwohl der realistischen Romanform, um seinem Haß und Groll einem Kunstmäcen gegenüber Luft zu machen, der um die moderne Kunst die unbestreitbar größten Verdienste hat, und der wohl eine der harmonischsten und schönsten Kunstsammlungen der Welt schuf. Die Schacksche Gemäldegallerie ist unzweifelhaft ein Wunderwerk unserer Zeit. Darum flugs die romantische Nörgelei und Pessimisterei her, um dem Urheber desselben etwas am Zeuge zu flicken und klipp und klar zu beweisen, daß es in der Welt so was Edles überhaupt nicht giebt. Der Dichter an der Arbeit, gerade hier, wo dem Menschlichen soviel Edles abzugewinnen war, dieses Edle hinwegeskamotieren zu wollen — ein erbauliches Schauspiel, wie es von solchen echten Idealisten eben nicht anders zu erwarten ist. Man vergleiche damit die vorzügliche Würdigung Schacks von Seiten Conrads, des „Naturalisten", der auch einem König Ludwig II. und einem Dieffenbach so wundersam gerecht geworden, und man wird klar sehen, wo heute noch wahrhaft ideale Gesinnung anzutreffen ist. Solche Gesinnung aber mußte selbstverständlich im romantischen Lager auch ihren Anschwärzer finden. Je interessanter und merkwürdiger, je schwerer zu enträtseln das Heldenleben eines hervorragenden Mannes ist, desto leichter ist es auch, der Masse ein falsches Bild desselben vorzuspiegeln, wenn man sich die technischen Vorteile der realistischen Schilderung aneignet und die moralische Wahrheitsverpflichtung einfach verleugnet. Doch abgesehen von diesen Bemerkungen, wollten wir noch W. Kirchbachs Roman „Der Weltfahrer" hier nicht unerwähnt lassen, ein höchst eigenartiges Machwerk, das so recht zeigt, was in den Händen jener Nachromantiker aus dem realistischen Romane eigentlich wird. Hier ist der Versuch, den Realismus mit dessen eigenen Waffen zu schlagen, am kläglichsten gescheitert. Die Auffassung des Lebens eines Helden der Moderne ist zu durchsichtig boshaft, als daß man sich über die Triebfedern dieser „Schöpfung" täuschen könnte. Nur einer meiner Bekannten, ein Vertreter derselben Weltfahrerei, war höchlichst betrübt, daß ihm Kirchbach mit jenem Roman die Ausgestaltung des gleichen Gedankens, die gleiche Handwerkerei weggeschnappt hat. Doch wird es immer wieder eine Gelegenheit geben, sich den Verfassern der romantischen Bosheitsromane würdig anzuschließen. Max Nordau ist ihnen kritisch bereits vorangegangen, und wenn sie auch mit Heuchelgeberden diesen letzteren abzuthun meinen, so kommen sie doch unwillkürlich ihrer Natur nach der modernen Zeit gegenüber zu der gleichen Anschauung. Sie machen's nur etwas geistreicher und boshafter. Alles herabzusetzen, was ihnen an bedeutenden Erscheinungen in der Gegenwart vor Augen kommt, das erheischt schon die eigene Eitelkeit. Nur einer der Großen unserer Zeit hat die zweifelhafte Ehre, hie und da in Gnaden aufgenommen zu werden: der arme, unglückliche Nietzsche, der sich nicht mehr dagegen wehren kann, als Gewissensberuhigungsmittel zu dienen, und

bei gesunden Sinnen jenen falschen Freunden gewiß das Zarathustra-Wort entgegenschleudern würde: Lieber in Mörderhände fallen, als in den Träumen solcher Menschen liegen! O, wie wissen diese romantischen Nachzügler die ganze Philisterwelt mit ihren Träumen zu umspinnen: Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Kind und Kegel — nur wenn sich ihnen ein Ungewöhnlicher naht, da schweigt des Sängers Höflichkeit, da gilt es, das eigene Ansehen durch Herabsetzung des Anderen zu retten. Julius Bierbaum hat das große Wort gelassen ausgesprochen: Es giebt keine moderne Richtung, sondern nur eine moderne Bewegung. Und damit ist auch dem altmodischsten Janhagel der Kunst, der seine zu nichts verpflichtende Schönfärberei zufällig auch heute noch ausübt, die Möglichkeit gegeben, sich in die Hallen der modernen Dichter und Künstler einzuschleichen. Die Begriffe verwirren sich und diejenigen Vertreter der modernen Kunst, die nach scharfsinnigem Erkennen der fortschrittlichen Tendenz der Natur ihr Schaffen in den Dienst ihrer Zeit stellen, werden sich allerhand seltsame Gefolgschaft gefallen lassen müssen. Die liebenswürdigen Fabulierer, die uns von alten Zeiten so wundersam ins Herz singen, kann man gar wohl in eine innige Beziehung auch zur modernen Richtung bringen, statt das Vorhandensein dieser Richtung selbst zu leugnen. Die quirlende Bewegung aber machen jene Haldtalente und jene altmodischen romantischen Käuze, in deren Händen alles, was die moderne Zeit geschaffen, verdorrt und verdirbt und zu Zwecken benutzt wird, die fern abliegen von all den edlen Zielen, die der moderne Gedanke klar erkannt hat. Ein Glück wenigstens, daß den Dichtern der Bosheit ein ganz außerordentliches Thema verloren gegangen ist, daß der größte Dichter der deutschen Nation, daß unser Goethe sein Leben vor jeder niederträchtigen Auffassung durch seine unübertreffliche herrliche Selbstbiographie ein für allemal sicher gestellt hat. Wie famos hätte sich doch dieses für den Philister an Problemen so reiche Leben durch allerhand Verdrehungen und Verdächtigungen zu einem romantischen Zerrbild ausgestalten lassen! Allein damit ist's nun nichts mehr — ein wahrer Trost für alle, die getreu zu den Großen ihres Volkes und ihrer Zeit stehen. Das Volk wird schließlich ganz von selbst den auf sorgfältigem, gewissenhaftem Lebensstudium beruhenden, ehrlichen und gerechten Realismus von den lediglich aus krampfhafter Bosheit erzeugten Mißgeburten jener romantischen Nachzügler unterscheiden und sich nicht mehr narren lassen. Alle Einsichtsvollen dürfen aber dennoch nicht lässig sein im Kampfe gegen alle Verwaschenheit der Gesinnung, gegen alle Unklarheit und Bosheit. Karl Olden.

Lyrik.

Robert Browning: Ausgewählte Gedichte. Übersetzt von Edmund Ruete. (Bremen, M. Heinsius Nachfolger.)

Kein Wunder, daß bislang nur ganz wenige Gedichte Brownings übersetzt waren. Sie stellen hohe Anforderungen an den Übersetzer und können nie auf ein großes Publikum rechnen.

Browning wird es schwer, aus sich herauszugehen. Mit Vorliebe vertieft er sich in das Leben der Renaissancezeit; sobald er sein eigenes Empfinden direkt aussprechen will, ist's, als fände er nur mühsam den passenden Ausdruck. Wie stolze Naturen ihr Leid gern für sich behalten und ihren Nächsten nur fast widerwillig davon Mitteilung machen. Aber wie reizvoll sind Brownings gedankenschwere Liebeslieder. Die Liebe spricht hier um so ergreifender, je schwerer sie sich das Geständnis macht.

Browning liebt die Form des Selbstgesprächs. Da steht in einem spanischen Kloster ein boshafter Mönch, redet sich den Ärger über den harmlosen Bruder Peter von der Leber, der draußen seine Blumen pflegt, und wünscht ihn in die Hölle. Ein

barocker trockener Humor liegt über dem Ganzen und übt unfehlbare Wirkung. Ähnliches gilt teilweise vom „Rattenfänger von Hameln".

Andrea del Sarto, der „tadellose Maler", klagt das Leid seiner Künstlerseele. Trotz grandioser Technik gelangt er nicht zum höchsten Ziel unter dem Einflusse von allerhand Verhältnissen, die das Schicksal über ihn verhängt hat. Die andern sind nicht berühmt wie er und sind ihm doch voraus.

„Es brennt ein echter Licht des Herrn in ihrem
Zerquälten, vollgepfropften Hirne, Herzen,
Wo's immer sei, als das ist, das den matten
Puls dieser kund'gen Werkmannshand belebt,
Zu Grunde sinkt ihr Werk, sie selbst jedoch
Betreten einen Himmel manches Mal,
Der mir sich schließt, und wohnen sicher dort,
Weiß keiner auch, rückkehrend, ihn zu schildern."

Fra Lippo Lippi beichtet, wie in seiner Seele der Kampf des Künstlers mit dem Mönche und der Kampf des Realisten mit der von ihm verlangten, hergebrachten Malweise gekämpft wird. Sie wollen Gemälde nach Giottos Art und er liebt die Natur, kennt keine andere Aufgabe der Kunst, als die Natur wiederzugeben.

„Malt Gottes Werk und halten's ein Verbrechen,
Fehlt nur der kleinste Zug. Sagt nicht: „Die Werke,
Sie sind schon da, nichts mangelt der Natur,
Und wiederholst du sie — was du nicht kannst —
Was soll's? Drum gilt's, sie noch zu übertreffen!"
Denn — merkt ihr nicht: geschoffen sind wir so,
Daß wir im Bild die Ding' erst lieben lernen,
Dran achtlos wir, wie oft! vorbeigegangen.
Gemalt sind also schöner sie für uns!"

In ihrer ganzen Spröde zeigt sich Brownings Dichternatur in der Ballade: „Wie sie die gute Botschaft von Gent nach Aachen brachten (a. 16 . .)." Drei Reiter sind ausgeritten, um die Botschaft zu bringen. Nirgends haben sie Ruh, jeder Ort, den sie erblicken, mahnt, daß sie das Ziel noch nicht erreicht. Immer Unrast, Vorwärtsdrängen, ewige Sinnesbewegung. Der eine stürzt. Der zweite stürzt. Der dritte kommt auf zusammenbrechendem Rosse endlich ans Ziel. Er erzählt den Hergang, hastig, stoßweise, unwillkürlich keuchend, da er die Qualen im Geiste wieder durchlebt. In seiner zerhackten, drängenden, nie verweilenden Sprache ist das Gedicht ein Meisterwerk.

Das sind ein paar Andeutungen. Vielleicht, daß sie dazu beitragen, der vorliegenden Übersetzung die Verbreitung zu verschaffen, die sie vollauf verdient. Die Auswahl der Gedichte ist gut getroffen; keines ist ohne Reiz, keines unbedeutend. Und die Verse lesen sich gut, was in diesem Falle um so mehr hervorgehoben werden muß, als Brownings Sprache hocheigentümlich ist. Pausanias.

Auguste Hoyer: Beichten einer klugen Jungfrau. (Breslau, 1894. Im Selbstverlage der Verfasserin, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Allerlei lustige Schnurren und Schnacken, viel drollige Reimerei, manch ernstes schönes Beichtgeheimnis finden wir in dem Büchlein. Mitten dazwischen aber auch sorglos verstreut Splitter und Scherben. Das ist schade und frommt eigentlich der klugen Jungfrau nicht! Aber sie möge getrost und zuversichtlich weiter beichten, ihr Humor ist bei alledem so urwüchsig, daß für jede Schuld und Fehl' im voraus Absolution erteilt wird. Wenn sie bald zu Anfang sagt und singt:

„Ich war ein Gänschen, fein und zierlich,
Und sittsam, schämlich und manierlich,
Viel hübscher als die andern Gänschen.
Es kam so manches dumme Hänschen
Und klagte mir sein Liedesleid.
Ich aber war des Anfangs blöde,
Und später ward ich stolz und spröde,
Und dacht' in meiner Albernheit:
„Ich rud're in den Ehehafen
Zum mindesten mit einem Grafen." —
Ich hab' gewartet lange Zeit,
Doch leider ist kein Graf gekommen,
Kein Hänschen hat mich mehr genommen,
Und ach, so blieb ich ungefreit.
Als mich die Reue angewandelt,
Daß ich wie eine Gans gehandelt,
Ließ ich an Fleiß es nicht ermangeln,
Rasch auszuwerfen meine Angeln,
Doch keiner — keiner biß mehr an.
Zwar mancher roch an meinem Köder,
Doch eilig schwamm davon ein jeder,
Ein Kammerjäger selbst, ein schnöder,
Fänd' keinerlei Geschmack daran . . ." u. s. w.

muß man ihr da nicht gut sein? prickelt es einem nicht in Kopf und Herz, weiteres zu vernehmen von den Sünden der Jungfrau? und wie gut versteht sie unsere Neugier! Bald lockt sie uns durch ein Idyll („Der Kuhhirt"), bald malt sie uns eine Hochzeit aus, bald läßt sie den Gevatter Storch gravitätisch ins Haus schreiten, bald führt sie uns zum vegetarischen und vegetabilischen Wettstreit. In buntem Reigen durch Scherz, Lieb', Leid zum Ernst. Poesie spricht aus den ernsten Strophen. „Mit Gott" ist ein sehr schönes Gedicht und „Gott ist die Liebe" zwei einfache, poetisch empfundene Vierzeiler:

„Kein Menschenherz ergründet
Des Schöpfers Herrlichkeit,
Wenn es nicht selbst empfindet
Der Liebe Lust und Leid.

Doch wenn die Lieb' entglommen,
Dann ist zu dieser Frist
Auch Gott ins Herz gekommen,
Weil er die Liebe ist."

Das zierlich ausgestattete Bändchen der klugen Jungfrau läßt an Mannigfaltigkeit des Inhalts eigentlich nichts zu wünschen übrig — es läuscht den Leser angenehm über Zeit und Stunde weg.

H. W.

Volkswirtschaftl. Litteratur.

Gleichgültig, ob Republik oder Monarchie, die Neigung des modernen Kapitals, sich in immer weniger Händen anzusammeln und eine immer größere Anzahl Menschen in Armut, Lohnsklaverei, soziale und geistige Unfreiheit zu bringen, ist überall die gleiche. Im freihändlerischen England, im schutzzöllnerischen Frankreich, im manchesterlichen Amerika, im sozialreformatorisch-feudalistisch-konfusen preußisch-deutschen Reich — überall dieselbe Erscheinung: Anhäufung von Riesenvermögen in engen und engsten Kreisen, bis der anarchistische Bettelstaat eines Tages fertig sein wird.

Selbst ein Berliner Börsenfachblatt von Ansehen, der „Deutsche Ökonomist", hat jüngst einige bitterböse Bemerkungen zu dieser Sachlage gemacht, die weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden verdienen.

Der „Deutsche Ökonomist" geht zunächst von amerikanischen Verhältnissen aus und erinnert an die amerikanischen Millionäre. „Ein solcher Kapitalismus," sagt er, „hat seine Grenzen. Kein Volk wird ertragen, daß sich alle Reichtümer in wenigen Händen ansammeln, und daß den Riesenkapitalisten eine stets wachsende Menge Besitzloser gegenübersteht. Wann und wo bei höheren Kulturvölkern so etwas eintritt, da verkündet das soziale Barometer Gewitter, da deutet das Zittern der Seismographen auf Erdbeben. In orientalischen Sultanaten mag das ertragen werden — natürlich um den Preis anderer ungeheuerer Übelstände. Kulturvölker europäischer Rasse dulden es nicht, mit jedem Jahrzehnt, um das die Menschheit älter wird, dulden sie es weniger. Der französische Historiker Taine ist ein nachträglicher erbitterter Gegner der großen Revolution. Aber wenn man seinen ersten Band liest, die Schilderung der Zustände vor der Revolution, in denen die Wurzeln der letzteren liegen, so wundert man sich nicht darüber, daß es zur Revolution gekommen ist, sondern daß diese so lange auf sich warten ließ. Damals war durch den Feudalismus fast alles Privateigentum in die Hände weniger Familien gelangt und war der Staat zu einem elenden, bestechlichen und erpresserischen Wesen herabgedrückt, dessen Wert diese Masse des Volkes gar nicht mehr empfand. Wird ein Gleiches erträglicher, wenn statt des Feudalismus der Kapitalismus der Übelthäter ist, und wenn die Formen des Staats republikanisch sind?" In Nordamerika mag die Entartung weiter vorgeschritten sein, als in Europa, aber dort sind wenigstens nur nordamerikanische Größen, während hier das internationale Haus Rothschild fast auf die Finanzen aller Staaten seine gewichtigen Hände gelegt hat. In Europa bestehen vielleicht noch nicht so große Geld- und Spekulationsringe wie in Nordamerika,

allein sie sind vorhanden und helfen nachhaltig dazu, das Kapital aufzusaugen und zu centralisieren. Im übrigen ist es für die europäischen Staaten doch nur ein geringer Trost, daß sie noch nicht so nahe vor der sozialen Revolution stehen, wie die nordamerikanische Republik. Vergebene Mühe wäre es, den Männern des Großkapitals Einkehr und Umkehr zu predigen. Mit den Pflichten des Reichtums finden sie sich ab, indem sie gelegentlich einige Tausende zu wohlthätigen Zwecken geben. Welch ein kärgliches Pauschale neben dem Scherflein der Witwe! Die Aufgabe des Kapitals ist die Teilung der Arbeit und die Entfesselung des Verkehrs, nicht aber die Ansammlung des Volksvermögens in wenigen Händen. Mit Recht sagt der „Deutsche Ökonomist“: „Je höher sich der Kapitalismus ausbildet, desto schwerer lastet auf ihm die Pflicht zur Ausbildung einer karitativen Milderung der Gegensätze. Davon wollen aber nicht nur die amerikanischen, sondern auch die europäischen Großkapitalisten nichts wissen. Sie fahren mit überheiztem Kessel und bringen dadurch sich, Gesellschaft und Staat in Gefahr. Und wer es wagt, auf diese große Gefahr der Gegenwart hinzudeuten, wird dann von den ergebenen Dienern der Großkapitalisten als das bezeichnet, als was diese in Wahrheit selbst erscheinen, als die Vorbereiter der sozialen Revolution.

Kommt man gerade aus diesem Gedanken- und Empfindungskreise zu einem Buche wie „Die sozialen Kernfragen“ von Eduard v. Hartmann (Leipzig, W. Friedrich), so wird einem recht flau zu Mute. Nicht als ob das neue Werk Hartmanns nicht eine Fülle gesunder Erkenntnisse und reifer Kritik böte, nein, es ist vielleicht eine der klarsten und tiefsten Kundgebungen des berühmten Philosophen — allein es kommt alles aus einer so eisigen, kathedermäßig nüchternen Geisteswelt, daß das Gemüt zusammenschauert. Und Hartmann ist Optimist, evolutionsgläubiger Zukunftsheiliger, der sich die schweren Fragen mit erstaunlichem Geschick für seine Bourgeois-Lesewelt zurechtkonstruiert. Aber das ist's: er geht am Leben der großen Masse vorbei und sein Denkerblick verweilt mit Liebe nur bei denen, die es zu etwas gebracht, die aus der Entwickelung tausend Vorteile und Annehmlichkeiten gezogen. Das entfremdet uns Hartmann: es fehlt ihm die revolutionäre Essenz, sein Blut pulst im Rhythmus der klugen Leute, die in Kopf und Tasche das Genügende haben, um kühl bis ans Herz hinan die Geschichte abwarten zu können. Die soziale Frage interessiert ihn rein wissenschaftlich, nicht menschlich, er bemächtigt sich ihrer mit dem Kopf, nicht mit dem Herzen. Und weil nicht das gütige Herz mitspricht, das nun doch einmal zum ganzen Menschen gehört, hört und sieht auch der Kopf nicht immer alle Dinge in der vollkommensten Weise. Der Philosoph Hartmann wird sich keinerlei Täuschung über die Wirkung seines Buches hingeben dürfen: der sozialistischen Litteratur wird es keinen Abbruch thun, der anarchistischen Propaganda wird es nicht gefährlich werden, den Mühseligen und Beladenen wird es kein Labsal bieten, die Jugend wird es nicht erwärmen und entzünden. Bleiben also die Politiker der „Ordnungsparteien“ — und die sind wissenschaftlich meist so bedürfnislos und geistig so wenig feinschmeckerisch, daß es einem fast leid thut, wenn sich ein Philosoph von dem Range Hartmanns mit ihnen abgiebt und ihren Beifall erwartet. Man sieht, der Optimismus stimmt pessimistisch.

Das Buch ist sehr klar angeordnet. Es besteht aus vier Hauptstücken: a. die Verteilung des Arbeitsertrages, b. die Erhöhung des Arbeitsertrages, c. die Verminderung der Arbeitslast, d. die Boden- und Bevölkerungsfrage. Jedes dieser Hauptstücke gliedert sich in eine Reihe von Kapiteln. Es ist stofflich nichts übersehen, was irgendwie auf die großen Fragen, die heute überall zur Debatte stehen, Bezug hat. Über die Auffassung im einzelnen, selbst wenn man Hartmanns Standpunkt

festhält, wäre zu streiten. Aber der Streit bliebe nutzlos, weil sich die wirtschaftliche Entwickelung den Teufel um akademisches Theoretisieren kümmert, und die Herren am grünen Tisch ihre Paragraphengescheitigkeit verschließen, ob's grad oder krumm geht, ob's mit der Philosophie stimmt oder nicht stimmt. Von der Wirkung auf die sogenannte „öffentliche Meinung" wollen wir bei den heutigen Zuständen ganz schweigen. C.

Erziehungsschriften.

Gymnasiale Bildung und sittliche Erziehung der Jugend. Von Alethagoras, Gymnasiallehrer. Braunschweig, Otto Salle. 50 S. Preis 60 Pf.

Unser Gymnasial-Unterricht. Bekenntnisse von Alethagoras. Verlag w. o. 52 S. Preis 60 Pf.

Diese Schrift liegt in zweiter, umgearbeiteter Auflage vor. Sie hat also bereits die verdiente Beachtung gefunden und wird ihren Weg weiter machen. Die erstgenannte Schrift ist aber unseres Erachtens noch bedeutungsvoller. Der Verfasser, ein Altphilologe, hat seine Zeit nicht verschlafen. Aus ernstem Nachdenken und Forschen ist er aus einem Saulus ein Paulus geworden. Er steht jetzt den modernen Reformforderungen ganz anders gegenüber, als früher. Seine neue Schrift gliedert sich in drei Kapitel: Der erzieherische Wert der klassischen Studien — Vorschlag zur Reform von Bahusch — Die äußeren Erziehungsmittel der Schule. Hauptforderungen sind: Vereinfachung des Unterrichts, kräftigere Pflege des Gemüts und der Phantasie, Vertiefung des sittlichen Empfindens, Einschränkung des Spezialgelehrten- und Strebertums bei den Lehrern. Der Verfasser ist dabei noch lange kein Umstürzler, mit dem sich nicht sprechen läßt, er hält sich vielmehr streng an die Gesetze stetiger gesunder Entwicklung und Anpassung.

Aus dem Leben eines freien Pädagogen. Von Dr. Ewald Hause. Leipzig, Baemeister. 158 S. Pr. Mk. 1,20. — Ein pädagogischer Freidenker und Freiarbeiter, der uns sein Leben und Streben erzählt und zwar mit allen Hilfsmitteln fesselnder Darstellungskunst. Und dieses Stück starken, modernen Menschen- und Heldentums ist des Erzählens wert. Alle, welche vernünftige Menschenbildung wollen und Befreiung von den gewaltherrscherischen kirchlichen und staatspolizeilichen Gängeleien und Leimsiedereien, werden aus diesem Buche reiche Stärkung schöpfen. Ohne Befreiung der Schule und Lehrer von den letzten Resten der mittelalterlichen Tyrannis ist keine durchgreifende soziale Reform, keine Befriedigung und würdige Ausiedung des reichen modernen Volksgeistes denkbar. Man muß Hauses Buch lesen, um eine runde Vorstellung von den Fesseln und Unwürdigkeiten zu haben, unter denen heute noch die deutsche Lehrerschaft schmachtet. Hauses Selbstdiographie gewährt Einblicke in die geistigen und moralischen Zeitverhältnisse wie selten ein ähnliches Buch. Außerdem entwirft sie noch einen politisch-sozial-religiösen Grundriß einer neuen, von Kirchentum und Bureaukratie befreiten Menschenbildung, welcher der ernstesten Beachtung wert. C.

Vermischte Schriften.

Wir wollen den wissenden Menschen haben, der sich in seinen Vorstellungen und Entschließungen mit Bewußtsein auf der Höhe der Zeit hält. Haben wir ihn einmal in genügender Anzahl, dann wird die Arbeit mit modernen Aufgaben und Problemen flink von statten gehen. Eins der stärksten Mittel, den wissenden Menschen herzustellen, ist neben der Schule und der Zeitung und der Ausnutzung des Vereinsrechts das — Konversationslexikon. Wir haben neben vielen guten ein vorzügliches: das Meyersche in seiner fünften Auflage (Leipzig, Bibliographisches Institut). Auf die ersten drei Bände der neubearbeiteten und reich vermehrten Auflage haben wir

unſere Leſer bereits hingewieſen. Inzwiſchen ſind zwei weitere Bände erſchienen. Auch ſie ſind im ganzen und großen des Muſterwerkes deutſcher Nachſchlagelitteratur würdig. Jeder Artikel rührt von einem bewährten Fachmann her, jede Abbildung von einem zuverläſſigen Gelehrten und Künſtler. Alſo eine Schatzkammer von gediegenem Wiſſen und koſtbarer Anſchauung, eine rieſige Aufſpeicherung von Kleinodien des Geiſtes. Dennoch müſſen wir eine kritiſche Ausſtellung machen. Sie betrifft die biographiſchen Abſchnitte. Die ſind nicht ganz gleichwertig. Die Fremden ſind zuweilen breiter und gründlicher behandelt, als die Deutſchen. Namentlich die Männer der Litteratur und Kunſt, und darunter wieder diejenigen der modernen Richtung. Es fehlen bedeutende deutſche Namen, und die da ſind, erfreuen ſich nicht immer liebevoller und gewiſſenhafteſter Behandlung. Ich nehme als Beiſpiel einen, über den ich abſolut zuverläſſig unterrichtet bin — mich ſelbſt. Und der Lexikon-Mitarbeiter hätte ebenſogut unterrichtet ſein können, wenn er ſein Material auf dem Wege der üblichen Fragebogen vervollſtändigt hätte. Ich leſe Band IV, Seite 303: „Conrad ſtudierte neuere Sprachen und Pädagogik.“ Sonſt nichts? Ich ſtudierte auch alte und neue Litteratur, Kunſtgeſchichte u. ſ. w. Warum iſt das unterdrückt? Weiter: „War drei Jahre in Genf, darauf in Paris journaliſtiſch thätig und ließ ſich ſpäter in München nieder.“ Sonſt nirgends? Zwiſchen Genf und Paris liegt mein ſiebenjähriger Studienaufenthalt in Italien, zwiſchen Paris und München liegen meine Reiſen in Spanien, Portugal, England u. ſ. w. Warum davon kein Wort? Sind dieſe Thatſachen in einem charakteriſtiſchen Entwicklungsbild nicht weſentlich? Man dürfte mir's kaum verübeln, wenn ich von mir auf andere ſchlöſſe und ſagte: Was mir paſſiert iſt, kann auch meinen Kollegen paſſiert ſein — ich traue den Meyerſchen Biographien nicht mehr unbeſehen. M. G. C.

Die höchſte Kunſt. Lebensbetrachtungen von Hermann Ritter, Profeſſor an der königl. Muſikſchule zu Würzburg. (Druck und Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg.) Preis 2 Mk. — Von dem hehren Glauben erfüllt, daß das Leben die höchſte Kunſt iſt, führt uns hier ein Vertreter der ſchönen Künſte durch die Höhen und Tiefen des Daſeins und zeigt uns in gedanken- und ſchwungvollen Betrachtungen über die Natur, die Geſchichte und die Philoſophie, was wir thun müſſen, um die in uns waltenden verſchiedenartigſten Mächte, wie Sinneskraft, Vernunft und Vorſtellungsvermögen, mit den von ihnen ſich herleitenden Trieben und Neigungen vereint, zum Aufbau eines als recht und ſchön erlannten Daſeins zu verwenden.“ Der Verfaſſer hat das Glück, Gelehrſamkeit und Begeiſterung zu verbinden, und iſt gerade deshalb befähigt, den „weichgeſchaffenen Seelen“, an denen es Gottlob auch in unſerer Zeit nicht fehlt, ein Freund und Führer zu ſein. Wir können das Buch aufs beſte empfehlen.

—r.

Guſtav F. Steffen: Aus dem modernen England. (Leipzig, Peter Hobbing.) Erſte bis dritte Lieferung. — Steffen zeichnet zunächſt einige Bilder aus London. Er bringt lebendige Schilderungen des Straßenlebens, weiß ebenſo gut die großen Verkaufsläden in Weſtend zu ſchildern, wie das Elend in Oſtend, am plaſtiſchſten aber die Umzüge der feiernden Dockarbeiter. Das zweite Kapitel präſentiert John Bull in ſeiner Familie und in Geſellſchaft. Ein glücklich gezeichnetes Bild folgt dem andern. Ohne irgendwelche nationale Voreingenommenheit führt der Verfaſſer (Schwede) mit einem leiſen Lächeln auf den Lippen umher, und einen amüſanteren, lebhafteren Plauderer kann man ſich kaum wünſchen. ***

Über die Bedeutung des Genies in der Geſchichte. Unter dieſem Titel iſt vor kurzem im Verlage von Dunker & Humblot eine geſchichtsphiloſophiſche Studie

des jungen Wiener Schriftstellers Sigmund Schilder erschienen, welche durch ihre strenge logische Gliederung, durch die größtenteils gelungene und sorgfältigere Durchführung geeignet erscheint, zur Lösung der Frage beizutragen, ob und inwiefern dem Genie Bedeutung in der Geschichte beizulegen sei.

Der Verfasser tritt weder auf die Seite jener, welche den Einfluß des Genies auf die Entwicklung der Menschheit schlankweg leugnen, noch gesellt er sich zur sogenannten „Geniepartei", „welche die wichtigsten, wie die undedeutendsten Fakten der Weltgeschichte an das Walten des historischen Genies anzuknüpfen geneigt ist", sondern er sucht durch Prüfung der Gründe beider Auffassungen zu einer Entscheidung beizutragen; die Hauptaufgabe für eine Lösung sieht er darin, alle jene Schwierigkeiten und Unklarheiten zu beseitigen, welche in die ohnedies verwickelte Frage hineingetragen wurden. Dies sucht er zu erreichen durch eine Kritik jener Begriffe, welche in die Diskussion einbezogen werden müssen, und teilt zu diesem Zweck seinen Stoff in drei Teile: a) Historische Notwendigkeit und historisches Gesetz, b) Geschichte, c) Genie.

Während die beiden ersten sich mit dem Gebiete beschäftigen, auf welchem das Genie wirkt, und der Gesetzmäßigkeit in seinem Auftreten, befaßt sich der letzte Teil mit der Klarstellung und scharfen Abgrenzung des Begriffes Genie selbst, dessen bisherige, unklare Fassung nicht wenig Verwirrung in die Diskussion gebracht hat.

Für die Lösung der Frage bedeutsam erscheinen die beiden ersten Teile der Schrift. Der erste weist nach, daß dem Genie dieselbe Bedeutung zukommen müsse, wie den Elementarereignissen in der Natur: „Das Genie ist überhaupt keine Institution, sondern naturgewachsen, wie Quecksilber, Eiche, Katze. Die Genies sind eine der treibenden Grundkräfte der Weltgeschichte — da diese nur daraus entstehen kann, was die Natur bietet —, nicht aber ein Erzeugnis dieser Grundkräfte, wie eben die sozialen Institutionen: Reiterei, Priestertum . . ."

Der zweite Teil sucht durch Distinktionen für die Art der Geschichtsauffassung die Frage zu entscheiden.

Je nachdem die Geschichte als Geschichte der menschlichen Tiergattung oder des Intellekts ins Auge gefaßt wird, tritt im ersten Falle das Genie zurück, im zweiten bedeutsam hervor.

Die andere, entschieden weniger gelungene, weil minder wichtige und klare Distinktion erscheint die: Geschichte als Erscheinung (Bild) oder als von den Zeitgenossen Empfundenes, als deren inneres Erlebnis. Sieht der Verfasser diese Distinktion als wesentlich und ihre Beweiskraft als unbedingt an, so wäre es zum mindesten nötig gewesen, gerade die Ausführungen über diesen schwierigen und heikeln Punkt ausführlicher und klarer zu gestalten.

Ein Mangel dieser Distinktion liegt auch — und das ist ein Entschuldigungsgrund des Autors — in der Schwierigkeit, zwei knappe Etiketten zu finden, welche die Gegensätze scharf in sich fassen würden, wie es dem Verfasser bei der früheren Unterscheidung geglückt ist.

Der letzte Teil der Studie enthält wenig wesentlich neues, aber manche feine, treffende Aperçus, welche einer weiteren Durchführung würdig, insbesondere auf die Erörterungen über das weibliche Genie sei hier verwiesen.

So erscheint die Schrift, selbst wenn man den gegebenen Lösungsversuch nicht als eindeutig und vollkommen zu bezeichnen geneigt, dennoch mindestens als willkommener, bedeutsamer Beitrag zur Klärung der schwierigen Frage. Otto Stoeßl.

Ernst Mummenhoff: Hans Sachs. Zum 400jährigen Geburtsjubiläum des Dichters. (Nürnberg, Kommissionsverlag der Friedr. Korn'schen Buchhandlung.)

Eine Festschrift, die Stadtarchivar Mummenhoff im Auftrage der Stadt Nürnberg ausgearbeitet hat. Der durchaus würdigen Ausstattung — das Buch

ist mit vielen Abbildungen nach alten Vorlagen geschmückt — entspricht der mit warmer Hingabe geschriebene Text. Welch ein Bild, dieser Schuster und Poet! Das Idealbild eines bürgerlichen Poeten, der immer aus seinem Stande heraus dichtete, dessen Lieder und Sprüche von Stadt zu Stadt als immer gern gesehne Gäste wanderten. Und doch zog auch er sich eine Warnung von Seiten des hochwohlweisen Rates zu! Mit ihm steigt die Herrlichkeit des alten ehrenwerten Bürgerstandes aus dem Grabe auf — sie ist für immer dahin, und einen Dichter, der so aus seinem Stande heraus dichtete, werden wir wohl auch nicht wiedersehn. ***

Die Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen. 1. Band. 1. Heft. Stuttgart, J. H. W. Dietz. Preis 20 Pf.

Eine umfassende und übersichtliche Geschichte des Sozialismus kann gewiß auf das lebhafteste Interesse aller Gebildeten rechnen; zumal nun diese, die durch das vorliegende erste Heft zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Das ganze Werk soll vier Bände umfassen. Der erste, redigiert von E. Bernstein und K. Kautsky, behandelt die Vorläufer des neueren Sozialismus, der zweite, von E. Bernstein und G. Plechanow bearbeitet, berichtet über den Sozialismus in England und Frankreich während der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts, der dritte, von Franz Mehring, bringt eine Geschichte der deutschen Sozialdemokratie von ihren ersten Keimen bis zur Gegenwart, der vierte giebt eine Übersicht über die Geschichte des Sozialismus der letzten Jahrzehnte in den verschiednen modernen Ländern mit Ausnahme von Deutschland. — Die Ausstattung der ersten Lieferung ist vorzüglich. Eine eingehendere Charakterisierung des Werkes muß so lange aufgeschoben werden, bis mehrere Lieferungen vorliegen. ***

Jac. Moleschott: Für meine Freunde. Lebenserinnerungen. (Gießen, Emil Roth.)

O. A. Ellissen: Friedrich Albert Lange. Eine Lebensbeschreibung. Wohlfeile Ausgabe. (Leipzig, Julius Baedeker.)

Der Zufall ließ mir die beiden Biographien zu gleicher Zeit zugehen. Auf der einen Seite die Selbstbiographie eines der Hauptvertreter des philosophischen Materialismus, auf der andern Seite die Lebensgeschichte seines Geschichtsschreibers. Moleschott schildert seine Entwicklung von der Kindheit bis in seine Züricher Zeit, er giebt etwas behäbig und selbstzufrieden eine Rückschau, er weiß schlicht zu erzählen, eine ganze Schar berühmter Zeitgenossen wandert vorüber. Man merkt es dem Ganzen an, daß der Verfasser im hohen Alter mehr für sich als für die Außenwelt die Summe seines Lebens zieht. Auch Ellissens Buch ist in seinen anziehendsten Teilen eine Selbstbiographie; das ist gerade der Vorzug des Werkes, daß es so oft Lange selbst reden läßt. Hier herrscht beileibe kein selbstzufriedener Ton. Der vielgewandte Mann steht immer auf dem Sprung. Rastlos thätig, immer über seinen ihm vom Schicksal zugewiesenen Platz hinaus wirkend, wie Lange sich darstellt, mußte seine Lebensbeschreibung eines der interessantesten Bücher werden, wenn auch der Verfasser nicht immer über seinem Helden steht. Jedenfalls muß man der Verlagshandlung dankbar sein, daß sie das Buch in wohlfeiler Ausgabe leicht zugänglich macht. ***

Neue Zeitschriften.

Nicht weniger als fünf neue Zeitschriften hat der Monat Oktober gebracht: zwei von rein litterarischem Charakter, drei, die sich an ein größeres Publikum wenden.

Emil Brausewetter giebt eine Illustrierte Wochenrundschau über das Berliner Leben heraus. Der Charakter des Blattes wird genügend gekennzeichnet durch eine Ansprache der Redaktion „An die tit. Vereinsvorstände und Etablissementsbesitzer Berlins und der Vororte!“ Diese Ansprache besteht aus einem

Satze: „Die ergebenst unterzeichnete Redaktion bittet Sie stets rechtzeitig von etwa geplanten, die Allgemeinheit interessierenden größeren Festlichkeiten oder Veranstaltungen in Kenntnis zu setzen, damit wir dieselben event. in Wort und Bild in unserem Blatte vorführen können." Also das Blatt stellt sich die Aufgabe, seinen Lesern rechtzeitig mitzuteilen, wo „etwas los ist". Daneben sollen Plaudereien über das Berliner Leben im weitesten Umfange den Inhalt bilden. Nach der ersten Nummer ist ja nicht abzuurteilen. Aber eins ist schon klar: daß auch hier kein Boulevardblatt zustande kommt mit graziösen Plaudereien über Kunst und Litteratur und gesellschaftliches Leben. Man lese nur den Aufsatz über die Eröffnung der Theatersaison oder die Biographie von Helmholtz, die roh aus irgend einem Konversationslexikon zusammengestrichen zu sein scheint. Dem Blatte fehlt eine Existenzbedingung: Chic.

Über Berliner Verhältnisse hinaus führt Die Kritik, Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von Karl Schneidt. (Berlin, Hugo Storm.) Die erste Nummer enthält einen Programmaufsatz vom Herausgeber und einen Programmaufsatz von Adalbert von Hanstein; beide singen ein bekanntes Lied, die Absage an „einseitige Parteiverbohrtheit", die Abkehr von den Jsmen und Auern. Dazu tritt O. J. Bierbaum mit einem Aufsatz über Litzmanns Vorlesungen, worin nicht minder gegen Jsmen- und Auertum geeifert wird. Billig scheint es mir, wenn Schneidt Herrn Maximilian Harden als dressierten Floh vorstellt: so leicht wird man doch wohl nicht mit der eigentümlichen, nichts weniger als sympathischen Zeitfrucht Harden fertig. Daneben stehn noch referierende Artikel über Rubinsteins Christus und soziale Projekte. Das beste am ganzen Hefte ist eine Belehrung Heinz Tovotes über Wechselrecht.

Weit größern Chic und Stil hat Die Zeit, herausgegeben von Prof. Dr. J. Singer, Hermann Bahr und Dr. Heinrich Kanner. Die ersten beiden Nummern bringen fast durchweg sehr gut und geschickt geschriebene Artikel; so einen überaus interessanten Bericht über die Arbeitseinstellung in Chicago. Carl Jentsch schreibt in seiner bekannten Art ein Rezept zur Rettung des ewig leidenden Mittelstandes, Ernst Oppert orientiert über den Kulturkrieg in Ostasien. Hermann Bahr schreibt in seiner eleganten Art, die sich in einer Zeitschrift besser ausnimmt als in einem Buche, Berichte über das Wiener Theater und kleinere Besprechungen u. s. w. Jedenfalls ein Hauptstadtblatt.

Von den zwei litterarischen Zeitschriften ist mir die eine ein Rätsel, wenn ich die Bedürfnisfrage aufwerfe; nämlich: Der Gesellschafter. Monatsschrift für vornehme Unterhaltung. Herausgegeben von Roderich Wald und Max Beyer. Die Zeitschrift klingt nicht bloß im Titel an die „Gesellschaft" an, sie zeigt auch in ihrer ersten Nummer einige Mitarbeiter, die gelegentlich in der Gesellschaft vertreten sind. Novellen, Lyrika und Kleinkritik machen den Inhalt der ersten Nummer aus. Aus allem wird mir nicht recht klar, wohin die Zeitschrift steuert. Soll sie ein reines Familienblatt werden, in dem ein Beitrag wie der von A. J. Mordtmann oder das Preislied auf die Hamburgerinnen von Alfred Friedmann ihre Existenzberechtigung hätten? Aber familienblattmäßig-sittlich ist doch ein Sinnspruch nicht, wie der folgende:

> Das Allerschwerste auf Erden
> Jst — kein Lump zu werden. —

Mit wünschenswerter Klarheit rollt die Deutsche Dramaturgie, Zeitschrift für dramatische Kunst und Litteratur, ihr Programm auf. Was der Herausgeber Dr. Paul Kühn als sein Ziel im Eingangsaufsatz angiebt, ist den Lesern der Gesellschaft aus der Septembernummer bekannt. Den Aufsätzen des ersten Heftes stehe ich im wesentlichen abweisend gegenüber. Der brave Theaterreformer leistet sich (S. 5)

den Satz, daß die Mehrzahl der Modernen noch im Dunkel herumtappe und sich in voller Unklarheit über das anzustrebende Ziel bewege. Was der Herr sonst über die Modernen vorbringt, beweist leider nur, daß er von der Moderne kaum eine blasse Ahnung hat. Einen spaßhaften Artikel steuert Wolfgang Kirchbach bei. Die moderne Dramatik ist ihm eine Stubendramatik, ihre Psychologie eine Stubenpsychologie. Darin liegt ja ein gut Teil Wahrheit, wenigstens im ersten Teile der Behauptung. Aber die Kritik, die Kirchbach an „Nora" übt. „Wir sind überzeugt, daß „Nora" z. B. einen ganz anderen Ausgang genommen hätte, wenn die große Schlußscene des Dramas statt in der Stube etwa im Garten vor sich gegangen wäre. Dann wäre nämlich Nora im schlimmen Falle nach dem Gartenteich gestürzt, um sich frischweg zu ertränken, oder im günstigen Falle in ihr Zimmer hinauf gegangen, um sich dort erst noch einmal zu überlegen, wie eigentlich die Sachen stehen zwischen ihr und Helmer." — Der Faust wäre, mein ich, ganz anders geraten, wenn in der Osternacht die Glocken nicht geklungen hätten. — Das wichtigste an der neuen Zeitschrift sind die Theaterberichte, zumal da hier tüchtige Kräfte referieren (Herwich Hart, Alexander von Weilen). Darin dürfte die Bedeutung des Blattes allein beruhen; es sei denn, daß die Herrn Leitartikler sich dazu entschließen wollen, die moderne Richtung zu studieren und womöglich zu verstehn.

G. Morgenstern.

Holländische Litteratur.

In der holländischen Litteratur ist es jetzt recht still geworden. Ganz im Gegensatz zu früher. Die für das kleine Holland ganz erstaunliche Überproduktion, wie sie in den letzten Jahren zutage trat, hat jetzt aufgehört, und die Litteratur erfreut sich nach einer an Überraschungen und interessanten Verwicklungen überreichen Beweglichkeit jener Ausgeglichenheit und Ruhe, die für die Förderung echter Kunstwerke am ersprießlichsten ist. Wenn wir in der Produktion des letzten Jahres Umschau halten, so haben wir die schon früher gekennzeichnete Erscheinung, daß die Lyrik vollständig hinter dem Roman zurücktritt. Es ist das ein Zeichen, daß die moderne holländische Lyrik ihren Höhepunkt bereits erreicht hat, und viel Originelles und Bedeutendes von ihr zunächst nicht zu erwarten ist. Man fängt bereits an, das Vorhandene zu sammeln und zu sichten. Solcher Sammelbände liegen von Helene Swarth zwei vor: „Poezie" und „Verzen" (Amsterdam, Kampen & Zn.), in denen nun die gesamte poetische Thätigkeit der Dichterin vereinigt ist. Mit einem neuen Werke hervorgetreten ist der Antwerpener Pol de Mont: „Claribella", ein Liedercyklus. Es ist, wie die meisten der früheren Werke des Dichters, ein großes Lied der Liebe. Wieder dieselben äußeren Vorzüge, eine erstaunliche Gewandtheit in Beherrschung der Form, ungewöhnliche Glätte der Sprache, ausgeglichen und ausgefeilt überall, aber ohne einen Zug, der verriete, daß Pol de Mont mehr ist, als ein großes Talent.

Wie viel Schönes und Herrliches die holländische Lyrik in den letzten zehn Jahren hervorgebracht hat, beweist am deutlichsten eine Anthologie, die der verdienstvolle Gids-Redakteur J. R. van Hall unter dem Titel „Dichters van dezen tijd" zusammengestellt hat. Es ist nur eine kurze, aber äußerst geschickte Sammlung, die ein vollständiges Bild giebt von der Entwicklung der holländischen Lyrik vom Beginn der modernen Bewegung an bis auf den heutigen Tag.

Auf dem Gebiete der Prosa tritt uns zunächst der neue Roman von Louis Couperus entgegen: „Majesteit" (Amsterdam, J. L. Veen), das Bedeutendste, was die holländische Litteratur des letzten Jahres hervorgebracht hat und zugleich das reifste und künstlerisch hervorragendste Werk des Dichters überhaupt.

„Majestät" ist kein Sensationsroman mit allerlei versteckten Anspielungen, wie man vielleicht vermuten könnte, es ist eine Dichtung unpersönlichster Art, hoheitsvoll, „majestätisch" nicht nur in der Handlung, sondern vor allem auch in der äußeren Form, vornehm in jedem Kapitel, in jeder Zeile. Etwas für den litterarischen Feinschmecker, nichts für das Sensations- und Spannungsbedürfnis einer großen Menge. Der Held des Romans ist Othomar, Kronprinz von Liparien, der Erbe eines mächtigen Reiches. Er hat so gar nichts von der feudalen Selbstherrlichkeit und dem Gottesgnadentum an sich, das sein Vater und auch sein jüngerer Bruder zur Schau tragen. Es ist ein Mensch, der tief denkt und fühlt, er hat etwas von einem Schwärmer und Träumer an sich, und der Gedanke an seinen einstigen Herrscherberuf bringt ihn fast der Verzweiflung nahe; denn er sieht sich außer Stande, seinem Volke die große Liebe zu beweisen, die er für dasselbe fühlt; all seine Mühe und Aufopferung wird nutzlos sein gegenüber dem großen Elend, das er doch nicht aus der Welt zu schaffen vermag, der großen Masse wird er allzeit ein Fremder bleiben, man wird ihm mit Haß begegnen, wo er Liebe sucht, man wird ihn verwünschen, wo er Dank erwartet. Er ist sich seiner vollkommenen Ohnmacht zu sehr bewußt, um mit reinem Gewissen seinen Herrscherberuf antreten zu können; er will Krone und Macht dem jüngeren Bruder überlassen, aber das Schicksal mahnt ihn durch den Tod dieses Bruders gebieterisch an seine Pflicht. Couperus entrollt uns die ganze Tragik eines Lebens, dem das Geschick seinen Weg von Anfang an vorgezeichnet hat, dessen Gefühle erstickt werden in der Enge altherkömmlicher Begriffe, dessen Wille gebunden ist durch unlösbare Fesseln — ein Unfreier als Herrscher, ein Sklave auf dem Throne. Um sich her Macht und Reichtum, aber im Hintergrunde drohend lauernd das Gespenst der Revolution, ein finsterer Mahner, daß es über lang oder kurz aus sein wird mit der Herrlichkeit von Gottes Gnaden.

Von Emile Seipgens, der unter den lebenden holländischen Novellisten obenan steht, brachte das vergangene Jahr zwei neue Bände, „Jean" und „Een Wilde-Rozenkrans". Seipgens ist der Volkserzähler par excellence. So wie er weiß keiner den rechten Ton zu treffen. Seine Schreibweise ist einfach und natürlich, man hat stets das Gefühl, daß die Personen, die er uns vorführt, auch in Wirklichkeit so sprechen und handeln, wie es hier geschildert wird; er wird niemals weinerlich und sentimental und, was die Hauptsache ist, seine Erzählungen sind nicht tendenziös oder doktrinär gefärbt und die moralische Nutzanwendung, ohne die es sonst bei Volkserzählungen nicht abgeht, bleibt uns glücklicherweise erspart.

Ein sehr beachtenswertes und für die Zukunft vielversprechendes Werk ist der Erstlingsroman des Flämen Cyriel Buysse: „Het recht van den sterkste" (Amsterdam, W. Versluys). Das südniederländische Schrifttum hat seit langen Jahren keine so markante Schöpfung hervorgebracht, wie diesen Roman. Buysse taucht mitten hinein in das flämische Volksleben, das in seiner derben Ursprünglichkeit der realistischen Schilderung einen so unendlich ergiebigen Stoff bietet und litterarisch verhältnismäßig noch wenig verwertet ist. Wo der Stoff aber einmal aufgegriffen wird von einer gestaltungsreichen Kraft, da giebt es fast immer ein farbensattes, packendes Gemälde, abstoßend und anziehend zugleich in seiner Herbheit und Urwüchsigkeit. Buysse giebt uns die Lebens- und Leidensgeschichte eines jungen Weibes, das, hervorgegangen aus der untersten Volksschicht, gern heraus möchte aus ihrer verständnislosen, tierischen Umgebung, aber mit roher Gewalt immer wieder hinabgestoßen wird in den Pfuhl, in dem es geboren ist. Es ist kein erfreuliches Bild, das sich da vor unseren Augen aufrollt und das der Verfasser mit un-

erbittlicher, vor nichts zurückschreckender Reallstik durchgeführt hat, ein Sittengemälde, grau und düster, fast nur Schatten, ohne irgend einen Lichtstrahl, aber wirkungsvoll und ergreifend in allen seinen Teilen. — Über die sonstigen erwähnenswerten Erscheinungen der holländischen Litteratur des letzten Jahres im nächsten Heft.

Paul Rachó.

Skandinavische Litteratur.

In der letzten Zeit hat die skandinavische Litteratur ziemlich brach gelegen, und dieses Jahr hat sie fast kein Litteraturprodukt erster Klasse aufzuweisen. Einige Bücher sind aber doch aus diesem oder jenem Grunde bemerkenswert, und sie mögen hier besprochen werden — immerhin, wenn Weihnachten nicht eine große Litteraturwoge bringt, dann ist das Jahr 1894 ein armes Jahr für skandinavische Dichtung.

Das bedeutendste schwedische Werk ist zweifellos: Svenska bilder af Carl Snoilsky, med Teckningar af Albert Edelfelt (Stockholm, Hugo Geber).

Das ist ein Prachtwerk in doppeltem Sinne. Graf Carl Snoilsky ist ein Nobilis von Geburt wie von geistigen Anlagen, ein Nobilis in seinen Gefühlen und in seinen Rhythmen — aber ein Dichter, der auch die demokratische Richtung unserer Zeit mit warmem Herzen nachfühlt, wie er prachtvoll in seinem Gedichte: „Vid Valkiakoski pappersbruk“ bewiesen hat.

In diesem Buche, dessen Gedichte fast alle schon früher gedruckt waren, giebt er eine Serie von Gemälden aus der sogenannten „großen Zeit“ der schwedischen Geschichte, von Gustav Wasa, Gustav Adolf, Karl XII., Gustav III., von dem bewegten und gewaltigen Leben dieser Zeit. Kriegsthaten, diplomatische Anekdoten, Volkstraditionen, Hoffeste, Bauernidyllen — alles wird frisch und lebendig, packend und rührend geschildert, und das Ganze kann passend mit Runebergs Erzählungen des Fähnrichs Stål verglichen werden.

Natürlich sind Runebergs und Snoilskys Dichtungen wesentlich von einander verschieden. Als episch-lyrische Novelletten sind beide gleich hervorragend, meistens ohne Fehl und Tadel. Aber Runebergs Aufgabe war leichter, weil er geistig noch in der Zeit lebte, der er seine Stoffe entnahm: der Zeit des Kriegs zwischen Schweden und Rußland 1808—1809. Snoilsky umspannt einen ungleich größren Zeitraum: von 1500—1809. Dabei hat er natürlich an Intensität verlieren müssen.

Das merkt man auch einigen Gedichten an: sie nehmen sich hin und wieder zu konstruiert aus und schmecken nach Theater. Auch scheint dann und wann dem Patriotismus die bittre, brutale Wahrheit geopfert zu sein. Das schadet den Gedichten bei dem kaufenden Publikum freilich nichts; denn gerade in diesen Tagen geht ein merkwürdiger Wind durch Schweden, der alle die alten Siegestrophäen zu einem spukhaften Sausen bringt.

Sieht man jedoch von diesen wenigen Gedichten ab, so wird man die Svenska bilder mit großem Vergnügen lesen. Nur selten findet man einen so feinen, frischen und bezaubernden Ton wie in Hvita Frun. Eines der besten schwedischen Gedichte aller Zeiten ist Herr Jans likfärd; es ist nicht geschrieben, nein gerade herausgesungen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, pompös und stolz, finster wie eine Nacht auf dem Schlachtfelde und kräftig wie ein Kavallerlechok.

Die Zeichnungen, die der hochbegabte finnische Künstler Edelfelt beigesteuert hat, sind sehr stimmungsvoll, aber auch ohne sie bliebe das Buch ein monumentales Werk.

Wie ganz anders präsentieren sich dagegen die Werke von Axel Lundegård. Die lyrischen „Poesien“, die er ab und zu in seine Novellen und Romane einflicht, sind von einer unechten, unwahren Stimmung, die geradezu unheimlich wirkt. Sie haben auch einen unschwedischen Ton an sich, ohne daß man sie deshalb einem andern Lande zuweisen oder irgendwie

origina lfinden könnte. Ganz anders klingen die echt lyriſchen Töne von Oskar Levertin, die exotiſch prachtvollen Strophen des ſüdſchwediſchen Dichters Emil Kleen und die Volksliedähnlichen Gedichte von Guſtav Fröding.

Wollte man über Lundegård allein auf Grund ſeiner Poeſien ein litterariſches Urteil fällen, es fiele nicht günſtig aus — ſeine Proſa iſt gleichfalls nicht ſchön und doch iſt er augenblicklich der ſchwediſche Romancier à la mode. Dieſe merkwürdige Thatſache findet ihre einfache Erklärung darin, daß er den trivial-idealiſtiſchen, edlen Geſchmack der leſenden Damen zu befriedigen verſtanden hat; ſo beſonders in ſeinem letzten Romane: Prometheus (2 Bände. Stockholm, A. Bonnier).

Ein kurzer Rückblick auf die litterariſche Entwicklung Axel Lundegards iſt recht angebracht — ſie iſt typiſch für gewiſſe Naturen.

Als Radikaler fängt er an. In Lund verfaßt er als Student ein paar realiſtiſche, orthodox-liberale Novelletten. Der Erfolg bleibt aus. Dann veranſtaltet er nach berühmten Muſtern (Herman Bang) Vorleſungen über die Vortrefflichkeit des Realismus und der neueren Litteraturſtrömungen. Der Erfolg bleibt aus. In Lund ſpricht er vor vierzehn Perſonen. Ich war darunter. Es war ſchlecht, aber gut gemeint. Etwas ſpäter trifft er mit der hochbegabten Schriftſtellerin Victoria Benedictsſon (Ernſt Ahlgren) zuſammen; er arbeitet mit ihr, bis ſie unter der Qual ihres unglückſeligen Lebens zuſammenbricht. Ihr Nachlaß geht auf ihn über; was er mit ihrem Vermächtnis gethan, iſt ſchwer zu ſagen.

Ein paar Jahre ſpäter merkt Axel Lundegård endlich, daß der Wind von der rechten Seite kommt, und ſattelt ſchleunigſt um. Hat er gemerkt, daß ſein Talent nicht ſtark genug iſt, um mit eigenen Segeln gegen den Wind zu fahren, daß es hohe Zeit iſt, umzuſatteln? Wer weiß? Jedenfalls wird der Sattelwechſel mit rühmenswerter Schnelligkeit vollzogen. Die Ideale des Kameraden Ernſt Ahlgren werden weggeworfen wie abgetragne Kleider und verbrannt. Aus der Aſche aber ſteigen als Krähen-Phönixe die Retraite-Romane: „Titania“, „Prometheus“ „Faster Ullas brorsdöttrar“ auf. Jämmerliche Erzeugniſſe einer Apoſtatennatur, die einmal Anſätze gezeigt hat, deren einſtige knabenhaft trotzige Signaltöne jetzt wie eine Chamade ſeufzen — populäre Bücher bei den ſchwediſchen Damen und ein Armutszeugnis der Leſerinnen.

Der letzte Roman „Prometheus“ ſoll gewiſſermaßen den Glauben an die heilenden Mächte des Lebens verkündigen. Gabriel Tollin, der Held der Erzählung, iſt einmal ein großer Sünder geweſen, hat den Liberalismus und die Moderne geliebt — jetzt kehrt er um, ſieht, daß er gefehlt, ſpuckt auf ſeine ehemaligen Genoſſen, verheiratet ſich und wird pſychiſch-animaliſch glücklich und zufrieden. Das iſt die ganze Geſchichte — und um das alles zu erzählen, braucht Lundegård 409 Seiten, wo 60 reichlich genug geweſen wären.

Mit dieſem Roman hat Lundegård den platteſten Ohnetismus in die ſchwediſche Litteratur eingeführt. Alle Fehler, die Ohnet hat, hat er auch. Nur vermißt man bei ihm den dramatiſchen Wendepunkt, der bei Ohnet doch immer noch etwas Intereſſe erweckt. Und dazu eine eiskalte, ſteife Sprache, um — lauwarme Gefühle auszudrücken.

Hervorzuheben iſt eine Stelle, S. 194 bis 199, ein Geſpräch Gabriel Tollins mit Sören Wiegeland, einem Kritiker, der früher ſehr viel auf G. T. eingewirkt hat. Hier verkündet Tollin ſeinen Abfall von den alten Freunden. Aber wie advokatoriſch und mißlungen iſt das Geſpräch, das den Knotenpunkt der Geſchichte ausmachen ſoll. Beim Leſen dieſes Kindergeſchwätzes empfindet man faſt etwas wie Mitleid mit dieſem Gehirn, das ſcheinbar Anſtrengungen macht und doch nichts auf geiſtigem Gebiete auszurichten vermag.

Mit dieſem Buch iſt Herr Lundegård

völlig von der „brotloſeſten der Künſte“ deſertiert. Nun ja — das Brot . . . das iſt ja eine Sache für ſich — und wird es wahrſcheinlich für Herrn Lundegård immer ſo bleiben.

In demſelben Verlage (Albert Bonnier, Stockholm) wie Lundegårds „Prometheus“ erſchien auch Jacob Ahrenberg: Familjen på Haapakoski. Aber welcher Unterſchied. Giebt Lundegård eine kraft- und ſaftloſe, ſonntagsgeſchmückte und ſonntagslangweilige Erzählung, ſo ſchneidet Ahrenberg ſeine Geſchichte mitten aus dem friſchen, pulſierenden Leben heraus.

Ahrenberg iſt Finnländer und bezeichnet einen Höhepunkt der jetzigen erzählenden Litteratur Schwedens. Das Buch iſt eine ariſtokratiſche Familiengeſchichte; es behandelt den zähen ſchweigſamen Kampf, den die Finnländer gegen die Ruſſifizierung des Landes kämpfen, und den noch viel erbitterten, ſtilleren Kampf um die Ruſſifizierung der finnländiſchen Seele.

„Die Familie zu Haapakoski“ iſt geradezu ein packendes Buch. Die Handlung iſt intereſſant, das Milieu ſympathiſch, die Sprache ausgeſucht wie Deſſertfrüchte. Das ſoll nicht heißen, die Sprache ſei ſüßlich, aber ſie braucht gemeine Wendungen nicht mehr als nötig und ſchafft und promulgiert glückliche neue Wendungen. Könnte jeder Finnländer ſo gut ſchwediſch ſchreiben, wir würden Finnland noch mehr vermiſſen.

Drei Auflagen ſind von dem Buche in einem Jahre verkauft. Wird es ins Deutſche überſetzt werden? Es verdient es, trotzdem wir noch keine Litteraturkonvention haben. Wir werden ſie aber bald bekommen, ſagen die Schriftgelehrten. —

Axel Wallengren.

H. O. G. Ellinger: Om Nationalfølelse. Svar til Dr. phil. G. Brandes. Kjøbenhavn, Det Reitzelske Forlag (Georg C. Grøn). Der Verfaſſer wendet ſich nachdrücklich gegen Brandes' Rede über das Nationalgefühl. Über dieſe Rede iſt in der „Geſellſchaft“ ſchon ausführlich und abweiſend genug gehandelt. Ellinger hält ſich mehr an Einzelheiten und verdirbt dadurch die Geſamtwirkung. Hauptſache iſt doch gegen die unwürdige geſchäftliche Auslegung des Nationalgefühls zu proteſtieren, die ſich Brandes geleiſtet hat.

G. Morgenſtern.

Ungariſche Litteratur.

A Tatra alatt. (Unter der Tatra.) Unter dieſem Titel erſchienen jüngſtens die geſammelten Gedichte des wohlbekannten ungariſchen Dichters Ernſt Buzits. Das Werk verdient Achtung. Buzits iſt kein hervorragender Dichter von Gottes Gnaden, ſeine allgemeine Beliebtheit ſeitens des ungariſchen Leſepublikums verdankt er mehr den hübſchen Kompoſitionen, ſanft und wohlklingenden Reimen, durch welche er auch den nichtsſagenden alltäglichen Gedanken etwas intereſſant-reizendes zu verleihen weiß.

Sehr hübſch ſind die Cyklen: „Stiefmütterchen“, dann ſeine „Gemiſchten Gedichte“, in welchen die geſellſchaftlichen nationalen Fragen und perſönliche Anſichten eine ſehr anmutige Interpretation finden. Die vortrefflichſten Dichtungen ſind aber jedenfalls die „Satyren“, „Heitere und traurige Strophen“ zu nennen, wo wir alle Belege eines ſcharfen, doch gerechten Satyrikers, treffſichern Humor, heitere Philoſophie und ein ſtets luſtiges Gemüt finden können. Ein Werk, welches das ihm auf dem gegenwärtig ſo armen Büchermarkte Ungarns zu teil gewordene wache Intereſſe wohlverdient; eine angenehme Lektüre, welche ſich von der alltäglichen Dutzendlitteratur durch ihr einfach-ſchönes Naturell vorteilhaft unterſcheidet.

Das 13. und 14. Heft des großen Lieferungswerkes: A magyar mese és mondavilág (Ungariſche Märchen- und Sagenwelt) iſt neueſtens mit ſehr reichem Inhalt und in prächtiger Ausſtattung erſchienen. Dieſes Werk, deſſen Verfaſſer der allgemein bekannte ungariſche Erzähler Benedek Elek iſt, wird in fünfzig Lieferungen derart erſcheinen, daß es zur

bevorstehenden Millenniumfeier Ungarns fertig wird. Benedeks hervorragende Stelle in der ungarischen Litteraturwelt ist eine genügende Bürgschaft für die mit poetischer Tüchtigkeit und kunstvoller Vortragsweise verbundene korrekte Ausarbeitung dieses Werkes, das, tief in die prähistorischen Zeiten seiner Nation eindringend, wahrlich nicht nur der Jugend, sondern auch dem Historiker eine angenehme und wertvolle Lektüre bietet.

Der Almanach der ungarischen Akademie für Wissenschaft für das kommende Jahr 1895 ist erschienen. Dieser Almanach bietet dem Leser außer seinem bürgerlichen und rein astronomischen Kalender näheres über die Verhältnisse und Angelegenheiten dieses Instituts.

Der kurzgefaßten Geschichte dieser Akademie folgen das Namensverzeichnis der Mitglieder, die Namen und Charakter der einzelnen Sektionen, die Ausschüsse mit ihren Beamten, sowie das Resumé des vergangenen Jahres und endlich die hervorragenden und im Verlage der Akademie erschienenen Werke, Nekrolog und alphabetischer Index. Aus diesem Werke entnehmen wir unter anderem, daß die Zahl der Mitglieder 293 beträgt, von denen 22 Ehrenmitglieder, 54 ordentliche, 134 korrespondierende, und 83 äußere Mitglieder sind.

Ein interessantes Werk erschien über die französischen Frauen, dessen Verfasser Alex. Barriß von Alvinez ist, der schon in mehreren Werken genug Beweise geliefert, wie vortrefflich er die französische Welt in allen ihren Schichten kennt. A francia no (Die französische Frau) ist der Titel dieses Werkes, das eigentlich eine Sammlung von Feuilletons darstellt, in denen der Verfasser seine während seines in Paris und dessen Umgebung verbrachten mehrjährigen Aufenthaltes gesammelten Erlebnisse und Eindrücke darlegt.

Das Buch enthält einzelne Bilder und treffliche Schilderungen, aus welchen der Leser über Charakter, Lebensweise und Sitten der französischen Frauen fragmentweise belehrt wird. Die Vortragsweise des Verfassers ist etwas schwerfällig, er erzählt darauf los, ohne sich viel um die Form zu bekümmern. Doch thut dieser Umstand dem innern Werte des Buches keinen Eintrag; es ist eine solide Arbeit, aus welcher der Leser mancherlei Anregung und Belehrung schöpfen mag. Zwiérina.

Vermischtes.

Für den alten deutschen Schlendrian! Einen beachtenswerten Beitrag zur Schulfrage enthält das letzte Heft (Nr. 21) der „Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure“. Dasselbe bringt den Schluß des Aufsatzes „Amerikanische technische Lehranstalten“ von A. Riedler, Professor an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Der Verfasser zeigt an einfachen graphischen Darstellungen, wie sehr bei unseren Technischen Hochschulen der theoretische Unterricht überwiegt, während in Amerika an allen Ingenieurschulen der Gewöhnung an praktische Auffassung und der Entwicklung des Forschungs- und Beobachtungssinnes der größte Wert beigemessen wird. Schon auf den Mittelschulen, die teils für den praktischen Beruf unmittelbar, teils für die höheren technischen Lehranstalten vorbereiten, werden der praktischen Ausbildung weitgehende Zugeständnisse gemacht, und in der neuesten Art dieser Schulen, den manual-training-schools (Handfertigkeitsschulen sagt viel zu wenig) wird fast zwei Fünftel der Zeit der praktischen Arbeit in den Werkstätten gewidmet. Der Amerikaner sieht eben die schaffende praktische Arbeit als ein ganz hervorragendes Erziehungsmittel an. Der Schüler wird zu der Erkenntnis geführt, daß eigenes Schaffen und eigenes Denken zum siegreichen Erfolge führen. „Die amerikanischen Mittelschulen entsprechen — sagt Riedler — obgleich sie nach Menge des Lehrstoffes und nach Ansicht unserer Schulmänner tief unter unsern klassischen Gymna-

sien stehen, den Bedingungen einer natürlichen Ausbildung und liefern trotz der Lücken des Unterrichts in dem Maße ein brauchbares Material, als die natürlichen Fähigkeiten besser entwickelt werden, als man in die Studierenden nicht mehr hineinpumpt, als hineingeht, und dadurch Vielwisserei und Oberflächlichkeit vermeidet. — Bei uns ist das Verständnis für den erzieherischen Wert der praktischen Arbeit an den Schulen so gut wie abhanden gekommen; an unserer (sogenannten) Einheitsschule, dem Gymnasium, ist davon nichts vorhanden, als ein rudimentärer Unterricht in einigen „Handfertigkeiten", und an den übrigen Mittel- und höheren Schulen liegen die Verhältnisse auch nicht wesentlich anders. Unsere Vorbereitungsschulen liefern deshalb zum größten Teile Schüler, denen nicht bloß Übung in praktischer Beurteilung, sondern auch bestimmte Vorkenntnisse und Geistesfähigkeiten einfach fehlen: Beobachtungs- und Forschungssinn, richtige Auffassung der Dinge, wie sie wirklich sind." — Von unseren Hochschulen will Riedler die Werkstätten vollständig verbannt wissen, dorthin gehöre nur das Laboratorium für die verschiedensten technischen Fächer, an unseren Vorbereitungsschulen aber sei der Ort, wo praktische Arbeit ihre erzieherische Wirkung einzusetzen habe; dort müsse in dem jugendlichen Geist der praktische Sinn entwickelt werden, anstatt ihn durch Formalismus zu töten.

Der Verfasser ist durchaus nicht so einseitig, nun einfach der Einführung amerikanischer Schuleinrichtungen, die sich nicht ohne weiteres auf unsere Verhältnisse übertragen lassen, das Wort zu reden, aber er verlangt eine Änderung unserer verkehrten Vorbildung:

„Als Grundsatz jeder Erziehung muß Geltung behalten, die vorteilhaften Seiten der natürlichen Begabung zu selbständiger Thätigkeit zu entwickeln und die unvorteilhaften zu beseitigen oder möglichst zu beschränken, — und diesem Grundsatze entspricht unsere Erziehung nicht! . . . Der einseitige Sprachunterricht fördert den Hang zum Grübeln, Theoretisieren und Disputieren, der uns ohnedies im Blute steckt, und er bekämpft auch nicht die Schattenseiten unseres deutschen Charakters, das Erbübel, den Hang zu Sonderbestrebungen. Das ist ein merkwürdiges Schicksal: individuelles Selbstgefühl spielt in unserm Leben eine große Rolle, aber mehr in der Empfindungswelt, als im wirklichen Leben; zu einem nützlichen Durchbruch kann dieses Gefühl gar nicht kommen. Schon die Schultyrannei verhindert die Berufswahl nach der individuellen Begabung und beschränkt die selbständige Entwicklung; und nach endlich vollendetem Studium, nachdem der gleichalterige Amerikaner schon etwa zehn Jahre in der schaffenden Welt sich selbständig bewegt hat, gelangen wir tastend nach und nach zur Erkenntnis und Bethätigung der eigenen Kraft und der natürlichen Veranlagung, von der alle Erziehung hätte ausgehen müssen!"

Es ist eben der alte Schulzopf, der uns Deutschen im Reich immer nachwächst, so oft man auch ein Stückchen davon abschneidet. Schweden, Schweiz, Ungarn und Frankreich sogar sind uns im technischen Unterricht voraus, nicht zu reden von der Vereinfachung und besseren Verteilung des klassischen Unterrichts in diesen Ländern. Wir werden fortfahren, uns von unseren Autoritätsschulpfaffen narren zu lassen, bis endlich einmal Not an den Mann geht. Aber da hilft alles nichts: Je gelehrter, desto verkehrter. XYZ.

Deutsche in Paris. Unter diesem Titel schrieb der vortreffliche Otto Röse anläßlich des 50jährigen Jubiläums des deutschen Hilfsvereins in Paris u. a. folgendes:

„Die deutsche Kolonie geht in gesellschaftlicher Hinsicht aus den Fugen. Der Rückgang des Hilfsvereins ist nur ein Teil des allgemeinen Verfalls deutscher Geselligkeit in Paris. Fragt man nach

seinen Gründen, so bekommt man gewöhnlich die Antwort: Die Zahl der wohlhabenden Deutschen in Paris habe sich seit den Jahren der Deutschenhetze und politischen Unsicherheit 1885—1888 beträchtlich vermindert, wenn auch die Gesamtziffer unserer Landsleute sich ziemlich gleich bleibe: einige dreißigtausend. Das stimmt, doch genügt es nicht, um einen Rückgang der Vereinsmitglieder um ein Drittel zu erklären. Schlimmer hat wohl die Hetzpresse gewirkt, indem sie die Namen unserer Vereinsmitglieder mit Adressen veröffentlichte und unsere lieben Landsleute aus der sanften Gewohnheit ihres nationalen Inkognitos aufscheuchte. Dies geschah in den Jahren 1886 und 1887; 28 und 30 Mitglieder traten infolgedessen zurück. Das macht dem deutschen Mute nicht viel Ehre. Offenbar kommen noch andere Ursachen des Verfalls in Betracht, denn der Verein ist stetig zusammengeschmolzen, obgleich der Ton der Pariser Presse seit 1888 wesentlich milder geworden ist.

In Wirklichkeit hat sich die deutsche Kolonie in Paris verändert und ändert sich noch fortwährend in einem Sinne, der unseren nationalen Pflichten wenig entspricht. Die Spannung nationaler Kräfte, die mit der Gründung unseres Reiches eintrat und zum geselligen Zusammenhalt deutscher Elemente in der französischen Hauptstadt wirkte, läßt allmählich nach. Der Aufenthalt inmitten einer halbfeindlichen Bevölkerung bei formellem Frieden wirkt erschlaffend und führt zur Anpassung an die Verhältnisse. Die Entnationalisierung, die im Kriegsjahre plötzlich einen Teil der hiesigen Deutschen dem Vaterlande entfremdete, nimmt, nachdem sie in den siebziger Jahren durch einen Aufschwung des Reichsgedankens aufgehalten worden war, sachte wieder ihren Fortgang. Liest man das Personenverzeichnis des Hilfsvereins vor 1870, so stößt man fast in jeder Zeile auf wohlhabende und einflußreiche Persönlichkeiten, die vor dem Kriege für die deutsche Sache eintraten, jetzt aber alles Deutschtum verleugnen und als Stockfranzosen gelten. Indessen hat der Massenabfall beim großen Schreckschuß des Krieges nicht viel verderblicher gewirkt, als die allmähliche Ablösung, die sich seit einem Jahrzehnt vollzieht. Um die französischen Geschäftsfreunde bei Laune zu halten und sie nicht in die Verlegenheit zu setzen, den Deutschen, der etwa durch ein chauvinistisches Revolverblatt als Mitglied des Hilfsvereins denunziert wird, verleugnen zu müssen, zieht sich einer nach dem anderen sachte zurück. Andere geben zwar noch Beiträge, wünschen aber nicht genannt zu sein, — wenigstens nicht bei den wilden Eingeborenen. Noch andere erwerben irgend eine bequeme, möglichst neutrale Nationalität, da ihnen die deutsche nimmer behagt. Sie beteiligen sich an deutscher Wirksamkeit zwar noch, doch mit beschränktem Risiko. Man kommt schon auf den Standpunkt, es recht nett zu finden, daß sie sich überhaupt noch ums Deutschtum bekümmern, denn die werkthätigen Kräfte werden selten, jede Hilfe ist willkommen.

Bei alledem fehlt dem sozialen Organismus unserer Kolonie der rechte Nachwuchs. Man sieht dies an der Geschichte der deutschen Geselligkeit in den letzten Jahrzehnten. Drei Vereine haben da eine beträchtliche Rolle gespielt: der Turnverein, die „Teutonia“ und der Quartettverein. Letzterer, dessen Mitglieder zumeist dem höheren Kaufmannstande angehören, hält sich noch über Wasser; die „Teutonia“, die ehemals unter reger Beteiligung des deutschen Kleinbürgertums blühte, geht ihrem Ende entgegen; der Turnverein hat sich im Winter 1888/89 aufgelöst. Dieser Turnverein war die merkwürdigste und für die deutsch-französischen Verhältnisse wichtigste Schöpfung unserer Geselligkeit. Er bestand seit 1863 und fand vor dem Kriege lebhaften Zuspruch selbst von französischer Seite. Es bewarben sich so viele

Franzoſen um Aufnahme in unſere Genoſſenſchaft oder wünſchten wenigſtens an den Vereinsabenden teilzunehmen, daß das fremde Element das deutſche zu überwiegen drohte und daß der Andrang der Franzoſen ſtatutenmäßig eingeſchränkt werden mußte. Nach Muſter des deutſchen Vereins entſtanden die franzöſiſchen Sociétés de gymnastique, die nach dem Kriege ſich beträchtlich entſalteten und die Grundlage zu Déroulèdes Patriotenliga abgaben. Jetzt ſind auch dieſe welſchen Nachbildungen und Zerrbilder deutſchen Vereinsweſens in Verfall geraten, da ſie den franzöſiſchen Sitten niemals recht entſprachen. . . .

Wir berühren hier einen Punkt, der nicht nur für die Pariſer Verhältniſſe, ſondern auch für die Anſchauungen der Deutſchen in der Heimat charakteriſtiſch iſt. Mehr und mehr verbreitet ſich daheim die wunderliche Anſchauung, daß Paris eine Art von Schule ſei, auf welche man junge Deutſche — Jünglinge und Mädchen — zur höheren Ausbildung ſchicken müſſe. Lehrer und Lehrerinnen, Künſtler und Künſtlerinnen kommen zu ähnlichen Zwecken wie die jungen Kaufleute angereiſt und glauben hier im Fluge ſich das wünſchenswerte aneignen zu können. Nun iſt bei den Pariſern freilich viel zu lernen; dies zu leugnen wäre Thorheit; aber was für uns Deutſche taugt, liegt keineswegs ſo an der Oberfläche, daß man es in ein paar Monaten oder auch in Jahresfriſt mit Händen greifen kann. Auf verſchiedenen Gebieten läßt ſich nachweiſen, daß eine kurze Lehrzeit in Paris entweder nutzlos bleibt oder geradezu ſchadet. Auf den erſten Blick glaubt man hier alles zu verſtehen und mit den Franzoſen ſelbſt ſich wunderbar zu verſtändigen. Die nationalen Gegenſätze, die von der Heimat aus ſchroff ausſehen, löſen ſich ſcheinbar in Wohlgefallen auf; man begreift kaum, daß die beiden Völker nicht ein Herz und eine Seele ſind, und ſchilt auf Vorurteile, die uns angeblich verhindern, mit unſern lieben Nachbarn Hand in Hand auf der Bahn des Kulturfortſchrittes den höchſten Zielen der Menſchheit entgegenzuwandeln.

Du lieber Himmel! Wie ſchwinden dieſe Illuſionen, wenn man länger unter Franzoſen lebt! Die gefällige Form, die anfangs beſtach und die man ohne weiteres übertragen zu können glaubte, erkennt man als Erzeugnis einer gründlich fremden Geſittung, als Ausdruck von Anſchauungen, die uns im Grunde fremd ſind und fremd bleiben müſſen, weil wir andern Stammes und durch geſchichtliche Entwicklung auch anderer Richtung ſind. Die Kluft, die uns von den Franzoſen trennt, iſt dem erſten Blick verborgen; ſpäter erſcheint ſie bei jeder Erfahrung in weiterem Umfang und in furchtbarer Tiefe. Dann erſt kommt die Zeit, wo das angeſtammte Weſen des Deutſchen vom oberflächlichen Einfluß des Franzoſentums frei wird, ſich eigenartig durchringt und aus dem Gegenſatze zur Umgebung Kraft ſchöpft.

Was lernen unſere Maler in Paris jetzt bei ein- oder anderthalbjährigem Aufenthalt? Die jeweilige modiſche Richtung. Man braucht in deutſchen Kunſtausſtellungen nicht lange zu ſuchen, um ihre Werke herauszufinden. Das „Neueſte“ kommt aus Paris; das hat ſich der junge Mann da angeeignet, eben weil es neu und deshalb reizend iſt, — reizend wenigſtens für den Herſteller ſelbſt; denn das deutſche Publikum findet es oft herzlich ſchlecht und wird dafür von den Vertretern des Pariſertums als geſchmacklos und zurückgeblieben ausgeſcholten. Deutſche daheim ſcheiten ihrerſeits wiederum auf die Pariſer Schule: und dennoch iſt nicht dieſe, ſondern die Verkehrtheit ihrer Beſucher an dem Unheil ſchuld. Ein Teil unſerer kerndeutſchen Künſtler hat in der Seineſtadt gearbeitet: Guſtav Spangenberg, Henneberg, Knaus, Andreas Achenbach und noch ſo manche andere lebten und ſchufen hier und blieben Germanen vom Kopf bis zum Fuß. Sie nahmen ſich die Zeit und hatten die Kraft, mit dem Franzoſentum innerlich

fertig zu werden. Der junge Deutſche, der nur auf kürzere Zeit nach Paris kommen kann, thäte beſſer, er blieb daheim."

Otto Röſe verbreitet ſich ſodann noch über das Verhältnis der deutſchen Lehrer und Lehrerinnen zu den Pariſer Lebensverhältniſſen und findet, daß auch in dieſem Punkte unſere guten Reichsdeutſchen von einer merkwürdigen Flachheit und Naivetät in der Schätzung des heutigen franzöſiſchen Kulturiebens beſeſſen ſind. Kurz, wir gleiten unter der neuen Ära ſachte abwärts an allen Orten und Enden — und — ohne Majeſtätsbeleidigung zu ſagen, der Caprivismus iſt nirgends das Zeichen, unter dem wir ſiegen.

Caligula.

Antiſemitismus und Ultramontanismus. In der antiſemitiſchen Zeitſchrift „Das 20. Jahrhundert" erklärt Dr. Ottomar Schuchardt: „Es erſcheint uns als die erſte und wichtigſte Aufgabe aller echten Deutſchen, den Liberalismus zu bekämpfen." Dann fährt er fort: „Dabei werden uns, ſo hoffen wir, die ſtreitbaren Scharen des römiſchen Papſttums ſchätzbare Bundesgenoſſen ſein." Das iſt offen geſprochen! Allianz zwiſchen Ultramontanen und antiſemitiſchen Deutſch-Sozialen! Und der gemeinſame Feind? Der Jude. Nun fällt uns beinahe der Spruch von Austreiben des Teufels mit Beelzebub ein. Doch hören wir weiter! „Daß das deutſche Volk ſich ein zweites Mal von Juden und Judengenoſſen in einen ſelbſtmörderiſchen Kulturkampf hetzen läßt, das ſcheint uns hingegen geradezu unmöglich." Aber das Schönſte kommt noch: „Im Grund genommen iſt ja auch die heutige von den Liberalen betriebene Jeſuitenhetze nichts weiter als eine verſchleierte Chriſtenhetze." — Dieſe antiſemitiſche „Entdeckung" iſt großartig und verdient in weiteſten Kreiſen bekannt zu werden.

In der nämlichen Zeitſchrift wird behauptet, daß unſere „Geſellſchaft" mit fliegenden Fahnen ins Lager des Antiſemitismus eingeſchwenkt ſei und als Beweis hiefür ein und die andere beiläufige Bemerkung unſerer Mitarbeiter Panizza und Morgenſtern über gewiſſe jüdiſche Eigentümlichkeiten angeführt. Mit der nämlichen Logik könnte man behaupten, die „Geſellſchaft" ſei ein antideutſches, antifranzöſiſches, antichineſiſches u. ſ. w. Organ, weil ſie ſich die Freiheit nimmt, gewiſſe ethnologiſche Beſonderheiten dieſer Völkerſchaften zu kritiſieren. Soweit iſt die Parteiverbohrtheit und der Fraktionsfanatismus in der deutſchen Preſſe bereits gediehen, daß ſich die werten Herrſchaften eine unabhängige mannhafte Kritik über ihrem Parteihammelſtandpunkt gar nicht mehr vorſtellen können. XYZ.

Zum Schutze deutſcher Intereſſen im Auslande ſchreibt der Reichstagsabgeordnete Dr. Haſſe in den „Alldeutſchen Blättern": Keine Woche vergeht, ohne daß Klagen über den mangelhaften Schutz einlaufen, den Deutſche im Auslande genießen. Das kann kein Zufall ſein, begründet durch menſchliche Schwächen, die überall vorkommen; es muß vielmehr der Ausfluß eines Syſtems ſein. Dieſes verhängnisvolle Syſtem beſteht darin, daß man deutſcherſeits von der Vorausſetzung ausgeht, fremde Staaten und Völker, mit denen man Verträge abſchließt, würden dieſe Verträge ebenſo ehrlich und treu halten wie das Deutſche Reich, daß man nicht nur Rußland, ſondern auch Columbien, Honduras, Guatemala, San Salvador als ebenbürtige Staaten behandelt, daß aber unſer Auswärtiges Amt im Gegenſatz hierzu aller Welt, alſo auch jenen ſogenannten Kulturſtaaten, laut verkündet, „der Deutſche, der ſich dorthin begiebt und ſich dort niederläßt, müſſe mit den Inſtitutionen zufrieden ſein, die er dort vorfindet, und müſſe das Riſiko auf ſich nehmen, das daraus entſteht." Weshalb man dann in ſolchen Ländern eine amtliche deutſche Vertretung unterhält, iſt unerfindlich. Sehr begreiflich iſt es aber, daß die deutſchen Vertreter dort nach dem Grundſatze des

laisser aller verfahren. Bekanntlich haben sich aber die Klagen über den Vertreter des Deutschen Reiches in Guatemala, Herrn Ministerresidenten Peyer, in der letzten Zeit so gehäuft, daß das Auswärtige Amt eine Untersuchung der vorliegenden Beschwerden angeordnet hat. Herr Dr. Hasse veröffentlicht nun auszugsweise ein längeres Schreiben des Herrn Dr. Prowe in San Salvador, welches nicht nur gegen Herrn Peyer, sondern gegen eine ganze Anzahl deutscher Vertreter in Central-Amerika schwere Anklagen erhebt. Herr Abgeordneter Dr. Hasse hat das Schreiben des Herrn Dr. Prowe in seinem ungekürzten Wortlaute dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Freiherrn v. Marschall, vorgelegt, behält sich aber vor, wenn nötig, an anderer Stelle hievon Gebrauch zu machen.

Aus allen diesen Vorgängen läßt sich nur der eine Schluß ziehen, daß die Leute des neuen Kurses der nationalen Aufgabe, wie sie von allen modernen, starkgewillten Deutschen aufgefaßt wird, einfach nicht gewachsen sind. Darüber täuscht man uns auch mit großen Sprüchen aus „höchstem" und „allerhöchstem" Munde nicht hinweg. Wie auf dem Gebiete sozialpolitischer Reformen, ist auf dem Gebiete der auswärtigen Politik im preußisch-deutschen Reiche die Unzulänglichkeit Trumpf. Und nun will man uns wieder mit systematischer Reaktion und Mittelalterlichkeit kommen, daß Gott erbarm'! C.

Wo kamen unsere Ureltern her, d. h. wo ist die Urheimat der Indogermanen zu suchen? Im Osten, wie die alte Meinung lautet, oder im Norden, wie die neue Forschung annimmt? Ist Skandinavien als der blonde Völkerquell Europas zu denken oder die Gegend „um den Hindukusch herum"?

Mancher Leser denkt vielleicht, diese ganze Abstammungsfrage wäre doch von geringem Belang. In der That aber wohnt ihr nach zwei Seiten hin eine schwerwiegende Bedeutung inne, im allgemeinen in Bezug auf die Wissenschaft und also auf die Wahrheit, dann aber auch in Bezug auf das Deutschtum im besonderen.

Wir dürfen von den Männern der Wissenschaft fordern, daß sie in dieser Sache sich nicht mit einer „allgemeinen Annahme" begnügen, wenn diese auch von Trägern hoch geachteter Namen begründet wurde. Vornehmlich sprachenvergleichende Erwägungen waren es, welche den „Altmeister" Jakob Grimm, wie andere Gelehrte vor ihm, leiteten und ihn zu seinem Ausspruche veranlaßten: „Alle Völker Europas sind in ferner Zeit aus Asien eingewandert." Inzwischen hat sich jedoch eine Fülle von Thatsachen aufgethan, die auf einen ganz anderen Weg hinweisen. Aber gerade von den anerkannten, des höchsten äußeren Ansehens sich erfreuenden Vertretern der Wissenschaft, insbesondere auch von denen, die im Bereiche der Schule „maßgebend" sind, wird „unentwegt" die alte Meinung festgehalten, und die Schulbücher lehren sie daher mit einer beneidenswerten Selbstsicherheit.

Für den, der sich mit dieser Frage genauer beschäftigt hat, gehört freilich eine gute Fähigkeit in der Kunst des Vorbeisehens dazu, wenn er, wie Ranke (Der Mensch II, Seite 532), behaupten will: „Alle aus arischer Wurzel hervorgegangenen Stämme scheinen (!?) von Osten her nach Europa eingewandert zu sein, ein Satz, den auch die modernste Kritik nicht umzustoßen vermocht hat." Denn es ist höchst bezeichnend, daß Ranke zwar in einem Kapitel (S. 533) „Linguistische Versuche zur Rassebestimmung der mitteleuropäischen Steinzeitvölker" einen Auszug aus den Sprachforschungen Dr. O. Schraders bringt, aber unterläßt, mit seinem vorhin angeführten Satze die Behauptung Schraders in Einklang zu bringen, daß „die uralte Ansässigkeit der Indogermanen in Europa erwiesen" sei. Und somit braucht es uns nicht zu verwundern, wenn uns die Schlußfolgerung, zu der Schrader auf Grund seiner Arbeiten gelangt, vorenthalten wird, nämlich — daß

er das „nördliche Alteuropa für die indogermanische Urheimat“ hält.

Für das Volksbewußtsein — das ist die zweite bedeutsame Seite der Frage — liegt ein gewaltiger Unterschied darin, ob unsere Nation weit hinten aus Asien hergekommen ist und „nach langen Wanderungen“, wie es immer heißt, als eine Art Zigeunervolk schließlich hier in Europa eine Wohnstätte gefunden hat, oder ob es ein Kernteil des Urvolks ist, der mit am spätesten von diesem getrennt wurde und — räumlich nur wenig von der Urheimat entfernt — unter nächstverwandten Daseinsverhältnissen sich der angestammten Eigenart nach weiter entwickelte. Infolge dieser Umstände blieb der deutsche Stamm länger vor Vermischung mit anderen Volkselementen bewahrt, als die notgedrungen oder freiwillig nach Süden ziehenden Stämme, die wohl zum Teile große Schauplätze zur glänzenden Entfaltung ihrer Thatkraft fanden, aber auch zerstörende Einflüsse aller Art auf sich einwirken lassen mußten, so daß sie schließlich entweder bis auf schwache Spuren unter- oder in fremdartig umgeformtem Volkstum aufgingen. Die Kenntnis vom wahren Verhältnis zwischen der neuen und der alten Geschichte kann gleichzeitig nur eine Stärkung des nationalen Empfindens bedeuten. —

Als die wichtigsten einschlägigen Werke seien hier genannt:

1) Schulz 1826 (Urgeschichte des deutschen Volksstammes).

2) Henne 1840 (Schweizerchronik).

3) W. Lindenschmidt 1846 (Rätsel der deutschen Vorwelt).

4) R. G. Latham 1851 (Ausgabe von Tacitus Germania), 1854 (The native races of the Russian empire), 1862 (Elements of comparative philology).

5) Dr. O. Schrader 1883 (Sprachvergleichung und Urgeschichte und Tier- und Pflanzengeographie im Lichte der Sprachforschung).

6) Karl Penka 1883 (Origines Ariacae). XYZ.

Die Genossenschaft Pan. Über die Bestrebungen der Genossenschaft Pan, von deren Gründung gelegentlich des Boecklin-Mahles im vergangenen Sommer verlautete, giebt ein soeben mit Bildschmuck von Franz Stuck, Hans Thoma und Joseph Sattler herausgegebener Prospekt Aufschluß.

Die Genossenschaft Pan ist danach eine Vereinigung von Künstlern, Schriftstellern, und Kunstfreunden, die es sich zum Ziele gesetzt haben, gemeinschaftlich und in Verbindung mit verwandten Kreisen in ganz Deutschland ein umfassendes Organ für Kunst zu begründen, das nicht geschäftlichem Vorteile, nicht dem Geschmacke des großen Publikums, nicht irgend einer künstlerischen Sonderströmung dient, sondern lediglich den Zweck hat, ein ungetrübtes und vollständiges Bild der kunstschaffenden Kräfte unserer Zeit, sowie einen Überblick über verwandte Bestrebungen früherer Epochen zu geben.

Der Weg genossenschaftlicher Vereinigung der drei dafür in Betracht kommenden Kreise: der Künstler, der Schriftsteller, der Kunstfreunde, wurde sowohl aus praktischen wie ideellen Gründen gewählt. Man glaubt in der Form der Genossenschaft sowohl den Rahmen zu dem notwendigen geschäftlichen Betrieb, wie die Gewähr voller Unabhängigkeit von Spekulationen gefunden zu haben, die den rein künstlerischen Charakter des Unternehmens schädigen könnten. Je mehr und mehr es gelingt, alle, die es in Deutschland ernst mit der Kunst im höchsten Wortsinne meinen, in diesem Bunde thätiger Kunstförderung zu vereinigen, um so bedeutsamer wird sich das Werk gestalten.

Vom Aufsichtsrat wurden zu geschäftsführenden Vorstandsmitgliedern gewählt die Herren Otto Julius Bierbaum, Schriftsteller in Tegel bei Berlin, und Meier-Graefe, Schriftsteller in Berlin.

In dem Teile des Prospektes, der von der geplanten Monatsschrift eingehender handelt, wird betont, daß sie weder persönliche noch konventionelle Rücksichten

kennen und lediglich das Ziel im Auge haben wird, ihren Abonnenten Beweisstücke echter Begabung zu vermitteln, gleichviel, wohin diese strebt und woher sie kommt. So wird sie ebensowohl alte wie neue noch nicht an die Öffentlichkeit gebrachte Kunstwerke veröffentlichen, die für Künstler und Kunstfreunde besondere Bedeutung haben, um neben den Mustern der großen Alten das Streben der Besten unter den Heutigen in klärender Beleuchtung zu zeigen.

Entgegen der zumeist üblichen Zusammensetzung illustrierter Kunstjournale wird die Monatsschrift Pan neben den Proben bildender Kunst nicht vornehmlich kunstbetrachtenden Text, sondern Proben produktiven Schrifttums bringen, um zu zeigen, wie innerlich verwandt auch heute wieder die schöpferischen Begabungen auf allen Kunstgebieten sind.

Der uns vorliegende Prospekt selber ist in typographischer, wie ornamentaler Beziehung ein Meisterwerk zu nennen. ***

Bibliographie.

Bei der Redaktion der „Gesellschaft" sind vom 10. September bis 15. Oktober folgende Bücher und Schriften eingegangen:

S. Adamski: Eine moderne Vehme. Auskunft über Auskunfts-Bureaus. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. (Leipzig, W. Friedrich.)

Alexander N. Aksákow: Animismus und Spiritismus. Versuch einer kritischen Prüfung der mediumistischen Phänomene mit besonderer Berücksichtigung der Hypothesen der Hallucination und des Unbewußten. Als Entgegnung auf Dr. E. v. Hartmanns Werk: Der Spiritismus. Erster Band. Zweite Auflage. (Leipzig, Oswald Mutze.)

Armands Ausgewählte Romane. Dritte und vierte Auflage. (Weimar, Schriftenvertriebsanstalt.)

Theodor Duimchen: Kopf und Herz. Roman. Zweite Auflage. (Leipzig, Rob. Friese, Sep.-Cto. [Arth. Cavael].)

J. P. Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Mit Einleitung, Anmerkungen, Namen- und Sachregister. Herausgegeben von A. v. d. Linden. Zweite Auflage. (Leipzig, H. Barsdorf.)

Georg Ellinger: E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.) 5 Mk.

O. A. Ellissen: Friedrich Albert Lange. Eine Lebensbeschreibung. Wohlfeile Ausgabe. (Leipzig, Julius Baedeker.) 2,50 Mk.

O. Elster: Verkannt. Roman. (Mannheim, J. Bensheimer.) 4 Mk.

Wilhelm Fischer: Der Mediceer und andere Novellen. (Leipzig, W. Friedrich.)

Dr. Heinrich Fränkel: Der Kampf gegen die Margarine. Mit besonderer Berücksichtigung der Anträge des Bundes der Landwirte. (Weimar, R. Wagner Sohn.) 75 Pf.

Die Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen. Erster Band: Die Vorläufer des neueren Sozialismus, redigiert von E. Bernstein und K. Kautsky. Erstes Heft. (Stuttgart, J. H. W. Dietz.) 20 Pf.

J. W. v. Goethe: Egmont. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Schulausgabe, besorgt von Dr. W. Buchner. (Essen, G. D. Bädeker.) 80 Pf.

J. von Grotthuß: Scheintot. Roman mit: Am Fenster. Erzählung. (Augsburg, B. Schmidsche Verlagsbuchhandlung.)

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß: Heinrich Heine als deutscher Lyriker. Eine litterarische Ketzerei. [Zeitfragen des christl. Volkslebens XIX, 5.] (Stuttgart, Chr. Belserſche Verlagshandlung.) 60 Pf.

Max de la Haye: Studentenleben, Trink- und Liederlieder. (Fürstenfeldbruck bei München. Verlag des Verfassers.)

Gunnar Heiberg: Der Balkon. Drei Akte. Einzig berechtigte, vom Ver-

faſſer durchgeſehene deutſche Ausgabe von G. Morgenſtern. (Leipzig, W. Friedrich.)

Hermann Heiberg: Geſamte Werke. Erſte bis dritte Lieferung. (Leipzig, W. Friedrich.) Je 40 Pf.

Robert Högger: Junges Leben. Gedichte. (München, Selbſtverlag des Verfaſſers.)

W. Q. Judge: Das Meer der Theoſophie. Überſetzung von Eduard Herrmann. (Leipzig, W. Friedrich.)

Kadettenkorps, Unſere, von *„*. (Leipzig, W. Friedrich.)

Leopold Katſcher: Schuldlos verurteilt! Anregungen, Betrachtungen, Erzählungen. (Leipzig, Alfred Janſſen.)

Minna Kautsky: Helene. Roman in drei Büchern. (Stuttgart, J. H. W. Dietz.) 4 Mk.

Karl Kieſewetter: Die Geheimwiſſenſchaften. Zweiter Teil der Geſchichte des neueren Okkultismus. (Leipzig, W. Friedrich.)

Heinrich von Kleiſt: Das Käthchen von Heilbronn. [Litteraturwerke des Vereins „Minerva“.] (Berlin, S. Gerſtmann.) Lieferung 1.

— Der zerbrochene Krug. (Ebenda.) Lieferung 1.

Karl Küchenmeiſter: Der Kampf um die Perſönlichkeit. (Leipzig, Max Spohr.)

Johannes Lepſius: Ahasver, der ewige Jude. Myſterium in drei Aufzügen mit einem Vorſpiel. (Leipzig, Akademiſche Buchhandlung [W. Faber] 1895.) 2,40 Mk.

Jac. Moleſchott: Für meine Freunde. Lebens-Erinnerungen. (Gießen, Emil Roth.) 6,50 Mk.

Karl Muckenſchnabel: A luſtiges Spatzl. Gedichte in niederöſterreichiſcher Mundart. (Leipzig, Robert Claußner.)

Ernſt Mummenhoff: Hans Sachs. Zum 400jährigen Geburtsjubiläum des Dichters. Im Auftrag der Stadt Nürnberg. (Nürnberg, Friedr. Kornſche Buchhandlung.) 50 Pf.

A. Nachtweih: Frühlingsfahrt. Gedichte. (Leipzig, Robert Claußner.)

Paul Pannonius: Ignis fatuus. Ein Tyrann aus dem Rokoko. (Leipzig, W. Friedrich.)

Quartus: Völkerbund, nicht Völkerkrieg. Ein Blick in die pädagogiſche Anarchie der Gegenwart, zugleich als Beitrag zur nihiliſtiſchen Weltanſchauung. (Ohne Verlagsangabe.)

Paul Robert: König Lears Geiſt im modernen Staatsweſen. (Leipzig, W. Friedrich.)

Emil Roland: Fräulein Kunigunde. Bade-Novelle. (Berlin, Deutſche Schriftſteller-Genoſſenſchaft.) 1 Mk.

Hermann Schilling: Erich und Aſtrid. Eine epiſche Dichtung aus der Zeit Barbaroſſas. (Leipzig, Robert Claußner.)

„ Sommer. Neue Gedichte. (Ebenda.)

Guſtav F. Steffen: Aus dem modernen England. Vollſtändig in ſechs Lieferungen. Erſte bis dritte Lieferung. (Leipzig, Peter Hobbing.)

Wilhelm Weigand: Der Vater. Drama in einem Akt. (München, Hermann Lukaſchik [G. Franzſche Hofbuchhandlung].)

Hans Wolff: Prinzeſſin ohne Land und Krone. [Bibliothek intereſſanter Romane, Band 9.] (Berlin, Carl Georgi.) 2 Mk.

☛ Wir bitten **ſämtliche Manuſkript-, Bücher- etc. Sendungen ausſchließlich** an den **Verlag** der „Geſellſchaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig**,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Geſellſchaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Digitized by Google

Maria Cilla v. Berks
(Mara Cop Marlet)

Digitized by Google

Demokratismus und Künstlertum.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Demokrat? Was ist das, ein Demokrat?

Es gab eine Zeit, da stellte man sich unter dem Demokraten einen vierschrötigen Menschen vor mit großem Schlapphut, großem Bart, ungewaschenem Maul, unfrisierten Redensarten, Knotenstock und ähnlichen derben Sachen — also einen plebejischen Radaubruder oder einen geschmacklosen Querkopf, einen parteimäßig verschrobenen Oppositionslümmel, einen grundsätzlichen Verächter reiner Wäsche, feiner Manieren, künstlerischer und wissenschaftlicher Wohlerzogenheit, einen vorsintflutlichen roten Phrasenhelden.

Diese Vorstellung, ein Nachklang der achtundvierziger Karikaturen aus der Reaktionszeit der fünfziger und sechziger Jahre, verblaßte, als die Sozialdemokraten anfangs der siebziger Jahre auf der politischen Bühne mehr und mehr in den Vordergrund traten und das öffentliche Interesse immer nachdrücklicher beschäftigten.

In den altbürgerlichen Witzblättern bekamen dann die Sozialdemokraten die Garderobe der einfachen Demokraten: Schlapphut, unfrisierte Schnauze u. s. w. zugeteilt und die rote Kravatte dazu. Die wenigen überlebenden bedeutenderen Köpfe unter den einfachen Demokraten wurden dafür mit Seife und Pomade behandelt, erhielten ein Tröpfchen Petroleum ins Schnupftuch und galten als Sonderlinge, die archäologisch interessant und umgängliche Menschen geworden seien, denen man die antiquierte Schwärmerei für die schwarzrotgoldene Fahne und ähnliche abgestandene politische Sentimentalitäten nachsehen könne.

Je gefährlicher die jungen Sozialdemokraten wurden, desto harmloser erschienen den guten Leuten die alten einfachen Demokraten mit ihrem Phrasensack. Als Partei schrumpften sie neben dem riesenmäßigen Anwachsen der Sozialdemokratie bis zur Unsichtbarkeit zusammen, sie waren unvermögend geworden, sich einen kraftvollen Nachwuchs zu züchten, und in nur wenigen Gegenden Süddeutschlands, hauptsächlich in Schwaben, kamen sie noch echt vor. Wer sollte an dieser aussterbenden Spezies noch Reiz und Gefallen finden oder ihr gar bestimmenden Einfluß auf die politische Entwickelung großen Stils zutrauen?

Aber da kam das Sozialistengesetz und mit ihm eine neue Empfindungs- und Wertungsweise. In den leitenden Regionen wuchsen die absolutistischen Gelüste, die Überhebungsgefühle des Feudalismus und Militarismus, in den unteren Regionen der wirtschaftliche Druck, die ratlose Armseligkeit, bei den Parteien erstarkte mit den Instinkten der Selbsterhaltung der Autoritätsgeist, die Unduldsamkeit, der Größenwahn — und als das Sozialistengesetz nach wiederholter Verlängerung außer Kraft gesetzt worden war und die unerhörte Spannung nachließ, da trat mit der aufjauchzenden Sozialdemokratie auch die einfache Demokratie mit verjüngter Kraft auf den Schauplatz. Die Demokraten hatten sich reichs- und wirtschaftspolitisch als Volkspartei zusammengefunden, der Demokratismus als Gesinnung und Charakter schuf sich neue Daseinsformen, wobei er sich freilich zunächst sehr nach der Decke strecken und mit geringem Aufwande sparsam hausen mußte.

Aber gerade diesem verinnerlichten Gesinnungs- und Charakter-Demokratismus erwuchsen nicht nur in der Politik, sondern auch in Litteratur und Kunst heftige Feinde. Man fragte nicht nach Programmen und Zielen, nicht nach dem, was sich aus der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung als einfachste Tagesnotdurft bei der fortwährenden, beschleunigten Verschiebung aller Kultur- und Besitzverhältnisse als neue Aufgabe für den modernen Mann und Bürger ergab — nein, nicht im Traume! Man stellte sich schwungvoll jenseits von Politik, Staat und Volksleben und blickte aus Wolkenhöhen verachtungsvoll auf allen Demokratismus herab.

Unsere jungen Dichter und Künstler, die kaum ins Leben hineingeschmeckt, fühlten sich plötzlich unbeschreiblich aristokratisch. Und je fragwürdiger ihre Herkunft und Existenz, desto bestimmter war ihre über Nacht gewachsene Vornehmheit. Absolutes Künstlertum, das war ihre große, einzige Lebensparole für und für. Das war ihr Übermenschentum, ihre Gottähnlichkeit, ihr unermeßliches Anundfürsichsein. In Kleidung und Haltung, Mienen und Gebärden, Worten und Werken wähnten sie der dummen, gemeinen Welt nur einen Ausdruck zu schulden: Wir Erhabenen!

Ganz natürlich gab's für diese Erhabenen keine Arbeit, keinen Kampf, keine ringende Erkenntnis. Das wäre ja alles furchtbar plebejisch — gut genug für die lumpigen Handwerker des Geistes. Für sie, für die Herren in der Höhe, gab's nur Symbol, Vision, Seelenkunst, Majestät der Schöpfung, Überwindung und Übertrumpfung alles Herkömmlichen und Irdischen, Götterstege ohne Mühe und Schweiß.

In diesen wundervollen Wolkenhöhen der absoluten Künstlerherrlichkeit, der geistesaristokratischen Nobelmeierei hatte man nur ein ironisch-mitleidvolles Lächeln für Plebejismen wie Volkstümlichkeit, nationale Eigenart u. s. w. Ach, Volk, giebt's denn das überhaupt noch? Volk — nein, aber das muß etwas unglaublich Ordinäres und Unkünstlerisches sein. Volkstümlichkeit in Kunst und Dichtung — was nicht gar! Wo wächst denn diese triste Tugendpflanze? Nationale Eigenart? Gedeiht denn so was ohne Herdengefühl, Massengesinnung, Stallerziehung, Marktplatzkram, Bürgerversammlung, Vereinsbruderschaft, müffige Zünftlerei? Puh!

Wenn diese Ätherischen jeweils doch mit dem Boden eines Vaterlandes sich gemein machen mußten, so wollten sie es höchstens als — „gute Europäer" thun.

Und damit war die ganze Selbstherrlichkeit und göttliche Ursprünglichkeit dieser nervösen Herrschaften verraten: ihre Herkunft aus schlecht empfundenem, unverstandenem Nietzscheismus — aus gigerlhaftem Zarathustra-Affentum.

Wir werden einmal gelegentlich untersuchen, was es mit Nietzsches Abneigung gegen Demokratismus und Volksgeist für eine Bewandtnis hat.

Neben Nietzsche muß auch Richard Wagner als Quelle für die verkehrte Gegensätzlichkeit von Demokratismus und Künstlertum angesehen und erforscht werden. Keiner hat größer, edler und liebenswürdiger vom Volke, seinen Fähigkeiten und Idealen gedacht, als der Bayreuther Meister. Aber über Demokratisieruug der Politik und des Kunstgeschmackes hat er in seinen letzten Schriften bitterböse Dinge gesagt. Er sah in der Demokratie nur den schlimmen Ausschnitt der siebziger Jahre, das ekelhafte Erbrechen nach dem Schwelgen an der Siegestafel des deutsch-französischen Krieges, die schmutzige Ausbeutung des Deutschgedankens durch das internationale Spekulantentum in der Presse, in der Theaterspielerei und jeder Art von Tingeltangelei. Ein Komplex von Beobachtungen, Stimmungen und Urteilen im Leben des Meisters, der sich dem heutigen Geschlecht nicht mit ein paar Worten verständlich machen läßt. In diesem Komplex steckt auch die Wurzel von Wagners Antisemitismus.

Unsere jüngsten Litteraten und Künstler brauchten sich nur einmal darauf zu besinnen, welcher Art der Kunstgeist und die Schönheitsseele in

der tonangebenden historischen Aristokratie unserer alten Monarchien ist, um sich bewußt zu werden, daß nur aus demokratischer Umpflügung unserer gesamten staatlichen Zivilisation Hoffnung auf fruchtbare Erneuerung des Kunstgeistes in seiner Wechselwirkung mit dem intensivsten Volksleben geschöpft werden kann.

Die oberen Zehntausend malen uns jetzt auch in Deutschland den Teufel des Umsturzes an die Wand, um mit den Mitteln schärfster Polizeiherrschaft auch dem freien Geiste in Kunst und Dichtung an den Kragen zu gehen. Werden unsere Feder- und Pinsel-Aristokraten im schöngeistigen Wolkenkuckucksheim diese neuen Sturmeszeichen der Reaktion verstehn? —

Die Erhaltung des Bauernstandes.

Von Heinz Starkenburg.

(Breslau.)

Von Seiten der akademischen Ökonomen wird vielfach hervorgehoben, daß es das Agrarwesen sei, das in der Sozialpolitik der kommenden Jahrzehnte die Hauptrolle zu spielen habe, und in der That scheinen die in mannigfacher Hinsicht kranken und reformbedürftigen Verhältnisse der Landwirtschaft es zu erfordern, daß ihnen sowohl vom Staate, wie von der öffentlichen Meinung mehr Beachtung geschenkt werde, als dies heutzutage, wo die industrielle Arbeiterfrage im Vordergrunde des Interesses steht, der Fall ist.

Es beginnt sich denn auch in immer weiteren Kreisen die Überzeugung Bahn zu brechen, daß die „Not der Landwirtschaft" denn doch nicht ganz die leere Phrase ist, zu der sie Blätter gewisser Tendenz stets herabzudrücken suchen; dem vorurteilslosen Blick des Volkswirtschaftlers kann es nicht entgehen, daß unser modernes Agrarwesen, speziell in Deutschland, allerdings auf einem Punkte angelangt ist, wo ein energisches Eingreifen not thut, wenn nicht das Wohl der Gesamtheit wie der in der Landwirtschaft thätigen Personen, Besitzer und Landarbeiter, schwer leiden soll. Nur über das „Wie" gehen die Meinungen noch auseinander.

Die überwiegende Mehrzahl geht bei ihren Erörterungen bereits aus von einer sozialpolitischen Forderung, der Erhaltung des ländlichen Mittelstandes, des Bauern, als der notwendigen Grundlage unserer derzeitigen Gesellschaft. Und diese „petitio principii" ist es, die wir ihnen zum Haupt-

vorwurf machen müssen. Nicht das Bestehen eines bestimmten Berufsstandes oder einer sozialen Klasse ist es, die den Ökonomen kümmert, — sie möge politisch, kulturell, historisch so wichtig und daseinsberechtigt sein, wie sie will; dies zu erwägen, ist Sache des praktischen Staatsmanns. Für den fachwissenschaftlichen Volkswirtschaftler sollen lediglich volkswirtschaftliche Momente maßgebend sein, und diese wurzeln in letzter Linie in der Frage der Produktivität. Wie ist nach dem heutigen Stande der Technik die denkbar größte Ergiebigkeit des Grund und Bodens zu erlangen? Welche Umstände hindern unsere heutigen Landwirte an der Erzielung derselben? Welche Größen-, Besitz- und Verteilungs-Verhältnisse gewähren die größte Garantie zu ihrer Erreichung? Auf welchem Wege, durch welche Maßregeln sind diese zu erlangen, jene hindernden Zustände zu heben? Das sind die Probleme, die in erster Linie zu lösen sind. —

Jene Ökonomen, die die Erhaltung des Bauernstandes als erstes Postulat in den Vordergrund rücken, pflegen ihre Forderung mit der Behauptung zu stützen, die Landwirtschaft habe — umgekehrt wie die Industrie — die Tendenz, mit zunehmender Intensität immer mehr zum Kleinbetrieb überzugehen, und machen der Sozialdemokratie das zum Hauptvorwurf, daß sie das Industrie-System Karl Marxes ohne weiteres auf das Agrarwesen übertragen habe, ohne daß die Praxis der Entwickelung ihnen die Berechtigung dazu verleihe. Wenn hieran so viel wahr ist, daß seitens des Marxismus vielleicht allzu kritiklos die Ergebnisse des „Kapitals" als allgemein gültig für alle Zweige der Volkswirtschaft bona fide angenommen sind*), so ist damit noch lange nicht von der anderen Seite der Gegenbeweis geliefert worden; denn jene Behauptung von der Tendenz der Landwirtschaft zum Kleinbetrieb erscheint als durchaus unhaltbar. Wenn wir in die Vergangenheit zurückblicken, so finden wir im Gegenteil, daß aus den Bauern-Gemeinden der altgermanischen Marken-Verfassung (Caes., bell. gall. 4, 1 et 6, 22. — Tacit., Term. 26) die großen Grundherrschaften des Mittelalters hervorgehen, die, um ihren Bedarf an Arbeitskräften zu decken, die gemeinfreien Bauern der alten Dorf- und Hof-Siedelungen völlig in ihre Abhängigkeit bringen und gewissermaßen zu leibeignen Arbeitern des „Salhofes" mit Naturallöhnung herabdrücken. Mit dem Eindringen der Geldwirtschaft und des Kapitalismus auch in die Kreise der agrarischen Produktion (14.—16. Jahrhundert)

*) Da die Sozialdemokratie sich bisher fast lediglich mit den industriellen Zuständen und ihrer Kritik beschäftigt hat und jetzt eben erst anfängt, „aufs Land zu gehen", so ist dies einigermaßen entschuldbar. Wahrscheinlich wird schon der kommende Parteitag zu Frankfurt a. M. die Landpropaganda und damit eine intensivere Behandlung der Agrarpolitik aufs Tapet bringen.

steigert sich, den Bedürfnissen intensiverer Landeskultur entsprechend, die feudale Grundherrschaft zur kapitalistischen Großgutswirtschaft, durch Erhöhung der Fronden, Verschlechterung der bäuerlichen Besitzrechte, Auskaufen oder einfaches räuberisches „Legen" der Bauerngüter (clearing of estates); es entsteht, beschleunigt und begünstigt durch die Folgen des 30jährigen Krieges, das neuzeitliche Rittergut mit der gutsherrlich-bäuerlichen Verfassung. Da ist es denn die Regierung, die durch die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung in die Entwickelung eingreift und — gegen den Willen beider Parteien — einen freien Bauernstand schafft. Wie es jedoch mit der Haltbarkeit desselben aussieht, das geht einigermaßen hervor aus der kolossalen, stetigen Zunahme der Fideikommisse, der langsamen aber unleugbaren Zunahme der großen Güter auf Kosten der kleinen, der daraus folgenden „Entvölkerung des platten Landes" durch Auswanderung und Übersiedelung in die dauernd anwachsenden Städte, und am besten wohl aus den eifrigen Bemühungen der Regierung, durch Ankauf und Parzellierung von großen Gütern der vielberühmten „inneren Kolonisation", für die Aufrechterhaltung des Bauernstandes zu sorgen. — Was an jener Behauptung richtig ist, das ist die Thatsache, daß alle landwirtschaftlichen Betriebs-Einheiten, die großen und die kleinen, mit fortschreitender Intensität der Wirtschaftsmethode allmählich geringeren Umfang annehmen, was sich am augenfälligsten bei großen Latifundien zeigt. Aber damit ist doch niemals gesagt, daß die Entwickelung des Agrarwesens darauf hinauslaufe, an Stelle der Rittergüter nur Bauerngüter zu setzen, wenn wir diese Namen für die beiden, heute ja juristisch nicht mehr streng getrennten Typen beibehalten dürfen, d. h. daß sie den ungeheuren Fortschritt der Berufsteilung des landwirtschaftlichen Betriebes in die materielle Produktion und die intellektuelle Leitung des Betriebs und Vertrieb der Produkte, wie ihn die moderne Großwirtschaft gestattet, wieder rückgängig machen werde.

Es fragt sich nun aber, ob die technischen und ökonomischen Vorteile, die der rittergutsgemäße Großbetrieb dem bäuerlichen Kleinbetrieb gegenüber aufweist, in der That so tiefgehend und fruchtbringend sind, daß wir ihn entschieden als eine höhere volkswirtschaftliche Stufe des agrarischen Betriebs ansehen dürfen, sowie, ob nicht die bäuerliche Kleinwirtschaft dem eben so gewichtige Vorzüge entgegenzustellen hat, oder sich jene auf dem Wege des Genossenschaftswesens gleichfalls zu eigen machen kann, ähnlich, wie man das Handwerk durch Kleinmotoren, durch Magazin- und Rohstoff-Genossenschaften 2c. konkurrenzfähig mit der Großindustrie zu machen versucht hat. Beides ist behauptet und zu letzterem bereits praktische Versuche gemacht worden.

Diejenigen Faktoren, die der Großgutswirtschaft das Übergewicht über

die bäuerliche verleihen, sind hauptsächlich folgende fünf ausnahmslos und lediglich aus den Größenverhältnissen des Betriebs entspringende Momente:

1. Die Centralisation auf einen Wirtschaftshof.
2. Die große Menge der notwendigen Arbeitskräfte.
3. Der größere Ertrag des Gutes.
4. Die große räumliche Ausdehnung der zusammenhängenden Anbaufläche.
5. Die Existenz eines besonderen Betriebs-Leiters.

1. Aus der Centralisation des Betriebs auf einen Wirtschaftshof ergiebt sich derselbe Vorteil, den die Centralisation in der Fabrik gegenüber der Hausindustrie auf industriellem Gebiete bietet, nur noch weit mehr hervortretend: die außerordentliche Verminderung der Generalkosten. Es ist wohl ohne weiteres klar, daß beispielsweise „ein Stall für hundert Kühe bei weitem nicht zwanzig mal so viel Mauersteine, Laternen ꝛc. kostet, wie ein ebenso guter für fünf" (Roscher). Und wir können noch weiter gehen und sagen, daß eine Kuh in einem Stalle für hundert Kühe sicher besser und rationeller lebt und verpflegt und ausgenutzt wird, als in einem für fünf. Jeder, der die ländlichen Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennt, wird dies zugeben. Dasselbe wie für die Viehställe gilt natürlich für die menschlichen Behausungen, für Scheunen, Speicher ꝛc. Sämtliche Wohn- und Wirtschaftsgebäude nebst allem Zubehör werden sich demgemäß nicht nur bedeutend billiger stellen, sondern auch in jeder Hinsicht praktischer eingerichtet und ausgenutzt werden können, als die entsprechenden des Kleinbesitzes. Auch die Kosten der Transport-, Magazin-Einrichtungen u. dergl. sinken relativ in demselben Maße, wie ihre praktische Verwendbarkeit und die Menge der sie verwertenden Objekte zunimmt. Viele derartige Einrichtungen neueren Datums, wie besondere Schienenwege zum nächsten Bahnhof oder zur nächsten Fabrik u. a. können selbstverständlich überhaupt nur beim Großbetrieb in Betracht kommen.

2. Die große Anzahl der notwendigen Arbeitskräfte ermöglicht eine weitgehende Kooperation, d. h. gesellschaftliche Arbeitsteilung und Vereinigung. Wenn dieselbe auch in der Landwirtschaft nicht so weit gehen kann wie im industriellen Betrieb, da die Agrarproduktion fest an den Jahreskursus gebunden ist, so tritt sie doch mindestens in den Perioden der Saat und Ernte, den Hauptarbeitsmonaten überhaupt, ein und intensifiziert die Gesamtleistung in hohem Grade. So kann die Großwirtschaft mit der gegebenen Arbeiterzahl mehr, resp. dasselbe mit einem geringeren Aufwand von Arbeitskräften ausrichten, als die Kleinwirtschaft.

Nach A. Young rechnet man in England bei Farms von:

Betriebsgröße	auf 1 Arbeiter	auf 1 Pferd
30 acres	15 acres	10 acres
55 „	18⅓ „	11 „
88 „	22 „	14⅔ „

(Stat. Journ. 1861 pag. 411.)

Vor allem aber ist eine Spezialisierung der Arbeit in verschiedene Teilberufe mit den notwendigen Folgen erhöhter Übung und Geschicklichkeit, die lohnende Benutzung besonderer Kutscher, Schäfer, Buchführer, Schweinemädchen, Molkereiarbeiter, Hütejungen u. s. w., — jene Differenzierung der Arbeitsthätigkeit, durch welche die Berücksichtigung individueller Tauglichkeit, die Ausnutzung auch geringwertiger Kräfte erst ermöglicht wird, nur in der Großwirtschaft denkbar, wo die Menge der vorhandenen Arbeitskräfte, sowie die Ausdehnung des Arbeitsgebietes sie anwendbar machen. Daß dieselbe die Produktion quantitativ wie qualitativ hebt, ist erklärlich; in einem Betriebe, wo beispielsweise der Mann die Feldarbeit besorgt, die Frau in der Milchwirtschaft thätig ist und das Kind die Gänse hütet, kann natürlich im ganzen mehr geleistet werden als dort, wo alle Kräfte ohne Wahl das für den Augenblick objektiv Notwendigste thun müssen. Wie weit dies gehen kann, ist daraus ersichtlich, daß nach G. Hanssens Beobachtungen in Schleswig-Holstein (Archiv IV pag. 437) die Butter des Großgrundbesitzers 25—30% höher bezahlt wird, als die von Bauerngütern stammende.

3. Der (in der Regel sogar relativ) entschieden höhere (Roh- und Rein-) Ertrag des Großbetriebes in der Landwirtschaft macht das Vorwiegen desselben nicht nur vom volkswirtschaftlichen, sondern event. auch vom fiskalischen Standpunkt aus wünschenswert. Aber abgesehen hiervon ergiebt sich daraus, daß — unter sonst gleichen Verhältnissen — der Großbetrieb kapitalkräftiger sein muß, als der Kleinbetrieb, und was damit eng zusammenhängt, auch kreditfähiger als dieser. Einem Landwirte von 50000 Mk. Einkommen muß es natürlich unendlich viel leichter werden, Kredit zu erhalten, selbst relativ höheren, und Zinsen zu zahlen, als 10 kleinen Landwirten von je 5000 Mk. Einkommen; finden wir doch selbst, daß in Ländern mit vorherrschender Großgutswirtschaft (England, Mecklenburg) der Zinsfuß häufig niedriger ist, als in Ländern mit vorwiegendem Kleinbesitz (Frankreich, Württemberg). Dies ist aber von einschneidender Bedeutung für die Landwirtschaft. Nicht nur wird dem mit kleinen Kapitalien und geringem Barvorrat wirtschaftenden Bauern die Anschaffung von Maschinen, teuren Hilfsstoffen, die Anlage von Meliorationen ꝛc. an

sich unerschwinglich sein, er wird überhaupt so extensiv, d. h. so kulturell rückständig wirtschaften müssen, wie dies konkurrenzwirtschaftlich irgend möglich ist. Und diese Möglichkeit geht sehr weit, da der Landwirt, speziell wenn er auf niederer sozialer Stufe steht, noch heute die wesentlichsten Existenzbedürfnisse im eigenen Hause bereitet. So kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn in Deutschland — nach einer Äußerung des Grafen Caprivi im Reichstage — von allen Landwirten nur 31 % für den Markt produzieren, 69 % nur zum Selbstkonsum, also noch in einer seit den Anfängen des Mittelalters überwundenen Wirtschaftsform stecken, zum großen Schaden der Gesamtheit. Etwaige Experimente unsicheren Erfolges kann der Bauer selbstredend gar nicht wagen; schon deshalb allein wird der bäuerliche Betrieb in technischer Hinsicht stets der Großwirtschaft nachhinken. (Vgl. die Beobachtungen Ernst Engels über die Nachteile der Parzellen-Verpachtung großer Güter in Westfalen. [Amtl. Statist. in zwanglosen Heften VII pag. 3.]) Alle jene einträglichen industriellen Nebenanlagen der Landwirtschaft endlich, deren Aufkommen und starke Zunahme in neuester Zeit dem Agrarwesen ein ganz eigenartiges Prognostikum für die Zukunft stellt, wie Zuckersiederei, Spiritusbrennerei, Brauerei, Papier-, Syrup-, Stärkefabrikation u. dergl., sind bei dem bedeutenden Anlage- und Betriebskapital, dessen sie bedürfen, dem Kleinbetrieb ein für allemal versagt. Die einstige Aussicht, daß bäuerliche Landwirte, von Großindustriellen (als Raffinadeurs) unterstützt, selbständig die Produktion von Zucker unternehmen könnten, ist durch die Entdeckung, ohne Gegensatz von Rohzucker und Raffinade direkt aus der Runkelrübe konsumtionsfähigen Zucker zu gewinnen, zu Wasser geworden (Östr. Bericht über die Ausstellung von 1867 VII p. 86 ff.); sollte diese halbindustrielle Gestaltung der Landwirtschaft noch weiter um sich greifen, wie es neuerdings beinahe den Anschein hat, so dürfte allein schon dadurch dem Bauernstande sein Todesurteil gesprochen sein. Gestand doch im „Deutschen Landwirtsrat" der Vorsitzende Freiherr von Hammerstein-Hannover, daß „da, wo die Zuckerrüben-Industrie herrscht, kaum der Bauernstand dauernd zu erhalten sein wird, wenigstens nicht der Kleinbauer". Und Herr Knauer-Gröbers bestätigte: „Die kleinen Güter sind bei uns (Prov. Sachsen) durchaus nicht lebensfähig; ein Kossäthengut, welches mit zwei Kühen bewirtschaftet wird, muß aufgesogen werden."

4. Die große räumliche Ausdehnung der zusammenhängenden, einheitlichen Anbaufläche kommt in doppelter Weise in Betracht. Zunächst ist hier die Erzielung größerer Ergiebigkeit durch Berücksichtigung der individuellen Bodenbeschaffenheit der einzelnen Parzellen möglich, was im Kleinbetriebe so gut wie völlig ausgeschlossen ist, da der Bauer sich genötigt sieht, auf seinem Grund und Boden zuerst die genügende Menge

Kartoffeln, Brotgetreide ꝛc. anzubauen, darüber hinaus aber möglichſt leicht verkäufliche, preisſtarke Fruchtarten. Ganz anders der Leiter einer Großgrundwirtſchaft, der für den eigenen Konſum eine im Verhältnis zum Geſamtertrag des Gutes geringfügige Quote benötigt, ſoweit die Verarbeitung im eigenen Haushalt (Müllerei, Bäckerei) für ihn überhaupt noch in Betracht kommt. Ihm iſt ſein Gut nicht Werkzeug zur Ergänzung der Exiſtenzbedürfniſſe für ſich und ſeine Familie durch die eigene Arbeit, wie dem Bauern, ſondern ein fabrikmäßiger kapitaliſtiſcher Betrieb zur Produktion der „Ware" Roggen, Weizen, Zuckerrüben ꝛc. aus den Rohſtoffen Thomasſchlacke, Knochenmehl, Guano ꝛc. zum Spekulationsverkauf auf dem Weltmarkt. Deshalb ſind es im weſentlichen nur zwei Momente, nach denen er ſeine Produktion regelt: die individuelle Bodenbeſchaffenheit und die Nachfrage auf dem Markte, die Konjunktur. Wenn Boden und klimatiſche Verhältniſſe ſich dazu eignen, benutzt er eventuell ſein geſamtes Areal zur Produktion eines einzigen zur Zeit ſtark begehrten Produktes. Man denke an die rieſigen Plantagen von Zuckerrüben in Oſtelbien, Baumwolle in Südamerika, Roggen und Weizen in Amerika, Oſtindien, die endloſen Triften zur Schafweide in England, Schottland. Und hierin iſt nicht eine bedauerliche krankhafte Erſcheinung zu ſehen, ſondern im Gegenteil die erſten Anzeichen eines Übergangs zu dem großen Hebel der Zukunft, der internationalen Arbeitsteilung.

Wie ſehr dieſe Unterſchiede nach der Betriebsgröße ſich geltend machen, dafür noch folgende Zahlen. Im (böhmiſchen) Kreiſe Budweis kommen auf die

Art des Anbaus	großen Güter (über 200 Joch)	kleinen Güter
Holzland . .	69,9 %	30 %
Weideland . .	37,4 %	62,5 %
Gartenland .	14,1 %	85,8 %
Wieſenland . .	26,2 %	73,7 %
Ackerland . .	11 %	88,9 %

(Tafeln zur Statiſtik der Land- u. Forſtwirtſchaft des Kgr. Böhmen I pag. 82.)

In Irland fand ſich folgende Verteilung (Stat. Journ. 1868 pag. 336):

Klaſſe	Durchſchnittliche Fläche	Davon Ackerland
1—5 acres	3,50 acres	3,25 acres
5—15 „	10,50 „	9,50 „
15—30 „	22,25 „	19,75 „
30—100 „	54,50 „	46 „
über 100 „	258,75 „	160,75 „

Ein weiterer Vorteil der großen Güter liegt darin, daß alle wirtschaftlichen Verbesserungen nur auf ihnen rationell ausgenutzt werden können, worauf schon oben hingedeutet wurde. Technische Fortschritte aller Art, Be- und Entwässerungsanlagen, maschineller Betrieb, alles dies ist im Kleinbetrieb gar nicht oder nur mit mäßigem Vorteil anwendbar, weil bei allen dergleichen Meliorationen die Betriebskostenquote mit dem Umfang der Anwendung abnimmt, ja viele der Art überhaupt erst bei einer gewissen Minimalleistung die Kosten decken, wodurch ihre Benutzung für den Kleinbetrieb völlig ausgeschlossen ist. Ein charakteristisches Zeichen dafür ist es, daß Meitzen bei Untersuchungen über die Ausdehnung der Drainierung in Preußen 1855 von Großbetrieben 178012 drainiert fand, von Kleinbetrieben nur 20877. Das Bewässerungssystem der Lombardei, das die siebenschürigen Wiesen erzeugte, ist das Werk einer Vereinigung von Großgrundbesitzern (v. Ruhmor, Ursprung der Besitzlosigkeit der Kolonen in Toskana, pag. 156). Und was die Anwendung von Maschinen angeht, so stellte sich (für 309 zehnstündige Arbeitstage im Jahr und bei einem Kohlenpreis von 17,50 Mk. pro t) der Preis einer Pferdekraft bei einer Maschine von

5	Pferdekräften	auf	je	754,50 Mk.,
10	=	=	=	470,20 =
20	=	=	=	223,50 =
50	=	=	=	215,50 =
100	=	=	=	154,90 =
200	=	=	=	123,30 =
300	=	=	=	115,50 =
500	=	=	=	110,10 =
3000	=	=	=	78,10 =

Endlich kommt noch dazu, daß die großen zusammenhängenden, verhältnismäßig geradlinigen Einzelfelder des Rittergutes für den Maschinenbetrieb unendlich günstiger sind, als die kleinen, oft zerstreut liegenden, vielfach bogenförmigen Parzellen des bäuerlichen Besitzes. Ein Dampfpflug wendet beispielsweise so schwer, daß ein Quadratfeld von bestimmter Größe in der halben Zeit und mit zwei Drittel der Kosten bearbeitet wird als zwei getrennte von je halber Größe (Fawcett Manual pag. 81). Überhaupt erfordert gerade der Dampfpflug nicht nur große, sondern auch sehr geradlinige Felder, ohne Bäume und Buschwerk, also eine Voraussetzung, die nur die Großwirtschaft erfüllen kann, sowie auch sehr exakte Bedienung, wie fast alle Maschinen, erspart aber bei solcher Benutzung dann auch gut zwei Drittel bis drei Viertel der menschlichen Arbeit und pflügt viel regelmäßiger und tiefer als der Handpflug. Die auf der letzten landwirtschaft-

lichen Ausstellung prämiierte amerikanische Mähmaschine, die glatt fortarbeitend in zwei Stunden vier Morgen Getreide mähte und band, ohne daß ein Halm verloren ging, ist auf den meist arrondierten Flächen des Großbetriebes ein kolossal einträglicher Fortschritt, im Kleinbesitz schwerlich anwendbar, weil die Vorteile der Zeitersparnis durch das dort notwendige Aussetzen, Umtransportieren, Neuanheizen 2c. reichlich kompensiert werden. Endlich giebt es eine Reihe ganzer landwirtschaftlicher Betriebsarten, die überhaupt nur im Großbetrieb produktiv und lohnend sind, wie die Forstwirtschaft, die Viehzucht (besonders Pferde und Schafe), die Milch- und Mast-Wirtschaft und dergl., weil sie zur rationellen Produktion entweder sehr großes Areal oder einen großen Viehstand benötigen, während eine entsprechende Begünstigung des Kleinbetriebs nicht besteht. Auch wäre auf die nicht unbedeutende Strecke produktiven Bodens hinzuweisen, der bei bäuerlicher Bewirtschaftung durch Grenzen, Raine, Wege, Hecken, Gräben, Gebäude einfach verloren geht.

5. Das letzte, aber sehr schwerwiegende Moment, das für den Großbetrieb in die Wagschale fällt, ist die bereits vorerwähnte Produktionsteilung in den materiellen wirtschaftlichen Betrieb einerseits und die Leitung der Produktion und des Absatzes andererseits. Es braucht wohl kaum des längeren ausgeführt zu werden, daß ein sozial und intellektuell hochstehender fachwissenschaftlich gebildeter Mann, dessen Berufsthätigkeit rein dirigierender und kaufmännischer Art ist, die Produktion, wie auf jedem Gebiete der Volkswirtschaft so auch im Agrarwesen viel leichter in rationelle Bahnen lenken, dem Bedarf des Marktes und dem Stande der Technik anpassen kann, als der Bauer, der nur erster Vorarbeiter in seinem Betriebe ist und hinsichtlich seiner Bildung wie seiner Thätigkeit seinem letzten Knechte kaum etwas nachgiebt. Wir finden dies denn auch in der Entwickelung der Landwirtschaft bestätigt. „Ausnahmslos," sagt Buchenberger („Agrarwesen und Agrarpolitik" in Wagners Hdb. d. pol. Ök. I § 69), „sind alle Fortschritte in der Bodenkultur und Viehzucht von Großwirten ausgegangen; und es kann genügen, darauf hinzuweisen, daß England, d. h. das Land des ausgesprochensten Großgrundbesitzes seit Ausgang des vorigen bis in die Mitte dieses Jahrhunderts, als die Hochschule der Landwirtschaft mit Recht betrachtet wurde, daß die Annahme solcher Fortschritte bei uns sich ebenfalls zunächst auf den größeren . . . Gütern vollzogen hat und daß immer nur äußerst langsam die bäuerlichen Wirtschaften nachgefolgt sind." Und ähnlich sagt Roscher (System II § 53): „Die mecklenburgischen Bauern sind größtenteils erst während der letzten Jahrzehnte vom Dreifelderspstem zur Koppelwirtschaft übergegangen. Im östlichen Deutschland haben die Fruchtwechselwirtschaften auf großen Gütern lange Zeit förmliche

Oasen inmitten der fortgesetzten Dreifelderwirtschaft auf den Dörfern gebildet." Und auch innerhalb desselben Wirtschaftssystems, derselben Technik finden wir im Großbetriebe regelmäßig bessere Samensorten, bessere Gerätschaften, edlere Viehrassen ꝛc. Es ist eben vom Bauern oder Parzellenpächter, bei dem die Betriebsleitung nur eine fast untergeordnete Nebenbeschäftigung neben der eigentlichen körperlichen Arbeit in der Produktion selbst ist, nicht zu verlangen, daß er zugleich auch noch als kaufmännischer Spekulant die Konjunktur berechnet, als gebildeter Fachmann die Fortschritte der Wissenschaft und als praktischer Ökonom die Verbesserungen der Technik und des Maschinen-Wesens verfolgt oder gar experimentell selber ausprobiert, selbst wenn ihm Kapitel und Kredit zur Verfügung stände. Denn sein Leben geht auf in schwerer, ruheloser, physischer Arbeit tagaus tagein, und er muß so arbeiten, weil dies die einzige Möglichkeit ist, sich vor der niederdrückenden Gewalt der Konkurrenz mit „Bildung und Besitz" wenigstens eine kurze Zeit noch über Wasser zu halten, eine kurze Zeit, die noch viel kürzer bemessen sein würde, wenn nicht seine Konkurrenten, unsere heutigen Großgrundbesitzer, durch andere, außerhalb der Streitfrage liegende Momente verhindert würden, die ganze Macht ihres Übergewichts rücksichtslos auszunützen. —

Aus allen diesen Ausführungen ergiebt sich:

1. Die Großwirtschaft beschäftigt weniger Arbeiter, indem sie teils direkt arbeitssparender Betrieb durch Kooperation ist, teils an Stelle gemeiner Arbeit qualifizierte setzt, teils Arbeit überhaupt durch Maschinen ersetzt.

2. Die Großwirtschaft beschäftigt weniger Betriebs-Leiter, indem sie die Betriebsleitung großer Arealstrecken in einer Hand konzentriert.

3. Die Großwirtschaft erzielt höhere Produktions-Leistungen, qualitativ wie quantitativ.

(Wenn man dies letztere bestritten hat mit dem Hinweis auf die häufig relativ höheren Kauf- und Pacht-Preise von Bauern-Wirtschaften, so übersieht man, daß diese nicht eine Folge höheren Rein-Ertrages dieser sind, sondern sich lediglich aus der aus sozialen Verhältnissen zu erklärenden größeren Nachfrage und geringerem Angebot solcher, sowie aus der relativ größeren Zahlungsfähigkeit der betr. Nachfragenden ergiebt. Der Roh- und Rein-Ertrag eines rationell bewirtschafteten Rittergutes ist unbestreitbar relativ höher als der eines Bauerngutes. So beträgt nach Buchenberger der durchschnittliche Ertrag an Getreide pro Morgen auf kleinen Gütern 20—30 Ctr., auf großen 50—80 Ctr., u. a. noch mehr. Ähnlich stellt sich das Verhältnis bei Futterpflanzen.)

Ein allseitiger Übergang zum ländlichen Großbetrieb würde daher nachfolgende Wirkungen haben:

1. Es werden eine große Anzahl Arbeitskräfte für andere Zweige der Produktion frei. Dies ist der Grund, weshalb wir in der Gegenwart, wie stets zu Zeiten, wo die Landwirtschaft zu intensiverem Betriebe fortschreitet, ein Anwachsen der städtischen Bevölkerung, einen Aufschwung der Industrie, ein Abströmen vom platten Lande wahrnehmen. „In dem massenhaften Zudrang zu den Städten . . . erleben wir heute wieder, was unsere Vorfahren . . . schon einmal*) erlebt haben: den Übergang zu einer neuen Wirtschafts-, Sozial- und Niederlassungs-Ordnung. (Bücher, „Entstehung der Volkswirtschaft" pag. 303.)

2. Der nationale Gesamt-Ertrag an Agrarprodukten steigt, resp. die Preise derselben sinken infolge der dann ungehindert zur Entfaltung gelangenden Höchstintensität der Bewirtschaftung.

3. Die baren Einnahmen des Fiskus steigen insofern, als der Besitzer oder Betriebsleiter eines Gutes von 3000 Morgen viel steuerfähiger ist, als 6 Bauern von je 500 Morgen Besitz zusammen.

Wenn wir also den alten Grundsatz der Wirtschaftspolitik befolgen, daß jede Änderung in der Gestaltung der Betriebs- und Eigentums-Verhältnisse präsumtiv als kultureller Fortschritt anzusehen ist, wenn sie bessere Wirte und rationellere Produktionspläne auf den Boden bringt, wenn sie zu höherer Intensität der Produktion führt oder durch die Notwendigkeit solcher verlangt ist, so müssen wir — zumal heute, wo Deutschland seit einem Jahrzehnt nicht mehr imstande ist, seinen nationalen Selbstbedarf an den wichtigsten Agrarprodukten zu decken und wir vor der Aussicht stehen, unsere durch Schutzzölle in Sicherheit gewiegte Landwirtschaft in technischer Hinsicht vom Ausland weit überflügelt zu sehen — uns entschieden für Untergang des Bauernstandes und allseitigen Fortschritt zur Großwirtschaft aussprechen. —

Die Verteidiger des bäuerlichen Elements haben hiergegen nun mehrfache Einwendungen zu dessen Gunsten gemacht, die wir noch kurz würdigen müssen.

1. Da die Versuche, dem Einzelbauer die Vorzüge des Großbetriebs zu verschaffen, sich durchweg als unausführbar oder wenigstens sehr bedeutungslos erwiesen haben, so hat man neuerdings einem genossenschaftlichen Betrieb (aber auf der Basis des Privateigentums!) namentlich behufs der Maschinenbenutzung sehr das Wort geredet. Doch dürften diese Experi-

*) Richtiger: zweimal; das erste Mal zur Zeit der Ausbildung der großen Grundherrschaften und der Entstehung des selbständigen, berufsmäßigen Handwerks, 10.—11. Jahrhundert; das zweite Mal zur Zeit der beginnenden Geldwirtschaft, der kapitalistischen Umgestaltung der Landwirtschaft und der aufkommenden Großindustrie, 14.—16. Jahrhundert.

mente kaum irgend welche Zukunft haben. Abgesehen davon, daß die übrigen Vorzüge des Großbetriebes dennoch diesem bei weitem das Übergewicht verleihen, würde eine gemeinsame Benutzung von Maschinen ꝛc. nicht nur aus den bereits angeführten Gründen nahezu wertlos sein, weil sie eben große zusammenhängende Komplexe erfordert, sondern setzt auch eine solche Eintracht und Einigkeit der Assoziierten voraus, wie sie sich gerade unter den in Frage stehenden Verhältnissen schwerlich erreichen lassen wird. Man denke nur, zu welchen Unzuträglichkeiten etwa die gemeinsame Benutzung einer Mähmaschine führen muß, wenn in einem nassen Sommer zur Erntezeit nur hin und wieder einzelne Tage schön und zum Hauen geeignet sind. Welche Ungerechtigkeit für die zuletzt an die Reihe Kommenden! Und wie nahe liegt die Versuchung für jeden, am ersten schönen Tage die Ernte mit der Handsense zu beginnen und dann natürlich seinen Kostenanteil zu verweigern.

2. Man hat ferner darauf hingewiesen, daß der bäuerliche Wirt durch liebevolle Hingabe an seinen Besitz, durch individuelle gute Behandlung jedes einzelnen Baumes und Stückes Vieh, durch schärfere Beaufsichtigung und dergl. subjektiv kompensiere, was die Großwirtschaft objektiv vor ihm voraus habe, hat wohl gar sentimental an die Mutter in „Hermann und Dorothea" erinnert, wie sie selbst im Vorübergehen die Baumstützen zurecht stellt und Raupen vom Kohl abnimmt, „denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens". Doch können wir uns nicht der Überzeugung anschließen, daß derartige geringfügige psychologische Momente wenn sie anders wirklich zur Geltung kommen, in der Praxis von Bedeutung sind. Wenn aber auch wirklich der Bauer um das Wohlergehen seiner zwei Pferde mehr besorgt ist, als der Großgutsbesitzer um seine zwanzig, d. h. wenn auch wirklich persönliche Anhänglichkeit auf wirtschaftlichem Gebiete *subjektiv* erheblich mehr zu leisten imstande ist, als das kapitalistische Selbstinteresse, so ist es noch sehr fraglich, ob *objektiv* die Behandlung, die er ihnen der von den Ahnen her überkommenen Tradition gemäß angedeihen läßt, deshalb nun wirklich auch die übertrifft, die den Pferden des intelligenten und fachwissenschaftlich geschulten Großwirtschafters zuteil wird; und das bezweifeln wir energisch. Andrerseits ist in Betracht zu ziehen, daß der mit geringen Mitteln wirtschaftende Bauer oft zu nachteiligen Behandlungen greifen muß; er muß beispielsweise vielfach seine Kühe als Zugvieh verwenden, obwohl er sehr gut weiß, welchen Verlust an Milch und Fleisch dies zur Folge hat, weil es ihm an anderweitigen Arbeitskräften mangelt; und ob er, der mit seiner ganzen Familie mit Knechten und Mägden den Tag über in Feld- und Gartenarbeit thätig ist, für seinen Viehstand so gut sorgen kann, wie der Großwirt, der besondere Arbeitskräfte nur für die Kühe, die Pferde ꝛc. beschäftigt, erscheint ebenfalls höchst zweifelhaft.

3. Wenn man des weiteren geltend macht, es könne mit der Zeit eine Art Arbeitsteilung zwischen Kleinbetrieb und Großbetrieb eintreten, derart, daß ersterem gewisse Zweige der Agrar-Produktion, die viele und sorgfältige gemeine Arbeit und Aufsicht erfordern, aber nur unregelmäßig und unterbrochen (wie Wein, Obst, Gemüse, Garten- und Handels-Gewächse, Imkerei, Geflügel-Zucht), dem bäuerlichen Betrieb erhalten blieben, während die eigentliche Landwirtschaft, namentlich soweit sie viel Kapital, qualifizierte Arbeit und intelligente Leitung erfordert (also Viehzucht und Ackerbau im allgemeinen) der Großbetrieb usurpieren würde, so liegt hierin vielleicht ein Körnchen Wahrheit, doch zeigen die Riesenplantagen bei Erfurt und Quedlinburg mit ihren weltbekannten Prachterzeugnissen, die großen Hopfen-Kulturen, die quantitativ und qualitativ höhere Leistungen aufweisen, die Weinbau-Großwirtschaften am Rhein und in Südfrankreich und andere Beispiele, daß auch auf diesen Gebieten der Großbetrieb mit Erfolg in Konkurrenz tritt. Auch könnte wohl eine solche Berufsteilung bei der geringen Bedeutung, die jene dem Kleinbetrieb verbleibenden Branchen sowohl für die Versorgung des Volkes mit Existenzbedürfnissen, als gegenüber dem restierenden Teil der Landwirtschaft hinsichtlich der Ausdehnung haben, für die ländliche Besitzverteilung wohl kaum schwer ins Gewicht fallen. Eher sind wir geneigt, an eine Spezialisierung der Großbetriebe unter sich zu glauben, so daß sich im Laufe der Entwickelung, je mehr die notwendig werdende größere Intensität der Wirtschaft zur Berücksichtigung auch geringfügiger Vorteile hinsichtlich der speziellen Beschaffenheit des Bodens, Klimas ꝛc. führt, besondere Gutswirtschaften, ja ganze Gegenden mit vorwiegendem oder ausschließlichem Korn-, Kartoffel-Bau, Viehzucht, Zuckerproduktion, Gartengewächsen, Obstbau u. s. w. herausbilden würden.

4. Zuzugeben ist — unter den heutigen Verhältnissen wenigstens — eigentlich nur ein Vorzug des Kleinbetriebes, der nämlich, daß Familienmitglieder und auch ein noch unter patriarchalischen Verhältnissen lebendes Gesinde, d. h. sämtliche Arbeitskräfte der Bauernwirtschaft, treuer, selbstloser und zuverlässiger zu arbeiten pflegen, als Mietlinge oder halb unfreie Instleute, wie sie der Großgrundbesitzer für seinen Betrieb zu gebrauchen gezwungen ist. Dieser unzweifelhafte Nachteil der Großwirtschaft würde zwar noch lange nicht imstande sein, ihr sonstiges Übergewicht dem bäuerlichen Betrieb gegenüber erheblich abzuschwächen, aber auch er würde sofort wegfallen, sobald — an Stelle tageweis abgelohnter (und noch dazu jämmerlich schlecht gelohnter) Proletarier, die sich unwillig bewußt sind, daß sie sich im Schweiße ihres Angesichts abmühen müssen, um jenem fremden Kapitalisten eine hohe Rente zu erzeugen — selbstinteressierte, gewinnbeteiligte Arbeiter treten, die gerne und angestrengt arbeiten, weil sie wissen,

daß sie mit jeder Stunde Mühe ihr eigenes Wohl fördern, und daß der Boden, auf dem sie arbeiten, gemeinsames Eigentum des Volkes und darum auch ihr Eigentum ist. —

Diese Erwägungen werden dadurch nicht beeinträchtigt, daß die realen Verhältnisse der Gegenwart allerdings jenen Ökonomen scheinbar recht zu geben scheinen, die im bäuerlichen Besitz das Ideal der Zukunft sehen. Dieselben berufen sich nämlich darauf, daß es in der That heute gerade die Großgrundbesitzer sind, die am auffälligsten unter der „Not der Landwirtschaft" leiden, und die großen Güter, deren Gesamt-Ertrag vielfach unter dem Durchschnitt bleibt, während die bäuerliche Bevölkerung sich im allgemeinen leidlich aufrecht erhält. Sie versäumen nur, vorurteilslos die Ursachen zu untersuchen, die diesen Erscheinungen zugrunde liegen, sonst würden sie finden, daß dieselben mit der Betriebsgröße nichts zu thun haben, sondern teils sozialer, teils persönlicher Natur sind.

Einmal halten wir in Deutschland, wo in der Regel Besitzer und Unternehmer in einer Person vereinigt oder doch die Grundstücke meist nur im Ganzen verpachtet sind, die grundverschiedenen Begriffe der Besitzeinheit und der Betriebseinheit, des Grundbesitzers und Betriebsleiters nicht genügend auseinander. Wie wichtig diese vielleicht unwesentlich erscheinende Unterscheidung ist, zeigt uns ein Blick nach Irland hinüber, wo das Land in eine geringe Anzahl Latifundien (Besitzeinheiten) zerfällt, die jedoch von ihren Besitzern, reichen englischen Lords, nicht selbst bewirtschaftet werden, sondern in Gestalt zahlloser kleiner Parzellen (Betriebseinheiten) an Zeitpächter vergeben sind. Wir haben also ein Land vor uns mit ausgesprochenstem Großgrundbesitz und dabei fast ausschließlichem Kleinbetrieb. Wie lächerlich es wäre, aus dem Reichtum der Besitzer etwa die Rentabilität des dortigen Kleinbetriebes zu folgern, sieht in diesem Falle jeder ein. Und doch ziehen wir bei uns vielfach analoge Trugschlüsse. Unsere heutigen Besitzer haben in den Zeiten aufsteigender Konjunktur für die Landwirtschaft, speziell in den siebziger Jahren, größtenteils zu teuer gekauft, oft sogar ohne genügendes Kapital, sodaß selbst ein großer Teil des Kaufgeldes sofort als Hypothek eingetragen werden mußte. Den drängenden Fortschritt zu stärkerer Intensität der Bewirtschaftung haben sie versäumt, teils wegen mangelnder (persönlicher!) Kapitalkräftigkeit und Kreditfähigkeit, teils infolge mangelnder technisch-ökonomischer Bildung (deren Notwendigkeit eine Anzahl bis heute noch nicht eingesehen haben) und praktischer Tüchtigkeit, teils weil sie den an Nachhaltigkeit und Dauer unterschätzten Ansturm der ausländischen Konkurrenz durch ein paar Jahre Schutzzölle und Exportprämien genügend abwehren zu können meinten. Indessen sind trotz dieser die Kornpreise wie die Grundrente dauernd gesunken, die Güter mit

Hypotheken überlastet; infolgedessen sind sie jetzt, wo die Aufrechterhaltung der Zölle mit jedem Jahre unwahrscheinlicher wird, noch viel weniger als ehemals imstande, durch Meliorationen und höhere Technik der Konkurrenz die Stirne zu bieten. Nun möchten sie gerne verkaufen; aber erstens finden sie jetzt bei niedergehender Kultur keine Käufer, zweitens könnten sie sich, selbst wenn sie unter heutigen Verhältnissen verkauften, getrost eine Kugel vor den Kopf schießen; denn wenn sie von dem geringen Erlös ihre Schulden abgezahlt haben, dürfte ihnen gerade noch so viel bleiben, daß sie sich standesgemäß begraben lassen können. So suchen sie sich zu helfen, indem sie möglichst extensiv wirtschaften. Angemessen hohe Löhne können sie nicht zahlen, wenn sie sich nicht ganz ruinieren wollen, infolgedessen wandern die ländlichen Arbeiter massenhaft ab, teils nach Amerika, teils in die Städte, und sie müssen mit den slavischen Wander-Arbeitern vorlieb nehmen, die zur Ernte und Saat karawanenähnlich ins Land strömen, weil diese, auf niederem Kulturniveau stehend, mit einer Lebenshaltung zufrieden sind, mit der unser klassenbewußter Arbeiterstand nicht konkurrieren kann. Dafür leisten dieselben auch nur gemeine Arbeit, so daß sie wieder zum Hindernis der qualifizierte Arbeit erfordernden modernen Maschinentechnik werden. Da er erst recht nicht imstande ist, die Saisonarbeiter zwecklos zu überwintern, so legt der Besitzer immer größere Teile seines Gutes (besonders wo es an sich schon eine für unsere Zeit übernormale Latifundiengröße hat) in (volkswirtschaftlich) produktiv nutzloser Art an (Wald, Weideland, Jagdpacht ꝛc.), oder treibt Raubbau, so daß sich der für die Volkswirtschaft wichtige Rohertrag des Gutes immer mehr vermindert, während der Reinertrag noch eine Zeitlang künstlich hochgehalten wird. So treibt unsere heutige Großgrundbesitzerklasse allerdings anscheinend rettungslos ihrem finanziellen Ruin entgegen.

Anders liegen die Verhältnisse beim Bauern. Einmal wird derselbe zum numerisch überwiegenden Teil durch die Weltmarktskonkurrenz überhaupt nicht oder nur wenig betroffen, weil er ja fast gar nicht für den Markt produziert, sondern für den eigenen Konsum. Ferner kommen die meisten der für den Großgrundbesitzer verhängnisvoll gewordenen Umstände nicht in Betracht (zu teurer Kauf ꝛc.), endlich ist er Dank seiner sozialen Lage imstande, durch Reduzierung seiner Lebenshaltung bis zum Existenzminimum, durch eine bis zum Geiz gehende Sparsamkeit, durch intensivste persönliche Anspannung und Ausdehnung des Arbeitstages zu kompensieren, zumal ja ihn, der nur mit Familie und Gesinde arbeitet, das Steigen der Löhne, der Arbeitermangel und dergl. nicht tangiert; er kann, ohne die Kosten zu steigern, durch arbeitsintensivere Befruchtung den Rohertrag seines Grundstücks, der für ihn im Wesentlichen mit dem Reinertrag identisch ist, steigern.

So kommt es, daß sich die Not der Landwirtschaft für ihn nicht in Gestalt einer finanziellen Krise äußert, sondern in einem Herabdrücken seines standart of life bis an die Grenze des Proletarierlebens, von dem ihn fast nur noch die Sicherheit gegen Arbeitslosigkeit trennt. Es ist also unrichtig, daß in der Landwirtschaft umgekehrt wie in der Industrie die freie Konkurrenz den Großbetrieb, als den wirtschaftlich schwächeren, vernichte und dem Kleinbetrieb, als dem wirtschaftlich stärkeren, das Feld lasse; in Wirklichkeit ist letzterer ihr entzogen und nur ersterer ihr preisgegeben (soweit man in der Schutzzoll-Ära von Konkurrenz sprechen kann), und wenn dieser dem Ausland gegenüber unterliegt, so ist der Grund dafür nicht in der Großwirtschaft zu suchen, sondern vielmehr darin, daß unsere Großgrundbesitzer es nicht verstanden haben, die Vorzüge der Großwirtschaft rationell auszunützen. Der Großgrundbesitz mag zugrunde gehen, dem Großbetrieb gehört die Zukunft.

Und was mag nun der Grund sein, daß unsere Akademiker trotz alledem den Bauernstand erhalten wissen wollen, daß sie es nicht für einen Segen, für eine Notwendigkeit betrachten, dieses Rudiment mittelalterlicher Wirtschaftsorganisation, das sich selbst und der Gesamtheit gleichermaßen ein Hindernis gesunden wirtschaftlichen Fortschritts ist, so bald wie möglich abzustreifen, daß sie im Gegenteil ihre Aufgabe darin sehen, seinen Todeskampf, den sie nicht hindern können, möglichst hinzuhalten und zu verlängern? — Wenn wir ihrem Gedankengang auf den Grund gehen, so finden wir: Nicht wirtschaftliche, sondern sozialpolitische Bedenken sind es, die sie zu diesem Verhalten bestimmen; nicht der Kleinbetrieb als solcher ist es, den sie erhalten wissen wollen, sondern der kulturell rückständige Bauernstand, der seiner Natur nach notwendig reaktionär, autoritär, traditionsselig, ein williges Stimmvieh in der Hand des Landrats, des Großgrundbesitzers und des Geistlichen ist, ihre letzte Stütze und letzte Hoffnung im Wahlkampf gegen „das zersetzende Gift der Sozialdemokratie". Sie wissen sehr wohl, daß es mit ihrer Herrlichkeit aus ist, wo der Kapitalismus und die freie Konkurrenz erst einmal die Scharen mobil macht, und deshalb suchen sie den Bauernstand, den „deutschen Michel" κατ' ἐξοχήν, so ängstlich zu bewahren, hoffend, daß an seinem „antikollektivistischen Bauernschädel" (Schäffle) der Anprall der Sozialdemokratie zerschelle. Ein schlauer Gedanke, fürwahr! Und wer weiß, ob er nicht Früchte trüge, wenn nicht eine andere Hand uns vorarbeitete — unter ihrem eigenen hohen Schutz und Schirm — der Antisemitismus. Der Bauer, der erst einmal hineingerissen ist ins politische Leben, der erst einmal wirtschaftspolitisch denken gelernt hat, er wird sich bald abwenden von den leeren Deklamationen der Rassomanie und lernen, daß es ihm nichts nützt, die

Perſonen zu vernichten, wenn er nicht das vernichten kann, was ihnen die Macht und Gewalt giebt: das Kapital.

Wir Modernen aber halten uns an das Wort, das Adolf Wagner — unvorſichtig genug — einmal ausgeſprochen hat: „Die zufälligen hiſtoriſchen Formen, in denen er (der Entwicklungsgang) ſich vollzogen hat, ... das ſind nebenſächliche Momente im Vergleich mit dem mächtigen ökonomiſchen Geſetz; .. dies Geſetz iſt das der notwendig mit zunehmender Bevölkerung und höherer Civiliſation ſteigenden Intenſität des Landbaues“ (‚Abſchaffung des privaten Grundeigentums‘, Leipzig 1870 pag. 19). Und darum geben wir Bebel recht, wenn er ſagt (‚Die Frau und die Sozialdemokratie‘ pag. 310): „Der kleine Bauer iſt unter den gegebenen Verhältniſſen für die höhere Kultur nahezu unzugänglich; er rackert ſich von früh bis ſpät bei ſchwerer Arbeit ab und lebt thatſächlich wie ein Hund, er kann ſich unter den jetzigen Verhältniſſen in keine höhere Lebenslage empor arbeiten und wird dadurch ein kulturhemmendes Element. Wer die Rückwärtſerei liebt, weil er dabei ſeine Rechnung findet, mag an der Forteriſtenz dieſer ſozialen Schicht Genugthuung empfinden, ein Kulturfreund nicht.“

Unſer Dichteralbum.

Berliner Elegieen.

I.

Das Spiegelbild.

Vor dem goldumrahmten Spiegel
In dem kurzen blauen Röckchen
Steht ſie, mit den Fingern ordnend
An den Locken, an den Löckchen.

Um das Haupt, nach Roſen duftend,
Sich die Lilienarme regen,
Zauberiſch, in Schlangenwindung
Leicht und ſchmiegſam ſich bewegen.

O wie reizvoll dies Bewegen!
Wie dazu die Augen blitzen —
Niederſinkt nun gar das feine
Hemdchen mit den weißen Spitzen ...

Wunderbild, das aus dem Spiegel
Glanzvoll mir entgegenſtrahlet,
Wie von Tizian eine Venus,
Doch auf Silbergrund gemalet! —

Voll erblüh'nde Schönheitsſonne,
Lächle nicht zu meinem Träumen:
Dürft' ich doch vor dieſem Bildnis
Ewig ſitzen, ewig ſäumen!

Lächle nicht zu meinem Träumen,
Oder lächle lieber immer:
Dürft' ich hängen doch dies Bildnis —
An die Wand von meinem Zimmer!

Was mich trüb macht, ſag' ich dir nicht ...
(Schönheit iſt ein flüchtig Blitzen.)
Ewig werd' ich dieſes Bildnis
Ach im Herzen nur beſitzen!

II.

Meluſine.

Wolluſtſchwüle Blumendüfte,
Sinnbetäubend, wunderſam,
Wogten rauſchend mir entgegen,
Wenn ich in dein Zimmer kam.

Roſenhauch war dein Geflüſter,
Schlangenglatt dein Lilienleib —
O bezaubernd, herzumſtrickend
Warſt du, ſchönheitſtrahlend Weib!

Saß ich bei dir traumverſunken,
War des Herzens Sturm geſtillt,
Tauchte plötzlich, ſchier gewaltſam,
Auf vor mir ein Märchenbild.

Mich gemahnte ſolches Raſen,
Solcher Augen feuchter Glanz,
An die ſchöne Meluſine,
Ringelnd mit dem Schlangenſchwanz.

Auf der Flut in Dämmerſtunden
Lag ihr Leib dahingeſtreckt,
Ahnen ließ die ſtille Tiefe,
Was das Herz zutiefſt erſchreckt.

Schmachtend blickt ihr großes Auge,
Höher wogt der Leib voll Luſt ...
Sel'ge Nacht, wo Meluſine
Lag an ſeiner warmen Bruſt!

Seltſam anmutvolle Schöne,
Jener Herr von Luſignan
Liebte und verſtieß die Meerfei —
Die er nie vergeſſen kann!

III.

Nirwana.

Blume, blühend voller Leichtſinn,
Blick' ich tief dir in die Augen,
Plötzlich auf vor meinem Geiſte
Fabelhafte Länder tauchen.

Auf der blauen Flut des Ganges
Sich vom Wind beſeligt neigen
Lotusblumen, wie errötend
Und in ſüß beredtem Schweigen.

Seh' darüber goldig ſchimmernd
Lüſtern ſchier den Mond erglühen;
Blumen duften, Käfer leuchten,
Palmen, Banianen blühen.

Mehr noch ſeh' ich, Himmelsaugen —
Einen Büßer ſeh' ich blicken
In die Gangesflut und träumend
Blick' um Blicke niederſchicken.

Auf dem blauen Wogenteppich
Ruh'n Millionen weiße Sterne —
Doch er fühlt nicht mehr, daß pein'gend,
Weil unendlich, iſt die Ferne.

Süßes Kind, in deinen Augen
Seh' ich ſo den frommen Büßer —
Machen deine blauen Augen
Holder nicht dies Bild und ſüßer?

Ja, aus dieſem tiefen Meere
Lotusblumenkind, Diana
Taucht herauf die gold'ne Mondnacht
Jenes ſeligen Nirwana!

Digitized by Google

IV.

Wilde Blumen, duft'ge Blumen.

Nein, ich will euch nicht verdammen,
Wilde Blumen, duft'ge Blumen,
Nennt die Welt doch Unkraut vieles
Zwiſchen Korn und Ackerkrumen.

Seh' hinein noch in mein Dunkel
Lächelnd manches Köpfchen leuchten,
Mit dem Mund, dem roſigblüh'nden,
Mit dem Blick, dem liebesfeuchten.

Manche hat mit duft'gem Mohnkranz
Scherzend mir die Stirn umwunden:
Hab' ich nicht bei dir, o Bianka,
Mehr als Ruh' und Luſt gefunden?

Heute will mich ſchier bedünken
Wie ein Traumgebild das ganze
Bild mit ſeinem farbentollen,
Märchenbunt phantaſt'ſchem Glanze.

Blumen, wie Demanten blitzend,
Immer noch in meines Innern
Unergründlich tiefem Schachte
Glänzet nach ein ſtill Erinnern.

Nein, ich will nicht jenen gleichen,
Die den gold'nen Kelch zerſchellen,
Sind verbrauſ't des goldnen Kelches
Letzte, ſchönſte, goldne Wellen.

Ihr, der Erde Blumenkinder,
Mit den Augen voller Flammen,
Dient nur eurem Gott — der unſ're
Wird euch nimmermehr verdammen!

Berlin. Oskar Linke.

Schwere Nacht.

Wie flirrt ſo müd des Öllichts ſchwacher Schein
An unſern rauchgeſchwärzten kahlen Wänden,
Spielt mit den Flecken, Mauerlöchern, Ritzen
Ein elend düſtres Schattenſpiel mir vor! —
Sechs lange Wochen ſchon, die ich hier wache!
Am Bett des Kindes und des kranken Weibes! —
Sechs lange Wochen voller Sorg' und Qual! — —
Und Winter iſt's. Der Nord ſchlägt an die Scheiben;
Nach Nahrung ruft das Kind, das Weib nach Rettung,
Und — wir ſind arm! — — —
Fluchworte auf den Lippen, ſumm' ich leiſe
Dem Kinde doch ein Lied ins Ohr und wiege!
Die Augen brennen, und es ſchmerzt die Stirn.
Im Herzen Wut und Trotz, im Magen Hunger,
Tröſt' ich mein Weib mit ſüßen Schmeichelworten
Und küſſe ihr die abgezehrte Hand. — —
Doch wenn ſie beide, eingeſchlummert, träumen,
Drück' ich die Stirn zornknirſchend an die Scheiben
Und ſtarr' hinaus in Winternacht und Sturm
Und ſehe kalte Sorgen dicht und dichter
Wie Flocken auf die Erde leiſe fallen . . .
Die Bäume ächzen unterm Druck des Schnees! —
Die Einſamkeit der Nacht träumt Höllenträume!

Jäh wie ein Raubtier krallt ein Nachtgedanke
Sich gierig in mein arg gequältes Herz . .!
Wie — — wenn ich mein Weib erdroſſ'le ſamt dem Knaben?
Sechs lange Wochen Nacht für Nacht die Qualen
Und keine Beſſ'rung! — — —
Leidenſchaft und Luſt,
Was pocht ihr ſo durch meiner Adern Bahnen?
Gefeſſelt Tag und Nacht durch Jammerlaute
Seid ihr gewachſen! — „Ha!" — Ich reck' die Hand — —
Dann wieder überlege ich und ſchließe
Das Auge: Dort im Finſtern ſeh' ich Funken
Wie Irrwiſchlichter höhniſch winken, und
Die Schläfe pochen und — ich ſchleich zum Lager — — —
Da ſchreit der Junge wieder, daß die Kranke
Zuſammenfährt. —
„O Mann! — Ich ſterbe jetzt!" — —
Sanft drücke ich den Kopf an ihre Schulter.
Die Lampe liſcht, — der Bube ſchreit nach Nahrung —
Und an dem Fenſter rüttelt wild der — — Tod!

Rauſchenberg (Heſſen-Naſſau). Valentin Trandt.

Am Rio Doce.

Das breite Waſſer ruht im Mondeslicht,
Und unſer ſchmaler Nachen kreuzt die Flut,
Die dunkel blitzend unter Lichtern ruht
Und ſich am Bug des Nachens ſilbern bricht.

Der Urwald ſteht in ſtarrer Majeſtät,
Noch glüht der Wilden Reiſigfeuer her
Und leuchtet rot ums dunkle Blättermeer,
Das ſtill und ſchwer im Abenddunkel ſteht.

Wir rudern fort vom Land der Botokuden,
Darin der Affe ungeſtört noch hauſt,
Darin der Wilde unmanierlich ſchmauſt
Und wo wir ſelber uns zu Gaſt auch luden.

Wir ſah'n ein Volk, dem Tode ſchon verbunden,
Dem die Kultur das letzte Gift jetzt reicht,
Auf daß es ſterbe ſchmerzenlos und leicht
Ohn' breite Schwert- und tiefe Kugelwunden.

Wir rudern weiter auf der breiten Flut,
Und ſtumm erglänzt des Südens helle Nacht
In feierlicher Mond- und Sternenpracht.
Es ſchläft der Tod, und auch das Leben ruht.

Porto do Cachoeiro. A. v. Sommerfeld.

Als Du mich küßteſt....

Als Du mich küßteſt
Zum erſten Male,
Und ſeiig,
Überſeiig rauſchten
Maßloſe Wonnen
Durchs Herz mir —
Da ahnt' ich,
Daß Eiend und Not
Und langgetragner
Bitterer Zweifel
Endiich erſtorben —
Da wußt' ich,
Daß Seiigkeit,
Flammendſten Giückes
Wonnerauſch
Mein Herz durchiohte ...
Daß ich gekoſtet
Das reichſte Leben,
Die giühendſte Sehnſucht, —
Daß ich genoſſen
Von vollſtem Becher ....
Und wieder
Von den Lippen ihn ſetzte,
Trunken und dennoch
Maßios dürſtend
Nach mehr .....
Nach Küſſen
Heiß, ieidenſchaftiodernd,
Fiammenſchwer,
Wie ſie verzehren
Die zitternde Seele,
Bis nur die Wonne
Befriedigter Sehnſucht
Die zuckenden Nerven
Leiſe durchwallt —
Bis ſtille
Träumende Mattigkeit
Sanftes Behagen
Fiößt durch die Adern,
Und müde
Ruhet das Haupt
Eingebettet
In Deines Buſens
Giühenden Schnee ...
Stumm,
Wortlos
Lodernd darüber
Deine ſchönen,
Tiefdunkeln Augen
Wie ewige Rätſel ....
Träumeriſch .....
Funkeind
Wie Sterne des Himmels,
Leuchtend in ſchwüler
Duftſchwerer Sommernacht!.....

O ſei nicht kalt und rauh mit mir.

O ſei nicht kait und rauh mit mir,
Du ahneſt nicht, wie weh es thut,
Du ahneſt nicht, daß nur in Dir
Der Jnhait meines Lebens ruht.

Als mir das eitle Giück der Welt
Ein Chorentraum — in Nacht verſank,
Da hab' den Becher ich zerſchellt,
Aus dem ich flücht'ge Wonne trank.

Und ſchon geſellt' ich mich dem Chor
Der Müden, die zu Thaie gehn,
Da riſſeſt Du mich ſtoiz empor
Und hießeſt mich die Gipfel ſehn.

Und kühner ward ich allgemach,
Du ſtärkteſt mich und gabſt mir Mut,
Und ob auch kühi die Lippe ſprach,
Jch ahnte doch, daß Du mir gut —

Und aiſo iitt ich ſtumm und bleich,
Ein Sklave, Deinem Herrſcherwort.
Da kamſt Du ſeibſt — und liebereich
Nahmſt Du die ſchweren Feſſeln fort.

Jch danke Dir .... Jch faßt' es kaum.
Wie haſt Du mich ſo reich gemacht.
Ein ſonnengoidner Morgentraum
Erſchienſt Du mir nach langer Nacht. ..

Digitized by Google

So weile denn, mein ſpätes Glück,
So ſonnig warm, ſo leuchtend ſchön.
O wende nicht den Blick zurück,
Schon glüht der Morgen auf den Höh'n!

Laß uns vollenden voll und ganz
Das heil'ge Schickſal, das uns winkt,
Daß dieſes Tages heller Glanz
Nur in des Todes Nacht verſinkt!.....

Wien. Paul Wilhelm.

Herbſthimmel.

Wie weiche Pfötchen ſpielender Katzen
Umſchmeicheln mattgoldne Sonnenlichter
Die gramverzerrten Rieſenfratzen
Grimaſſenſchneidender Wolkengeſichter,
Die auf die Welt der Weiſen und Narren
Herniederglotzen, als ſollt' ſie erſtarren. —
Sie zieh'n ſich finſtrer und düſtrer zuſammen,
Daß ſcheu ſelbſt und zage die keckſten Flammen
Verzittern als huſchende Lichtreflexe —
Vom Himmel ſtarrt gräulich Hex' an Hexe.

Im Heu.

Liegt eine Senſe am Heckenwall
Und glitzert und glänzt wie Gold und Kryſtall,
Daneben ein bauchiger Wetzſteintopf
Und ein alter rauchbrauner Tonpfeifenkopf
Nebſt einem fuchsroten Baumwollentuch —
Grad wie ich die Eigentümerin ſuch',
Springt aus den Schlehen mit gellem Schrei
Ein rechenbewehrtes Mädchen herbei,
Ein Mädchen, das einen Burſchen flieht,
Der verlegen auf mich herüber ſieht.

La, la.

Der Jäger durchſtöbert den Hagebuſch
Und ſtößt auf ein Dirnlein, das huſch, huſch, huſch
In blühenden Kräutern die Sichel ſchwingt
Und mit der Amſel die Wette ſingt.
Sie äugeln ein Weilchen und wagen kein Wort,
Sie ſichelt dann weiter; er tummelt ſich fort
Und haucht ins Hifthorn ein ſeufzend Trarah —
Antwortet ein ſilberner Juchzer la—la,
Da ſtürmt er zurück durch Lattich und Farr'n —
Ein Vogel lockt heute den Jäger ins Garn.

Ein Birnbaum — —

Ein Birnbaum war's oder ein Apfelbaum,
Von dem mein erſter Liebestraum
Mit reifen Früchten herunterfiel —
Es war ein allerliebſtes Spiel:
Sie — ſchälte die Goldfrucht und biß ſie an,
Und ich verzehrte den Reſt ſodann,
Den lächelnd ſie mir in den Mund geſteckt;
Nie hat mir etwas ſo lieblich geſchmeckt —
Kein Wunder! Die Backfiſch-Eva war
Ja vierzehn und ich faſt — ſechzehn Jahr.

Neſſelwitz. C. Klings.

Lieder.

I.

In deine bleichen tiefen Augen
Kam eine andre Welt,
Wie der Sommernacht blaues Dunkel
Myſtiſch von Blitzen durchhellt.

Seltſam, ſo fremd im Feuerſcheine
Dein braunes Haar und der Kranz
Von rotem Mohn und ſchwarzen Violen
Flackernd im Schwefelglanz.

Wie unter dunklen Flammenflügeln
Glüht im Gewittergrau
Bleich dein ekſtatiſches Antlitz,
Deiner Augen entzündetes Blau.

Mit deinen geiſterhaft weißen Händen
Greifſt du die irre Glut,
Blitzſchlürfend im Rauſche zu ſtillen
Das wilde, toddürſtende Blut.

II.

Keine Sünde haben wir noch begangen
In der Nacht, in der Nacht:
Roſen dufteten ſüß und die Nachtigallen ſangen
In der blauen, in der purpurnen Nacht.

Sünde, Sünde iſt nicht im Glücke,
In dem Rot, in dem tiefen Rot:
Ach und die Nacht, die Nacht iſt die Brücke
Zu dem reinen glühenden Rot.

III.

Im weißen Kleid
Biſt du gekommen,
Ach vor Glück
War ich ſo beklommen.

Seltſam die Scheu,
Dich zu berühren,
Deine Hand nur
An die Lippen zu führen.

Durch Blumen und Gras,
Wie wir da gingen,
Oh ſo viel Glanz
War über allen Dingen!

Aber die Nacht
Kam ſo verſtohlen:
Roter Mohn
Glühte aus ſchwarzen Violen.

Tief war dein Haar
Dunkel geſunken,
Oh dann hat dein Blick
Meine Seele ganz aufgetrunken.

Hielt uns das Glück
Blutend in Händen,
Oh für einander uns
Bis in den Tod zu verſchwenden . .

IV.

Die Sinne taſten über die Kluft,
Im Blicke die Seele noch einmal zu finden:
Die ſelbſt wir uns gruben, aus der Gruft
Duften die ſchwärzlichen, blauen Hyazinthen.

Noch einmal glühen über dem Flor
Der Todesblumen die grauen Augen,
Noch einmal hebt ſich dein Mund empor,
Die letzte Süße der Liebe zu ſaugen.

Flechtdorf i. W. Willy Lentrodt.

Ein Duell.

Erzählung von Mara Čop-Marlet.

(Schloss Reifenstein.)

„Famos, die Geſchichte — famos!“

„Koloſſal, wenn es ſich wirklich ſo verhält —“

„Ja, ganz ſo. Gelernt hat der Fritzi immer brillant. Alle dieſe Grafen Seebach ſind ja pyramidal helle Köpfe. Aber er iſt in der Neuſtädter einen Jahrgang hinter uns zurückgeblieben, weil er bei der Prüfung ſeinem Hauptmann, der es ſcharf auf ihn hatte — wohl darum, da die hübſche und blutjunge Frau Hauptmann ſich in Fritzis ſchneidige, vornehme Geſtalt vernarrte — auf die Frage: wie man ein Held wird, die koloſſale Antwort gab: „Durch die Weiber, Herr Hauptmann, denn da lernt man alles wagen!“

Lautes Gelächter ſeiner Kameraden belohnte den jungen Offizier, der eben dieſes Bravourſtückchen eines von allen gekannten kürzlich verſetzten

Lieutenants ihres Regimentes zum Besten gab. Es waren fünf an der Zahl, die um den Offizierstisch zum Servo d'oro in Görz saßen. Einige Stühle waren vor den unberührten Kouverts leer geblieben — wohl von Kameraden, die, glücklicher als die hier schläfrig trinkenden und rauchenden, in Familien geladen sein mochten, oder sonst einen sogenannten Anziehungspunkt, worunter man die heiratsfähigen Mädeln verstand, oder einen „buon retiro", womit man die offenen Arme einer hübschen Witwe meinte, gefunden hatten. „Nesthäkchen", so nannte man die Herren des Regimentes, welche ihre Leidenschaft an verheiratete Frauen gefesselt hatte, „Nesthäkchen" waren nur zwei Lieutenants, die bloß an den Tagen am Stammtisch nicht fehlten, wenn das Wetter so grimmig war, daß der junge Civilarzt behauptete, der eine Ehemann fürchte den Schnupfen, der andere das Rheuma und bleibe deswegen zu Hause.

„Na, Doktor, akademischer Philister, was sagen Sie zu der Geschichte?" fragte der jüngste Offizier, Lieutenant von Rohnitz, der sehr wohlhabend und infolgedessen von einer durch die erst kürzlich erworbenen Epauletten geradezu unheimlich angewachsenen Arroganz war, als ob sein ganzes Wesen mit Sprengstoffen gefüllt sei, die er bei jeder nur halbwegs möglichen Gelegenheit explodieren zu lassen brannte.

„Wenn man im Kaffeehaus drei Tische weit an Rohnitz Hühneraugen vorbeigeht, — so fordert er den Unverschämten," sagten die Offiziere untereinander oft scherzend über ihn.

Der Doktor, ein schlecht aussehender junger Mann, der früher einer jener darbenden armen Studenten gewesen, mit einem skeptisch ernsten Gesichtsausdruck, rollte sich langsam eine Cigarette und blickte dann nach seinem Überrock und Hut an der Wand, offenbar um seiner Patienten willen genötigt, den Stammtisch bald zu verlassen:

„Solche Geschichten unter Offizieren amüsieren mich nicht — kommt für mich immer dasselbe heraus, Kugelausziehen — verbinden — gestörte Nachtruhe — oder am Tag gestörte Mahlzeit — wegen so albernen Duellgeschichten."

„Albern, starke Behauptung das, auf Ehre — meint Ihr nicht?" sagt Lieutenant Rohnitz, plötzlich strammer dasitzend und seine hübschen Augen herausfordernd im Kreise rollend.

„Rohnitz Hühneraugen — Achtung, meine Herren!" lachen die übrigen Offiziere, schnell frische Biergläser von der feschen Kellnerin herbeiwinkend.

Rohnitz hat sich etwas beruhigt, und auf die Geschichte von vorhin zurückkommend, ergänzte er noch: „Ja — so war es mit Fritzi, nach ihm bekam ich die Frage, wie man ein Held wird, und erwiderte — natürlich aus Dienstpflicht — auf dem Schlachtfeld."

Der junge Arzt, der schon allein ein großes Spital leitete, lächelte sarkastisch: „Welche Widersprüche oft in den Begriffen: Unter einem Helden stellt man sich etwas freies, starkes vor, — aber so auf Befehl — aus Dienstpflicht, — die Helden des Schlachtfeldes sind meiner Ansicht nach überhaupt kaum mehr die Helden unserer Tage. Der Krieg selbst ist ja eine veraltete Gewaltrechtsfrage, die unsere moderne geistige Kultur sozusagen noch nicht verdaut hat, wie so viele andere — vielleicht weil ihr eine natürliche Ursache, die Notwendigkeit zeitweiser Entvölkerung zugrunde liegt?"

„Ihrer werten Ansicht nach giebt es dann wohl überhaupt keine Helden mehr?"

Rohnitz ist wieder heftiger geworden und schlägt mit den Sporen um die Stuhlfüße.

Der junge Arzt hat mit großer Ruhe seinen Überzieher umgehangen und dabei gegriffen, ob Stethoskop und Maximalthermometer noch an Ort und Stelle sind. „O doch," sagt er ganz leichthin — aber es liegt dabei etwas im Klange seiner Stimme, der den tiefen Ernst seiner Worte dennoch fühlbar macht, so daß sie selbst Rohnitz in Schranken halten: „Ein Held ist zum Beispiel der Arbeitslose, der in die Kirche tritt, um in der Religion der Nächstenliebe zu beten; das Kind, welches sein Sterben deutlich herannahen fühlt und seinen Eltern ermutigend zulächelt; jeder Mensch, der das Leben wirklich kennt und es unbekümmert weiter lebt — —"

„Besonders die Ärzte, die bewußt zwischen Bazillen wandeln," versucht Rohnitz zu spötteln.

„Halt, nein, die Dynamitäre, die mit den geschleuderten Bomben ja auch mit in die Luft fliegen könnten, was, Doktor?" lacht sein Tischnachbar.

Der Doktor hat nach seinem Hut gegriffen. Ruhig sagt er, wie unabsichtlich ganz zu Rohnitz gewendet: „Nein, die Dynamitäre gleichen einem verrückt gewordenen Arzt, der eine Wunde durch Zerstörung des ganzen Organismus seines Patienten heilen wollte. Das ist eine moderne Gehirnkrankheit, Kurzsichtigkeit für den Überblick über die ganze notwendige Organisation der Gesellschaft, gerade so wie die Aufgeblasenheit, die ein Verlieren des richtigen Maßes für den Wert der eigenen Persönlichkeit bedeutet — also eine Schwächung des Urteilsvermögens. Guten Abend, meine Herren!"

Einen Augenblick bleibt es totenstill um den Offizierstisch, nachdem der junge Doktor gegangen, dann sagt der Adjutant des Regimentes, von Fisch: „Du, Rohnitz, war das nicht am Ende doch auf — Deine Hühneraugen abgesehen?"

Rohnitz fährt auf: „Meinst Du — meint Ihr — na, es war was im Ton — wollte gleich losbrechen — seid Ihr Schuld, mit der ewigen Beschwichtigungsmanier."

„Beſchwichtigungsſeidel," brummt der korpulente Oberlieutenant Röder. „Na, laß gut ſein, Rohnitz, kannſt ihn ja morgen noch anſtänkern."

„Keine Dummheiten," miſcht ſich ein jüngerer Hauptmann ins Geſpräch, „Du ſuchſt ihn morgen Vormittag auf und fragſt ihn ein bißchen ſchneidig, was er mit der Aufgeblaſenheit gemeint."

Rohnitz iſt blutrot: „Pah — ich inſultiere ihn einfach, damit ich ihm ſpäter meine Kartellträger ſenden kann. Sogar „einen Ton" im Geſpräch zu haben, muß man dieſen Philiſtern uns gegenüber abgewöhnen."

Der nächſte Tag iſt ein ſonniger freundlicher Morgen.

Auf der einſamen Landſtraße, die zu dem etwas außerhalb der Stadt liegenden Spital führt, geht Lieutenant Rohnitz. Er bemüht ſich, die kampfluſtige Stimmung von geſtern feſtzuhalten, obwohl es auf ſein junges und im Grunde weiches Gemüt nicht ohne Eindruck bleibt, daß alles ſo ſonnig, ſo friedlich iſt, und die Vögel ſo hellauf ſingen. Erſt als er des großen, ſchönen, nach modernſten Anforderungen erbauten Spitalgebäudes anſichtig wird, das etwas zurück von der ſtaubigen Straße hinter einem grünen Vorgarten liegt, findet er ſeine herausfordernde Streitſucht wieder. Im Geiſte hört er ſeine Kameraden, wenn ſie einander begegnen, lebhaft den Vorfall diskutieren: — „Rohnitz wird ein Duell haben" — „Glatt wird die Sache mit Rohnitz nicht ablaufen" — „ob Rohnitz den Philiſter aus ſeinem Fuchsbau treibt?" — und ähnliche ſolcher Fragen und Antworten wird es heute unter den Eingeweihten regnen und am Stammtiſch werden ihn alle mit Spannung erwarten.

Rohnitz faßt ſeinen Säbel feſter, klirrt mit den Sporen zuſammen und iſt in dieſem Augenblick entſchloſſen, alle Erwartungen ſeiner Kameraden durch ſeine fixe Bravour zu übertreffen.

Er durchſchreitet den Vorgarten und will jemand nach dem jungen Chef Spitalarzt fragen. Ein Spitaldiener eilt an ihm vorüber, der hat keine Zeit Rede zu ſtehen. Eine Nonne geht quer über den Hof, ohne Rohnitz anzublicken.

Abſolut niemand nimmt Notiz von ihm.

Wie er ſich der Einlaßthür nähert, hat Rohnitz unwillkürlich ſein lärmendes Auftreten ſchon etwas gedämpft.

Er durchſchreitet ein paar Gänge, begegnet einigen Kranken in langen, grauen Spitalskleidern, mit blaſſen, abgezehrten Geſichtern.

Endlich findet er einen andern Spitaldiener, der ihm die Auskunft giebt, der Chefarzt ſei jetzt im Operationsſaal und niemand dürfe ihn ſtören. Er könne indeſſen in das Vorgemach hier treten — es ſei nur ein kleiner Kranker darin — Waſſerkopf, Gehirnerweichung, nichts Anſteckendes.

Rohnitz tritt ein.

Der kleine Patient, ein ungefähr sieben Jahre alter Knabe, ist mit Kissen gestützt und hält in der Hand eine Rose.

Rohnitz, dem die Zeit lang wird, glaubt dem Kinde etwas sagen zu müssen: „Was für eine schöne rote Rose Du hast, kleiner Mann."

„Ist sie rot?" fragt der Kleine hastig.

„Ja, siehst Du es denn nicht?"

„Nein, ich bin schon blind — aber still — das soll niemand erfahren, meine arme Mama besonders nicht, es macht sie so traurig — sie hat mir heute die Rose gebracht — und weißt Du, sie ist eine von denen, die betteln."

Rohnitz würgt etwas am Halse, sein Herz klopft plötzlich voll und laut in der Brust, beinahe als ob es seine schneidige Entrüstung übertönen könnte.

Die Thür des Operationssaales ist jetzt weit aufgegangen.

Rohnitz sieht seinen künftigen Duellgegner, der wieder gar keine Notiz von ihm nimmt. Er hat den langen sogenannten Spitalskittel der Ärzte an und ist über den Operationstisch geneigt, wo er eben einem narkotisierten kleinen Mädchen den einen Fuß abgenommen hat. Er wischt sich die Schweißperlen von der Stirn und übergiebt die kleine Patientin jetzt der hilfeleistenden Nonne.

Die Schwester trägt das operierte Kind, dessen blondes lockiges Köpfchen noch bewußtlos zur Seite hängt, unendlich behutsam und liebevoll an Rohnitz vorüber aus dem Operationssaal.

Bald hört man das erwachte Kind in einer andern Abteilung schmerzlich weinen, und die Nonne, die mit ihm auf und nieder geht, sanft beruhigende Worte sprechen.

Rohnitz will jetzt auf den Doktor zu, aber zum Teufel, stört man einen Mann in so einer Beschäftigung? Er sieht, wie die Blicke aller Kranken an ihm hängen, vertrauensvoll, hilfesuchend, ruhiger, mutiger, sobald der Doktor ein flüchtiges Wort an einen oder den andern gerichtet.

Rohnitz kommt plötzlich zu der höchst unbequemem Reflexion, daß der Mann, wenn er ihn totschießt oder selbst wenn er ihm nur den Arm verletzt, allen diesen Leidenden sehr fehlen würde.

Der Doktor hat indessen in einem verdunkelten Zimmer einem Staroperierten die Binde abgenommen, der Mann sieht und schluchzt vor Freude thränenlos auf, wie er durch den Gang fortwankt. Ein Wärter hat dazwischen schon ein heulendes Weib in den Operationssaal gebracht. Sie ist eben ins Spital gekommen und hat die Mundhöhle gräßlich verbrannt. Sie bittet um etwas Lindemdes. Eine Nachbarin hat ihr ein Sympathiemittel gegen Kopfschmerzen angeraten, ein Gebräu, in dem auch siedendes Öl war — sie hatte ihr wohl gesagt, es etwas kühlen zu lassen — aber gleich bei dem ersten Schluck habe sie sich so fürchterlich verbrüht.

Der Doktor, der eben noch ſo zartfühlend um das Kind beſchäftigt geweſen, zeigt jetzt rauhe energiſche Strenge. Er verweiſt der Heulenden ihre grenzenloſe Dummheit, ordnet der Schweſter etwas an und befiehlt dem Wärter, die Widerſtrebende einfach einzuſchließen, da ſie nicht im Spital bleiben will und ſo nicht entlaſſen werden kann.

Rohnitz hat ſich an ſein unbeachtetes Warten gewöhnt. Es fällt ihm gar nicht mehr ein, die Sporen oder den Säbel zu rühren und ſeine hübſchen Augen, die ſo warmherzig leuchten können, folgen dem Arzte beinahe mit Bewunderung.

Der Doktor hat ihn jetzt bemerkt und grüßt mit einem Kopfnicken herüber.

Rohnitz ſteht befangen auf, aber ſchon wieder kommen durch den langen Gang mehrere Perſonen auf den Arzt zu. Es ſind neue Ankömmlinge, die ein Spitaldiener ankündigt, ein finſter blickender Bauer und ein verſchrumpftes thränäugiges ſteinaltes Mütterchen. Die Alte jammert kläglich. Aus ihrem zahnloſen Mund kommen wie betend die abgeriſſenen ſchluchzenden Worte: „O mein Gott — mein Gott, nimm mich zu dir — wenn man nur ſterben könnte — ſo eine Laſt zu ſein — ſeinen Kindern — ſeinen eigenen Kindern.“

Der Doktor tritt trotz ſeiner ſichtbaren Ermüdung energiſch vor: „Was giebt's? Was wollt Ihr? Fehlt der Alten was?“ Der Bauer kratzt ſich den Kopf. „Fehlen juſt nit, aber zu nix is ſie mehr, zu keiner Arbeit — achtzig vorüber — liegt mir nur im Futter, da hat mein Weib und auch meine vier Brüder gemeint, fünf Kinder hat die alte Mutter, wir gebens halt ins Spital.“

„Ja, was ſollen denn wir mit ihr anfangen?“ fragt der Doktor ungeduldig, während die umherſtehenden Weiber roh auflachen.

Der Bauer begann ſich zu ereifern: „Und ich — was ſoll denn ich mit ihr, zu was iſt denn nachher das Spital, wenn die unnützen ſchwachen Leute nicht hinein ſollen? Da bleiben ſoll ſie — bei ſo ſchlechten Ernten, bei Dürre und Hagel nährt's bei uns lang keine Überflüſſigen mehr.“

Auch der Doktor fuhr jetzt ein wenig auf: „Das Spital iſt nur für Kranke. Alter iſt keine Krankheit. Sie muß fort. Aber weißt Du,“ — wie ſich beſinnend ſtrich ſich der Doktor langſam über die hohe Stirn — „ich will Dir einen guten Rat geben, was Du mit der Alten da thuſt: Verwend' ſie zum Beten!“

Der Bauer brummte etwas unwirrſch vor ſich hin, während der Doktor unbekümmert fortfuhr: „Ja — ja — ſetz' ſie hübſch warm in die Stube, gieb ihr was Gutes zu eſſen, und dann mag ſie für Euch beten. Ihr glaubt ja doch auch ans Hagelabläuten und Meßleſen — nun — und das Beten von ſo alten Weibern, das hilft ſicher — eine gute Ernte — geſundes

Vieh — alles holt sie Dir mit der Beterei vom Himmel. Schau einmal dahin," fuhr der Doktor fort, als der Bauer noch immer halb ungläubig den Kopf dazu schüttelte, schritt rasch über den Gang und stieß ein Eckfenster weit auf, „da drüben wohne ich im Seitenflügel von unserm Spital, und da schau nur besser hin," befahl er, den Bauer derb an den Schultern vorschiebend, „die alte Frau mit dem weißen Haar, die dort sitzt, ist meine Mutter. Sie ist zu gar nichts — blind auf beiden Augen durch eine schwere Krankheit und auch an den Füßen gelähmt. Aber wie ich sie halte und pflege! Denn die betet mir alles vom Himmel, das weiß ich, Geld — Ansehen — siehst Du, und ich sorg' allein für sie, denn wir sind nicht fünf wie ihr, ich bin ihr — Einziger."

Der Bauer steht noch einen Augenblick sinnend und trotzig, dann winkt er der Alten. „Na — wenn es helfen könnt — komm also Mutter — wollen's so versuchen —"

Der Doktor drückt der Alten ein paar Silberstücke in die Hand: „So, das nimmst Du Deinen Kindern mit, damit sie sehen, Du bringst auch was zu — in die Wirtschaft."

Schluchzend und dankend mit lauten Segenswünschen trippelt die Alte hinter dem Bauern wieder fort, der Doktor wendet sich rasch um — wie um seine Bewegung zu ironisieren: „So muß man mit dem Volk reden. An das Pflichtbewußtsein appellieren hülfe nichts, an den gesunden Egoismus muß man sich wenden. Aber verzeihen Sie, ich habe Sie lange warten lassen — Sie wünschen etwas von mir, Herr von Rohnitz?"

Das hübsche Gesicht des Lieutenants war wieder etwas rot: „Ich wollte Sie bitten, Ihnen sagen," stammelte er, ohne alle an ihm sonst so brillante Schneid', „wir waren bisher so gute Tischgenossen — daß Sie trotz meiner raschen Worte gestern in Alkohollaune doch auch ferner — an — an meine Hochachtung, an — meine Freundschaft glauben sollen," brach es immer wärmer aus der bewegten Brust Rohnitz'.

Der junge Arzt blickte erstaunt auf. Vielleicht dämmerte ihm, den die Berührung mit Elend, Kummer und Krankheit früh zum Menschenkenner gemacht, eine Ahnung davon auf, was in dem Innern des sonst so selbstbewußten Lieutenants vorgegangen sein mochte, aber seine klugen kühlen Augen verrieten hinter der Brille nichts von diesem Eindruck. Nur vielleicht etwas fester und wärmer wie sonst drückte er die Hand des Herrn von Rohnitz: „Gewiß, ich glaube Ihnen — auf Wiedersehen am Stammtisch!"

Der alte Herr.

Von F. von Revent.
(München.)

Sie war ein Opfer der Sünde geworden. —

Wie war das gekommen? —

Jetzt lebte sie in einem kleinen Hôtel garni, vom Luxus in seinen üppigsten Formen umgeben. Und sie liebte, genoß, schwelgte, mitten drin im brausendsten Leben.

Früher einmal war es ganz anders gewesen.

Sie war aus guter Familie, alles wohl geordnet, ehrbar, überehrbar.

Das heiße Blut konnte sich schwer dahineinfinden in diese Überehrbarkeit.

Sie ging müßig, wie die meisten jungen Mädchen in der Gesellschaft, ohne Arbeit und ohne wirklichen vollen, frohen Genuß. Guter Ton, fade Geselligkeit, steife Lebensformen, das war das tägliche Brot. Und wo blieb das Leben?

Sie war nicht geartet wie die Mehrzahl der anderen Mädchen, die das gedankenlos hinnehmen und sich wohl dabei fühlen. Sie ging über den geistigen Durchschnitt hinaus. Sie las, dachte nach, das Elend draußen in der Welt, im Leben, unter den Menschen beunruhigte sie. Sie träumte in ihren ersten Jugendjahren von großen, weltbeglückenden Ideen und von freieren, besseren Menschen, die noch erzogen werden sollten, um alles zu ändern.

— Dann schlug plötzlich ihr ganzes Wesen um, in wilde Sinnlichkeit.

Es war da einer gekommen, der sie die ersten Flötentöne gelehrt hatte. Ein alter welker Mann, ein Hausfreund der Familie. Er war früher im großen Leben gewesen und bekannt durch seine galanten Abenteuer.

Man wußte das allgemein, aber er war ja nun alt.

Und man rühmte ihm nach, daß er seine Erlebnisse immer in den unteren Sphären gehalten und sich nie gegen die Gesellschaft versündigt hatte.

Er hatte jetzt die jungen Mädchen sehr gern um sich und machte ihnen die Cour. Und man lachte und amüsierte sich über den alten Schwerenöter.

Der lehrte sie vieles. Es kam zufällig, daß sie oft mit einander allein waren.

Sie war noch sehr, sehr jung. Zuweilen erschrak sie über seine Zärtlichkeiten, aber nachher lachte sie sich selbst aus. Herrgott, er war so alt, er hätte ihr Großvater sein können. Warum sollte er sie nicht küssen!

Er war Frühaufſteher, und da hatten ſie angefangen, gemeinſame Morgenſpaziergänge zu machen. Dann zog der alte Hausfreund das Mädchen in irgend eine Laube und zu ſich nieder auf die Bank. Und dann mußte ſie ihn küſſen mit ihren jungen friſchen Lippen. Das that ihm gut und ſie ſchauderte dabei. Und dann glitt ſeine greiſenhaft zitternde Hand taſtend an ihren vollen Armen, an ihren jugendlichen Formen entlang.

Das machte ihr alles ſo bange und erfüllte ſie mit einem Gefühl entſetzlichen Widerwillens, aber ſie fürchtete ſich, ihm zu widerſtreben. War es nicht dumm? Legte ſie nicht vielleicht ſelbſt in ihrer ſchlechten Phantaſie etwas hinein in ſeine Liebkoſungen, was in Wirklichkeit nicht darin war? Würde man ſie nicht ausgelacht haben, wenn ſie ſich jemand anvertraut hätte? Und dann war auch etwas Berechnung darin. Sie wollte es nicht mit ihm verderben. Er hatte ihr vieles verſprochen, für ſpäter. Sie wollte ja gerne einmal in die Welt hinaus und etwas ſehen und lernen und mit ihrer Arbeit Großes leiſten. Und da wollte er ihr helfen. Er war reich und ſie konnte jederzeit zu ihm kommen und ihn in Anſpruch nehmen.

Einmal hatte er ihr ſchon geholfen, als ſie in großer Verlegenheit war um eine Summe, und ihre Eltern nicht darum wiſſen ſollten. Dann für eine arme Frau. Dann für den jüngſten Bruder, der Schulden machte. Und er verlangte nur dafür, daß ſie ihn küſſen ſollte. War das denn ſo ſchlimm? —

Dann wurde ſie ein Jahr älter, und nun begann ſie beſſer zu verſtehen. Und er fühlte, daß ihre Gedanken nicht mehr die eines Kindes waren. Er fühlte in den früher mechaniſchen Küſſen, daß Abſcheu und Sinnlichkeit darin zu zittern begannen. —

Und eines Tages verſuchte er ſie zu verführen. Aber der Schauder vor ſeinen greiſenhaften Handgriffen wurde plötzlich ganz Herr über ſie.

Sie ließ ſich nie wieder von ihm anrühren.

Aber er hatte doch ſeine Arbeit gethan. Er hatte ihre Begierden geweckt. Das Häßliche war ihr zu erſchreckend nah gekommen. Nun wollte ſie auch das Schöne daran kennen lernen.

Und da wurde ſie ein Opfer der Sünde.

Mara Čop-Marlet (Marie Edle von Berks).

Eine biographiſche Skizze von Paul Maria Lacroma.

(Görz.)

Ein Gruppenbild von Schriftſtellerinnen, in dem man auch mir einen beſcheidenen Platz eingeräumt, hat mich zuerſt mit der genialen Schriftſtellerin Mara Čop-Marlet zuſammengebracht. Erkannt hätten wir uns aber gewiß nicht, wenn wir einander auf der Straße begegnet wären, da ja ſolche Maſſenbilder bekanntermeiſe meiſt horribel ausfallen.

Wohlweislich hat ſich aber Frau Marlet angemeldet, als der Zufall die „Vielgereiſte“ im Frühjahr auch nach Görz verſchlug.

Ein großer Ruf ging der Dichterin voran, und ſo freute ich mich denn aufrichtig, ſie in meinem Heim begrüßen zu können, wodurch mir nun die Möglichkeit geboten, mich eingehender mit ihr zu beſchäftigen.

Madame Marlet, jetzt eigentlich Frau Marie Edle von Berks, iſt eine äußerſt ſympathiſche, elegante Erſcheinung, der man die in den beſten Pariſer Salons heimiſch geweſene Dame ſofort anſieht. Sie iſt im Jahre 1859 in Livorno geboren als Tochter des öſterreichiſchen Geniehauptmanns Anton Čop, der ſich jedoch Tſchopp ſchrieb, weil der ſlaviſche Name niemals recht ausgeſprochen wurde. Seine Gattin war eine Deutſche und als Tochter eines Kameraden, des Majors Eilberger, gleichfalls Offizierskind. Sie galt als Schönheit. Ein Erbe, das ſie ihrer Tochter nicht vorenthielt, das ſich vielmehr in deren wundervollen Augen ſpiegelt. Das Erbe des Vaters jedoch, ein großer Reichtum, ging dem im Wohlleben aufgewachſenen Kinde durch die italieniſche Revolution und das Falliment eines Wiener Bankhauſes verloren. Mit dem Reſt ſeiner Habe rettete ſich Maras Vater nach Kroatien, wo er ſich als Civilingenieur etablierte und als Gutsherr des halbverfallenen, einſt dem Grafengeſchlechte der Zriny gehörigen Turopoljer Schloſſes in den Reichstag gewählt wurde, wo er als Abgeordneter mehrfach hervorragte.

In dieſer romantiſchen Gegend empfing die Schriftſtellerin, in deren Erinnerung die Palazzi Livornos und die ſchattigen Gärten am liguriſchen Meere nur noch als Schemen nachzitterten, die erſten, tiefpoetiſchen Natureindrücke, welche ſie ſpäter in ſo feſſelnder Weiſe in ihren Schriften wiedergab.

In erſter Ehe vermählte ſich unſere Autorin mit dem franzöſiſchen Rechtsanwalt Charles Lenger Marlet. An ſeiner Seite unternahm ſie große Weltreiſen, die ſie nach Nordafrika, Frankreich und allen Inſeln des Mittelmeeres brachten, ſo daß ſie auf dem griechiſchen Archipel und auf den Balearen

ebenso heimisch ist, wie auf dem Wiener Ring, den Pariser Boulevards und Unter den Linden Berlins. Durch die Eindrücke dieser herrlichen Reisen vermochte sich ihr vielbewundertes ethnographisches Schilderungstalent schönstens zu entfalten, so daß ihr der ehrenwerte Ruf als ständige Mitarbeiterin der hervorragendsten in- und ausländischen Tagesblätter zuteil ward. Namhafte Erfolge verzeichnen auch die Beschreibungen ihrer engeren Heimat, die sie in einem Band Novellen unter dem Titel: „Aus den Edelhöfen des Balkans" vereinte. — Eine ihrer besten größeren Schöpfungen ist das in der Frickschen Hofbuchhandlung in Wien erschienene Prachtwerk: „Südslavische Frauen". Das Titelbild zeigt das Porträt der Schriftstellerin in der kleidsamen slavischen Nationaltracht. Es wurde vor einigen Jahren in „Über Land und Meer" reproduziert, und zählt nebst einer schmeichelhaften Biographie zu den interessantesten Beiträgen dieses Familienblattes.

In Paris, wo Madame Marlet von der Gattin des österreichischen Gesandten, Gräfin Hoyos, auf das liebenswürdigste chaperonniert wurde, traf sie mit dem Strom der Weltlitteratur zusammen und wußte sich gar bald einen angenehmen Bekanntenkreis zu schaffen, zu dem Madame Adam, Sully, Dumas, Zola, Coppée, Uhlbach und andere Sterne zählten. In den Pariser Salons, wo sie auch bei dem berühmten Maler Muncachy viel verkehrte, traf sie mit Sacher-Masoch zusammen, der sich begeistert über sie geäußert. Durch die gallischen Kollegen angeregt, begann sie auch in französischer Sprache zu schreiben und sowohl die „Nouvelle revue" als angesehene Tagesblätter brachten Novellen und Artikel von ihr.

Eine Spezialität dieser sozusagen internationalen Autorin sind auch die eingehenden Studien, welche sie über das Wesen der Zigeuner in Europa und Afrika gemacht. Durch die eifrige Korrespondenz mit Seiner kaiserlichen Hoheit, Erzherzog Joseph, bekanntlich ein hervorragender Gelehrter und spezieller Kenner des originellen Nomadenvolkes, vermochte sie ihr Wissen auf diesem Gebiete so sehr zu erweitern, daß man ihrer fleißigen Feder höchst interessante Beiträge zur Kenntnis der Zigeunerrasse verdankt. Infolge dessen berief sie die englische Gesellschaft Gypsy Lore Society zu ihrem korrespondierenden Ehrenmitglied und die Académie des Palmiers in Paris sandte der verdienten Frau den Mitgliedsorden, welchen ich an ihrer Uhrkette zu bewundern Gelegenheit hatte. Fernere Ehrung ward ihr ob ihrer Charakteristik der modernen Nomaden durch die ungarische ethnographische Gesellschaft zuteil, die sie zu ihrer Referentin ernannte. Auch traten hervorragende Fachgelehrte aller Länder mit der genialen Frau in Korrespondenz.

Ein neueres Feld, auf dem sich ihr Talent mit Glück versucht, ist

das dramatiſche Fach. Ihr Schauſpiel, „Das Hochzeitsfeſt von Lugos“, wurde vom Stuttgarter Hoftheater, vom Stadttheater in Brünn, Leibach und anderen mit Erfolg gegeben. Ebenſo in Graz ihre Überſetzung und Bearbeitung eines Luſtſpiels „Pſyche“ von einem ſlaviſchen Autor Graf Voinovič.

Ich glaube verraten zu dürfen, daß die Autorin auch dieſen Winter mit neuen dramatiſchen Schöpfungen auf größeren Bühnen hervortreten wird. In erſter Reihe mit einem hochintereſſanten Zigeunerdramolet „Dankos Glück“, welches von einem beliebten Komponiſten zur Oper geſtaltet wird. Den Stoff des intereſſanten, einer wahren Begebenheit entnommenen Zigeunerdramas verdankt die Autorin niemand Geringerem als ihrem hohen Gönner Erzherzog Joſeph.

Das novelliſtiſche Schaffen der beliebten Schriftſtellerin kennen wir alle durch die amüſanten und dennoch tiefempfundenen Novelletten, die jahraus, jahrein in der nun mehr denn je verbreiteten „Wiener Mode“, dem Jahresbuch der Dioskuren, dem Wiener Fremdenblatt und anderen Zeitſchriften erſcheinen.

In zweiter Ehe iſt die Autorin mit Herrn Hugo Reichsritter von Berks, Beſitzer der Herrſchaft Reifenſtein in Steiermark, ſehr glücklich vermählt. Ihr jetziger Gatte ſtammt aus altem, niederländiſchem Adel und war früher öſterreichiſcher Offizier, widmet ſich aber nun ausſchließlich der Bewirtſchaftung ſeines großen Beſitzes, zu welchem auch mehrere Villen in dem bekannten Kurort Gleichenberg zählen, wo das ſympathiſche Ehepaar den Sommer verbringt.

Zur Charakteriſtik meiner werten Kollegin ſei noch geſagt, daß ſie bei all ihrer Gelehrſamkeit durchaus kein Blauſtrumpf iſt, ja in Haus und Hof als muſtergültige Schloßherrin waltet. Es herrſcht überall eine ſchier holländiſche Nettigkeit, und wenn ihr Gatte aus Wald und Feld heim kommt, findet er ſtets etwas „Rechtes“ auf ſeinem Tiſche; denn nebſt der Fachlitteratur und belletriſtiſchen Büchern, die Frau von Berks mit unglaublicher Raſchheit durchlieſt — ein vieraktiges Drama z. B. in 15 bis 20 Minuten und den Brockhaus höchſtwahrſcheinlich in einem Nachmittag — prangt auch das allbeliebte Kochbuch der Katharina Prato in ihrer Bibliothek. Und ihre kleine Hand greift ſogar oft darnach, ebenſo wie zu dem Modejournal, da ſie nicht nur eine vollkommene Schriftſtellerin iſt, ſondern auch eine vollendete Dame.

Die moderne Dichtung an den deutschen Universitäten.

Von Raimund Eckardt.

(Berlin.)

Ja, meine Herren, — ich darf Sie ja jetzt so nennen — nicht eindrücklich genug kann ich es Ihnen ans Herz legen, was ich Ihnen allen gleichsam wie ein Leitwort fürs Leben mit auf den Weg geben möchte: Hüten Sie sich vor den falschen Propheten, die Ihnen die künstlerischen Ideale Ihrer Jugend entreißen, die geheiligten Traditionen der Klassiker in Ihrem Innern vernichten, Ihnen vorreden wollen, eine neue Kunst und eine neue Litteratur sei in Deutschlands Gauen eingezogen, die neue Zeit bedürfe neuer Dichtung. Täuschen Sie sich nicht, die neue Zeit, die diese Herren herbeisehnen, bedeutet den Untergang aller Errungenschaften einer Jahrhunderte langen Kulturarbeit, und diese sogenannte neue Dichtung, die Litteratur unserer „Modernen", unserer jüngstdeutschen Naturalisten und Symbolisten, und wie die Leute sich sonst noch nennen wollen, ist nichts weiter als ein großer, übelriechender Sumpf, auf dem allerhand verlockende Irrlichter umhertanzen. Nicht allein, daß diese Art von Dichtung in gröblichster Weise den guten Geschmack aller wahrhaft Gebildeten verletzt, daß sie gegen die unumstößlichen Normen der Ästhetik, die ewigen Gesetze der Schönheit verstößt, nein, das Schlimmste an ihr, das, worauf ich gerade Sie, die Sie dereinst treue Diener des Staates und nützliche Mitglieder der Gesellschaft werden wollen, aufmerksam machen muß, ist ihre unsägliche Gefühlsroheit und ihre häufig geradezu empörende Vaterlandslosigkeit, die höchstens von der roten Internationale übertroffen wird. Und darum, meine lieben Abiturienten, mache ich es Ihnen in dieser weihevollen Stunde zur Ehrenpflicht, allüberall, wo Sie auch immer können, gegen diese Verseuchung unserer nationalen Dichtung durch unsaubere und undeutsche Elemente auf das Entschiedenste zu protestieren. Denn leider ist es ohnedies schon weit genug mit uns gekommen. Die „Moderne", wie diese Afterlitteratur bei ihren Anhängern genannt wird, hat sich nicht allein schon einen Teil der deutschen Bühnen zu erobern gewußt, — das wäre bei der notorischen Verderbtheit unserer, zumal der reichshauptstädtischen Theaterverhältnisse, kein Wunder — sondern sie beginnt auch bereits, mit ihrem Pesthauch bis in die Hörsäle unserer Universitäten vorzudringen! Was man noch vor wenigen Jahren für durchaus unmöglich gehalten hätte, ist in diesen Tagen zur bedauerlichsten Wahrheit geworden: es giebt eine, glücklicherweise noch kleine Gruppe jüngerer Universitätslehrer, welche auf dem besten Wege sind, Wort-

Digitized by Google

führer und Bahnbrecher dieser „Moderne", das heißt mit andern Worten Verführer der Jugend zu werden. Und vor solchen Propheten glaubte ich Sie auf das Eindringlichste warnen zu müssen."

Mit dem bekannten Brustton der Überzeugung, puterrot vor Begeisterung, hatte Robert Spießer, Professor und Gymnasialdirektor zu Zopfheim, die wohlgesetzten Worte von der Höhe seiner Rednerbühne und seiner altphilologischen Gelehrsamkeit auf die Häupter seiner scheidenden Zöglinge herabgeschmettert. Diese, bratenrockgeschmückt und sichtlich ergriffen von den Folgen vorausgegangener Kneipabende, saßen schweigsam in langen Reihen und dachten vieles. Aber dahinter die Edelsten von Zopfheim, Väter und Mütter und Schwestern und Basen, nicht zu vergessen die rührsamen Tanten, die schwammen in Entzücken ob der machtvollen Rede ihres Gymnasiarchen und wackelten bedeutsam mit den noch unverführten Köpfen und nickten Zustimmung.

Er hatte wieder einmal so recht zu Herzen gesprochen.

Aber so hätte er sich doch nicht zu ereifern brauchen, der gute Spießer. Denn so schlimm ist es vorläufig wirklich noch nicht mit der Verführung der akademischen Jugend durch die moderne Litteratur. Zunächst, was den deutschen Studenten selbst angeht: der läßt sich gar nicht so leicht verführen, am allerwenigsten von moderner Dichtung oder von Litteratur überhaupt, aus dem einfachen Grunde, weil er mit ihr so gut wie gar nicht in Berührung kommt, der deutsche Durchschnittsstudent, meine ich. Von den kleineren Universitäten, wohin der moderne Litteraturteufel weder durch das Theater, noch durch Lesesäle, noch durch mit der „Moderne" kokettierende Dozenten dringt, will ich gar nicht reden. Aber auch in den größeren Städten, wo der moderne Geist mehr zu verspüren ist, kommen die paar Studenten, die moderne Litteraturwerke kaufen oder in modernem Geiste redigierte Zeitschriften lesen, im Vergleich zu der überwiegenden Mehrheit der anderen, die für solche Dinge weder Geld noch Verständnis erübrigen, nicht in Betracht. Für die große Masse der Studierenden richtet sich das Hauptinteresse, soweit es nicht vom Fachstudium in Anspruch genommen wird, leider noch immer auf den schönen Dreibund: Konvent, Karten und Kellnerin. Dann kommt irgend ein idealer Kneipvorwand, Gesang, Stenographie, innere Mission, vielleicht sogar ein bißchen Politik oder Sozialwissenschaft, — die zeitgenössische Litteratur noch lange nicht.

„Aber es giebt doch litterarische Studentenvereine, die sich die Pflege der neueren Litteratur geradezu zur Aufgabe gemacht haben!" Ja, ganz recht; wenn es mit dieser „Pflege" nur nicht gar so traurig bestellt wäre! Manche dieser Vereine kümmern sich um die zeitgenössische, zumal die spezifisch moderne Litteratur überhaupt nicht, in andern wird die Beschäfti-

gung mit derselben vom Komment, den man aus „Pietät" meistens nicht aufgeben zu können glaubt, vollständig überwuchert und zu Boden gedrückt, der Rest beweist schon durch die Art seiner Zusammensetzung nichts gegen die Interesselosigkeit der deutschen Studenten in Fragen der schönen Litteratur. Diese Vereinigungen bestehen nämlich zu mindestens einem Drittel aus Israeliten, bei denen häufig genug der Umstand, daß ihnen weitaus die meisten andern Korporationen verschlossen sind, das rein litterarische Interesse ersetzen muß, zu mehr als einem Drittel aus solchen, die niemals späterhin einem gelehrten Berufe nachgehen, also angehenden Litteraten, Künstlern, Schauspielern u. s. f. Bleibt also nur ein spärlicher Rest wirklicher Studenten, der sich vielleicht ein reines und aufrichtiges Interesse für moderne Kunst und Dichtung auch ins „Philisterium" hinüberrettet.

Übrigens ist mir auch in der Reihe dieser Vereine nur ein einziger — und der ist auch in dieser Zeitschrift schon mehrfach mit Anerkennung genannt worden — bekannt, der sich nicht nur um die litterarische Bildung seiner Mitglieder und Freunde, sondern um die moderne Litteratur selbst in beachtenswerter Weise verdient gemacht hat. Ich meine den „Akademisch-Dramatischen Verein" zu München mit seinen halböffentlichen Vortrags-Abenden und fast ausschließlich durch begabte Dilettanten veranstalteten Aufführungen moderner Dramen wie „Einsame Menschen", „Gespenster", „Sodoms Ende", „L'intruse", „Rosmersholm" u. a., durch die er seit zwei Jahren die Aufgaben einer Münchener Freien Bühne gelöst hat. Allerdings sollten auch in Leipzig einmal die „Gespenster" von einem akademisch-litterarischen Verein in Szene gesetzt und in Berlin im vorigen Winter nach dem Vorbilde des genannten Münchener Vereins ein „Akademischer Verein für moderne Litteratur" ins Leben gerufen werden. Aber sowohl die Leipziger „Gespenster"-Aufführung als auch die Gründung einer akademischen Freien Bühne in der Reichshauptstadt scheiterten an dem Widerstand der Universitäts-Behörde. Bei dieser Gelegenheit that der Rektor der Berliner Universität, der bekannte Germanist Prof. Weinhold, einen Ausspruch, der die vielgerühmte akademische Freiheit in einem ganz merkwürdigen Lichte erscheinen läßt. Derselbe erklärte nämlich, als man von dem Plan einer Ibsen-Aufführung sprach, kategorisch: „Nein! Daraus wird nichts! Ich bin kein Ibsen-Verehrer!" Und damit war natürlich das Schicksal des Vereins besiegelt. Also weil Se. Magnifizenz kein Ibsen-Verehrer ist, dürfen mehrere Tausende deutscher Studenten es auch nicht sein, sondern müssen sich höchstwahrscheinlich zu den künstlerischen Idealen des Herrn Rektors bekehren! Armer Ibsen! Arme Studiosen!

Angesichts solcher „documents humains", die sich übrigens leicht durch eine Reihe ähnlicher Vorfälle ergänzen ließen, muß es immerhin lobend

anerkannt werden, daß es andererseits eine Anzahl jüngerer Litterarhistoriker und Ästhetiker wie Erich Schmidt, Max Dessoir, Emil Reich und Berthold Litzmann gewagt haben, in ihren Vorlesungen über Poetik, dramatische Kunst, deutsche Dramatiker u. s. f. der modernen Litteratur und ihren bedeutendsten Vertretern eine Beachtung zu schenken, die vor ein oder zwei Jahrzehnten noch selbst einem Heine oder Hebbel gegenüber einfach undenkbar gewesen wäre. Es muß auf jeden unbeteiligten Beobachter einen ganz merkwürdigen Eindruck machen, wenn auf derselben Universität, an der moderne litterarische Bestrebungen innerhalb der Studentenschaft im Keime erstickt wurden, von angesehenen Dozenten Vorlesungen über Ibsen, Hauptmann oder Max Halbe gehalten werden, Vorträge, die zum Teil einen, wenn nicht modernen, so doch immer freien und unabhängigen Standpunkt in allen wesentlichen Fragen und Streitpunkten verraten. Allerdings, wenn man das positive Resultat betrachtet, das sich aus diesen akademischen Vorlesungen ergiebt, wenn man vor allem der Frage näher tritt, was in ihnen an Bausteinen für eine wirklich moderne Art der Kunstforschung — ich vermeide absichtlich den konventionellen Ausdruck „Ästhetik" —, herbeigetragen, was zum wirklichen Verständnis der „Moderne" dienen könnte, so muß man sich allerdings eingestehen, daß das alles noch sehr schüchterne Versuche sind, die wohl zur Anregung und Aufstachelung, in keinem Falle aber zur „Verständigung" oder gar Belehrung dienen können. Ja, es scheint fast, als ob die notwendige Umwälzung unseres ganzen kunstwissenschaftlichen Denkens, die uns vielleicht eine neue „Ästhetik", vielleicht aber auch eine ganz neue, von den bisher üblichen Methoden der Kunstbetrachtung durchaus verschiedene Kunstwissenschaft, also einen Ersatz der Ästhetik, bringen wird, diesmal nicht von der Universität, sondern von mehr oder weniger isolierten, aber mit dem fortschreitenden Kunstleben in innigerer Berührung stehenden Forschern ausgehen sollte. Unsere staatlich approbierten Kunst- und Litteraturgelehrten kommen, so „modern" und vorurteilslos sie sich häufig auch geberden, über den toten Punkt der akademischen Tradition in den seltensten Fällen hinweg. Sie „fußen" zu viel und verlernen dabei das Gehen, das kühne, rücksichtslose Vorwärtsschreiten. Der hemmende, thatenhindernde Einfluß der vielgerühmten historischen Bildung, der historisch-kritischen Methode, über den sich Nietzsche in einer seiner „Unzeitgemäßen Betrachtungen" so sehr ereifert, zeigt sich nirgends mehr als auf diesem Gebiete. Tag für Tag schreitet die Kunst, die ewig junge Vorkämpferin der menschheitlichen Entwickelung, auf ungebahnten Pfaden vorwärts, hinweg über Schranken und Vorurteile, und immer noch arbeiten akademische Ästhetiker mit Gesetzen und Normen, um die sich kein Schaffender kümmert, und unsere Litteratur- und Kunsthistoriker, die „Berufenen"

und „Maßgebenden", können es nicht lassen, jedes neue Talent, jede neue künstlerische Erscheinung sofort unter Zuhilfenahme von ein paar schönen Analogieen und Reminiscenzen in irgend einer der stets bereit geholtenen historischen oder kritischen Schubladen einzusperren. Nur gut, daß man sich über den Wert dieser Gelehrsamkeit extra muros universitatis heutzutage keine thörichten Illusionen mehr macht!

Aber bedauerlich bleibt es für jeden ehrlichen Litteraturfreund immerhin, wenn er zusehen muß, wie von vielgenannten Dozenten unternommene Versuche, modernen Autoren oder Litteraturströmungen nach bestem Wissen gerecht zu werden, hauptsächlich wegen einer derartigen falschen oder abgebrauchten Methode kläglich im Sande verlaufen. Ich denke da z. B. an die Ibsenvorlesungen des Wiener Privatdozenten Emil Reich. In denen läßt sich ein aufrichtiges Streben nach einer völlig unparteiischen Betrachtung und Bearbeitung des Stoffes gar nicht verkennen. Mit der kulturhistorischen und völkerpsychologischen Grundlage kann man auch zufrieden sein. Aber es fehlt die tiefdringende Sonde des Individual-Psychologen, das liebevolle Studium des Lebens- und Entwickelungsganges, das gerade bei einer so starken, ihr ganzes Milieu genial durchbrechenden Persönlichkeit wie Henrik Ibsen unerläßlich ist. Und dieser Mangel entspringt, wie aus der Vorrede des Verfassers hervorgeht, einem litterarhistorischen Prinzip! Eine Seite in dem bekannten Ibsen-Buche der Frau Lou Andreas-Salomé trägt infolgedessen auch weit mehr zum Verständnis des nordischen Dramatikers bei als eine ganze Vorlesung bei Emil Reich.

Vollends belanglos im Sinne einer modernen Dramaturgie oder Litteraturbetrachtung ist ein anderes Kollegienheft „Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart" von dem Bonner Litteratur-Professor Berthold Litzmann. Das ist, soweit es sich mit modernen Autoren oder modernen Problemen befaßt, nichts als oberflächliches Feuilletongerede, das, weit entfernt, dem Leser oder Hörer zur Klärung des Urteils etwa über Ibsen oder Gerhart Hauptmann zu verhelfen, nur zu geeignet ist, die allgemeine Rat- und Kritiklosigkeit, wie sie uns vor allem in einem großen Teil unserer Tagespresse täglich entgegentritt, auch in die Reihen der akademischen Jugend hinein zu tragen. Man muß sich mit Problemen, wie sie das Kunstleben der Gegenwart in sich birgt, erst selbst ein wenig gründlicher befaßt haben, wenn man andere über „alte und neue Kunstideale" aufklären und belehren will. So wirkt es geradezu lächerlich, wenn der Herr Professor in seiner Benörgelung Ibsens, dessen kraftvoller Individualismus ihm allerdings für Bonner Studenten wenig vorbildlich erscheinen mag, schwungvoll erklärt, daß er gegen die „Verpflanzung seines Ideenkreises auf deutschen Boden mit aller Entschiedenheit Protest einlegen

muß". Aus Äußerungen Loths (Vor Sonnenaufgang) schließt er ganz naiv auf Gerhart Hauptmanns künstlerische Prinzipien! Kein Wunder, daß sein litterarhistorischer Scharfsinn, seine kritische Methode bei Betrachtung der „Weber", aus denen er nur den Sozialdemokraten, den „Parteifanatiker" Hauptmann heraushört, gänzlich versagt. Man sieht also, mit der sogenannten Förderung der modernen Litteraturbestrebungen durch die deutschen Hochschulen ist es vorläufig nicht weit her. Es fehlt teils an Interesse, teils an Verständnis, teils an sehr vielem andern. Aber darüber brauchen wir Modernen uns nicht allzusehr zu grämen. So lange der heimliche Kaiser, der uns die sehnlichst erwartete „neue Ästhetik" bringen soll, aus seiner Verborgenheit noch nicht hervorgetreten ist, wird für uns, die Schaffenden, bei all dem Ästhetisieren doch nichts herauskommen. Die Herren Kollegen der Vergangenheit haben von der deutschen Schulgelehrsamkeit genug leiden müssen. Wir Lebenden, die wir, wenn nicht alles trügt, uns auch auf ästhetischem Gebiet „vor Sonnenaufgang" befinden, wollen warten — und arbeiten!

Aberglaube und Rechtspflege.

Von Ludwig Fuld.

(Mainz.)

Vor neun Jahren, als der Antisemitismus vergebliche Anstrengungen machte, die in Scurz, unweit der russisch-preußischen Grenze, verübte Ermordung eines Knaben zu einem „rituellen Mord" zu verwerten, schrieb mir Franz von Holtzendorff, ich sollte einmal den Einfluß des Aberglaubens auf die Glaubwürdigkeit des Gerichtszeugnisses untersuchen, denn die antisemitische Agitation habe es glücklich wieder dahin gebracht, daß man vor denselben Erscheinungen stehe, wie sie uns in den Akten der Hexenprozesse entgegentreten. Dem wahrhaft humanen Gelehrten blieb es erspart, die weitere Entwicklung des Antisemitismus mit ansehen zu müssen, ein gütiges Geschick hat den hervorragenden Rechtsgelehrten davor bewahrt, die verhängnisvolle Beeinflussung der Glaubwürdigkeit des Zeugnisses vor Gericht durch die antisemitische Propaganda in seinem Vaterlande beobachten zu

müſſen. Was Holtzendorff vor einem Jahrzehnt befürchtete, hat ſich in vollem Maße erfüllt; wir ſind in manchen Gegenden des deutſchen Reiches dahin gekommen, daß unter dem Einfluß des durch den Antiſemitismus hervorgerufenen oder verſtärkten Aberglaubens die gerichtliche Unterſuchung bei manchen Anklageſachen, die ſich gegen einen Juden richten, auf die größten Schwierigkeiten ſtößt; die Bevölkerung iſt durch die antiſemitiſche Preſſe und die Hetzapoſtel des Antiſemitismus derart bearbeitet und beeinflußt worden, daß ſie den Juden die unmöglichſten Dinge und die unbegreiflichſten Verbrechen zutraut; eine Anſchuldigung, welche, wenn ſie gegen einen Nichtjuden gerichtet wäre, von jedem Verſtändigen mit dem verdienten Spott abgethan würde, wird geglaubt, wenn ſie ſich gegen einen Juden richtet; die Leute haben ja ſeit Jahren gehört, daß der Jude durch ſeine ſogenannten Geheimbücher zu der Vornahme von Handlungen verpflichtet werde, welche für vernünftige Menſchen unerklärlich ſind, bis ſie es ſchließlich glauben und unter dem Einfluß dieſes Glaubens, richtiger dieſes Aberglaubens, entwickelt ſich dann jene ſeltſame Unterart der Hallucination, welche Zeugen veranlaßt, Ausſagen über von ihnen wahrgenommene Vorfälle zu machen, die unwahr ſein müſſen, weil entweder dieſe Vorfälle ſelbſt unmöglich ſind oder die Zeugen niemals in der Lage waren, ſie beobachten zu können. Dieſe ſonderbare geiſtige Verirrung iſt dem Juriſten nicht minder wohlbekannt wie dem Hiſtoriker, die ſchwarzen Blätter der Geſchichte, die Annalen der Jammerzeit des Menſchengeſchlechts enthalten ein reiches Beweismaterial dafür, das vielleicht noch nicht in dem gebührenden Maße verwertet worden iſt. Gewiß fanden ſich unter den Tauſenden und Abertauſenden, welche in den Hexenprozeſſen als Zeugen auftraten, auch Perſonen, die aus Rachſucht, Habgier oder einem ähnlichen Beweggrunde mit vollem Bewußtſein Unwahres bekundeten, gewiß war es nicht ſelten, daß von dieſen Eideshelfern ein Meineid geleiſtet wurde, um den Angeklagten oder die Angeklagte zu verderben, aber unmöglich können wir annehmen, daß alle Zeugen oder auch nur die Mehrheit derſelben Schwurbanditen geweſen ſeien, welche ſelbſt nicht an das glaubten, was ſie zur Belaſtung der Angeklagten ausſagten! Es ſteht vielmehr feſt, daß die meiſten Zeugen felſenfeſt davon überzeugt waren, das geſehen und beobachtet zu haben, was ſie dem Richter mitteilten. Die abergläubiſchen Männer und Weiber, welche zitternd und zagend dem Richter berichteten, wie ſie zur Nachtzeit an einem einſam gelegenen Platze die teufliſcher Künſte angeklagte Hexe in buhleriſcher Vereinigung mit dem Satan erblickt hätten, ſie zweifelten nicht im geringſten daran, daß dieſe Wahrnehmung in der That von ihnen gemacht worden, mit gutem Gewiſſen legten ſie Zeugnis ab, unfähig zwiſchen Phantaſie und Wirklichkeit, zwiſchen

den Ausgeburten ihrer überreizten Einbildungskraft und den Thatsachen der Sinnenwelt zu unterscheiden. Wie viele Tausende und Zehntausende mußten den Scheiterhaufen besteigen, weil der Aberglaube die Bevölkerung derart in seinem Banne hielt, daß ihr das Unterscheidungsvermögen zwischen Traum und Leben abging, wie viele Tausende und Abertausende mußten dieserhalb die entsetzlichsten Martern ertragen, auf der Folterbank den Tag verfluchen, der ihnen das Licht der Welt spendete? Aber nicht nur in den Hexenprozessen, auch in den Anklagen gegen die ersten Christen zur Cäsarenzeit, in den Beschuldigungen gegen die Katharer und Waldenser, in den Anklagen der französischen Bauern gegen die Hugenotten stoßen wir auf denselben unheilvollen Einfluß des Aberglaubens. Oder glaubt man vielleicht, daß es lediglich meineidige Schurken, gewissenlose Schufte waren, welche den Provinzialstatthaltern der weltgebietenden Roma berichteten, daß sie die Christen bei anthropophagischen Liebesmahlen überrascht, daß sie mit eigenen Augen gesehen hätten, wie in sündiger Begierde die Mutter den Sohn, der Bruder die Schwester umarmte? Glaubt man nicht, daß unter diesen Personen sich zahlreiche Leute befanden, welche in nicht höherem Maße von dem Bestande Romas wie von der Richtigkeit ihrer Wahrnehmungen überzeugt waren? Wenn die geistige Atmosphäre mit abergläubischen Vorstellungen durchsetzt ist, verliert der minder Gebildete das kritische Unterscheidungsvermögen, mit geöffneten Augen träumt er, ohne zu schlafen, erblickt er die Bilder vor sich, welche die Phantasie entwickelt, und je beschränkter er ist, um so eigensinniger hält er daran fest, daß diese in Wirklichkeit Gegenstand seiner Wahrnehmung gewesen seien. Der aufmerksame Beobachter der antisemitischen Bewegung hat schon seit Jahren konstatieren können, daß diese Beeinflussung der Glaubwürdigkeit des Gerichtszeugnisses zu einer Gefahr für die Rechtspflege wird; der Neustettiner Synagogenbrandprozeß schon hat darüber Klarheit verschafft, in noch höherem Maße ist dieser Einfluß in den beiden großen rituellen Mordprozessen zu konstatieren gewesen, welche den Stolz auf die Kulturfortschritte des neunzehnten Jahrhunderts so erheblich herabminderten, dem Prozeß in Tisza-Eszlar und dem Prozeß Buschoff in Cleve; namentlich in dem letztgenannten Prozeß konnte man hierüber Erfahrungen machen, welche sich vollkommen ebenbürtig den aus den Prozeßakten des 16. und 17. Jahrhunderts geschöpften an die Seite stellen können. Wer wollte daran zweifeln, daß, wenn nicht zufällig das Jahr 1892 statt 1692 geschrieben worden wäre, der letzte Ritualmordprozeß denselben Ausgang genommen hätte wie so mancher seiner Vorgänger? Auf Grund von Zeugenaussagen solchen Inhaltes, wie sie in der Stadt des Schwanenritters unter Anrufung Gottes als des Schützers der Wahrheit

abgegeben wurden, war der Richter zur Anwendung der peinlichen Frage unzweifelhaft berechtigt, und daß bei dieser Anwendung der Angeklagte alles zuzugeben pflegte, ist ja hinlänglich bekannt. Wenn nach Beendigung des Prozesses Buschoff die Befürchtung ausgesprochen wurde, daß die Verseuchung der niederrheinischen Gegend mit der Gesinnung des Antisemitismus sich noch längere Zeit in einer für die Rechtspflege unerwünschten Weise geltend machen werde, so ist auch diese leider in Erfüllung gegangen; Paul Nathan, der Herausgeber der „Nation", hat in den jüngsten Wochen die Geschichte eines Prozesses gegen zwei jüdische Metzger veröffentlicht, welche von der Strafkammer in Cleve wegen Nahrungsmittelverfälschung zu Freiheitsstrafen verurteilt wurden. Eine Anklage wegen Übertretung des Gesetzes über den Nahrungsmittelverkehr enthält in der Regel nur für Juristen und Chemiker etwas Interessantes, wenn dies in dem gegebenen Falle anders ist, so erklärt sich dies durch den Einfluß des Aberglaubens auf das Gerichtszeugnis.

Irren wir nicht, so würdigt die Rechtspflege den Einfluß dieses Faktors noch nicht in dem gebührenden Maße, und es kann nicht übersehen werden, daß hieraus schwere Mißstände entstehen können, vielleicht da und dort schon entstanden sind. Wenn wir mit der Thatsache rechnen müssen, daß eine fanatisierte, durch den Appell an die niedersten Instinkte und gemeinsten Leidenschaften maßlos verhetzte Bevölkerung — man denke an die Art, in welcher in dem Musterstaat Sachsen die antisemitische Propaganda unter freundlichem Lächeln einer hohen Regierung betrieben wird — nahezu alles glaubt, was über und gegen Juden gesagt wird, wenn sie den albernsten Fabeln ein aufmerksames Ohr leiht, dann ist — es muß offen ausgesprochen werden — die Gefahr, daß ein durchaus schuldloser Jude verurteilt werde, eine sehr erhebliche. Nur die hohe Bildung, nur die Objektivität und Unabhängigkeit der deutschen Gerichte gewährt eine Kautel gegen diese Gefahr, aber es bedarf auch seitens der Gerichte des Aufgebotes ihrer vollen Kraft, der Anwendung des ganzen Rüstzeugs, mit welchem die Wissenschaft sie ausgestattet hat, um es zu verhindern, daß diese Gefahr zur Wirklichkeit werde!

Das verfluchte Haus.

Frei nach einer alten Pariſer Zeitungsnotiz von Bernhard Eulenſtein.

(Berlin.)

Ein reicher Onkel ſtarb und hinterließ einem ebenfalls reichen Neffen ein großes Vermögen und ein Haus im Quartier des Batignolles zu Paris. Es war eine jener großen Mietskaſernen, wie ſie in den Batignolles ſtehen.

Der reiche Neffe war nun ein ſehr menſchenfreundlicher und gerechter Herr.

Es ſchien ihm, als habe ſein ſeliger Oheim den Mietern in den Batignolles viel zu viel Miete angerechnet, und er ließ den Concierge kommen und befahl ihm, den Mietern mitzuteilen, daß ihr Mietszins vom Erſten ab auf die Hälfte ermäßigt ſei.

Der Hausmeiſter glaubte, es ſei bei ſeinem Herrn nicht ganz richtig. Er proteſtierte, aber vergebens.

Als die erſtaunten Mieter von der Herabſetzung des Mietszinſes hörten, konnten ſie es gar nicht faſſen.

Leute, die ſich auf der Treppe nie begrüßt, fragten einander freundſchaftlichſt, ob denn auch ſie von der Ermäßigung Kenntnis erhalten, und was wohl die Urſache ſei.

In jedem Stockwerke ſteckten die Weiber die Köpfe zuſammen und tuſchelten geheimnisvoll.

Eine ältere Jungfrau im fünften Stock meinte, ſie habe es ſchon lange gewußt, es ſeien Geſpenſter im Haus.

„Aber nein, aber nein," erwiderte erregt ihre Nachbarin, — eine immer noch hübſche Witwe, — „ich ſah niemals Geſpenſter."

Eine andere Witwe, deren Seliger Feuerwehrmann geweſen war, meinte, das Haus ſei ſo feuergefährlich, daß wahrſcheinlich niemand mehr die leeren Wohnungen beziehen wolle.

Aber auch dies wurde bezweifelt.

Da endlich ſchien ein geiſtvoller Schneidermeiſter aus dem vierten Stock das richtige getroffen zu haben. Er meinte, es krache ſchon lange im Haus, das Gebälk ſei morſch, und ein Einſturz zu befürchten. Wahrſcheinlich hätten ſchon einige Mieter heimlich gekündigt, und in ſeiner Angſt habe der Wirt die Miete ermäßigt.

Als die lyriſche Balleteuſe im erſten Stock die Schreckensmähr durch ihre Zofe vernommen, fiel ſie — ohne ihren Vicomte — in eine tiefe

Ohnmacht. Dann kündigte sie sofort die Wohnung und zog am nächsten Tag aus.

In vierzehn Tagen waren die ersten Stockwerke leer, in sechs Wochen das ganze Haus. —

Ein Mieter hat sich seither nicht wieder gefunden.

„La maison maudite des Batignolles", heißt es noch heute. Es ist und bleibt: „Das verfluchte Haus."

— — — — — — — — — — — — — — — —

So geht es, wenn einer „das Gesetz der Rente" korrigieren und die Miete ermäßigen will. Man glaubt, es sei beim Hauswirt oder im Haus oben nicht ganz richtig.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und dennoch schreiben gelehrte Nationalökonomen dicke Bücher über „das Sinken der Grundrente". —

Das Recht auf den Tod.

Von Robert Reitzel.

(Detroit.)

Das Recht auf Arbeit wurde kürzlich kraft des heiligen Rechtes der Majorität in der Schweiz niedergestimmt, das Recht auf Liebe und Leben wird zwar nicht abgeleugnet, aber es ist auch so eine kümmerliche Sache; denn lieben darf man nur, wenn man die Licenz bezahlen kann, und „ein Recht zu leben, Lump, haben nur, die etwas haben." Man sollte meinen, kein Mensch würde uns armen Sterblichen das Recht auf den Tod streitig machen. Und doch sind es die zwei Autoritäten, deren Heiligkeit man uns von Kind auf eingeprügelt hat, welche über den Selbstmörder zu Gericht sitzen, der Staat und die Kirche. Man hetzt einen Menschen förmlich in den Tod, man nimmt ihm die Arbeit, man verbietet ihm das Betteln und das Stehlen; wenn er aber der erlaubten Todesart des langsamen Verhungerns den Sprung ins Wasser vorzieht, so beeilt sich die Polizei, ihn womöglich noch lebendig herauszufischen und ihm Gefängnisbuße für seine eigenmächtige Handlung aufzuerlegen. Die Kirche aber, grausamer als jedes weltliche Gericht, verfolgt den armen Selbstmörder noch bis über den Tod hinaus und verlängert ihm das Elend seines irdischen Lebens mit ewigen Höllenqualen. Nichts illustriert deutlicher das Unmenschliche des christlichen Glaubens, das Bestialische der kirchlichen Dis-

ciplin, als dieſe Verurteilung des Gehetzten, der vergeblich an das Mitleid appelliert hat oder zu ſtolz war, um dasſelbe zu betteln, und, je nach ſeiner Meinung, in die Arme ſeines Gottes oder an den Buſen des alles verſöhnenden Nichtſeins ſich gerettet hat. Und das iſt die Autorität, welche Liebe zu predigen vorgiebt und der Kulturwelt die Geſetze der Sittlichkeit vorzuſchreiben ſich anmaßt!

Robert Ingerſoll, an dem man wenigſtens ab und zu ſeine Freude haben kann, hat durch ſeine Beſprechung des Selbſtmordes in der „N. Y. World" wieder einmal die Wut der geſamten chriſtlichen Pfaffheit auf ſich geladen. Es iſt ein wahrer Segen, wenn man die Herren der verſchiedenen Denominationen einmal einig ſieht, ſo daß alle die chriſtlichen -Iſten und -Aner, wenn ſie nur eine Ahnung von Selbſtdenken hätten, es deutlich ſehen könnten, wie auf allen Kanzeln, auf denen der Auferſtandene gepredigt wird, die Brutalität Trumpf iſt. Das Deutlichſte hat in dieſer Hinſicht eine der mir zur Hand kommenden katholiſchen Zeitungen geleiſtet, in der es geſchrieben ſtand, der Leichnam eines Selbſtmörders ſei ein viel ſtinkenderes Aas als der eines gefallenen Tieres. — Wir wollen einmal zuſehen, durch welche Art der Beweisführung der berühmteſte lebende Inſidel Amerikas das trübe Waſſer der theologiſchen Wut ſo in Wellenſchlag verſetzt hat.

Ingerſoll ſchwingt ſeiner Gewohnheit gemäß die furchtbare Waffe des praktiſchen Beiſpiels. Ein Menſch wird von einer unheilbaren Krebskrankheit verzehrt. Was er ißt, iſt nur Futter für die Verweſung. Man erlaubt ihm, durch Betäubungsmittel auf kurze Zeit die Wohlthat der Bewußtloſigkeit ſich zu erkaufen, aber gänzlich in den Tod ſich zu retten, wird ihm als Todſünde angerechnet; denn der gütige Gott hat ihm das Leben gegeben, damit es langſam vom Krebs verzehrt werde. Dieſer Krebs iſt ein Wohlfahrtsagent Gottes, ſo gut wie das Feuer, das den allein auf brennendem Schiff Zurückgelaſſenen verzehrt. Kein chriſtlicher Menſch hat das Recht, ſich der Heilspraxis ſeines Gottes zu entziehen.

Ingerſoll verteidigt den Selbſtmörder gegen die Anklage der phyſiſchen Feigheit. Feigheit iſt Furcht vor Schaden, Furcht vor dem Tod, wer aber den Tod freiwillig ſucht, iſt der Überwinder dieſes angeborenen Verlangens nach Wohlgefühl und Leben, und an ſeinem Grabe darf man getroſt ſagen: Er hat die Furcht und die Heuchelei des Lebens überwunden. — Sehr häufig findet man die Anſicht, jeder Selbſtmörder ſei wahnſinnig; es iſt das eine bequeme Art und Weiſe, die Frage der Berechtigung von ſich abzuweiſen, aber es ſpielt wenigſtens das Mitleid in ihr eine Rolle, indem die Verantwortlichkeit von dem Thäter abgewälzt wird. Für die Theologen iſt der Selbſtmörder immer ein Verbrecher; wie könnten ſie auch dem Mitleid Raum geben, ſie, die einen Gott predigen, welcher die perſonifizierte

Grausamkeit wäre! — Und doch ist hier (hier haben wir den ganzen Ingersoll) ein Selbstmord die Grundlage der christlichen Religion. Wenn Christus Gott war und die Macht hatte, sich zu schützen, ohne seine Angreifer zu schädigen, so war es seine Pflicht, von dieser Macht Gebrauch zu machen. Er that es nicht, er war mitschuldig an seinem Tod, er war nichts mehr und nichts weniger als ein Selbstmörder. Übrigens wird es in der ganzen Welt gepredigt, daß es der Wille Christi war, für uns zu sterben. Ich aber kannte einen Mann, der an einer Krankheit litt, die ihn nutzlos für die Welt und zur Last für seine Familie machte. Da er sein Leben gut versichert hatte, tötete er sich auf unverdächtige Weise. Mit dem Versicherungsgeld konnte die Frau sich drückender Armut entziehen und den Kindern eine gute Erziehung geben. Der Tod dieses Mannes war also für einen kleinen Kreis von Menschen eine wirkliche Erlösung. Mit der Erlösung durch den Tod Christi sieht es aber bis auf den heutigen Tag schief aus, Armut und Elend, Sklaverei und Ungerechtigkeit sind nach wie vor die Plagen der großen Menschenfamilie.

Auch unserem Ingersoll kommt diese Erlösung sehr verdächtig vor: Wenn Christus ein Mensch war, welcher die Religion seiner Zeit angriff, weil sie grausam und ungerecht war, und der lieber in den Tod ging, als einen Teil von seiner Rechtsforderung aufzugeben, so war er ein bewunderungswürdiger Mensch; wenn er aber Gott war, so hat er einen Thoren aus sich gemacht. Die Juden wollten nicht Gott abschlachten. Und wenn er Gott war, so war die Kreuzigung weder seelisch noch körperlich für ihn ein großartiges Opfer, eine ruhmvolle That, sondern eine Täuschung, ein Gaukelspiel, bei welchem der tote Held, wenn der Vorhang gefallen ist, wieder gesund und munter von dannen schreitet.

Da Ingersoll in legerer Weise von einem ins andere kommt, so kann auch diese Ausführung nicht darauf Anspruch machen, die verschiedenen Punkte streng auseinander zu halten. Hier wendet er sich noch einmal gegen das Staatsgesetz: Ein verzweifelndes Weib, das es nicht über sich gewinnen kann, den Leib zum Lebensunterhalt auszumieten, ohne Heimat, ohne Freunde, ohne Brot, stürzt sich mit thränengefüllten Augen und gebrochenen Worten des Gebetes von einem New-Yorker Dock in das nächtlich dunkle Wasser, um den thränenlosen Schlaf des Todes zu suchen. Ein mitleidiger, beherzter Mann rettet sie und überliefert sie den Autoritäten. Man klagt sie an, verurteilt sie, kleidet sie in das Gewand des Zuchthauses und sperrt sie in die Zelle des Verbrechers. Ein solches Gesetz ist absurd und barbarisch, und nur Wilde können es ausführen.

In einem sonderbaren Widerspruch sind die Theologen geraten durch diese Frage des Selbstmords: Während sie die Behauptung aufstellen, der

Atheiſt lebe in beſtändiger Todesangſt, und der Tod eines ſolchen ſei von den fürchterlichſten körperlichen und ſeeliſchen Qualen begleitet — daher die mit allem Aufwand frecher Lüge aufrecht erhaltenen Geſchichten von den Sterbebett-Bekehrungen eines Voltaire und Thomas Paine — erklären ſie zu gleicher Zeit, nur ein gottloſer Menſch könne mit Überlegung Selbſtmord begehen. Es wären alſo die Ungläubigen oder Gottloſen mindeſtens ſehr unbegreifliche Menſchen, indem ſie das Leben, daß ſie lieben, verächtlich bei Seite werfen und den Tod, den ſie fürchten, herbeizwingen. Freilich die Theologen behaupten Schlimmeres von unſereinem, ſie ſagen, wir hätten gar kein Unterſcheidungsvermögen für Gut und Böſe, wir könnten nicht moraliſch ſein, weil wir nicht an ein Weſen über uns glauben. Gewiß haben wir aber das Recht, die Konſequenz der chriſtlichen Anſchauungsweiſe zu ziehen und zu fragen: Wie kann Gott moraliſch oder gut ſein, da er doch nicht ein höheres Weſen über ſich anerkennt?!

Was iſt Moral? Das Beſte, was wir unter den Umſtänden thun können. Was iſt unter allen Umſtänden das Beſte? Dasjenige, was die Summe unſeres menſchlichen Glückes vergrößert oder am wenigſten beeinträchtigt. Glück in ſeiner höchſten, edelſten Form iſt das Gute (Ingerſoll hätte hinzuſetzen ſollen, daß die edelſte Form des Glückes darin beſteht, nach ſeiner Selbſtbeſtimmung zu leben), was dazu beiträgt, iſt moraliſch, was dasſelbe beeinträchtigt oder gefährdet, iſt unmoraliſch. Jeder Menſch handelt nach dem Grad ſeiner Intelligenz. Wenn ſein Urteil nicht durch Leidenſchaft, Vorurteil oder Unwiſſenheit getrübt iſt, thut er, was für ihn das Beſte iſt; und was für ihn das Beſte, iſt auch für andre, für die ganze Welt das Beſte. Die Moralität iſt die Erfahrung, die Summe des Wiſſens der Menſchen, von den Wolken iſt ſie nicht gefallen. Wer ſich durch die Drohungen und Verſprechungen des übernatürlichen Lebens leiten läßt, iſt nicht einmal wie das Tier, das doch ſeine Prügel und ſein Freſſen in Wirklichkeit bekommt und danach ſeine Handlungen einrichtet, er iſt in allen Dingen ein dummgläubiger Unterthan, der nicht durch ein Ideal ſich angezogen fühlt, ſondern durch die Drohungen und Verſprechungen der Agenten eines nie geſehenen Gottes beſtändig im Staube gehalten wird.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Ingerſoll auch bei dieſer Gelegenheit darauf aufmerkſam macht, welch lächerlicher Widerſpruch in der Idee eines Gottes liegt, ohne den nichts geſchieht und der doch zugleich Strafrichter ſein ſoll! Wenn ich einen blinden Mann dem Abgrund zugehen ſehe, habe ich dann ein Recht, ihn verantwortlich dafür zu machen, daß er hinabſtürzt?

Ingerſoll iſt eben doch nur ein „amerikaniſcher“ Ungläubiger. Zur Beruhigung aller ſchwachen Seelen betont er wiederum, daß er kein Gottes-

leugner sei — warum fuchtelt er denn fortwährend mit dem Wort Atheist herum? — Daß er die Unsterblichkeit weder leugne noch behaupte, sondern sich einfach in diesen Dingen bescheide, nichts zu wissen. Wir deutschen Atheisten, die wir nicht zu jedem scharfen Wort eine Brühe der Versöhnung hinzuzufügen uns bemüßigt fühlen, sind es aber unsrer Ehrlichkeit und unsrer Intelligenz schuldig, zu bekennen: Unsre Erfahrung, die Kenntnis der Gesetze der Natur und die logische Konsequenz unsres Denkens verbieten uns, in der Idee eines persönlichen Gottes und einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode etwas anderes zu erblicken als einen thörichten Wahn. Und da im Namen dieses thörichten Wahnes die Vernunft fortwährend gemeistert, beschnitten, totgeschlagen wird, so ist es unsre Pflicht, uns selber und unsren Mitmenschen gegenüber, diesen Wahn als menschenfeindlich zu denunzieren und mit allen Kräften des Geistes zu bekämpfen.

Das Gute an der Debatte über den Selbstmord ist, daß sie nicht einen einzigen Selbstmordkandidaten veranlassen könnte, auch nur einen Augenblick länger die Last des Lebens zu tragen, als es ihm gefällt. Das Recht auf den Tod läßt sich weder mit Gründen der Vernunft wegdisputieren, noch mit der Drohung der Höllenstrafe. Und daß Dumme und Gescheite immer noch das Maul aufreißen über einen Selbstmörder, beweist nur, daß man es dem Pack nie recht machen kann. Es ist doch gewiß höchst anständig, wenn einer, der doch nur noch im Weg sein kann, sich aus dem Weg schafft, es ist doch höchst human, auf seinen Platz an der Krippe zu verzichten, an der so wie so schon Millionen nicht satt werden können, es ist doch höchst tapfer, das ganz allein und auf einmal zu besorgen, wozu der wohlerzogene, geduldige Christ erst noch der Ärzte und der Ausbeutung seiner Familie, seiner Freunde, der Armenhaus- oder Irrenhaus-Stiftungen bedarf. Aber dem Pack paßt man nicht, ob man lebt oder stirbt.

Ich habe bis jetzt nur ein Argument gegen den Selbstmord gehört, das mir imponiert; es heißt: Ein braver Mann reißt nie aus. Leider deckt das aber die wenigsten Fälle. Es handelt sich so oft nicht mehr um einen Kampf, sondern um die Fortführung einer Existenz des Vegetierens, des Sklaventums, der Ehrlosigkeit. Wem das Leben keine Freude mehr macht, wem es eine Last ist, ein fortwährender Selbstvorwurf, der hat ein Recht, es abzuwerfen. Ja wenn einer leichtsinnig genug ist, um einer Laune willen, Hand an sich zu legen — laßt ihn, was ihm selber nicht höher stand, war auch für andre nichts wert. Das Schönste und Beste bleibt aber, daß die Selbstmörder nie um die Erlaubnis fragen, und daß noch keine Gesetze und keine Zwangsanstalten erfunden worden sind, die uns das Recht auf den Tod gänzlich verschließen könnten.

Politik und Gemeinschaftsgefühl.

Von Hans Isarius.

(München.)

Seit längerem hat das öffentliche Interesse mit einer ganzen Reihe von Wahlreformen zu thun. In Belgien ist eine zur That geworden, in den Niederlanden, in Österreich und bezüglich des Oberhauses auch in England wenigstens zum Rat. In Deutschland erfreut sich das preußische Wahlrecht der größten Anerkennung als schlechtestes System und ist in rührender Ehrwürdigkeit vor rohen Umsturzhänden bewahrt geblieben. Eine kleine Änderung hat es allerdings erfahren; allein über ihre Wertlosigkeit täuscht sich kaum jemand, da sie die Steuerreformgesetze vom Jahr 1893 voraussetzt, und diese erst am 1. April 1895 in Kraft treten sollen, demnach erst noch viel später in ihrer Wirksamkeit überschaut werden können. Darum hat auch der preußische Minister des Innern wiederholt auf das Provisorische jener Änderung hingewiesen, und eine offiziöse Kundgebung von Mitte Juni 1894 brachte diese Einsicht wieder in Erinnerung. Das bayerische Wahlrecht war ebenfalls über die Angriffe vom Ende des Jahres 1893 bald hinaus, muß aber auf die Beharrlichkeit der sozialdemokratischen Angreifer gefaßt sein.

Am lebhaftesten wurde in letzter Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Reformdebatten in Baden (Anträge in der Kommission) und Württemberg (Regierungsvorlage im Plenum) gelenkt; allerdings hat letztere mit Zurückziehung der Vorlage geendet (am 5. Juni), während erstere einigermaßen erfolgreich schloß (22. Juni). Baden besitzt für die zweite Kammer das indirekte System (durch Wahlmänner) und sollte sowohl nach ultramontanem als insbesondere nach demokratisch-freisinnigem Vorschlag erstens an dessen Stelle das direkte System setzen, zweitens diesem noch den Schutz der Minoritäten durch eine verhältnismäßige Vertretung aller Parteien, d. h. durch eine Proportionalwahlvertretung, hinzufügen. Beide Punkte fanden im allgemeinen Anklang, besonders der zweite. Der Widerstand der Regierung Nokk richtete sich vorwiegend nur gegen die gleichmäßige Durchführung des zweiten Punktes, den sie durch Scheidung in Einerbezirke nach bisheriger Art und große Bezirke nach Proportionalart berichtigen wollte, und gegen den ersten Punkt insofern, als wenigstens gewisse Vorzüge der indirekten Wahl die direkte ergänzen sollten, um „das Überwiegen einzelner Volkskreise“ hintanzuhalten. Beschlossen wurden die Einführung direkter Wahlen mit Proportionalvertretung, die Änderung der

Wahlkreiseinteilung und größere Bürgschaften für die Wahrung des Wahlgeheimnisses. Württemberg besitzt bereits für seine zweite Kammer das direkte und zwar auch allgemeine und geheime Wahlrecht, nur eingeschränkt durch privilegierte Vertreter (23 von 93). Hier sollten diese verringert und außerdem, abgesehen von dem wenlger betonten Proportionalsystem, eine teilwelse Interessenvertretung eingeführt werden (d. i. abgesonderte Wahl von Vertretern verschiedener Arten des materiellen und geistigen Besitzes). Regierungsvorlage und Kommissionsänderungen hatten dabei ein Mitteldlng ergeben, das nach beiden Seiten mißfiel. Wieder auf einen anderen Punkt war es, neben sonstigen Punkten, in Preußen angekommen, wo die öffentliche Abstimmung wegen der durch sie erleichterten Wahlbeeinflussungen der geheimen weichen sollte.

In all diesen Verhandlungen und öffentlichen Erörterungen scheint uns nun ein Gesichtspunkt, der nicht nur dem politischen, sondern auch — und zwar in erster Linie — dem sozialen Leben angehört, nicht oder nur ungenügend zur Geltung gekommen zu sein; und doch dürfte er geeignet sein, wesentliche Unterschiede hervorleuchten zu lassen. Das allgemeine, geheime, direkte Wahlrecht (von seiner Gleichheit noch abgesehn) betrachtet den einzelnen Wähler als elnzelnen Menschen, als ein Individuum; er gilt nur eben als Staatsbürger und soll seine Wahlentscheidung lediglich mit seiner individuellen Auffassung dieser elnzigen sehr losen Beziehung, die er zum Staat und dadurch erst mittelbar zu seinen Mitmenschen hat, ausmachen. So und so viele Wähler treten nicht als eine einheitliche Masse, sondern lediglich als eine Summe von Individuen an die Wahlurne; das allgemeine, geheime, direkte Wahlrecht schützt jeden oder soll wenigstens in seinem Ideal jeden schützen vor irgend einer Abhängigkeit von den übrigen elnzelnen und von der Gesamtheit. Keine festgestellten Gemein- oder Gruppeninteressen, an die er sich zu halten habe, kein „Gesamtbewußtsein" eines Verbandes, keine besonderen Formen, welche aus der „unterschiedslosen Masse" diese oder jene zusammenfassenden Gestaltungen heraustreiben sollten, kurz ein Amorphismus oder wie sonst das Schlagwort lauten mag.

Wesentlich anders die älteren Wahlsysteme. Das indirekte besitzt zwar gegenüber dem direkten noch manche Unterschiede, zeichnet sich jedoch vielleicht hauptsächlich dadurch aus, daß es durch die Wahlmänner aus der Menge der Urwähler gewisse einheitliche Gebilde herausarbeiten und die Entscheidung aus den vielen geheimen Herzenskämmerchen hervor zu einer gemeinsamen Angelegenheit machen soll. Ähnlich die Öffentlichkeit der Abstimmung. Wer seine Wahlentscheidung vor aller Welt bekennt, ist dadurch von dieser abhängiger, als wenn er heimlich stimmt; nicht nur, daß ihm der Mut eines freien Bekenntnisses sinkt, indem er andere Wähler hinter sich fühlt, die

ihn beeinflussen können, sondern er fühlt andere Wähler auch vor sich und fühlt sie beeinflußt durch ihn selbst. So wird seine Stimmabgabe zu einem näher eingefügten Glied jenes großen Ganzen, das eben kurz Gemeinschaft oder Öffentlichkeit heißen mag. Und endlich die Gegensätze zum allgemeinen Stimmrecht gehn grundsätzlich davon aus, daß nur ein Teil der Gesamtheit nähere Beziehungen zum Ganzen und unter sich habe, daß der übrige Teil jedoch aus einer Summe von einzelnen besteht, deren Verhältnisse zum Ganzen sowie unter einander nicht stark genug seien, um auf ihnen ein Recht gegenüber dem Ganzen aufzubaun. Diese Auffassung tritt in verschiedenen Formen auf: teils wird nur der höhere Steuerzahler als ein innigeres Glied der Gesamtheit betrachtet (System des Census, der Wahlkörper), teils werden die gesellschaftlichen Schichten, die Stände, ungleich bevorzugt (ständisches System); und in beiden Fällen muß noch das beachtet werden, daß nicht nur der Höhere vor dem Niedrigeren bevorzugt wird, sondern daß auch die verschiedenen Höheren zu Gruppen zusammengefaßt werden, die auf Grund einer gewissen Gemeinsamkeit unter sich ihre Stimmen abgeben und außerdem noch ihre Vertreter sich in analoger Weise zusammenhalten und gemeinsam thätig sein lassen.

Dieser wesentliche Unterschied zwischen den älteren Wahlsystemen, die eine nähere Gemeinsamkeit, ein Bewußtsein oder Gefühl der Gemeinschaft voraussetzen, und den jüngeren, die davon absehn, und ferner ganz besonders die Frage, wie weit unsere Zeit jeder dieser beiden Auffassungen entgegenkommt, scheinen uns in den jüngsten Debatten recht wenig beachtet worden zu sein. Immerhin hat jenen Unterschied der Rechtshistoriker Professor Rudolf von Gneist berührt in einem vielgenannten Buch: „Die nationale Rechtsidee von den Ständen und das preußische Dreiklassenwahlsystem. Eine sozial-historische Studie.“ Berlin, Jul. Springer, 1894, III und 272 S. Gr. 8°. Mk. 4,—. Eine lobende Besprechung siehe z. B. im „Litterarischen Centralblatt“ 1894, Nr. 27. (Vergl. auch Ign. Jastrow, „Das Dreiklassensystem. Die preußische Wahlreform vom Standpunkte sozialer Politik.“ Berlin, Rosenbaum & Hart, 1894. 157 S. Unter den Kritiken über das preußische Wahlrecht und die Gneistschen Abhilfsvorschläge ist die seitens des früheren Nachfolgers Puttkamers, des Exministers Herrfurth, besonders hervorgetreten.) Bei Gneist wird nun, abgesehn von den bekannten Gründen für die indirekte Wahl — Verhütung des tumultuarischen Charakters der extemporierten Massenversammlungen, Prüfung der persönlichen Eigenschaften des Kandidaten — auch die „sachliche Erwägung der Gesamtmeinung des Kreisverbandes“ (S. 269) als ein Vorzug dieses Wahlsystems gerühmt. Ebenso sei für eine öffentliche Abstimmung das Entscheidende dies, daß nur in ihr ein Gesamtbewußtsein eines

Wahlverbandes (S. 270) sich bilden und zum Ausdruck kommen, und der ermäßigende Einfluß der Pflichtgenossenschaft auf die widerstreitenden Interessen nur dort wirksam werden können, wo im engeren und weiteren Verband die Gemeindenachbarn sich Angesicht gegen Angesicht gegenüberstehen und zu einer Meinung bekennen. Einen ähnlichen Gedanken vertrat auch die badische Regierung durch den Mund ihres Ministers des Innern, Eisenlohr, in der Debatte vom 21. Juni 1894. Sie wollte sich bei ihrem teilweisen Widerstand gegen die Neuerungen von zwei Gesichtspunkten leiten lassen, von der Rücksicht auf den politischen Einfluß des Mittelstandes und von der Berücksichtigung der lokalen Interessen. In jener Beziehung sollte es bei dem durch die indirekte Wahl gesicherten Einfluß der gebildeten Klassen bleiben. In dieser Beziehung hinwider hänge die Beantwortung der Frage über die Vorzüge und Nachteile des Proportionalsystems in erster Reihe davon ab, *welche Bedeutung der Wahlkreis* habe. Wenn der Wahlkreis wirklich nichts wäre, als eine willkürlich gezogene Linie, so würden alle die Einwendungen, welche die Verteidiger des Proportionalsystems machen, vollständig zutreffen. Wenn aber der Wahlkreis, wie er es solle, einen geschlossenen Körper bilde, wenn er beruhe auf der Einteilung des Landes in Kommunalverbände, dann nehme sich die Sache doch etwas anders aus. Unzählige Menschen im Großherzogtum Baden gehörten überhaupt keiner Partei an; einer Gemeinde gehöre aber jeder an und mit den Interessen der Gemeinde sei er auf das Allerlebhafteste verflochten und vereinigt. Die Sache sei deshalb da, wo die Wahlkreiseinteilung auf einer vernünftigen Basis beruhe, wo sie auf dem Aufbau und auf der Einteilung des Landes in Gemeinden und höhere Kommunalverbände fuße, anders, als wo eine Wahlkreiseinteilung lediglich auf Willkür beruhe. Dort liege in dem Wählen nach Wahlkreisen ein berechtigter Kern. Deshalb scheine es ernsthafter Erörterung wert, ob es nicht angemessen wäre, eine *Vereinigung der beiden Systeme* ins Auge zu fassen.

Es kann vorläufig dahingestellt bleiben, ob dem indirekten und öffentlichen Wahlsystem die von Gneist behaupteten Wirkungen in der That zukommen. Hier nimmt uns nur die Frage in Anspruch, ob diese Wirkungen den heutigen Zuständen angemessen sind, und ob die von Eisenlohr angerufenen Verflechtungen und Vereinigungen mit einer Gemeinde noch eine solche Bedeutung haben, daß ihretwegen sonstige Fortschritte des Wahlrechts aufzuhalten wären. Nun gehn jene Behauptungen von der Annahme aus, daß bei den heutigen Verhältnissen solche Gesamtmeinungen, Gesamtbewußtseine, Pflichtgenossenschaften, Verflechtungen und Vereinigungen existieren oder gebildet werden können, oder wenigstens, daß sie im wesentlichen die Summe all dessen vertreten, was eben der Politik zugrunde liegen soll.

Digitized by Google

Und dies wieder setzt voraus: wir bilden irgend eine Gemeinschaft und fühlen uns als solche, und dieser Gemeinschaft liegen einige wenige Beziehungen vom einen zum andern hinüber zugrunde, die auch mit einiger Leichtigkeit herauszuschälen und auf ihr jeweiliges Befinden sozusagen zu prüfen seien. Es scheint zunächst, daß wirklich eine solche Gemeinschaft das Entscheidende in unserem Leben sei, ja daß wir uns durch sie von den weniger civilisierten Vorfahren abheben, und daß sie, je weiter die Kultur fortschreitet, um so stärker wird, wonach also die indirekten und öffentlichen Wahlen erst recht das System der Gegenwart und Zukunft wären. Demgegenüber ist es wohl dringend nötig, auf das Gegenteil der Voraussetzung doch wenigstens hinzuweisen.

Vergleichen wir einmal das Verhältnis, in dem wir als Menschen unserer Zeit und der entwickelteren Kulturstufen zu unseren Nachbarn stehen, mit dem Verhältnis, das einerseits zwischen Menschen früherer Zeiten bestand, andererseits zwischen Menschen einfacherer Kulturstufen, zumal denen rein bäuerlicher Kultur, besteht. Hier überwiegend ein engeres, vertrauteres, gemeinsameres, dort vorwiegend ein loseres, fremderes, einzelhafteres Mitleben. Was ist uns heute unser Nachbar? Sehr wenig. Ein geringes über den bloßen Mitmenschen hinaus. Wir haben gewiß einige Beziehungen mit ihm und auch mit einem dritten u. s. w. Allein wenn er uns nicht ein auserwählter Freund oder Geschäftsgenosse oder dergl. ist wegen der bloßen Nähe oder Mitbürgerschaft ist er uns noch nicht so viel, daß wir nach irgend einem Zusammenschluß mit ihm streben. Und selbst wenn Anlaß zu einem solchen da ist, und selbst wenn sich noch ein dritter Mitmensch findet, mit dem wir uns ebenfalls näher zusammenschließen, so haben wir mit ihm meistens lange nicht einen gleichartigen Zusammenschluß wie mit dem ersten, also daß wir alle uns erst recht nicht zu einer näheren Gemeinschaft zusammenfinden. Das war in früheren Zeiten und ist noch jetzt weit draußen in ländlicher Einfachheit, an die ja Minister Eisenlohr zunächst denkt, ganz anders. Dort wird Wohl und Wehe inniger geteilt, Ereignisse für den Einzelnen sind auch Ereignisse für die Gemeinde oder sonstige Gesamtheit; es existieren noch Gebräuche, an denen sich diese beteiligt, viele Feste mit Ceremonien und namentlich, als eine Hauptsache, die religiöse Gemeinsamkeit. Dagegen sind bei uns — das Uns sowohl zeitlich wie kulturell genommen — vor allem die Gebräuche, Ceremonien, Festlichkeiten verschwunden oder wenigstens zurückgegangen, und zwar in charakteristischer Weise so, daß es sich bei unsern Festlichkeiten mehr um eine Summe passiver Zuschauer, bei jenen älteren jedoch um eine wohlgegliederte Gruppe aktiver Teilnehmer handelt. Ferner war in früheren Zeiten das Abbüßen einer Strafe, ganz abgesehn natürlich von Privatjustiz, eine weit

mehr öffentliche Sache als jetzt: man denke an die vor der Gemeinde abgelegten Kirchenbußen, an die mannigfachen Schandpfähle, Spießrutenlaufen, Tragen des „Klappersteins", „Bocksteins", an die Öffentlichkeit der Todesstrafe u. s. w. u. s. w., wogegen heute hinter dem Gefangenen die Thür sich schließt, und dieser mit der Einwohnerschaft des Strafhauses allein bleibt. Auch die Todesstrafe hat sich enger zurückgezogen; und wo sie immer noch als eine Angelegenheit des Publikums durchgeführt wird, wie in Frankreich, wo vor kurzem eine knappe Parlamentsmehrheit die Beibehaltung dieser Form beschlossen hatte, dort tritt auch das Unpassende einer solchen Einrichtung mehr und mehr zu Tage. Unsere Wohnungen ferner und die Art, wie wir sie halten, sind von denen früherer und einfacherer Verhältnisse verschieden nicht nur auf Grund anderer klimatischer Bedürfnisse, Luxusansprüche u. s. w., sondern auch auf Grund eines stärkeren Abschlußbedürfnisses; und das wieder nicht bloß um die Einbrecher und Diebe, sondern auch um die rechtschaffenen Leute fernzuhalten, sofern sie für uns weiter nichts als rechtschaffene Mitmenschen sind. Bei uns wird z. B. „angeklopft"; auf dem Land ist es weniger üblich. Ebenso dürfte unsere dichte Kleidung nicht bloß auf physische, sondern auch auf geistige Rücksichten zurückzuführen sein: der halbnackte Wilde lebt mit seinem Mitwilden auch in einer gewissen Anschauungsgemeinschaft, der bis an den Hals zugeknöpfte Kulturmensch wehrt auch dadurch soziale Annäherungen ab.

Selbst gegenüber den Vorfahren lockert sich die Gemeinschaft. Wie eng war diese nicht einst früher, wie folgten nicht Rache und Buße dem Zusammenhang der Generationen, was galt nicht die Schicksalsidee — was galt sie nicht als dramatisches Motiv noch bis vor mehreren Jahrzehnten? Die Mißgunst, in der sie heute zunächst in der Dramaturgie steht, ist auch sozial charakteristisch. Ich glaube, es verwahrt sich heutzutage jedermann dagegen, für die „Sünden der Väter" aufzukommen. Und wenn vielleicht Süddeutsche und Norddeutsche einander die angreifbaren Partien ihrer geschichtlichen Vergangenheit vorreiben, werden sie hoffentlich bald in ein vernünftiges Gelächter ausbrechen. Was hat der Norddeutsche X vor dem Süddeutschen Y deswegen voraus, weil einst die norddeutschen Fürsten ihr Land weit über die Elbe hinaus für Deutschland erfochten haben und unterdessen die süddeutschen Kaiser ihre Kräfte in italienischen Kriegszügen verbrauchten? Solche und andere Erwägungen lassen auch an der thatsächlichen Stärke und Bedeutung des Nationalgefühls, trotz allem, was ihm unbestritten bleibt, immer mehr zweifeln. Ein Zusammenschluß auf diesem Boden wird immer unverläßlicher. Was ein badensischer Beamter mit einem ostpreußischen Bauern und ein rheinischer Industrieller mit einem bayerischen Pfarrer für nähere Gemeinschaft haben, ist doch herzlich gering;

vielleicht sogar geringer als die Gemeinschaft jenes Industriellen mit einer ausländischen Firma und als die dieses Pfarrers mit römischen Interessen. Dazu tritt noch der bereits unleugbare Verlust an religiösem Zusammenhalt bei all denen, die an Religion nicht aktiv beteiligt sind.

Wie sehr mit all dem endlich auch der moralische Zusammenschluß zurückgeht, sieht man gut am Duell. In einer Zeit, in der man wesentlich als Glied einer regen Gemeinschaft lebte, mußte eine Beleidigung ein so vielfältiger Schaden sein, als die Gemeinschaft Glieder und Gemeininteressen hatte, und diese Gemeinschaft konnte ein Reagieren darauf verlangen: so war das Duell ein wesentlicher Bestandteil des gesamten Lebens und stand unter dem Schutz der öffentlichen Meinung. Wie wenig verschlägt es aber heute, wenn der X den Y einen schlechten Kerl nennt? Darüber können sowohl der Y als auch die Öffentlichkeit mit einer zwar noch nicht immer Tolstoj'schen, aber doch mit einer ziemlichen Gleichgültigkeit hinweggehn. Nur die Gesellschaftsgruppen, die wirklich noch ein enges Gemeinschaftsleben haben, das Offizierskorps und die farbentragende Studentenschaft besitzen am Duell ein natürliches Stück ihres gemeinsamen Güterbestandes; und die übrige Öffentlichkeit, die dagegen ankämpft, beweist dadurch, daß sie ihrerseits solche Gemeinsamkeiten längst aufgegeben hat.

Möglich, daß wir einer ganz anderen, einer wahrhaft kommunistischen Zukunft entgegengehn, in der wir unseren Nachbar als den Genossen einer weiten und doch engen Familie an uns schließen. Möglich, daß Miquels „Gemeinschaft gewinnt" bald zur That wird. Möglich, daß die von dem Verfechter ethischer Kultur, von Stanton Coit in London erfolgreich gegründeten „Nachbarschaftsgilden" (sein Buch darüber ist nun auch deutsch erschienen, Berlin 1893) den Weg nach vorwärts zeigen. Doch für jetzt ist mit alledem nicht zu rechnen. Heute stehen wir noch mitten in dem Trubel der Millionen abgeschlossener Individuen. Allerdings hängt unser Leben von Tausenden oder Millionen Beziehungen zwischen diesen Individuen, ja von ganzen Systemen solcher Beziehungen ab. Allein diese Beziehungen sind so unerschöpflich mannigfach, daß sie sich nur zum Teil zu einheitlicheren Gebilden zusammenschließen, die denn auch im folgenden berücksichtigt werden sollen. Der Bäcker schafft Brot, der Redakteur nimmt diesen Artikel ab, und irgend ein Lehrer in einem Vaterlandswinkel freut sich gleich dem augenblicklichen Leser am Besitz eines Goethe; trotzdem leben der Bäcker, der Redakteur, der Lehrer und der Leser zusammen dadurch noch in keiner näheren Gemeinschaft, auch wenn sie sich örtlich nahe sind.

So fehlen denn heute im großen Ganzen die Bedingungen dafür, daß ein indirektes öffentliches Wahlverfahren durch seine Herausarbeitung eines Gesamtbewußtseins, eines Gemeinschaftsgefühles, einer Gesamt-

meinung den thatsächlichen Verhältnissen entspräche. Vielmehr ist das direkte geheime Wahlrecht in der Hauptsache der gemäßere Ausdruck dieser Verhältnisse, und das allgemeine, sowie das proportionale ergiebt sich aus ungefähr denselben Erwägungen. Gneist hat nicht vom Standpunkt der Gegenwart aus gesprochen. Zeigen doch auch die Regierungen ein weitgehendes Entgegenkommen gegen dieses Jetzt, und zwar am wenigsten wohl aus Schwäche. Sie haben zunächst das ständische System, das auf den Gemeininteressen einiger zusammenhängender Gesellschaftsschichten mit Ausschluß der formloseren Massen aufgebaut war, größtenteils fallen lassen und sich dem „Repräsentativsystem" gefügt, das auf die viel weitere, losere „Gesamtheit des Volkes" zurückgeht. Man beachte dabei, daß heutzutage ein ständisches System sich selbst gar nicht voll entfalten könnte. Der jetzt noch engste Stand, das Militär, ist vom Wahlrecht ausgeschlossen; der nächst enge Stand, die Priesterklasse, ist einerseits konfessionell zerklüftet, andererseits dem „Volk" nicht mehr so fremd wie früher; der Adel ist weit weniger einheitlich als ehemals, vom Bürgertum kaum äußerlich unterschieden; dieses wieder in sich ein Konglomerat von Ständen und zu einem Drittel dem Begriff nach, zu einem andern der thatsächlichen Lage nach Proletariat. Nur dieses und etwa noch der Bauer verraten sich einigermaßen als Stände und treten auch parlamentarisch demgemäß auf. Daß die Steuerklassen keine vollgültigen Gemeinschaften sind, dürfte auf der Hand liegen; immerhin runden sie, was überhaupt noch an Gemeinsamkeiten abzurunden ist, insofern etwas ab, als die verschieden Reichen unter sich doch noch mehr zusammengehören als mit den anderen Schichten. Allein über den Gegensatz von Besitzlosen und Besitzenden, Proletariat und Nichtproletariat, kommen sie kaum hinaus, und selbst dieser Gegensatz verringert sich durch die armen „Höheren" und die wohlhabenden „Niederen". Ein Centrumsredner des württembergischen Landtags (Abg. Probst am 1. Juni d. J.), der entschieden reformerisch auftrat und gegen den Adel in der zweiten Kammer sprach, aber doch die von der Regierung 1888 vorgeschlagenen Vertreter der Höchstbesteuerten plausibel fand, mag als Beispiel für die teilweise Begründetheit von Steuerunterschieden gelten. Eine unbestreitbare, die größte Gemeinschaft sind auch heute noch die Haushaltungen, besonders die Familien; bevorzugt man ihre Vorstände, wie z. B. in England, so trägt man zwar dem Grundsatz eines Gemeinbewußtseins Rechnung, bedarf dazu jedoch keiner Indirektheit und Öffentlichkeit der Wahl.

Eine eigene Sache ist es in dieser Beziehung mit dem immer mehr beliebten Proportionalsystem. Verlangt man mit Gneist die Bildung des Gesamtbewußtseins eines Wahlverbandes, das also doch vorwiegend lokal gedacht ist, so läßt sich anführen, daß die über verschiedene Gegenden ver-

streuten Minoritäten nicht auf Grund eines solchen zusammentreten können. Verwirft man den Gneist'schen Standpunkt, kennt man nur Individuum neben Individuum und höchstens noch die allgemeine Volksgemeinschaft, so wird man leicht für das Proportionalsystem eintreten. Nun kommt aber noch eine besondere Sache dazu. Eine thatsächliche Gemeinschaft unter den Individuen der heutigen Welt ist die politische Gesinnungsgenossenschaft. Jene vier obenerwähnten Leute: Bäcker, Redakteur, Lehrer und Leser, gehören vielleicht dadurch zusammen, daß sie alle liberal gesinnt sind, ob sie nun nahe bei einander oder entfernt wohnen. Und da möchten sie im Proportionalsystem eine Gewähr dagegen haben, daß örtliche Gemeinschaften ihre geistige Gemeinschaft nicht zur Geltung kommen lassen. Allein hier steckt eine Täuschung. Politik ist nicht um ihrer selbst willen da, politische Gesinnung keine ursprüngliche Sache, sondern hervorgegangen aus anderweitigen Interessen und Einsichten, politische Parteigemeinschaft eine Gemeinschaft ad hoc. Soll nun eine Wahl auf ein Gemeinsamkeitsgefühl zurückgehn, so müssen jene Interessen, Einsichten u. s. w. eine Gemeinsamkeit ergeben, nicht dürfen es erst ihre politischen Spiegelungen thun. Diese Spiegelungen sind aber bekanntlich so trübe, der Wahn, all die tausend Verschiedenheiten unseres Lebens in ein halb Dutzend „Parteien" zusammenzufassen, so derb, daß sich der Gneist'sche Standpunkt hier am allerwenigsten halten läßt. Also die Proportionalwahl nur ruhig nach ganz anderen Gründen erörtert!

Läßt sich das allgemeine, direkte, geheime Wahlrecht derart gegen die Forderung des „Gemeinschaftsgefühls" verteidigen, bleibt noch die Gleichheit des Wahlrechts eine besondere Frage. Die Einwände gegen diese „Herrschaft der Zahl" sind wohl die erfolgreichste Waffe der Anhänger älterer Wahlsysteme; und der württembergische Justizminister lehnte noch jüngst das kurz so genannte „allgemeine Wahlrecht", recte die „Gleichheit" des Wahlrechts, als alleinige Grundlage eines Volkshauses ab, „weil es von einem falschen Begriff des Volkes als einer unterschiedslosen Masse ausgehe". Zunächst heißt dies wohl: die Individuen sind verschieden, und der Einsichtigere soll mehr Stimmen haben als der Einsichtslosere. Indessen handelt es sich bei einer so wenig theoretischen Sache wie der Wahl nicht so sehr um Einsicht, als um die praktische Bedeutung des Einzelnen für das Ganze, um dessen willen die Politik da ist; ein Gesichtspunkt, der gerade konservativen Politikern genehm sein dürfte — sagen sie doch gern, jeder solle nach Maß seiner Leistungen mitsprechen dürfen. Fragt sich nur, wie dieses Maß bestimmen. Daß die Untersten auch beim Wegfall jeder direkten Steuer zum Staatswohl beitragen, dürfte gar zu leicht einzusehen sein, wenn wir die Militärpflicht, die indirekten Steuern, den Arbeitsbeitrag

zum „Nationalwohlstand" u. s. w. betrachten. Das allgemeine Wahlrecht stempelt also noch nicht das Volk zu einer „unterschiedslosen Masse". Das ungleiche Wahlrecht könnte vom Gneist'schen Standpunkt aus so verteidigt werden, daß man die „Unteren" mehr als Einzelindividuen, die Oberen mehr als Gemeinschaftsglieder und Träger eines Gesamtbewußtseins betrachtet. Demgegenüber muß beachtet werden, daß unsere vorigen Ausführungen weit mehr für die oberen als für die unteren Stände passen: wir sind gegen unseren Nachbar, den Herrn Ingenieur oder Regierungsrat, viel zugeknöpfter, viel mehr Einzelperson als der Maurergeselle gegen seinen Nachbar, den Fabrikarbeiter oder Lohndiener. Freilich stehn wir und unser Nachbar als Standesähnliche uns näher als jenen Arbeitern; allein dies ist vice versa und ist dort weitaus mehr der Fall. So scheint das ungleiche Wahlrecht viel eher für einen individualistischen Standpunkt annehmbar zu sein; und im übrigen müssen wieder andere Erwägungen über dieses entscheiden.

Bei all dem Bisherigen ist jedoch noch ein Umstand vernachlässigt worden: der nämlich, daß trotzdem eine soziale Form für Gemeinschaftsgefühl und Gesamtbewußtsein besteht. Was Gneists lokale Gemeinsamkeit, was die Religion und viele andere Faktoren heute nicht mehr thun, das thut doch der Beruf, und der vielleicht noch mehr als früher (vgl. die „gesellschaftlichen" Interessengruppen bei Gneist, S. 235). Hier gruppieren sich von den viel tausend Fäden, die zwischen unseren Individuen hin und her laufen, zahlreiche wirklich zu einigermaßen einheitlichen Bändern. Bauer und Bauer, Schuster und Schuster, Beamter und Beamter, Arzt und Arzt, das sind noch die ehesten Gemeinschaften im Staat. Glaubt man, die Politik solle von Gebilden, die zwischen Staat und Individuum liegen, abhängig sein — und ganz wird diese Abhängigkeit kaum geleugnet werden —, so hat sie hier Grundlagen dafür. Es ist die „Interessenvertretung", vielleicht in etwas weiterem und zugleich engerem Sinn genommen als sonst. Der württembergische Minister des Innern sprach sogar seinen Glauben aus (2. Juni), sie werde das Parlament der Zukunft sein. Heute habe man dafür noch kein ausgebautes System, es fehlen die Organisationen für so manchen Berufsstand, der eine Vertretung verdiente; aber es sei durchaus berechtigt, mit den beiden großen Interessengruppen, welche die Regierung vorschlage, den Anfang zu machen. Es sollten drei Vertreter der Landwirtschaft und drei für Industrie und Handel in die zweite Kammer kommen. Merkwürdigerweise sprach der Vertreter einer Berufsgruppe, Universitätskanzler Weizsäcker, dagegen und erklärte die Einführung der Interessenvertretung für einen gefährlichen Weg (29. Mai). In der badischen Regierung hat nach obigem der Minister des Innern ebenfalls einer besonderen

Interessenvertretung in der zweiten Kammer das Wort geredet. Natürlich läßt sich heute nicht das gesamte Volk so in Interessenkreise zerlegen, daß nur Interessenvertreter gewählt würden; dazu sind die Vervielfachung und Verwickelung der Gemeinschaftsbeziehungen und der Individualismus schon zu weit vorgeschritten. Auch die Vernachlässigung der Proletarierberufe bei jenem Vorschlag wird kaum zu halten sein.

Doch mag es vielleicht immer noch berechtigt sein, an die Vertretung der Berufsinteressen noch jenes Minimum lokaler Interessengemeinschaft anzureihen, das trotz unserer Einwände gegen Gneist (vgl. auch diesen S. 264 ff.) übrig bleiben dürfte: „die besonderen Interessen der einzelnen Städte und Gemeinden". Dies war ja ein Hauptgesichtspunkt der Regierung in Baden. Indessen ist es nötig, den hier zugezogenen Begriff der (Stadt und Land-)Gemeinde, der wieder die Annahme einer wichtigen sozialen Gemeinschaft voraussetzt, auf seine Bedeutung für unsere Fragen zu prüfen. Durchgeführt findet er sich nicht überall mit gleicher Macht: schwächer dort, wo sich die Gemeinde mehr örtlich, im Sinn des „Aufenthalts", aufbaut, stärker dort, wo sie sich auf einen Zusammenhang des Ursprungs oder gleichbedeutender Rechte aufbaut. Ersteres im Gebiet des sogenannten Unterstützungswohnsitzes, also nach Preußens Vorgang in den meisten deutschen Staaten; letzteres im Gebiet des sogenannten Heimatsrechtes, also zunächst in Bayern und Österreich. Nun hat der Begriff der Gemeinde, sowohl der schlechtweg als auch der durch den Begriff der Heimat verstärkte, gerade in der letzten Zeit und nicht von reaktionärer Seite Freundschaften gefunden. Erstens greift man, namentlich in Süddeutschland, den angeblich sehr unzureichenden preußischen Unterstützungswohnsitz an und weist rühmend auf das angeblich so wohlbewährte bayerische Heimatrecht hin, mit dem Wunsch, es teilweise oder ganz über das sonstige Deutschland auszudehnen. Jedenfalls dürfte dies von Leuten geschehn, welche die Barbarismen dieses freilich auch sehr wohlthätigen „Rechtes" (von dem Narrentanz des „Bürgerrechtes" gar nicht zu sprechen) noch nicht an der eigenen Person zu kosten bekommen haben. Zweitens besteht in manchen Ländern, z. B. in England gegenüber Frankreich, seit längerer Zeit ein Zug nach Verselbständigung der Gemeinden, nämlich die verschiedenen Lokalverwaltungs- und ähnlichen Bestrebungen. Drittens spielen manchmal selbst Anarchisten die „Gemeindeautonomie" als Zukunftsideal gegen den Staat aus.

Es fehlt also nicht an scheinbarer Modernität in der Verteidigung des Gemeindebegriffs. Daß er nun einem Menschen von heute lieber sein kann als der Staatsbegriff, ist klar; und mancher von uns würde sich, wenn er durch kommunale Unterordnung die staatliche los werden könnte, jene vielleicht sogar in sehr hohem Maß gefallen lassen. Allein jetzt gilt es

keinen solchen Handel. Es gilt vielmehr die Frage, ob bei sonst gleichbleibenden staatlichen Verhältnissen der gemeindlichen Zusammengehörigkeit mehr oder weniger Vorschub zu leisten ist. Und da dürfen wir wohl, was unsern Gesichtspunkt, aber auch nur diesen betrifft, sagen: die Zeit für ein Gemeindeleben, wie es jetzt noch zum Teil vorausgesetzt wird, ist längst vorbei. Unterscheidet sich der eine Leser von dem andern in wesentlicher Weise dadurch, daß jener der einen, dieser einer andern Gemeinde angehört? Wie viele Menschen gehn durchs Leben, ohne von ihren Gemeindebeziehungen eine Kenntnis zu bekommen! Meistens wird diese Lücke erst dann ausgefüllt, wann die Gemeinde just mit ihren amtlichen Interessen in unsere ganz andersartigen Interessen eingreift: d. i. wann wir zu diesem oder jenem Schritt ihre „Papiere" brauchen. Und wenn ihr die moderne Durcheinanderwürfelung der Menschen ihre Aufgaben immer mehr erschwert, so wünschen wir ihr gute Verrichtung dazu. Bleibt noch, abgesehen von später zu erwähnendem, eine Hauptsache, die Unterstützung der Armen. Alle Achtung davor! Wie wenig aber dieses Wohlthun gegenüber der Gesamtmenge Unglücks in der Welt und zumal dessen grimmigsten Formen bedeutet, wie gleichgültig es gerade für die höher wahlberechtigten Personen ist, und wie wenig es den gesamten formellen und materiellen Aufwand des Gemeindewesens rechtfertigt, dies scheint uns nicht allzuschwer einzusehen zu sein.

Einiges mag immer noch von „besonderen Interessen der einzelnen Städte oder Gemeinden" übrig bleiben; ob sich aber nicht auch dies in Interessen beruflicher Zusammengehörigkeit auflöst, wird doch wohl zur Erwägung zu empfehlen sein. Die Geschichte zeigt uns vom Mittelalter herüber eine beträchtliche Abnahme des Gewichts der Gemeindeangehörigkeit, und noch bis vor kurzem Beschränkungen des einzelnen, an die wir jetzt im Besitz einer schon ziemlich vollkommenen „Freizügigkeit" kaum mehr oder nur mit Schaudern denken. Denken wir vielmehr den thatsächlich vorliegenden Fortschritt der Geschichte mit mutiger Folgerichtigkeit zu Ende. Vergessen wir auch nicht, welch' wertvolles Stück Entwicklung es ist, daß zur Übernahme von Ämtern und Geschäften die gemeindliche Zusammengehörigkeit, ebenso wie die staatliche, lang nicht mehr soweit erfordert wird als früher. An die Stelle der Gemeindlichkeit und Staatlichkeit tritt die individuelle Tüchtigkeit. Preußen ist auch hier mit dem Prinzip des Durcheinandersetzens der Beamten, durch das lokale Mächte gebrochen werden sollten, vorangegangen (vgl. „Der deutsche Beamtenstaat vom 16.—18. Jahrhundert." II. Von Gustav Schmoller. „Beilage zur Allgemeinen Zeitung", 7. Juni 1894). Derzeitige Wiederaufnahme von Landeskinder-, Vetterle- u. dgl. Wirtschaft (z. B. in Bayern) ist kein Gegenbeweis, sondern ein Anachronismus.

Natürlich wird eine möglichst vereinfachte Form der Vereinigung zur Herstellung gemeinsamer Bedarfsobjekte, eine elementare „Einwohnergemeinde" oder Insassengemeinde, deren Begriff auch heute bekannt und wenigstens durch die Steuerpflicht realisiert ist, auf absehbare Zeit unentbehrlich bleiben; man müßte denn von einer Ausbildung ökonomischer Gemeinwesen, wie es früher Gemeindewirtschaften waren oder jetzt die Städte Krupps, Pullmanns u. a. sind, eine Übernahme auch aller vorhandenen Bedürfnisse erwarten. Die Armenunterstützung, die sich derzeit mehr und mehr in die Sozialpolitik hinein entwickelt, wird uns jedenfalls am wenigsten zu einer gemeinsamen Interessenverflechtung in der Gemeinde hinreißen; dafür giebt man seine Umlagepfennige und von Herzen gern auch mehr, auch aufrichtiges Mitgefühl mit den Armen, aber darum noch keines mehr mit den Nachbarn, die neben uns aufs Steueramt wandern.

So dürften sich das schwer errungene Wahlrecht der Gegenwart und seine nächsten Ergänzungen wider die Angriffe von seiten eines Gemeinschaftsgefühls wohl verteidigen lassen. Merkwürdig ist jedoch, daß das moderne Wahlrecht, das hier individualistisch gegen die Forderungen des Gemeinschaftsgefühles verteidigt wird, zum Programm der Sozialisten gehört. Es hat doch beinahe einen anarchistischen, atomistischen Anstrich; und wir spielten bereits mit dem Gedanken an eine communistische Zukunft, die es, in einem neuen Gneist'schen Sinn, nicht mehr vertragen wird. Jener württembergische Minister scheint da sogar mitgespielt zu haben. Jedenfalls aber können wir sagen: das allgemeine, gleiche, direkte und (ehrlich) geheime Wahlrecht und der Proporz noch obendrein lassen sich auf Grundlage der gegenwärtigen Verhältnisse verteidigen und erscheinen insofern als richtig, inwieweit diese Verhältnisse über einheitliche Gemeinschaften hinaus sind. Der Rest dieser — oder sei es ein Beginn neuer Wandlungen — weist jedoch auf seine Ergänzung durch eine gewisse Interessenvertretung hin; sei es selbst, daß jeder doppelt wählt; einmal als einzelner und dann auch als Mitglied einer Berufsgemeinschaft.

Das geheilte Kopfweh.

Eine Art Mährlein von Karl Graeſer.

(Neapel.)

Er iſt eben ein Pechvogel, ſagten ſeine Freunde von ihm.

Und ſo war es auch.

Was er in die Hand nahm, was er begann, mochte es noch ſo richtig und wohlüberdacht, mit noch ſo viel Fleiß und Verſtändnis zurechtgelegt ſein, alles mißlang.

Er war eben ein Pechvogel.

Allein ſchon ſein Name!

Wer mochte auf die unglückliche Idee gekommen ſein, einen Menſchen mit dieſem Namen zu belaſten: er hieß nämlich Eſel, wirklich und wahrhaftig Eſel, Joſeph Anton Eſel.

Zwar war er keineswegs ein Eſel. Im Gegenteil mit gutem Verſtand und ſcharfem Witz begabt.

Aber er hieß einmal ſo.

Sein Vater, der natürlich auch Eſel geheißen, wie es ſich unter ordentlichen Leuten gebührt, hatte ihm eine kleine Tuchhandlung und einiges Vermögen hinterlaſſen. Vernünftig und gut erzogen, gab ſich der Sohn alle Mühe, beides zu halten und zu vergrößern. Raſtlos arbeitete er im Geſchäft und verwandte jeden freien Thaler dazu, alles in gutem Stand zu halten. Er ließ große Schaufenſter an ſeinem Magazin anbringen, nahm genügend Angeſtellte, damit die Leute freundlich und gut bedient würden; ſchickte einen Reiſenden mit Muſtern in die kleinen Städte und aufs Land; vor allem aber hielt er ſein Geſchäft ehrlich und ſolid.

Dennoch war kein Segen darin, wie er ſich auch mühte und Tag und Nacht arbeitete nnd dachte. Der Geſchäftsreiſende kam eines ſchönen Tages, da er größere Summen einkaſſiert hatte, nicht mehr zurück, ſondern fuhr nach Amerika, um mit dieſem Anlehen eine eigene Exiſtenz zu gründen.

Die Ladnerinnen, welche im Magazin den Verkauf beſorgten, beſtahlen ihn überall, wo er die Augen nicht hatte. Skrupelloſe Konkurrenz ſtreckte die gierigen Fangarme immer rückſichtsloſer aus. In der gleichen Straße eröffneten Itzig & Co. ein großes Abzahlungsgeſchäft, überfluteten die Stadt mit Gedichten und Reklamen und verkauften ſchlechte Ware um teures Geld.

Kurz und gut, ſein ganzes Mühen und ehrliches Arbeiten half nichts.

Er war eben ein Pechvogel!

Die Bauern, wenn ſie in die Stadt kamen, ſchauten zwar die großen Schaufenſter und die ſchönen Waren drin an, dann guckten ſie hinauf nach der Firmentafel, auf der glänzend in großen goldenen Buchſtaben zu leſen ſtand: J. A. Eſel.

„J—a! J—a! Guck', Peterl, da wohnt Dei Brüderl drin!" meinte dann der Hans-Jochem wohl zu ſeinem Nachbar, indem er ihn anſtieß und lachte, daß ihm die Pfeife beinahe aus dem Munde fiel. Der andere ärgerte ſich. Die ganze Bande aber zog höhnend weiter und ſperrte Maul und Augen auf vor Itzig & Co., allwo mit fußhohen Lettern auf hundert Zetteln in allen Farben gedruckt war: „Gänzlicher Ausverkauf zu halben Preiſen!"

„Do geh' her, Peterl! Do geh' ma nei!" . . . . . .

Was nützte alles Streben, er hatte eben Pech, der Joſeph Anton Eſel. Das Geſchäft ging zurück. Das machte ihm Sorgen, Sorgen und Kopfweh, viel Kopfweh, ſoviel Kopfweh, daß er es nicht mehr aushielt und zum Arzt ging.

Der verſchrieb ihm dies und jenes, Pulver und Mixturen. Das koſtete Geld und half doch nichts.

Darum ging er zu einem anderen Arzte.

„Hm! Hm!" meinte der, „natürlich, bei der früheren Behandlung konnten Sie ja nicht beſſer werden. Ich will nichts ſagen über Ihren früheren Arzt — Sie wiſſen ja, gegen Kollegen — hm! hm! aber —" dabei zuckte er mitleidig mit den Achſeln und verordnete ihm das Gegenteil von dem, was der frühere Arzt verſchrieben hatte. Das half aber auch nichts. Gepeinigt von Sorgen, Kopfweh und Verzweiflung ging der arme Mann endlich zu Homöopathen, Kurpfuſchern und Kräuterweibern, überall mit ſchwerem Geld billigen Rat und teure Medizin ſich kaufend. Der gab ihm eine Flaſche Brunnenwaſſer mit einer ſchönen Etiquette darauf: zwei Mal täglich einen Theelöffel zu nehmen. Jener verordnete ihm, junge Rebſchoſſe zu ſchneiden, ſie drei Stunden in einer Mondnacht gut zu kochen, — dann mit lauwarmer Geißmilch umzurühren und da den Kopf jeden Tag hineinzuſtecken.

Auch das half nichts.

Ja, zu etwas halfen die verſchiedenen teuren Kuren doch — die Geſchäftskaſſe zeigte immer mehr Ebbe. So konnte es nicht weiter gehen, das ſah J. A. Eſel ein.

Je mehr er aber arbeitete und grübelte, je mehr er mit der äußerſten Anſtrengung den Zerfall des Geſchäfts aufhalten wollte, deſto unerträglicher wurden die Kopfſchmerzen. Und das Geſchäft ging zuſehends zurück; um ſo raſcher, je mehr es dem Ende nahte. Einer Schneemaſſe gleich in den

Bergen, die an der Halde ins Rollen kommt und, sich vergrößernd, immer schneller dem Thale zutost .... Wechsel um Wechsel mußten protestiert werden. Alte Firmen sagten ihren Kredit auf. Der Bankrott stand lauernd vor der Thüre.

„Wenn nur dieses Kopfweh weg wäre," sagte er zu seinem Freunde Schlaucherl, „wenn ich nur das elendige Kopfweh los hätte, dann könnt' ich auch wieder denken, richtig und ordentlich, wie sich's gehört. Solltest schauen, wie da mein Geschäft wieder aufblühen würde! Aber das Kopfweh!"

„Geh' doch zu dem gescheiten Professor, der alles so fein operiert, der den Leuten die Magen aufschneidet und die verschluckten Messer und Gabeln herausholt," meinte der Schlaucherl. „Natürlich, Geld mußt Du da mitnehmen, viel Geld!"

J. A. Esel überlegte es sich. Dann machte er zu Geld, was zu Geld zu machen war, ging zu dem berühmten Professor und erzählte ihm seine Leidensgeschichte.

„Begreife, begreife!" sagte der und schaute ihn dabei mit den kalten stahlgrauen Augen an, wie der Gerichtsvollzieher ein Pfandobjekt. „Müssen eine kleine Operation machen. Gestern erst eine ähnliche gemacht. Gehirn etwas herausnehmen; etwas desinfizieren und reinigen; wird dann schon wieder gehen!"

Dem kopfwehgeplagten Kaufmann zog sich das Gesicht etwas in die Länge bei dieser freundlichen Auseinandersetzung, in welcher über seinen Körper verfügt wurde, wie über ein Stück Fleisch beim Schlächter. Einige Stiche jedoch in seinem schmerzenden Kopfe brachten alle Einwände der Angst zum Schweigen. „Lieber sterben," dachte er bei sich, als mit diesen Sorgen und Schmerzen weiter leben. — — So erklärte er sich zur Operation bereit. Vielleicht würde sie ihm auch auf angenehme Weise dahin helfen, wo es keine Sorgen, keinen Bankrott und keine Abzahlungsgeschäfte giebt, dachte er melancholisch bei sich.

Man wies ihm ein Zimmer im Krankenhause an. Am andern Morgen sollte die Operation vorgenommen werden.

— Um 9 Uhr, wie man ihm in der Frühe mitteilte.

Herrn Esel wurde öde und gruselig zu Mute. „Bitt' schön, Schwester Agnes, nicht wahr, ein Fläschchen Wein und etwas Frühstück bekomme ich — na, der Courage wegen! — bevor die Schlacht losgeht!" meinte er zu der ihn bedienenden Schwester, gezwungen lächelnd.

Die Schwester aber, sonst die Güte und Aufopferung selbst, die ihr ganzes blütenjunges Leben der schweren Pflege der Kranken und Elenden weihte, schüttelte sanft das Haupt: „Vor dem Chloroformieren darf man nichts genießen!"

„Es ist doch immer eine Sache! Man kann nicht wissen, wie es ausgeht! Auch einem Verurteilten gestattet man ein Henkermahl!"

„Wenn die Operation vorüber ist, dürfen Sie essen!" beschwichtigte ihn Schwester Agnes; „jetzt muß der Magen leer sein, weil er oft unruhig wird beim Chloroformieren!"

„Natürlich! Gehört eben auch zu meinem Pech! Schönes Vergnügen, nüchtern in den Himmel zu fahren!" seufzte er. Dann legte er sich auf den Fahrstuhl, den man hereingerollt brachte. Ein Assistent stülpte ihm die Chloroform-Maske auf den Mund, goß aus einem kleinen Fläschchen die süßlich riechende Flüssigkeit darauf und gebot ihm ruhig zu atmen und langsam zu zählen: 1, 2, 3, 4 — — — und so weiter.

Anfangs ging dies ganz richtig, wie er in der Schule es gelernt hatte. Als er aber in die vierzig kam, hätte sein Lehrer wohl keine Freude mehr an ihm gefunden, so er ihm hätte zuhören können: „43 — 44 — 98 — 5 — 9 — 67 — 12", ging es bunt durcheinander, wie die Nummern auf einer Lottotafel stehen, und erstarb dann langsam in einem unverständlichen Gemurmel. Er schlief und wurde in den großen Operationssaal hineingerollt.

Feuchtwarme Luft von Carboldämpfen und menschlicher Ausdünstung herrschte hier.

Die amphitheatralisch aufsteigenden Bänke waren dicht besetzt mit neugierigen, wissensdurstigen Studenten.

Ein Wispern und Summen der Erwartung ging durch den Saal.

Unten im Operationsraum huschten eifrige Assistenten in langen weißen Kitteln geschäftig herum; barmherzige Schwestern kamen und gingen mit Handtüchern oder legten auf kleinen Rolltischchen Instrumente und große Schüsseln mit desinfizierenden Lösungen zurecht.

Einige zur Operation eingeladene Kollegen in feierlicher Miene und ernstem Gehrock wurden durch das Geschiebe von Assistenten und Wärterinnen unter fortwährenden Entschuldigungen von einer Ecke in die andere getrieben.

Manchmal schlug wohl aus einer eilig vorbeibalancierten übervollen Schüssel ein nasser Guß über den Rock eines Herrn Kollegen: „Bitte, das thut nichts — ist ja desinfiziert! Haha," lächelte sauer-süß das Opfer; im nächsten unbeachteten Augenblick aber beguckte er sich den unangenehm nassen Teil: „Der Kuckuck hol die Wichtigthuerei dieser Professoren-Lehrlinge. Als ob es mit weniger Streberhast nicht auch ginge!" brummt er vor sich hin und lächelt einem eben hereinkommenden Assistenten freundlich zu.

. . . . . In der Ecke am Waschbecken steht der Professor, die Ärmel seines leinenen weißen Operationsrockes über die Ellbogen zurückgeschlagen,

und wäſcht ſich die Hände mit Seife, Bürſte, Alkohol und Sublimatlöſung, um glaubensfeſt alle Anſteckungskeime zu vernichten.

„Ein intereſſanter Fall!“ dreht er ſich zu einem der nebenſtehenden Herren, während ſein Auge die Reihen der Zuhörer muſtert und er mit der kleinen Bürſte an den Nägeln reibt, daß der Seifenſchaum weit herumſpritzt. „Bin geſpannt, wie er ſich macht. Werde ihn natürlich veröffentlichen laſſen.“

Die Vorbereitungen ſind vollendet. Erwartungsvoll rücken die Studenten zuſammen.

Im Saal wird es ſtill.

Nur von einem ſchlecht geſchloſſenen Krahnen hört man das gleichmäßige Klingen fallender Tropfen, und durch das hohe Fenſter dringt das fröhliche Zwitſchern und Jubelieren der Vögel, die ſich tollen im glitzernden Sonnenſchein.

„Meſſer!“ tönt die Stimme des Profeſſors.

Eilige Hände reichen es ihm.

Er tritt zu dem ruhig ſchlafenden Kranken, deſſen Lippen ein zufriedenes Lächeln umſpielt, während ſie lallend murmeln: „Itzig — — Abzahlung — — 36 — — 59 — — 63.“

Hülfsgewohnte Hände legen den Chloroformierten auf die Seite und ſtützen den ſchwachen Körper durch Guttapercha-Rollen und Kiſſen in dieſer Lage.

„Aus der geſtrigen Vorleſung, meine Herren, werden Sie ſich erinnern, um was es ſich bei dieſem intereſſanten Falle handelt. Ich werde nun einen Schnitt machen über den Hinterkopf von einer Schläfe zur andern,“ doziert der Profeſſor trockenen Tones.

Das ſcharfe Meſſer gleitet im ſicheren Zuge durch die ſorgfältig raſierte Hinterhauptshaut.

„Nun ſchlagen wir die ganze Haut über die Stirn vor, ziehen ſie herunter — — ſo, — — eine Säge, bitte!“

Das weitere Erklären vergißt der Profeſſor im Eifer der Operation. Sorgfältig, um das Gehirn nicht zu verletzen, wird der Schädel rundherum durchgeſägt.

„Iſt das Desinfektionswaſſer bereit? Nicht zu warm! Achtunddreißig Grad!“

Raſtlos arbeitet er weiter. Der Schädel wird abgehoben, das pulſierende Gehirn gelöſt und herausgenommen. Auf der flachen Hand zeigt es der Lehrer den Schülern.

„Legen Sie es in desinfizierte Löſung, Herr Doktor Bindfaden,“ wendet er ſich hierauf an einen dicken Aſſiſtenzarzt mit melancholiſch über

das runde Fettpolster des immer freundlich lächelnden Gesichts herabhängendem, strohfarbenem Schnurrbart, und reicht ihm die weiße Masse, durch deren dünne Haut die einzelnen Windungen des Gehirns durchschimmern.

Rasch unterbindet er dann die spritzenden Schlagadern und beginnt den Studenten, deren Räuspern und Flüstern und ungeduldiges Hin- und Herrücken er nur zu gut versteht, die Operation zu erklären.

All der Assistenten, Wärter, Krankenschwestern und privilegierten Zuschauer wegen, welche den Tisch umstanden, hatten diese beinah nichts gesehen. Darum bespricht der Professor das Gethane genau, während er mit dem Rücken der blutigen Hand den Schweiß sich von der Stirne wischt. —

Die für seine Klinik angesetzte Zeit war jedoch abgelaufen.

Einen Augenblick noch kann er die Menge mit seinem Vortrag zurückhalten, dann aber drängt sie mit mächtigem Getrampel durch die engen Bänke gegen den Ausgang.

Einige gar Wissensdurstige nur steigen in die Arena selbst hinab.

Von dem Kranken abgewandt hatte der Professor vorgetragen.

Plötzlich entstand in der Umgebung des Chloroformierten eine wachsende Unruhe.

Ängstliches Flüstern. Einige Hände versuchen den Kopf des Kranken, der wachsbleich, mit bläulichen Lippen daliegt und dessen Atem stockt, tiefer zu legen.

„Ich fühle keinen Puls mehr," stottert der Student, dem die Aufgabe zugeteilt war, während der Operation den Arm zu halten und die Pulswelle zu kontrollieren.

Der Professor kehrt sich um. Rasch übersieht er die Situation.

„Weg die Chloroformmaske! Holen Sie die Zunge vor — Unterkiefer nach vorn drücken!"

Alles will helfen und stört sich dadurch gegenseitig. Mit schnellem Griff führt der Professor selber das Nötige aus.

Künstliche Atmung wird eingeleitet; mit der Schlundsonde Luft in die Lunge geblasen.

Nach einiger Zeit hebt sich leise die Brust, die Farbe kehrt mählich in die blassen Lippen zurück.

„Die Erde hat ihn wieder!" lächelt der Lehrer zu einem der umstehenden Kollegen, der eben ärgerlich seine Manschette betrachtet, welche bei der unvorhergesehenen Hilfeleistung etwas blutig geworden war.

„Nun aber schnell die Schädeldecke gereinigt und das Gehirn wieder an seinen Platz gebracht!"

Mit Karbolschwämmen wird die Höhle ausgetupft.

„Der Puls ist noch schwach."

„Setzen Sie die künstliche Atmung fort!"

Alles kommt in fieberhafte Thätigkeit. Rechts und links heben und senken Assistenten in rhythmischer Bewegung die Arme des Kranken. Bei jeder Senkung unterstützt ein dritter Arzt das Auspressen der Luft durch kräftigen Druck auf den Unterleib.

„Reine Schwämme — wie ist der Puls?"

„Immer noch schwach, Herr Professor."

„So, nun das Gehirn — aber schnell!"

„Atmet er? Na wo bleibt das Gehirn?" ruft ungeduldig der Operateur; große Schweißtropfen rinnen ihm über das gefurchte Gesicht.

Der dicke Doktor bringt die weiße Masse.

Rasch wird sie in die Höhle gelegt, der Schädel darauf gepaßt, links und rechts, um ihn in der richtigen Lage zu halten und das Zusammenwachsen zu begünstigen, eine silberne Naht durchgelegt und die Haut wieder darübergezogen.

„Bitte, wollen Sie die Wunde nähen, Herr Dr. Bindfaden," wendet sich der Professor an den Assistenten.

Dieser schien nicht zu hören.

Er stand in der Ecke vor dem kleinen Tischchen mit den Schüsseln voll Desinfektionsflüssigkeiten. Unbeweglich stand er da, in seinem weißen, langen Kittel, den breiten Rücken gegen den Operationstisch gekehrt.

„Zz," machte der Professor ärgerlich durch die Zähne und verlangte Nadel und Faden.

Er nähte die Hautwunde selbst zusammen.

Wie versteinert stand der Assistent immer noch vor den kleinen Schüsseln. Sein dickes Gesicht, das sonst glänzte wie ein gefirnißter Edamer-Käse, so rot und fett, schimmerte kreidebleich. Stier starrte sein Auge in eines der Becken. Der Professor warf hie und da einen ärgerlichen Blick hinüber. Einer der Mitassistenten kam wie absichtslos vorbei und gab dem Unbeweglichen einen gelinden Stoß.

Er wandte sich um und sah, daß die Operation fertig und eben dicke Lagen weißes Verbandszeug dem ruhig atmenden Kranken um den Kopf gelegt wurden.

Das schien ihm unbegreiflich, ganz unbegreiflich; wieder sah er nach der Schüssel und dann nach dem Operierten, der eben mit unverständlichem Gemurmel die Augen öffnete. —

„Herrgott — Herrgott! Bin ich denn verrückt?" murmelte der dicke Doktor vor sich hin.

Dann aber faßte er mit raschem Griff die Schüssel, welche er so lange betrachtet hatte und stellte sie in einen der kleinen Schränke, die an den Wänden für Instrumente und Verbandzeug angebracht waren.

Er ſchloß den Schrank haſtig und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche.

Niemand hatte ſein ſonderbares Gebahren bemerkt, da alle um den Kranken beſchäftigt waren, den man eben auf das von Wärterinnen hereingerollte Fahrbett legte, um ihn auf ſein Zimmer zu bringen.

„Oh — was iſt es mir ſo leicht!“ ſtieß der Operierte mit einem tiefen Seufzer aus, als er herausgerollt wurde. Kopfſchüttelnd ſtarrte ihm Dr. Bindfaden nach.

Der Profeſſor kam an ihm vorbei, um ſich im Waſchgefäß in der Ecke die blutigen Hände zu waſchen.

„Nanu, Nanu!“ ſtieß er den Aſſiſtenzarzt an, — „ſind Sie verliebt?“

„'s iſt drin! 's iſt drin!“ antwortete dieſer; große Schweißtropfen perlten ihm über die fetten Wangen. „'s iſt drin“, murmelte er, ohne den Profeſſor anzuſehen, und lief hinaus, dem Fahrſtuhl nach, wie einem inneren Zwange folgend. „'s iſt drin!“

Offenen Mundes ſchaute ihm der Profeſſor nach, dann trat er zum erſten Aſſiſtenten und ſprach leiſe mit ihm.

„'s wird von geſtern Abend ſein, da war Stiftungsfeſt ſeines Korps,“ meinte dieſer ſüßlich lächelnd wie zur Entſchuldigung.

Der dicke Doktor aber lief dem Fahrſtuhl nach durch den langen, ſteinernen Gang, darin ſeine Tritte widerhallten, als ob Einer hinter ihm ginge. Dann links durch die Verbindungsthüre, die breite ſteinerne Treppe hinauf; bis in das lange ſchmale Krankenzimmer.

Drin tanzten luſtig die glitzernden Sonnenſtrahlen von den grauen Wänden auf die, an langer Röhre von der Decke hängende, milchige Gasglocke, ſprangen nach dem weißen Marmorwaſchtiſch mit den gelbglänzenden Waſſerkrahnen hinüber und warfen ſich dann breit aufſchimmernd auf das in eiſernem Geſtelle ruhende, friſch überzogene Bett. Da hinein hatte man ſorgſam den Kranken gelegt.

Verwundert ſahen Wärter und Wärterinnen beim Herausgehen den Doktor unter der offenen Thüre ſtehen, während dieſer ſie kaum bemerkte, ſondern mit den hellblauen verſchwommenen Augen immer nach dem Bett ſtarrte.

Die junge barmherzige Schweſter im ſchmuckloſen, grauen Kleid, das widerſpenſtig ſich wallende Haar mühſam in ein weißes Häubchen gepreßt, legte dem Operierten mit ſorgender Hand die Kiſſen eben zurecht. Auch ſie ſchaute mit einem verwunderten Blick aus den warmen dunklen Augen nach der zu dieſer Zeit ungewohnten Erſcheinung. Ein leichtes Erröthen zog über ihr bleiches Antlitz, über welches Nachtwachen und Überanſtrengung im Dienſte der Barmherzigkeit einen müden Schleier gelegt hatten. Das Gebahren des Doktors kam ihr vor wie eine unverdiente Kontrolle.

Der Aſſiſtenzarzt aber ſah ſie nicht. Nur den regungslos daliegenden

Mann mit dem turbanartigen Verband um den Kopf ſtarrte er an. — Da — nun regte er ſich wieder. — Er ſchlug die Augen auf. — Etwas müde erſt, bis ſie den fröhlich glitzernden Sonnenſtrahl trafen. Da wurden ſie heller. Ein Lächeln glitt über die bleichen Lippen.

„Wie geht es, Herr Eſel?“ fragte die Schweſter mit ihrer weichen Altſtimme.

„Gut, Schweſter Agnes, ah ſo gut, ſo leicht und frei fühle ich mich! Ei, da iſt ja auch der Herr Doktor!“

Der Angeredete wich erſchreckt zurück vor dem Klang der Stimme, wie vor Geſpenſterruf. Dann drehte er ſich kurz um. Mit beiden Händen faßte er ſich in den Haaren und rannte weg, die Treppe hinunter nach dem Operationsſaal.

Da war es ſtill, wie auf einem Schlachtfeld nach dem Abzug der Kämpfenden.

Verbandſtofffetzen, blutige Watte, Handtücher, Inſtrumente lagen auf dem Operationstiſch und dem naſſen Boden herum; Schüſſeln und Becken blinkten von den verſchiedenen kleinen Tiſchchen; die gelben Zuhörerbänke ſtiegen einſam gähnend faſt bis zur Decke empor; durch das breite Fenſter drangen mächtige Wellen flutenden Lichtes — Draußen rauſchten die blühenden Bäume, und huſchten muntere Vögel, wie dunkle Schatten, zwitſchernd und ſingend am großen Milchglas-Fenſter vorbei.

Ängſtlich ſchaute der Aſſiſtent ſich um.

Es war niemand da.

Mit haſtiger Hand nahm er den Schlüſſel aus der Taſche und trat zu dem Schrank, darin er vorhin die Schüſſel geborgen.

Er horchte wiederholt nach dem Gang, dann öffnete er und nahm die Schüſſel heraus:

„O Gott, das iſt zum Tollwerden! Ich habe es wirklich verwechſelt — hier, hier liegt ſein Gehirn und der Herr Eſel hat einen Wattebauſch im Schädel“ — ha! ha! lachte er gepreßt, während der Schreck ihm fröſtelnd über den Rücken lief, — „und der Menſch lebt, — er lebt! — Er lebt!“ —

Jetzt hörte er Schritte.

Eiligſt deckte er ein Handtuch über die Schüſſel, nahm ſie in den Arm und ging links in das Wartezimmer.

Vorſichtig öffnete er die Thüre gegen den Gang.

Niemand.

Mit einem Sprunge war er draußen und den Gang entlang in ſeinem Zimmer, deſſen Thüre er haſtig hinter ſich verriegelte.

— Die Schüſſel ſtellte er auf den Tiſch und ſank ſchwer auf das Sofa:

„Iſt es ein Traum oder Blendwerk der Hölle? Wie war es doch?“

Vorſichtig lüftete er das Tuch von der Schüſſel und tappte die Maſſe mit den Fingern zagend an: „Cerebrum, Cerebri, das Gehirn — wirklich und wahrhaftig. —

Wie war es doch? — Richtig — ja —

Alles raunte durcheinander im Saal, weil der Kranke nicht mehr atmete. Luft wurde eingeblaſen — der Profeſſor wollte die Operation ſchnell beendigen.

„Bitte, Herr Doktor, raſch das Gehirn“, hatte er gerufen. —

„Raſch!“ — Und er war an das Tiſchchen gerannt. — Da ſtanden zwei Schüſſeln, die eine mit weißer Watte in Karbollöſung, in der anderen das gewünſchte Gehirn. In der Haſt griff er hinein, drückte die Maſſe etwas aus und brachte ſie dem Profeſſor. Der ſchaute gerade auf das Atmen des Kranken — und legte die Maſſe in den Schädel. Der erſte Aſſiſtent ſtülpte das losgeſägte Schädeldach darüber und zog die Silbernähte an — ha! ha! unglaublich! — Und hier liegt das wirkliche Gehirn! — Was nun? — Seine ganze Stellung, alles ſtand auf dem Spiel! Sollte er hingehen zum Profeſſor und die Verwechſelung eingeſtehen?

Er ſprang auf und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. Nein, nein! das geht nicht! Der Profeſſor würde das nun und nimmer verzeihen — könnte es auch nicht! — er hätte ja ſelber nachſehen müſſen, er und der erſte Aſſiſtent und alle anderen. — Nein! — Aber was nun? — Was nun? — Vorerſt das verfluchte Unglückshirn weg — Und ſchnell! —

Im Schlafzimmer ſtanden einige Glasgefäße mit Spirituspräparaten, von denen eines paßte. Er nahm das alte Präparat heraus, legte das Gehirn dafür hinein und verſteckte die Flaſche ſorgfältig hinter Bücher unten in ſeinem Schreibtiſche.

„Ob er wohl noch lebt?“ kam es plötzlich über den Gewiſſensgemarterten. „Wie, wenn er nun tot wäre, und man fände bei der Leichenöffnung die Watte — ſtatt, — o Gott, o Gott, die Blamage!“

Schon war er wieder auf dem Gang.

Studenten, ins Kolleg gehend, begegneten ihm und grüßten.

Er eilte davon, ohne ſie zu ſehen.

„Schau, was der Doktor Bindfaden rennt — eine ganz neue Eigenſchaft an ihm!“ meinte einer der Studenten.

„Er wird wohl einer gemachten Dummheit nachlaufen!“ lachte ein anderer.

Immer eine Stufe überſpringend, kam der gequälte Aſſiſtent nach dem obern Gang. Die Thüre des Krankenzimmers war geſchloſſen. Leiſe öffnete er und ſteckte den Kopf hinein.

„Kommen Sie herein, Herr Doktor, kommen Sie. Auch Sie gehören zu meinen Rettern!“

Es war der Kranke, der rief. Er hatte sich aufgesetzt im Bett und schlürfte eine Tasse Fleischbrühe. Auf dem Nachttisch stand ein halb ausgetrunkenes Glas Rotwein.

Doktor Bindfaden kam zögernd näher. Wie ein ängstliches Kind sich einen fremden Menschen betrachtet, der ihm Süßigkeiten entgegenstreckt, sah er den fröhlichen Herrn Esel an. Langsam verzog sich sein Gesicht zu einem verlegenen Lächeln, das wie gefroren um den dicken Mund sich festsetzte. „So, so!“ lächelte er.

„Wie wohl und leicht ist mir jetzt!“

„So, so!“ lächelte Doktor Bindfaden noch verlegener — — „wünsche gute Genesung!“ stieß er dann plötzlich heraus und rannte aus dem Zimmer. Der Operierte legte sich dieses auffallende Benehmen auf seine Weise zurecht.

„Ein bescheidener junger Arzt!“ meinte er gegen die Schwester, die immer noch kopfschüttelnd nach der Thüre sah.

Sie gab ihm keine Antwort. — — — — — — —

Und es geschah, was der Assistent Herrn Joseph Anton Esel so sehnlichst gewünscht.

Es geschah wirklich. Er genas.

Nach einigen Tagen wurden die Nadeln aus der Wunde herausgenommen und nach vier Wochen verließ er, überströmend von Dankbarkeit, die Klinik. Allerdings mußte er einige Zeit noch zum Schutze einen Blechreif um die Stirne tragen, den er jedoch durch ein schwarzes Tuch verdecken konnte. Das entstellte ihn nicht so sehr.

Herr Doktor Bindfaden aber hatte unruhige Zeiten. So oft ihn sein Chef rufen ließ, flüsterte die Angst ihm zu: „Der Mann, dem Du das Gehirn gestohlen, ist gestorben — nun kommt alles an den Tag!“

Nachts im Traume öffnete sich leise die Thüre des Schreibtisches, eine weiße, grinsende Masse kam herausgewackelt — immer näher — immer näher — so sehr er sich auch sträubte — immer näher — bis sie sich zentnerschwer ihm auf die keuchende Brust setzte und ihm den Atem nahm. „Ich will Dir ja mein Hirn geben!“ stöhnte er in Todesangst. „Hahaha!“ lachte das gestohlene Gehirn! „Hahaha! Gehirn — Gehirn — Haha! — Watte! Watte! Alles Watte!“ Im Schweiß gebadet sprang der gequälte Doktor auf nach dem Schreibtisch. Der war verschlossen.

Zur Sicherheit aber stellte er einen schweren Stuhl davor. Das Gehirn aber selbst wegzuthun, hinderte ihn eine geheime Furcht, er müsse vielleicht doch noch einmal Rechenschaft darüber ablegen. — — —

Auch die bösen Träume gingen vorüber mit der dahinwallenden Zeit.

Keine Nachricht kam von dem Operierten. Doktor Bindfaden gewann wieder sein früheres Phlegma und seine ganze Rundung. Er wurde immer dicker und fetter und infolge seiner fügsamen Geduld und seines Vaters Vermögen sogar Professor mit der Zeit.

Sein Name ward berühmt bei den Leuten. Mit einer reichen Frau verheiratet, strebte er ruhig dem Höchsten zu: Geheimrat zu werden.

Den Herrn Esel und sein Gehirn hatte er vergessen . . . . . .

Jahre vergingen so.

Herr Professor Bindfaden hatte viel zu thun gehabt im Semester und ging mit seiner Frau zur Erholung in eines der glänzenden Luxusbäder, wo ihn sein Ruf und seine schöne Frau bald mitten in die Gesellschaft brachten.

Eines Abends war großer Ball im Kursaal. Herr Professor Bindfaden zog seinen Frack mit den glitzernden Orden an und fuhr mit seiner Frau dahin.

Eine glänzende Gesellschaft aus aller Herren Länder bewegte sich durch die Säle. Brillanten, Orden, Glatzköpfe, glühende Augen funkelten und schimmerten im weißen Licht. Prächtige Roben knisterten und rauschten. Dazwischen die ziehenden Klänge eines Wiener Walzers und, wie ferne Brandung, das Geräusch der wogenden Menge.

„Verzeihen Sie — habe ich die Ehre, Herrn Doktor Bindfaden —"

„Professor Bindfaden, zu dienen!"

„Mein Name ist Eser, Baron von Eser, Geheimer Kommerzienrat."

Erstaunt schaute der Professor den vor ihm Stehenden an, auf dessen Arm eine üppig schöne Frau sich lehnte, die glänzenden Auges das Menschengewoge betrachtete. Er suchte in der Erinnerung. Aber er kannte die große, wohlgenährte, mit untadelhafter Eleganz gekleidete Gestalt nicht. Dies dicke Gesicht, das trotz der nivellierenden Fülle des Wohllebens seine scharfen Linien nicht ganz verloren hatte und ihn mit freundlichem Lächeln ansah, wußte er nicht unterzubringen. Der Herr machte einen gar würdevollen Eindruck mit den funkelnden Brillantknöpfen und der Ordensreihe an goldenem Kettchen.

„Wirklich, Herr Baron —"

„Aber, Herr Dok — — verzeihen Sie — Herr Professor — mein Lebensretter! — — liebe Dorothea, darf ich Dir Herrn Professor Bindfaden vorstellen, der damals in der Klinik mitgeholfen hat, mich von dem mein Leben untergrabenden Kopfweh zu befreien?

Gestatten Sie, Herr Professor — meine Frau Dorothea."

Puh! blies der Angeredete durch die Lippen. Starr schaute er den vor ihm Stehenden an und wich unwillkürlich zurück.

Erſt ein energiſcher Druck ſeiner Frau am Arm hob die Lähmung etwas auf, ſo daß er gedankenlos, wie es die Konvention liebt, aber in wohlgeſetzten, übungsgemäßen Worten ſeine Frau vorſtellte. Dann ſah er ſtarr wieder den ihm lächelnd Gegenüberſtehenden an. — —

Richtig, das war der frühere Herr Eſel, dem er das Gehirn verwechſelt.

Da ſtand er vor ihm, an den er mit Zittern ſo oft gedacht, etwas verändert zwar, nobler, dicker, koſtbarer — aber doch er ſelbſt und zwar lebendig, voll und ganz lebendig.

So konnte doch ein Geſpenſt nicht ausſehen.

Unwillkürlich ſchaute er nach der Stirn. Da ſah man nichts als einen wohlgeſcheitelten Wuchs grauer Haare. — — Aber nun — — hinten auf dem Schädel erſchien wieder die weiße Maſſe, die ſo oft den Aſſiſtenzarzt früher im Schlaf geſtört. Da glänzte ſie wieder und wackelte und winkte ihm zu und wurde immer größer — — tauſend Lichter flammten aus den Windungen, und ein gellendes Kichern erfüllte die Luft . . .

„Geſtatten Sie, verehrter Herr Profeſſor, daß ich Ihnen nochmals dankbar die Hand ſchüttle," redete der Baron weiter, ohne in ſeiner Freude die Geiſtesabweſenheit des Profeſſors zu bemerken, oder ſie dem Umſtande zuſchreibend, daß er ihn immer noch nicht recht wiedererkenne.

Die Damen hatten ſich von ihren Gatten losgelöſt und waren ſchon in ein kritiſches Geſpräch über Toiletten und Geſellſchaft vertieft, ohne dabei zu vergeſſen, in unbewachten Augenblicken ſich ſelbſt gegenſeitig zu muſtern.

„Verzeihen die Damen gütigſt, wenn ich Ihnen den Herrn Profeſſor, der in ſo ſchwerer Zeit mit Kenntnis und Aufopferung mir beigeſtanden, für kurze Zeit entführe, aber es drängt mich, ihm zu erzählen, wie es mir ergangen iſt."

Auch der Profeſſor machte mechaniſch eine Verbeugung und ließ ſich vom Baron, unter den Arm gefaßt, willenlos durch den Saal führen.

„Wie freue ich mich, Sie hier getroffen zu haben. Ich kann Ihnen nicht mit Worten ausdrücken, was der Herr Profeſſor und Sie mir durch die Operation für eine Wohlthat erwieſen haben. Von jenem Augenblick an war mir leicht und wohl in meinem Kopf. Ich ward froh und geſund. Und wunderbar — von jenem Augenblick an auch kehrte das Glück wieder bei mir ein, das ſolange mich gemieden.

Ein ferner Verwandter, Beſitzer großer Induſtriewerke, von deſſen Exiſtenz ich kaum eine Ahnung gehabt hatte, ſtarb, und mangels näherer Verwandten wurde ich Haupterbe. Ich übernahm die Werke und heiratete meine ſchöne Frau. Mein Vermögen vermehrte ſich immer mehr, meiner Wohlthätigkeit wegen wurde ich geadelt, mit der Erlaubnis meinen Namen

zu ändern — Sie werden die kleine Eitelkeit begreifen, Herr Profeſſor, ſchon meiner Frau wegen — und nun bin ich reich, glücklich und geehrt. Das verdank' ich alles, neben Ihrem damaligen Cheſ, Ihnen. Sie haben das Glück in mein freudloſes Leben eingeführt!"

Ganz ſo klar ſchien das dem Herrn Profeſſor Bindfaden doch nicht, während er von allen Seiten geſtreift und geſtoßen, von dem fröhlich und laut ſein Leben erzählenden Baron durch die Säle gezogen wurde. Er fühlte kaum das Gedränge, er hörte auch kaum, was ſein Nachbar alles ſprach, dem er nur, wenn dieſer ihm bei einem lebhaften Worte an ſich zog, ein eintöniges: „So, ſo" oder „ſonderbar, ſonderbar, gegen alle Regeln der Phyſiologie!" dazwiſchen warf, ſodaß ihn der Sprecher doch endlich erſtaunt anſah. Etwas mehr Intereſſe hätte er geglaubt erwarten zu dürfen.

Er konnte ja nicht wiſſen, wie es dem armen Herrn Bindfaden zu Mut war und daß Saal und Leute und Muſik, einem Brummkreiſel gleich, ihm durch den Kopf fuhren, aus welchem Chaos bloß die weißen Glocken der elektriſchen Lampen wie lauter boshaft grinſende Gehirne vor ſeinen Augen herumtanzten.

Endlich, als er gar keine Antwort erhielt, ſondern der Herr Profeſſor immer nur, unverſtändliche Worte murmelnd, vor ſich hinſtarrte, wurde das Benehmen dem Baron doch zu ſonderbar. Kein freundliches Wort, keine Frage, nicht die geringſte Erkundigung nach ſeiner Geſundheit, das konnte bloß Einbildung, Wichtigthuerei ſein, wie man ſie bei dieſen Herren ja öfters findet.

Na, und eigentlich bei Licht betrachtet, hatte der Herr Bindfaden das doch gar nicht nötig, dachte der trotz ſeiner Gutmütigkeit nun wirklich ärgerliche Baron; denn der Herr Bindfaden war doch am wenigſten ſchuld geweſen, daß die Operation gelungen war: eigentlich hatte er ja bloß Handlangerdienſte geleiſtet.

Durch keine Silbe ſtörte der Profeſſor das aufſteigende Grollen. Darum führte der Baron ihn mißgeſtimmt zu dem Platz, wo ſie die plaudernden Damen gelaſſen hatten.

Dieſen that es wirklich leid, ſchon geſtört zu werden, mit dem Scharfblick des weiblichen Geſchlechts jedoch für ſolche Sachen, merkten ſie, daß ein gewiſſes Unbehagen im Verkehr der beiden Herren Platz gegriffen und machten darum keine langen Einwendungen, als man ſich unter nochmaligen, freigebig ausgeſtreuten Flittergold von Komplimenten und Einladungen trennte.

Die Frau Profeſſorin mußte ihren Mann ordentlich vom Platze wegzerren, als der Baron und ſeine Frau zum Gehen ſich gewandt hatten, da er ſtarr und unverwandt dem im Gedränge ſich verlierenden würdevollen Paare nachſah.

„Watte! Watte!“ murmelte Professor Bindfaden erwachend vor sich hin. Sein verstörtes Aussehen machte die Frau ängstlich, sie fragte, ob ihm nicht wohl sei, ob sie vielleicht lieber nach Hause gehen sollten. Letzteres allerdings war nicht gerade ernst gemeint.

Wie der Verdurstende gierig nach einem freundlich gereichten Trunke greift, so faßte Professor Bindfaden diesen Vorschlag auf: „Ja, ja, nach Hause — komm — schnell! und morgen reisen wir ab — nicht wahr, liebe Thekla — morgen reisen wir ab — die Luft hier greift mich an — sie macht Schwindel und Kopfweh — o, mein Hirn, mein Hirn! Watte! Watte!“ ....

Am andern Tag reisten sie wirklich ab, nach Hause.

Der erste Gang des Professors zu Hause galt in seinem Arbeitszimmer dem immer noch tief hinter staubigen Büchern und Akten versteckten Glasgefäß mit dem verwechselten Gehirn — es war noch da!

Alle mystischen Grübeleien und Träume, die ihn seit der Begegnung mit Baron Eser unablässig verfolgt hatten, daß vielleicht auf übernatürlichem Wege der Herr Esel in den Besitz seines Gehirns gelangt sein könnte, waren bloß Ausgeburten seiner gehetzten Phantasie gewesen. —

Das Gehirn war noch da. Aber zum Längsten, das hatte er sich geschworen!

Er schellte heftig seinem Diener.

Der mußte die Flasche mit dem Gehirn mitnehmen und in die Anatomie hinübertragen, für die Studenten, zum Zerschneiden in einem Kurse. So hoffte er am besten die böse Erinnerung los zu werden.

Seiner glücklichen Natur gelang dies auch ziemlich.

Manchmal aber, wenn die Erinnerung an das verwechselte Gehirn doch wieder aufwachte, murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin: „O Wissenschaft! O Wissenschaft!“

Und es dünkte ihm fast, als hätte er selber Watte im Schädel .... Unmöglich! Er war ja Professor ordinarius publicus und besaß begründete Aussicht auf den Geheimen Medizinalrat.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.
(München.)

Theater und Musik.

Gumppenbergs „Minnekönigin“ und Götts „Verbotene Früchte“ teilten sich an der Hofbühne in die Ehre eines Novitäten-Abends, der weder litterarisch noch schauspielerisch etwas wesentlich Neues bot.

Hanns v. Gumppenberg hat mit seinem Einakter eine Arbeit geliefert, wie sie etwa ein begabter Student in einem ästhetischen Seminar unter Anleitung und Aufsicht eines gewandten Professors, der nach Freytags „Technik des Dramas“ szenische Stilübungen anfertigen läßt, in einer glücklichen Stunde leisten würde. Ein wirklich bedeutender moderner Dichter verschwendet an dergleichen seine Tinte nicht. Ein Mann von der Begabung und Reife Gumppenbergs sollte seinen Beruf als Bühnendichter höher nehmen. Für die Selekta einer Töchterschule zu schreiben, darf seines Ehrgeizes Ziel nicht sein. Man empfängt den Eindruck, es habe sich der Verfasser ordentlich angestrengt, seiner Individualität aus dem Wege zu gehen und in der Disposition des Dramas wie im Ausdrucke der Gedanken so unpersönlich und farblos als möglich zu sein. Jedes Gepräge einer starken dichterischen Eigenart fehlt. Alles ist allgemein, allgewöhnlich.

Gespielt wurde das Stückchen dennoch kaum so gut als es gedichtet ist. Fräulein Heese hat für eine Minnekönigin weder den Liebreiz der Erscheinung noch den reinen Goldklang der Stimme. Ihr Wesen ist viel zu frauenhaft unjung, ihre Sprechweise zu gellend, eintönig, ihre Geste zu geist- und poesiearm. So brachte die routinierte Schauspielerin nur eine monotone, für den anspruchsvolleren Geschmack reizlose Schablonenfigur heraus. Fräulein Heese ist nur erfreulich, wenn sie von einer blendend dankbaren Rolle getragen wird. Eine solche Rolle ist Gumppenbergs Minnekönigin nicht.

Auch Fräulein Heesens Partner, Herr Stury als deutscher Ritter Bohemund, kam über die Linie der Gewöhnlichkeit nicht hinaus. Er deklamierte seine Rolle mit großer Zungenfertigkeit herunter und hatte in Spiel und Maske nur wenig von dem fröhlich derben deutschen Bären. Ihm fehlt der reiche Humor der starken Seele, das sieghaft männliche Gemüt.

Götts „Verbotene Früchte“ weisen manche gute, kräftig gearbeitete Szene auf. Namentlich wo der Teufel der Eifersucht sein Wesen treibt oder gierige Schmarotzerei und hundsfottische Feigheit sich bloßstellen, erfreuen köstlich frische Züge. Der moralisierende Schluß ist verfehlt, fahrende Schüler von solchem Kaliber pflegen keine Moralpauken zu halten, am wenigsten so lange und langweilige. Schauspielerisch kam manches vortrefflich heraus. Sehr ansprechend waren der poternde Ehemann des Herrn Basil, der lüsterne und feige Gauner in Ritterstiefeln des Herrn Häusser und der fahrende Schüler des Herrn Remond, obwohl letzterer in seiner Sprechweise immer noch mit gewissen natürlichen Schwierigkeiten (schwere Zunge, lispelndes Anstoßen) zu kämpfen hat. Auf der weiblichen Seite spielte Frau Ramlo eine ungemein fesche, verschmitzte Zofe, während die nach verbotenen Früchten gierende junge Frau des Fräulein Schwarz bald zu matt, bald zu larmoyant und meist zu haltungslos und zappelig war. Die übrigen Rollen waren unbedeutend.

Nach dieser ersten dramatischen Probe des Herrn Gött zu schließen, dürfte seine dichterische Stärke im derben Schwanke, in fideler Komik liegen. Entwickelt er sich frisch und fröhlich nach dieser Seite, kann sich die heitere Muse zu diesem neuen Jünger Glück wünschen.

„Die neue Ehe" von Julius Schaumberger hat zunächst den Fehler, daß der Titel Erwartungen erweckt, die das Stück, und am wenigsten der letzte Akt, erfüllt. Denn das Neue an dieser Künstlerehe ist weder etwas spezifisch Neues, aus dem besonderen ästhetischen Charakter Fließendes, noch eine noch nie dagewesene Formel für sittliche Lebensgestaltung, sondern nur die Wiederholung einer schon tausendfach aufgestellten Forderung des moralischen Idealismus. Das Stück ist auch kein „Drama", wie der Verfasser will, sondern eine „Komödie" im besseren Sinne der Franzosen. Der andere schwerere Fehler ist der, daß neben wirklich handelnden Menschen eine Schablonenfigur (das bekannte verführerische freie Kunstweib, hier eine Sängerin) ohne jeden glaubwürdigen individuellen Zug gestellt ist. Bei allem Bemühen zu flotter moderner Kunst kann der Dichter doch einen Rest gewisser Spießbürgerei nicht los werden, bei seinen Aufschwüngen zu freien künstlerischen Höhen hängt ihm stets wie Bleigewicht eine seltsame moralische Philistrosität an den Sohlen. Schaumberger hat einen ungemein feinen Sinn für alles Modern-Künstlerische in Technik und Ideenart, dazu eine seltene Gewissensschärfe im kritischen Urteil, aber noch scheint ihm die Kraft nicht überall zu gehorchen, sein Bestes und im Ideale Geschautes entscheidend hinzusetzen. Er braucht wortreiche Aussprache, wo er mit kurzen Charakterzügen ausreichen sollte. Er läßt Ideen, Gefühle, Entschlüsse in langen Tiraden auskramen, statt sie in die Handlung hineinzubilden. Das ist alte Theatermanier, die er überwinden muß. Vieles bleibt noch in den Ansätzen stecken, so namentlich in der „neuen Ehe" die Herausarbeitung des Motiven-Komplexes, welcher die Krisis herbeiführt. Die junge, tollköpfig eifersüchtige Frau des Musikers, eine reiche, verwöhnte „Tochter aus Philisteria", begeht eine hirnverbrannte Taktlosigkeit, indem sie die Freundin ihres Mannes (die Sängerin) zur Thür hinausweist — einen Tag später thut der Mann ähnliches, indem er seinen kommerzienrätlichen Schwiegerpapa hinauswirft, und die ganze Geschichte kommt plötzlich wieder in Gang durch den Zuspruch eines schwesterlich moralisierenden Backfisches: das sind, aller nebensächlichen Zuthaten entkleidet, die Hauptmomente, welche die Schürzung und Lösung des Knotens herbeiführen und den Ehezwist in Versöhnung und Hoffnung ausklingen lassen. Der Aufbau des Konfliktes in solcher Gestalt würde für ein munteres Lustspiel gerade genügen, für ein ernstes vieraktiges Schauspiel ist er notdürftig zulänglich.

Das Thema hätte kräftiger angefaßt werden müssen. Daß nach einigen bösen Szenen, die in der konventionellen Welt der Spießbürgerei zwar sehr unangenehm, aber in keiner Welt tragisch wirken, die dumme, freche Gans von Gattin sich nach kurzem Besinnen zum Idealismus ihres hochgesinnten Gatten bekehrt und mit ihm statt der Scheidung eine „neue Ehe" innigen Verständnisses beschließt, ist obendrein in dieser raschen Form nicht glaubwürdig genug. Zu rühmen ist an dem Stücke der Mangel an hypermoderner Nervenkitzelei und Sprachschmutzerei, an undeutscher Geistreichelei und Zolerei. Es wird ein gutes Zeichen für den gesunden Sinn unseres vaterländischen Publikums sein, wenn es diesem ehrlich empfundenen, schlicht und sauber hingeschriebenen Schauspiele trotz der gerügten Mängel willig und lange seine Gunst bewahrt.

Die Darstellung war fast in allen Teilen gut. Die Hauptgestalten des Musikers, seiner jugendlichen Frau und des kommerzienrätlichen Schwiegervaters — dargestellt von Hrn. Keppler, Fräulein Schwarz und Hrn. Basil — waren lebendig und fein nüanciert, ohne konventionelle Rollenspielerei. Namentlich überraschten die Herren

Keppler und Basil durch temperamentsvolle, geistreiche Individualisierung. Fräulein Schwarz hätte wohl noch ein wenig tiefer in die Absicht des Dichters eindringen und den Gefühlsumschlag glaubwürdiger vorbereiten können. Fräulein Tandler als Sängerin wirkte erst gegen den Schluß lebendig und kräftig. Im Anfang war sie unglaublich steif und posenhaft und ihre Stimme klang hölzern, seelenlos, wie eine Deklamationsmaschine. In der Wahl ihrer Toilette scheinen die Damen vergessen zu haben, daß das Stück in einer Provinzstadt spielt, wo die, wenn auch von noch so reichen Eltern stammende Frau eines Musikdirektors z. B. nicht in der Morgenkleidung einer Pariser Kokotte aufzutreten und Besuche zu empfangen pflegt. Weniger Protzenluxus und mehr künstlerische Charakteristik, weniger Schneiderphantasie und mehr Kunstgeist, meine Damen! Auch in der Karikatur darf man nicht über das Maß hinaus, wie dies den Damen Frau Herzfeld-Link und Fräulein Weiß passiert ist, die in der Wahl ihrer grotesken Kleidung und Frisierung offenbar mehr an die „Fliegenden Blätter", als an das Milieu des Schauspiels gedacht haben. Wenn in irgend einem Punkt, so hätten in diesem unsere Schauspielerinnen ihrer Kollegin Duse einiges abgucken sollen. Auch die französischen Schauspielerinnen, die im vorigen Sommer mit Herrn Coquelin hier gastierten, sind inbezug auf schlicht charakteristische Kleidung mit gutem Beispiel vorangegangen. Das Sichaufdonnern und Herausputzen zu wandelnden Modemagazinen, wo es gegen den Geist des Stückes verstößt, ist mehr als zweifelhafter Geschmack, es ist Kunstwidrigkeit, Stillosigkeit. —

Das Musikleben verspricht wieder reich und manchfaltig zu werden und die Richtung auf das Gediegene und Edle, die es durch das energische Bemühen bahnbrechender Führer wie Porges, Dr. Kaim, Hans Winderstein, Oskar Biehr u. a. erhalten, nicht mehr verlassen zu wollen. Das öde Virtuosen- wie das dilettantische Gigeritum scheinen nun glücklich in den Hintergrund gedrängt.

Kräftig hat Dr. Kaim mit einem glänzenden Jubiläumskonzert seiner berühmten Klavierfirma eingesetzt. Der große Saal des Odeons war ausschließlich von geladenen Gästen eingenommen, auf dem Programm standen hervorragende Namen und Werke. Das von Dr. Kaim unter opfermutiger Beihilfe seines Hauses begründete philharmonische Orchester unter Windersteins Leitung spielte wunderschön, die Hofopernsängerin Frau Moran-Olden und der Pianist und Komponist Stavenhagen gaben von ihrem Besten. Das Konzert war durchaus auf der Höhe der Verdienste, die sich seit 75 Jahren die gefeierte Firma Kaim u. Söhne (mit dem Stammsitz in Stuttgart) um den Klavierbau und die Veredlung der Musikpflege erworben.

Oskar Biehr, einer der hervorragendsten Geiger im Hoforchester, hat seine Getreuen wieder um sich versammelt, um auch in diesem Winter eine Reihe von Kammermusikabenden im Museumssaale zu veranstalten. Biehrs Künstlerphysiognomie ist eine der anziehendsten in Münchens an Charakterköpfen so reichen Tonwelt. Tiefe der Auffassung, Zartheit der Empfindung paaren sich mit edler Energie und männlicher Beharrung in der Verfolgung künstlerischer Absichten. Nicht eine materialistische Spekulation, die Verwirklichung eines hohen künstlerischen Ideals hat dem Meister Biehr den Dirigentenstab in die Hand gedrückt. Dirigentenstab ist hier bildlich, denn Biehr dirigiert mit seinem Geigenbogen, mit einem leisen Nicken des Kopfes, einer leichten Bewegung der Hand. Das von ihm am Eröffnungsabende gespielte Mozart'sche Konzert in D für Violine, mit den technisch sehr schwierigen Kadenzen von David, war in jeder Beziehung ein Muster stilgemäßer Ausarbeitung. Streicher und Bläser vom Hoforchester, welche die Begleitung spielten, gehorchten bis in die feinste Nüance den Intentionen des dirigierenden Meister-Geigers. Es war ein entzückendes Zusammenspiel, dem reicher

Beifall lohnte. Auch das mit nicht geringen Schwierigkeiten gespickte Schubert'sche D-moll-Streichquartett (Biehr, Lorenz Schmidt, Ludwig Meister und Karl Höchner) kam ganz vortrefflich heraus. Besonders das Andante (mit den Lied-Variationen „Der Tod und das Mädchen") und der genial in Prestissimo dahinjagende Schlußsatz wurden zu glücklichster Wirkung gebracht.

Nach solchen Proben außerordentlichen Könnens wird es der Biehr'schen Kammermusik Vereinigung bald gelingen, neben den älteren Quartettvereinen von Walter u. a. einen festen, glänzenden Platz in unserer öffentlichen klassischen Kunstpflege einzunehmen — allen Schwierigkeiten zum Trotz!

Auch das erste Symphonie-Konzert des Philharmonischen Orchesters unter Windersteins virtuoser Leitung in den Zentralsälen nahm einen sehr glücklichen Verlauf. Das Programm enthielt u. a. die „Tragische Ouverture" von Brahms und die „Ländliche Hochzeit" von Goldmark. An diesem Abend trat die zehnjährige Pianistin Frieda Simonson aus Berlin zum erstenmal in München auf. Ihre geradezu erstaunlichen Leistungen versetzten das Publikum in helles Entzücken. Die kleine Wunderdame ließ noch zwei eigene Konzerte im Museum folgen. Sie verdankt ihre bewundernswürdige Ausbildung dem ältesten der noch lebenden Schüler Liszts, dem hervorragenden Pianisten und Dirigenten Klindworth in Berlin.

Die musikalische Akademie hat am Allerheiligen-Abend ihre Odeonskonzerte mit der Aufführung von Tineis „Franziskus" eröffnet, einem dichterisch und musikalisch sehr wirkungsvoll gestalteten, wenn auch nicht übermäßig originellem Oratorium in drei Abteilungen für Soli, Chor, Orchester und Orgel. Die Solisten waren Herr Heinrich Vogl (Franziskus), Fräulein Ternina (Himmelsstimme), Herr Bauberger (Gastherr) und Herr Meier (Turmwächter). Die Palme höchster Sangesmeisterschaft errang Herr Vogt. In vollendeter Phrasierung, Kraft und Zartheit, Leidenschaftlichkeit und frommer Resignation bot sein Part einfach Unvergleichliches. Das Werk, zum erstenmal in München aufgeführt, war unter Hofkapellmeister Fischers Leitung in allen Teilen aufs sauberste eingeübt.

In der Oper wirkte die Erscheinung des berühmten letztjährigen Bayreuther Bühnenfestspiel-Mitgliedes Frau Lilian Nordica Zeichen und Wunder. Eine solche Elsa hatten wir in München, wo gerade die Lohengrin-Aufführungen zu den edelsten Musterleistungen deutscher Bühnenkunst gehören, doch noch nicht erlebt. Das Außerordentliche und Unbeschreibliche im Wesen Elsas, hier war es Wirklichkeit geworden, gelebtes Leben in der Vollerscheinung der Seelen- und Leibeskunst. Diese amerikanische Künstlerin hat als Sängerin und Darstellerin einen Grad von Vollkommenheit erreicht, für den es nur den einen Ausdruck ideal giebt. Wer ihre Elsa gesehen und gehört, der weiß erst, was Meister Wagner mit dieser einzig rührenden und erschütternd poetischen Gestalt gemeint. Und nach der Elsa die Aida. Nach der Mystik des christlichen Nordens die Mystik des heidnischen Südens in der bis ins Innerste aufgewühlten Frauenseele. Und das alles vollbracht mit einer so radikalen Verwandlungsfähigkeit, daß man nicht mehr an dieselbe Persönlichkeit glauben möchte, die aus einem Grunde zwei so entgegengesetzte Wesensarten zu schöpfen vermag. Und wie rein und bestrickend klar klang aus dem Munde dieser Amerikanerin in der Elsa unsere deutsche, in der Aida die italienische Sprache! Auch in der Gesangskunst, welche Herrschaft über das Organ als seelisches und musikalisches Ausdrucksmittel, welches Vermögen des Charakterisierens!

Ich gestehe, daß ich unter den europäischen Künstlerinnen einen weit regeren Wettbewerb um die Palme der — Gewissenhaftigkeit wünschte. Denn nur wahrhaft

heroiſche Gewiſſenhaftigkeit in der Hingabe an die künſtleriſche Aufgabe kann ſolchen Adel künſtleriſcher Geſtaltung zeugen, wie ihn Frau Nordica ſo herrlich vertritt. Schablone, Routine, Schlamperei — wie widern ſie uns an, wenn man ſolche Höhepunkte künſtleriſch harmoniſcher Darſtellung in genialer Individualiſierung erlebt. Aber unſere meiſten Opernleute, Männlein und Weiblein, haben keinen Dunſt davon.

Der letzte Oktober brachte in der k. Hofoper einen Mißerfolg zuwege, der in verſchiedener Weiſe kennzeichnend und beachtenswert für unſere deutſche Kunſtpflege iſt. Auf dem Spielzettel ſtanden zwei einaktige Werke: „Uthal“, nach Macphersons Oſſian, frei verdeutſcht von Otto Devrient, Muſik von Mehul, nach jahrzehntelanger Pauſe neu eingeübt, und „Salut Foix“, Bühnenfeſtſpiel von Hans Sommer, Dichtung nach einem Stücke Duvals von Hans v. Wolzogen. Das Mehulſche Werkchen, an des nämlichen Tonſetzers „Joſeph in Ägypten“ nicht heranreichend, verrät immerhin noch beſte Gluckſche Schule und Stilweiſe und fand bei guter Aufführung freundliche Aufnahme, während Sommers Schöpfung abgelehnt wurde. Dieſer Mißerfolg hatte ſeinen Grund zunächſt in der größeren Strenge der Anſprüche gegenüber dem vaterländiſchen Komponiſten, ſodann in der ſtiliſtiſch unzulänglichen muſikaliſchen Darbietung und ſchließlich in dem Unvermögen des Textdichters, für ſeinen franzöſiſchen Stoff zu erwärmen.

Es iſt rätſelhaft, wie ein Hans v. Wolzogen, der litterariſche Bayreuther Grals-Hüter, ſich für dieſen läppiſchen Kinderkram aus der Welt des Louis Quatorze überhaupt intereſſieren, und wie ein ſo feinſinniger deutſcher Liederkomponiſt wie Hans Sommer ihm in dieſe operiſtiſche Verirrung folgen konnte.

Die Lektion, die ihnen das Münchener Publikum erteilte, war ſicher keine unverdiente. Aber auch die muſikaliſche Leitung darf ſich ihren Teil davon nehmen. Die Einübung der Novität ließ viel zu wünſchen übrig. Sänger und Orcheſter wetteiferten im Schwimmen. Und außer in den Koſtümen war Stilloſigkeit Trumpf. Nie hat ein heiter ſein wollendes Bühnenſpiel ſo gezwungen, unſicher und geſpreizt langweilig gewirkt.

Malerei.

Mit einer Sammelausſtellung ihrer neueſten Werke hat Frau Hermine v. Preuſchen einige Wochen lang das Publikum des Kunſtvereins in Atem gehalten. Über achtzig Nummern bedeckten die Wände des blauen und des angrenzenden Saales. Es waren zum Teil groß angelegte und bis zum letzten Strich fertig durchgeführte Gemälde ſymboliſchen, landſchaftlichen und dekorativen Charakters, zum Teil flüchtig hingeworfene Studien und Skizzen aus Italien und Pommern — und, wie immer bei Hermine v. Preuſchen, Großes und Kleines mit berauſchender Glut und flackernder Lebhaftigkeit, mit nimmer ermüdender Sehnſucht nach Übergröße und Übergewalt einer echten Künſtlerſeele. Die Kritik, die alles über einen Schuſterleiſten ſchlägt, wird einer ſo hochfliegenden Phantaſie gegenüber niemals die rechten Standpunkte gewinnen. Nur in einem Bethätigungsbereich der Künſtlerin iſt ſie zu rückhaltloſer Bewunderung übergegangen und hat einmütig die Waffen geſtreckt: Hermine v. Preuſchen hat als Meiſterin der Blumenmalerei und des dekorativen Stillebens auf der ganzen Linie geſiegt, wenngleich es irgend einer löblichen Jury, wie der unſerer Münchener Jahresausſtellung im Glaspalaſt 1894, noch paſſieren mag, ein gutes Preuſchenſches Bild (hier ein Küchenſtillleben!) als nicht auf der Höhe ihrer wunderlichen Ausſtellungs-Äſthetik zurückzuweiſen.

Neben der vollendeten Technik unſerer Blumenmalerin iſt es ihre poetiſche Auffaſſung, ihr ſprühendes Lebensfeuer, ihr wuchtiger dekorativer Wurf — lauter echt

künstlerische Eigenschaften also! — welche ihren Werken das Gepräge kraftvollen Lebens sichern und eine allererste Stellung unter ähnlichen Schöpfungen moderner Meister anweisen.

Das Gleiche gilt von Hermine v. Preuschen als Landschaftsmalerin, als welche sie diesmal besonders reich und individuell hervorgetreten ist. Man brauchte sie nur in diesem Punkte mit der gleichzeitigen Sammelausstellung italienischer Landschaften von Ernst Hanfstängl zu vergleichen, um sich zu vergewissern, daß sie ihrem männlichen Kollegen nicht nur nicht nachsteht, sondern ihn durch die Verve persönlicher Empfindung überholt. Hanfstängls Arbeiten sind durchweg schön, durchweg korrekt, aber sie sind zu wenig persönlich. Sie zwingen zu sehr, an die gediegene Schule zu denken, statt an die Offenbarung einer besonderen Individualität.

In Einem hat sich Hermine v. Preuschen noch nicht zu voller Klarheit und Sicherheit durchgerungen: im Symbolischen, entschieden Gedankenbildlichen. Beweisstück hierfür ihr größtes Gemälde der Ausstellung „Lebenssphinx", das sie im Katalog mit einem Gedicht begleitete, woraus aber ebensowenig ausreichende Erklärung zu schöpfen war, als aus dem Bilde selbst. Schon der Ausdruck „Lebenssphinx" ist gequält und unklar. Und dazu der Schnitzer, daß die Sphinx auf dem Bilde ihr Antlitz zwischen den aufgestützten Armen verbirgt. Was ist das für eine Sphinx, die gerade das Entscheidende, den furchtbaren Blick ihrer Augen, die herausfordernden Rätselzüge ihrer Lippen — dem Beschauer entzieht? Und ist irgend ein beliebiger Modell-Leib der Leib einer Sphinx? Wo geht von diesen gewöhnlichen Brüsten, diesen gewöhnlichen Schultern und Armen, diesen gewöhnlichen Hüften der Schauer des Ewigfragwürdigen aus? Wo ist die Seele, die mit ihren unenthüllbaren Hintergründen, ihren starren Schleiern den Forscher narrt und zur Verzweiflung treibt? Gewiß, für gewisse sensitive Naturen, für gewisse hysterische Romantiker bleibt das Weib selbst das ewig angreifende Rätsel, gleichviel ob man den Leib nach unten als Löwin oder gemeine Katze abbildet, aber wenn ich einmal „Lebenssphinx" hinschreibe, strengkategorisch, unerbittlich, dann muß ich auch ein Geschöpf dazu machen, das seiner Aufgabe gewachsen ist, nicht irgend eine phantastische Gewöhnlichkeits-Gestalt, die im Grunde nichts weiter besagt, als daß sie als dekoratives Motiv in einer hübschen, stimmungsvollen Landschaft sitzt, ohne selbst zu wissen warum.

Ähnlich verhält sich's mit einem anderen, an sich sehr eindrucksvollem Gemälde, einer Friedhofsvedute mit düsterem landschaftlichen Fernblick. Das ist tief empfunden und mit bedeutender Kunst gemalt. Aber warum darunter schreiben: „An der Pforte der Zukunft?" Macht das nicht den Eindruck, als solle mit diesem Titel das Bild für mehr ausgegeben werden, als es thatsächlich ist? Warum soll ich in einer offenen Friedhofsthür gerade „die Pforte der Zukunft" sehen? Es ist auf dem Bilde absolut nichts vorhanden, was mich dazu zwingen könnte. Wie will mich die Malerin widerlegen, wenn ich im Friedhof überhaupt nichts Zukünftiges sehe, sondern etwas Vergangenes, nicht etwas Kommendes, sondern einen Abschluß? Oder sonst irgend etwas, je nach Weltanschauung oder momentaner Stimmung? Wozu einen abstrakten Titel überhaupt, der meine Auffassung binden will, wo ich am allerwenigsten gebunden sein möchte?

Die Malerin-Poetin, der ich so gern meine Reverenz mache und der ich so vielen Dank für herrlich genußreiche Stunden schulde, wird in diesen Bemerkungen keine Nörgel- oder Verkleinerungssucht eines öden Kritikasters sehen. Möge ihrer wundervollen Begabung jene Reife der Entwicklung beschieden sein, die so strahlende und überzeugende Werke auch im Symbolistischen gelingen läßt, daß jeder kritische Einwurf davor verstummt.

Die Hans Sachs-Feier.

Unſer alter herrlicher Nürnberger Meiſter iſt gelegentlich der 400. Wiederkehr ſeines Geburtstages ausgiebig anjubiliert worden. Im „Journaliſten- und Schriftſteller-verein", in der „Bürger-Sänger-Zunft", im k. Hoftheater, in der Innung der Schuhmachermeiſter und ſogar im k. Max-Gymnaſium wurden ihm glänzende Feſte gegeben. Das war brav von den Münchenern. In ihrer guten Stadt hat einſt der Wanderburſch Hans Sachs viel geliebt und viel geſungen und manch ein luſtig Abenteuer erlebt.

In München zog er ein ohne einen Heller in der Taſche, ſo daß er ſeine Zeche nicht bezahlen konnte, und ihm ſein Rock als Pfand abgenommen wurde. Die Wirtin hatte jedoch Mitleid mit dem ſtattlichen, friſchen Geſellen und machte ihm den ſcherzhaften Vorſchlag, ſein Handwerk in Reimen zu preiſen, dann ſollte er ſeinen Rock wieder erhalten. Fröhlich ging er darauf ein, pries in hellen Tönen ſein Handwerk, Handwerkszeug, den Hergang der Arbeit, kurz alles, was dazu gehört, und lachend gab ihm die Frau ſeinen Rock.

In Widerſpruch mit früheren Angaben bezeichnet Hans Sachs ſelbſt München als die Stätte, in welcher er ſeine Dichterlaufbahn begann:

„Bis ich trat in das zwanzigſte Jahr,
Meines Alters ich zu München war,
Da fing ich feld zu dichten an."

Die Urſache war — unglückliche Liebe. Das ehrſame Töchterlein eines Münchener Spänglermeiſters hatte es ihm angethan; ihr zu Liebe blieb er länger in München, als er ſollte, worüber ſich ſein Vater ſehr mißbilligend ausſprach. Von den Eltern ſeiner Jugendliebe wurde es ihm nahe gelegt, möglichſt bald ſeinen Weg fortzuſetzen, da ja doch bei ſeiner Jugend von einer baldigen Vereinigung mit der Tochter keine Rede ſein könnte. Hans Sachs entſagte und machte in ſeinem Liebeskummer ſein erſtes Spruchgedicht.

Fern blieb er den gelehrten und angeſehenen Kreiſen ſeiner Vaterſtadt; wer hätte in dieſen den „Schuſter" aufgenommen? Schrieb doch ſelbſt Albrecht Dürer in Venedig in ſein Tagebuch: „O wie wird mich daheim nach der Sunnen frieren; hie bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer." Neidlos und ohne Groll hielt Hans Sachs ſich den „Hochgeſtellten" fern, das Treiben der Leute mit philoſophiſcher Ruhe betrachtend, ſich an allem Schönen, das ſein geliebtes Nürnberg ihm bot, herzlich erfreuend, dabei unermüdlich dichtend und ſchuſternd.

Mit Feuereifer verwertete er alle politiſchen, ſozialen und kirchlichen Ereigniſſe und brachte, ein „Journaliſt" und „Encyklopädiſt" im handwerkerlichen Gewande, ſchlicht und groß, lauter und treu, wie ihn Richard Wagner ſo unvergleichlich ſchildert, ſeine Lieder und Sprüche, ſeine Schwänke und Spiele zur denkbar größten Verbreitung. Die „Wittenbergiſch Nachtigall", wie er den Reformator Luther nannte, wurde zum geflügelten Wort.

Und dennoch! Als im Jahre 1828 der damalige Bürgermeiſter von Nürnberg bei einer feierlichen Gelegenheit eine Feſtrede hielt, in welcher er der ruhmreichen Vergangenheit der Stadt gedachte und ihre großen Männer nannte und pries — der Name Hans Sachs war nicht darunter! Das war der enge, autoritätsverbohrte Geiſt der Reaktion, der damals volksfeindlich in deutſchen Landen herrſchte. Seit 1874 hat der geniale Schuſter ſein Denkmal in Erz auf dem Spitalplatz in Nürnberg, und ſein vierhundertjähriger Geburtstag wird jetzt glänzend gefeiert, und der Name Hans Sachs gehört zu den geliebteſten und verehrteſten in der ganzen gebildeten Welt.

Das k. Hoftheater verteilte die Jubelfeier auf drei Abende. Am ersten Abend (5. November) wurde das „vaterländische Schauspiel“ in fünf Akten „Hans Sachs“ von Martin Greif zum erstenmale gegeben. Das Haus war voll besetzt und in festlicher Stimmung. Nur die Königs- und Prinzenlogen gähnten unbeleuchtet und unbesetzt in den elektrisch strahlenden Saal. Der gegenwärtige Kronenträger von Bayern wohnt aus bekannten Gründen nicht in seiner Residenzstadt, sondern draußen im Walde von Forstenried, er kommt natürlich niemals ins Hoftheater. Sein Stellvertreter, der Prinzregent, hat sich nie viel aus dem Theater gemacht. Auch die zahlreichen Prinzen nebst ihren Familien gelten nicht als besondere Kunstenthusiasten. Warum sie gerade bei dieser seltenen Feier sich fernhielten, weiß ich nicht. Daß es die Trauer um den russischen Kaiser gewesen, welche den Vortritt vor der Ehrung des deutschen Mannes haben wollte, ist nicht wohl anzunehmen. Oder fürchteten die hohen Herrschaften, sich in der Première ihres Hofdichters Martin Greif nicht genügend zu unterhalten? — Sehr unterhaltlich ist das Greif'sche Stück in der That nicht, obgleich viele Fanfaren darin geblasen, Glocken geläutet, Choräle gesungen, Gebete gebetet werden, und sogar ein Kaiser in großem Pompe erscheint, um dem Bräutchen des Schusters höchsteigenhändig das Myrthenkränzlein aufzusetzen, was zwar nicht historisch, aber für die heutigen Gevatter Schneider und Handschuhmacher gewiß noch sehr poetisch ist. Überhaupt ist das Greif'sche Drama nicht im guten, starken Sinne poetisch, dazu müßte es ein markvolles, von echtem Leben durchpulstes Kunstwerk sein. Es enthält zwar einige gutempfundene, realistische Szenen, wo die Eltern des jungen Sachs sich herumzanken, die Meistersinger schelten und keifen — aber alles übrige ist gemachte Theatralik, bald rührselig, bald pathetisch-idealistisch-phrasenhaft. Der Inhalt giebt kein volles, rundes Lebensbild, weder von dem jungen Hans Sachs, noch von seinen Zeitgenossen, alles ist in eine Menge bunter, wenig zusammenhängender Bilder zerfasert. Es fehlt dem Stück an Knappheit, Konzentration, Kraft. Insonderheit die Liebesszenen, die in allen Stücken Greifs schwächste Seite, sind diesmal unter aller Kritik. Was hat nun Greif in seinem Hans Sachs aus dem reichen Leben des herrlichen Menschen eigentlich gegeben? Wie der junge Sachs auf die Wanderschaft geht, wie er heimkommt, wie er aus Ärger wieder fort will, im Wald übernachtet und träumt und am Morgen wieder heimkommt — in Begleitung des Kaisers Maximilian! Und wie wurde gespielt? Der Dichtung angemessen, wenig natürlich, wenig tief und charakteristisch, so daß sich's nicht lohnt, auf die einzelnen Leistungen des zahlreichen Personals genauer einzugehen. Hervorgehoben zu werden verdienen Herr Schneider als Vater, Frau Dahn-Hausmann als Mutter des jungen Sachs, Herr Wohlmuth als Meistersinger Fesselmann. Sehr gut sprach Herr Basil den Prolog als Ehrenhold.

Am zweiten Abend ließ das Hoftheater den Dichter Hans Sachs selbst in einer Reihe von Schwänken und Fastnachtsspielen zu Wort kommen. Hermann Lingg hatte Einleitung, Schluß und verbindenden Text dazu geschrieben, alles sehr frisch, flott, geistreich. Die Regie des Herrn Savits hatte für einen prächtigen szenischen Rahmen gesorgt, und so lebte denn ein Stück Altnürnberg vor uns auf, wie es wirklich nicht echter und erfreuender gedacht werden kann. Von den Mitwirkenden, die alle ihre Sache sehr brav machten, müssen die Herren Schneider, Häusser, Remond und v. Pindo, sowie Herr Stockhausen als Frau Wahrheit rühmend hervorgehoben werden.

Ich glaube, daß sich diese acht Schwänke und Fastnachtsspiele in der Lingg'schen Verbindung als eigentliches „Hans Sachs-Spiel“ eines langen Lebens auf dem deutschen Theater erfreuen werden.

Der dritte Abend brachte den Abschluß der Jubiläums-Feier mit dem unvergleichlich

genialen Werke Richard Wagners „Die Meiſterſinger“. Die Ausſtattung an der k. Hofbühne bedarf jetzt dringend der Erneuerung und Verbeſſerung. Aber der Gehalt iſt ja ſo mächtig und unverwüſtlich, daß ihm die tumpigſte Inſzenierung nichts von ſeiner Herrlichkeit zu rauben vermag.

Großartig und der Kunſtſtadt München durchaus würdig war die Jubiläumsfeier in Kils Koloſſeum, veranſtaltet von dem trefflichen Verein „Bürgerſängerzunft“. Der Maler Geiger-Thuring als Feſtſpieldichter und Ausſtattungsmeiſter und der Tonkünſtler Heinrich Schwartz als Komponiſt und muſikaliſcher Leiter haben ihre Aufgabe in rühmlichſter Weiſe bewältigt.

Nicht ganz auf der Höhe deſſen, was man ohne Unbeſcheidenheit von einem Münchener Journaliſten und Schriftſteller-Verein erwarten kann, ſtand die Jubiläums-Feier in den Blumenſäten. Das Programm glich einem ſehr gemiſchten Salat, mit allerlei Reſten garniert, die nicht ſehr friſch und ſaiſongemäß waren. Die vorgeführten Spiele waren dramaturgiſch nicht tadellos (ganz ausgezeichnet ſpielte nur Herr Ermarth). Die Feſtrede des Univerſitätsprofeſſors Muncker verlor ſich zu ſehr in die Breite, brachte eine Unmenge hier gleichgültigen akademiſchen Kleinkrams und rundete ſich nirgends zu einem künſtleriſch bedeutenden, hiſtoriſch vollſtändigen Lebens- und Kulturbild. Es fehlte der große Zug, der geniale Schwung. Wir haben von dem Journaliſten und Schriftſteller Verein ſchon viel glücklichere Leiſtungen geſehen. Hans Sachs iſt aber Schatz genug, ſo etwas den Leuten von der Feder nicht krumm zu nehmen. Er wird ſich auch dieſer Schuſterei daß gefreut haben. Das dankbare Publikum desgleichen. Schluß!

Die Kunst in Berlin.

Von H. Häfker.

(Berlin).

Das Théâtre Libre mit ſeinem Leiter Mr. Antoine hat uns verlaſſen. In Hamburg erprobt es ſein Glück. Vielleicht gelingt es ihm — und einſtimmig wünſchen es die, die es durch ſeine Vorſtellungen erfreut hat — mehr materiellen Erfolg einzuheimſen, als in Berlin, wo niemals das Gedränge an der Kaſſe einen Unglücksfall verurſacht hat. Neben den kritiſchen Freibilletgängern waren nur Fremde, Franzoſen bemüht, das Parquett zu füllen, deſſen Preiſe allerdings beſonders feſtlich geſtimmt waren.

Das Urbild franzöſiſchen Bühnenſtils hat uns das Théâtre Libre nicht geboten. Nicht einmal den Genuß eines beſonders genialen Spiels. Zwar ſtand das deutſche Publikum, wie ſtets, dem Fremden gegenüber, unter einer Suggeſtion, die es willenlos in eine Art bacchantiſche Begeiſterung riß; doch am andern Morgen ſchon bemühte ſich die Kritik, aus der Selbſtbetäubung dieſes Enthuſiasmus zu mehr nüchterner Objektivität herabzuſteigen. Nur Antoine, das blieb die Parole, Antoine iſt ein genialer Schauſpieler!

Selbſt dieſe Illuſion hat der beſcheidene und kluge Künſtler ſelber zerſtört — wohlweislich erſt als er ging. In der That wüßte ich keine wahrere und klügere Charakteriſierung der künſtleriſchen Vorführungen, die der Direktor des Théâtre Libre mit ſeinen Künſtlern geboten hat, als er ſie ſelbſt in einem Interview einem eifrigen Journalkritiker gab.

Digitized by Google

„ . . . Mir kommt es vor, als ob ich hier überschätzt würde — hier und überall. Man betrachtet mich als einen Schauspieler von Bedeutung, ich bin es nicht. Ich bin nur ein Schauspieler dritten Ranges. Ich bin viel zu intelligent, zu nachdenklich, viel zu sehr Beobachter, um ein Künstler zu sein. Ich mache alles mit der Intelligenz, vollkommen bewußt, alles ohne Talent. Un comédien doit être une brute — ein unvernünftiges Tier, ich bin es nicht. Ein guter Schauspieler muß alles mit den Instinkten und nichts mit dem Verstande machen. Er darf nie wissen, wann er gefällt und warum er gefällt, darf nie wissen, warum er jetzt so spricht und jetzt anders. Der große Schauspieler muß, wie die Orgel ihren Organisten, seinen Zuchtmeister haben, der auf den Knöpfen und Tasten drückt, der die Töne hervorlockt. . . Ich bin dazu geboren, ein solcher Zuchtmeister oder Erzieher zu sein".

„ . . . Nicht Schauspieler sein, Schauspieler erziehen ist meine Aufgabe. Ich verstehe für ihn die Rolle, ich weiß was für Töne jetzt nötig sind, ich regiere seine Instinkte, ich bin der Führer der Maschine. Der Schauspieler muß ein Stück feuchten Thones sein. Man muß ihn kneten können, strecken und zusammendrücken können, einen Apoll und einen Satyr aus ihm machen können. Schauspielertalent ist Affentalent. Es giebt ja auch andere, freilich: Individualitäten, die sich und immerwieder sich spielen, aber das sind die richtigen Schauspieler nicht, das sind dramatische Tenore. Ein Schauspieler, wie er sein soll, darf keinen Verstand und keine Individualität haben — Sensibilität ist alles, was er nötig hat, der Rest ist Arbeit des Regisseurs".

Das sind eigentümliche Bekenntnisse, aber sie bezeichnen den Charakter der modernen französischen Bühnenkunst, von der wir nicht nur durch Antoines Gastspiel Proben bekommen.

Das Bühnenwesen Berlins gleicht einem Urwald: unten Kräuter und Unkräuter, dem Boden selber saftig entsprießende, aber baldigem Vergehen geweiht, es ist die volkstümliche Dramatik der Berliner Posse, des Berliner Lokalstücks, das gesunde Momente nicht selten aufweist, über das höher ragende Gesträuch aber ziehen sich fest sich ansaugend und einbohrend, siegreich immer weiter vordringend, buntfarbige Schlingpflanzen hin: so drohen unsere ernster zu nehmenden Bühnen zu ersticken an der Überwucherung durch das gefällige kassenfüllende französische Machwerk, und der ernster zu nehmenden deutschen Bühnenkunst droht Vernichtung durch die überwuchernde Macht der bestehenden französischen Technik, durch die lockende Versuchung jener französischen Auffassung, die gern aus dem Schauspieler, dem lebendig fühlenden, lebhaft mitlebenden, Partei für und wider sich selbst ergreifenden Künstler „une brute" machen möchte, ein Instinkttier, das widerstandslos Dichter und Regisseur mit sich spielen läßt, das brauchbar ist, wenn ihm nichts widersteht, was die immer losgebundenere, in immer bacchantischerm Taumel hineinrasende Muse seiner „Zuchtmeister" oder „Erzieher" begehrlich fordert.

Es will zum guten Ton werden in der Berliner Kunst, losgelöst von allen stofflichen Bedenken, unbedingt dem zuzujubeln, was mit tollem Lachen und alter Weltverachtung uns über die Schmutzigkeit der Wirklichkeit hinwegsetzen kann. Vom ernsten, marternden Kampf und Ringen um die großen Probleme der Zeit will der ermüdete Geist mit künstlichem Achselzucken sich hinwegschleichen, und wer vom Jahrmarktstrudel der Moderne die ersten Zeichen der großen Müdigkeit spürt, wirft trotzig den Ernst von sich und schreit die gellende Parole aus: „Wir wollen lachen und lustig sein um jeden Preis!"

Und da kommt französische Lebensweisheit dem schüchternen Deutschen zu Gute. Da lernt er mit dem Volke, dem das Ende des Jahrhunderts gehört, lachen über das, was bis dahin in seinem Gewissen und Hirn wie ein dunkel Drohendes geherrscht hat,

Digitized by Google

und ſo am leichteſten die Fragen „löſen“, die ihn quälen. Da läßt er vor ſich den beißenden Spott und den eleganten Peſſimismus nicht nur die Formen und Einrichtungen der Wirklichkeit zerfreſſen und zerſtören, ſondern mit ihnen auch den ganzen Inhalt. Da ſieht er, wie alles aufgewandt wird: ſpielender Geiſt, tändelnde Witze, lachende Satire und tragiſches Pathos, um Eines zu lehren: „Nehmt nur die Dinge nicht ernſt!“

Man kann es weder den deutſchen Theaterbeſuchern noch den Theaterdirektoren verargen, daß ſie die franzöſiſche Koſt der deutſchen vorziehen. Hier iſt doch wenigſtens etwas! Hier giebt es Komödien, in denen man lacht, Schauſpiele, die nicht um den Brei herumgehen, eine Technik, die das Original und Vorbild deſſen iſt, das nachzuahmen deutſche Künſtler ſo vergebens ſich abmühen. Hier iſt Wahrheit, Originalität, Witz und Friſche! Was will man mehr! Unſere deutſchen Dichter liefern gar oft Unreifes, Schwerfälliges, Verdrehtes und Schüchternes. Und immer kann man doch nicht Orpheus in der Unterwelt oder die reizenden Five Sisters Barriſons genießen.

So haben wir unendlich getacht über die unendlichen Pikanterien der Poſſe „Der Unterpräfekt“ von Léon Gondilot, die, an ſich ſchon wirklich luſtig, durch das gute Spiel Richard Alexanders und durch die Thätigkeit einer unüberſehbaren Claque recht zur Geltung kam. So füllen Paillerons „Komödianten“, ein ſehr luſtig aufgebautes Stück, allabendlich das Neue Theater. Dies Luſtſpiel hat das Verdienſt, das ganze Treiben der modernen Künſtler und der Preſſe, überhaupt der modernen Bohème, wenn ſie ſich häutet, um aus dem leichtherzigen „Ding an ſich“ ein Menſch in Amt und mit Titel, Einkommen und Stellung zu werden, als „Cabotinage“, als Komödiantentum zu bezeichnen. Das Lächerliche iſt nur, daß einige brave Figuren des Stückes ſehr moraliſch gegen dies Komödiantentum eifern und die ſchönſten Gründe für ihre Entrüſtung vorbringen, während der Verfaſſer völlig damit zufrieden iſt, ohne Gründe dafür vorzubringen (im Gegenteil), eben nur, — weil es einmal ſo iſt.

Es ſteckt ein tiefer Peſſimismus im galliſchen Volkscharakter. Antoine ſpielte eine ganze Anzahl der kleinen franzöſiſchen Stücke, die zu retten der Zweck ſeiner Bühne war; der Inhalt war ſtets mehr als gepfeffert pikant, und manchmal unſäglich ſchmutzig. Ich habe von den franzöſiſchen Stücken nur vier geſehen, die verhältnismäßig erträglich waren; die andern waren alle überaus cyniſch, mehr in der Quinteſſenz ihres Raiſonnements, als durch ihre Fabel an ſich. Ein cyniſcher Peſſimismus, ein Leben in einer Welt, von der Karl Frenzel ſagte, als Paul Lindau ſie ſchüchtern einmal einzuführen verſuchte, noch ganz überbrüht von der Sauce deutſcher Sentimentalität: „Ich verſtehe ſie nicht.“ Leider dürfen wir heutzutage nicht mehr ſo vornehm ſagen „Ich verſtehe ſie nicht“ — „Ich zweifle gar nicht, daß dieſe Dinge, dieſe Menſchen, dieſe Geſellſchaftsformen irgendwo exiſtieren“ — Im Gegenteil, wir wiſſen das nur zu gut. Und wir wollen und können uns auch der künſtleriſchen Behandlung dieſer Probleme nicht mehr entziehen. Aber für uns ſind ſie nicht gelöſt durch die troſtlos-cyniſche Lebensauffaſſung des franzöſiſchen Geiſtes. Wir müſſen noch warten, bis ein minder friſoler Geiſt kommt, ein Menſch mit Kinderaugen, der uns hilft.

Der Darſtellung nicht franzöſiſcher Stücke, wie Ibſens Geſpenſter und Björnſons Falliſſement, war denn auch die franzöſiſche Geſellſchaft durchaus nicht gewachſen. Daß Antoine „intelligent, nachdenklich, Beobachter“ iſt, wie er ſich ſelbſt charakteriſiert, zeigt ſich in der Regie, die, allerdings nicht allen großen Aufgaben gegenüber, ſtets ſich als Meiſter der intimſten Abſichten des Dichters erweiſt; aber in ſeinem Spiel ganz und gar nicht. Da denkt Antoine wenig, da iſt er ganz die „Individualität, die ſtets ſich ſelbſt ſpielt“, der „dramatiſche Tenor“. Da beſteht ſein Spiel darin, durch eine ſtumme oder ſchnell, leiſe und unbequem ſprechende Gedrücktheit eine Art ſpannende,

mitleidige Neugier regsam zu halten, eine nicht erlöschende, teilnehmende Stimmung, die dann durch einige heftige Effekte, Blicke, Geberden oder Sprachmittel ganz konventioneller Art, an den Glanzpunkten der Rolle zugleich belohnt und aufgefrischt wird. Solcher Glanz- und Effektpunkte bietet das „Fallissement" mehr als die „Gespenster", und darum, also aus zufälligen Gründen, wurde das sentimentale Stück lebhafter beklatscht. Die „Gespenster" aber gingen verloren. Die Darstellung nahm dem Stück das ibsenhaft peinliche, aber damit zugleich auch die magische Anziehungskraft, die eigentümliche nordische Stimmung, die grausig reizende Tiefe. Auf das Stück folgte eine unendlich fade Posse — nach 15 Minuten. —

Kehren wir aber in unsere deutschen Wälder zurück, betreten wir die heiligen Hallen, in denen ehrfurchtsvolles Schweigen gähnt, so ist wenig zu meiden: noch immer fliegen die Raben um den Berg. Wir hatten zwei Premièren von Autoren, auf die man in Ermangelung besserer achtet: Max Nordau und Ludwig Fulda. Max Nordau, das enfant terrible des modernen internationalen höheren Journallsmus, bot ein „Schauspiel", „Die Kugel" geheißen. Dr. Fritz Sickart, Rechtsanwalt, ist der Sohn eines Kutschers und einer Köchin. Deren Herrschaft, die kinderlose Frau von Oiderode, hat ihn in Ermangelung eines eigenen Sohnes studieren lassen und „groß gemacht". Jetzt will er aber zu hoch hinaus: er hat durch einen gewonnenen Ehescheidungsprozeß eine Dame sich ersiegt, von hohem Adel, die nicht abgeneigt wäre, seine Braut zu werden. Leider sehen wir aber von Anfang an, daß Fritz irgend welchen Glückes wenig würdig ist, da er seine Mutter, das untilgbare Zeugnis seiner niederen Geburt, schlecht behandelt, und leider erfahren wir nach und nach immer mehr und immer schlimmeres: daß er sogar eine Braut von früher her hat (Nähterin), daß er sie ganz verleugnet, daß er von ihr sogar ein Kind hat, das er auch verleugnet, und endlich, daß er sogar, wenn auch unter mildernden Umständen, bedeutende Unterschlagungen zur Sicherung seines Glücks gemacht hat; so daß wir denn am Schlusse völlig einstimmen werden, wenn er mit Mutter, Kind und Frau nach Amerika ziehen und dort die Nase weniger hoch tragen will. Denn, wie der Dichter sehr richtig sagt, es war nicht nur schlecht, es war auch unklug von ihm, seine Mutter als hemmende „Kugel" zu betrachten, das Symbol des „Ankers" wäre passender und glückbringender gewesen. Trotz mancher feinen psychologischen Beobachtungen, an Sickart, seiner Mutter und Sickarts hoher Braut, Gerda von Doebbelin, und sicherer Zeichnung, so von Ewes und Gerdas Bruder, ist das Stück recht eigentlich selbstverständlich und kalt und vermag weder über die Wenigkeit seiner Empfindung, noch über den Mangel an seinem dramaturgischen Instinkt hinwegzutäuschen.

Fuldas „Kameraden" verdienen weniger Worte: es ist ein fades Lustspiel, das geistreich sein möchte. Es versucht das mit so harmlosen Familienblattmitteln, daß es damit nur bei dem Publikum des litterarischen Theaterdirektors, im Deutschen Theater, Glück haben konnte. Emanuel Reicher karikiert darin in der Maske Hermann Bahr, in der Sprache noch alle möglichen andern Leute. Vielleicht wäre es geistreicher geworden, wenn es nur an ihm gelegen hätte. Man wartet durch vier Akte auf einen ungequälten Witz oder natürlichen Humor. „Regie": Cord Hachmann.

Das Berliner Theater spielt Arthur Fitgers „Hexe". Leider wirkt das Stück nicht mehr recht mit seinem Gemisch von liberalen Empfindungen und archaistischer Sprechweise. Auch das Berliner Theater ist — nicht besser geworden, seit Barnay ging.

Das „für das Volk" gegründete „Schiller-Theater" erfreut sich der rührenden Fürsorge der jüdischen Kritik und des regen Besuches des zahmsten und anständigsten Mittelpublikums. Was ich davon sagen kann ist nur: es ist unerhört, daß man sich anmaßt, das Volk durch Schmierenkomödie zu erheben und zu erziehen.

* * *

Auch was malt in Berlin oder in Thon knetet, rührt sich allmählich zum Beginn der Saison; Schulte hat schon dreimal das Arrangement gewechselt. Bei Schulte Unter den Linden, wo von unsern höchsten und allerhöchsten Herrschaften die Crême und Elite verkehrt, wo ehrfurchtsvoll staunend der gewöhnliche Mann aus dem Volke das eigne Urteil seines Kaisers aus dessen eignem allerhöchsten Munde vernehmen kann, schimmert und prangt auch an den sorgsam drapierten Wänden nur die Crême und Elite der Berliner und der auswärtigen Kunstwelt. All die Namen noch Lebender, die in schon veralteten Kunstgeschichten ihren Platz behaupten, und deren Bilder im derben Holzschnitt die Sonntagsbeilage des „Kreisanzeigers" und in geschmackvoller Buntfarbigkeit die „Moderne Kunst" schmücken, begegnen sich in Schultes Salon: die beiden Achenbach, welche hoch stiegen auf der Staffel des Preises, Hans Dahl, der stets schwärmende, und der ungleich unausstehlichere Eugen von Blaas, Max Volkhart, — sie alle, die berühmt wurden nach dem Ebner-Eschenbach'schen Rezept, das mein heutiges Kalenderblatt ziert: „Sag etwas, das sich von selbst versteht, zum ersten Mal, und Du bist unsterblich" — nur, füge ich hinzu, sag's nicht zu oft, sonst kommt diese Unsterblichkeit nur Deinem „Geldbeutel zu nutze". Auch höhere Namen sieht man manchmal bei Schulte: Der fromme Gebhardt scheint schon Gnade gefunden zu haben vor hohen Augen; Benjamin Vautier ist ein oft gesehener Gast, und gute Namen, wie Fortuny, Beulliure, Pradilla lassen sich von Zeit zu Zeit vertreten. Von Lorenz Alma-Tadema war zuerst ein „Frühlingsfest" ausgestellt, das als Perle des Salons all die delikaten Vorzüge des englischen Holländers vereinigt: neben absoluter archäologischer Beherrschung des Stoffes in allen seinen Details diese wunderbare Abstimmung der mannigfach spielenden Farben: die Marmorpracht des Tempelganges, in die blaue Syringen und zarte, üppige rote Blumen wunderbar hineingetönt sind; die festliche Schönheit dieses Zuges auserlesenster Menschenkinder im klassischen Gewand, die saubere, unfehlbar sichere Malerei des Details: um das alles vergessen wir gern, daß dieser Festzug mit seinem erhaben gezwungenen Pathos, seiner seenhaften Ordnung und Sauberkeit ebensowenig „echt" antik ist, wie irgend eins der unzähligen Werke der Kunst, die seit Göthes alternden Tagen sich mühten, den Spuren der Antike gemessenen Stelzenschrittes nachzuschreiten.

In der zweiten Ausstellung waren am bemerkenswertesten Porträts von Otto Goetze, namentlich das einer Dame im violetten Kleide. Die Dame, in lebensgroßer Figur, befindet sich im dunklen Vordergrunde vor einem Vorhang von dunklem Stoff, den sie soeben mit der Linken zurückschieben will, um in den Salon zu treten. Die Haltung ist ungezwungen und natürlich, und nirgends ein Versuch zu idealisieren. Das Gesicht ist beinah spröde charakteristisch gezeichnet: die knochigen Backen, der stechende Blick und die scharfe Linie des Profils. Aber durch die Farbenzusammenstellung liegt ein Ton unerklärlicher Vornehmheit über dem Bild. Gegen die kalten Farben des Vordergrundes und die Dunkelheit des Vorhangs ist ein wenig Tageslicht, das im Salon hell schimmert, auf zierlichen Möbeln und Stoffen ruht und auf dem Parkettboden in die Szene hineinschillert, von wunderbarer Wirkung. Goetze hatte noch mehrere Porträts von ebenso guter Wirkung ausgestellt. Dagegen vermag das große Bild von v. Brandis: „Christus „auferweckt" die Tochter Jairi" seine Dimensionen nicht zu füllen. Es lagert eine Stummheit über dem ganzen Bilde, eine gottergebene Teilnahmlosigkeit der Anwesenden, und dem Erwecker selbst scheint der Gedanke an den allgemeinen Jammer des Lebens und die Sündhaftigkeit der Menschen mehr zu beschäftigen, als sein Liebeswerk.

Kritik.

Romane und Novellen.

Hermann Stegemann: Erntenovellen. Basel, Benno Schwabe. — Für Dorf- und Bauerngeschichten handhabt der Dichter eine viel zu gekünstelte und geleckte Sprache. Das ist kein urwüchsiger Landvolkston, das ist Operettenziererei. Das ist noch viel schlimmer geschrieben, als z. B. Vautier seine zuckerigen Bauersleute malt. Und in der Malerei ist die gesunde Kunstentwicklung längst über Vautier hinaus, sie ist sogar über Knaus und Defregger hinaus. Trotz seiner schönen Begabung und seiner wackeren Absicht hat sich Stegemann total verrannt.

Guy de Maupassant: Die Wahnsinnige und andere Novellen. Übersetzt von Wilhelm Lilienthal. Berlin W. 57. Richard Eckstein Nachf. — Die Übersetzung hält sich nicht auf der Höhe des stilistisch so bezaubernden Originals. Von den zehn Novellen des Bändchens ist die erste, die „Wahnsinnige", die am wenigsten künstlerisch bedeutende, wenn auch die effektvollste. Hervorragend schön sind: „Hochzeit in der Normandie", „Dieses Schwein, der Morin", „Die Furcht" und „Pierrot".

Fedor Dostojewski: Ein schwaches Herz. Übersetzt von Hubert Putze. Berlin, R. Eckstein Nachf. — Keins von den stärkeren Werken des russischen Meisters. Mit seinem „Raskolnikow" z. B. gar nicht zu vergleichen.

Hermann Menkes: Novellen. Berlin, Freund und Jeckel. — Sechs Stücke, die sich für den schnellen Blick wie Übersetzungen von Turgenjew lesen. Kommt man direkt von Turgenjew, so fällt Menkes jedoch merklich ab. Er wirkt nicht so unmittelbar und frisch wie jener. Viel Kunst, vielleicht zu viel. Und der Menkessche Humor wirkt peinlich — frei herausgesagt —, denn er trieft von Gefühlen. Blitze hie und da. Schöne Malerei — man möchte sagen: Schönmalerei. Leistungen eines Talentes, das mit scharfen Augen auf sich acht haben muß.

Erdmann Graefer: Parcival von Berlin. Roman. Berlin, Bibliographisches Bureau. — Keine in die Augen springende Individualität. Soso. Man liest mühsam, der Stil ist gesucht reizlos. Bald scheint er etwas zu versprechen, gerade durch seine aparte Altgebackenheit und Trockenheit, bald nimmt er jeden Schimmer von Erwartung wieder zurück. Man muß vielleicht geborener Berliner sein, um dem Buche völlig gerecht zu werden, oder die nächsten Bücher des Verfassers abwarten.

Ernst Ziegler: Spinnegewebe. Roman. Zwei Teile in einem Bande. Berlin, Bibliographisches Bureau. — Ein sehr dickes Buch, an die fünfhundert Seiten. Und dieser zarte Titel, der wieder auf innige romantische oder symbolistische Künstlerschaft schließen läßt, die man aber bei der neunundneunzigsten Stichprobe immer noch nicht entdeckt. Nein, dieser dicke, derbe Romanband kann nichts Besonderes für anspruchsvolle Geister enthalten. Dutzendware in der Dichtung ist schrecklich. Ich lese das Buch lieber gar nicht und verzichte auf die Kritik.

F. de Roberto: Hermann Raeli. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Ich wünschte, dem Verleger Grobheiten sagen zu können. Eine so allerliebste Ausstattung einem künstlerisch so nichtigen Buche! Wer hat denn das aus dem Italienischen übersetzt? Warum vertritt der Übersetzer seine schlechte Wahl nicht mit seinem Namen?

Karl v. Perfall: Verlorenes Eden — Heiliger Gral. Roman in drei Bänden. Köln u. Leipzig, Albert Ahn. — Das Programm in der Vorrede hat mich gestört. Man dichtet als rechtschaffener freier Poet nicht nach Programmen. Man

schickt auch seinem Kunstwerk keine Erklärung voraus, in keinerlei Gestalt. Die Kunst spricht und erklärt sich selbst. Ich habe nicht alles gelesen, was in den drei Bänden steht, doch was ich gelesen, hat mir imponiert. Die Mache ist ja von gestern und vorgestern, nach der alten, etwas allzu deutsch schwerfälligen Schablone. Also die Form im ganzen thut's einem nicht an; da könnte sich Karl v. Perfall schon zu Besserem, Wirksamerem, Modernerem entschließen, wenn er nicht so eigensinnig sein wollte. Aber die Charakteristik ist famos. Einzelne Aperçus, Glossen, Gelegenheitseinfälle u. dergl. wirken ausgezeichnet. Man kann sich immer auf etwas Überraschendes gefaßt machen. Perfalls Haupt- und Meisterwerk, seiner würdig, steht noch aus. XYZ.

Vor dem Gewitter. Roman von Bertha von Suttner. Verlag der litterarischen Gesellschaft in Wien.

Die Menschen sind verschieden, auch in diesem Buch. Es giebt da Klerikale, Feudale, Radikale und Liberale. Nur daß alle reden. Darin sind sie alle gleich. Und ein Mundwerk haben sie! Niemand rührt den Finger. Es sind wandelnde Leitartikel der phrasenhaftesten Sorte. Lauter Wortprotzen. Alles redet, nur die Heldin nicht. Es muß auch solche Heldinnen geben. Genug, daß sie das alles anhört. Daher auch ihre Kopfschmerzen. Es kommen Sätze vor wie: „‚War Besuch hier?' war ihre erste an die Kammerjungfer, die ihr die Thür öffnete, gerichtete Frage". Dann komische Details, wie: „— ihre physische Abneigung gegen sein einigermaßen unzartes Lieben". Und wie gesagt, all das Gefasel dieser Puppen von Weltverbesserern, dieser mitteidigen Seelen, die immer nur den Mund aufthun und nie die Börse, dieser ohnmächtigen Kerle, denen es am guten Willen fehlt, dieser Bettler von Wohlthätern, nicht weil sie nichts haben, sondern weil sie nichts geben, dieser faulen Menschenfreunde! Eine Dynamitbombe zwischen sie! Wie sie nur den Mund aufreißen! Man hat das Gefühl, als hörten sie sich gar nicht zu. Alles spricht auf einmal, ein jeder seine Litanei, daß man sein eigenes Wort nicht hört und daß die arme Heldin sich schließlich gar nicht mehr auskennt. „Welche sind Ihre Bestrebungen?" fragt sie ganz zum Schluß den lautesten der Schreier. Doch das weiß er selber nicht. Er hat Elend gesehen, sagt er. Das kann ein anderer auch. Es schließt mit einem Gewitter. Daher der Titel. Aber dies will ein Gewitter sein? Zwar sind alle Vorgänge eines solchen angeführt: Blitz, Donner, Regen, Hagel, kein einziger ist ausgelassen, aber man hört und sieht doch nichts davon, so undramatisch ist dieses Gewitter und leblos, wie alles in diesem Roman. Sogar der alte Oberst — zufällig ist uns das Urbild bekannt. Ein schneidiger Haudegen, scharf wie seine Klinge, voll Kern und Elektricität. Aber was ist aus ihm geworden? Ein Buchmensch, eine Sprechmaschine, nicht zum Erkennen. — Das ist das erste Verlagswerk der litterarischen Gesellschaft in Wien.

Juliane Déry.

Aus den Erinnerungen einer Elsässerin. (Elsässische Volksschriften Nr. 30.) Von E. Avari. (Straßburg, Heitz und Mündel.

Gute Tendenzschrift, das Deutschtum im Elsaß zu stärken. Ohne Absicht auf große Kunst erzählt Avari warm und schlicht Selbsterlebtes. So lange die Preußen in diesem süddeutschen Reichsland obenauf sind und Spreewasser in den Rhein gießen, wird dem elsässischen Volkstum wenig Förderſames geschehen können, in und außer der Litteratur. Wir wollen aber mit dieser Bemerkung keinem Schreiber und Verleger das Herz schwer machen.

XYZ.

Der Medieeer und andere Novellen. Von Wilhelm Fischer. (Leipzig, W. Friedrich.)

Die titelgebende Novelle ist die gehaltvollste des Buches, das noch zwei Arbeiten

enthält: „Die Hochzeit der Bagtionen“ und „Mutter Venedig.“ Mit den Modernen und ihren tiefgründigen Seelenschilderungen hat Fischers Dichtweise nichts gemein. Er ist Pfleger der schönen Form, der schönen Sprache, der schönen Typen. Wie heute der Wind bläst, wird Fischer mit seiner Novellistik sich in der Nähe von Töchterpensionaten und Schülerbibliotheken halten müssen. XYZ.

Das braune Anneri. Münchener Gemütlichkeiten von Franz Wichmann. (Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt.)

Wichmann ist kein Dichter wider Humore. Seine Münchener Muse ist ein zahmes, sittiges Dirndi. Lustigem Treiben nicht abhold, hält sie sich an die gemütliche Außenseite der Dinge und schwimmt vergnügt, wo die Masse schwimmt. XYZ.

Lyrik.

Emanuel v. Bodman: Stufen. Zürich, Verlag von Sterns Litter.-Bulletin der Schweiz. 65 S.

Da spitzt ein feines Köpfchen herein, geistreich, schalkhaft, träumerisch, vornehm. Noch ganz im Zauber der Jugend, der ersten Anfänge in Kunst und Leben. Daher die gewinnende Frische und Reinheit. Und die Zuversicht: Dieser blonde Dichter-Jüngling wird sich, bleibt ihm das Glück hold, zu einem seibstherrlichen Künstler-Recken auswachsen. Seine „Stufen“ weisen nach leuchtender Höhe. C.

Alfred Mombert: Tag und Nacht. Heidelberg, J. Hörning. 119 S.

Auch ein Höhenmensch, ein Freiluft- und Freilicht-Dichter von gesunder Rasse. Ein Plastiker, ein Maler und ein Sänger — und oft die drei in einem. Man präge sich seinen Namen ein. Er ist ein reicher Freudenbringer. Man halte Kränze bereit. C.

Alberta v. Puttkamer: Offenbarungen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 162 S.

Ich hatte mir vorgenommen, über diese hehre Dichterin eine psychologische Studie zu schreiben. Aber da ist mir der flinke Karl Busse in Franziskus Hähneis „N. litt. Blättern“ (erste Oktober-Nr.) zuvorgekommen. Ich verweise eindringlich auf diese Arbeit, sie hat viel Schönes und Treffendes. Wenigstens habe ich in der Presse bis jetzt keine bessere Schilderung und Zergliederung der Puttkamerschen Kunst gefunden. Nur hat der jugendliche Kritiker sowohl im Persönlichen wie im Theoretischen manches zu eng und einseitig genommen und zu absolut hingestellt. Eine große, künstlerische Frauenseele ist reicher, komplizierter und hat vielgestaltigeren Unter- und Hintergrund, als ein zwanzigjähriger Kunst- und Lebensbeurteiler meint. Alberta v. Puttkamer hat in ihrem Kunstwesen zudem starke männliche Elemente, die eine Frau nicht dadurch gewinnt, daß sie aus Zorn oder Groll in die Hose springt und große Schritte macht. Männlichere Elemente als z. B. Graf Schack, Hermann Lingg, K. F. Meyer, mit denen sie sonst viel Verwandtes hat. Und eben das macht sie unter den weiblichen Dichtern zur reicheren Ausnahmenatur. Ihre Neigung zum stark wirkenden Dekorativen teilt sie mit großen Kunstgenossen anderer Gebiete, mit Hans Makart, Richard Wagner, Franz Liszt. Im Symbolistischen spürt man, daß sie eine Zeitgenossin Wereschagins ist. Man sieht, daß man stets zu den größten und markantesten Namen der modernen Kunstgeschichte greifen muß, wenn man diese Dichterin in den rechten Entwicklungszusammenhang bringen und keine von den Strömungen ihrer Lebensatmosphäre übersehen will. Das vorliegende Sammelbuch (Abteilungen: Bilder, Empfindung und Stimmung, Charakterlandschaften, freie Rhythmen, Offenbarungsnächte) führt seinen stolzen Titel mit Recht und enthält Fingerzeige genug auf Zuwachs neuer Elemente im Geist- und Gemütsleben dieser ungewöhnlichen Künstlerin und Frau. Sie hat ihr neuestes Werk ihrem „verehrten und lieben Freunde“ Ludwig Ferdinand, Prinz von Bayern, gewidmet. Eine königliche Gabe. C.

Wilhelm Weigand: Sommer. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung. 203 S.

Diese neuen Gedichte sind wie die „Offenbarungen" Alberta v. Puttkamers nur zum allerkleinsten Teile lyrische Lyrik, denn auch Weigand gehört zu jener Aristokratie moderner Künstlerschaft, die sich in heidenhafter Eroberung immer weiterer und fruchtbarer Geistesgebiete nicht genug thun kann und sich in lichter Vornehmheit des Anschauungs- und Empfindungsiebens weit über das schlechthin Volkstümliche hinausgerückt fühlt. Da ist nichts mehr vom Singen wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet, da ist selbst der scheinbar einfachste Gefühlsausbruch durch das Medium einer raffinierten Kultur zu geläuterter Form gelangt. Das Elementare zittert nur als tiefe Stimme im Orchester und verstärkt durch seine Resonanz das reiche Klanggewebe überfeinerter Bildung. Und nun — ein Königreich für einen Dudelsack! Ganz China und Japan für ein Schnadahüpfl! C.

Friedensstimmen. Eine Anthologie. Herausgegeben von Leopold Katscher. In Prachtband Preis 6 Mk. Leipzig, Ernst Hoppes Verlag.

Friedfertigung, Versöhnung, gemeinsame Kulturarbeit der Nationen — das klingt aus jeder Zeile dieser prächtigen Sammlung. Was Byron, Hamerling, Keller und noch viele andere Poeten über Krieg und Frieden gesagt und gedichtet, was Staatsoberhäupter, Diplomaten, Gesetzgeber, Feldherren, Philosophen, Historiker und Schriftsteller darüber geäußert, wir finden es hier in trefflichster Auswahl zusammengetragen. Das, was all' den hier versammelten Geistern gemeinsam ist, kann man wohl den lichtfreudigen Glauben an die Evolution nennen. Die Entwickelung der Menschheit wird die Kriege beseitigen, wie sie die Ketzergerichte und die Hexenverbrennung beseitigt hat, sie wird das Recht an die Stelle der Gewalt auch bei den großen Reichen setzen, wie sie es schon vorher bei Feudalherren und Bundesfürsten gethan hat. Wer es noch nicht weiß, kann es übrigens aus dieser Sammlung ersehen, daß der Gegensatz von „national" nicht „international", sondern „antinational" heißt: Männer von kräftigstem nationalen Empfinden, wie Robert Hamerling, sehen wir die weiße Fahne entfalten. Ich weise besonders auf Hamerlings „An die Nationen" und Gottfried Kellers „Der Traum als Wahrheit" hin. Den Beschluß der Sammlung bildet eine Reihe vortrefflicher Erzählungen. Möge man das Buch lesen und auch kaufen, auch außerhalb des Kreises der fünfhundert deutschen Litteraturfreunde! A. Berger.

Im Morgenlicht. Gedichte von Wilhelm Langewiesche. (Leipzig, H. Haessel.)

Langewiesche ist ein Dichter der strengen Form; Einer jener, die mit dem Herzen dichten und mit den Augen, die aber dem Ohre keine Konzessionen machen. Er ist bei Meyer und Keller, — vielleicht auch bei Gustav Falke — in die Schule gegangen und hat dort die Kunst der klaren Sprache und der sicheren monogamen Töne gelernt, so daß an seinen starren Versen und an der Renaissance der Stoffe ein leiser Hauch des Humanismus ist, wie an schwerer, dunkler Seide.

Er hat Gefühl, deutsches Gefühl, aber er stellt die dekorative Form darüber, so daß es manchmal gezwungen nach außen tritt, mit einem scholastischen Beiklang von Pedanterie.

Es ist ein Gedicht „Antinous" in dem Bande, — ein zartes Bild mit einer leisen, perversen Note, und ein zweites „Ganymed", — die beiden Gedichte sind Meisterwerke in ihrer Art. K. R.

Dramen.

Ernst Rosmer: Königskinder. Ein deutsches Märchen in drei Akten. — Berlin, S. Fischer, 1895.

Personen: Der Königssohn, die Gänsemagd, der Spielmann, die Hexe, der Holz-

hacker, der Besenbinder, der Ratsälteste, der Ratsherr, der Wirt, die Wirtstochter, der Schneider, die Schenkmagd, die Stallmagd, der Hausknecht, der Thorwächter. — Ja, die alte Hexe kommt vor, die uralte Linde, die kluge graue Gans, die Hütte, der Brunnen, die Lilie und die Waldtaube. Und die jungen Leute lieben sich. Die alte Geschichte. Sie bleibt ewig neu. Die uralte Linde hat nichts von ihrer Frische eingebüßt, die Hexe nichts vom Grausigen. Doch was ist das für ein Märchen, wo die Gänsemagd nicht Königin wird? Wo alles, was hold und gut, zugrunde geht? Hexe, Gänsemagd, Königssohn, laßt euch warnen, bleibt im Hellawald, zieht nicht nach der Hellastadt! Dort sind Leute, dort beginnt das Leben, die Tragik und aus dem Märchen wird ein Theaterstück, ein symbolisches Theaterstück-Stück und das ist das Schreckliche.

O, diese alte Schulmeisterin von Symbolik! Sie soll ihre schönen Reden für sich behalten. Wie gehen sie einem durch Mark und Bein, gar, wenn sie nichts beweisen, indem sie bloß die Wahrheit beweisen! Man glaubt der Gänsemagd die Prinzessin nicht. Das ist nun einmal so. Warum mit Fingern darauf zeigen? Ist denn die Thatsache gar so beschämend? Und der Schweinehirt ist kein Kronprätendent! Das giebt's nicht. Auf der Bühne nicht! Wo wäre das je vorgekommen? Das gehört ins Märchen. Dem Prinzen im Märchen glaube ich alles, dem Märchenprinzen auf der Bühne nichts. Wer sagt mir, daß dieser hergelaufene Knabe ein König ist? Sein Kronenreiflein? Wiederum ein Symbol! Man kommt zu keinem Genuß.

Ja, wenn es bloß ein Märchen wäre — wie würde ich da lachen und weinen in leichtfertigster Gläubigkeit! Aber wir sind ja im Theater. Da bin ich ein ganz anderer, nicht mehr so dumm, daß ich alles verstünde, nein, verstockt klug und werfe mein Mitleid nicht zum Fenster hinaus. Der Bettler bleibt für mich ein simpler Bettler, so lang ich ihn nicht als König gesehen. Ich muß ihn beneidet haben, wenn ich ihn bedauern soll. So bin ich und will alles besser wissen. Warum z. B. diese Symmetrie? Der erste und der letzte Akt bilden ja Pendants. Dort ist Sommer, hier Winter. Ja, es ist uns warm und kalt — schade um das Märchen, tausendmal schade! Das Stück raubt ihm alle Naivität. Freilich rächt es sich und nimmt ihm dafür alle Kraft. Wenn aber auch zwei so selbständige Naturen sich ergänzen wollen, wo doch bekanntlich zwei Ganze kein Ganzes geben. Man bietet uns zu viel, wir haben nichts davon. Theaterstück und Märchen! Zuviel des Glücks! Wir wollen ein tête-à-tête, jawohl, ein gutes Stück. Das Wort ist fast eine Beleidigung für das holde Märchen. Was will es aber auf der Bühne? Seine Reize zeigen, weil es schade wäre, so viel Waldduft zwischen Einbanddecken zu begraben, so viel Shakespearischen Humor? Freilich, die groben Kerle reden grob, daß es ein Vergnügen ist. Doch wenn es das Lampenlicht nun einmal nicht verträgt? Trotz seiner machtvollen Süßigkeit und allem, was an ihm so phantastisch schlicht ist und so leidenschaftlich zart.

Daß so viel Schönheit dazu noch sich mit der Moral abgiebt! Wozu denn? Ich will nicht besser werden, nein, nein. Überhaupt kein Märchen hören! Ich bin kein Kind mehr, ich bin das Publikum.

Juliane Déry.

Hans Dietrich Horn: Dora. Ein soziales Drama in sechs Aufzügen. Leipzig, W. Friedrich.

Kurt, der Sohn eines Kaufmannes, tritt auf: „Auch heute, wie die letzten heißen Tage, führt sie die lahme Mutter in den Abendschatten; und täuscht mich nicht des Zufalls Laune, so kehrt auch heute das Mädel bald ins Haus zurück allein — —

Dora, die Tochter eines Webers, bleibt starr in der Thür stehen: Hinweg, Versucher!

Kurt: Duld' mich, Du Engel! Nur einmal noch muß' ich Dich sehen.

Oder:

Frau Hartwig, des Webers Gattin: Gieb auf Deine Arbeit acht, mein Kind; laß Deine Augen nicht so viel da draußen schweifen! —

Der feinhörige Leser wird an diesen Proben sofort merken, daß der Verfasser kein Moderner ist, auch kein Realist noch Symbolist. Ich fürchte, Horn hat sich als Dramendichter einen zu schweren Stand erwählt, sein unbefangenes Herz hat ihm einen bösen Streich gespielt. M. G. C.

Volkswirtschaftl. Litteratur.

Vor uns liegt ein neues Buch mit einem alten Artikel. Das neue Buch heißt: „Kritische Beiträge zur Erkenntnis unserer sozialen Zustände und Theorien". (Von Prof. Dr. Julius Platter, Basel, Müller 1894); und der alte Artikel: „Die geplante Alters- und Invalidenversicherung im Deutschen Reich". Er hat, wie man sieht, schon einige Jahre im Pult des Professors gelegen, ehe er der Ehre der Druckerschwärze teilhaftig wurde. Er erblickte im Heilsjahr 1888 das Licht der noch von Bismarck regierten Welt. Aber er ist so wahr und zutreffend, dabei in seinen scharfsinnigen Ausführungen so brillant, daß er gerade so gut heute, nachdem das famose Klebegesetz zur allgemeinen Befriedigung schon so und so viele Jahre blüht, gedeiht und wächst, geschrieben sein könnte. Eine für einen Professor geradezu verblüffende Intelligenz legt der treffliche Autor schon in den Einleitungsworten an den Tag. Durch welche Brille, — so ungefähr fragt er, — sehen unsere „Berufenen" in allen in Frage kommenden Fällen der Gesetzgebung, Reformierung ꝛc. die Angelegenheiten des Volkes an, durch welches Glas jene der „Gesellschaft". Im letzteren Fall fragt man: „Was wünscht der Grundbesitzer, der Fabrikant, der Großkaufmann?" und im ersteren, wo es sich um Interessen des Volkes handelt, da fragt man — genau dasselbe! Man fragt nie: „Was will das Volk, was nützt ihm?", sondern nur: „In welcher Weise sollen wir es bevormunden?" Und warum? Das ist doch sehr einfach: Die oberen Klassen hält man a priori für mündig und jene, die wenig oder nichts haben, für unmündig. Voilà tout! Ob dem Volk die neuen Gesetze nützen, ob es danach verlangt hat, ja ob sie seinen Bedürfnissen nicht direkt entgegenlaufen, wer kümmert sich darum. Ob das Volk lacht oder weint, — du lieber Himmel, solche Bagatelle kann unsere Verdauung nicht stören. Dies Verfahren ist lange Jahre, Jahrzehnte, ja Jahrhunderte lang das gültige gewesen. Die Leute, von unten, das Heer der Straße hatte nicht Bildung und Kenntnis, es hatte nur das quälende Gefühl des Hungers und das beißende der Kälte im eisigen Frost, aber daß man die Forderungen des bellenden Magens und der erstarrten Hand auch in Worte zu formulieren vermöchte, so klug waren die Bettler von gestern noch nicht, und darum hungerten und froren sie mit dem Vieh in Feld und Wald um die Wette. Allmählich kam aber ein frischer Wind in die verlotterte Gesellschaft, in das stagnierende Gewässer, und zum blassen Schrecken aller Gutgesinnten muß es leider konstatiert werden, daß die Sozialdemokraten dem neuen Kurs den Weg bahnten, nachdem alle möglichen kläglichen Versuche impotenter liberaler Spielarten elend gescheitert waren. Zuviel auf einmal darf man aber von niemand im heiligen deutschen Reich verlangen.

Und so kann auch nicht über Nacht der ganze Kartenhaus-Plunder über den Haufen gestürzt werden. Das Gute aber ist erreicht, daß der Kategorie der professionellen Gesetzmacher energisch der Wille des Volksbewußtseins gegenübergestellt, und allmählich wird aus dem Willen die Kraft erstehen. Bis dahin wird noch mancher Tropfen ins Meer fließen, und

noch manche jammervolle Pfuscherarbeit, wie die des „Alters- und Invalidenversicherungsgesetzes" wird unbeweint zu Grabe getragen werden müssen.

Die Vertreter der Arbeiter im deutschen Reichstag, — das sind doch die sozialdemokratischen Abgeordneten, oder wer sonst? —, verlangten Schutz für den thätigen Arbeiter, sein Weib und seine Kinder, und man gab ihnen eine Krankenversicherung. Sie verlangten Besserung der Arbeitsbedingungen, und — man gab ihnen? Steine anstatt Brot! Der offizielle Titel lautet: „Alters- und Invalidenversicherung".

Überaus großartig hieß es in der sogenannten kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881, es solle ein höheres „Maß staatlicher Fürsorge" für den Arbeiter zur Anwendung kommen. Wir kennen solche Redensarten zur Genüge. Es handelte sich lediglich um eine Armensteuer. Der Arbeiter sollte, — nicht seiner selbst, sondern der anderen, der Besitzenden und Unterstützungspflichtigen wegen, — gesetzlich gezwungen werden, für sich selbst zu sorgen und von seinem geringen Verdienst noch den mühsam abgesparten Groschen herzugeben, um die Armenpflege zu entlasten.

Es braucht nicht zum tausensten Mal ausgeführt zu werden, daß sich die städtischen Arbeiter, besonders im Westen des Reichs, nach dem neuen Gesetz wesentlich schlechter stehen als vorher, daß eine Jahresrente von 120 Mark nicht mehr ist, als eine elende Bettelsuppe. Resumiert man alles, was pro und contra zu diesem Kapitel hervorgebracht werden kann und untersucht man näher „Nam' und Art" der sogen. Reform, so kommt man unschwer zu dem Resultat: In Wirklichkeit ist von einer Altersversicherung überhaupt nur zum Schein die Rede, nur der kaiserlichen Botschaft halber, und die Invalidenversorgung soll nichts weiteres sein, als Armenpflege auf Kosten der Armen. Daher kommt es, daß die Arbeiter in ihrer großen Masse längst schon mißtrauisch gegen den Staat mit seinen sogenannten Wohlthaten geworden sind. Darum haben sie sich immer mehr denen mit Haar und Haut überliefert, die ihnen positive Dinge versprechen: den Sozialdemokraten. Sind diese wirklich so „staatfeindlich", wie man ihnen in die Schuhe schiebt? Darüber läßt sich streiten. Es ist gut, hin und wieder etwas Geschichte zu treiben. Wer hat z. B. anno 1776 im wunderschönen Frankreich das Vaterland mehr geliebt: Turgot oder Marie Antoinette? Jedenfalls hält die „Staatsfeindlichkeit" der Sozialdemokraten den Vergleich mit manchem alten deutschen Liberalen aus, der, — nach der üblichen Häutung, — heute in Amt und Würden sitzt. Darüber kann jeder glauben, was er mag; aber das Eine steht fest: es ist vollständig verlorne Liebesmühe, den deutschen Arbeiter glauben zu machen, daß die Leute, die vorläufig noch „Ja" oder „Nein" beim Regieren zu sprechen haben, ihm wohlwollend gesinnt sind. Er wird solange nicht daran glauben, solange diese jeden Versuch der Arbeiter, ihre Wünsche öffentlich kund zu thun und ihre Interessen durch Vereinigung und Organisation zu fördern, auf möglichst feindselige Weise zu unterdrücken suchen. Der soziale Frieden wird nämlich nicht nur von „unten", sondern sehr oft auch — von „oben" gestört. XYZ.

Der Anarchismus und seine Heilung. Von Emanuel. Leipzig, W. Friedrich. 47 S.

„Es giebt gegen die Unvernunft kein anderes Heilmittel als die Vernunft, welche nicht durch die bloße Theorie, sondern durch die Praxis gelehrt wird. Die Anarchisten rekrutieren sich meistens aus jungen Leuten, denen es noch sehr an Erfahrung im Leben fehlt. Der Egoismus, Eigendünkel und Größenwahn, durch den sie sich auszeichnen, ist eine Widerspiegelung der Eigenschaften unseres Zeitalters. Wo sollten diese Leute auch selbstlose Menschenliebe lernen, wenn sie sehen, wie von oben

nach unten jeder nur nach dem eigenen Vorteile haſcht und einer den anderen betrügt . . . wie überhaupt der Beweggrund von allem Handel und Wandel in allen Ständen nur die herzloſeſte Gewinnſucht iſt?"

Die Regierungen, die ſich gegen den „Umſturz" verbünden, ſollten darum zunächſt den eigenen Stall ausmiſten, ſie ſollen nicht wähnen, daß mit verſchärfter Bevormundung und Unterdrückung die Kraft der Erkenntnis und Selbſtbeherrſchung bei den Menſchen vermehrt oder durch den Polizeibüttel Unvernunft in Vernunft verwandelt werde. Mit brutaler Gewalt und dergleichen ſind geiſtige Verirrungen nicht ins Geleiſe zu bringen. Dies der Standpunkt des Verfaſſers — und der unſrige. Die Schrift iſt durchaus klar und vornehm geſchrieben. M. G. C.

Felix Schroeder: Der Tolſtoismus. Autoriſierte Überſetzung aus dem Franzöſiſchen. Dresden, Alexander Beyer (E. Pierſons Buchhandlung). 118 S. — (Überſetzername nicht genannt.)

Wie der Verfaſſer angiebt, wehrte ſich Tolſtoi ſelbſt, dem er das Manuſkript zur Billigung vorlegte, gegen den Ausdruck „Tolſtoismus", denn was Schroeder als ſolchen bezeichne, ſei nur ein Zurückgehen auf die einfache, klare, unentſtellte Lehre Chriſti. Allein ſo unzutreffend iſt dieſe Bezeichnung doch nicht. Denn Tolſtois neukonſtruiertes Chriſtentum trägt ſtarke, perſönliche Grundzüge und Grundfärbung. Schroeder feſſelt durch ungemein lichtvolle und ruhige Darſtellungskunſt. Es behandelt in drei Hauptabſchnitten die Bildung der Lehre im allgemeinen, dann über Sittlichkeit und Sozialismus, die Bedeutung der (Tolſtoiſchen) Lehre für die Gegenwart. Dazu kommen noch trefflich geſchriebene Einleitungs- und Schlußworte. Der Verfaſſer ſtrebt nach höchſter Treue in der Darſtellung der Tolſtoiſchen Weltanſchauung und enthält ſich jeder perſönlichen oder kritiſchen Einmiſchung. M. G. C.

Tolſtoi: Das Reich Gottes iſt in Euch oder: Das Chriſtentum als neue Lebensauffaſſung, nicht als myſtiſche Lehre. Vom Verfaſſer autoriſierte Überſetzung von R. Löwenfeld. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. 526 S.

Der elegant ausgeſtattete, trotz ſeiner großen Seitenzahl handliche Band verdiente als Hausdibel oder Andachtsbuch in jeder gebildeten Familie eine Stätte. Zur Anregung des Geiſtes und Sammlung des Gemütes iſt dieſes Buch des gefeierten Schriftſtellers wie kein zweites geeignet. Tolſtoi iſt kein Denker erſten Ranges, aber er iſt ein Menſch erſten Ranges. Er hat nicht das Genie des Kopfes, er hat das Genie des Herzens. Es giebt in der wüſten Kulturbarbarei und Lebensniedertracht des heutigen civiliſierten Europa wohl keine gütigere und mutigere Seele als die ſeine. Darum nimmt er in der ſchreibenden Welt der Gegenwart eine von keinem anderen Berufsſchriftſteller auch nicht annähernd erreichte Höhe ein. Alle ſtubenmäßigen Schriftgelehrten und offiziellen Pfaffen des Katheders und der Kanzel ſind nicht wert, ihm die Schuhriemen aufzulöſen. Der unfehlbare Papſt in Italien iſt ein winziger Zwerg neben dieſem Koloß. Tolſtoi iſt der wahre heilige Vater, ein echter Stellvertreter des chriſtlichen Gottes, ein bewundernswürdiger hoher Prieſter der chriſtgläubigen Menſchheit. Für den ruſſiſchen Zar giebt es keine größere Demütigung, als einen ſolchen „Unterthan" in ſeinem „Reiche" zu haben. M. G. C.

Kunſtſchriften.

Goethes Leben und Werke. Mit beſonderer Rückſicht auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Von Eugen Wolff. Kiel und Leipzig, Lipſius & Tiſcher. 380 S. Preis Mk. 5.—.

Ein reiches, gutes Buch. In der Verteilung des Stoffes vereinen ſich Überſichtlichkeit, Knappheit, Eindringlichkeit aufs glücklichſte. Klarer und überzeugender wurde

das Adventfeſt Goetheſcher Kunſt- und Lebensgeſtaltung der von Konfuſion und Heilsſehnſucht erfüllten Menſchheit noch nicht in modernen Lauten verkündigt. Man braucht mit dem Verfaſſer nicht in allem einig zu ſein, um ihm herzlichen Dank für dieſe Leiſtung zu zollen. Durch die Art ſeiner Gruppierung und Beleuchtung vermag Wolff ſelbſt eindringliche Goethekenner zu neuen Schätzungen anzuregen. Immer ſchärfer treten die Linien hervor, die Goethes Stellung zur Gegenwart, ſeine typiſche Bedeutung für die nächſte Zukunft der vaterländiſchen Kulturentwickelung markieren. Dürfen wir hoffen, in Deutſchland jemals einem Goetheiſchen Zeitalter entgegenzugehen? Wäre unſerem Volke ein ſo ſtrahlendes Glück beſchieden? — Vor allem wird die junge Generation, die ihre erſten Geh- und Urteilsverſuche in vaterländiſcher Litteratur macht, aus dieſem Buche viel Erſprießliches lernen können — namentlich wenn ſie Mark genug in den Knochen und Saft im Gehirne hat, um ſich nicht von dem quietiſtiſchen Ideal jener Phantaſten narren zu laſſen, die in neuer Variation die Litanei der art pour l'art anſtimmen, das romantiſch pipſende Hohelied unmännlich ſchwächlicher Schöngeiſterei. M. G. C.

Der neue Kurs. Litteratur, Theater, Kunſt Journalismus der Gegenwart. — Neue Folge von „Neuland“: Bücher und Menſchen der modernen Welt. Von E. Menſch. Stuttgart, Levy & Müller. 326 S.

Das Buch verleugnet ſeinen Urſprung nicht: es ſtammt zum größten Teil aus der Zeitung. Es iſt ein gutes Informationsmittel. Als Arſenal durchſchlagender äſthetiſcher Urteile iſt es nicht zu gebrauchen. Dazu fehlte der Verfaſſerin die Möglichkeit eigener Durcharbeitung des ungeheuren Stoffes. Man muß bedenken, daß Fräulein Dr. Ella Menſch in Darmſtadt, alſo recht eigentlich in der „Diaſpora“ lebt und aller direkten, unmittelbaren Fühlung mit den modernen vorwärtstreibenden künſtleriſchen und litterariſchen Kräften entbehren muß. Bei einem ſolchen Abſeitsleben in partibus infidelium iſt es geradezu ein Wunder, die friſche Energie zu bewahren, um Werke wie das vorliegende zuſammenzubringen. Alles muß aus der Lektüre geſchöpft werden, aus Zeitſchriften und Zeitungen, und die neuen Bücher, ſoweit ſie ſich die Verfaſſerin nicht aus eigenen Mitteln anſchafft, erhält ſie in Darmſtadt einfach nicht, denn die böſe Moderne hat dort keine öffentliche Sammelſtelle wie in anderen wirklichen Kulturcentren. Die Verfaſſerin arbeitete alſo unter den denkbar ſchwierigſten Umſtänden. Sie mußte ſich begnügen, an Material zuſammenzuſchleppen, was in ihrem Bereiche zuſammenzuſchleppen war und den Rieſenhaufen von Notizen über Werke und Wirkende leidlich überſichtlich zu ordnen und in einen gewiſſen Zuſammenhang zu bringen. Streng wiſſenſchaftliche Anſprüche kann alſo das Buch ſo wenig erheben, wie überragend ſubjektiv künſtleriſche. Aber es hat ſeinen unbeſtreitbaren Wert als Informationsmittel für alle, die ſich kurz und bündig über die vielgeſtaltige, ſchöngeiſtige Arbeit der Gegenwart unterrichten und mit Namen und Werken wenigſtens oberflächlich auf dem Laufenden bleiben wollen. Allerdings iſt bei dieſem Gebrauche Vorſicht nötig. Denn wenn die Verfaſſerin in begeiſtertem Sammeleifer auch die kleinſten Skribaxen in irgend einer dunklen Litteratur-Ecke oder in irgend einem entlegenen journaliſtiſchen Mausloch entdeckt und liebevoll ans Licht gezogen hat, ſo iſt ihr dafür das andere paſſiert, daß in ihrem Autorenverzeichnis manche hellſtrahlende moderne Dichternamen fehlen. Ich will der Verfaſſerin gleich vier auf einmal nennen: Marriot, Rudolf Lothar, Arthur Schnitzler und Juliane Déry. Wenn ihr nicht alle nötigen Zeitſchriften zur Hand ſind, ſo kann ſie im Kürſchner über Leben und Thaten der Betreffenden ſich informieren. Alſo das Buch hat Lücken. Es hat aber auch irreführende

Raummaße. Über manchen Knirps sind ganze Seiten vollgeschrieben und der Riese wurde mit zwei Zeilen abgethan, geringwertige, von der Zeitungsreklame aufgebauschte Werke sind breit und eingehend behandelt, bedeutsame Leistungen nur summarisch erwähnt. Wie will man aber auch in dem ästhetisch verzwickten Darmstadt, in der chinesisch vermauerten Litteratur- und Kunst-Spießbürgerei die rechte Perspektive für das täglich neue Bilder bietende, heiß bewegliche moderne Geistesleben gewinnen? Man kann nur beklagen, daß die hochbegabte, dienenfleißige Verfasserin — unter Larven die einzig fühlende Brust — in Darmstadt ihr Tagewerk verrichten muß. Es ist ein tragisches Los, ein Leben wie in der Verbannung. M. G. C.

Hermann Bahr: Studien zur Kritik der Moderne. Mit dem Bilde des Verfassers in Lichtdruck. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt (Rütten & Loening). 325 S.

Der schön ausgestattete Band bildet das dritte Stück in der Reihe der seit 1890 erschienenen gesammelten Aufsätze über die moderne Bewegung in Litteratur und Kunst. Er gliedert sich in vier Teile: Kritisches (vier Nummern, darunter „Decadence", „Symbolisten" und „Satanismus"), — Litteratur (sechzehn Nummern), — Malerei (fünf Nummern), — Theater (vier Nummern). In dem reichen Füllhorn vermißt der ästhetische Nimmersatt vielleicht einen Artikel — Tanzkunst! Den ist uns Bahr in der That noch schuldig. Seit Heinrich Heine ist wohl kein Kritiker mehr aufgestanden in deutschen, pardon, europäischen Landen, der uns pikantere und geistvollere Deutungen dieser bezaubernden Zeichenkunst zu bieten vermöchte. Was Hermann Bahr von seinem Freunde Barrès rühmt, ist er bekanntlich selbst: parfait magicien d'ironie morale. Ein Zauberer und Tänzer, den unser Zarathustra-Nietzsche leider nicht mehr mit heilem Hirn erlebt hat. Gleichviel wie sich einer zu Bahr stellt: ein Erlebnis und ein Glücksfall ist dieser wunderlich herrliche Geist für alle heilen Hirne und starken Herzen. So selten ist seine Art und so entzückend, daß eine taube Nuß in ihrer bewundernswerten Vergüldung von seinem Gabenbaum uns wertvoller dünkt, als ein Scheffel Kartoffeln vom nahrhaftesten Acker. Das soll aber allen Absprechern und Neidlingen auch bei dieser Gelegenheit wieder um die Ohren gerieben werden: Bahr wälzt in einem einzigen seiner kritischen Bücher mehr Ideen und schleppt mehr Probleme und sachliche Merkwürdigkeiten zu Hauf, als der gelehrteste Ästhetikprofessor in einer endlosen Semesterreihe. Nicht zu reden von seinem feinen Verständnis für Dinge und Nüancen, von denen sich unsere hochgelahrte Weisheit auf den offiziellen Kathedern in den nächsten fünfzig Jahren noch nichts träumen lassen wird. Und auch andere heute vielgerühmte Leute werden mit ihren „Hauptströmungen" wie mit ihren feuilletonistischen Rieselbächen in allerlei neuen und alten Pressen vor der wachsenden Bedeutung der Bahr'schen Kritikbücher und ihrem unerschütterlichen Dokumentenwert in stille Schattenwinkel treten. Was schwächliche Nachahmer und Nachschwätzer ohne Eigenpersönlichkeit an ihm sündigen, kann nur Unverstand und Bosheit ihm aufs Schuldkonto schreiben. Durch einen Einzigen kann Bahr verdorben und ernstlich belastet werden: durch Bahr selber. Mögen ihm die Götter gnädig sein! M. G. C.

Christian Wagner: Neuer Glaube. Mit dem Bild des Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. (Litterarisches Schatzkästlein, I. Band. 108 S.)

Dieser Christian Wagner ist seines Zeichens Bauer in Warmbronn (Württemberg). Wie aber nach Goethe ein Komödiant einen Pfarrer belehren kann, so vermag dieser einfache Landmann Dinge zu reden und künstlerisch zu gestalten, von denen sich viele Kunstgelehrte und Kunstdichter nichts träumen lassen. Ihnen zunächst möchte ich das vorliegende Werkchen in der allerliebsten Schatzkäst-

lein-Ausgabe empfehlen. Vielleicht daß einige unter ihnen doch noch unverbildet genug sind, um nach dieser ersten Lektion auch noch Wagners „Sonntagsgänge“ und „Weihegeschenke“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) auf sich wirken zu lassen. Der „Neue Glaube“ giebt in katechetischer Form mit eingestreuten (vorzüglichen!) Gedichten eine Lebens- und Weltanschauung, die sich auf künstlerisch-ethische Werte gründet und im Innersten der erhabenen Art Goetheischer Kultur entspricht. Ist das nicht merkwürdig? Goethe neuerstanden im Sinn und Gemüte eines Bauersmannes, nachdem ihn die Philologen und Waschzettel-Historiographen entseelt und begraben haben? Dem akademischen Hochmut der Kunstgelehrten und Kunstdichter und Kunstschwätzer ins Gesicht: Christian Wagner ist in seiner tiefsinnigen, tiefinnigen Weise dem ästhetischen Ideal der wahren Kulturmenschheit näher gekommen, als ihr alle mit eurem papiernen Wortkram — und dabei hat er eine so heilig-ehrliche Überzeugung und so göttlich-schöpferischen Ernst, daß ihr euch alle mit eurem ungläubigen Wischiwaschi davor verkriechen dürft.

M. G. C.

Wilhelm Weigand: Das Elend der Kritik. München, G. Franzsche Hofbuchhandlung (H. Lukaschik). 126 S.

Der Verfasser ist ein Berufener. Er steht als Dichter, Essayist und Kunstfreund seit Jahren auf dem vordersten Plan der modernen Bewegung. Seine Worte haben Gewicht. Seine kritischen Untersuchungen zeigen umfassendes Wissen, Gedankentiefe und hochentwickelten Sinn für Schönheit. Vielleicht beschäftigt er sich in vorliegender Schrift zu überwiegend mit den Meinungen der Franzosen, statt uns mit der ihn auszeichnenden Gründlichkeit und Anmut seine eigene Gedankenwelt zu erschließen. So führt auch der Titel ein wenig irr, denn erst am Schluß kommt die Rede auf das Elend der Kritik, während der größte Teil von dem Wesen, der Sonderart und recht eigentlich von der Kunst der Kritik handelt. Wie dem auch sei, interessant und belehrend ist das Werk von der ersten bis zur letzten Seite und ein Muster stilistischer Vornehmheit.

M. G. C.

Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung. Von Peter Johannes Thiel. Berlin, Bibliographisches Bureau.

Der Mann hat einen gewaltigen Scheim im Nacken und ein höchst persönliches Schönheitsideal im Herzen. Seine Geißelhiebe zielen gut, aber treffen das Ziel nicht immer. Es ist zu viel Hopsasa im Ausschwung; denn der Geißelschwinger ist zugleich ein Tänzer, in ausgelassener Drehung. Oft wirbelt alles, Gedanken, Worte, Bilder, wie kaleidoskopische Visionen. Wer aber als geduldiger Beobachter bis zum Schlusse des tollen kritischen Schauspiels aushält, kommt auch im Ernste auf seine Rechnung und klatscht vergnügt Beifall. Der Verfasser verspricht im Vorwort bald mit eigenen Kunstwerken aufzuwarten. Das beweist neben anderem ritterlichen Sinn, den Angegriffenen im voraus Revanche anzubieten.

M. G. C.

Martin Feddersen: Die Entartung der Münchener Kunst. (München, F. Scholl.)

Nicht etwa die Kunst des Bierbrauens oder Biertrinkens versteht Martin Febbersen unter „Münchener Kunst“, sondern die Malkunst, wie sie von den Sezessionisten geübt wird. Das däucht ihm die spezifisch Münchener Kunst. Und die däucht ihm in spezifischer Entartung. Und da thut ihm das Herz weh. Und da räsonniert er nun und begehrt auf und nimmt die Feder voll. Es ist ihm bitterster Ernst. Das Merkwürdige ist aber, daß die ganze Schreiberei wie eine Kapuzinade wirkt, nur nicht wie eine geniai Schillersche, sondern wie eine — ganz andere. Martin, laß' die Feder ruhn oder zieh' nach Kamerun.

XYZ.

Ein Ei des Columbus. Klärende soziale Betrachtungen von Karl Erbmann (Berlin, Bibliographisches Bureau).

Der Verfaſſer iſt Theaterdirektor a. D. Sein Ei des Columbus iſt ein rätſelſchweres Produkt des hehren — Idealismus. Es iſt mit ſeltſamen Stilblüten umhüllt und in ein weitſchichtiges Bett unfreiwilliger Komik gebettet: „Die Zeit iſt gekommen, daß das Volk in demſelben Maße, wie es ſeiner Zeit gegen das Volksſchulgeſetz ſich erhob, nunmehr endlich für unſere daſeinberechtigende Mitgift, die Kunſt, ſich würdevoll begeiſtere; der geſunde Fortſchritt gebietet den gewiſſenhaft denkenden Staatsbürgern, mit dem Aufgebote aller Energie auf eine Reorganiſation des Theaterweſens hinzuwirken, behufs Erhebung der dramatiſchen Kunſt auf ihren erbberechtigten Stammſitz, auf den ihr gebührenden Thron einer akademiſchen Würde, um den demoraliſierenden Druck abzuwälzen und ein Aufatmen —“ u. ſ. w. u. ſ. w. So wälzt ſich das Columbusei auf 48 Seiten. XYZ.

Hermine Spies. Ein Gedenkbuch für ihre Freunde von ihrer Schweſter. Mit einem Vorwort von Heinrich Bulthaupt und einem Bildnis der Sängerin in Lichtdruck. Stuttgart, G. J. Göſchen. 300 S.

Die Schweſter ſchreibt nach Herminens erſtem ſelbſtändigen Liederkonzert in der Berliner Singakademie, das ihr als Liederſängerin zuerſt den Ruf einer „gottbegnadeten Prieſterin“ einbrachte:

„Ihr Geſang hatte eine begeiſternde Wirkung; nach dem Verhallen des letzten Tones ging eine Bewegung und Rührung durch die Menge, die ſich zuerſt in ſekundenlangem Schweigen der Ergriffenheit äußerte. Dann erſt erfolgte das Brauſen eines ſich vorbereitenden donnernden Applauſes, der ſich ſchließlich zu einem wahren Triumphe ſteigerte — als ſei ein Stern aus ſeiner lichten Höhe gefallen, dem alles huldige. Sie ſelbſt — die Urheberin dieſes aufrichtigen Entzückens — unbewußt, womit ſie dieſen Sturm der Begeiſterung entfacht, ſtand beſcheiden, faſt ängſtlich vor der Wirkung, die ſie hervorgebracht. So unmittelbar, ganz abſichtslos, von innen heraus, durch den Abglanz ihrer ſchönen Seele war es ihr gelungen, die Hörer zu Thränen zu rühren.“ (S. 154.)

In dieſem ſchlichten, warmen Erzählton iſt das ganze Buch gehalten, das noch köſtlicher wird durch die Menge eingeſtreuter Briefe von der Künſtlerin und ihren Freunden (z. B. Klaus Groth). Im poeſieverlaſſenen Wirrſal unſeres modernen öffentlichen Lebens wirken unſere Künſtler und namentlich unſere Sängerinnen als Sendboten und Mittler einer ſchöneren, höheren Welt. Was wären unſere blödſinnigbrutalen Militär- und Merkantilreiche ohne dieſe göttlichen Zeugen und Offenbarer eines unaustilgbar edelmenſchlichen Seelenlebens? Was von ſtaatswegen für die Kunſt geſchieht, iſt ja faſt Null im Vergleich zu den Milliardenausgaben zur Befriedigung der Raubtier-Inſtinkte der gewaltthätig Herrſchenden in Kapitalismus, Induſtrialismus, Bureaukratismus, Klerikalismus und andern hiſtoriſchen Menſchheitsplagen. Da iſt es Labſal und Erquickung, ſich das Leben und Streben einer freien fahrenden Sängerin erzählen zu laſſen, die überall entzückt und beglückt und zu den hehrſten Empfindungen befeuert, ſo bald ſie den Quell ihrer Lieder ſtrömen läßt. Hermine Spies glänzt als einer der reinſten Sterne am deutſchen Kunſthimmel. Der Unvergeßlichen, gleich herrlich als Künſtlerin wie als Weib, wird in dieſem Buche ein würdiges Denkmal geſetzt. Auf jedem Blatte findet der Leſer ein liebes, intereſſantes Wort, eine anſprechende Mitteilung, eine ergreifende Lebensthatſache — und wenn er's zu Ende geleſen, blickt er zurück wie in ein verlorenes Paradies, gerührt und erſchüttert, von dem ernſten Hintergrunde alles Lebens und aller Kunſt zu tragiſcher Ergebung ins Unabwendbare geſtimmt.

M. G. C.

Vermiſchte Schriften.

Das Duell vor dem Richterſtuhle der Religion, der Moral des Rechtes und der Geſchichte. Von Dr. Albert Wieſinger. Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria“. 184 S.

Die Schriften über das Duell füllen eine Bibliothek. Wieſingers Buch verdient aber immer noch einen Platz und nicht den ſchlechteſten. Nicht weil ich mir von ihm eine raſche Wirkung verſprechen möchte — die Dummheit und Gemeinheit der gebildeten Verbrecherwelt iſt nicht geringer als die der anderen — ſondern weil es ganz vortrefflich gedacht, gefühlt und geſchrieben iſt. Wichtiger als die feſſelnde geſchichtliche Überſicht, die es über die Duelle der neueren und neueſten Zeit bietet, iſt der flammende Mut des Verfaſſers, jedem Ding ſtets den richtigen Namen aufzublitzen. Ich kann mir ſehr gut den Fall denken, wo man als angegriffener Ehrenmann einen Schurken wie einen elenden Hund prompt über den Haufen ſchießt — und zwar heiligen Mannesrechts wegen — aber keinen ausreichend zu begründenden Fall, wo man kommentmäßig ſich in ein präpariertes Duell einläßt. Der blutige Ausgang eines Duelles iſt unter allen Umſtänden ein Verbrechen, der unblutige Ausgang unter allen Umſtänden eine Hanswurſtiade. M. G. C.

Streifzüge. Geſammelte Aufſätze von Richard Grelling. Berlin, Verlag des Bibliograph. Bureaus. 272 S.

Der bekannte Berliner Rechtsanwalt Dr. Grelling, der ſ. Z. die Prozeſſe Hauptmanns und Hartlebens mit der Theaterzenſur-Behörde ſo überaus geſchickt und erfolgreich geführt hat, giebt hier eine Anzahl intereſſanter Studien und Darſtellungen aus dem Bereiche der Politik, der Preſſe, des öffentlichen Rechts und des Theaters. Namentlich ſeine Mitteilungen über die Theaterzenſur, über die Maßregelung der freien Volksbühne und über den „Weber“-Prozeß verdienen in allen litterariſchen und politiſchen Kreiſen die höchſte Beachtung; denn hier gilt es ein Stück Polizeiſtaat bekämpfen, das der Entwicklung unſeres Kunſtlebens die härteſten und unwürdigſten Feſſeln anlegt.

Wir entnehmen deshalb dem Grellingſchen Buche und den im Anhange beigefügten Dokumenten die nachfolgenden Daten, die nicht nur aktuell, ſondern von ſymptomatiſch kulturgeſchichtlicher Bedeutung ſind. Vielleicht dringen ſie auch jene exkluſiven Schöngeiſter zu beſſerer Einſicht, die ſtolz auf jede politiſche Bemühung herabſehen und naſerümpfend rufen: „Weit weg von aller Politik im weiteſten Sinne!“ Die guten Herren vergeſſen nur, daß ſie mit der Politik auch die Geſetzgebung aus der Hand geben und damit zugleich den Schlüſſel zu allem, was näher oder ferner mit der ſtaatlichen Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften und aller höheren Kulturdinge zuſammenhängt. Nicht nur im Renaiſſancezeitalter, auch im modernen England und Frankreich haben wir die hervorragendſten Dichter, Künſtler und Philoſophen ſchon als emſige Politiker geſehen. Auch bei uns haben ſchöpferiſche Geiſter unbeſchadet ihrer künſtleriſchen Thätigkeit ſich aufs lebhafteſte politiſch bethätigt, ſiehe Richard Wagner, Ferdinand Freiligrath, Ludwig Pfau u. a.!

Aber kehren wir nun zu Grellings intereſſanter Darſtellung ſeines Streites mit der Berliner Zenſurbehörde zurück.

Am 20. Februar 1892 legte die Direktion des „Deutſchen Theaters“ zu Berlin dem Berliner Polizeipräſidium das Hauptmann'ſche „Weber“-Schauſpiel in der Dialektausgabe mit dem Geſuch um Erteilung der Erlaubnis zur öffentlichen Aufführung desſelben vor, wurde aber am 3. März 1892 dahin beſchieden, daß die Erlaubnis aus ordnungspolizeilichen Gründen verſagt werde; Veranlaſſung zu dem Verbote gäben der Inhalt des erſten, vierten und fünften Aktes, ſowie Teile des zweiten und dritten Aktes. Unter dem 22. Dezember 1892 legte die Direktion das Stück

mit einigen Streichungen von neuem vor, dieſes Mal in der hochdeutſchen Ausgabe. Das Polizeipräſidium blieb bei ſeinem abweiſenden Beſcheide. Nun ſtellte Dr. Grelling als Rechtsbeiſtand des Verfaſſers Klage auf Freigabe des Stückes. Am 7. März 1893 wurde hierüber vor dem „Bezirksausſchuß“ zu Berlin verhandelt. Der Referent gab den weſentlichen Inhalt des Stückes wieder und verlas einzelne Stellen; auch teilte er mit, daß jedes Mitglied des Gerichts ein gedrucktes Exemplar des Schauſpiels „zur Kenntnisnahme“ erhalten hätte. Der klägeriſche Anwalt beantragte die vollſtändige Verleſung des Stückes. Der Bezirksausſchuß lehnte jedoch den Antrag ab und wies die Klage zurück; letzteres, weil das Verbot des Polizeipräſidiums nicht rechtswidrig ſei und die Beſorgnis nahe liege, daß, wenn das Stück in einem öffentlichen Theater in Berlin zur Aufführung gelangen ſollte, die Empfindungen der etwa unter den Zuſchauern befindlichen unzufriedenen Elemente in einer die öffentliche Ordnung gefährdenden Weiſe aufgeregt werden könnten. Gegen das Urteil des Bezirksausſchuſſes legte Grelling Berufung zum „Oberverwaltungsgericht“ ein. In der Berufungsſchrift finden ſich u. a. folgende Ausführungen von bedeutſamem, allgemeingültigem Inhalt: „Eine derartige Zuſammenſtellung beanſtandeter Stellen muß beim beſten Willen ein einſeitiges und daher falſches Bild von dem Stücke gewähren. Der Nachteil, welcher dem Kläger durch Ablehnung ſeines Verleſungsantrages erwachſen iſt, iſt daher durch dieſe teilweiſe Reproduktion des Werkes noch vergrößert worden. Die Beurteilung der Frage, ob das Stück aus ordnungspolizeilichen Gründen zu verbieten oder ob es zu genehmigen ſei, ſetzt die Kenntnis des ganzen Werkes, vor allem ſeiner ſittlichen Tendenz voraus, die nur aus dem Zuſammenhange erkannt werden kann.“ — „Der Umſtand, daß dieſer oder jener thörichte Zuſchauer etwas in das Stück hineinlegen könnte, was nicht darin ſteht, kann doch dem Autor nicht zur Laſt gelegt werden. Die Gefahr einer mißverſtändlichen Auffaſſung der Abſichten eines Bühnenwerkes, die Beſorgnis der Verallgemeinerung von Anſchauungen und Vorgängen, welche nur der Ausfluß individueller Verhältniſſe ſind, liegt ſchließlich bei jedem Werke der Litteratur vor. Wollte man daraufhin Aufführungen verbieten, ſo müßten gerade die bedeutendſten Dichtungen, müßten ein „Julius Cäſar“, ein „Coriolan“, ein „Wilhelm Tell“, ein „Fauſt“ u. ſ. w. von der Bühne verbannt werden. Alle hervorragenden Heldengeſtalten, welche die Phantaſie unſerer größten Dichter geſchaffen hat, weichen in Wort und That mehr oder weniger von der geebneten Straße ab, auf welcher die Maſſe einherzieht und welche man wohl als Staats- und Geſellſchaftsordnung bezeichnet. Der Kampf eigenartiger Charaktere gegen die beſtehende Ordnung iſt das Hauptmotiv aller tragiſchen Konflikte.“ Grelling teilte auch dem Gerichte die Erklärung des Dichters ſelbſt mit: „Daß es ihm vollſtändig fern gelegen habe, mit den „Webern“ eine ſozialdemokratiſche Parteiſchrift zu verfaſſen, in einer derartigen Abſicht würde er eine Herabwürdigung der Kunſt ſehen; nur die chriſtliche und allgemein menſchliche Empfindung, die man Mitleiden nennt, habe ihm ſein Drama ſchaffen helfen.“ Das Oberverwaltungsgericht ſprach die — vom Kläger beſtrittene — Rechtsgültigkeit der Zenſur überhaupt aus, erteilte aber die Erlaubnis zur öffentlichen Aufführung des Stückes im „Deutſchen Theater“, weil „dieſes Theater vorwiegend nur von Mitgliedern derjenigen Geſellſchaftskreiſe beſucht wird, die nicht zu Gewaltthätigkeiten oder anderweitiger Störung der öffentlichen Ordnung geneigt ſind.“

Hier mögen zwei Zwiſchenbemerkungen geſtattet ſein. Erſtens: Auch die Offiziere gehören zu den eben bezeichneten Geſellſchaftsklaſſen. Es wäre darum ſeltſam,

wenn das Gerücht, daß ihnen der Besuch des „Deutschen Theaters“ um der „Weber“ willen verboten worden sei, sich bestätigen sollte*); mindestens stünde ein solches Verbot in Widerspruch mit der Ansicht jenes Gerichtshofes. Zweitens: Auch das hiesige Theater am Gärtnerplatz hat die „Weber“ zur Aufführung angenommen. Man darf gespannt sein, ob die Münchener Polizei weniger liberal und ängstlicher sein wird als das Berliner Oberverwaltungsgericht. —

In seinem, in den „Streifzügen“ enthaltenen Aufsatze „Glossen zum ‚Weber‘-prozeß“ berichtet Grelling eine interessante Einzelheit. „Wie weit man geht, beweist das Urteil des Bezirksausschusses. Weil die in dem Stück auftretenden Träger der öffentlichen Gewalt eine ‚klägliche Rolle spielen‘, weil der Gendarm ‚ein moralisch defekter Mann‘ sei, weil dem Polizeiverwalter der Heim vom Kopfe geschlagen wird, weil der Landrat (der gar nicht auf der Bühne erscheint!) ‚nicht Achtung einflöße, sondern ein Mitleid erregendes Zerrbild‘ sei — aus diesen und ähnlichen Gründen ist von der Aufführung des Dramas eine Gefährdung der Staats- und Gesellschaftsordnung zu befürchten. Wahnsinnige Könige, bestechliche Minister, lächerliche Richter und schurkische Präsidenten dürfen dem hochverehrten Publiko anstandslos vorgeführt werden, aber vor der Majestät des preußischen Landrats und Gendarmen, vielleicht auch des Reserve-Offiziers, muß ehrfurchtsvoll Halt gemacht werden.“

Solchen Dingen gegenüber giebt es nur einen Standpunkt, den welchen Grelling in den Worten präzisiert: „Mit dem Institut der Theaterzensur kann uns auch die liberalste Gerichtspraxis nicht versöhnen. Die Theaterzensur ist und bleibt ein Überbleibsel aus dem Polizeistaate, welches mit den Grundtagen des modernen Rechtsstaates, mit den Prinzipien der Rechtsgleichheit, der Nichtbevormundung, der freien Gedankenäußerung, die nur an den Normen des Strafgesetzes ihre Schranken findet, in hellem Widerspruche steht.“

Bücher, Zeitungen und Reden (welche alle auf viel mehr Menschen, als einer Theateraufführung beiwohnen, zu wirken pflegen) werden nicht geprüft, ehe sie in die Öffentlichkeit treten. Nur das Theater untersteht einer Zensur, deren Nutzlosigkeit, Ungerechtigkeit und Schädlichkeit sich an der Geschichte des Weber-Dramas abermals erwiesen hat.

Von den übrigen Aufsätzen der Grellingschen „Streifzüge“ ist jener von brennender Aktualität, der von der be-rühmten Lex Heinze handelt. Diese Lex wird über kurz oder lang wieder den Reichstag beschäftigen, und wenn unsern Volksvertretern nicht alle guten Geister günstig sind, können wir ein neues Gesetz bekommen, das unter dem Vorwand der Verfolgung unzüchtiger Schriften der Entwicklung unserer modernen Kunst und Dichtung den schwersten Schaden zufügt. Also nicht „weit ab von aller Politik“, sondern recht nahe hin und womöglich mitten in sie hinein, das muß in nächster Zeit eine Hauptsorge aller Männer der Feder, des Griffels und des Pinsels sein, bevor die ungehemmte schwarze Reaktion alles mit ihren Radensittichen deckt, was Modernität und Freiheit des schöpferischen Geistes bedeutet. Fort mit allem schöngeistigen Quietismus und verkehrtem Aristokratismus! M. G. C.

Volksschriften zur Umwälzung der Geister. Heft VII: Der Hexenglaube. Ein Rückblick als Perspektive für die Spiritisten unserer Zeit von Ferd. Heigl. Bamberg, Handelsdruckerei. Preis 20 Pf.

Ferd. Heigl, ein wohldekanter Jurist und Schriftsteller, veröffentlicht hier eine kleine, aber wertvolle Broschüre. Er schildert nach eindringenden Studien den schrecklichen Unfug des Hexenglaubens und zieht daraus sehr wichtige Lehren für die Gegenwart, die von Spiritisten in gefährlicher

*) Hat sich erfreulicherweise nicht bestätigt.

Weiſe beunruhigt wird. Ich bin überzeugt, daß die vortrefflichen Ausführungen Heigls alle klaren Denker aufs höchſte befriedigen werden, und wünſche herzlich, daß er überall Gehör finde. „Man lächle nicht über den Gedanken an die Möglichkeit der Wiederkehr von Zuſtänden, die längſt überwunden ſcheinen. Die Weltgeſchichte zeigt Vor- und Rückſchritt.“ Und daß der Spiritismus keinen Fortſchritt bedeutet, iſt gewiß. Da die Heiglſche Broſchüre, wie jedes Heft der genannten Volksſchriften, nur 20 Pfennig koſtet, ſo iſt zu hoffen, daß ſie in die weiteſten Kreiſe dringe. Der Segen davon, die Aufklärung über eine der bedeutungsvollſten Fragen, wird nicht ausbleiben. XYZ.

Franzöſiſche Litteratur.

In unſerer Zeit, in der das Wort von der Kunſt, die nach Brot geht, eine ſolch allgemeine Geltung erlangt hat, daß man ſchon halbwegs zufrieden iſt, wenn die arme Kunſt nicht ganz und gar als melkende Kuh betrachtet und behandelt wird, kommt es nicht allzu häufig vor, daß ein junger Künſtler, dem es ein gütiges Schickſal vergönnte, gleich im Anfange ſeiner Laufbahn einen gewaltigen Erfolg davonzutragen, freiwillig darauf verzichtet, ſeinen Sieg gehörig auszunützen, ſondern es vorzieht, ſich aus der Arena hinwegzuſtehlen, um fern von dem geräuſchvollen Treiben des litterariſchen Lebens in ſtillem, emſigem Streben an ſeiner künſtleriſchen Fortentwickelung zu arbeiten. Lucien Deſcaves, einer der wenigen, denen das Wort l'art pour l'art mehr als eine wohlklingende Phraſe iſt, hat durch die That bewieſen, daß er ſich um die öffentliche Meinung ebenſowenig wie um ſeinen perſönlichen Ruhm und Vorteil kümmert; als der Schriftſteller vor etwa fünf Jahren ſeine „Sous-Offs“ erſcheinen ließ, war ſein Name in aller Munde, das kühne, rückſichtsloſe Werk, das ein Grenz- und Markſtein der modernen realiſtiſchen Litteratur Frankreichs und der Ausgangspunkt einer ganzen Richtung geworden iſt, ſtand damals im Vordergrunde des allgemeinen Intereſſes, und ſein Verfaſſer war über Nacht zum berühmten Manne geworden. Was Wunder, daß das Publikum mit neugieriger Ungeduld auf die weiteren Darbietungen des Mannes lauerte, deſſen gewaltiges Talent in ſo urſprünglicher und auffälliger Weiſe in die Erſcheinung getreten war. Die Erwartungen der braven Leute wurden indeſſen aufs gründlichſte getäuſcht: Deſcaves veröffentlichte nicht nur keine neue Arbeit im Genre ſeiner „Sous-Offs“, ſondern ließ überhaupt nichts mehr von ſich hören, worüber manch einer verwundert den Kopf geſchüttelt haben mag; denn es iſt, wie geſagt, heutzutage doch nahezu unerhört, daß einer einen nachhaltigen Sieg erringt und ſich vom Schlachtfeld hinweg in ſein Studierzimmer begiebt, ſtatt den neuen Gedanken, der ihm zum Siege verholfen, gehörig breitzutreten und ſo mühelos Anſehen und klingenden Lohn zu gewinnen. Zum großen Verdruß der leſehungrigen Gemeinde that Deſcaves nichts dergleichen; was er gegen den kulturfeindlichen Militarismus und die durch ihn bewirkte Vergewaltigung des Individuums zu ſagen hatte, hatte er ſich in den „Sous-Offs“ von der Seele geſchrieben, ſeine Aufgabe war damit erledigt, er überließ es den anderen, das dankbare Thema weiter auszugeſtalten und wandte ſich ohne Verzug einem neuen Plane zu, deſſen Ausarbeitung ihn all die Jahre hindurch beſchäftigte. Die Frucht vierjähriger emſiger Arbeit liegt nun in Geſtalt des neuen Romans vor, den Lucien Deſcaves unter dem Titel „Les Emmurés“ ſoeben bei Treſſe & Stock in Paris veröffentlichte. An tiefernſter Lebensauffaſſung, kräftiger Eigenart und ſelbſtändiger Denkarbeit ſteht der neue Roman den vielgenannten „Sous-Offs“ nicht nach, er übertrifft ſeinen Vorgänger aber bei weitem hinſichtlich der lichten Klarheit der Darſtellung und der ausgeglichenen Technik, die überall die ſorgſam feilende Hand des gereiften Künſtlers erkennen läßt. Von

den ſchroffen Härten und den tauſend Sünden gegen den guten Geſchmack, die ſich der Ankläger militäriſcher Mißwirtſchaft zu ſchulden kommen ließ, iſt hier nichts zu verſpüren, aus dem ſubjektiv empfindenden Heißſporn, deſſen gerechte Entrüſtung an allen Ecken und Enden mit elementarer Gewalt hervorſprudelte, iſt ein objektiv beobachtender und ruhig geſtaltender Wahrheitsſchilderer geworden, der an erſter Stelle genannt werden muß, wenn man die Meiſter moderner franzöſiſcher Erzählkunſt Revue paſſieren läßt. Wie der Titel andeutet, handelt es ſich in den „Emmurés“ um das Schickſal der Ärmſten der Armen, die in ewiger Nacht dahinwandeln. Es iſt ein ergreifendes Bild menſchlichen Jammers, das ſich hier vor unſeren Augen entrollt: die erbarmungswürdige Exiſtenz der Blinden, die dank der Wohlthat moderner philanthropiſcher Inſtitutionen allerlei Kunſtfertigkeiten erlernt haben, ohne indeſſen die erworbenen Kenntniſſe verwerten zu können, weil die Geſellſchaft wohl geneigt iſt, dem Lebenskrüppel ein Almoſen zu reichen, aber kühl und zugeknöpft beiſeite ſteht, wenn es darauf ankommt, einem ehrliche Arbeit Suchenden lohnenden Erwerb zuzuweiſen. Descaves hat ſich mit inniger Liebe in das intime Innenleben jener Unglücklichen verſenkt, deren Seelenzuſtand hier zum erſten Mal zum Gegenſtand eingehender pſychologiſcher Studien gemacht wird, und iſt mit Eifer beſtrebt, einer großen Familie der Enterbten, die unter dem Vorurteil der Welt arg zu leiden hat, zu ihrem Recht zu verhelfen. Daß der Autor ſeine Aufgabe nicht von der ſentimentalen Seite auffaßt, daß er nicht auf den billigen Rührungseffekt ſpekuliert, iſt bei dem Verfaſſer der „Sous-Offs“ ſelbſtverſtändlich; auch iſt Descaves der Gefahr, ſich im engen Rahmen ſeiner Aufgabe im kleinlichen zu verlieren, geſchickt aus dem Wege gegangen, die Studie erweitert ſich unter der Hand des weitausſchauenden Sozialpſychologen vielmehr zu einem meiſterhaft ausgeführten Zeitgemälde, das den Verzweiflungskampf eines kleinen Häufleins hilfloſer Weſen mit der gleichgültigen Menge in ergreifenden Zügen zum Ausdruck bringt. Die Handlung des Romans iſt von ſchlichteſter Einfachheit und lebensechter Treue, ebenſo wahr und ungekünſtelt giebt ſich die Charakteriſierungskunſt Descaves', die uns keine komplizierten Buchgeſchöpfe, ſondern ſimple Alltagsmenſchen zeichnet, deren Denken und Fühlen mit verblüffender Sicherheit und unfehlbarer Menſchenkenntnis entwickelt und analyſiert wird. Sprache und Darſtellung zeigen das unverkennbare Gepräge einer ſtarken Individualität. Man darf Descaves zu ſeiner Arbeit aufrichtig Glück wünſchen, der Erfolg kann dem Roman, der die litterariſche Saiſon verheißungsvoll eröffnet, nicht fehlen, denn die „Emmurés“ gehören zu den Büchern, die jeder geleſen haben muß, der die Entwickelung des modernen franzöſiſchen Schrifttums aufmerkſam verfolgt.

Die Vorzüge, die Jules Claretie's jüngſte Schöpfung „La Frontière“, die den zweiten Band der von Ed. Guillaume herausgegebenen und bei Dentu erſcheinenden „Collection Euryale“ bildet, aufzuweiſen hat, ſind lediglich äußerer Natur und ſind als ſolche auf Rechnung der Guillaume'ſchen Offizin, die den Band trefflich ausſtattete, und des Illuſtrators Picard, der das Büchlein mit einer Anzahl vorzüglicher Bilder ſchmückte, zu ſetzen. Die litterariſche Leiſtung Clarties offenbart in erbarmungswürdiger Weiſe die hilfloſe Ohnmacht eines ausgeſchriebenen Fabulierkünſtlers, der, von ſeiner Erfindungskraft im Stich gelaſſen, auf den traurigen Gedanken verfällt, ein wohlfeiles chauviniſtiſches Brillantfeuerwerk abzubrennen, um den blödäugigen Leſer über die öde Leere und Inhaltsloſigkeit ſeiner Erzählerei zu täuſchen. — Die gleichfalls von Guillaume herausgegebene „Collection Nelumbo“ bringt in ihrem bei Dentu in Paris letzthin erſchienenen neuen Bande die Contes de Perrault, zu denen

Mittis und Pieard einen anſprechenden Illuſtrationsſchmuck beigeſteuert haben.

Die bei Pion, Nourrit & Cie. in Paris im Laufe der letzten Wochen erſchienenen belletriſtiſchen Novitäten — „Fidèlka“ von Henry Gréville, „Aveux de femme“ von Ernest Daudet und „Mariage de convenance“ von Lucien Trotignon — vermehren die Zahl der Unterhaltungsbücher, die bereits tot und vergeſſen ſind, wenn ihre Titel in der bibliographiſchen Anzeige zum Abdruck gelangen.

Die beſtbekannte Sammlung von Werken der zeitgenöſſiſchen Erzähllitteratur, die unter dem Titel „Auteurs célèbres“ im Verlage von E. Flammarion in Paris erſcheint, enthält in ihren in jüngſter Zeit zur Ausgabe gelangten Bänden: Conteline, „Ombres parisiennes“; Casanova, „Sous les plombs“; Delvau, „Miss Fauvette“; Zola, „Jean Gourdon“; Greyson, „Juffer Daadje et Juffer Doortje“; Vast-Riconard, „Le chef de gare“; Renard, „Le coureur de filles“; Danrit, „Bataille de Neufchâteau“; Rude, „Les princes tragiques“; Jacolliot, „Voyage au pays des singes“; Zola, „Sidoine et Médéric“, Maël, „La Bruyère d'Yvonne“; Maxime Paz, „Trahie!“; Catulle Mendès, „L'enfant amoureux“ und Moulin-Lemonnier, „Aventures de Mathurins“.

Grosclaude, „Pardon, Madame!“ (Paris, Flammarion). — Der mit einem hübſchen Titelbild geſchmückte Band bildet eine weitere ſchätzbare Bereicherung der „Collection des auteurs gais“, er bietet eine reiche Blütenleſe pikanter Schnurren und ergötzlicher Geſchichten, die, mit Laune und Verve erzählt, den Leſer aufs beſte unterhalten. A. G—tze.

Spaniſche Litteratur.

Zwei Werke ſpaniſcher Pietät, zwei Gedichtſammlungen, voll von jener echten, reinen, raphaeliſch ſchönen Poeſie, die immer ihren Wert behält, ihre Friſche, ihre Innigkeit und Kraft bewahrt, verdienen auch in Deutſchland näher bekannt zu werden: die in beiden Hemiſphären geſchriebenen Poesías des D. Eugenio Sánchez de Fuentes, die der Sohn Fernán ſoeben in Habana zum Andenken an ſeinen Vater herausgab und mit Anmerkungen verſah, und die Poesías líricas der Doña Antonia Díaz de Lamarque, die ihr Gemahl und Sanggenoſſe D. Joſé Lamarque de Novoa in Sevilla zur Erinnerung an die teure Entſchlafene erſcheinen ließ, der viele Dichter Spaniens und des Auslandes eine prächtige Corona poética gewidmet.

Den Barceloneſer D. Eugenio Sánchez de Fuentes, der zuerſt als Student ſeine Leyer in Sevilla zum Ruhme der Stadt des Betis erklingen ließ, die mit ihren ſmaragdenen Auen, ihrem durchſichtigen Himmel, ihrer Giralda und ihrer Frühlingspracht wie eine weiße Taube unter Blumen ruht, hat auf den Antillen die ſpaniſche Toga geſchmückt. Noch ehe er daran dachte, Spanien zu verlaſſen und ſein Heim auf der Inſel Cuba zu gründen, iſt er durch ſeine ſchwungvolle Ode auf Colón, die 1860 das Lob D. Juan Valeras errang, der Sänger Amerikas geworden. Und noch ſeine letzten Töne, ſeine letzten Echos der Antillen ſind dem Entdecker der Neuen Welt und dem erſten Bildner eines Denkmals für Colón in Amerika, Miguel Melero, ſind Iſabella der Katholiſchen und den ſpaniſchen Conquiſtadores geweiht. 1891 ließ er Spanien in einem ſchönen Liede ſeine Stimme zu den amerikaniſchen Republiken erheben, um ſie alle liebevoll zu ſeinem Schoße zu laden, um dem zu huldigen, der das Geheimnis des atlantiſchen Meeres durchbrochen und, ein zweiter Moſes, ein verheißenes Land unter den Wogen geſucht. In ſeiner Lira Cubana, die er leider nicht vollenden konnte, wollte er durch Veröffentlichung der beſten Dichtungen der Avellaneda, des Heredia, Plácido, Milanés, Luaces, Zenea und Mendive zeigen, wie

groß die Dichter ſind, die unter der Feuerſonne der Inſel Cuba in einem blühenden Palmen- und Blumengarten geboren. Nur Gedanken des Friedens zwiſchen dem ſonnigen Cuba und dem Mutterlande Spanien erfüllten ſeine Seele. Nie diente ſeine Muſe mit knechtiſchem Schmeicheln der Macht und dem Golde, ſie beugte ſich nur vor dem Genie und der Tugend. In ihm lebte und glühte die hehre Begeiſterung eines Auſias March, eines Aribáu, eines Quintana. Sein erſtes Gedicht, das gedankenvolle Lied „Das Kind und der Poet", weiches er 1844 in Sevilla als Jüngling von ſiebzehn Jahren verfaßt, fand in Geibel einen würdigen Überſetzer. In den Präludien ſeiner Muſe auf das Gitter der Geliebten im ſtrahlenden Sevilla, wo man lebt, um zu lieben, iſt er ſchon der feurige Troubadour, der er ſein ganzes Leben war. Seine Dankesſchuld an ſeinen Lehrer und Meiſter Alberto Liſta, das Haupt der ſevillaniſchen Dichterſchule, zahlte er 1849 mit einer klaſſiſch-ſchönen Elegie, und ſeine Ode an Cervantes war der goldene Schlüſſel, der ihm 1885 die erſehnten Pforten der Spaniſchen Akademie öffnete. Auch die ſchwere, oft ſo undankbare Kunſt der Überſetzung verſtand er. Das bezeugen ſeine Übertragungen von katalaniſchen, italieniſchen, franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Gedichten, die der Gelehrte von Santander, Marcelino Menéndez y Pelayo, in ſeine Bibliografia de traductores aufnehmen will. Am 4. Januar 1894 endigte ſein der Freundſchaft, der Familie, der Poeſie, dem Vaterland und der Religion gewidmetes Leben. Ein ſchöneres Denkmal konnte ihm außer der Herausgabe der Poesias ſein Sohn Fernán nicht ſetzen, als durch das Gedicht El arpa muda.

Wie in der Habana, ſo iſt auch am Betis eine goldene Harfe verſtummt, die ſo oft im Dreiklang von Vaterland, Glauben und Liebe getönt. Dem tiefreligiöſen Gemüt des D. Eugenio Sánchez de Fuentes verwandt war die Seele der von chriſtlicher Hoffnung erfüllten Doña Antonia Díaz de Lamarque, aber ſie war ſo eins mit ihrem Gemahl, dem Columbusſänger D. José Lamarque de Novoa, daß man ſich ihr paradieſiſches Luſtſchloß in Dos-Hermanas nicht ohne die Hingeſchiedene denken kann, ſondern immer glaubt, ſie müſſe wiederkehren zu ihrem zärtlichen Gatten, zu ihren geliebten Blumen und Vögeln, um wieder zu ſingen, fern vom Geräuſche der Welt in der Stille ihres Edens, wie Rioja, wie Herrera, und wie ihr Freund Francisco Rodriguez Zapata. Ihre Lieder ſind Balſam und Azahar für die Menſchen, Weihrauch für den Ewigen. Die heroiſche Muſe, die ihr die Klänge zum Preiſe von Numancia eingegeben, das ſchon als Kind ſie erzittern machte und das mit Recht terror imperii hieß, begeiſterte ſich auch, um in ſchmetternden Oktaven den Triumph des heiligen Kreuzes in der Schlacht der Navas de Tolosa zu ſingen.

Von ihren Cantares ſeien die folgenden in der Überſetzung angeführt:

Sei, wie Calderón geheißen,
Höflich ſtets und hilfreich gut,
Denn man macht ſich viele Freunde,
Wie durch Geld, ſo durch den Hut.

Auch die fröhlichſte der Glocken
Seufzet am Novembertag,
Und es iſt kein Herz ſo glücklich,
Das nicht einmal trauern mag.

Jeder, der da Steine ſchleudert,
Möcht' verbergen ſeine Hand;
Doch wie ſehr er ſie mag bergen,
Stets wird doch die Hand erkannt.

Das liebliche Marchena, das einer Perle gleich unter Smaragden ergänzt, war die Vaterſtadt der Dichterin. Aber Sevilla hat ſie geehrt, indem es eine große Straße unweit der Plaza de Toros nach ihrem Namen benannte, und die Dichter von Sevilla, Madrid und Barcelona haben ihr Lob geſungen, das auch in Frankreich und Deutſchland und ſelbſt in der Sprache der Mauren erklang. Der hochbegabte ſevillaniſche Dichter D. José de Veiilla y Rodriguez hat die Poetengrüße, die ihr die Bewunderung mehr als die Freund-

ſchaft ins Grab nachgeſandt, zu einer Corona verbunden. Reich an Dichterinnen iſt Spanien, mit Antonia Diaz de Lamarque aber hat das Land der ekſtatiſchen Santa Tereſa de Jeſus eine ſeiner beſten Dichterinnen verloren.

Johannes Faſtenrath.

Isländiſche Litteratur.

Hannes Hafstein: Ymisley ljódmæli. Reykjavík 1893.

Einar Hjörleifsson: Ljódmæli. Reykjavík 1893.

Die isländiſche Natur kann wohl zur Winterszeit recht traurig und einförmig ausſehen, wenn die Schneeſtürme, vielleicht Wochen lang, raſen und mannshohe Schneewehen zuſammenfegen, ſo daß man kaum vor die Thüre zu treten wagt, und die finſtere Polarnacht den größten Teil des Tages über dem Lande brütet; dafür iſt ſie im Sommer ſo reich, ſo abwechſelnd, ſo großartig, ſo anmutig, daß ſie die Phantaſie des Dichters wecken und ihm zum Stoff für ſein Dichten werden muß. Die meiſten isländiſchen Dichter haben es ſich auch angelegen ſein laſſen, die isländiſche Natur zu verherrlichen, aber nur einem einzigen, dem in der Mitte dieſes Jahrhunderts verſtorbenen Jónas Hallgrimsſon, iſt es ſo gut gelungen, wie dem jungen Dichter Hannes Haſtein. Er iſt beſonders der Dichter der wilden Felsklüfte, der brauſenden Ströme, der ſtürzenden Waſſerfälle, der ſchäumenden Brandungen, des heulenden Sturmes; aber auch für die anmutigen Seiten der isländiſchen Natur hat er ein offenes Auge. In ſeinen formvollendeten Gedichten ſpielen auch die gebüſchbewachſenen Berghalden eine große Rolle, die duftenden Gebirgsblumen, die prächtigen Sonnenuntergänge, die ſich neben dem berühmten Alpenglühen wacker behaupten können. Neben der Liebe zu Islands Natur oder vielleicht eher auf Grund davon, hegt der Dichter eine innige Liebe zu ſeinem Volke, und eine tiefe Sehnſucht, daß es auf der Bahn der Kultur fortſchreite. Wenn er im Frühjahr den Wald in Dänemark aus dem Winterſchlaf erwachen ſieht, dann wünſcht er, ihn ſelbſt auf Koſten ſeines eigenen Lebens nach ſeiner Heimat verpflanzen zu können, daß er dort Berg und Thal ſchmücke. Wenn er auf dem Dampfer an Schottlands Küſte vorüberſegelt und ringsumher hunderte von Schiffen ſieht, dann wünſcht er, daß die Isländer, die nicht gerade im Beſitze einer großen Flotte ſind, über all dieſe Schiffe Macht hätten. In vielen Gedichten fordert Haſtein ſeine Landsleute mit mahnenden, eindringlichen Worten auf, den alten Schlendrian abzuwerfen und ernſthaft an dem pulſierenden Leben der Neuzeit teilzunehmen.

Die Liebe zum Vaterlande geht wie ein roter Faden durch das ganze Buch, aber auch eine andere Liebe kommt ausgiebig zu Worte. In vielen ausgezeichneten Gedichten wird die weibliche Schönheit auf eine männliche und völlig unplatoniſche Art geprieſen, die wahrhaft wohlthuend wirkt, wenn man vergleicht, wie ſchwächlich die meiſten älteren Dichter dieſes Thema behandelt haben.

Die erotiſchen wie die nationalen Gedichte, ebenſo wie die meiſten anderen, zeigen eine Friſche und eine mutige Lebensanſchauung, die in der jüngeren lyriſchen Produktion der nordiſchen Lande ihresgleichen ſucht und in hohem Grade an Holger Drachmanns erſte Gedichte erinnert, ohne daß Haſtein etwa von dieſem großen Lyriker abhängig wäre. Aber er mag von Drachmann gelernt haben; denn ſeine Gedichte ſind metriſch und rhythmiſch oft Meiſterwerke.

Im großen und ganzen bietet Haſteins Sammlung die gehaltreichſte Poeſie, die ſeit langer Zeit auf Island zu Tage getreten iſt; ſeine Gedichte können den Vergleich mit der Lyrik der anderen nordiſchen Lande recht wohl aushalten.

Haſtein wurde 1862 geboren, ſtudierte in Kopenhagen, wo er 1886 das juriſtiſche

Examen beſtand, und lebt jetzt als Beamter auf Island.

Einar Hjörleifsſons Gedichte ſind von ganz anderer Art. Während durch Haſſteins Gedichte der Orkan brauſt, weht durch ſeine kleine Gedichtſammlung eine leichte Briſe. Haſſtein iſt der Dichter der Kraft, der Lebensfreude, der Hoffnung, Hjörleifsſon der Dichter der Trauer, der Reſignation, der zerſtörten Illuſionen. Er beſingt einen Armen, der alle ſeine Hoffnungen zu Grabe getragen hat, und ſchließlich ſtirbt die Mutter der Hoffnungen, die Sehnſucht des Herzens, oder fällt wenigſtens in eine todähnliche Ohnmacht. Die finſtere Sorge beſucht einen jungen Mann, vor dem das Leben offen liegt wie ein heller, ſonnenbeſchienener Weg, und küßt ihn, ohne daß er es wehren kann. Von Stund' an iſt das Leben des jungen Mannes verfinſtert; er kann niemals den Eindruck des ſchickſalsſchwangeren Kuſſes verwinden, der auf ſeiner Stirn brennt, er mag gehen, wohin er will. Eines der ſchönſten Gedichte Hjörleifsſons behandelt die Sage von dem aus Tauſend und eine Nacht bekannten Könige der ſchwarzen Inſeln. Außer einem brennenden Verlangen, das Leben zu genießen, hat der unglückliche König Kraft und Willen, das Glück ſeiner Unterthanen zu befördern, — aber von der Mitte abwärts iſt er Stein. Sein guter Wille wird ihm nur zur Qual, und da er nicht imſtande iſt, ſeine Sehnſuchten zu befriedigen, verwandeln ſie ſich in Zauberinnen, die ihn mit Peitſchen züchtigen. Alles das muß der an die Stelle geſeſſelte König ohne Murren erdulden; trotzdem er in machtloſer Raſerei die Fäuſte ballt, bleiben die Qualen beſtehen. Der Tod und die brauſenden Wogen ſpielen mit einem Manne, der in zerbrechlichem Boot über das Meer des Lebens ſegelt. Trotzdem es rings um ihn her von größeren Schiffen wimmelt, iſt er rettungslos verloren, da es niemandem einfällt, ihm zu helfen; mitten am Tage wird er angeſegelt und geht zugrunde.

In einzelnen Gedichten iſt freilich der Grundton heller. Amerika wird als das Land der Freiheit geprieſen, ſeine Landsleute in Amerika werden ermahnt, würdige Söhne ihres neuen Vaterlandes zu werden u. ſ. w., aber alle bedeutenderen Gedichte tragen ein Gepräge von Schwermut, ſchildern des Lebens Schattenſeiten in der einen oder der anderen Richtung. Es geht durch die Gedichte ein inniges Gefühl und ein wehmütiger Ernſt, der in dieſer blaſierten Zeit wohl thut.

Hjörleifsſon wurde 1859 auf Island geboren. Nachdem er vier Jahre lang in Kopenhagen ſtudiert hatte, reiſte er 1885 nach Amerika. Dort iſt er zur Zeit Redakteur einer isländiſchen Zeitung in Winnipeg. Von Hjörleifsſons Novellen, die auf Island ſehr geſchätzt ſind, iſt eine, „Die Hoffnung", ins Deutſche überſetzt und in der „Frau" erſchienen.

Ljódmæli eptir Steingrim Thorsteinsson. Zweite vermehrte Auflage. (Kopenhagen, Gyldendals Boghandel.)

Thorſteinsſon, geboren 1830, ſeit 1874 Lehrer des Griechiſchen und Lateiniſchen an dem Gymnaſium zu Reykjavik, iſt einer der produktivſten und angeſehenſten Dichter Islands. Als Überſetzer hat er ſeinen Landsleuten mehrere Meiſterwerke der Weltlitteratur zugänglich gemacht, z. B. Tauſend und eine Nacht, Shakeſpeares König Lear, verſchiedne Gedichte von Goethe, Schiller, Byron, Burns und andern, und als Dichter iſt er vielleicht der beliebteſte unter den jetzt lebenden isländiſchen Lyrikern. Es würde ſchwer fallen, auch nur einen einzigen Isländer zu finden, der nicht das eine oder das andre von ſeinen Gedichten auswendig weiß. Sie verdienen auch in vieler Hinſicht das Anſehn, das ſie genießen. Modern ſind ſie nicht, durchaus nicht, aber es durchweht ſie eine innige Liebe für die Freiheit und für die isländiſche Natur und das isländiſche Volk. Wiederholt betont der Dichter ſeinen Haß gegen alle Unterdrückung, und als Deviſe ſtehn unter dem Bildnis, das dem Buche beigegeben iſt,

folgende Worte: „Und wir haſſen alle Unterdrückung, denn der Geiſt iſt frei, ob er ſich nun mit Worten wehrt oder mit Schwertern von Stahl.“

Des Dichters Naturbetrachtung iſt in der Hauptſache idylliſch; er liebt das Hübſche, Zarte, Ruhige. Die ſonnvergoldeten Berge, die ſtille Sommernacht, die Schwäne, die ſich ſtolz in den tiefen ruhigen Binnenſeen ſpiegeln, die Herde, die ſich über die fruchtbaren Wieſen verbreitet und das duftende Gras koſtet — in ihm finden ſie ihren Dichter; dagegen wagt er ſich nur ſelten an gewaltige Naturphänomene.

Was des Dichters Verhältnis zu ſeinem Volke anbelangt, ſo mag darauf hingewieſen werden, daß er häufig die Tapferkeit und Tüchtigkeit der alten Isländer als ein leuchtendes Vorbild für ſeine Zeitgenoſſen preiſt — was übrigens bei den isländiſchen Dichtern keine Seltenheit iſt.

In den Liebesgedichten herrſcht, mit ganz wenigen Ausnahmen, dieſelbe weiche Stimmung wie in den Naturſchilderungen. Mehrmals kann es einem zweifelhaft werden, ob die Angebetete des Dichters ein menſchliches Weſen oder ein bloßes Phantaſiegebilde iſt, und wenn auch die Menſchlichkeit gegeben iſt, ſo iſt die Leidenſchaft des Dichters ſo ſchwach, daß er ſich damit zufrieden giebt, in andächtige Betrachtung der Geliebten zu verſinken oder ſie in ſeiner Nähe zu wiſſen. Einmal wünſcht er ſich z. B. eine Woge zu ſein, die die nackten Füße einer hübſchen Dame beſpülen dürfte; dann würde er vor lauter Freude vergehn; ein ander Mal wünſcht er ſich, die Kleider ſeiner Flamme berühren zu dürfen u. ſ. w. In ſcharfem Gegenſatze zu dieſen ätheriſchen Liebesgedichten ſtehn einzelne, die, was Bitterkeit und Zorn über weibliche Falſchheit anlangt, ihresgleichen ſuchen.

Den wichtigſten Teil der Sammlung machen aber zweifellos die Epigramme und ganz kurzen ſatiriſchen Gedichte aus, in denen der Dichter menſchliche Schwachheit in den verſchiedenſten Formen durchhechelt. In glänzender Form teilt er derbe Schläge nach rechts und links aus und führt ſeine ſatiriſche Geißel geiſtreich und virtuos.

Vor einigen Jahren ſchrieb der Däne Karl Gjellerup einen Roman mit dem Titel „Der Schüler der Germanen“. Dieſe Bezeichnung paßt vollſtändig auf Steingrimur Thorſteinsſon. Von Jugend auf hat er die deutſche Litteratur fleißig ſtudiert, und ſeine eigne Produktion erinnert vielfach an die deutſchen Lyriker aus der Mitte unſres Jahrhunderts. Sein größtes Verdienſt iſt es vielleicht, mehr als irgend ein andrer dazu beigetragen zu haben, deutſches Geiſtesleben auf Island bekannt zu machen.

Ólafur Davidsſon.

Czechiſche Litteratur.

Dr. J. Laichter, Sychrova éra. (J. Otto, Prag.) — Das aufgedunſene Buch (1014 Seiten!) enthält angeblich einen ‚Roman aus dem Kleinſtadtleben‘, in der That aber iſt es ein Depot für ungegerbte Satzhäute . . . Der Leſer vermag ſich beim beſten Willen keine klare Vorſtellung von der in Frage ſtehenden ‚Ära‘ zu machen und muß zuletzt zur frevelhaften Vermutung gelangen: der Herr Autor hat ſelber nicht gewußt, was er eigentlich darſtellen wollte; ihm war es einzig und allein nur um das Schreiben zu thun. Laut ‚Nachwort‘ beſitzt der unverſchämt dreinſchauende Band eine leitende ‚Idee‘; — wo ſie aber ſteckt, das wiſſen wahrſcheinlich die Götter — nicht. Beſonderer Aufmerkſamkeit erfreuen ſich die Träume — allweil träumen die Herrſchaften, leider ſehr ordinäre Träume, ſo daß man Ende gut, alles gut ſelber ſanft einduſelt und träumt . . von der Erlöſung aus litterariſchen Übeln. In formeller Beziehung iſt das Buch geradezu ein Muſter von formloſer Stümperei. Beiſpiel: „Das Volk drängte ſich aus der Kirche auf den Marktplatz. Die grauen Wolken, die das Feſt getrübt hatten, waren nun faſt ganz gegen Weſten hin auseinander gegangen und von dem ausgeheiterten

Himmelsgewölbe strahlte die scharfe, warme Sonne. Vom Kirchturme klang noch immer der schöne, festliche Ton der größten Chotowitzer Glocke, und das Volk drängte sich noch immer im dichten Strome aus der Kirche auf den Marktplatz. Die Stadtfräuleins in Sommerhüten mit Regenschirmen in der Hand, die Landmädchen, Weiber, Männer, Kinder und Greise, alles eilte auf den Marktplatz." Und so geht es in endlosen Wiederholungen weiter. Jeder Gedanke wird bis auf das letzte Tröpfchen ausgequetscht — ja 1014 Seiten — gewiß keine Kleinigkeit! — Da heißt's wohl arbeiten, tüchtig zusehen!

J. Baron Krušina z Švamberka, Črty (Šašek, Gr. Meseritsch). 225 S. 40 Kr. — Nachlässig hingeworfene Skizzen, leichte Ware für ein paar Verdauungsstunden.

B. Kaminský, Črty humoristické i satyrické (Bursik & Kohout, Prag). — Wie der Autor selbst sagt, „für elendes Honorar" geschrieben. Manches originell, das meiste jedoch trivial. Die czechische Kritik nennt das Bändchen eine „Sammlung von Skizzen und Wortspielen ohne jedwede litterarische Bedeutung". Sie hat vollkommen recht.

P. Albieri, Z různého šikn (J. Otto, Prag). 392 S. 60 Kr. — Militärische Novellen ohne tieferen Gehalt, flott erzählt. Der äußere Apparat vollständig abgenutzt. Die Personen sind meist sehr geheimnisvolle Menschen; eine ungebührliche Rolle spielt die geheimnisvolle Flucht, die geheimnisvolle Entdeckung, die geheimnisvolle Erzählung ꝛc. ꝛc. Albieri ist nichts mehr als ein litterarischer Handwerker und seine Arbeiten nichts weniger als Leutnantslesefutter.

K. V. Rais, Horské kořeny (Šimáček). — Skizzen aus dem Leben der armen Gebirgsbewohner, oft an Bret Harte's Darstellung erinnernd. Der Autor der prächtigen Novelle ‚Kalibas Verbrechen' verleugnet sich niemals.

Fr. Herites, Tři cesty (ebenda). — Kleine Genrebilder, sehr fein ausgeführt, hie und da mit talentvollem Anhauch. Störend wirken die Wiederholungen.

J. Konrád, Čím srdce, čímjsi hřešilo — ? (Libuscha). — Schon der larmoyante Titel (der Vers ist einem Gedicht von Hálek entnommen) läßt nichts Gutes ahnen, um so mehr, als der Autor sich einer fieberhaften Schriftstellerthätigkeit befleißigt und in der Eigenschaft eines Familienquatschbörseaners weitbekannt ist. Die Lektüre übertrifft jedoch alle Erwartungen . . . Unverfälschtes Altjungferngedusel — für den harmlosen Familientisch sehr empfehlenswertes Festgeschenk.

Schablone rechts, Schablone links,
Und Sentimang inmitten!
„Wodurch, o Herz, wodurch hast du gesündigt —?"

Hálek hat recht mit seiner Frage . . . Der Stil ist dem Inhalt ganz angemessen. Beispiel S. 73. Nach einem sehr ernsten Geschichtchen hat Ludmilla „schnell irgend eine lustige Ausflucht, die alle lachen machte", gleich darauf „ward Ludmilla einen Augenblick ernst. Auf ihrem Antlitze zeigte sich offenbare Trauer und die Spur inneren Schmerzes" — einige Seufzer und noch auf ebenderselben Seite „lachte Ludmilla melodiös auf". Und dann „wurde sie plötzlich bleich und seufzte schmerzlich auf" ꝛc. ꝛc. ꝛc. Lachen und Weinen hat die glückliche Person in einem Sack. „Wodurch, o Herz, wodurch hast du gesündigt —?" daß Du solch einen Schmarrn lesen mußt?

Vl. Pittnerová, Ze Žďárských hor (J. Šašek, Gr. Meseritsch). 218 S. 40 Kr. — Bilder aus dem Leben der in den Saarer Bergen wohnenden Leute. Schlichte, natürliche Sprache, gute Charakterzeichnung.

V. Kratochvílová, Z Hané (F. Slama, Troppau). 54 S. 15 Kr. — Gilt im allgemeinen das Vorgesagte.

Dr. S. Heller, Román na moři, illustr. (J. R. Vilimek). — Die Charaktere zum großen Teil verzeichnet, der Stil zwar glatt, aber tief in der Tradition steckend. Vieles unmotiviert. Der Autor läßt sehr

gern seine allerdings große — Gelehrsamkeit glänzen und vernichtet dadurch die Geschlossenheit seines Werkes.

J. Herben, Do třetího i čtvrtého pokolení (Scholz, Teltsch). 723 S. 2 fl. 40 Kr. — Die Idee: ‚die Sünden der Väter werden an ihren Kindern und Kindeskindern heimgesucht', ist das Leitmotiv des vorliegenden Romans. Zeit der Handlung von 1762—1887. In diesem breiten Rahmen entrollt sich die Geschichte einer ethisch-verderbten Familie. Der Urgroßvater ein Bauernschinder, der Großvater ein Volksverführer, dessen Töchter Ehebrecherinnen und Dirnen, der Enkel ein Vagabund . . . Die Strafe für die Unthaten des Ahnherrn geht durch alle drei folgenden Generationen. Hie und da ist der groß angelegte Roman etwas fahrig, aber die Charakteristik immer gelungen. Herben ist neben Jarosch, Rais und Mrštik der talentvollste zeitgenössische Epiker der Czechen. In gerechter Wertschätzung wurde auch sein Buch mit dem ersten Preise des ‚Svatobor' (200 fl.) gekrönt. Preisgekrönt — halt, das ist das Stichwort, darüber wollte ich mir lange schon ein paar Wörtchen gestatten. Der Herr Philister darf nicht zusammenschrecken, beileibe nicht! Ich gebe im nachfolgenden nackte Thatsachen:

1891 erhielt von der czechischen Akademie der Dichter Jaroslav Vrchlický für sein Drama ‚Hippodamia' 1000 fl., der Maler Karl Hynais für sein Bild ‚Wahrheit' 1000 fl. und der Komponist Anton Dvořák für sein ‚Requiem' 1000 fl. Außerdem erteilte vorgenannte Akademie 3 Reisestipendien:

für bildende Künstler	1000 fl.,
„ Dichter	250 „
„ Komponisten	200 „
in Summa	1450 fl.

(Na, na, Herr Bourgeoispapa, ich bin noch nicht zu Ende — ausreden lassen: Redefreiheit muß sin!)

Fernere Preise der czechischen Akademie:

I.	fl. 600 (erhielt: Sládek für seine ‚Altfränkischen Liederchen'*),
II. 2 à fl. 400	(Machar, 3. Buch, Lyrik, und Machaček, ‚Glück'),
III. 2 à fl. 300	(Rais, ‚Ausgedinger'**) und Klostermann, ‚Aus der Waldeinsamkeit'),
IV. 2 à fl. 250	(Podlipská, ‚Menschl. Bienen', und Klášterský, ‚Felder und Wälder'),
V. 2 à fl. 200	(Vikorá, ‚Die Gänse', und Sova, ‚Blüten intimer Empf.'),
VI.	fl. 100 (Sládek, Übersetzung von Tegners ‚Frithjofssage'),
	fl. 3000 in Summa, dazu die obigen fl. 1450
	fl. 4450 Czechische Akademie.

Das ist aber noch nicht alles, lieber deutscher Michel, hör' nur weiter:

II. Tyl-Preis (für das beste Drama) (Starý, ‚Magda'),	200 fl.
III. Náprstek Preis (id.) (Zeyer, ‚Neklan'),	200 fl.
IV. Svatobor-Preise: 1. 2 à 200 = (Roman oder Novelle) — Herben, ‚Bis ins dritte und vierte Glied', und Mrštik, ‚Maimärchen'***),	400 fl.
2. (für Originalwerke phil. ästh. oder philos. Inhalts)	250 fl.
V. Třebízský-Preis (Kulturhistorische Novellen) — Winter, ‚Nat. Bilder'†).	200 fl.
In Summa	1250 fl.
Dazu die obigen	4450 fl.
	5700 fl.

Noch nicht alles, mein Liebster. Da giebt's noch:

VI. Merkur-Preis:	35 Dukaten,
VII. Naturwiss. Klub:	100 Franken.
Summa circa	400 fl.
Dazu die obigen	5700 fl.

Summa summarum 6100 fl., sage sechstausendeinhundert fl.!

*) Besprochen im Augustheft 1892, S. 1098.
**) Dezemberheft 1892, S. 1660.
***) Septemberheft 1893.
†) Dezemberheft 1892.

Jo, reiß nur die Augen auf, du urur-deutſcher Philiſter, das thut ein Volk von circa 9 Millionen für Kunſt und Wiſſenſchaft und du 40 oder gar 60 millionenköpfiger Teutone, du, der du dich rühmſt, ein Volk von Dichtern und Denkern zu ſein, du —? Doch pardon, oiter Freund, du konnſt jo nicht anders — honni soit qui mal y pense! — du konnſt nicht anders, erſtlich: biſt du ſo ſehr Bourgeois, daß du nach Kunſt und Wiſſenſchaft den Dreck frägſt und dein Moos lieber in Bier, Tarock oder noch Pikonterem anlegſt, und zweitens: haſt du mit dem gottverfluchten Moloch des Militarismus dein G'frett. No jo, drum eben; die Czechen haben das olles nicht, weder Bier und Torock, noch bewoffneten Friedensſtand, dafür aber Nationalſtolz (oftmols mehr als zu viel!!) und Kunſtſinn — dir oder fehlt beides, mögen die Ideoliſten ouch noch ſo ſehr bemüht ſein, Honig um die Mäuler zu ſchmieren mit dem ummoroliſchen ‚Volk der Dichter und Denker'. Dir mongelt der Kunſtſinn und das mocht dich zum niedrigſtorganiſierten Lebeweſen, zum Philiſter, dir mongelt der Notionoiſtolz und das wird dich die Deutſchen Mährens und Böhmens koſten und vielleicht noch mehr, lieber deutſcher Michel!! Schüttle nur ungiändig deine Zipfelmütze und duſle nur weiter in der Fraktionsmeierei, liberaliſiere, ſozialiſiere, ontiſemitiſiere, konſervatiſiere nach Herzensluſt — was kommen muß, wird kommen . . . . .

Noch eins! Man klagt ollgemein, doß Bücher nicht gekouft werden. Meiner Anſicht noch hat das p. t. Publikum ganz recht, wenn es ſtott in die Buchhondlungen in ein beliebiges Leihbibliothekbeiſel geht und dort ſeinen geiſtigen Bedarf befriedigt — unſere Bücher ſind viel zu koſtſpielig. Ein circa 60 Seiten ſtorkes Bändchen koſtet 1 Mark und oftmals noch mehr! Man denke: 60 Seiten 1 Mork! Foſt für denſelben Preis bekommt der Engländer die ſämtlichen Werke des großen William! Ach, die Engländer, ja, das iſt etwas anderes, hör' ich da ausrufen. Nun gut, loſſen wir Old-Englond beiſeite und ſehen wir, wie es bei den Czechen damit beſchaffen iſt. Vor mir liegen: ein 54 Seiten ſtorkes Bändchen zu — 15 Kr. (!), ferner Bücher zu 225, 392 und 723 Seiten — Preiſe: 40 Kr., 60 Kr. und 2 fl. 40 Kr. (!), Brchilckys „Brevier eines Modernen", 144 S. 12°, elegont ausgeſtottet 80 Kr. — Und das ſollte kein Mißverhältnis ſein! Ein Volk von ocht oder neun Millionen erfreut ſich eines ſo unverantwortlich billigen Bücherſchatzes, um einen Schleuderpreis vermog es ſich eine prächtige Bibliothek anzuſchaffen, während die vierzig Millionen Deutſchen das vier- bis fünffoche zohlen müſſen! Doß die deutſchen Verleger ihren Autoren große Honorare zahlen, iſt doch erwieſenermoßen eine haarſträubende Mogelei — mon frage nur einmol die Schriftſteller; der Krösus der deutſchen ‚Ritter vom Geiſte' muß ſich vor dem franzöſiſchen Kollegen gonz ſtad in die hinterſte Ecke drücken, wie etwa ein Proletorier vor dem Bourgeois. — Dos deutſche Publikum kouft eben keine Bücher, weil ſie unverſchämt teuer ſind.

Vor kurzem geriet mir ein Verzeichnis itoliениſcher Bücher in die Hände, dem ich folgende Daten entnehme: Die Buchdruckerei und Buchhandiung der Boscoſchen Soleſianer in Turin (Strada Cottolengo) publiziert:

Dante, Divina Comedia, 3 Bände	844	S.	1	Lire	80 Cent
Ariosto, Orlando furioso	232	»	—	»	60 »
Tasso, Gerusaleme liberata	578	»	1	»	— »
Vasari, Biogr. ber. Männer, 4 Bönde	1098	»	2	»	40 »
M Polos ‚Million' (Reiſebeſchr.)	250	»	—	»	60 »
Balda, Istoria italiana, 3 Bände	706	»	1	»	50 »
Ligouri, Teologia moralis, 8 Bände	4690	»	10	»	— »
Broſchüren über die ſoziale Frage à	70—94	»	—	»	15 »

Weiter erschienen: Cäsar, Livius, Iliade, Odyssee, Leopardi, Vergil, Cicero, Herodot, Xenophon, Petrarca, Monti, Boccaccio (selbstkastriert!). Der Absatz ist ein sehr großer, wie die „Fansulla“ berichtete. Und so etwas wäre bei uns Deutschen nicht möglich? bei uns ‚Dichtern und Denkern‘? bei uns, von denen vor circa 100 Jahren ein Engländer behauptet hat: „Das ist ein lesewütiges Volk, wie es kein zweites in Europa giebt“? Wirklich platterdings unmöglich? Wer das glaubt, der hat es mit unserem Schrifttum nie ehrlich gemeint. Schafft nur billige Bücher, meine Herren und — mein Ehrenwort darauf! — das Publikum wird kaufen! Und dann, ihr Herren Verleger: vergeßt nicht, die eingereichten Manuskripte von verständigen Leuten prüfen zu lassen, damit unser Büchermarkt nicht wie ein Saustall aussieht, wo Leute à la Streibl, Michler, Schreiber, Herzenskron, Guttmann, Strobl, Gauske o tutti quanti mit dem Pegasus Sodomiterei treiben und die Muse bussierieren ..... Endlich: jagt jeden deutschen Jüngeling, der Herzschmerzverslein, Lustbrustreimlein, Sonnewonnejamdchen und Thränensehnentrochälein fabrizieret und Euch 600 Mark für die Verlagsannahme schickt, zum Teufel — habt Kunstsinn und Nationalstolz und alles wird besser werden. Probatum est!

Ottokar Stauf von der March.

Soziale Dokumente.

Der Achtung unwürdig! Ein Fall württembergischen Disziplinarverfahrens. Von G. Pfizer, vormals Landgerichtsrat in Ulm. 2. Aufl. (Stuttgart, Robert Lutz.) 80 S.

Die „Fälle“ häufen sich im Deutschen Reich, oben und unten, in beängstigender Weise, man hat nicht Augen genug, ihnen zu folgen. Und was noch schlimmer: das deutsche Volk hat nicht Herz, Gewissen und Mut genug, die rechte Moral daraus zu ziehen. Ein Nachtstück aus unserer Rechtspflege jagt das andere, in Preußen, Bayern, Württemberg, überall in deutschen Landen und Ländchen — und außer einigen Publizisten kräht kein Hahn mehr danach. Die Korruption des Geistes scheint bereits zur süßen Gewohnheit geworden zu sein. In Fuchsmühl in der bayerischen Oberpfalz wird im Wald die Aufruhrakte verlesen, wo gar kein Aufruhr vorlag, und alte, blinde, taube Bauern werden von der Soldateska niedergestochen — die Zeitungen berichten lässig in kleiner Druckschrift darüber, als handle sich's um irgend eine Lokalsache von der Schwere eines öffentlichen Unfalls: Ein Maurer ist abgestürzt, eine arme Frau ist ohnmächtig geworden, ein Droschkengaul wurde vom Schlag gerührt u. s. w. Besonders reich an „Fällen“ ist aber das kleine, angeblich so ausgezeichnet regierte Königreich Württemberg. Da wird auf militärischem, theologischem und richterlichem Gebiet drauflos disziplimiert, daß es eine Wonne ist. Das alles verträgt sich ganz herrlich mit unserem gebenedeiten „Rechtsstaat“ am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts! Ein hervorragender, auch schriftstellerisch ungemein thätiger und ehrenvoll weit über Württembergs Grenzen hinaus bekannter Jurist wird im Disziplinarverfahren „der Achtung unwürdig!“ erklärt — und keine Hand erhebt sich wider die Schmach. Der Betroffene beschreibt seine Mißhandlung, einige Leute lesen die Beschreibung und schütteln die Köpfe, und damit ist die Sache abgethan. Wirklich, ist sie damit abgethan? Ist es nicht der Fluch der bösen That, daß sie „fortzeugend Böses muß gebären“? Und daß damit ein Volk selbst schließlich — zur Mißgeburt sich umgestaltet, wenn nicht Einhalt geschieht?

M. G. C.

Vermischtes.

Über die germanische Abstammungsfrage schreibt Ludwig Wilser in der „T. R.“:

Dieselbe haltlose Voraussetzung, welche, wie wir gesehen haben, die Ausführungen

in Rankes Werk „Der Menſch“ über die Abſtammung der Arier beherrſcht, giebt den Grundton an in einem jüngſt erſchienenen Buch, das ſchon wegen der Bedeutung ſeines Verfaſſers eingehende Behandlung beanſprucht. Wir meinen die „Vorgeſchichte der Indoeuropäer.“ Von Rudolf von Jhering. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Leipzig 1894.

Das nachgelaſſene Werk, das wiſſenſchaftliche Vermächtnis eines hervorragenden Mannes, weckt Teilnahme, erregt Spannung, ſelbſt wenn es nicht eine ſo mächtig die Geiſter der Zeitgenoſſen bewegende Frage behandelt. So habe auch ich dem Erſcheinen des Werkes, „an dem Jherings Herz mit Leidenſchaft hing“, mit hochgeſpannter Erwartung entgegengeſehen, wenngleich ſchon die Überſchrift die Richtung vorausahnen ließ; denn ſchon die Bezeichnung „Indoeuropäer“ verriet dem Kundigen, daß die Inder mit ihrer im Rigveda mehr oder weniger deutlich erkennbaren Geſittung der Darſtellung zu Grunde gelegt ſeien. Der erſte Blick in das vorliegende Werk rechtfertigt dieſe Annahme; denn die Einleitung beginnt mit dem Satze: „Das Morgenland iſt der geſchichtliche Mutterboden der Kultur, von ihm iſt ſie nach dem Abendland gekommen.“ Auf dieſer Vorausſetzung beruht der Gedankengang des ganzen Werkes, mit ihr ſtehen und fallen alle Schlußfolgerungen. Und doch iſt dieſer Satz unbewieſen und unbeweisbar. Die älteſte Kultur unſeres Weltteils erkennt der Altertumsforſcher in den Wohnſtätten der „neueren Steinzeit“, beſonders der Pfahlbauten. Wir finden in dieſen vorgeſchichtlichen Anſiedlungen die Spuren einer hochentwickelten Geſittung mit Haus- und Ackerbau, Viehzucht, Töpferei, Weberei und anderen Kunſtfertigkeiten. Der allmähliche Übergang aber von der „alten“ zur „neuen Steinzeit“ zeigt ſich mit Beſtimmtheit an gewiſſen Stellen unſeres Weltteils, in den ſog. Kjökkenmöddinger der däniſchen und ſüdſchwediſchen Küſten. Eine neue Menſchenraſſe tritt nicht auf: die Pfahlbauſchädel haben ganz denſelben kennzeichnenden Langbau wie die älteſten Höhlenſchädel der Mammutzeit. Aus der Steinzeit hat ſich dann — auch wieder ohne Änderung der Raſſe — ganz allmählich durch die Kupferzeit der Übergang zur Bronze- und ſpäter zur Eiſenzeit vollzogen. Alle dieſe Thatſachen werden von Jhering nicht in Betracht gezogen: Zimmers „Altindiſches Leben“, ſchon 1879 erſchienen, bildet die Grundlage ſeiner Unterſuchungen. Widerſprüche ſind daher unvermeidlich; ſo ſagt der Verfaſſer auf S. 25: „Das Muttervolk kannte keinen Ackerbau; es war ein Hirtenvolk, und zwar ein ſeßhaftes und höchſt zahlreiches.“ Jeder mit Volkswirtſchaft einigermaßen Vertraute wird aber zugeben, daß ein „zahlreiches und ſeßhaftes“ Hirtenvolk ohne Ackerbau eine Unmöglichkeit iſt. Waren nun die ſicher ackerbauenden Pfahlbaubewohner „Arier“ oder nicht? Jm erſten Falle — wofür die Schädelfunde ſprechen — haben ſie den Ackerbau auf europäiſchem Boden gelernt, im zweiten haben ſie ihn ſchon vor den — nach Jherings Vorausſetzung — aus Aſien einwandernden „Ariern“ gekannt, in keinem Falle alſo iſt der „Mutterboden der Kultur“, der feſte Wohnſitze und dadurch höhere Kulturentwicklung möglich machende Ackerbau in Aſien zu ſuchen. Vorderaſien hat einige Kulturmittelpunkte, die früh vom Licht der Geſchichte beſtrahlt ſind; daraus folgt aber nicht der aſiatiſche Urſprung aller europäiſchen Geſittung. Auf S. 14 ſagt Jhering: „Die alten Arier haben in der heißen Zone gelebt.“ Dies ſteht im Widerſpruch mit der natürlichen Erklärung der menſchlichen Entwicklung. Wir ſehen, daß in den heißen Ländern die Menſchen noch im Naturzuſtande leben, während die Herren der Welt, die Träger der Kultur von nördlichen Gegenden ausgehen. Die Not war von je die Lehrmeiſterin des Menſchen, ſie allein hat ſeine ſchlummernden Fähigkeiten geweckt und

geſteigert. Gerade in der Kälte, in der furchtbaren Not, die die Eiszeit über unſeren Weltteil gebracht, erblickt die neuere anthropologiſche Schule den Anſtoß zur Erhebung der europäiſchen über alle anderen Menſchenraſſen. Da wir die Grundlagen verwerfen müſſen, ſo lohnt es ſich nicht, auf Einzelheiten des beſprochenen Werkes einzugehen, das zudem nur in Bruchſtücken vorliegt. Wie ſchon geſagt, beſchäftigen den Verfaſſer hauptſächlich indiſche und, als Juriſten, altrömiſche Verhältniſſe. Wieder einmal zeigt das Buch aufs Klarſte, daß eine befriedigende und widerſpruchsfreie Löſung der berührten Fragen von einem einſeitigen Standpunkte aus unmöglich iſt. Es iſt aber hohe Zeit, mit allem Nachdruck gegen dieſe aufzutreten, denn ſie machen das Verſtändnis der deutſchen Geſchichte und die richtige Würdigung unſeres Volkstums unmöglich. Vor kurzem zeigte mir ein befreundeter Herr ein Schulbuch ſeines das Gymnaſium beſuchenden Sohnes — es war die neueſte, von Direktor Junge „vollſtändig umgearbeitete“ Auflage von Müllers Leitfaden zur Geſchichte des deutſchen Volkes — und fragte in ſichtlicher Erregung: „Müſſen denn unſere Kinder in dieſer ſo große Anforderungen machenden Zeit auch noch offenbare Irrtümer lernen? Die betreffende Stelle lautet: „Das deutſche Volk gehört, wie ſeine Sprache zeigt, dem großen ariſchen Stamme an, — deſſen Heimat in Hochaſien zu ſuchen iſt . . . . . Von den Kämpfen und Gefahren der weiten Reiſe aus Aſien bis in unſer heutiges Vaterland erzählt kein Lied, keine Sage, ſelbſt die Erinnerung an die Urheimat war unſeren Vorfahren erloſchen“ . . . . Allerdings, an Aſien konnte ſich unſer Volk nicht erinnern, weil es niemals dort war; daß aber die Erinnerungen an ſeine Urheimat erloſchen geweſen ſei, iſt grundfalſch, Lieder und Sagen erzählten von der Auswanderung aus Skandinavien, dem Mutterſchoß der Völker, bei Franken, Sachſen, Schwaben, Langobarden, Goten und Burgundern. Am längſten erhielt ſich die Überlieferung bei den Schweizer Alemannen. Bis in die neuere Zeit wird in Chroniken und Volksliedern die Herkunft aus Schweden erwähnt und beſungen „als alt härgebracht ſag, ſo bey jnen ye vnd ye geweſen, vnd von einem alter auffs ander geerbt iſt“. In einem Liede des 15. Jahrhunderts heißt es:

Wer ſeind doch die von den ich ſag?
Von Schwedia dar ir erſter nam,
Gar klain erdacht der eren ſtam.

Dieſe Ausſtellungen ſollen uns jedoch nicht hindern, der liebevollen Hingabe, mit der ſich Jhering noch in hohem Alter dieſem Wiſſensgebiet zugewendet, ſowie der mühſamen Arbeit des Herausgebers Ehrenberg alle Anerkennung zu zollen.

XYZ.

Die Aufgaben des deutſchen Unterrichts in der Schule der Zukunft waren der Gegenſtand des Vortrags, den der Oberlehrer am Gymnaſium zu Königsberg Herr A. Ohlert im Berliner „Verein für Schulreform“ gehalten.

In Anknüpfung an die jüngſte Schulreform bezeichnete Redner die Geſtaltung der Lehrpläne unſerer höheren Schulen als eine ſehr unglückliche. Dieſe Lehrpläne fußen auf der theoretiſchen Forderung, daß das Deutſche nebſt den modernen Fächern den Kern des Unterrichts bilden ſollte, ſie verſuchen dabei aber, den antiken Fächern nach Möglichkeit die frühere Geltung zu erhalten. Was ſo zuſtande gekommen, ſei nicht haltbar, und erſt von dem Augenblick an könne unſer höheres Schulweſen wirklich geſunden, wo die Unterrichtsverwaltung ſich rückhaltlos auf den modernen Standpunkt ſtelle. Aus zwei Gründen ſei dies unumgänglich. Erſtens widerſpreche die vorwiegende Pflege der Antike unſerm nationalen Empfinden, und zweitens ſei die früher weitverbreitete Anſicht von der formal bildenden Kraft der alten Sprachen neuerdings als ein ſcholaſtiſcher Irrtumer-

kannt worden. Redner ging auf dieſe beiden Geſichtspunkte nunmehr näher ein. Bei der außerordentlichen Verwicklung der Erſcheinungen im modernen Leben ſei es unbedingt notwendig, in der Schule dafür zu ſorgen, daß ein ſtarkes deutſches Empfinden herausgebildet werde, damit wir den vorausſichtlich drohenden Stürmen mit Ruhe entgegenſehen können. Die ſich mehr und mehr auch unter den Gebildeten ausbreitende ſozialdemokratiſche Denkweiſe erzeuge eine Entfremdung von der eigenen Nationalität, über deren Gefahren die allerdings ſehr häufigen äußerlichen patriotiſchen Kundgebungen nicht hinwegzutäuſchen vermögen. Solche wohlfeilen Kundgebungen verwehen raſch, ſobald ſchwere Zeiten hereinbrechen und ernſte Anforderungen an den Opfermut des einzelnen ſtellen. Die Geſchichte der letzten fünfundzwanzig Jahre lehre deutlich, daß wir keinen Anlaß haben, in dieſem Sinne uns beſonders ſicher zu fühlen. Auf der einen Seite ſei es ein unfruchtbarer, abſtrakter Idealismus, auf der andern der Geiſt der Verneinung und Zerſetzung, dem begegnet werden müſſe, und das könne nur durch die Schule erfolgen, welche das junge Geſchlecht in einem beſtimmten Gedankengange erziehen müſſe. Die deutſche Götterwelt und Sage, das deutſche Volkslied, die Geſchichte deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft, großer deutſcher Geſchlechter, deutſcher Entdecker und Erfinder ſei vor allem zu pflegen, und der größte Teil dieſer Aufgabe falle dem deutſchen Unterrichte zu. Bezeichnend für den Stand der Dinge ſei es, daß ſolche Forderungen in den Zeitſchriften der Humaniſten als Zerſtörungsſucht, Materialismus u. dergl. bekämpft werden. Die Schätze der griechiſchen Litteratur brauche man deshalb nicht zu vernachläſſigen; im Gegenteil könne man dieſe, weil man ſie in der Überſetzung leſe, um ſo umfangreicher genießen. Sei doch auch Shakeſpeare, den nur wenige Deutſche im Urtexte kennen, in Deutſchland faſt mehr gewürdigt, als in ſeinem Vaterlande. Was nun die bildende Kraft des altſprachlichen Unterrichtes, ſeinen Wert als vorzüglichſtes Mittel zu wiſſenſchaftlicher Schulung und logiſchem Denken betreffe, ſo könne an dieſen Wert nur der noch glauben, dem die wiſſenſchaftliche Bewegung der letzten Jahrzehnte über den Kopf gewachſen ſei. Die Zahl ſolcher ſchmelze auch zuſehends, und nicht mehr ferne ſei die Zeit, wo eine richtigere Anſicht herrſchend geworden ſein wird. Die grammatikaliſche Zergliederung fremdſprachlicher Formen gebe ebenſowenig Gelegenheit zur Ausbildung logiſchen Denkens, wie das Überſetzen aus der Mutterſprache in eine Fremdſprache. Die Entſtehung und Entwicklung der Sprachen habe überhaupt mit der Logik nichts zu thun; ſie ſei keine Frucht des grübelnden Verſtandes, ſondern ein unbewußtes Zeugnis des Verſtändigungs-Bedürfniſſes. Die einzelnen Wortbegriffe ſeien urſprünglich lediglich der Sinnenwelt entnommen, ſeien metaphoriſch und haben nur im Laufe der Zeit durch Übertragung von einem Volksgenoſſen auf den andern ihre Bedeutung verändert. Der Gebrauch der Worte ſei auch meiſt ein rein äußerlicher; während der reiche Inhalt der Worte im Verſtändniſſe des ſie Gebrauchenden nur ſehr zum Teile lebe. Und die heutige Schule thue nichts, um dies Verſtändnis zu erhöhen; ſelbſt die Schüler der Oberklaſſen verraten eine unglaubliche Gedankenloſigkeit gegenüber den Worten, die der Lehrer täglich im Munde führt. An der nötigen Vertiefung hindern einerſeits Mangel an Zeit, andererſeits der naive Irrtum, das Latein könne das Verſtändnis der Mutterſprache fördern. Redner verwies auf die Verzerrung der deutſchen Sprache in Zeitungen, Zeitſchriften und Büchern, auf den Niedergang der neueren Litteratur und die unheilvolle Wirkung der Schlagwörter, Wörter halb- oder unverſtandenen Inhaltes, die

dafür der Denkträgheit angenehm entgegenkommen und um so gefährlicher seien, je schwieriger und verworrener die Aufgaben der Zeit. Die Schule müsse da Besserung schaffen, indem sie befähige, durch die Wortbülle zum Inhalte hindurchzudringen. Sie habe die Aufgabe, Forscher heranzubilden, und wenn die wissenschaftliche Arbeit darin bestehe, Thatsachen zweckmäßig zusammenzustellen, um dann richtige Schlüsse aus denselben zu ziehen, so rechtfertige sich die Behauptung, das heutige Gymnasium sei nicht mehr die Stätte, wo solche Aufgabe gelöst werden kann. Die amtliche Auffassung, nach welcher fremdsprachliche Übungen Übungen im logischen Denken sind, sei ein Irrtum. Neuere Forschungen erweisen das logische Schließen als ein Verfahren des natürlichen Verstandes, welches nicht erlernt werden kann, vielmehr von jedem normalen Menschen ganz von selbst mit unfehlbarer Sicherheit ausgeübt wird. Nicht um das logische Schließen also handle sichs auf der Schule, sondern um das Wesen der Begriffe, und dies lerne man nicht durch fremdsprachliche Übungen erkennen, sondern durch inhaltliche Studien, welche nur Sache des deutschen Unterrichts sein können. Die sittlichen, wie die praktischen Bedürfnisse der Gegenwart erfordern eine herrschende Stellung des muttersprachlichen Unterrichtes. Der Schüler soll ein umfassendes Bild der deutschen Litteratur gewinnen und zwar nicht aus den Urteilen des Lehrers, sondern aus eigener Lektüre. Auf Goethe sei mehr Zeit zu verwenden, die mittelhochdeutsche Litteratur, sowie die Hauptvertreter des sechzehnten Jahrhunderts müsse der Schüler kennen lernen, nicht minder die Meister der neueren wissenschaftlichen und ästhetischen Litteratur, in denen ein kraftvolles deutsches Empfinden lebt, so Kant, Gregorovius, Ranke, Gervinus, Savigny, Liebig, Moltke, Kuno Fischer, Gustav Freytag. Der Einwand, diese Schriftsteller seien zu schwer, werde hinfällig gegenüber den Schwierigkeiten, welche z. B. Plato biete. Die Vermittelung des Verständnisses sei eben Sache methodischer Arbeit; ein umfangreiches deutsches Lesebuch mit ausgewählten Stücken jener Schriftsteller sei für die Prima herzustellen. An der Hand solchen Lesestoffes habe der Schüler einzudringen in den Geist der Muttersprache, den deutschen Wortbegriff zu verarbeiten im Hinblick auf seine Bedeutung. Nur so sei das Problem des Schulwesens zu lösen und in diesem Sinne müsse die höhere Schule der Zukunft zur Einheitsschule werden. Unter keinen Umständen aber dürfe das heutige Gymnasium erhalten bleiben. Wenn in den letzten dreißig Jahren bedeutende Männer aus demselben hervorgegangen sind, so sei dies nicht wegen, sondern trotz des Gymnasiums der Fall gewesen, und alle diese Männer seien sicherlich nach Ablauf der Schulzeit zu dem Bewußtsein gelangt, welche bedeutenden Lücken ihre Bildung aufweise. Die Reform der Schulen im obigen Sinne bedinge naturgemäß eine beträchtliche Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden, die nur zu erreichen sei durch Einschränkung des auf Einprägung von Zahlen und Daten gerichteten Unterrichtes und dadurch, daß der fremdsprachliche Unterricht lediglich auf das wirkliche Erlernen der Fremdsprache für den Gebrauch gerichtet werde. Dann werde man zu einer Verarbeitung des eigentlich wertvollen Stoffes kommen, wie sie uns noch völlig fehle. Hoffentlich werde die Unterrichtsverwaltung Versuche zur Umgestaltung unseres Schulwesens im gedachten Sinne verständnisvoll fördern.

Der Vortrag wurde mit allgemeinem und lebhaftem Beifalle aufgenommen.

T. R.

Deutsche Sprache im Orient. In dem Buche „Das moderne Ägypten" von Theodor Neumann finden sich einige Äußerungen über den Gebrauch fremder Sprachen im Nillande und im Orient überhaupt, deren Ergebnis, wenn es auf zuverlässiger Beobachtung

ruht, für uns Deutsche sehr erfreulich ist. Die herrschende Sprache im Lande ist das Arabische, und zwar die ägyptische Vulgärmundart, welche sich sowohl von der syrischen als auch von der der westafrikanischen Küste (Marokko, Tunis) wesentlich unterscheidet. Außerdem werden noch verschiedene Mundarten von der einheimischen Bevölkerung gesprochen, die alle aber nur auf ein kleines Gebiet beschränkt sind. Außer diesen eigentlichen Landessprachen ist von jeher das Italienische, die sog. lingua franca, namentlich an den Küsten des Mittelländischen Meeres weit verbreitet. Die französische Sprache ist längst nicht mehr so beliebt wie früher. Sie bildet wohl noch das Verkehrsmittel der sog. Gesellschaft, wird auch längs des Suezkanals von den Eingeborenen viel gesprochen, aber ihre Bedeutung ist nicht mehr die frühere, da sie auch aus dem amtlichen Verkehre nach und nach verdrängt wird. Die englische Sprache ist trotz aller Bestrebungen nicht so verbreitet, wie man es mit Rücksicht auf die englische Besetzung des Landes glauben sollte. Sie wird zwar in allen Schulen gelehrt, ist die Amtssprache im Kriegsministerium und in jenem für öffentliche Arbeiten, hat aber bis jetzt keinen Boden im Lande gefaßt. Hingegen macht die deutsche Sprache mit jedem Jahre größere Fortschritte, teils weil der Handel zum großen Teil in den Händen von Deutschen ruht, und teils, weil viele junge Leute aus den besten Familien ihre Erziehung in Österreich und Deutschland erhalten. Es ist bekannt, daß der jetzige Chediw und dessen jüngerer Bruder ihre Ausbildung im Theresianum in Wien erhalten haben und das Deutsche ebenso geläufig wie ihre Muttersprache sprechen. Auch viele hohe ägyptische Beamte bedienen sich mit Vorliebe der deutschen Sprache. Die Vorliebe für das Französische hat in Ägypten überhaupt längst nachgelassen. Cherif Pascha, der in Frankreich erzogen wurde und auch längere Zeit im französischen Heere diente, hat seinen Sohn, den gegenwärtigen Generalsekretär im Ministerium des Äußeren, durch acht Jahre im Theresianum ausbilden lassen und auch die Erziehung seiner Töchter deutschen Gouvernanten anvertraut. Wer so wie der Verfasser die letzten drei Jahrzehnte im Orient zugebracht hat, mußte feststellen, welche große Verbreitung die deutsche Sprache und Kultur in allen diesen Ländern gemacht hat. Abgesehen von Rumänien, wo die deutsche Sprache ohnehin seit jeher von jedem Gebildeten gesprochen wurde, hat sie sich rasch über Bulgarien, Serbien, die Türkei, Griechenland und Ägypten verbreitet. Es giebt kaum eine bessere Familie, in der die Erziehung der Kinder nicht deutschen Lehrern und Lehrerinnen anvertraut wäre, und das jüngere Geschlecht im Orient wird schon mit ganz anderer Vorbildung und auf ganz anderer Kulturstufe ins Leben treten. Diese große Verbreitung der deutschen Sprache und des deutschen Wesens ist um so beachtenswerter, als sie sich ohne irgend welche Unterstützung und ohne Einwirkung der Regierungen oder Vereine vollzog. Die verschiedenen von Franzosen und Italienern gegründeten, von den betreffenden Regierungen reichlich unterstützten Vereine zur Pflege der Sprache werden den Fortschritten der deutschen Sprache keinen Einhalt bringen. Die verschiedenen Nationen im Orient haben aufgehört, Paris als den Mittelpunkt europäischen Lebens zu betrachten. Sie richten ihre Blicke auf Wien und Berlin, um sich die Errungenschaften der modernen Kultur anzueignen.

T. R.

Bibliographie der Proportionalwahllitteratur. Der Schriftsteller und Privatgelehrte R. Siegfried zu Königsberg i. Pr. ersucht uns um Aufnahme folgender Notiz:

Umfangreiche Studien über das in neuerer Zeit so häufig genannte Thema der Proportionalwahl und Minoritätenvertretung haben mich dazu veranlaßt, eine alle Länder und Zeiten umfassende Bibliographie der gesamten

über diesen hochwichtigen Stoff vorhandenen Litteratur zu unternehmen. Die bekannten Schriften von Gageur und Rosin enthalten mit ihren immerhin ziemlich ausgedehnten Litteraturnachweisen wenig mehr als eine Vorarbeit dazu; erst eine wirkliche Bibliographie von der Art der von mir geplanten würde es den Gelehrten ermöglichen, gründliche Studien über diesen Stoff anzustellen. In Aufsätzen und Abhandlungen, in Zeitungen und Zeitschriften, ferner in einzelnen Stellen, welche sich in wissenschaftlichen Werken aller Art zerstreut finden, sowie in Spezialschriften größeren und kleineren Umfangs bis zu einfachen Flugblättern herunter, sind die litterarischen Erörterungen über die Proportionalwahl im Laufe der Zeit (sie reichen mindestens bis 1780 zurück) zu einer schier unübersehbaren Flut angeschwollen, zu deren Bewältigung die Kraft des Einzelnen entfernt nicht ausreicht. Ich sehe mich daher in die dringendste Notwendigkeit versetzt, die hilfreiche Gefälligkeit aller Derjenigen in Anspruch zu nehmen, welche von solchen Aufsätzen, zerstreuten Stellen und sonstigem Material Kenntnis haben sollten, gleichviel ob dieselben der Hauptsache nach oder nur nebenher das Thema berühren. Pro und contra wird in meiner Arbeit gleichmäßig berücksichtigt. Jede auch die kleinste Mitteilung wird mit ledhaftestem Dank entgegengenommen und auf das Sorgfältigste beachtet werden Drucksachen, die man mir gütigst leihweise zur Verfügung stellt, sollen auf das Peinlichste geschont und baldmöglichst zurückerstattet werden.

Königsberg i. Pr. R. Siegfried.
Französischer Schulplatz, links.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der „Gesellschaft" sind folgende Bücher und Schriften eingegangen:

Conrad Alberti: Maschinen. Roman. (Leipzig, W. Friedrich.)

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Hrsg. v. Th. Schiemann. Band 1. Konstantin Kawelin und Iwan Turgenjew. Sozialpolitischer Briefwechsel mit Alexander Iw. Herzen. Mit Beilagen und Erläuterungen. Hrsg. von Prof. Michail Dragomanow. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.)

Karl Bleibtreu: Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in fünf Akten. (Zürich. Verlags-Magazin (J. Schabelitz).)

J. Blockhuys u. A. Geroats: Das Kunstgewerbe. Volksbuch zur Entwickelung des Kunstgeschmackes der Handwerker. (Neuwied, A. Schupp.) Lfg. 1. (Vollständig in ca. zehn Lfgn. à 50 Pfg)

G. Bolle: Lassalline. Schauspiel in 3 Akten. 5. Aufl. (Berlin W., F. Fontane u. Co.)

Ernst Brandt: Eine lyrische Geschichte. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

M. von Broeker: Kunstgeschichte im Grundriß. Dem kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß. (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.) Mk. 2.60.

Otto Bütow: Die Weltordnung. 1. Band. Geburt und Jugend der Menschheit. 1. Liefg. (Braunschweig, Albert Limbach.) 50 Pfg.

Hans Delbrück: Die Polenfrage. Zweites Tausend. (Berlin, Hermann Walther.)

Juliane Dery: Katastrophen. Novellen. (Stuttgart, Adolf Bonz.)

Franz Dittmar: Balladen und poetische Erzählungen. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Dr. Düsing: Künstlicher Irrsinn. Eine Warnung vor Irrenanstalten. (Leipzig, W. Friedrich.) Mk. 1.—

Oberst Freiherr von Eberstein: Über die Ehre und falsche Ehrbegriffe. (Leipzig, W. Friedrich.) 50 Pfg.

Dr. Rudolf Eisler: Die Weiterbildung der Kant'schen Apriorilätslehre bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Geschichte der Erkenntnistheorie. (Leipzig, W. Friedrich.) Mk. 1.80.

Marcellus Emants: Lilith. Ein Gedicht in drei Gesängen. Aus dem Holländischen übertragen von Anna Crous. (Berlin, Bibliogr. Bureau.) 1 Mk.

Tot. Zwei Novellen. Autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Anna Crous. (Berlin, Bibliographisches Bureau.)

Ernst Ewert: Najas Seele. Novelle. (Dresden u. Leipzig, E. Pierson.)

Viktor Feldegg: Skolarenlieder. (Dresden u. Leipzig, E. Pierson.)

A. Fitger: Jean Meslier. Eine Dichtung. (Leipzig, Liebeskind.) Mk. 2.50.

—:— Requiem aeternam dona ei. (Ebenda.) Mk. 4.—.

Ilse Frapan: Zu Waſſer und zu Lande. Novellen. (Berlin, Gebrüder Paetel.)

Friedensſtimmen. Eine Anthologie, herausg. von Leopold Katſcher. (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag, Ernſt Hoppe.)

Fr. Wilh. Gerling: Der Jeſuit und der Freidenker. Luſtſpiel in drei Akten. (Berlin. Rubenow.)

Julius Goebel: Gedichte. (Dresden und Leipzig, E. Pierſon.)

Lic. Otto Gräbner: Predigten über die Apoſtelgeſchichte. Erſter Band. Kapitel 1—14. (Berlin, Karl Georg Wiegandt.)

Hugo Grothe-Harkányi: Frauenprofile. Illuſionen. (Zürich, Verlagsmagazin [J. Schabelitz].) Mk. 1.60.

Joſ. Grunzei: Sturmflut. Drama in 5 Aufzügen. (Dresden und Leipzig, E. Pierſon.)

Gyp: Fräulein Eva. Autoriſierte Überſetzung aus dem Franzöſiſchen von Franz Fels. (Berlin, Bibliographiſches Bureau.)

Otto Erich Hartleben: Goethe-Brevier. Goethes Leben in ſeinen Gedichten. (München, K. Schüler.)

Hermann Heiberg: Geſamte Werke. Lfg. 3—8. (Leipzig, W. Friedrich.) à 40 Pfg.

Hedwig Henrich-Wilhelmi: Das Recht der Frauen zum Studium und ihre Befähigung für alle Berufsarten. (Berlin, Rubenow.) 50 Pfg.

Friedr. Benj. Hermann: Durch Leid zur Seligkeit. Ein Werkſtück zum Tempelbau der Erlöſung. 5 Bücher. Buch 1—3. 2 Bände. (Braunſchweig, Joh. Heinr. Meyer.)

Rudolf Herzog: Aus aller Frauen Landen. Lieder eines Unſtäten. (Großenhain, Baumert u. Ronge.)

Ludwig Heveſi: Glückliche Reiſen. (Stuttgart, Bonz u. Co.) Mk. 4.—.

Wolfgang Kirchbach: Des Sonnenreiches Untergang. Ein Kulturdrama in fünf Aufzügen. (Dresden, Pierſon.) Mk. 1.50.

Robert Kothe: Gedichte. (Dresden u. Leipzig, E. Pierſon.)

Mite Kremnitz: Elina zwiſchen Kirche und Paſtorat. Novellen. (Breslau, Schief. Buchdruckerei.)

P. F. Knpka: Wiener „Papyri". Skizzen aus Jung- und Altägypten. (Dresden und Leipzig, E. Pierſon.)

Dr. M. Kurt: Wahrheit und Dichtung in den Hauptlehren Eduard von Hartmanns. (Leipzig, Friedrich Fleiſcher.)

Anna de Lagarde: Paul de Lagarde. Erinnerungen aus ſeinem Leben zuſammengeſtellt. (Göttingen, Dieterich'ſche Univerſitäts-Buchhandlung, Lüder Horſtmann).

Eduard Lauterburg: Glaubens- und Sittenlehre zum Inwendiglernen. (Zürich, Verlags-Magazin [J. Schabelitz].) 60 Pfg.

Laura Marholm: Das Buch der Frauen. Zeitpſychologiſche Porträts. (Leipzig, A. Langer.)

C. von Maſſow: Reform oder Revolution! (Berlin, O. Liebmann.) Mk. 4.—.

Heinrich Meinhardt: Wider den Strom. Vermiſchte Gedichte ernſten Inhalts. (Berlin, Bibliographiſches Bureau.) 1,50 Mk.

Peter Merwin: Peſſimiſtiſche Gedichte. (Leipzig, W. Friedrich.) 1,50 Mk.

Rich. M. Meyer: Goethe. (Geiſteshelden Bd. 13—15.) Preisgekrönte Arbeit. (Berlin, E. Hofmann & Co.) 6 Mk.

Oskar Panizza: Das Liebeskonzil. Eine Himmelstragödie in fünf Aufzügen. (Zürich, Verlagsmagazin [J. Schabelitz].)

Paul Pannonius: Ignis fatuus. Ein Traum aus dem Rokoko. (Leipzig, W. Friedrich.) 1 Mk.

Wilhelm Pfitzner: Friſche und welke Blüten. Gedichte. (Dresden und Leipzig, E. Pierſon.)

Adolf Philippi: Die Frauenfrage. Eine zeitgeſchichtliche Studie. (Verlag von Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig.) 80 Pf.

W. Popper: Altmodiſche Leute. Novelletten und Skizzen. (Dresden und Leipzig, E. Pierſon.)

Stanislaw Przybyszewski: Vigilien. (Berlin, S. Fiſcher.)

Heinrich Pudor: Tragödie. Gedichte. (München, Heinrich Pudor.)

—: Hohe Schule des Sinnenlebens. (Ebenda.)

—: 11 Lieder für eine Singſtimme mit Begleitung des Pianoforte. Op. 2. (Leipzig, Heinrich Pudor.)

Paul Quenſel: Wiederſehn. Drama in einem Aufzuge. (Dresden und Leipzig, E. Pierſon.)

Eugen Raſpi: Emancipiert. (Zürich, Verlagsmagazin [J. Schabelitz]). 1895.

Dr. Eduard Reich: Große und

kleine Welt, Geist und Medizin. Abhandlungen, Bruchstücke und Gedanken. (Berlin, M. Driesner.)

Dr. Emil Reich: Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen. Zweite, vermehrte Auflage. (Leipzig Wilhelm Friedrich.) 2 Mk.

—: Grillparzers Dramen. Fünfzehn Vorlesungen. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) 3 Mk.

Fritz Rohrer: Aus Hadlauds Heim. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Ernst Rosmer: Königskinder. Märchenspiel in drei Aufzügen. (Berlin, S. Fischer.)

W. Rudow: Wittekind der Sachsenherzog. Vaterländische Dichtung. 2. Ausg. (Leipzig, Wilhelm Opetz.)

Otto Rühle: Der erste Strauß. Ein Liederbuch. (Großenhain, Baumert & Ronge.)

Benno Rüttenauer: Zeitiges und Streitiges. Ein litterarisches Skizzenbuch. (Heidelberg, Georg Weiß.)

Sankarocharya: Tattwa Bodha. (Daseinserkenntnis.) Aus dem Sanskrit übersetzt von F. Hartmann, M. D. (Leipzig, W. Friedrich.)

Maximilian Schacht: Wie sie fielen. Frauenbilder. (Zürich, Verlagsmagazin [J. Schabelitz].) 1,50 Mk.

—: Soziologische Studien. 1. Das Mysterium der Zweiheit. 2. Versittlichung der Ehe. (Ebenda.) 1,20 Mk.

Wilh. Schäfer-Dittmar: Mannsleut. Westerwälder Bauerngeschichten. (Elberfeld, Sam. Lucas.) 1,50 Mk.

Karl Schultz: Blitzschrift. Anleitung, diese zeitersparende Reformschrift ohne besonderen Unterricht in kaum einer Stunde zu erlernen und in kürzester Frist einzuüben. (Berlin, Bibliograph. Bureau.) 50 Pf.

—: Wohlklang. Zur Musikreform im Sinne verfeinerter Stimmung, insbesondere der Tasteninstrumente. (Berlin, Bibliograph. Bureau.) 60 Pf.

August Siems: Bühnenkünstlerinnen. Roman. (Breslau, Schles. Buchdruckerei.)

Gustav F. Steffen: Aus dem modernen England. Heft 3—6. (Leipzig, Peter Hobbing.)

Hermann Stegmann: Erntenovellen. (Basel, Bruno Schwabe.) 3,20 Mk.

Robert Stelnhauser: Der Übermensch. Lachen! Zwei Wiener Geschichten und ein Zwischenstück: Die Eine von den Neunen. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

T. W. Telsen: Das soziale Elend und die besitzenden Klassen in Österreich. (Wien, Erste Wiener Volksbuchhandl. [Ignaz Brand].) 2 Mk.

Unter dem roten Zwang! Wahre Geschichten. (Leipzig, A. Bergmann.) 2 Mk.

A. v. Villámossy: Verführt, verlassen, verloren. Moderne Novelle. (Berlin, Bibliograph. Bureau.)

Dr. Voelkel: Sollen die Dissidentenkinder gezwungen werden, am Schul-Religionsunterricht teilzunehmen? Beleuchtung der Frage durch Bibelskizzen. (Berlin, W. Rubenow.) Heft 1 (in 4 Heften vollständig).

Richard Wagner, Fünfzehn Briefe von. Nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille, geb. Sloman. (Berlin, Gebrüder Paetel.)

Warum ich fahnenflüchtig wurde. Apologie eines deutschen Einjährigen. (Zürich, Verlagsmagazin [J. Schabelitz].) 1895.

C. Werckshagen: An der Wende des Kirchenjahres. Zum Totenfest und ersten Advent. 2 Predigten. (Berlin, Karl Georg Wiegandt.)

Bartholomäus von Werner: Die deutsche Kolonialfrage. (Leipzig, W. Friedrich.) 1 Mk.

Ernst von Wolzogen: Fahnenflucht. Novelle. (Berlin W., F. Fontane & Co.) 1 Mk.

Fürst Friedrich Wrede: Entnervt! Drama in vier Aufzügen. (Leipzig, W. Friedrich.)

Ernst Ziel: Litterarische Reliefs. Dichterporträts. Vierte Reihe. (Leipzig, Ed. Wartig.)

Dr. Edwin Zollinger: Schule und Friedensbewegung. (Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.) 50 Pf.

☞ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag** der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig,**

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Digitized by Google